19

Euphorion

Zeitschrift für Litteraturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Siebenter Band

Jahrgang 1900.

30647
1901

Leipzig und Wien
k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1900.

Förderer.

Die Zeitschrift für Litteraturgeschichte

„Euphorion"

wird in hochherziger Weise unterstützt durch:

Das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht in Wien

Die Gesellschaft für deutsche Litteratur in Berlin

† Excellenz Nicolaus Dumba in Wien

Herrenhaus-Mitglied Ludwig Lobmeyr in Wien

Excellenz Markgraf Alexander von Pallavicini in Wien

Herrenhaus-Mitglied Philipp Ritter von Schoeller in Wien.

PN
4
E8
Bd.7

Inhalt.

Untersuchungen und Neue Mitteilungen.

Seite

Philologische Betrachtungen im Anschluß an Goethes Werther. Von Bernhard Seuffert 1

Neues über Georg Rudolph Weckherlin. Von Hermann Fischer 48

Zu Goethes Sonetten. Von Otto Pniower 54

Jean Pauls litterarischer Nachlaß. Von Josef Müller.

C. Faszikel Nr. 13 a und b: Selbständige größere Aufsätze. II. Die Schriftstellerthätigkeit in der Universitätszeit (Fortsetzung) . . . 61

D. Faszikel 14—23. Studienhefte zu einzelnen Werken 71. 291

E. Korrespondenz 303

Nachtrag 312

Resumé 313

Über die Quellen zu Immermanns Trauerspiel in Tyrol. Von Heinrich Röttinger 78

Hebbels Briefwechsel mit Adolf Pichler. Mitgeteilt von Adolf Pichler . . . 96

Otto Ludwigs „Maria". Von Richard M. Meyer 104

Zur Geschichte von C. F. Meyers Gedichten. Von Heinrich Kraeger. I. II. III. 112. 564. 758

Beiträge zur Kenntnis des Puppentheaters. Von F. Arnold Mayer . . . 139

Die Quelle von Ayrers Ehrlicher Beckin. Von Johannes Bolte 225

Aus den „Litterarischen Monaten" 1776/7. Mitgeteilt von Erich Schmidt . 233

Der Verfasser der „Gedichte eines polnischen Juden". Von Daniel Jacoby . 238

Der Schuhu in Goethes Vögeln. Von Max Morris 246

Zu den Briefen Hubers an Schiller (1786—1796). Mitteilung von Ludwig Geiger 258. 588

Johann Jakob Engels „Herr Lorenz Stark". Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Familienromans. Von Robert Riemann 266. 482

Grillparzerreliquien. Mitgeteilt von Anton E. Schönbach 314

Ästhetik, Sozialpolitik und Entwicklungslehre. Von Hugo Spitzer. II. . . . 449

Ein Vorläufer von Paul Gerhardts Lied: „Befiehl du deine Wege", aus dem Jahre 1629. Von Heinrich Borkowski 478

Monsieur Nicola in Goethes Tagebuch Juni und Juli 1798 und Nic. Edme Rétif de la Bretonne. Von Heinrich Düntzer 514

Seite

Benjamin Constants Gespräche mit Goethe 1804. Mitgeteilt von Albert Haas 521
Uhlands Dichterwerkstatt. Von Harry Mayne 526
Über das künstlerische Problem in Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn". Von Max Speier 541
Aus dem Nachlasse Chr. D. Grabbes. Mitteilungen von Robert Hallgarten 547
1. Kosziuszko, dramatisches Fragment 549
2. Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Recension 758
Des Trinkers fünf Gründe. Von Johannes Bolte 695
Zu den Quellen der „Gesichte Philanders von Sittewald" von Moscherosch. Von Adolf Hauffen 699
Ein Gedicht von Pyra. Mitgeteilt von Ernst Consentius 702
Ein Brief Wielands an Lavater. Mitgeteilt von Paul Leverkühn 708
Ein Faustschema. Mitgeteilt von Max Morris 713
Uhlands „Speerwurf". Von Oswald von Zingerle 716
Ein Schauerroman als Quelle der „Ahnfrau". Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Tragödie. Von Ludwig Wyplel 725

Miscellen.

Aus dem Tagebuch eines württembergischen Regimentsarztes im siebenjährigen Krieg. Mitgeteilt von J. J. Baebler 150
1. Zur Charakteristik von Schillers Vater.
2. Ein württembergisches Kriegslied.
Zu Nr. 50 und 51 von Goethes „Vier Jahreszeiten". Von Hugo Holstein . 157
Zum Briefwechsel Carl Augusts mit Goethe. Von Reinhold Steig . . . 159
Notizen zu Toni Adamberger. Von Reinhold Steig 202
Allerlei Kleinigkeiten. Von Arthur Kopp.
1. Wedekind, der Krambambulist 317
2. Marlborough 318
3. Ännchen von Tharau 319
Ein Neues Dokument zur Urgeschichte des Werther. Von Hans Hofmann . 324
Zur Geschichte des Faststoffes.
1. Ein Faust-Drama auf der Wiener Possenbühne. Von Egon von Komorzynski 325
2. Eine Faust-Aufführung in Komorn. Von Emil Horner 328
Zu der Entstehung der Redensart: „Keinen Knopf!" Von P. Beck . . . 585
Zu dem Ausdruck: „Schwören" in Grimms deutschem Wörterbuch. Von P. Beck 586
Bemerkungen zu Mathesius' Leichen- und Hochzeitspredigten. Von Karl Reuschel 586. 791
Zur Datierung des Disputationsplanes im Faust. Von Max Morris . . 587
Nachtrag zu Seite 259. Von Ludwig Geiger 588

Seite
Nachträge zu Mathesius. Von Karl Reuschel 791
Zu Herder. Von Bernhard Suphan 791
Nachträgliches zum Mariamotiv: le „motif de Maria" dans le romantisme français. Von F. Baldensperger 792
Lesefrüchte (1. Ludim. 2. Puppe. 3. Rats-Herr. 4. Roman) 795

Recensionen und Referate.

(Mit Einschluß der in der Bibliographie kurz besprochenen Werke.)

Ayrer, siehe Kroker
Bächtold, Kleine Schriften 402
Betz, La littérature comparée (R. M. Meyer) 796
Bergmann, siehe Schwärzler.
Bismarck, siehe Rogge.
Bienenstein, Die Dialektdichtung der deutsch österreichischen Alpen . . . 398
Biese, Pädagogik und Poesie 402
Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humonisten (W. Toischer) . 336
Börnes Gesammelte Schriften (Michael Holzmann) 358
Brenner, Grundzüge der geschichtlichen Grammatik der deutschen Sprache (Friedrich Weidling) 331
Breul, siehe Goethe.
Brockhaus, Zum 28. August 1899 436
Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels. 5. Auflage 399
Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels. II. Band. 6. Auflage (R. Zeiß) 190
Consentius, „Freigeister, Naturalisten, Atheisten —", ein Aufsatz Vossings im Wahrsager 439
Consentius, Der Wahrsager 689
Cross, The Development of the English Novel (John G. Robertson) 193
Daffis, Johann Jacob Engel als Dramatiker (Robert Riemann) . . . 433
Ehrhard, Le théâtre en Autriche. Franz Grillparzer (Charles Senil) . 814
Eggert, siehe Goethe.
Eichendorff, siehe Krüger.
Engel, siehe Daffis.
Falk, Geheimes Tagebuch oder Mein Leben vor Gott. 2. Teil (Karl Zeiß) 687
Fischer Hermann, Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens. Zweite Reihe. (W. Lang) 185
Fischer, Kuno, Goethes Iphigenie. Festvortrag. 3. Auflage (Viktor Michels) 170
Flatz, siehe Schwärzler.
Franzos K. E., Conrad Ferdinand Meyer (Richard M. Meyer) 189
Freiligrath, siehe Richter.
Freytag G. und H. von Treitschke im Briefwechsel 415
Garnier, Zur Entwicklungsgeschichte der Novellendichtung Ludwig Tiecks (R. Zeiß) 182

Seite
Gebhardt, Wilhelm von Humboldt als Staatsmann (Eugen Guglia) . . 356
Genoveva, siehe Golz.
Genoveva, siehe Kaufl.
Gleim, siehe Schüddekopf.
Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Auflage. 21. Heft 397
Golz, Pfalzgräfin Genoveva in der deutschen Dichtung (Wolfgang von Wurzbach) 161
Goethe, siehe Brockhaus.
Goethe, siehe Fischer K.
Goethe, siehe Joseph.
Goethe, siehe Junk.
Goethe, siehe Wickerhauser.
Über Goethes Iphigenie (Victor Michels) 170
Goethe, Iphigenie auf Tauris. Edited with introduction, notes and appendices by Karl Breul (Victor Michels) 170
Goethe's Iphigenie auf Tauris with introduction and notes by Charl. A. Eggert (Victor Michels) 170
Goethe, Die Mitschuldigen. Herausgegeben von Witkowski 438
Gotthelf, Volksausgabe seiner Werke im Urtext. Band VI und Ergänzungsband (Richard M. Meyer) 188
Grillparzer, siehe Ehrhard.
Harnack, Essays und Studien zur Litteraturgeschichte 403
Hebbel, siehe Krumm.
Heidenröslein, siehe Joseph.
Hock Theobald, Schönes Blumenfeld. Herausgegeben von Max Koch (Franz Spina 164
Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder. 4. Auflage von Prahl 819
Humboldt W. von, siehe Gebhardt.
Jacobowski, Aus deutscher Seele (Adalbert Zeitteles) 334
Joseph Eug., Das Heidenröslein (Victor Michels 167
Junk, Goethes Fortsetzung der Mozartischen Zauberflöte (Egon von Komorzynski 172
Junker, Der Verein der österreich-ungarischen Buchhändler 1859—1899 . 418
Keller G., siehe Köster.
Kleist H. von, siehe Warkentin.
Knortz, Was ist Volkskunde und wie studiert man dieselbe? 685
Koch, siehe Hock.
Köster, Gottfried Keller (Otto Pniower) 630
Krauß, Schwäbische Litteraturgeschichte. 2. Band (W. Lang) 183
Kreuchaufs Schriften zur Leipziger Kunst 423
Kroker, Die Anrevische Silhouettensammlung 424
Krumm, Friedrich Hebbel (Richard M. Werner) 186

Seite

Krüger, Der junge Eichendorff (O. F. Walzel) 801
Laubmann und Scheffler, Die Tagebücher des Grafen August von Platen (Erich) Petzet) 589
Lessing, siehe Consentius.
Lessing, siehe Schmidt Erich).
Luthers Werke. 15. und 16. Band 416
Meyer C. F., siehe Franzos.
Meyer R. M., Die deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts (August Sauer) 374
Mickl, siehe Schmidtmayer.
Mummenhoff, Das Hans Sachs-Fest in Nürnberg 432
Platen, siehe Laubmann.
Prahl, siehe Hoffmann von Fallersleben.
Ranftl, Ludwig Tiecks Genoveva als romantische Dichtung betrachtet (Wolfgang von Wurzbach) 161
Richter, Ferd. Freiligrath als Übersetzer (Robert Franz Arnold) 366
Robert der Teufel, siehe Tardel.
Rogge, Bismarck als Redner (Richard M. Meyer) 190
Sachs Hans, siehe Mummenhoff.
Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens. 1. Band 419
Schillerlitteratur der Jahre 1898 und 1899 (Albert Leitzmann) . . . 337
Scheffler, siehe Laubmann.
Schmidkonz, Untersuchungen über deutsche Ortsnamen (Friedrich Weidling) 333
Schmidt Erich, Lessing. 2. Auflage 439
Schmidtmayer, Ein lateinisches Preisgedicht auf die Hauptstadt Prag von C. A. Mickl (Adolf Hauffen) 690
Schneidermann, Die deutsche Nationallitteratur 398
Schönbach, Gesammelte Aufsätze zur neueren Litteratur 404
Schönherrs Gesammelte Schriften. 1. Band 423
Schüddekopf, Briefwechsel zwischen Gleim und Uz 434
Schwab, Der Dialog in den Schauspielen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig (Franz Spina) 432
Schwärzler, Dr. Josef Ritter von Bergmann und seine Briefe an Gebhard Flatz 406
Shakespeare, siehe Vischer.
Tardel, Die Sage von Robert dem Teufel in neueren deutschen Bearbeitungen und in Meyerbeers Oper (Karl Reuschel) 684
Thomas, Die letzten 20 Jahre deutscher Litteraturgeschichte (Richard M. Meyer) 666
Tieck, siehe Garnier.
Tieck, siehe Ranftl.
Tobias, siehe Wick.
Treitschke, siehe Freytag.
Uz, siehe Schüddekopf.

Seite

Vermeylen, Leven en werken von Jonker Jan van der Noot . . . 638
Vischer Fr. Th., Shakespeare-Vorträge. 1. Band (Phil. Aronstein) . . . 192
Walter, Archiv und Bibliothek des großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters in Mannheim 420
Warkentin, Heinrich von Kleist in seinen Briefen 441
Weilen A. von, Geschichte des Wiener Theaterwesens. Lieferung 4—7 . . 121
Wick, Tobias in der dramatischen Litteratur Deutschlands (Arthur L. Jellinek) 798
Wickerhauser, Eine methodisch-ästhetische Studie im Anschluß an Goethes Iphigenie (Victor Michels) 170
Wittowski, siehe Goethe.

Bericht über die während der Jahre 1898—1899 in Amerika veröffentlichten Aufsätze über deutsche Litteratur. Von Max Poll 195

Bibliographie.

1. Zeitschriften. Unter Mitwirkung von Julius Jung und August Sauer bearbeitet von Adolf Hauffen 203. 383. 639. 820
Anhang. Schweizerische Zeitschriften. Bearbeitet von E. Hoffmann-Krayer 661. 831
Französische Zeitschriften. Bearbeitet von Charles Senil . . 221. 833
2. Bücher. Unter Mitwirkung von Arnold Berger, Adolf Hauffen, Julius Jung, Richard M. Meyer, Karl Neuschel, Robert Riemann und Karl Zeiß bearbeitet von August Sauer 397. 665

Nachrichten 222. 442. 693. 834

Nikolaus Dumba. Nekrolog 223

Entgegnung. Von Paul Nerrlich 443
Antikritik. Von Josef Müller 445
Schlußwort der Redaktion 447
Erwiderung. Von Robert F. Arnold 694

Register. Von Franz Spina 836

Alle Rechte vorbehalten.

Philologische Betrachtungen im Anschluß an Goethes Werther.

Von Bernhard Seuffert in Graz.

Goethe schreibt in den Leiden des jungen Werther, anknüpfend an die Beobachtung, daß die Kinder seine Märchen immer unverändert, selbst in den Incidentpunkten gleich erzählt haben wollten (Weimarer Ausgabe 19, 73,5 ff.): „Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor durch eine zweite veränderte Ausgabe seiner Geschichte, und wenn sie poetisch noch so besser geworden wäre, nothwendig seinem Buche schaden muß. Der erste Eindruck findet uns willig, und der Mensch ist gemacht, daß man ihn das Abenteuerlichste überreden kann; das haftet aber auch gleich so fest, und wehe dem, der es wieder auskratzen und austilgen will!“ Diese Auslassung findet sich ohne sachliche Verschiedenheit von der ersten bis zur letzten Ausgabe. Und doch hat bekanntlich Goethe im schroffen Gegensatze zu ihr eine nicht geringfügige Neugestaltung des Romans vorgenommen, in der, um nur eine Neuerung anzuführen, die Hebung der Person Alberts gewiß ein veränderter Incidentpunkt ist, ja für den Dichter mehr als Nebensache war. Beachtet man dazu, daß Werther jene Äußerung nicht über das Buch eines anderen thut, sondern über seine eigenen Geschichten, daß sie also zweifellos nicht eine rasche, zufällig nebenher entschlüpfte Meinung, sondern ein Bekenntnis Goethes enthält, so hat man hier ein Beispiel für die Befangenheit des Autors in seinem Texte: selbst bei jahrelanger Beschäftigung mit der tief eingreifenden Umgestaltung ist sie nicht gewichen, sonst wäre die Stelle getilgt worden.

Die Sache greift, dünkt mich, beträchtlich über die Unebenheiten und Widersprüche hinaus, die man in diesem Roman und in andern größeren Dichtungen findet. Und ich frage: wenn wir nicht urkundlich wüßten, daß auch die Neubearbeitung des Werther

von Goethe stammt, würde jene Stelle nicht für unbedingt beweiskräftig gehalten werden müssen, sie ihm abzusprechen? und würde nicht der andere Bearbeiter als oberflächlicher Herr gekennzeichnet werden, weil er die Stelle übersah, die seine unberufene Thätigkeit verrät? Ich denke an mittelalterliche Überlieferung: welcher Philologe würde es wagen, daraufhin den Autor der ersten Fassung auch für den der zweiten zu halten? zumal er die Beobachtung durch den Nachweis bekräftigen kann, daß der Stil des ganzen Werkes stark verändert ist, daß neue Teile hinzutraten, die empfindlicher vom Alten abstechen als die ungleichen Stücke der Lehrjahre W. Meisters von einander.

Wer im Gebiete der neueren Litteratur zu arbeiten gewohnt ist, wird oft geneigt sein, solche Kombinationen, die mangels äußerer Zeugnisse für alte Litteratur aufgestellt werden müssen, nicht immer für so zwingend zu halten, wie sie einem Erforscher mittelalterlicher Zeit sein dürfen. Es ist selbstverständlich, daß man das abstrakte Gesetz der stetigen Entwicklung da zum Maßstabe nimmt, wo andere Daten fehlen. Nun zeigt aber allerdings die Litteratur der Zeit, die in sicheren und reichlicheren Zeugnissen verfolgt werden kann, daß die Stetigkeit der Entwicklung keine Notwendigkeit ist. Man braucht dabei gar nicht so komplicierte Naturen wie Herder herauszugreifen, man erinnere sich an Schiller und sogar nur an den Schiller der Reife! Wer würde die letzten großen Dramen in ihre historische Folge ordnen und nicht Maria Stuart und die Braut von Messina, nicht die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell koppeln, wer die Stücke zeitlich so nahe zusammenlegen, wenn er die Entstehungsdaten nicht weiß? Oder, falls die Historie ihm die Daten überlieferte, würde der Forscher trotz Sprache und Metrum die Einheit des Verfassers anfechten wollen und anfechten dürfen und um jener willen einen landschaftlichen Dichterkreis konstruieren. Und gar bei größeren Zeitläufen! Niemand würde im Verfasser der Natur der Dinge den Sänger des Oberon erkennen, kein äußeres, kein inneres Kriterium würde die Identität überzeugend beweisen. Und aus anderem Grunde würde niemand dem Kritiker der französischen Dramatik den Nathan zuschreiben. Und so weiter.

Freilich, man beruhigt sich dabei, daß die litterarischen Verhältnisse des Mittelalters einfacher lagen, und gewiß ist einwurfsfrei, daß die Produktion gebunden war, genauer gesagt, noch mehr gebunden war, als die neuzeitliche ist. Immerhin stellt sich, wie ich nicht zum wenigsten aus Gesprächen mit A. E. Schönbach lerne, bei wachsender Kenntnis heraus, daß auch die damaligen Bildungs- und Lebenszustände mannigfaltiger und verwickelter waren, als man früher meinen zu dürfen glaubte. Und was steht der Annahme im

Wege, daß ein Dichter auch damals verschiedene Geschmacksperioden in sich und an seiner Umgebung erlebte! Perioden, die mit absolutem Maße gemessen, sich als Vervollkommnungen keineswegs erkennen lassen müssen. Ein einziges starkes Erlebnis, ein Wechsel des Ortes konnte selbst beim Verbleiben innerhalb derselben Gesellschaftsschichte Anregung zu anderer Gesinnung, anderer Ausdrucksform geben in Sprache, Stil und Metrum, die dann wieder verfliegen und einer neuen oder der alten weichen können. War doch ein Walther von der Vogelweide gewiß weniger seßhaft, als ein Wieland und Schiller und Goethe.

Wo immer wir tiefer ins Wissen eindringen, wird der Irrtum des Satzes klar, die einfachste Erklärung sei die richtigste. Menschliche Produkte wenigstens sind unter allen Umständen vielfältig ausgelöst und darum weder in glatter psychologischer Rubricierung noch mit dem Maße der abstrakten Perfektionstheorie völlig zu erfassen. Man unterschätzt die Energie der Individualität, man unterschätzt auch die von außen wirkenden Kräfte, wenn man die Erscheinungen der lebenden Natur nach absoluten Normen beurteilt, seien sie gleich aus dem Wesen der Dinge abgeläutert. Ich verkenne nicht, daß man diesen Maßstab nicht entbehren kann, für große Entwicklungsperioden nirgends, für kleine Entfaltungen da nicht, wo andere zureichende Hilfsmittel der Erkenntnis fehlen. Aber man sollte sich mindestens bei den letzteren Beobachtungen und Schlüssen immer klar bewußt bleiben, daß die schematische Prüfung nur ein Notbehelf ist, der bei aller Stringenz der statistischen Zahlen keinen untrüglichen Beweis erbringen muß. Personen gegenüber, die mehr Künstler als Dichter, mehr Formbildner als poetisch fühlende Naturen sind, die das äußerlich Korrekte weit vor dem innerlich Charakterisierenden gelten lassen, das Normale der Gestaltung vor dem Normlosen der Beseelung, solchen gegenüber wird man mit jener Betrachtungsweise seltener ins Unrecht verfallen. Aber eine Poetik, die vom vollkommensten Kunsthandwerker ihre Beispiele nimmt und nicht von dem freilich schwerer zu analysierenden poetischen Poeten, kann den Höhen der Litteratur, den bleibenden Wahrzeichen nicht gerecht werden.

Es ist nun selbstverständlich, daß, wo über das äußere und innere Leben eines Poeten und seiner zeitlichen und räumlichen Umgebung reichliche und zuverlässige Nachrichten überliefert sind, das Erfassen des Wesens seiner Dichtung leichter und sicherer gelingt; auch das Unerwartete, eine Umkehr oder Abschwenkung ist bezeugt und kann begriffen werden, man braucht nicht die Dinge dem an sich glaubhaften Normalen zu beugen, noch sie durch das von vornherein nicht überzeugende Anomale zu erklären. Es baut das Studium

der neueren Litteratur auf festerem Grunde. Und doch giebt es auch hier der Rätsel und Unsicherheiten genug, selbst wenn man in eine Periode sich vertieft, in der die Quellen der Kenntnis ungewöhnlich reich fließen. Ich will an die historische und sachliche Erklärung des Don Carlos, Tasso, Faust, der Wanderjahre Meisters und anderes gar nicht rühren; ich will nicht die Frage der biographischen Ausbeute der Dichtungen aufwerfen: wenn ein einziges Datum uns verschlossen bleibt, würden wir z. B. die Episode zwischen Werther und dem Fürsten auf Goethe und Karl August deuten; ich will mich lediglich auf Textüberlieferung beschränken. Ich erinnere an Goethes kleine Erzählung von den guten Weibern: wie konnte man verstehen, daß Goethe 1800 eine besser ausgestaltete Fassung veröffentlicht hat als 1817? Das Auffinden der Handschrift und erst dieses gab die Erklärung; er hatte seinen Entwurf für 1800 gut überarbeitet, als er noch im Zuge der Abfassung war; er vergaß diese Überarbeitung und griff auf die ältere Niederschrift zurück, die er für den jüngeren Druck verständnisloser durchfeilte. Wer würde sich unterfangen, ein derartiges Verhältnis zu kombinieren?

Besonders lehrreich aber sind Werthers Leiden und mit diesem Werke soll sich das Folgende allein beschäftigen. Wie üppig ist gerade hier die Überlieferung und wie vieles bleibt trotzdem unsicher! Wir besitzen vom Text zwei handschriftliche Fragmente, eine vollständige Handschrift und bis zum Todesjahr Goethes über fünfzig Drucke, und doch können wir wohl von der ersten Fassung des Romans, nicht aber von der Umarbeitung einen völlig beglaubigten Text gestalten.

Die handschriftlichen Fragmente sind für jetzt nur durch Schölls Veröffentlichung zugänglich, das eine faksimiliert. Es ist ein Entwurf des Vorwortes in zweierlei Fassungen, beide unvollständig, beide anders als das kürzere gedruckte Vorwort, das von der ersten bis zur letzten echten Ausgabe unverändert geblieben ist. Der Inhalt giebt keinen Anhalt zur Bestimmung der Abfassungszeit. Der Aufbewahrungsort, das Steinsche Archiv, erlaubt auch keinen Schluß darauf: es birgt Blätter aus Goethes Vorweimarer Zeit, wie aus der Periode der Freundschaft mit Charlotte. Höchst wahrscheinlich ist der Entwurf eine Vorstufe für die erste Druckhandschrift. Und ebenso das zweite Fragment. Es bietet aus dem Abschluß „Der Herausgeber an den Leser" die Stelle, als Werthers Bediente die Pistolen Alberts bringt. Werther spricht in der ersten Person, von Lotte in der dritten; das Stück ist also weder Bericht des Herausgebers noch Brief an Lotte. Aber die Rede springt zur Anrede an Lotte um: am Schlusse des ersten Absatzes heißt es: „das Lebewohl blieb ihr am Gaumen kleben. Leb wohl, leb wohl!" und nach dem

zweiten Absatze: „Ich bitte dich, sei ruhig.“ Die letztere Wendung könnte eine Selbstmahnung des erregten Schreibers sein; sie könnte allenfalls, obgleich weniger wahrscheinlich, an Wilhelm gerichtet sein, wodurch das Bruchstück zum Briefe an den Adressaten fast aller Wertherbriefe gestempelt würde; zusammengehalten aber mit dem Ende des vorigen Absatzes erscheint sie als Anrede an Lotte und so steht sie auch im gedruckten Texte in einem Briefe an Lotte (189,26). Sonach wäre die ganze Stelle als Rest eines Tagebuches zu fassen, das Lotte zum Lesen bestimmt war. Nun fällt auf, daß erst in der zweiten Fassung des Romanes ein Tagebuch Werthers erwähnt wird (62,11) und daß hier auch die Mitteilung eines Selbstgespräches Werthers sich findet (144,1), das der Herausgeber lediglich aus einem solchen erfahren haben könnte, da Werther es ohne Zeugen spricht. Hiernach wäre die Zugehörigkeit des Bruchstückes zur zweiten Fassung zu vermuten. Dagegen spricht aber der entschiedene Jugendstil mit voller Bestimmtheit. Es bleibt also die merkwürdige Thatsache, daß Goethe bei der Neubearbeitung des Romanes auf eine Stilform zurückkam, die er im Entwurf der ersten Fassung einmal gewählt, aber dann verlassen hatte. Ich glaube jedoch nicht an ein bewußtes Zurückgreifen: sonst hätte der konsequent stilisierende Dichter der achtziger Jahre die Tagebuchform häufiger und deutlicher verwendet. Ich erkläre vielmehr die einmalige Erwähnung des Tagebuches in einem Zusatze der zweiten Fassung daraus, daß Goethe, während er an ihr arbeitete, „Briefe und viele Papiere“ (darunter doch auch Tagebücher gemeint sind) der Zeit seit 1772 vornahm; er erzählt es in einem Briefe vom 21. November 1782 unmittelbar nach der Mitteilung über seine neue Beschäftigung mit Werther und fügt bei: „Welch ein Anblick! mir wirds doch manchmal heis dabey. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehn wird . . . . Auf alle Weise machts Epoche in mir.“ (Briefe 6, 96,15.) Man vergleiche hiermit den Zusatz im Werther: „Mein Tagebuch . . . fiel mir heut wieder in die Hände, und ich bin erstaunt, wie ich so wissentlich in das alles Schritt vor Schritt hinein gegangen bin! Wie ich über meinen Zustand immer so klar gesehen und doch gehandelt habe wie ein Kind, jetzt noch so klar sehe, und es noch keinen Anschein zur Besserung hat.“ Das dünkt mich die Umsetzung des eigenen Erlebnisses in Werthers Lage zu sein. Ein äußeres Erlebnis also, ein Zufall des Tages, nicht künstlerische Überlegung, nicht die Absicht, den Briefroman durch Tagebücher zu erweitern, hat den Zusatz der neuen Fassung veranlaßt. Nach meiner Meinung wenigstens: sicheren Beweis geben alle Nachrichten nicht.

Die vollständige Handschrift der ersten Gestalt des Werkes ist nicht in des Dichters Besitz geblieben (Gespräche, herausgegeben von Biedermann 7, 195). Das Druckmanuskript der zweiten Fassung ist aber im Goethearchiv erhalten. Seine Vorgeschichte ist nicht ganz durchsichtig.

Goethe „ging" einen Druck „durch" und ließ den Roman wieder ins Manuskript schreiben (Briefe 6, 96,₄). Bei der großen Zahl der Veränderungen erscheint es nun ausgeschlossen, daß auch nur ihre Mehrheit in ein Druckexemplar eingetragen worden wäre; die Zusätze allerdings konnten auf eigenen Blättern beigelegt werden. Und da Goethe in jenem Briefe vom 21. November 1782 fortfährt: „Werther kehre in seiner Mutter Leib zurück, Knebel solle ihn nach seiner Wiedergeburt sehen: da er sehr gesammelt sei, so fühle er sich zu so einer delicaten und gefährlichen Arbeit geschickt", so erhellt, daß die Hauptarbeit noch bevorstand, nachdem der Druck durchgegangen war. Sie wird beim Diktieren der Handschrift geleistet worden sein. Tagebücher, die dies bezeugen könnten, sind aus der Zeit nicht erhalten.

Anfang Mai 1783 hat Goethe Werther „wieder" vorgenommen, um „ihn noch einige Stufen höher zu schrauben". Dabei war „unter andern seine Intention, Alberten so zu stellen, daß ihn wohl der leidenschaftliche Jüngling, aber doch der Leser nicht verkenne" (Briefe 6, 157,₁₂). Dies wird am diktierten Manuskript geschehen sein, das nun Goethes Diener Seidel zur Reinschrift erhielt. Ende Juni wurde sie Frau von Stein vorgelegt, und sie ist bis auf den Schlußbericht in Seidels Hand im Druckmanuskript erhalten, das seinem Aussehen nach bestimmt kein Diktat ist.

Diese Seidelsche Kopie enthält noch nicht die Bauernburschenepisode: sie ist von Vogels Hand geschrieben dem Druckmanuskript eingelegt. Diese Teile dürften etwa im Sommer 1785 hinzugedichtet sein, weil damals Goethe schreibt, er habe von den Leiden des jungen Werther manche Leiden und Freuden gehabt (Briefe 7, 76,₃).

Im Juni 1786 „korrigierte" er wieder am Werther (Briefe 7, 231,₁₅). Wie viele der zahlreichen eigenhändigen Besserungen des Manuskriptes erst jetzt eingetragen wurden, steht dahin. Ebenso, ob erst jetzt Goethes eigenhändige Zusätze (der mißvergnügte, menschenverachtende Brief vom 8. Februar 1772 und der kurze tagebuchartige Erguß vom 16. Juni 1772) dazu gekommen sind: sie entsprechen der düsteren Stimmung dieser Zeit, in der er fand, er hätte sich nach geendigter Schrift erschießen sollen; aber auch sie sind durchkorrigiert und können also früher entstanden sein. Endlich wurde im Juli und August des gleichen Jahres die „Erzählung am Schlusse" verändert, weil Herder ihre Komposition mißbilligt hatte. Die erste

Fassung dieses Herausgeberberichtes war ja durch die neue Einlage zur Endigung der Bauernburschepisode zerstört; sie ließ sich nicht so leicht einhängen, wie die brieflichen Berichte über deren Anfang sich zwischen andere Briefe hatten einschieben lassen. So wurden die Seidelschen Blätter und die auch hier vorauszusetzende Vogelsche Einlage weggenommen (sie sind nicht erhalten) und durch eine Neubearbeitung ersetzt, die Vogel ins Reine schrieb; nur die Ossianübertragung und die sechs letzten Druckseiten blieben in Seidels Abschrift bestehen.

In diesen vier Phasen mag der neue Text gebildet worden sein. Ein sicherer Beweis ist nicht zu gewinnen und ohne die brieflichen Nachrichten könnte man überhaupt nur feststellen, daß der Grundstock von einem Schreiber, Nachträge und Ersatzblätter von einem zweiten, Zusätze und Korrekturen von einem dritten, einige Besserungen von einem vierten (Herder) herrühren; nichts weiter. Die Zuverlässigkeit der Schreiber des Druckmanuskriptes kann um deswillen nicht eingeschätzt werden, weil ihre Vorlage, die vermutete diktierte Handschrift, nicht erhalten ist. Sie scheint undeutlich oder lückenhaft gewesen zu sein, da Seidel in seiner Kopie neunmal kleine Lücken lassen mußte. Oder nahm er an den Textstellen Anstoß? Einmal läßt er das Schimpfwort Hund aus (122,3), vielleicht weil es kurz vorher (121,13, auch 52,8) umgangen worden war; Goethe hat es nachgetragen, kann es aber auch beim Diktat zum Ersetzen ausgespart und dann doch auf Ersatz verzichtet haben. Und ebenso kann Seidel zweimal „all" und viermal „so" ausgelassen haben, weil er bemerkte, daß Goethe die Wörtchen sonst oft getilgt hatte (was ein Zurückgehen der Reinschrift auf den korrigierten Druck oder solche Korrekturen in dem Diktat voraussetzen würde), oder Goethe griff bei der Nachbesserung der Seidelschen Abschrift auf die ältere, früher beseitigte Lesart zurück.

Beide Schreiber, Seidel mehr als Vogel, der allerdings weniger geschrieben hat, neigen zu vollen Formen. Besonders die erste Person des Präsens und der Dativ Singular werden mit dem Schluß-e versehen; aber auch der Genitiv Singular und die dritte Person des Präsens erhalten ihr e, und ebenso: erinnere, Lebewohl, Bindewörtchen u. a. m. Dazu treten dann Indikativformen, wie hielte, fochte, der Imperativ siehe, Nominative wie Stirne, Gehirne, Geschöpfe, Gesichte, Adverbien gerne, zurücke, drinne; das enklitische 's wird zu es vervollständigt. Daß dies Eigenheiten der Schreiber sind, darf vermutet werden, weil Goethe diese Abweichungen von den älteren Drucken zumeist wieder beseitigte. Auch in der Lautschreibung gehen sie ihre Wege: Gebäth, heurathen, schröcklich, Gebürge, wie sie häufiger schreiben als die schwankenden älteren Drucke.

Man sieht, auch Goethes Schreiber haben ihre eigensinnige Sprachneigung, wie mittelalterliche Kopisten. Und sie haben auch deren Mängel. In der Flexion schlüpfen einige Unrichtigkeiten unter, ohne daß eine bestimmte Richtung zu erkennen wäre. Die Orthographie ist ungleich. Auslassungen geschehen zum Teile durch Abirrung, zum Teile ohne ersichtlichen Anlaß. Ein paar Doppelschreibungen fallen nicht ins Gewicht. Starke Beteiligung des Ohres beweisen Schreibungen wie: „ausgestrichen" für „ausgestiegen", „versenkt" für „versengt", „Historikusschreiber" für „Historienschreiber", falls die Irrtümer nicht aus dem älteren Diktat vererbt sind.

Goethe selbst hat die Handschrift in sehr umfassender Weise durchkorrigiert, von der Interpunktion und Orthographie an bis zur Umgestaltung von Wendungen, wobei auch solche betroffen werden, die schon neu gebildet waren. Ein hübsches Beispiel findet sich $52_{,5}$. „Der alte M. ist ein geiziger raugiger Hund" wurde ursprünglich gelesen: „Hund" wurde bei der Neubearbeitung ersetzt durch die Wendung: „Krämer, den Nahmen Handelsmann verdient er nicht"; die Herabwürdigung des Standes der Krämer wurde beim Überlesen anstößig, die Phrase gestrichen und durch das kurze „Filz" ersetzt. Ferner $92_{,21}$: Werther ergrimmt sich, daß sein Gesandter seinen Grafen bekrittelt: „Darüber hätt ich ihn gern ausgeprügelt, denn weiter ist mit den Kerls nicht zu raisonniren, da das aber nun nicht angieng, so focht ich mit ziemlicher Heftigkeit, und sagt ihm, der Graf sey ein Mann" u. s. w. Die Handgreiflichkeit sollte fallen und wurde bei der Umarbeitung ersetzt durch folgende Sätze: „Dazu machte er eine Miene, als ob er sagen wollte: Fühlst du den Stich? Aber es that bey mir nicht die Wirkung, ich verachtete den Menschen, der so denken und sich so betragen konnte. Ein Vorgesezter, der ohne Noth seinem Untergebenen im Dienste was hartes sagt, ist ungeschikt, und außer dem hat er gar kein Recht, er vergißt wer er ist, und es wäre kein Wunder wenn man es auch vergäße. Ich hielte ihm Stand, und fochte mit ziemlicher Heftigkeit und sagte, der Graf sey ein Mann" u. s. f. Der Satz: „Ein Vorgesetzter" bis „vergäße", der den Sinn des alten ersten Satzes versteckt enthält, wird in der Handschrift gestrichen: er paßte nicht gut, da er ausschließlich das Verhältnis des Gesandten zu Werther betraf, während das Gespräch bei dem Urteil des Gesandten über den Grafen verweilt, von dem Werther nur mittelbar getroffen wird.

An einigen Stellen muß Goethe für seine Korrektur der Handschrift eine vor ihr liegende Fassung benützt haben. Von den Lücken, die Seidel gelassen, füllt er fünf so aus, wie die älteren Drucke sie füllten und einmal wenigstens ($74_{,1}$ „der sanfte Fluß") ist ein

zufälliges Zusammentreffen ausgeschlossen. Und auch da, wo der Kopist etwas übersprungen hatte, ohne eine Lücke in der Zeile zu lassen, setzt Goethe zuweilen das ein, was vordem zu lesen war: so fügt er 24,22 die fehlenden neun Worte genau nach den älteren Drucken ein, 39,11 das unnötige Wort „große" u. s. f. Danach ist ein Vergleichen der Handschrift mit einem älteren Texte bewiesen.

Goethes Aufmerksamkeit war aber beim Collationieren nicht immer gleich. Sonst hätte er in der Ossianübersetzung den unbegründeten Wegfall eines Relativsatzes (173,12) beachtet; vielleicht hat er hier, wo er den fremden Text nur selten und leise hatte modeln können, den Vergleich mit der Vorlage unterlassen. Ebenso wenig merkwürdig wie diese und andere kleine Übersehen und Versehen im Romantexte selbst — die erstaunlichste ist vielleicht, daß er 190,25 dem grauen Wertherfrack nicht seine schon typisch gewordene Farbe gab — ist, daß der vom ersten Drucke an vererbte Fehler „Stimme" statt „Stirne" 170,23 nicht gefunden wurde, denn auch er gab keinen Widersinn; die Stelle, die zu Goethes Lebzeiten nie gebessert wurde, ist nur insofern interessant, als sie beweist, daß Goethe weder den Originaltext („brow"), noch seine alte Übertragung der Gesänge von Selma („Stirne") aufgeschlagen haben kann: hiernach sind also seine Änderungen an der Ossianeinlage nicht Berichtigungen, sondern freie stilistische Glättungen.

Auffälliger ist, daß Goethe trotz der wiederholten Revision Unebenheiten stehen ließ, nicht nur den geringfügigen Wechsel der Anrede: Er und Sie, Du und Sie, sondern sachliche. So schreibt Werther 52,3, er sehe Lotte bei seiner Freundin; wir hören aber nirgends, daß er eine solche habe, sie würde sich auch schwer in den Verkehrskreis und in die poetischen Verhältnisse Werthers fügen; hier liegt offenbar ein alter Irrtum vor: Werther sieht Lotte bei einer Freundin, einer ihrer Freundinnen. Eine andere Bemerkung (129,18) weist über die Ereignisse des Romanes hinaus: „Heute (8. November 1772) saß ich an dem Flecke," schreibt Werther, „wo Sie neulich aus der Kutsche stiegen." Eine derartige Situation wird im Romane nicht erzählt; nur genau ein Jahr und vier Monate früher, eine andere bei der Kutsche: hier stieg Lotte nicht aus, sie stieg ein und „lehnte sich heraus". Weil die Anknüpfung fehlt, wurde sowohl in einigen älteren Drucken als in der Handschrift das Pronomen klein geschrieben, also nicht auf Lotte, sondern auf eine Gesellschaft bezogen. Und ebenso erfährt man erst 179,18 davon, daß Lotte einmal mit Werther in einer fatalen Gesellschaft war und ihm danach Blumen geschickt habe zum Ersatz für den Händedruck, den sie ihm nicht reichen konnte. Der erste Teil dieser Scene erinnert an Werthers Zusammentreffen mit Fräulein von B. im Hause des

Grafen, vielleicht wurde um deswillen, damit keine Wiederholung einer ähnlichen Lage stattfinde, die Scene mit Lotte ausgeschaltet; sie mag allenfalls auch mit jener vom 8. Juli 1771, deren Ende bei der Reise Werther erzählt, zusammengehangen haben. Der andere Teil, die Blumensendung, mag darum an früherer Stelle weggestrichen worden sein, weil er ein zu starkes Entgegenkommen Lottes voraussetzt; daß aber einmal diese Situation erzählt werden sollte, ist bei der erschöpfenden Genauigkeit, mit der sonst alles vorbereitet ist (so kehrt z. B. die blaßrote Schleife dreimal wieder), vorauszusetzen; darum wirft die Stelle in den Entwurf des Romanes ein Licht.

Düntzer und andere sind schon darauf aufmerksam gewesen, daß die Daten in den Briefen vom 15. und 16. März 1772 nicht stimmen. Da Werther erst am 16. Fräulein von B. begegnet ($104,_{11}$), kann er sich nicht schon am 15. auf ihr Gespräch berufen ($102,_{25}$); und sie kann nicht sagen, daß sie gestern (den 15.) abends und heute (den 16.) früh über ihren Umgang mit Werther habe Vorwürfe hören müssen ($105,_{15}$), dies muß am 14. abends und 15. früh geschehen sein; danach war der Brief vom 16. vielleicht ursprünglich ein zweites Schreiben vom 15. oder seine Fortsetzung und es wurde die wirksame Verschiebung oder Abtrennung — wirksam weil Werther so nach und nach in seinem Verdruße bestärkt wird — nur im Datum und an einer Textstelle ($105,_1$ ehegestern, d. i. richtig der 14.) vorgenommen: denn daß Goethe es von vornherein versehen hätte, dünkt mich gerade wegen der genauen Zeitangaben unwahrscheinlich). Bei den Revisionen war Goethe auf die Daten überhaupt wenig achtsam; er ließ Juny für July, May für März stehen ($48,_{19}$, $101,_1$); er bemerkte $112,_{17}$ das falsche Datum July für Juny so wenig, daß er davor ein Blatt vom 16. July neu einschiebt, und nicht bedachte, daß Werther am 18. Juli nicht mehr schreiben könne, er müsse doch noch vierzehn Tage bei dem Fürsten bleiben, „doch" d. h. obgleich er am 11. Juni schon seine nahe Abreise geplant hatte, und daß Werther nicht mehr vierzehn Tage vom 18. ab bei dem Fürsten bleiben kann, wenn er am 29. desselben Monats den Ort, dem ganzen Inhalte des Briefes nach, seit längerer Zeit gewechselt hat.

Das stärkste Beispiel für die ungenügende Achtsamkeit Goethes bietet der Brief vom 15. August 1771. $72,_{17}$ heißt es: „Heute war ich hinausgegangen, Lottens Clavier zu stimmen; denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährchen." Diesen sinnlosen Causalsatz ließen der Schreiber, Goethe, Charlotte v. Stein, Herder (auch diese haben ja die Handschrift durchgesehen) und alle die wohlgeschulten Setzer und Korrektoren einschließlich des genauen Professors Göttling un-

beanstandet. Man müßte ein wunderliches Verwechseln von denn und aber annehmen, wenn die älteren Drucke nicht den ausgefallenen Zwischensatz darreichten: „ich konnte aber nicht dazu kommen", der den Zusammenhang logisch herstellt. Ich bemerke zu dieser von M. Bernays aufgedeckten Berichtigung, daß in demselben Briefe jene Verurteilung einer zweiten Ausgabe eines Buches steht, über deren Ungeeignetheit in der neuen Bearbeitung eingangs gesprochen worden ist. Bei diesem Stücke fehlte es Goethe also durchaus an Sammlung.

Leichter erklärlich als die Mißachtung dieser Störungen sind kleine Ungenauigkeiten, die beim Einflechten eines neuen Briefes in die Umarbeitung unterlaufen; so: daß Werther am 26. Mai auf dem Pflug sitzend zeichnet, auch am 27. noch dieser Stellung Erwähnung thut, während er in dem hinzugedichteten nächsten Briefe vom 30. schreibt, er habe den Pflug gezeichnet. Ein Zeugnis, daß Goethe bei der Überarbeitung sich die alten Situationen nicht ganz lebendig vor den Sinn hielt.

Bei der unzureichenden Sorgfalt Goethes wird natürlich manchmal die Richtigkeit einer neuen Lesart unsicher. Z. B. (121,20) Werther bedauert das Fällen der Nußbäume im Pfarrhofe: „Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl! und wie herrlich die Äste waren!" Früher stand: „wie kühl und wie herrlich die Äste waren." Durch die neue Interpunktion wurde das Epitheton von den Ästen auf den Pfarrhof übertragen; war das Goethes Willen oder Klugheit des Schreibers, der die (bei Grimm für Lessing und Goethe ähnlich belegte) Verbindung „kühler Ast" nicht verstand? Es hatte schon einmal ein Setzer daran Anstoß genommen und darum konjiciert: wie kühn und wie herrlich die Äste waren; und da dieser Setzer die denkbar beste Vorlage hatte, so wäre nicht ausgeschlossen, daß er das echte Wort liest, zumal kühn und herrlich zusammen paßt; wer aber das vorhergehende „vertraulich" beachtet, wird diese Wirkung wohl von kühlen, aber nicht von kühnen Ästen ausgehen lassen wollen; und überdies ist an früherer Stelle (42,13. 43,4) vom „lieblichen Beschatten" derselben Bäume die Rede, wozu doch nur „kühl" taugt.

Ein ähnliches Bedenken drängt sich 43,27 auf: die Jungfer Pfarrerin gefällt Werther nicht übel; „eine rasche wohlgewachsene Brünette, die einen die Kurzeit über auf dem Lande wohl unterhalten hätte"; so stand zuerst; in der Handschrift heißt es: die kurze Zeit über. Ist das überlegte Änderung oder Hör oder Schreibfehler? oder in den älteren Drucken Irrtum? Nachdem eine Seite früher vom Plane des Pfarrers, das Karlsbad aufzusuchen, die Rede war, konnte sich beim Autor wie beim Setzer der Ausdruck „Kurzeit" durch Association einstellen, obwohl er auf die frühere Stelle

keinen Bezug hat und obwohl an dem Orte des Pfarrhofes auf dem Lande ein Kuraufenthalt unwahrscheinlich ist.[1]) Es ist also zu vermuten, daß die alten Drucke gefehlt haben und daß es von Anfang an heißen sollte: einem, der wie Werther für kurze Zeit aufs Land kam, war die Pfarrerstochter eine angenehme Gesellschaft. Verwandt sind die in Drucken vorliegenden Fälle 151,4 und 152,22, die darum gleich hier erörtert werden sollen. Werther sieht das Thal, in dem er mit Lotte gewandelt, durch das er zu ihr gegangen ist, überschwemmt: „Liebesthal" nennen es die zwei ältesten Drucke; der dritte Weygandische schreibt „liebes Thal" und hat wohl richtiger die Handschrift gelesen. In der anderen Stelle träumt Werther, Lottes Mund zu küssen, den „lieben lispelnden" Mund lesen die ersten Drucke und so noch einmal aus Versehen oder Absicht der sechste Weygandische: vom dritten an aber heißt es richtig: „Liebelispelnden", wie Goethe auch in einem Exemplar der ersten Ausgabe verbessert hat. Es erhellt aus den drei Fällen, daß die Handschrift des ersten Werther undeutlich geschrieben war und verschiedene Lesung zuließ. —

Alle diese Beispiele zeigen, daß auch bei einem zeitlich so nahen, in authentischer Handschrift und authentischen Drucken vorliegenden Texte sich Schwierigkeiten über Lesarten ergeben. Der Philologe hat es hier nicht leichter als bei mittelalterlichen Handschriften, eher schwerer, weil nun Autor, Abschreiber, Setzer, Korrektor und die Mechanik der Druckmaschine zusammenwirken, ein komplicierterer Apparat. Auch Goethes bei der Neugestaltung des Werther durch Jahre hindurch bethätigter Eifer konnte, wie die Handschrift lehrt, weder seine eigene Lässigkeit noch die Willkür der Schreiber und der ihnen vorangegangenen Drucker überwinden.

Und der Entwicklung der Drucke wende ich mich nun zu.

Aus Briefen wissen wir, daß die erste Ausgabe der Leiden Werthers Michaelis 1774 erschienen ist. In alle Exemplare, die ich davon gesehen habe, sind an den gleichen Stellen sechs Blätter eingeklebt, im ersten, dritten, vierten, fünften und elften Bogen. Der Druck begann vermutlich im Mai (Weimarer Ausgabe 19, 434). Schon am 16. Juni hoffte Goethe das Buch „ehstens" an Charlotte Kestner schicken zu können (Briefe 2, 168,13). Zwischen dem 23. und 28. Juni las der Dichter Lavater aus dem Romane vor, am 30. las Lavater den ersten, am 15. Juli den zweiten Teil. Da es sehr unwahrscheinlich ist, daß Goethe zwei vollständige Manuskripte vom Werther besaß, deren eines in der Druckerei war,

[1]) Einen Erholungsaufenthalt auf dem Lande nannte man damals gewiß noch weniger als heute Kurzeit, es sei denn, daß, wie wir aus dem Bodmerschen Kreise wissen, eine Molkenkur damit verbunden war.

deren anderes in Lavaters Hände gegeben werden konnte, wird man lieber annehmen, Goethe habe dem Freunde Korrektur- oder Aushängebogen vorgelegt. Äußerte nun etwa Lavater Bedenken, die zu beheben die Cartons eingelegt wurden? Auf dem ersten ist von „der patriarchalischen Idee" die Rede, wie die Altväter am Brunnen Bekanntschaft machen; auf dem zweiten wieder vom patriarchalischen Leben; auf dem dritten vom Worte Christi: wenn ihr nicht werdet wie die Kinder; auf dem fünften vom Geiste des Ewigschaffenden, auf dem sechsten von fremden Mächten, die in den Träumen wirken, und davon, ob es vor Gott strafbar sei, daß Werther die Traumfreude an Lottes Umarmung als Seligkeit empfinde. Es sind also auf fünf von den sechs Cartons Themata angeschlagen, bei deren Behandlung es einem Lavater auf ein einziges Wort ankommen konnte: darf man ihm deswegen Einfluß auf die Cartons zuschreiben? Seinen Rat zu hören, war Goethe damals ja geneigt. Diese Cartons sind wohl die Ursache, warum die Fertigstellung des Buches zum Versandt sich bis in die zweite Hälfte des Septembers verzögert hat. Ihr Vorhandensein beweist, daß die erste Ausgabe nicht ohne Sorgfalt hergestellt worden ist.

Die Drucke dieser 1774er Michaelisausgabe sind nicht ganz gleich. Daß bei einem Teil der Exemplare in der letzten Zeile einer Seite ein Buchstabe ausfiel, wie Bernays beobachtet hat, ist an sich nicht auffällig: der Seitenschluß ist wie das Zeilenende in älteren und neueren Drucken oft Verstümmlungen ausgesetzt; allerdings könnte aber auch absichtlich nach dem Abzug einer Anzahl Bogen „härine" in „härne" verändert worden sein, zumal ich kein Exemplar zu Gesicht bekam, in welchem für das ausgefallene i noch die Lücke sichtbar war. Ebenso wurde wohl in der Mitte einer Zeile der Mitte der 16. Seite „durgesehen" zu „durchgesehen" verbessert. Schwieriger ist zu erklären, warum die Zierstriche auf dem ersten Titelblatt in verschiedenen Exemplaren verschieden lang sind: sollte der Geschmack des Faktors diese kleinliche Änderung vor dem Abziehen des Restes verlangt haben? oder wurden die Linien so schnell abgenützt, daß sie ersetzt werden mußten während des Abziehens der Auflage? Wir wissen zu wenig von der Einrichtung der Druckereien, um die mechanischen Ursachen und Möglichkeiten von Änderungen beim Abziehen desselben Satzes — seine Identität läßt sich hier wie sonst an defekten Lettern u. dgl. erkennen — in Anschlag zu bringen. Was wir heute beim Korrigieren unserer Schriften lernen, reicht nicht zu und darf vielleicht bei dem veränderten Maschinenwesen sehr oft gar nicht in Vergleich gezogen werden. Die Vorgänge bei Herstellung einer mittelalterlichen Handschrift festzustellen, bemühen sich die Philologen angelegentlich; denen, die sich mit der jüngeren Zeit

beschäftigen, fehlt es nicht minder an brauchbaren Nachrichten über Druckereieinrichtungen und Setzergewohnheiten. Ich habe diese Kenntnis schon öfter entbehrt und nicht zum wenigsten bei Beurteilung der Wertherdrucke; denn solche Verschiedenheiten wie bei Exemplaren der ersten Ausgabe kommen auch bei anderen Drucken vor.

Noch im gleichen Jahre 1774 oder doch mit der gleichen Jahrzahl erschien bei demselben Verleger Weygand eine zweite Ausgabe, die die hinter der ersten verzeichneten Druckfehler und andere beseitigte, zugleich einige neue Lesarten ohne Gewähr brachte. Der Verleger zählte sie nicht mit, als er 1775 seine „zweyte ächte Auflage" ausgab. Soll der Zusatz „ächt" den zweiten 1774er Druck als unecht brandmarken? Es ist wenig wahrscheinlich, daß ein Nachdrucker, selbst wenn er den Mut gehabt hat, Weygands Firma zu mißbrauchen, sich die Kosten einer zum Verwechseln ähnlichen Ausstattung auferlegt habe (nur zwei Zeilen sind anders gebrochen); das Kupferchen auf dem Titel ist allerdings neu gestochen oder wenigstens überarbeitet, aber die Platte war vielleicht durch die Abzüge der ersten Ausgabe zu stark abgenützt worden. Ich finde keinen triftigen Grund, daran zu zweifeln, daß die zweite 74er Ausgabe wirklich von Weygand verlegt wurde, der sie ja auch seiner dritten zu Grunde legte.

Der Ausdruck „zweyte ächte Auflage" auf dieser dritten kann anders erklärt werden. Weygand trat den inzwischen auftauchenden Nachdrucken mit der Bezeichnung echt entgegen; und um etwas vor ihnen voraus zu haben, hatte er sich vom Dichter einen Zusatz an auffälliger Stelle erbeten: die Strophen auf beiden Titeln; um dieser Vermehrung willen mag er die Ausgabe als zweite Auflage gezählt haben; er behielt diese Zählung auf seinen weiteren Abdrücken bei, ebenso die Kupfer, mit denen er beide Titel zur Überflügelung der Nachdrucke neu geziert hat.

Außer den Titelstrophen weist die neue Auflage einen einzigen Zusatz auf: vier Zeilen im Texte (53,21), deren Inhalt so gleichgiltig ist, daß man sich nicht erklären kann, warum Goethe sie hinzugedichtet haben sollte. Bernays hat deshalb angenommen (Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes, S. 19, Anmerkung), daß sie durch Abirrung in den 74er Ausgaben weggefallen sind: der neue Absatz schließt wie der vorhergehende mit den drei Worten: „sie mich liebt". 1775 endigt der erste Absatz mit Rufzeichen, der neue zweite mit Punkt; der Aberratio entsprechend endigt 1774 der allein stehende erste mit Punkt. Die Erklärung ist einfach und leuchtet ein. Es erhebt sich dagegen nur das Bedenken, daß in einer Ausgabe, die so sorgfältig hergestellt ist, daß sechs Cartons eingelegt und außerdem selbst geringfügige Druckfehler verzeichnet worden

sind, eine Auslassung dieses Umfanges übersehen worden sein müßte. Ist es nicht auch möglich, daß Goethe bei der Korrektur jene Stelle gestrichen habe? Wirklich ist der Drucksatz an jener Stelle so weitläufig, daß durch die Einschiebung nur eine Zeile von der zweiten Blattseite auf die nächste hinüberzurücken war. Und vielleicht vermag man den Ausdruck zu erraten, der Goethe Anlaß zur Tilgung des Absätzchens bieten konnte. Werther schreibt:

„ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß sie — O darf ich, kann ich den Himmel in diesen Worten aussprechen? — daß sie mich liebt!

Mich liebt! Und wie werth ich mir selbst werde! Wie ich — dir darf ich's wohl sagen, du hast Sinn für so etwas — wie ich mich selbst anbete, seitdem sie mich liebt.

Und ob das Vermessenheit ist oder Gefühl des wahren Verhältnisses: Ich kenne den Menschen nicht, von dem ich etwas in Lottens Herzens fürchtete. Und doch — wenn sie von ihrem Bräutigam spricht mit all der Wärme, all der Liebe, da ist mir's wie einem, der all seiner Ehren und Würden entsetzt, und dem der Degen abgenommen wird."

Ich vermute nun, daß Goethe (oder Lavater?) der Ausdruck: „ich bete mich selbst an" zu stark war; vielleicht mißfiel ihm zudem die Anspielung, daß Werther sich wert werde. So wurde der Absatz gestrichen, da ein Zusammenhang auch ohne ihn vorhanden war. Ich stelle nicht in Abrede, daß der frühere Gedankengang mir etwas fester gefügt zu sein scheint als der zweite. Zur Athetese fehlt für einen neueren Herausgeber des Romanes die Sicherheit.

Jedesfalls aber steht so viel fest: der Setzer der „zweyten ächten Auflage" muß außer seiner Vorlage, dem zweiten 1774er Druck, noch das Manuskript des ersten benützt haben. Daher erklären sich einige berichtigende Lesarten im einzelnen, sowohl gegenüber dem ersten als gegenüber Neuerungen des zweiten Druckes von 1774. Goethes persönliche Beteiligung an dieser Revision darf darum verneint werden, weil einige der von ihm in einem (uns erhaltenen) Exemplare des ersten Druckes vorgenommenen Verbesserungen hier nicht berücksichtigt sind; der Dichter lieferte also nur die zwei Strophen für die Titel, deren erste er auch in jenes Exemplar am Schluß des ersten Teiles eingetragen hat. Trotzdem ist diese älteste Ausgabe von 1775 sehr wertvoll, weil sie neuerdings auf die Handschrift zurückgeht.

Solcher Weygandischer Drucke von 1775 giebt es mindestens vier, wahrscheinlich mehr; Bernays hat schon drei unterschieden. Es zeigt sich hier, daß wir nicht einmal um fünf Vierteljahrhunderte zurück die Zahl der vorhandenen Drucke, noch dazu eines so hervorragenden Werkes, bestimmen können; in den Weidmannischen Meßkatalogen ist zwischen den Jahren 1774 und 1780 nach Mitteilung des inzwischen verstorbenen, allzeit gefälligen W. Pertsch in Gotha

lediglich eine Ausgabe von 1774 verzeichnet. Daß die Weygandischen Drucke unter einander zusammenhängen, ergiebt das Durchlaufen eines falschen Custos am Ende des Bogens L, der überall „ihm" lautet, obwohl der nächste Bogen überall richtig mit „ihn" anfängt: eine Starrheit, die nur durch die Vererbung falscher Paginierung in mehreren Nachdrucken von Karlsruhe, Reutlingen und Frankfurt und Leipzig noch überboten wird. Die Reihenfolge der Drucke gleichen Titels läßt sich schon daraus erschließen, daß nach und nach immer mehr neue Zeilenumbrechungen stattfinden und sich fortpflanzen. Dazu tritt die Beobachtung, wo neue Lesarten zuerst auftreten, die sich vererben. Bei jedem Drucke schleichen sich mehr derartige ein, aber es bleibt natürlich auch ein Rest neuer Lesarten, die nur dem einzigen Drucke eigen sind, also als seine Kriterien dienen können. Die Neuerungen sind durchaus nicht immer Verderbnisse. Überlegung und Zufall brachten manches Verfehlte wieder auf den alten richtigen Stand zurück, so daß also in einzelnem ein jüngerer Druck über das Mittelglied hinweg zum älteren stimmt.

Die scheinbare Gleichheit der Wertherdrucke Weygands von 1775 ist ein neues warnendes Beispiel, wie vorsichtig man in Bibliotheken selbst noch für diese Zeit mit der Bezeichnung Dublette umgehen sollte; Titelübereinstimmung, Gleichheit von Seitenzahl und Ausstattung genügen zur Feststellung durchaus nicht. Ich habe die gleiche Erfahrung bei mehr Wielanddrucken gemacht als Milchsack. Die Bibliographie will mit der Akribie der Münzsammler behandelt sein. Hierzu mahnt noch besonders ein Wertherexemplar im Besitz der Jenaer Universitätsbibliothek: nur bei genauer Prüfung kann man erkennen, daß es aus sechs ganzen Bogen des ersten 1774er und drei ganzen Bogen des zweiten 1775er Druckes Weygands gemischt ist, daß ferner die Bogen C G J N O aus einzelnen Blättern und Lagen der beiden Drucke gemischt sind, und zwar so, daß im dritten Bogen ein Blatt aus beiden Ausgaben vorhanden ist. Die nächstliegende Erklärung hiefür dürfte sein, daß ein Händler oder Sammler aus zwei defekten Exemplaren, vielleicht besten Glaubens, ein vollständiges herstellte, wenn nicht gar Weygand selbst Lagerreste zusammengelegt haben sollte. Es bedarf wohl nicht eigens der Bemerkung, daß solche Feststellungen nicht lediglich für Bibliographen oder gar nur für Raritätensammler unter den Bibliophilen Wert haben: für die Vererbung der Lesarten, für das Auffinden der Ausgaben, von denen die für die Textgeschichte wichtigen Nachdrucke abstammen, und durch all das für die Herstellung des echten Textes sind sie durchaus unentbehrlich.

Die Beteiligung des Verfassers an den Weygandischen Drucken des Jahres 1775 ist ausgeschlossen: keinerlei Anhaltspunkt ist dafür

erkennbar. Wir müssen seiner Angabe glauben, daß er am 30. April 1780 seinen Werther, seit er gedruckt sei, das erstemal ganz las. Ob sie wirklich alle in dem Jahre, das die Titel nennen, erschienen sind, steht dahin; es ist doch recht fraglich, ob neben mindestens neun Nachdrucken mit dem Titeljahr 1775 innerhalb fünf Vierteljahren mindestens sechs Drucke des ersten Verlegers auf Absatz rechnen konnten. Wir wissen ja von anderen Drucken her, z. B. von Goethes Faust, daß auch die berechtigten Verleger die Jahreszahlen ihrer Werke nicht immer zuverlässig nennen. Ihre Gründe sind allerdings nicht überall durchsichtig. Am nächsten liegt ja die Annahme, daß dadurch vor dem Autor die Höhe des Absatzes verborgen bleiben konnte und so etwa neue Honoraransprüche vermieden wurden. Es ist aber auch nicht bekannt, daß die Stärke der Auflage vertragsmäßig festgestellt zu werden pflegte. Der Verleger ward Eigentümer des einmal erworbenen Werkes. Dagegen hielt sich der Autor für befugt, einen neu bearbeiteten Text einem anderen Buchhändler zu verkaufen, jedenfalls diesen Text in eine Sammelausgabe anderen Verlagsortes aufzunehmen. So wissen wir aus Wielandischen Unternehmungen, so hat Goethe auch den Werther an Göschen und Cotta geliefert und dann doch einer neuen Einzelausgabe Weygands wieder seine Zustimmung gegeben. Man muß deshalb vorsichtig sein, die wahrscheinlich vor dem Autor verheimlichten Neudrucke der Verleger der ersten Ausgaben als unrechtmäßige Drucke zu brandmarken: in den Zeiten des Kampfes mit den Nachdruckern herrschten im vornehmsten Verlagshandel andere Ansichten, Gewohnheiten und Rechte als heute.

Als Werthers Leiden zuerst erschienen, war der Nachdruck in Blüte. Später wußten die Verleger durch Titelausgaben verschiedener Ausstattungsqualität und durch Verbindung mit Firmen an anderen Orten ihm zu steuern. Aus den Jahren 1775—1779 kenne ich siebzehn, von 1784—1810 nur sechs oder sieben, wenn einer, der Göschens Firma trägt, diesem nicht zugehört, unechte Drucke, wobei ich die Weygandischen Drucke von 1787 und 1790, ferner einen auf 1787 zurückdatierten Göschenschen, der aber schon wegen der Zählung der Bogen mit Ziffern statt mit dem Alphabet jünger ist, nicht mitrechnete, da sie als Nachdrucke im strengen Sinne nicht gelten können. Es wird mir ein und der andere entgangen sein — in Bibliographien finde ich noch vier verzeichnet, die ich nicht zu Gesicht bekommen habe —, aber viel anders werden sich die Zahlen nicht stellen. Es ist ja selbst bei Umfragen in Bibliotheken nicht leicht, alle zu unterscheiden: tragen doch die Drucke manchmal dieselben Orts- und Jahresbezeichnungen, so daß erst ein Nebeneinanderlegen ihre Verschiedenheit zeigt. Mit dem fingierten Verlags-

ort Freystadt z. B. sind 1775 drei Drucke erschienen ganz ungleicher Ausstattung. Ein andermal verbirgt ein Nachdruck unter verändertem Titel oder Verlagsort dieselben Textblätter, was die berechtigten Verleger dann den Raubverlegern nachahmten. Der gleiche Satz liegt z. B. dem Texte eines Druckes unter, der auf dem Titel einmal Frankfurt und Leipzig, das anderemal Reutlingen als Verlagsort nennt; ebenso hat Göschen von seiner Ausgabe in den Schriften 1787 drei Titelauflagen der Schriften und vier (oder fünf) Einzelabzüge Werthers veranstaltet.

Die Nachdrucke stehen teils in Abhängigkeit zu einer echten Ausgabe, teils zu einem anderen Nachdruck. So ist z. B. der zweite Himburgische von einem Weygandischen abgezweigt, und wächst weiter in einer unter sich verwachsenen Gruppe von acht zu Karlsruhe, Reutlingen und mit dem fiktiven Verlagsort Frankfurt und Leipzig zwischen 1778 und 1790 erschienenen Nachdrucken. Der letzte dieser und manche andere Drucke benützen nicht Ein Exemplar als Vorlage, sondern zweierlei, worauf ich noch zu sprechen komme. Manchmal rücken Nachdrucke mit verschiedenem Titel durch ähnliche Ausstattung zusammen und verraten so Einen Unternehmer. So hat ein Wahlheim 1777 erschienener zum Teile dieselben Holzstöcke verwendet wie der eine Freystädter von 1775, und da er auch sprachliche Eigentümlichkeiten mit ihm teilt, darf man annehmen, daß er in derselben Druckerei hergestellt ist. Ebenso hat aber ein Druck Frankfurt und Leipzig 1775 mit Ausnahme des Kupfers dieselben Verzierungen wie der älteste Weygandische Druck und ahmt diesen auch in der Seiten- und Zeilenbrechung nach; sollte dieselbe Druckerei, die für Weygand arbeitete — ich weiß nicht, ob sie Eigentum der Verlagsfirma war — ihn unternommen haben? es ist ja möglich, falls diese Art Geschäftsbetrieb nicht zu modern ist, daß mehrere Druckereien von einem Holzschneider die gleichen Clichés bezogen oder daß diese rasch weiter verkauft wurden.

Im ganzen strebte der Nachdrucker gewiß möglichst billige Herstellung an, damit er den Preis der echten Ausgabe erheblich unterbieten konnte. Einzelne haben aber doch durch Bildschmuck und zierliche Ausstattung ihrem Raube den Vorzug vor den echten und den anderen unechten Drucken zu verschaffen gesucht. Walthard z. B. in Bern gab seinem Werther ein gestochenes Titelblatt und noch zwei Kupfer, von denen allerdings eines keinen Bezug zum Romane hat, also anderswoher entlehnt ist (wie die Bilder mancher Volksbücher). Der Berliner Nachdrucker Himburg hat sogar Chodowiecki angeworben, als er, wie im gleichen Jahre 1775 Heilmann in Biel, vor dem Verfasser eine Sammlung von Goethes Schriften zu Markt brachte. Er ließ sie auf Papier verschiedener Güte drucken und sein

Erfolg war so groß, daß er vom ersten Bande gewiß viererlei Abzüge nehmen ließ. Der darin enthaltene Werthertext spielt keine Rolle in der Überlieferungsgeschichte. Denn Himburg war so umsichtig, für seine zweite Auflage von 1777, die um ein Kupfer bereichert wurde, also nun fünf zählt, nicht seine erste, sondern wieder einen echten Druck Weygands als Vorlage zu wählen. Und so kann auch die durch die Lesarten aufgezwungene Annahme nicht überraschen, er habe einer dritten mit sechs zur Hälfte neuen Kupfern geschmückten Auflage von 1779 zwar seine zweite zu Grunde gelegt, sie aber nach einem neueren Drucke Weygands revidieren lassen. Diese Ausgabe war so gefällig, daß sie Goethe später Göschen als Muster für seine erste echte Sammelausgabe empfahl, wie ihn noch später auch die hübsche Ausstattung der Wiener, bei Strauß und Geistinger verlegten Sammlung veranlaßte, diese zu den guten Auflagen zu rechnen.

Aus den Beobachtungen über die Vorlagen der Himburgischen und anderer Nachdrucke könnte es gelingen, die Datierung der 1775er Ausgaben Weygands zu finden. Die erste derselben muß so zeitig erschienen sein, daß noch im gleichen Jahre vier Nachdrucke sich ihrer bemächtigen konnten. Die zweite ist noch 1775 ausgegeben worden, weil ein Exemplar den alten handschriftlichen Eintrag dieser Jahreszahl aufweist. Und vielleicht liegt zwischen beiden noch eine Ausgabe Weygands, denn der Himburgische Druck dieses Jahres vereinigt auffallende Eigentümlichkeiten beider, die auf eine Zwischenstufe als seine Vorlage schließen lassen. Während er nämlich in allen Haupteigenheiten mit der ersten Weygandausgabe von 1775 geht, z. B.: $104_{,16}$ kein Komma nach „ihr", $125_{,20}$ nach „Sachen" Punkt statt Komma setzt; $112_{,1}$ „gemeinen" statt „gemeinem", $121_{,20}$ „kühn" statt „kühl" druckt, hat er wie die zweite: $6_{,11}$ „ich habe" statt „habe", $10_{,14}$ „kleines" statt „krankes", $30_{,26}$ „weggelassen" statt „ausgelassen", $48_{,2}$ „erbärmlichsten" statt „erbärmlichen", $83_{,13}$ „wenn's" statt „wann's". Zufälliges Zusammentreffen mit einer der beiden Ausgaben ist sonach ausgeschlossen. Möglich wäre allerdings, daß der erste Teil nach der zweiten, der zweite nach der ersten gesetzt wäre; warum sollte aber Himburg zweierlei Exemplare Weygands als Vorlage benützt haben? Er konnte ja zur rascheren Drucklegung auch Ein Exemplar unter zwei Setzer verteilen. Es ist ferner unglaubhaft, daß er auf die Abweichungen der äußerlich gleichen Weyganddrucke aufmerksam geworden wäre und also den ersten Teil nach dem jüngeren hätte revidieren lassen. Da bleibt die Vermutung einer mir entgangenen Zwischenstufe zwischen den zwei Weygandischen Ausgaben als seiner Vorlage wahrscheinlicher. Daneben besteht freilich die andere Möglichkeit, daß dieser Himburgische Druck

nach einem Nachdruck des älteren Weygandischen Textes gesetzt und nach dem jüngeren Weygands zuerst aufmerksamer, dann flüchtiger korrigiert sei. An sich hat es wenig Überzeugendes, daß ein Nachdrucker sich doppelte Mühe machte; aber nachdem Himburg sie für seinen dritten Druck aufgewendet haben muß, mag er sie auch an den ersten gesetzt haben. Und wirklich habe ich, nach Abschluß der Weimarer Ausgabe, einen Nachdruck erworben, der dessen ursprüngliche Vorlage gewesen sein dürfte: Freystadt 1775, 224 SS. Dieser geht von der ersten Weygandischen Ausgabe des Jahres 1775 aus, kann wegen seiner Lesarten und weil er jener seitengleich folgt, nicht von Himburgs Druck abstammen, besitzt aber ein paar Eigentümlichkeiten, die dieser von ihm geerbt haben könnte; vor allem die Verderbnis des Datums (124,1) 10. Oktober statt 12. Oktober. Dadurch wird die Annahme, die erste Himburgische Ausgabe sei einem mir unbekannten Mitteldrucke Weygands gefolgt, nahezu entkräftet, und es zeigt sich aufs neue, wie der zufällige Fund eines neuen Textes das Unwahrscheinliche wahrscheinlich machen kann.

1776 war dann der Markt durch die echten und neun Nachdrucke gesättigt, es ist mir kein Nachdruck dieses Jahres bekannt geworden. In diesem oder erst im Jahre 1777 wird die nächste Weygandausgabe erschienen sein, die von Himburg für seine zweite, und 1778 die letzte mir bekannte, die von dem Berliner für eine selbständige Wertherausgabe von 1778 (unter dem fingierten Druckort Frankfurt und Leipzig ohne Verlagsangabe erschienen, vielleicht zurückdatiert) und die damit im Satze identische dritte Auflage der Schriften 1779 benutzt worden ist.

1777 hatten sich zwei Nachdrucke eingestellt, 1778 fünf, 1779 einer: danach tritt eine größere Pause ein; nur 1784 wird einer verlegt. Erst mit dem Hervortreten der neuen Bearbeitung regt sich wieder der Wettbewerb: 1787 erscheinen zwei oder drei (wobei ich die Einzelausgaben Weygands, die sich des neuen Textes bemächtigten, mitzähle), 1789, 1790, 1795, 1801, 1810, 1825, 1832 je einer. Aus dieser Übersicht, die freilich bei allem Bemühen keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben darf, mag man den Grad der jeweiligen Beliebtheit des Romanes und seine Fortwirkung ablesen. Allerdings wissen wir nichts über die Höhe der Auflagen und wir dürfen sie mit heutigem Maßstabe nicht messen; denn das Papier war teurer, das Drucken kostspieliger und beides fiel also bei dem Kalkul verhältnismäßig stärker ins Gewicht als die jetzt gestiegenen Satzkosten: es konnten sich kleinere Auflagen lohnen als heute.

Aber nicht nur um die Verbreitung eines Werkes annähernd zu schätzen, ist der Blick auf die Nachdrucke zu richten. Sie sind

allgemein interessant für den Philologen, weil sie, die den Handschriftenkopien der Berufsschreiber des Mittelalters am nächsten vergleichbar sind, lehren, wie viel an scheinbaren oder wirklichen Besserungen einem Setzer zuzutrauen ist und welches die gewöhnlichen Setzfehler sind, und weil sie dadurch ein Urteil über die Veränderungen der echten Drucke ermöglichen; sie sind für Goethes Werke von besonderem Wert, weil er für echte Ausgaben seiner Schriften wiederholt Nachdrucke benutzt hat, sie also unmittelbar in die Textgeschichte eingreifen. So ist uns z. B. ein Exemplar von Erwin und Elmire, Frankfurt und Leipzig 1775, und ein 4. Band der Himburgischen dritten Auflage im Goethe-National-Museum erhalten, in die Goethe Korrekturen eingetragen hat. Und für Werthers Leiden hat Bernays nachgewiesen, daß der dritte Himburgische Nachdruck eine wesentliche Fehlerquelle geworden sei. Wenn wir aber so für Goethes Text Nachdrucke verwertet sehen, dürfen wir die Beachtung der unechten Drucke bei keinem Schriftsteller versäumen, außer wo urkundliche Zeugnisse sie überflüssig machen. Wissen wir doch überdies, daß ein unechter Druck noch im 18. Jahrhundert wie Inkunabeln codicis instar gelten kann; man erinnere sich der bekannten Beispiele der Ausgaben von Abschriften Hallerscher und Klopstockischer Gedichte. Es muß also die Stellung der Nachdrucke zu einander und zu den echten Drucken geprüft werden, als ob sie echte Drucke wären; gerade wie bei nur handschriftlicher Überlieferung junge und alte Kopie, muß jedes Stück beurteilt werden, wenigstens nach zuverlässigen Kriterien. Es scheidet erst dann aus dem Stamme der für die Textgeschichte und Textkonstitution wertvollen Überlieferungen aus, wenn seine Vorlage und genügend sichere Merkmale, die sich nicht vererben, gefunden sind. Ein Satz, der ebenso für echte Drucke gilt.

Verfolgt man nun die Nachdrucke Werthers nach diesen Gesichtspunkten — und ich habe es in Stichproben gethan, bis ich hinreichend sichere Kennzeichen für ihre Einreihung gefunden zu haben glaubte — so ergiebt sich, daß sie erst vom zweiten Himburgischen an in die Textgeschichte eingreifen, einem Drucke, der aus der dritten mir bekannten Ausgabe Weygands von 1775 stammt. Er ist reich an groben Verstößen, läßt viele Worte aus, setzt ein paar zu, vertauscht Datumszahlen und Wörter nicht selten. Von seinen Besonderheiten gehen nun gut zwei Drittel in die dritte Auflage desselben Verlegers über; das übrige Drittel ändert diese eigenmächtig oder mit Benützung der letzten Weygandischen Ausgabe des Titeljahres 1775. Das letztere erhellt daraus, daß sie mehrere der Auslassungen der Vorlage richtig ausgefüllt und Änderungen richtig gestellt hat, was ohne Einsicht eines vollkommeneren Textes unmöglich war, und daß

sie Eigentümlichkeiten, die der letzte Weygandruck allein besitzt, aufnimmt. So groß war das Vertrauen zu diesem, daß auch leicht erkennbare und gar bei der Vergleichung der Himburgischen Vorlage unverkennbare Druckfehler, wie z. B. 173,$_{5}$ „Freude" für „Freunde" mit übernommen wurden. Und andererseits geschah die Revision doch so oberflächlich, daß noch eine Menge von Fehlern der Vorlage ungebessert blieben. Diese dritte Himburgische Auflage hat also thatsächlich den willkürlichsten aller Nachdrucke (der durch die von ihm stammenden in Karlsruhe und Reutlingen nicht viel übertroffen wurde an Unzuverlässigkeit) und den mindestwertigen aller echten Drucke benutzt, den, der sich am weitesten von den nach der ersten Handschrift gesetzten Texten entfernte. Dazu kommt nun noch, daß sie selbst zwar nicht nach der immerhin das Hundert weit übersteigenden Zahl der Eigenmächtigkeiten, wohl aber nach dem Gewicht ihrer Ungenauigkeiten dem zweiten Druck desselben Berliner Verlegers nichts nachgiebt: sie läßt seltener einzelne Wörter, häufiger aber Komplexe aus.

Und diesen Druck nun legt Goethe der Neugestaltung seines Romanes 1782 zu Grunde! Er besaß kein Exemplar des Werther mehr; er mußte von Frau von Stein, an die er vor drei Jahren seine Schriften, wohl gerade die ihm von Himburg geschenkte Ausgabe abgegeben hat, sie erbitten. Es ist doppelt bezeugt, daß Himburgische Ausgaben in Goethes Besitz waren, es ist aber nicht urkundlich bezeugt, daß er sie für die Werther-Erneuerung benützte. Wenn man jedoch sieht, daß vier Fünftel der nur dem dritten Himburgdruck eigenen Lesarten sich in der neuen Handschrift erhalten haben, so scheint ein Zweifel ausgeschlossen. Es sei denn, daß ein bisher unentdeckter Druck besteht, der dem Himburgischen zum Verwechseln ähnlich ist und doch an einer Stelle wenigstens besser ist als er. Alle Exemplare der Himburgischen Auflage, die ich durch Umfragen erreichen konnte, auch die Einzelausgabe daraus, lassen 98,$_{11}$ die Sätze ausfallen: „Adieu! Ist Albert bei Ihnen? Und wie —?" und machen auch durch keine Berichtigung das Versehen gut. Trotzdem enthält die Handschrift diese Sätze, deren Wortlaut der Dichter unmöglich aus dem Gedächtnis ergänzen konnte: woher aber? Bernays hat auf dieses starke Bedenken gegen seinen Nachweis nicht aufmerksam gemacht; sollte er ein Exemplar der dritten Himburgausgabe benutzt haben, das jene Zeile enthält? Ich habe ja aus dem Zustande der Handschrift erschlossen, daß Goethe sie nach einem zuvor liegenden Text durchgegangen hat; welcher es war, lassen die Korrekturen leider nicht erkennen. Aber wenn er nun an dieser Stelle der Kopie Seidels einen vollständigeren Text unterlegen konnte, warum nicht an anderen? Die Wahrnehmung einer solchen Verderbnis mußte ihn

doch gegen die Vorlage mißtrauisch machen und er konnte dann kaum mehr über andere schwere Lücken hinwegleisen. Hier bleibt ein Dunkel unaufgehellt. Es muß ein Druck gesucht werden, der zwischen der zweiten und dritten Himburgauflage steht, dieser näher liegt als jener, aber an der angeführten Stelle und einigen anderen, wo die Handschrift, allerdings vielleicht zufällig, mit der zweiten geht, deren Lesarten bewahrt hat. In ein Stemma für ältere Zeit würden wir das X ohne Bedenken eintragen. Wenn man aber viele Bibliotheken nach einem nur 120 Jahre alten Druck umsonst abgesucht hat, fehlt der Mut dazu. Der glücklichere Finder freilich wird dann, durch den Erfolg überlegen, den bequemen Vorwurf erheben: man habe eben nicht an der richtigen Stelle gesucht.

Die Handschrift selbst, ihre Vorzüge, ihre Mängel habe ich charakterisiert. Aus ihr sind beide ersten Drucke Göschens unmittelbar erflossen. Dies ergiebt sich daraus, daß in der Handschrift die Bogenzählung beider Drucke vom Metteur en pages angemerkt sind; ergiebt sich auch daraus, daß jeder Druck Lesarten mit der Handschrift teilt, die der andere verändert hat. Autorisiert waren beide Ausgaben, der Vertrag Goethes mit Göschen spricht von zweien, und wenn Goethe späterhin die geringere Ausgabe verleugnet, so kann das nur daher rühren, daß er sich die Edition größeren Formats als eine noch besser ausgestattete erwartet hatte, als die kleinere gut ausgestattete. Beide Drucke sind in Abwesenheit Goethes hergestellt worden; ob Herders Rat, wie Goethe vor der Abreise nach Italien dem Verleger freistellte, eingeholt wurde, ist unbekannt. Sie haben also, weil die Handschrift zugänglich geworden ist, an sich keinen Wert. Sie besitzen aber historischen Wert als Vermittler für die folgenden Ausgaben, und sie haben überdies auch den Wert, daß sie die Unebenheiten der Handschrift in Schreibung, Interpunktion u. s. w. ausgleichen. Man sieht an ihnen, wie viel den Setzern auch an diesem Druckmanuskript, das Goethe „mit viel Mühe recht ausgeputzt hat", zu thun übrig blieb; „ein kluger Korrektor muß am Ende doch das beste thun" hatte der Dichter selbst bei der Übersendung an den Verleger geschrieben (Briefe 8, $11_{,9}$. 15_{20}). Und er hat des Guten viel gethan, manchmal, besonders in der Bereicherung der Interpunktionen zu viel. Das Merkwürdige ist aber, daß die beiden Drucke, obwohl jeder selbständig aus der Handschrift abgesetzt worden ist, doch in den Regelungen eine erstaunlich große Übereinstimmung zeigen. In rund 1250 Fällen, wobei Formen der Rechtschreibung, die beim Sprechen nicht zu Gehör kommen, nicht einbezogen sind, gehen sie mit einander gegen die Handschrift. Das übersteigt die Folgen gemeinsamer Erziehung und Anweisung von Setzer oder Faktor derselben Druckerei. Überdies

weichen sie sogar in orthographischen Grundsätzen von einander ab: der größere Druck schreibt „ein Mahl" u. dgl., der kleinere „einmal"; jener trennt Komposita viel häufiger u. s. w. Und es ist keineswegs ausgemacht, daß die Drucke überhaupt aus einer Officin hervorgegangen seien. Göschen ließ noch später an verschiedenen Orten drucken, z. B. Wielands Werke teils in Leipzig, teils in Basel. Jedenfalls aber muß ein Bezug zwischen den beiden Wertherdrucken bestehen. Da sie vom gleichen Jahre 1787 datiert sind, ist die Priorität der einen schwer festzustellen; auch das zwischen anderen Bänden derselben Ausgaben etwa bestehende Verhältnis muß nicht für diesen Band gelten; sind doch auch von Wielands Ausgaben letzter Hand Bände bald dieser, bald jener zuerst von Göschen in Satz gegeben. Aus den Texten selbst ist ebenso wenig ein zwingender Aufschluß zu gewinnen. Wäre der kleinere Druck genau nach dem größeren verglichen, so wäre manche Übereinstimmung zwischen diesem und der Handschrift in den kleineren Druck gekommen: z. B. „es kostet mich Mühe" statt „mir Mühe", „was hilft mich's" statt „mir's" u. a. m. Bewahrt doch der größere Druck etwa achtzigmal die Lesart der Handschrift gegen den kleineren. Umgekehrt: wäre der größere genau nach dem kleineren kollationiert worden, so könnten in diesem nicht Auslassungen und Entstellungen sich finden. Es muß also zwar eine Verbindung beider Drucke vorhanden sein, aber die Vergleichung der Texte geschah nicht sorgfältig, oder der Korrektor des kleineren Druckes hielt sich auch da für berechtigt, abzuweichen, wo er zwischen dem größeren und der Handschrift Gleichheit bewahrt sah.

Der kleinere Druck hat sich nicht viel seltener allein von dem Manuskripte entfernt als der größere; aber dieser hat bedeutend schlimmere selbständige Fehler, Auslassungen, die sich jener überhaupt nicht hat zu schulden kommen lassen, Aenderungen, die bei jenem höchstens unnütze Regelungen, bei diesem teilweise tiefer zerstörende Entstellungen sind. Und das Verhängnis wollte, daß diese Ausgabe, wie meines Wissens Düntzer zuerst beobachtet hat, für die folgenden Gesamtausgaben benutzt wurde, während der korrektere Druck nur auf unechte und halbechte Einzelausgaben wirkte: so wurde zum zweitenmale an wichtiger Stelle der fehlerhafteste der vorliegenden Texte die Grundlage für die Zukunft. Und das kam so. Goethe benützte einen Göschendruck seiner Werke, vermutlich den besseren, da er die Existenz der geringeren Ausgabe später wie eine Überraschung ansah, um darin „alle Druckfehler, Auslassungen und was ihm sonst vorkam" zu korrigieren und zu notieren für eine künftige Edition. Das war 1788 und 1791. Nachmals aber, mehrere Jahre vor 1797 war ihm das Exemplar abhanden gekommen, und damit sind also

diese Verbesserungen verloren, bis es etwa einmal irgendwo auftaucht. Damit war Goethe ferner gezwungen, sich vor der Umarbeitung der Werke für die Cottasche Sammlung ein Exemplar neu zu erwerben und er erstand offenbar die billigere Ausgabe Göschens.

Diese hat er nun durchgegangen und „jeder einzelnen Produktion die gehörige Aufmerksamkeit" gewidmet. Hiermit ist erwiesen, daß, entgegen der Auffassung von Bernays, der Werthertext von 1787 nicht die letzte Recensio des Verfassers darreicht, daß er also auch nicht unangetastet beibehalten werden darf, wo jüngere echte Drucke Änderungen bieten. Denn wenn wir auch nur für den ersten von 1808 das eigene Zeugnis besitzen: „Werther absolviert", so haben wir doch für die zweite Cottaausgabe von 1817 die allgemeiner gehaltene Nachricht, daß sie vorbereitet wurde: möglicherweise hat auch am Werther wie an anderen Bänden Riemer Beihilfe geleistet; jedenfalls ist dem Verleger ein korrigiertes Exemplar der ersten vorgelegt worden, das für den Stuttgarter wie für den Wiener Paralleldruck Verwendung fand. Die Ausgaben letzter Hand mag dann nur Göttling zweimal revidiert haben: er genoß aber die Autorisation Goethes und hat über eine Lesung ihn befragt.

Von dem ältesten Abdrucke Cottas kenne ich zweierlei Exemplare, die sich ähnlich verhalten wie die Doppeldrucke der ersten und vierten Wenigandischen Ausgabe, geringere Verschiedenheiten haben als die Abzüge der ersten Himburgischen. Im ganzen ist der Druck recht treu; er regelt Orthographie, Interpunktion, Flexion u. dgl. Das Auffälligste sind zwei Kürzungen von „ward" zu „war" vor anlautendem d („dieß, die"), wobei das für den Titel von Dichtung und Wahrheit maßgebende euphonische Gefühl die Erklärung abgeben kann, warum das sachlich Richtigere beseitigt wurde. Aber es ist auch möglich, daß es sich um einen Druckfehler, um den Abfall des d handelt, der auch sonst vorkommt; so hat der zweite Himburgische Druck $82,_5$ „ward" in „war" verderbt ohne nachfolgendes d; so ist in Wilhelm Meisters Lehrjahre gewiß achtmal das Wort entstellt worden, darunter nur dreimal vor d; und einmal finde ich auch das Umgekehrte: „war" zu „ward" verdruckt ($21,\ 112,_6,\ 199,_{25}.\ 22,\ 101,_{24}.\ 146,_{25}.\ 221,_{19}.\ 232,_1.\ 239,_3.\ 242,_6.\ 328,_{11}$).

Bedenklich ist auch, daß drei Briefdaten verändert wurden, von denen das eine im verbesserten Zwillingsdruck mit der alten Überlieferung wieder in Einklang gebracht ist; das andere erkennt sich leicht als Druckfehler (Juni für Juli); soll darum und weil auch anderwärts, besonders im zweiten Himburgischen Drucke, Datumverderbnisse vorkommen, das dritte neue Datum auch falsch sein? Es ist ja kein zwingender Grund für die Änderung ersichtlich, es ist gleichgiltig, ob der zweite Brief des zweiten Buches vom 10., wie

früher, oder vom 26. November datiert ist, er ist der einzige des Monats: er rückt durch die neue Tageszahl mehr in die Mitte der umgebenden Briefe vom 20. Oktober und 24. Dezember und dem letzteren näher, mit dem er inhaltlich das Verhältnis Werthers zum Grafen C. gemein hat. Jedenfalls ist auch für die Datumsveränderungen in der Handschrift, die als von Goethe angeordnet gelten müssen, kein triftiger Grund da, im Gegenteil sie verderben mehr als sie bessern: die Briefe vom 8. und 17. Dezember sollten der veränderten Komposition des letzten Teiles zuliebe nahe zusammenfallen, darum werden sie auf den 12. und 14. Dezember gerückt: trotzdem behält der zweite Brief die Frist von acht Tagen, die vordem genau die Zeit zwischen beiden Schreiben traf, bei und weist damit unnötig auf einen bestimmten Tag, für den nun kein Zeugnis der Stimmung mehr vorhanden ist. Das ist also übler als die im Cottadruck vorgenommene Veränderung, deren Unechtheit mindestens nicht bewiesen werden kann.

Überlegte Änderungen finden sich 111_{26} und 189_{9}. Es stand bis dahin: „Wir (Werther und der Fürst) haben . . . nichts Gemeines mit einander", dafür tritt nun „gemein" ein; und bis dahin: „es ward nur wenig Edlen gegeben, ihr Blut . . . zu vergießen", dafür steht nun: „wenigen"; beidemal vermeidet die grammatisch strengere Form die Mißverständlichkeit. Es ist keine Frage, daß alle Änderungen, die in der ersten Cottaausgabe Werthers sich einstellen, einem aufmerksamen und verständigen Setzer und Korrektor zufallen können, z. B. auch „mir versichern" für „mich versichern", „mich wurmt es" für „mir wurmt es" — derlei findet sich ja auch schon in dem besseren Göschendrucke —, daß anderes sich als Druckfehler erklären läßt, an denen es ja auch in diesem sorgfältigen Drucke nicht ganz fehlt. Nachdem aber Goethes Revision feststeht, muß alles, was nicht offenbarer Setzfehler ist, als vom Dichter herrührend geachtet werden.

Und nicht anders gebietet es der gleiche Grund gegenüber dem zweiten Cottaschen Drucke. An einer Stelle geht auch die Änderung über das von einer Druckerei zu Erwartende etwas hinaus. Am Anfange des Briefes vom 27. Mai stand: „Ich bin, wie ich sehe, in Verzükkung, Gleichnisse und Deklamation verfallen"; aus „Verzückung" war in der Handschrift erstaunlicherweise „Zückungen" geworden; jetzt wird die alte Lesart, wohl ohne Kenntnis, daß sie die alte ist, wieder aufgenommen.

Im ganzen entfernt sich der Druck weiter vom ersten Cottaschen, als dieser von seiner Vorlage abging. Ein Teil der Neuerungen mag auf den mir unauffindbaren Neudruck der ersten Cottaausgabe zurückgehen, der sonst für den zweiten die Vorlage gebildet hat. Gemäß

Goethes Auftrag sind nun viele Kommata gestrichen worden, demungeachtet aber, was dann überflüssig war, eine Anzahl zu Strichpunkten verstärkt; der Setzer neigt zu großen Anfangsbuchstaben nach Ruf- und Fragezeichen und trennt auch damit die Sätze weiter von einander. Andere Neuerungen liegen durchaus in der Bahn der bisherigen Entwicklung. Nur eine gewisse Pedanterie macht sich breit, die ich eher Riemer als Goethe zutrauen möchte. Z. B. 29,15: „Da ich so selten an ein Buch komme, so müssen sie auch recht nach meinem Geschmakke seyn", wird grammatisch genau zu „muß es auch recht" verändert. Oder 57,8: „Noch nie war ich glücklicher, noch nie meine Empfindung . . . voller"; vor „meine" wird „war" eingeschaltet, wohl wegen des Wechsels der ersten und dritten Person des Subjekts. Ähnlich liegt es 180,2: „Dieser Arm hat sie umfaßt, diese Lippen auf ihren Lippen gezittert, dieser Mund an dem ihrigen gestammelt"; es wird nach „Lippen" und „Mund" „haben" und „hat" eingefügt wegen des Numeruswechsels. 187,11 fehlt in dem Satze: „nachdem er Feuer nachlegen und sich . . . Wein geben lassen" das Hilfszeitwort; „hatte" wird vor „nachlegen" eingeflickt. Auch die Änderung 100,17 ist grammatisch pedantisch; es stand: „Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen und sie unter andere Papiere zu begraben"; für „sie" wird nun korrekt „ihn" gesetzt. In anderen Teilen beider Cottadrucke, dem ersten und dem zweiten kommen ähnliche Dinge vor, z. B. 19, 226,22 und 21, 219,15. Ich glaube, daß sie überall die Befugnis, die sich Setzer und Faktor zu erteilen pflegten, überschreiten, habe auch in nicht autorisierten Drucken keine so häufigen Beispiele für derlei beobachtet.

Überdies sind die Lesarten dadurch geschützt, daß auch der Wiener Druck des gleichen Jahres, der ja auf dieselbe Vorlage zurückgeht und darum als Kontrole dient, sie so bietet. Dieser Druck ist in anderen Bänden zuverlässiger befunden worden als der Stuttgarter, für den Werther verdient er das Lob so wenig wie für Band 45 der Weimarer Ausgabe; auch hier darf man also von einem Bande nur vorsichtig auf den anderen schließen. Und überhaupt erregt das enge Verhältnis zwischen den beiden Göschenausgaben, die auch aus derselben Vorlage erfließen und doch so häufig unter einander gegen sie übereinstimmen, Bedenken über den Kontrolwert des Wiener Druckes, den man darum nicht preisgeben darf, aber doch vielleicht beschränkter gelten lassen muß, als ich früher meinte.

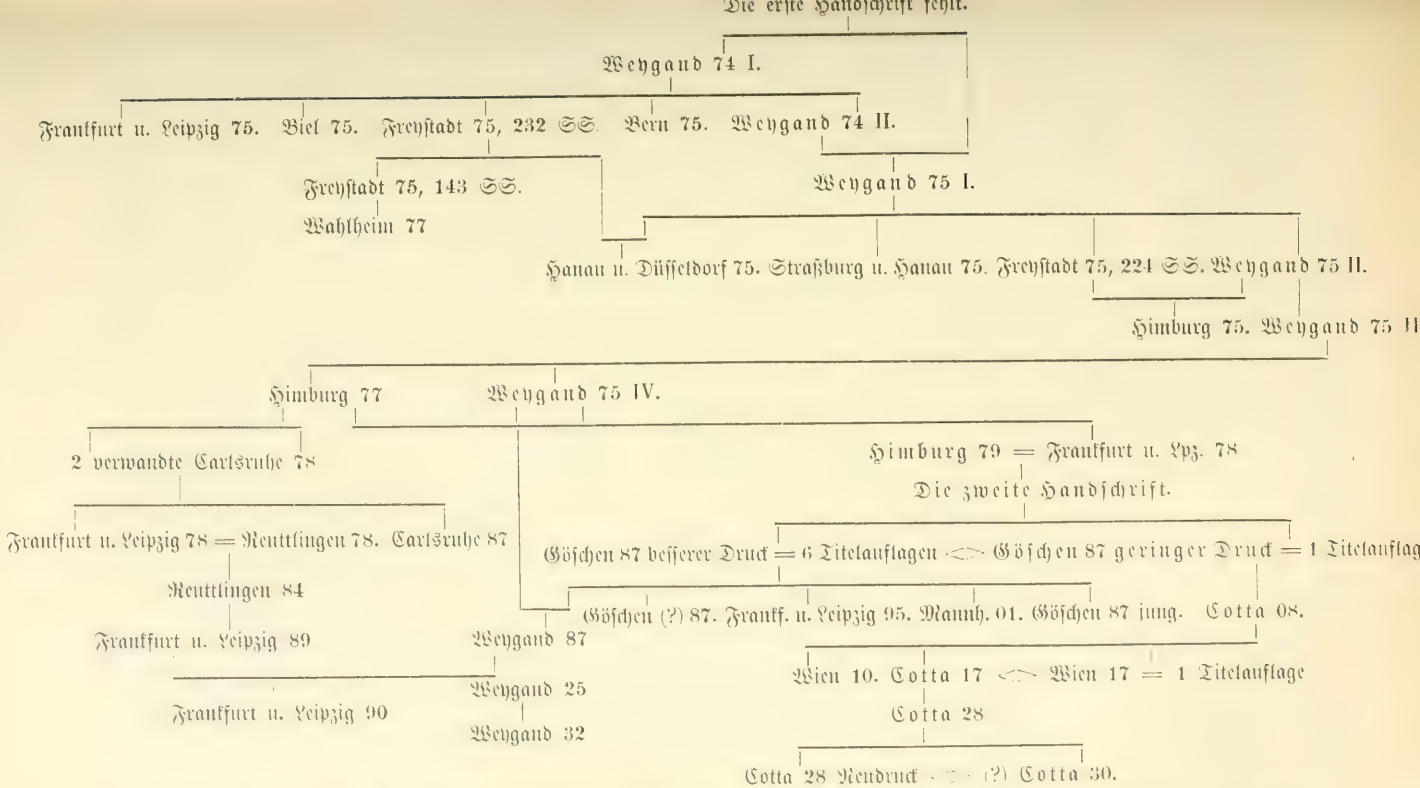
Die drei Ausgaben letzter Hand, die Kleinoktav, deren Neudruck und die Großoktav, haben zur Vervollkommnung und Verderbnis des Textes wenig beigetragen. Göttling fand nicht viel zu thun. Auffällig ist, daß die erste 6,7 für „eine gleichgültige Gegenwart ertragen" wieder „tragen" einsetzt, wie in den Drucken vor der zweiten

Handschrift gelesen worden war; daß die Änderung ein Druckfehler ist, ergiebt 188,4, wo die durchgängig überlieferte und bessere Lesart: das Gestirn „ansehen" ebenso zu „sehen" vereinfacht ist. Solche Änderungen pflegte meines Wissens Göttling nicht anzuordnen, wenigstens nicht ohne Goethes Billigung einzuholen, was hierfür nicht geschah. Auch ist zu vergleichen, daß 45, 204,2 das richtige „anerkennen" des Einzeldruckes ebenso vom zweiten Cottaschen Drucke zu „erkennen" verderbt ist. Die zweite Auflage des Kleinoktavdruckes letzter Hand hat zwar fast die Hälfte ihrer Abweichungen von ihm mit der Großoktavausgabe gemein, kann also, wie bei anderen Bänden zuweilen, aus der gleichen von Göttling abermals überlesenen Vorlage wie diese entstammen, aber nicht deren Vorlage sein, weil sie zu viele Eigentümlichkeiten in Formen allein besitzt. Der letzte Druck steht näher zum ersten letzter Hand, Druckversehen finden sich auch hier wie überall, daneben ein paar Besserungen im Stile der Göttlingschen Revision.

Überblicken wir die lange Reihe der Drucke, so fällt das Hauptinteresse auf die Entwicklung des Textes bis zur Umarbeitung und dem billigeren Göschenschen Drucke. Was danach am Text geschah, ist verhältnismäßig wenig und ändert seinen Charakter nicht erheblich. Für die Textgeschichte sind unmittelbar wichtig: die erste und dritte Weygandische Ausgabe, weil sie die erste Handschrift repräsentieren; die dritte Himburgische Auflage als die bisher wahrscheinlichste Vorlage für die zweite Handschrift; der geringere Druck Göschens als Vorlage für die späteren Ausgaben; der erste, zweite, dritte und fünfte Druck Cottas als Redaktionen Goethes und seiner autorisierten Helfer. Dazu fügen sich als Glieder der Kette die übrigen Editionen Weygands bis 1775, deren jüngste auf Himburgs Texte wirkte; die zweite Himburgische als Vorlage der dritten; der bessere Göschensche Druck wegen seiner Verbindung mit dem geringeren; der Wiener Druck, weil er dieselbe Vorlage hat wie der zweite Cottasche; der vierte Cottasche, weil er vielleicht dasselbe Verhältnis zum fünften besitzt. Alle übrigen Drucke, deren ich noch 33, einschließlich der Titelauflagen, aber ausschließlich dreier von Hirzel verzeichneter und ausschließlich der mir bekannten Doppeldrucke, gesehen habe, und zwar die meisten in mehreren Exemplaren, kommen für den Text nicht in Betracht.

Die Verbindung der Drucke (ohne die vermuteten) wird in dem nebenstehenden Stemma übersichtlich.

An dieser Zusammenstellung wird besonders auffallen, daß mehrmals ein neuer Druck von zwei älteren abgeleitet ist. Ich war selbst von deren wiederholtem Vorkommen, gar unter den Nachdrucken,



Zur Erklärung füge ich bei: Die Zahlen nennen das Titeljahr. Göschen (?) 87 ist ein Druck, dessen Sprachformen (uiber, uibel) und ander Göschens Verlag fraglich machen. — Göschen 87 jung ist jedenfalls beträchtlich nach dem Titeljahr erschienen, weil die Bogen mit Ziffern statt m Alphabet gezählt sind. — Die genaueren Titel siehe Weimarer Ausgabe 19, 312 ff. — bedeutet, daß die Drucke verwandt sind.

die man sich auf die bequemste Weise hergestellt denkt, überrascht. Diese Mischdrucke bieten die Parallele zu den alten Mischhandschriften und ihr Erscheinen unter den Nachdrucken giebt die willkommene Erlaubnis, mit der Annahme von Mischhandschriften nicht zu sparen in der bei mir wenigstens früher sehr lebhaften Befürchtung, sie sei nichts als ein Erklärungsnotbehelf.

Mischungen verschiedensten Grades begegnen in den Wertherteksten. Ich habe gesagt, daß der dritte Weygandische Druck aus dem zweiten stammt und die handschriftliche Vorlage des ersten daneben benutzt hat; ebenso, daß der erste Himburgische wahrscheinlich aus zwei Vorlagen erwachsen sei. Ein Nachdruck Hanau und Düsseldorf 1775 fußt auf einem Nachdruck Freystadt 1775, 232 SS., eignet sich aber die Zusätze der dritten Ausgabe Weygands an. Die dritte Himburgische Auflage wurde nach der zweiten abgesetzt, jedoch nach dem sechsten Weygandischen Drucke korrigiert. Die Handschrift der zweiten Fassung muß, falls sie auf dem dritten Himburgischen Text beruht, wegen der Ergänzung einer Lücke noch einen andern Druck benutzt haben. Handelt es sich bis dahin nur um die Verbindung von Varianten einer Fassung, so ist von nun an die Mischung der zwei Gestalten des Romans möglich. Wunderlich ist ein so äußerliches Anlehnen an beider Titel, wie es im Nachdruck Frankfurt und Leipzig 1795 geschieht: er folgt nach Stichproben nur dem Texte der besseren Göschenausgabe, hat aber im Titel die Bezeichnung: „Erster Theil. Erstes Buch", „Zweyter Theil. Zweytes Buch" neben einander; Teil werden die Hälften in der ersten Fassung, Buch in der zweiten benannt (ich habe diese geringfügige Mischung im Stemma nicht zum Ausdrucke gebracht). Ein Nachdruck Frankfurt und Leipzig 1790 geht auf einen Nachdruck der ersten Fassung Frankfurt und Leipzig 1789 zurück, nimmt aber dazu für seinen ersten Teil noch Lesarten und Stücke aus dem unechten Mischdruck Weygands von 1787, während er für den zweiten Teil sich an dem alten Texte genug sein läßt, so daß also z. B. die Episode vom Bauernburschen zwar anfängt, aber nicht abschließt. So blendet diese „neue verbesserte Auflage" den Käufer auf die schamloseste Weise.

Der Mischdruck Weygands, den dieser Bastard benutzt, hat eine lange Währung. Er wurde 1787 hergestellt, als Göschen die neue Fassung des Romans zuerst veröffentlichte. Weygand, bis dahin der berechtigte Verleger, wollte weder seinen Verlagsartikel aufgeben, noch wagte er einen vollständigen Nachdruck der neuen Fassung; so unternahm er eine Mischung aus beiden in der Absicht, damit seine Einzelausgabe konkurrenzfähig zu erhalten. Er schaltete nicht nur die neuen Briefe ein, er übernahm auch die Neukomposition des Schlußberichtes und sogar in die alten Briefe stilistische Neuerungen.

Ich rücke als Probe die beachtenswerten Stellen des Briefes vom 23. Mai (14,8) ein, so, daß in der Mitte der Text des Weygandischen Mischdruckes steht, darüber die Abweichungen des letzten Weyganddruckes von 1775 (E), darunter die Varianten der besseren Göschenausgabe (S).

E manchem
S Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sey, ist manchen schon so vor-

E so
S gekommen, ... Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welche die thätigen welcher

E sind, Würk
S und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; ..... wie alle Wirk

E samkeit Zwek bemahlt.
S samkeit dahinaus läuft, .. Zweck ... Punkte .... Aussichten bemahlt — Puncte

E zurük Wieder einig. Daß
S Das ... zurück .... Welt! wieder ..... darinn ... einig; daß .. herum- darin

E gleichwie jene nicht kommen und Zwekten
S taumeln, und wie jene, nicht wissen ... kommen, und ... Zwecken ... regiert und, regieret

E werden, kann's weis diejenige glüklichsten
S werden: das .... man kann es ... weiß ... diejenigen die glücklichsten sind,

E die Kindern in Tag Puppe Respekte
S die, ... Kindern, in den Tag ... ihre Puppen ... mit großem Respecte ..... Respect

E herumschleichen Zukkerbrod Gewünschte
S umherschleichen .... Zuckerbrot hinein verschlossen hat, ... gewünschte ... geschlossen

E Bakken Mehr! das glükliche Geschöpfe! ists an-
S Backen ... Mehr! — das Das sind glückliche Geschöpfe ... ist's ..... an-

E schreiben. Wohl der so dem's Gärtgen
S schreiben. — Wohl .... wer da sieht .... dem es wohl ist, sein Gärtchen ...

E zuzustuzen weis dann doch Unglükliche
S zuzustutzen weiß ... unverdrossen auch der Unglückliche ...

E interessirt sehn, ja! still glüklich dann so
S interessirt ..... sehn; — Ja der ist still, ... glücklich ... dann, so ... süsse interessirt ... sehen: — süße

E von
S Gefühl der Freyheit ....

Ich denke, die eine kurze Probe genügt, die Mischung klar zu machen. Nach Gründen, warum der Mischdruck doch manche alte Lesart noch behält, obwohl er zumeist die neuere vorzieht, wird man im einzelnen nicht fragen dürfen. In gleicher Weise wählt auch der erste Teil des erwähnten Frankfurt-Leipziger Druckes von 1790 aus seinen zwei Vorlagen willkürlich aus.

Der Weygandische Mischdruck fand nach Jahren eine Art Anerkennung durch Goethe. Der Verleger wünschte fünfzig Jahre nach der bei ihm verlegten ersten Wertherausgabe eine Jubiläumsedition zu veranstalten; für sie gab Goethe auf sein Ersuchen etwas Neues: die Einleitungsverse „Noch einmal wagst du, vielbeweinter Schatten" u. s. w. Als Textvorlage benutzte Weygand seinen Mischdruck. Riemer hat die vier ersten Bogen mit Goethe revidiert (es sind wohl nur zwei in die Druckerei gekommen, da man sich über das Honorar für Riemer nicht verständigte), nahm aber keinen Anstoß an dem Mischtext, den er ja nur bei einer Vergleichung hätte erkennen können. Es ist also wohl die Ausgabe dieses im Oktober 1824 pünktlich erschienenen, vor der Korrektur auch auf dem Titel mit diesem Jahr bezeichneten, dann aber, neuerer Verlagsgepflogenheit gemäß von 1825 datierten Druckes von Goethe autorisiert, damit aber noch nicht der Text (den Weygand 1832 nochmals und nach Bernays später wiederum zu Markte trug). Daß der Weygandische Mischdruck von den Fehlern Himburgischer Tradition und denen der billigeren Göschenausgabe ungefährdet blieb, verschafft ihm keine textgeschichtliche Bedeutung; diese würde er erst dann gewinnen, wenn alle vor dem Himburgischen Drucke liegenden Einzelausgaben Weygands verloren wären. Auch eine Bestätigung für die Lesarten der besseren Göschenausgabe, die Bernays daraus gewinnen wollte (S. 17 seiner Schrift, Anmerkung), kann er nicht leisten: denn Göschens Text ist eben seine Vorlage, die er weder bestätigen noch nicht bestätigen kann, so wenig wie eine Mischhandschrift die Lesarten ihrer Vorlagen durch die Herübernahme bekräftigt; hätte Weygand zufällig den geringeren Text Göschens gewählt, so würde er ebenso gut diesen bestätigen, d. h. auch diesen nicht bestätigen.

Nicht immer ist es so leicht wie bei der Weygandischen Ausgabe des Jahres 1787, die sich auf dem Titel als „ächte vermehrte Ausgabe" ausschreit und die alten Titelverse sowie die eingebürgerten Titelmedaillons beibehält, hier also schon Altes bewahrt und Neues verspricht, einen Mischdruck festzustellen. Man muß sich hüten, bei dem Auffinden von einzelnen gleichen Lesarten in Drucken, die sonst keine Verwandtschaft haben, Mischungen anzunehmen. Zufälliges Zusammentreffen spielt recht oft. So haben von dem im ältesten Druck zur Verbesserung angemerkten Fehlern nicht korrigiert 24,5 „schwerer":

die Drucke Freystadt 1775 143 SS. und 232 SS. und Biel 1775; $27_{,24}$ und $_{26}$ „Vetter," „seyn.": dieselben und Frankfurt und Leipzig 1775, während diese Texte bei der Korrektur der anderen angeordneten Besserungen auseinander gehen. $38_{,18}$ steht „habe allerlei", dafür hat der Nachdruck Freystadt 1775 143 SS. ebenso wie der jüngere Weygandische Druck, der dritte von 1775, „hab". $48_{,17}$ steht „drüber"; trotzdem lesen beide „darüber". $59_{,23}$ steht „andre"; trotzdem beide „andere". $123_{,14}$ „wollt"; trotzdem beide „wollte". $138_{,9}$ „Angesichte"; trotzdem beide „Angesicht". Eine Verbindung beider Drucke besteht aber dennoch nicht. $6_{,7}$ wird bis zum dritten Himburgischen Druck einschließlich gelesen „tragen"; die Handschrift ordnet „ertragen" an, aber die Kleinoktavausgabe letzter Hand verfällt in die erste Lesart zufällig zurück. $58_{,6}$ liest schon der Himburgische erste Druck „sehen" wie der dritte Weygandische von 1775 statt des ihnen überlieferten „sehn"; ebenso $105_{,14}$ „angesehen" für „angesehn"; $62_{,21}$ lesen beide und Freystadt 1775 224 SS. „liebenswürdigsten" für „liebenswürdigen" u. s. w. Unbegreiflicher ist, daß $10_{,14}$ der zweite Himburgische Text wie die älteren Weygandausgaben „krankes" liest, während seine Vorlage das auch nicht sinnwidrige „kleines" ihm bot. Auch die Handschrift, die doch aus dem dritten Himburgischen Drucke oder einem nahen Verwandten abgeleitet ist, trifft etwa siebzehnmal mit Selbständigkeiten des zweiten zusammen, wobei freilich nur ein Fall $95_{,18}$ „Angelegenheit" für „Angelegenheiten" einiges Gewicht hat.

Solch zufälliges Zusammentreffen hat also nicht selten statt — ich könnte leicht eine größere Auslese vorlegen, die aber jeder aus den Lesarten zur Weimarer Ausgabe finden kann —, es darf ihm gegenüber den entscheidenden Kriterien der sonstigen Abstammung keine Bedeutung beigelegt werden; auch hier Mischdrucke zu konstatieren wäre absurd. Vor- und Rücksprünge in den Lesarten gehören durchaus zur normalen Entwicklung. Beachtenswert ist das Zusammentreffen höchstens darum, weil man daran Proben von beliebten Änderungen findet. Dafür aber bietet die Wandlung des Werthertextes überhaupt reiche Beispiele und es dünkt mich allgemein lehrreich, dabei zu beobachten, *was bei der Vererbung eines Textes zufällig und absichtlich entstellt zu werden pflegt.* Ich ordne die Beispiele in Gruppen, wie sie mir dienlich schienen.

Gleich der *Titel*, der uns Philologen besonders gefeit ist, genießt nicht nur im Munde der Leser, wie man täglich beobachten kann, und bei citierlustigen eiligen Schriftstellern keine Achtung: auch die Drucker mißhandeln ihn. Er lautet zuerst: „Die Leiden des jungen Werthers." Trotz dieses Plurals steht gleich im Vorworte der Singular: „Schöpfe Trost aus seinem Leiden"; an einem un-

zuverlässiger überlieferten Werke würden wir Übereinstimmung herstellen. Und in der That hat der Korrektor des Neudruckes der Kleinoktavausgabe letzter Hand gesetzt: „aus seinen Leiden"; aber für ihn war das kaum eine Ausgleichung, denn er konnte dem Titel, den er vor sich hatte, nicht ansehen, ob er pluralisch oder singularisch war, der Artikel war weggefallen. Daran sind Himburgs Nachdrucke schuld. Der erste läßt dem Romane vor dem ersten Teile überhaupt keinen Titel (er hat auch die Verse auf beiden Titeln übergangen) und kürzt ihn vor dem zweiten zu „Leiden Werthers". Die zweite und dritte Auflage Himburgs bewahrt den Titel bis auf den Artikel „Die", und darum fehlt dieser auch in der neuen Handschrift und allen daraus fließenden echten Drucken der zweiten Fassung. Man braucht nur an die Titel: Die Laune des Verliebten, Der Triumph der Empfindsamkeit, oder an Die Novelle (wie Goethe wollte), Die guten Weiber, Die Wahlverwandtschaften sich zu erinnern, um zu sehen, daß Goethes Handschrift nicht absichtlich, sondern gedankenlos der willkürlichen Vorlage gefolgt ist.[1]) Die Sorglosigkeit für den Titel kommt auch im Schwanken der Flexion des Eigennamens zur Geltung. In dem von Goethe durchgegangenen ältesten Cottadrucke steht im Vorwort: „Die Geschichte des armen Werther"; früher war auch hier flektiert: Werthers. Die jüngere Form ebenso für den Titel anzuordnen übersah der Dichter; aber auf dem von ihm aufmerksam korrigierten Titelblatte der Jubiläumsausgabe akzeptierte er sie. Der Drucker der Taschenausgabe letzter Hand dagegen führte die flektierte Form des Titels, die ihm vorlag, konsequent wieder in das Vorwort ein.

Die Datierung der Briefe unterliegt anfangs geringer Anfechtung. Der dritte echte Druck läßt beim ersten Briefe die Jahreszahl weg, obwohl er sie beim Beginne des zweiten Teiles, wo das Jahr bald wechselt, beibehält: das ändert sachlich nichts. Der vierte verdruckt einmal Juni für Juli (112,17) und der Irrtum wurde nur vom Reuttlinger Nachdrucke 1784, sonst in der echten und unechten Überlieferung nicht mehr berichtigt, obwohl er aus den chronologischen Angaben der umstehenden Briefe ohne besondere Mühe zu verbessern war. Goethe schob bei der Neubearbeitung davor ein Briefchen ein, das nun von Anfang an das falsche Datum Juli bekam: es muß dies von Goethes eigener Hand geschriebene originale Datum geändert werden, weil es auf falscher Voraussetzung ruht.

[1]) Der Titel „Reise der Söhne Megaprazons" ist nicht so authentisch überliefert, daß er als Gegengewicht auf die Schale gelegt werden dürfte. Im Titel „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" ist auch der Genetiv ohne bestimmten Artikel.

Im Nachdrucke Freystadt 1775 224 SS. und danach im ersten Himburgischen Drucke ist der 12. Oktober (1772) in den 10. verderbt worden, obwohl in Folge dessen zwei Briefe vom gleichen Tage stammen. Im zweiten wird 26. Mai (1771) für 16. Juni, 15. Juli für 16., 28. Juli für 18., 6. Juli für 26., 24. Dezember (1772) für 21. August, 26. Oktober für 19. und gleich danach 19. für 26. gedruckt; einige von diesen Verderbnissen sind erklärlich, andere aber, besonders die, welche Tag und Monat ergreifen, spotten vernünftiger Erwartung. Die in Karlsruhe, Reutlingen, Frankfurt und Leipzig erschienenen Nachdrucke dieses Nachdruckes bessern drei davon aus; bei zweien war es aus den umgebenden Briefen leicht (18. und 26. Juli), das richtige Datum für den dritten (19. Oktober) konnte nicht gefunden werden, weil auch das nächste Datum in ihrer Vorlage verderbt war: es wurde also hier auf einen 16. Oktober geraten.

Daß auch in der Handschrift July für Juny, May für März verschrieben wurde, ist erwähnt; der zweite Fehler blieb bis zum ersten Cottaischen Drucke einschließlich in Geltung; ebenso sind die Datumsveränderungen in diesem Drucke besprochen. In der zweiten Auflage Cottas sprang beim Drucke $131_{,10}$ die erste Ziffer 2 aus (man sieht den Raum für sie im Exemplare noch), so daß statt des 21. November der 1. zu lesen stand und auch von den Taschenausgaben letzter Hand gelesen wird.

An den Einschnitten und Absätzen des Romanes ist nicht viel gerückt worden. Am kühnsten verfuhr der Berner Druck von 1775: er beseitigt die Zweiteilung ganz und gar. Die unter sich verwandten älteren Nachdrucke von Freystadt 1775, Hanau und Düsseldorf 1775 und Wahlheim 1777 lassen $66_{,8}$ mit „Doch" einen neuen Absatz beginnen, der das Zwiegespräch Alberts und Werthers deutlicher abhebt, aber nicht nötig ist. Umgekehrt hat der Wiener Druck von 1817 $95_{,24}$ einen Absatz angeschlossen, dessen Abtrennung doch wünschenswert war. Auch der Schreiber der Handschrift hat mehrmals angeschlossen was, nebenbei, die oben vorgetragene Vermutung stützt, daß er eine handschriftliche Vorlage hatte; einer gedruckten gegenüber war das Versehen schwerer), ein paarmal hat Goethe ihn verbessert, $118_{,1}$ hat er übersehen, $153_{,11}$ kann der gute Anschluß beabsichtigt sein: in dem stark überarbeiteten Schlußberichte mußten ja auch neue Abtrennungen vorgenommen werden. Unter den neuen Zusätzen der zweiten Fassung sticht besonders der Brief über Lottens Kanarienvogel ($120_{,8}$) durch häufigeres Absetzen heraus, als sie irgend ein anderes Stück aufzeigt: eine mehr dramatische Schreibart zur Verstärkung des Hinüber- und Herüberspielens der Handlung und des Gespräches zwischen Lotte und Werther.

Auslassungen haben sich viele Nachdrucke, selten echte Ausgaben zu schulden kommen lassen. Gleich der von Straßburg und Hanau 1775 und der damit nicht zusammenhängende Wahlheim 1777 haben $6_{,11}$ in dem Satze: „Ich habe meine Tante gesprochen und habe bei weitem das böse Weib nicht gefunden" ꝛc. das zweite „habe" getilgt; auch anderen Setzern war die Konstruktion ohne Grund anstößig: vom zweiten Weygandischen Drucke des Jahres 1775 an wird dafür wiederholt „ich habe" und so steht noch in der Handschrift, wo die Worte gestrichen werden, so daß also jene Nachdrucke den berichtigten Text Goethes vorweggenommen haben! — Der Wahlheimer Druck läßt dann $48_{,1}$ den syntaktisch entbehrlichen Satz aus: „und sie nun da liegt in dem erbärmlichen Ermatten", wozu die Abirrung von „und" zu „und" verleiten konnte. Von allen mir bekannten Weygandischen Texten läßt nur der letzte des Jahres 1775 ein paar kleine Lücken: $33_{,17}$ fällt das entbehrliche „viel" („mit viel Bedeutung"), $42_{,27}$ „wie"; es hieß: „Du hättest sie sehen sollen, wie sie . . . beschäftigte, wie sie . . . erhob, . . . wie sie . . . erzählte, . . . und wie sie . . . lobte . . . und wie sie fand . . . ." Die letzte Konjunktion wird beseitigt, dadurch der koordinierte Nebensatz zum isolierten Hauptsatz; ich glaube aber nicht an die Absicht, die lange Periode um ein Glied zu verkürzen, ich glaube an ein Abirren von „wie" zu dem nächsten Worte „sie".

Viel leichtsinniger sind die Himburgischen Setzer verfahren. Der der zweiten Ausgabe läßt nicht weniger als 24 einzelne Wörter aus, zumeist sachlich entbehrliche Einsilbler, einmal zwei Wörter; der des dritten fügt zwar einige derselben wieder ein, läßt aber 41 andere Wörter aus, und zwar bis zu Komplexen von sieben Wörtern. Es fehlen: „die (viermal), des, einem, 's, ihr, drum, her, auf, zu, so (viermal), sehr, gar, je, nun, dann, denn, und (zweimal), fast, vielleicht, alle, kleinen, junges, unerträgliche"; durch Abirrung: „ich fürchte; über mein Elend, und spottete; Possen viel; die eure Dörfer wegspülen; wie ein Meer; die ich höre, es ist Alpins Stimme; ich konnte aber nicht dazu kommen (aberratio von: stimmen); Adieu! Ist Albert bei Ihnen? und wie — ?" Nur die beiden letzten Fälle stören empfindlich den Sinn.

Mit Ausnahme der letzten Lücke, deren Füllung dem Schreiber, ich weiß nicht woher, vorlag, blieben alle des dritten Himburgdruckes in der neuen Handschrift und ihren Nachkommen offen. Ja, der Schreiber vermehrt die Zahl. Davon trägt Goethe einiges nach; anderes kann in des Schreibers Vorlage von ihm gestrichen gewesen sein, er kann es aber auch übersehen haben. Wenn in der Ossian-Übersetzung der Satz: „wo die rothe Frucht vom Baume herblinkt" ohne jeden erdenkbaren Anlaß und Grund ausgefallen ist, so kann

ebenso zufällig $10,_{19}$ der Satz in Verlust geraten sein: „Eine traurige Bemerkung hab ich gemacht“ und $126,_{9}$ das Satzglied: „hier ihre Ohrringe auf dem Tischgen“ u. a. m. Es war gewiß der Zustand des Zimmers schärfer gezeichnet, wenn es ursprünglich hieß: Werther sah „rings um sich Lottens Kleider, hier ihre Ohrringe auf dem Tischgen, und Alberts Skripturen, und diese Meubels“ ꝛc., als nach dem Wegfall des Zwischengliedes; immerhin mochten die Ohrringe allzuviel kleines Detail zu sein scheinen. So mag auch $44,_{22}$ die Speise „gebrocktes Brot in Milch“ zur „Milch“ vereinfacht sein. Und das Wort „heimlich“ in dem Satze: „ob er sie nicht manchmal heimlich mit kleiner Eifersüchtelei peinigt“ $59,_{28}$ kann dem Tonfall geopfert sein; das verstärkende „in der Welt“ im Satze: „kein Argument in der Welt bringt mich so aus der Fassung“ $67,_{21}$ kann als überflüssig getilgt worden sein; „thränenreich“ in der Wendung „nicht Eine selige thränenreiche Stunde“ $96,_{23}$ mag von nüchterner Erwägung als unverständlich beseitigt sein: die Zeit der Thränenseligkeit war in den achtziger Jahren erloschen. Doch alles Nachdenken zur Erklärung der Lücken ist vielleicht Afterweisheit, der Zufall, die Unaufmerksamkeit, zu viel und zu wenig Schreiberklugheit kann alles verursacht haben. Sicherheit ist nicht zu erreichen; und so mag fehlen, was Goethe fehlen ließ außer dem Satze, auf den Ossian sein Recht hat.

Die billige Göschensche Ausgabe ließ dann noch vier einsilbige Wörter aus („stieg, selbst, was, die“), einmal ein attributives Partizipadjektiv („bedrängten“) und einmal durch Abirrung einen Satz ($83,_{17}$). Wenn im ältesten Drucke Cottas $78,_{8}$ „um die ich sie seither etlichemal gebeten hatte“ das entbehrliche „sie“ fehlt, so kann das durch den Zusammenstoß der mit s anlautenden Wörter verschuldet, aber auch von Goethe korrigiert sein. Auch der Wiener Druck, der neben der zweiten Cottaausgabe hergeht und aus der gleichen Vorlage zu stammen pflegt, hat zwei Einsilbler ausgelassen („nun, stark“), einmal auch zwei sich folgende Wörter „mit einander“. In dem Göschenschen Einzeldruck, der von 1787 datiert, aber sicher wegen der Bogenzählung mit Ziffern statt mit Buchstaben, wegen des Fehlens des Custos u. s. w. erheblich jüngeren Alters ist, fehlt „so, und, habe“ und wohl noch anderes.

Aus den angeführten Beispielen ergiebt sich, daß in einem Prosatext die einsilbigen Wörter am wenigsten geschützt sind und daß solche, die zum Sinne entbehrlich, wenn auch für die stilistische Färbung wichtig sind, leicht in Verlust geraten, besonders in der Nachbarschaft anderer einsilbiger Wörter. Es zeigt sich ferner, daß auch attributive Adjektive wiederholt verloren gehen. In diesen Fällen hat also der Setzer einen Teil der Vorlage überlesen und

bis er ihn zu Ende setzte, die entbehrlichen Wörter aus dem Gedächtnis fallen lassen. Ein anderes ist es, wenn er von einem gesetzten Wort zum andern, vom Gesetzten zur Vorlage zurückkehrend durch die Gleichheit der an- oder auslautenden Buchstaben und Silben abirrt: dies ist zumeist die Ursache des Wegfalls von Sätzen oder größeren Satzgliedern, wenn auch nicht immer. Für eine Reihe von Auslassungen ist überhaupt kein Anlaß zu erkennen: der Zufall waltet.

Seltener natürlich als Auslassungen kommen Zusätze vor. $42,_{16}$ folgen sich drei parallele Sätze, der dritte mit „und" angehängt; der dritte Himburgische Druck giebt auch dem zweiten schon ein „und". $54,_{11}$ schreibt der zweite dieses Verlegers: „alle ihre Unschuld", obwohl in der Vorlage „alle" fehlt und er an anderer Stelle dies Wort tilgt. Der geringere Göschendruck fügt zu „rings um mich" ein unnützes „herum" $126,_{9}$; der Wiener Druck von 1817 vor „oft" $131,_{15}$ „so" ein. Die zweite Ausgabe Himburgs verstärkt den Parallelismus der Sätze $153,_{5}$: „Ich wünsche nichts, ich verlange nichts" durch das Einschalten des zweiten „ich". Der letzte 75er Weygandische Druck setzt $188,_{13}$ das „dir" hinzu in dem Satze: „Tausend Küsse hab ich dir drauf gedrückt": doch wohl ein Doppelsehen des „dr" in „drauf", vielleicht auch aus „dardrauf" oder dergleichen entstanden: auch $75,_{11}$ hat dieser Druck ein „in" aus dem kurz Vorhergehenden wiederholt, diesmal sinnlos. Alle Zusätze, mit Ausnahme des letzten, zeigen, wie stark die Setzer von dem Stile des Werkes beherrscht waren: sie müßten als authentisch angesehen werden, wenn sie im ersten Drucke ständen!

Vertauschungen von Wörtern sind häufiger. Im Datum wird „den" und „am" wiederholt vor der Tageszahl vertauscht, ohne daß Konsequenz erzielt wird. $15,_{24}$ „der da" für „der so": $18,_{20}$ „oder" für „und"; $66,_{17}$ „die" für „diese": $69,_{18}$ „eines" für „des" (ohne Recht): $72,_{19}$ „zwar" für „aber" (unmöglich): $94,_{25}$ „hernach" für „nachher"; $101,_{17}$ „nicht" für „nie": $101,_{20}$ „Zimmer" für „Saal"; $103,_{5}$ „vorher" für „vorhin"; $109,_{7}$ „vorstellen" für „darstellen" (dadurch wird zweifelhaft, ob die gleiche Vertauschung in der Handschrift $111,_{3}$ beabsichtigt ist): $137,_{26}$ „einst" für „sonst"; $191,_{2}$ „schien" für „schon". Auch hier sind, wie man sieht, zumeist einsilbige Wörter von der Verderbnis getroffen und der Ersatz ist so geartet, daß er den Sinn nur einmal stört; diese Störung, die Vertauschung der logischen Korrelata „zwar" und „aber" ist besonders merkwürdig für die psychologische Arbeit des Setzers. Eine andere Reihe zeigt deutlicher als das bisher Verzeichnete den Ursprung in Setzfehlern: $108,_{17}$ „ließ" für „hieß", $130,_{2}$ „Mühseligkeit" für „Müdseligkeit", $131,_{13}$ „aller" für „voller", $132,_{26}$ „himmlische"

für „heimliche“, 186,3 „auch“ für „ach“; alle neuen Lesungen sind möglich. „Mühseligkeit“ ist vielleicht nicht zufällig entstanden, sondern soll Verbesserung des ungewöhnlichen „Müdseligkeit“ sein, wie 128,28 „verlechzter“ für „verlechter“ eingesetzt wurde. Zweifellos Druckfehler ist jedoch 11,16 „mein“ für „nein“ in der Brunnenscene (das bekannte „o mein Herr“). In diesem Zusammenhang muß die Stelle 30,5 erörtert werden. Die zwei ältesten Drucke Weygands lesen: „als Werther Lotte über ihre Lektüre urteilen hörte, kam er ganz außer sich, sagte ihr alles, was er mußte“; vom dritten an steht „wußte“; wo liegt nun der Lese- oder Satzfehler? 97,19 hat die zweite Auflage Himburgs „müßte“ statt „wüßte“, wo letzteres unbedingt notwendig ist; an der ersteren Stelle kann es aber ebenso gut heißen: sagte ihr alles, was es ihn zu sagen drängte, als: sagte ihr alles, was ihm bekannt war; und nur die im ganzen überlegene Authenticität des jüngeren Druckes zwingt zum letzteren, obwohl es auch hier Fehler oder Konjektur sein kann.

An den Vertauschungen ist am meisten der nachlässige Setzer der zweiten Himburgischen Auflage beteiligt, und die dritte folgte ihm hier, unbeirrt durch die verglichene bessere zweite Vorlage. Aber auch andere Nachdrucke, echte Weygandische Drucke, der Wiener Druck von 1817 haben vereinzelt vertauscht; der letzte „Zimmer“ für „Saal“, obwohl er an anderer Stelle dies Wort in Bezug auf den gleichen Raum bewahrt, sonst würde man einen absichtlichen Wechsel annehmen müssen.

Daß Setzer und Korrektoren auch mit Überlegung änderten, vor allem nach ihrer Gewohnheit regulierten, auch richtig ältere Versehen besserten, ist vielfach in allen Drucken zu sehen. Die schwankende Orthographie und Interpunktion der ersten Ausgabe wurde immerfort geregelt, ohne je zu einem starr konsequenten Abschluß zu kommen. Die Drucke nach der zweiten Handschrift haben damit neu anfangen müssen, zumeist Adelungs Vorschriften haben ihnen und den Nachfolgern nach Goethes Willen geholfen, es bleiben aber doch Sonderneigungen bestehen. Die Göschenschen Drucke haben der Handschrift gegenüber die Interpunktion rund tausendmal vermehrt und normiert. Die Schreiber zeigen sich viel nachlässiger in der Interpunktion, sie sparen sie auch da, wo sie erwünscht, ja notwendig ist; sie setzen nach Strichpunkt großen Anfangsbuchstaben, sie lassen anderes halb. Überall greifen die Setzer normierend ein und sie thun schon damals, wie, nach meiner Erfahrung wenigstens, auch heute, gerne zu viel. Die Vermehrung der Kommata zieht die Verstärkung anderer zu Strichpunkten nach sich. Ein späterer Setzer oder Faktor liebt die Sätze überhaupt durch stärkere Satzzeichen zu zerschlagen und durch große Anfangsbuchstaben nach

Frage- und Aufzeichen weiter zu trennen. Sein nächster Nachfolger dagegen hat wieder abgeschwächt. Und doch ist die Interpunktion, selbst das Vermehren oder Vermindern der Kommata, keineswegs gleichgültig: es verändert den Vortrag erheblich, macht ihn stocken oder fließen, erregt oder gelassen. Und daß stärkere Veränderungen den Sinn ergreifen, ist so selbstverständlich, daß kein Beispiel (etwa 55_4) besprochen zu werden braucht.

Auch die Neigung zu vollen oder gekürzten Endungen und Wortformen wirkt auf den Stil, drängt ihn zur gehobenen Schriftsprache oder zur familiären Umgangsrede. Auch darin schwanken die Drucke alle. Der dritte bis fünfte Weygandische Druck vermehrt die vollen Formen; andere apokopieren wenigstens, um den Hiatus zu vermeiden. Im ganzen ist ein Zug für das schulgrammatisch Korrekte erkennbar. Die apostrophierten Formen schwinden mehr und mehr; und auch im Inlaut siegen die Formen: Herren, stehen (besonders seit Göschen), darauf (für drauf) u. dgl. m. Bezeichnend ist der Fall 135_{20}, wo aus dem alten „aufgelegt" durch Druckfehler in der vierten Weygandischen Ausgabe „aufgelget" wird und daraus dann „aufgeleget", das allerdings von der dritten Auflage Himburgs an wieder der ersten Form weicht. Und es lehren auch diese Drucke, daß der Text des Autors in Setzerhänden so wenig vor dem sprachlichen Individualgeschmack und der grammatischen Mode geschützt ist wie in Schreiberhänden. Diese haben die Formen „darinne," „zurücke" vermehrt; die nach der Handschrift gesetzten Drucke bevorzugen „darin" u. s. w. Ferner: bis zum sechsten Drucke Weygands und zum dritten Himburgs steigt die Schreibung „gen" für die Verkleinerungssilbe an; von der Handschrift an tritt sie zumeist zurück: haben die Schreiber auf Goethes Anordnung oder aus eigenem geändert? wächst die Neigung für „gen" bis 1779, dringt von der Mitte der Achtzigerjahre an „chen" vor? Welche Grammatiker stehen sich hier als Führer gegenüber?[1] Die Schreiber haben die Endsilbenform ren, len vermehrt, danach weicht sie vor ern, eln allmählich zurück. „Ergetzen" und „ergötzen" schwankt durchaus, noch der Neudruck der Kleinoktavausgabe letzter Hand bevorzugt die letztere Schreibung, nachdem zuvor die erstere das Übergewicht bekommen hatte. „Schrecken" korrigiert Goethe in der Handschrift wiederholt aus „Schröcken", „heirathen" aus „heurathen"; und doch treten die früher beliebteren Laute auch später wieder in Drucken auf. „Ahnden" weicht 1807 dem „ahnen", „vor" dem „für". „Ohn-" steht noch häufig unkorrigiert in der Handschrift, die Drucke danach setzen zumeist „un-". „Denn" und „dann" schwankt

[1] Im Wörterbuch tritt Adelung für chen gegen Bödiker Wippels gen ein.

nach Setzerwillkür, das letztere gewinnt an Üblichkeit. „Gäh“ und „zeither“ werden im besten Göschendrucke gegen die Handschrift zu „jäh“ und „seither“. Und ebenso hier „drucken, hub, stund“ u. a. zu „drücken, hob, stand“. Ein Nachdruck vom Jahre 1787, der wohl fälschlich Göschens Firma trägt, setzt zuweilen „uiber, uibel“ für „über, übel“. Anderwärts schwankt „einzele“ und „einzelne“.

Gerade weil die Nachdrucke dieselben Wandlungen zeigen wie die echten Ausgaben, wird man deren Änderungen nicht alle durch Goethes oder seiner Vertrauensmänner Geheiß erklären dürfen. Die Setzer und Korrektoren sind konsequenter als wenigstens die neueren Schreiber oder gar der Autor. Der Dichter erscheint konservativer, der Schreiber sogar reaktionärer, die Setzer und Faktoren folgen den siegreichen Neuerungen der Grammatiker. Die Schreiber sind vielleicht durchs Aktendeutsch, den Kurialstil verdorben; anderes mag ihrer Mundart angehören. Die Druckerei dagegen arbeitet auf die Schriftsprache hin, wenn auch die verschiedenen Druckorte in verschiedener Weise; es wird also hier nicht wie im Mittelalter die etwa gewollte Gemeinsprache des Verfassers in Dialekt umgesetzt, sondern umgekehrt, dialektische Besonderheiten des Autors (z. B. „Treppen“ für „Treppe“, „mich weis machen“ statt „mir weis machen“) müssen der Gemeinsprache weichen. Aus gedruckten Sprachformen wird man nie sichere Schlüsse auf Gewohnheiten der Verfasser ziehen dürfen; solche Schriftbilder gar, wie es noch immer geschieht, für Kennzeichen der Autoren anzusehen, daran die Verfasserschaft eines Werkes erraten zu wollen, sollte man ganz vermeiden. Damals wie heute kann ein eigenwilliges Lautbild nur durch hartnäckigen Eigensinn des Verfassers der Druckerei abgerungen werden. Die Orthographie der Dichter ist lediglich aus ihren Niederschriften zu ersehen, die Geschichte der Schriftsprache ist auch zu Ende des 18. Jahrhunderts, und ich glaube noch länger, zuvörderst eine Geschichte der Sprache der Grammatiker und Druckereien, hinter denen man erst den Schriftsteller vorziehen muß.

Die Selbständigkeit der Drucker greift ja bis in die Flexion und Rektion, in Genus und Wortfolge ein.

Der Plural „Sinnen, Schelmen, Phantomen“ weicht vor „Sinne, Schelme, Phantome“ schon an einigen Stellen der Handschrift, häufiger von den Cottadrucken an zurück. Der Genetiv Singular „Frauen“ wird in der zweiten Ausgabe Cottas beseitigt, vielleicht unter Goethes Billigung, weil auch an anderer Stelle „der Frau“ steht, obwohl noch in den Wahlverwandtschaften die alte Form gebraucht wird. Ebenso ist der Genetiv Singular „Pistolen“ im vierten Weygandischen Drucke geändert worden. Der Akkusativ „Wilhelmen“ 153,17 ist seit dem fünften flexionslos geworden, Albert dagegen bleibt schwankend

flektiert. Der Genetiv des Personalpronomens heißt ursprünglich „unserer“ $90,_{13}$ und $164,_{18}$; nur an letzter Stelle tritt in der Handschrift „unser“ ein („um unser beider Ruhe“), wofür aber der Setzer des billigeren Göschendruckes wieder die frühere Form giebt.

Das attributive Adjektiv nach stark flektiertem Worte wird immer häufiger schwach gebeugt, wenn auch Reste der starken Flexion sich noch bis in die Ausgaben letzter Hand erhalten haben. — „Wegen“ mit Dativ $34,_{17}$ wird vom dritten Drucke Himburgs an mit Genetiv verbunden.

Ursprünglich hieß es: „die Kinder nichts weis machen“ $50,_{11}$; vom sechsten Weygandischen und dritten Himburgischen Texte an tritt der Dativ der Person ein, wie er $112,_{20}$ von Anfang steht, wo jedoch statt des Akkusativ der Sache ein Daß-Satz folgt. — „Heißen“ wird bald mit Dativ, bald mit Akkusativ der Person verbunden. — Vom Anfang bis zur Handschrift einschließlich steht „mich kostet es, mir rufen, mir wurmt es, mich helfen, mich versichern“: dafür tritt seit Göschens besserer Ausgabe und der ersten Cottas ein: „mir kostet es, mich rufen, mich wurmt es, mir helfen, mir versichern“.

Bis zur fünften Ausgabe Weygands ist „Mayenkäfer“ auffallender Weise Femininum; von der sechsten und von Himburgs zweiter an Maskulinum. — Das grammatische Geschlecht bei Bezug auf Frauenzimmer und auf den Titel Fräulein gewinnt allmählich den Vorzug vor dem sachlichen.

Im Numerus wechselt „manche“ und „mancher“ ohne Veränderung des Sinnes. — „Wurzel schlagen“ und „Wurzeln schlagen“, so der Wiener Druck 1817, der aber auch $179,_{18}$ „Blume“ statt „Blumen“ setzt, so daß auch jene Veränderung zufällig sein kann und nicht dem Sprachgebrauch entstammen muß. So wird auch $95,_{18}$ „Angelegenheiten“ in der vierten Weygandischen Ausgabe gelesen statt des Singulars, und umgekehrt $21,_{28}$ „Seltenheit“ vom jungen Göschendruck und $107,_{19}$ „Lamentation“ vom zweiten Himburgischen für den Plural ihrer Vorlagen. Anders zu beurteilen als diese aus Versehen geänderten Numeri ist $26,_{17}$. Goethe gebraucht nach heimischer Weise „Treppen“ = Stufen, sein Schreiber schrieb „die vorliegende Treppen“ statt des früheren „vorliegenden“; die nachfolgenden Drucke mußten also sich für Singular oder Plural entscheiden und sie wählten den Singular, der ihrem Sprachgebrauch näher lag.

„Wollten Sie mir wohl Ihre Pistolen leihen“ $181,_{3}$ wird vom geringeren Göschendrucke an zu „Wollen“ ꝛc. Äußerlich ähnlich ist $48,_{14}$ die indirekte Rede „wollten“ in die direkte „wollen“ verändert. Ferner wird $60,_{15}$ im zweiten Himburgischen Text für „ich spotte

über mein Elend und spottete derer, die sagen könnten" u. s. w. gelesen: „und spotte derer". 32,15 hieß es „die wenigsten können walzen"; der junge Göschendruck schränkt das auf die damals Tanzenden ein: „konnten". 133,24 steht „seh'" in genauer Beziehung zu 133,21 „gehe", dazwischen aber steht ein Präteritum, und so wurde vom dritten Himburgischen Text an „sah" gelesen. 169,12 wird „war" von der vierten Ausgabe Weygands durch „ist" ersetzt, obwohl das Vorhergehende und Nachfolgende im Präteritum vorgetragen ist, allerdings so, daß einzelne Formen („kehrt" statt des deutlichen „kehrt'") für Präsentia gehalten werden konnten. Und so ist in der Ossianübersetzung wiederholt ein Schwanken in der Auffassung des Verbs als Präteritum oder Präsens bemerkbar, weil die alten Drucke in der Verwendung des Apostrophs unpünktlich waren: z. B. 174,7 „drückt": richtig „drückt'" im zweiten Himburg; 174,9 „erreicht": richtig „erreichte" im dritten Himburg; 174,13 aber „zerschmettern" mit Umspringen ins lebhaftere Präsens: trotzdem „zerschmetterten" vom fünften Drucke Weygands an u. a. m. Nach und nach ging so die ursprüngliche Ruhe und Beweglichkeit der gleichen und ungleichen Zeitwahl verloren.

Diese Fälle sind schon deutliche Angleichungen und stilistische Glättungen. Solcher sind mehr zu verzeichnen. 27,15 stand: „ihre Handschuh und Fächer zu nehmen"; das wird vom Setzer der sechsten Weygandischen Ausgabe gebessert zu: „ihren Handschuh", in der zweiten Cottaischen Auflage (also vielleicht von Goethe) zu: „ihre Handschuhe und den Fächer" ꝛc. 19,6 steht: „Gleichnisse und Declamation", der Wiener Druck von 1817 gleicht an: „Declamationen". 51,9 hieß es: „sie (Lotte) sah mich nicht"; nachdem aber vorher zweimal Lottens Augen Subjekt sind („sie gingen von einem zum anderen, auf mich fielen sie nicht"), bezieht der zweite Druck Himburgs auch dies Pronomen auf die Augen und setzt: „sie sahen mich nicht". 151,17 ist von einem Abgrund die Rede, in den Werther seine Qualen und sein Leiden hinabstürmen will; die dritte Himburgische Auflage bildet die Vorstellung sinnlicher fort und druckt also: „hinabstürzen". Nur der erste der hier angeführten Fälle beweist Überlegung, die anderen konnten durch Befangensein im Textverlauf unwillkürlich eintreten.

Und so scheint mir an anderen Stellen das dem jeweiligen Drucker Gewöhnlichere bevorzugt. Vom vierten Druck Weygands an wird gelesen „ein Herz, wie das meinige" 5,7 für „das meine"; 30,26 „weggelassen" für „ausgelassen"; 60,9 Prätension an einen machen (wie 123,11 von Anfang an steht: Prätension an etwas haben) für das vorherige „auf einen"; 94,27 „Mangel an" für „Mangel von"; 77,12 Albert in Akten „vergraben" für „begraben"

(wie $100,_{18}$, vielleicht tiefer gemeint, steht: den Schattenriß Lottens unter andere Papiere begraben).

Hierher ordne ich auch den Übergang aus dem Positiv in den Komparativ und Superlativ: $38,_{16}$ „meine weiten Wanderungen"; seit dem zweiten Drucke Himburgs und dem sechsten Weygands: „weitern". $50,_{1}$ „immer eifrig fortwusch"; seit dem dritten Himburgs: „eifriger", wobei der Ausgang des vorherstehenden „immer" eingewirkt haben kann. (Umgekehrt wird $63,_{6}$ „nichts Lächerlichers als" lediglich durch Druckfehler in der zweiten Auflage Himburgs verderbt zu: „Lächerliches".) Häufiger tritt der Superlativ ein für den Positiv: $33,_{13}$ ihre liebenswürdigste Miene (der junge Druck Göschens; es gehen drei Superlative vorher); $36,_{15}$ der herrlichste Regen (Weygands Jubelausgabe); $48,_{2}$ in dem erbärmlichsten Ermatten (seit dem vierten Druck Weygands); $62,_{24}$ der liebenswürdigsten Familie (seit dem fünften und schon vorher Freystadt 1775 224 SS. und danach im ersten Himburg); $90,_{12}$ der Glücklichste (seit der zweiten Auflage Cottas); $176,_{6}$ in der vollsten Verzweiflung (seit dem vierten Drucke Weygands). Nur zweimal fand ich umgekehrt den Positiv für den Superlativ: $36,_{16}$ der erquickende Wohlgeruch (Wien 1810); $127,_{16}$ der natürliche Trieb (sechste Ausgabe Weygands). Ich bemerke übrigens ausdrücklich, daß ich nur die für die Textgeschichte wichtigen Drucke vollständig kollationiert habe, von anderen nur drei Bogen oder irgend eine Summe von Stichproben. Es können also diese Zusammenstellungen nicht als statistisch erschöpfendes Material betrachtet werden; immerhin glaube ich genug gesammelt zu haben, um die charakteristischen Erscheinungen zu fassen.

Endlich sei noch auf ein paar Störungen der Wortfolge hingewiesen. $20,_{3}$ „daß er auf der Wiese sich mit ein paar Gänsen herumjage"; dafür seit dem fünften Druck Weygands: „er sich auf der Wiese" u. s. f. $21,_{8}$ „viel Mühe hat mich's gekostet"; dafür im Wiener Druck von 1817 „hat's mich". $105,_{6}$ „Was hat mich's (daraus Handschrift: mich es) schon gekostet!" dafür „es mich" u. s. w. in der besseren Göschenschen Ausgabe. $93,_{12}$ „so will ich zehn Jahre noch mich auf der Galeere abarbeiten"; dafür „noch zehn Jahre mich" in der zweiten und „zehn Jahre mich noch" in der dritten Auflage Himburgs. In allen diesen Fällen handelt es sich um reflexive Wendungen. Es kommt aber auch sonst Veränderung der Wortfolge vor. $138,_{20}$ stand in der ersten Fassung: „als du's vielleicht liefest"; dafür setzte der Nachdruck Freystadt 1775 (143 SS.) „du es" und dann sein Nachfolger Wahlheim 1777: „du vielleicht es".

Gewiß ist ein Teil der Änderungen, die ich in all diesen Gruppen verzeichnete, als Lese-, Schreib- oder Setzfehler zu beur-

teilen, ich habe gelegentlich schon darauf aufmerksam gemacht; aber doch nur der kleinere. Die meisten müssen absichtliche Änderungen sein, wozu doch auch die gezählt werden dürfen, die das Neue als das Selbstverständliche unwillkürlich, d. h. ohne das überlegende Suchen nach einer Besserung bringen. Es wird sich die Grenze nicht scharf ziehen lassen. Daneben giebt es eine Fülle einfacher Buchstabenfehler, die keine Beachtung verdienen, weil sie kein neues Lautbild geben. Allerdings ist aber nicht ausgeschlossen, daß solche Fehler auch manchen Änderungen vorausgingen, die dann der Korrektor vornahm, ohne Rücksicht auf die Vorlage. Daß auch Druckfehler im engsten Sinne, Fehler beim Abzug des Satzes Verwirrung anrichten können, ist bei Besprechung der Datierungen (Wegfall einer Ziffer von zweien) berührt. Ein bemerkenswertes Beispiel aus dem Texte ist der Ausfall des k in „herumkrabbeln" 134,2 in der Taschenausgabe letzter Hand; die beiden so sorgfältigen Nachfolgerinnen, der Neudruck und die Großoktavausgabe, lesen dann wirklich: „herum rabbeln", das nun einen unverdienten Platz im Grimmschen Wörterbuch gefunden hat. An anderer Stelle wird der Sinn durch das Abfallen eines t im ersten Drucke Cottas — in einigen Exemplaren sieht man noch die Lücke dafür — verdunkelt. „Was braucht's Nahmen! Erzählt die Sache an sich! . ." steht 60,6 und von der neuen Handschrift an ist mit deutlicherer Hervorhebung des konditionalen Zusammenhanges der Sätze „erzählt" klein geschrieben. Nachdem aber das t an diesem Verbum abgefallen war, wurde der neue Satz selbständig und darum hat ihn der zweite Cottadruck wieder mit großem Buchstaben eingeleitet. Wie sonderbar ist doch dieses imperative: die Sache soll erzählen! und doch haben es die folgenden echten Drucke bewahrt und den Weg hinter die kleine und doch bösartige Verstümmelung nicht zurückgefunden.

Im großen und ganzen wird man nicht verkennen, daß etliche der an den älteren Drucken vorgenommenen Änderungen Vorbereitungen zur Umarbeitung Goethes bilden. Die Formen unterwerfen sich der fortschreitenden Grammatik des Schriftstiles, einzeln und in Bezug auf die Verbindung „drucken, schröcken, verdrüßlich" u. s. w. weicht der heute üblichen Schreibung; „findt, ältste, ehgestern" wird zum schriftlichen „findet, älteste, ehegestern"; „diejenige" wird nun „diejenigen" flektiert u. dgl. m. Ich vermag es im einzelnen nicht weiter zu belegen, als es in obigen Ausführungen niedergelegt ist. Auch die Interpunktionswandlungen verhelfen zu dem Gesamteindruck, daß schon vor der handschriftlichen Umarbeitung des Romanes eine Fortbildung des Textes im Sinne der Neustilisierung begonnen war. Selbst der der Neugestaltung charakteristische Wegfall des „so" und „all" war schon in Ansätzen vollzogen. Erwägt man nun, daß

die Handschrift aus den am weitesten abgeleiteten Drucken stammt, daß ferner der Schreiber so gut wie die Setzer noch weiter änderte, teils in deren Sinn, z. B. durch Auslassungen, teils nach seinem reaktionären Sprachgefühl, so erhellt, daß der stilistische Abstand zwischen dem ersten Druck und der Umarbeitung keineswegs ausschließlich Goethes stilistische Entwicklung bedeutet. Ja, es muß die Möglichkeit eingeräumt werden, daß Goethe durch jene ungewollte Modelung für die eigene formale Durchbildung des Werkes beeinflußt worden ist.

Aus dieser Sachlage ergiebt sich, daß nicht alles, was als Verderbnis der Vorlage der neuen Handschrift erkannt werden kann, in der ursprünglichen Fassung hergestellt werden darf, es muß davon beibehalten werden, was der Gesammtart der Goethischen Stilisierung nach auch er geändert haben würde, wenn er es nicht schon so geändert vorgefunden hätte. Andererseits versteht sich von selbst, daß Goethe manchmal durch Verderbnisse zu Besserungen veranlaßt wurde, die er ohne jene nicht oder nicht so vorgenommen hätte. So stand im alten Text 15,$_{24}$ „der so sieht"; daraus bildet die zweite Auflage Himburgs: „der da sieht" und dies nimmt der Schreiber in die Handschrift auf; Goethe bessert: „wer da sieht"; die ursprüngliche Lesart hätte er nach anderen Vorgängen wohl geändert in: „wer sieht". Oder 15,$_{26}$: „wie unverdrossen dann doch auch der Unglückliche . . fortkeicht"; die dritte Himburgische Ausgabe verdirbt zu „dann noch" und dies sinnstörende „noch" veranlaßt wohl den Wegfall beider Wörter in der Handschrift, der ohne den Druckfehler kaum eingetreten wäre. Oder 59,$_{23}$: „das ist die Sünde, die ich ärger hasse am Menschen als alle andre"; dafür setzt derselbe Nachdrucker thöricht: „als alles andre" und der Fehler bleibt aufrecht: der erste Text würde wohl zu „als jede andere" umgebildet worden sein. Hier ist also ein Beispiel, wo Goethe durch die Textentstellung an der Anwendung seiner sonst geübten Stilisierung vielleicht gehindert wurde.

Man sieht hieraus, wie unsicher einzelne Textstellen geworden sind. Und überhaupt: der Herausgeber des Werther steht vor der Notwendigkeit einen Text zu bilden, der so niemals existiert hat. Denn er kann nicht bei der erhaltenen Handschrift stehen bleiben, ob sie gleich durch Goethes Korrektur die stärkste Gewähr für sich hat, könnte es nicht, auch wenn den Schreibern keine Irrtümer und Eigenheiten nachgewiesen wären, nicht, auch wenn sie ganz druckreif wäre: er muß die Fehler beseitigen, die Goethe unabsichtlich aus seiner Vorlage übernommen hat. Niemand wird behaupten, sie seien durch Goethes Handschrift anerkannt, denn es ist Sinnentstellendes darunter, dessen Beachtung sich dem Autor trotz aller Sorgfalt verbarg; und

ist dies zu bessern gegen die Handschrift, so ist auch alles andere zu bessern, was vor der Handschrift gefehlt worden war. Alles andere, doch mit der Einschränkung, so weit es nicht im Sinne der neuen Redaktion liegt. Und auch die aus den übernommenen Fehlern entspringenden Irrtümer, wie das Datum $112_{,14}$, sind zu ändern, obwohl Goethe es so und nie anders gesetzt hat. Endlich ist ja nach der Handschrift auch die Redaktion der jüngeren echten Drucke zu berücksichtigen. Thatsächlich also muß ein Idealtext konstruiert werden, der in diesem Wortlaute niemals vom Autor gegeben worden ist; eine Aufgabe, die man bei aller Bevorzugung des irgendwie autoritativ übermittelten Wortbestandes, bei aller Folgestrenge im Einschätzen und Abwägen der Überlieferung nicht ohne willkürliche Entscheidungen des Sprachgefühls leisten kann.

Diese Notwendigkeit darf Philologen, die sich mit Texten alter Zeit befassen, eine gewisse Befriedigung gewähren. Obgleich die Beglaubigung durch den Verfasser, die ihren Handschriften fast ausnahmslos fehlt, in neuer Zeit zumeist vorhanden ist: auch modernen Texten gegenüber bleibt ultima ratio das Sprachgefühl, das bei der gründlichsten Schulung und reizbarsten Feinheit sich irren kann und irrt.

Überhaupt wünschte ich, daß diese Erörterungen nicht einseitig als Darlegung über den Text der Leiden des jungen Werther angesehen werden möchten. Sie wollen durchaus allgemeinen Zwecken dienen. Der Druck der Neuzeit erhellt Probleme, vor die uns die Handschrift des Mittelalters stellt. Der Setzer hat seine Individualität wie der einstige Berufsschreiber die seinige. Und der Autor wird durch sie umhüllt. Hinwieder: die Arbeit, die wir Texten von vielhundertjähriger Vergangenheit schulden, bedürfen die um ein Jahrhundert zurückliegenden Schriften nicht minder. Und war die Sorgfalt, die ein Goethe bei seiner ererbten und wenigstens seit der italienischen Reise mehr und mehr bethätigten Sammel- und Ordnungsliebe und bei dem Willen, alles Nötige zu thun, auf die Reinheit der Überlieferung seiner Werke wendete, zu klein, sollten alle andern Schriftsteller vor ihm und nach ihm bis heute wachsamer sein? Der Philologe muß es für sie sein. Denn die Grundlage aller Litterarhistorie, aller Poetik alter und neuester Zeit bildet nur: das echte Wort. Soweit möglich es zu finden, ist erste Pflicht.

Neues über Georg Rudolph Weckherlin.

Von Hermann Fischer in Tübingen.

Der kleinen Mitteilung, die ich unlängst über Weckherlin gegeben habe, kann ich gleich eine größere nachfolgen lassen, die mir durch einen Zufall Jahre lang verborgen geblieben ist. Ich habe 1888 in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 163, einige Nachrichten über den Dichter gegeben aus den reichhaltigen Sammlungen in den Reports of the Commission on historical manuscripts. Seit dem sechsten Report ist nun noch eine ganze Reihe weiterer erschienen, von denen freilich nur in einem einzigen, hier aber an mehreren Stellen, Weckherlins Name vorkommt: in Band 1, 2, 3, 9 des Appendix zum zwölften Report. Es sind hier nicht weniger als 31 Nummern, die seinen Namen enthalten: aus den Jahren 1627, 1632, 1634 und 1640 je eine, 1637 und 1638 je zwei, 1633 und 1635 je drei, 1636 und 1639 je acht; eine ist ohne Datum. Die meisten stammen aus dem Nachlaß von Sir John Coke, der 1632 bis 1640 Staatssekretär war und in dessen Dienste Weckherlin als Untersekretär stand; auch das Dokument von 1627 stammt dorther, obwohl Weckherlin damals noch unter Cokes Vorgänger Dorchester diente; das späteste ist ein Schreiben von Cokes Nachfolger Sir Harry Vane an Coke vom 4. Februar 1640, worin er sich bereit erklärt, Cokes „servants" Poole und Weckherlin („Wakerlein") in seinen Dienst zu übernehmen: den ersteren most willingly, den letzteren ohne solchen Zusatz. Ob vielleicht Weckherlin schon damals suspekt war? Friedrich Althaus hat (Allgemeine Zeitung 1888, Beilage Nr. 145) einige Mitteilungen aus dem Jahre 1640 gemacht; wenn auch die Bemerkung vom 7. Februar über schlechte Einnahmen wenig besagen will — denn welcher Beamte wird je behauptet haben, er sei zu gut gestellt? — so fällt in das Jahr 1640 das Spottgedicht auf den Höfling Abraham van Dort, in das folgende die durch Reifferscheid aufbewahrten Versuche, eine schwedische Agentenstelle zu bekommen,[1] und Anderes werde ich nachher anzuführen haben. Althaus weist darauf hin, daß Weckherlin nicht unter den königlichen Beamten war, die durch das lange Parlament in Anklagestand versetzt wurden. Er wird also schon vor dem Februar 1644,[2] in welchem er Secretary for foreign tongues bei

[1] Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens 1, 589 ff.

[2] Nicht 1643, wie Althaus angiebt; er hat die damals noch in England allgemeine Gewohnheit übersehen, die neue Jahreszahl erst an Ostern zu beginnen.

dem neugegründeten Kommittee beider Königreiche wurde, nicht zu den engeren Anhängern des Königs gezählt haben.

Natürlich ist das meiste in diesen Dokumenten für Weckherlins Persönlichkeit ohne Bedeutung. Aber aus einigen ist doch etwas zu erfahren. In zwölf Schreiben, welche wohl alle, die meisten ausdrücklich, an Coke gerichtet sind, ist er nur als dritte Person erwähnt; darunter ist das oben erwähnte undatierte und das vom 4. Februar 1640.[1] Von diesen sind wieder fünf ganz belanglos.[2] Vom 12. November 1632 ist ein Schreiben von Robert Sparke an Coke,[3] das von Streitigkeiten des Schreibers mit dem Lord von Bangor handelt; es heißt da: Sir, I am weary in opposing greatness, and may no longer resist my Ordinary. All that I desire of Mr. Weckerlin is, that he continue to me as I have proved to him. I wish the great Judge to reveal the truth and to give every one his due. Wenn hier Widerwärtigkeiten angedeutet sind, so heißt es im nächsten Jahre in dem Schreiben von Thomas Witherings an Coke vom 3. Juli 1633[4]: Mr. Weckherlin hath from time to time writ me, yet never advised me of the receipt of any. I do not write this for that I doubt the miscarrying of any, but that I think it my duty to give your Honour a punctual account of this His Majesty's service. Am 12. Januar 1637 schreibt John Williams, Bischof von London, an Coke[5] in einer mir nicht bekannten, wie es scheint, skandalösen Sache: Be pleased to let my good friend Mr. Weckherlin keep these frivolous papers until the 3rd of February. Aus zwei Briefen geht etwas über Weckherlins Aufenthalt hervor: am 9. September 1636 berichtet[6] aus Westminster Peter Heywood über Sicherheitsmaßregeln gegen Plünderung von Häusern: I shall not be lacking in my uttermost care for my neighbour Mr. Weckherlin's house in Gardener's Lane; und am 12. August 1639 schreibt Richard Poole:[7] Mr. Weckherlin is now in the Forest with his family.

Drei Briefe sind an Weckherlin gerichet. Am 22. September 1636 schreibt ihm Nathaniel Smith[8] unter anderm über Instruktionen für den Grafen Leicester über einen Vertrag: Your Lordship must take

[1] Das undatierte, 12. Rep., App. 3, S. 154, ist bedeutungslos; das von 1840 siehe 12. Rep., App. 2, 251.

[2] 1627, 4. August: 12. Rep., App. 1, 312; 1633, 22. Mai: 12, 2, 12; 5. August: 12, 2, 27; 1535, 15. Oktober: 12, 2, 98; 1639, 2. Mai: 12, 2, 224.

[3] 12. Rep., App. 1, 480.

[4] 12. Rep., App. 2, 25.

[5] 12. Rep., App. 2, 152.

[6] 12. Rep., App. 2, 140.

[7] 12. Rep., App. 2, 240.

[8] 12. Rep., App. 2, 141 f.

care of two points in your instructions, first not to engage His Majesty into any direct war on contravention of his treaties; and secondly, that all the assistance to be given on His Majesty's part be tied and restrained to the general peace, the liberty of Germany, and the restitution of the Princes.[1]) Am 23. Juni schreibt ihm[2]) aus Mitcham ein mir sonst unbekannter Richard Daye, offenbar ein Projektenmacher, wie sie sich an unternehmungslustige und geldbedürftige Fürsten gerne heranmachen (Weckherlin konnte das von seinem württembergischen Herzog Friedrich her sehr gut wissen): er habe seit langem zwei Dinge verfolgt: the planting and propagating of the word of God by redeeming impropriations to the Church, and the planting and increasing of wood and timber. Er will in a lawful way justifiable at a Parliament dem Könige so viel Geld verschaffen, als dieser nur brauche. Mr. Secretary Coke will be pleased to let me know what reward his Honour may judge me worthy of .... The King's portion will be so great and the way so easy, that Mr. Secretary may have a good matter out of it, and so likewise yourself, who are now grown ancient in the Court of England and have taken good pains under divers of this Majesty's Secretarys. Man weiß nicht, ob und was Weckherlin geantwortet hat; aber auf Trinkgelder, zu deutsch gesagt, waren Leute seiner Stellung nur zu sehr angewiesen; deutlicher steht das in dem Brief, den Sir Francis Wiatt am 11. Juli 1639 an ihn geschrieben hat:[3]) My suit is that my instructions may be signed by His Majesty and returned to me: being on the point to begin my voyage I have deposited with Mr. Lucas six pieces for Mr. Secretary and four for yourself which I desire you to accept.

Die ganze Hälfte aber bilden fünfzehn von Weckherlin selbst geschriebene Briefe, worunter vierzehn an Coke; ich ordne sie der Zeit nach.[4])

Den 11. September 1634, The Exchange, London. — Thanks I here most humbly yield unto your Honour for your favour in my Warrant. Ist mit dem französischen Gesandten, a very free gentleman, as I found him at this first sight I have had of him, zusammen gewesen.[5])

---

[1]) Weiterhin ist auf eine Zwistigkeit Weckherlins mit Lord Scudamore Bezug genommen. Ich verstehe aber den Zusammenhang nicht recht. Weder Weckherlin noch sein Vorgesetzter Coke hatte den Titel your Lordship; sollte der eigentliche Adressat gar nicht Weckherlin selbst sein?

[2]) 12. Rep., App. 2, 186. Adresse: to Mr. Ralph Weckherlin; man weiß, daß Rudolf Weckherlins Rufname war.

[3]) 12. Rep., App. 2, 236.

[4]) Wo nichts bemerkt ist, ist der Adressat Coke.

[5]) 12. Rep., App. 2, 68.

Den 15. Juli 1635, Whitehall. — I have delivered His Majesty's letter for the Cardinal of Savoy unto the Resident ... Much more earnestly am I prayed by a particular letter of Mr. Morice, the Queen of Bohemia's Secretary, to crave all possible furtherance for the effectual relief of the Palatine cause: the letter seems to be written with sighs and tears. The third request concerns the bearer, Mr. Hannibal Vivian, a worthy gentleman and ancient friend of mine, who hath done many services to the King and Kingdom.[1])

Den 8. Oktober 1635, Westminster. — Ueberſendet ein Schreiben des außerordentlichen franzöſiſchen Geſandten an den König.[2])

Den 24. Mai 1636, Hampton Court. — Hofnachrichten; Epidemie in London.[3])

Den 30. Mai 1636, Hampton Court. — Hat dem König einen Erlaß zur Unterſchrift vorgelegt. In der letzten Seuche ſind faſt alle Zimmer erbrochen und beſtohlen worden; der König macht den Keeper of the house verantwortlich.[4])

Den 4. Juli 1636, Oatlands. — Diplomatiſche Korreſpondenz. The King hath now commanded me to prepare a letter from him to a Marquis of Brandenburg for the Elks, which are to be brought from Prussia hither: and another letter to the Prince of Orange for his favour and countenance to a merchant that goes hence to redeem some of His Majesty's jewels. Empfiehlt eine Bittſchrift von Sir Peter Wentworth.[5])

Den 8. Auguſt 1636, Rufford Abbey. — Coke ſoll zu einer Audienz erſcheinen, die der niederländiſche Geſandte am Mittwoch bei dem König haben ſoll.[6])

Den 7. November 1636, Windsor Castle: Adreſſat unbekannt.[7]) — Schickt einen Brief des Königs. Mr Secretarie would have written withall himself, but that multitude of affaires hinder him. As myself at this time am by the same reason forced to use all haste and forbeare much newes. Howsoever if hereafter your Lordship shall command me anything, either in that or in any other kinde, I shall endeavour to fullfill your pleasure, if not according to your expectation yet according to my small knowledge. And for this I can say no more, but that it seemes that all the concern of the Electoral Dyet — as if they had forgotten for what they met at Ratisbonne — standeth gazing towards Bavaria, longing to see what will be brought into this world by the Dutchesse of Bavaria, begotten in her by her Oncle. I know who wisheth Parturiunt montes. Weiter über die Ereigniſſe und Ausſichten in Deutſchland. The French ... have made an inrode and are gone as farre as to the gates of Cambray, laying in ashes 42 villages, that were very well furnished with corne and other necessaries. May it not be said with reason and without treason, Delirant reges. ...

Den 28 Januar 1637, Hampton Court. — This inclosed Protest coming but now from London, and the King being earlier gone to his new park, I have well perused and considered the same, and find it wholly agreeable and concordant with the Latin, being in a German language and in such

---

[1]) 12. Rep., App. 2, 85.
[2]) 12. Rep., App. 2, 97.
[3]) 12. Rep., App. 2, 117 f.
[4]) 12. Rep., App. 2, 118.
[5]) 12. Rep., App. 2, 123.
[6]) 12. Rep., App. 2, 132.
[7]) 12. Rep., App. 9, 9. Der Brief iſt aus den Handſchriften des Herzogs von Beaufort. Der Anrede mit your Lordship zu Folge kann der Brief nicht an Coke ſein, der außerdem im Briefe ſelbſt als „Mr Secretarie" erwähnt iſt.

terms as are usual in the said language, which your Honour knoweth well is very copious . . .[1])

Den 7. Oktober 1638, Ditton. — Diplomatiſche Korreſpondenz. If I can possibly find myself able to come over, I will come this afternoon to entreat your Honour's leave to absent myself till Wednesday or Thursday.[2])

Den 8. Auguſt 1639, Westminster. — Hofnachrichten. Present from the City of London to the King of 10.000 pounds refused by him. The most gracious inclination of Her Majesty towards the Archbishop is so increased that a most frequent correspondence and conference hath been observed betwixt them, and is not secretly spoken of. Coke ſoll raſch kommen; es werden Intriguen gegen ihn geſponnen. His Majesty goes to Oatlands. I intend according to the Earl of Holland's will to follow his Majesty, and will for so small a journey use your bay horse. We did daily bait your horses so well that they were fresher at their journey's end here than when they came out of Melbourne. Auswärtiges.[3])

Den 15. Auguſt 1639, Westminster. — Hofgeſchichten und Verwandtes. The Elector Palatine is here at leisure to wait on the Queen the Queen Mother and the Duchess of Chevreuse. He had twenty dishes a meal (being served in pewter) which have now been reducted to twelve.[4])

Den 19. Auguſt 1639, Westminster. — Hofſachen. I know not in what terms to express sufficiently how much your Honour's return is desired and without any doubt very necessary and requisite, though I forbear to write the causes. Sometimes accidit in puncto quod non speratur in anno. The Lord Feilding, Sir William Boswell, and Sir Oliver Fleming wish all to see your Honour here to receive their instructions renewed from you before their going over.[5])

Den 25. Auguſt 1639, Whitehall. — Tuesday I went following His Majesty to Oatlands in a continual rain so that nobody except His Majesty and such as prefer hunting to all other recreations did like that journey and abode. And though we did no great business for I wrote but two or three French letters of recommandation for and from His Majesty to the Prince of Orange yet I understood that His Majesty will still be waited on were it but for the foreign news and for pens and paper whereof he twice did make some use to write .... Tomorrow His Majesty shall go early from hence, his dinner being appointed at eight in the morning at Egham, and so thence to Bagshot. I will follow and wait close. God willing, though I find myself much wearied. I shall now from Bagshot have occasion to see my wife and family sometimes, they being but three small miles from

---

[1]) 12. Rep., App. 2, 153.

[2]) 12. Rep., App. 2, 196.

[3]) 12. Rep., App. 2, 239. Melbourne ſüdlich von Derby war Cokes Landſitz, wohin jedenfalls die meiſten dieſer Briefe gerichtet ſind.

[4]) 12. Rep., App. 2, 240.

[5]) 12. Rep., App. 2, 241. Sir Oliver Fleming iſt derſelbe, an den Weckherlin das Gedicht Nr. 283 meiner Ausgabe gerichtet hat. Er kommt in dem Brief vom 4. September 1639 wieder vor, außerdem Report 12, 2, 37; 13, 1, 554. 640. 667. (andere Stellen habe ich nicht zur Hand), und zwar in den Jahren 1633, 1651 f. Er muß diplomatiſchen Verkehr mit dem Ausland gehabt haben: 1633 war er Agent for His Maj. in Switzerland und reiſte nach Zürich und Chur, 1652 ſchreibt die Stadt Zürich im Namen der evangeliſchen Sache an ihn.

thence at Easthampstead. . . . . I am in good hope shortly to fit my Lady Coke with some good German servant for her son . . .[1])

Den 4. September 1639, Whitehall. — Your Honour's return is so much desired and expected that His Majesty doth now daily inquire after your coming, and hath again this morning commanded me to desire you from him to come unto him from Tottenham hither as soon as possibly you can, and shall be arrived there. Sir Oliver Fleming is to go away with speed, and his instructions are drawing by Sir Frances Windebank, but I believe it is desired that your Honour should add ultimam manum. I hourly will expect your coming.[2])

Der Ton einiger gerade unter den letzten Briefen Weckherlins an Coke ist ziemlich vertraulich; auch ist deutlich, daß Weckherlin in jenem Jahre noch immer um den König war, wenn sein Vorgesetzter abwesend war. Fünf Monate später fand die Wendung durch Vanes Amtsantritt statt, die ich oben vermutet habe.

Über Weckherlins Sohn Rudolf (1617—1667) habe ich in den Reports nur eine Stelle finden können. Sir Francis Windebank schreibt am 2. März 1636:[3]) There was a note delivered to your servant, young Weckherlin, for a letter to be written from His Majesty to the Emperor in favour of the Duchess of Brunswick. Auf eine bestimmte Stellung des damals noch nicht Neunzehnjährigen kann man daraus nicht schließen; der Vater, 53 Jahre alt, konnte doch nicht mehr „jung" heißen.

Ein paar andere Notizen kann ich den Sammlungen eines Frühverstorbenen entnehmen. Ernst Martins Schüler Ferdinand Picard (1866—1890) hat mit großem Fleiß und Verständnis für Weckherlin gesammelt und ich habe seine Sammlung auch für die Anmerkungen meiner Ausgabe öfters mit Frucht benutzen können. Folgendes ist daraus geschöpft, da mir die Originalquellen unzugänglich waren.

Vom 19./29. März 1641 ist ein Brief aus Paris von Robert Reade an Thomas Windebank, in dem es heißt: Mr. Weckherlin and Mr. Witherings have sufficiently shown their malicious barbarousness; God reward them for it. Und am 30. April

[1]) 12. Rep., App. 2, 241 f. Weckherlins Frau hat noch am 21. 31. Januar 1641 gelebt, wenn auch sein Ausdruck (Reifferscheid, S. 589) in dem Brief an Oxenstierna von jenem Tage, daß er „Weib und Kinder" habe, nicht so ganz zweifellos ist, wie unsere Stelle. Seine einzige Tochter Elisabeth war an William Trumbull, Esq. of Easthamstead, Berkshire, verheiratet; da sie am 7. November 1618 geboren war, so könnte sie 1639 schon verheiratet gewesen sein und ihre Mutter bei ihr gewohnt haben (über Weckherlins Sohn siehe nachher). Das Gedicht, in dem Weckherlin sie schon als Frau Trumbull anredet, Nr. 397 meiner Ausgabe, steht aber erst in der Ausgabe von 1648.

[2]) 12. Rep., App. 2, 242.

[3]) 12. Rep., App. 2, 108. Der Adressat ist nicht genannt, ist aber gewiß wieder Coke, aus dessen Sammlung der Brief ist.

10. Mai 1641 schreibt derselbe an denselben: Since I began this I have spoken with Mr. Battiere, and he tells me that about three weeks since he wrote to Mr. Weckherlin not to trouble my Lord's packet with letters to merchants and other people here in Paris which my Lord knew not. Mr. Weckherlin having of late sent many such letters under his Lordship's cover.[1]) Aus Picards Papieren habe ich auch die Notiz, daß Weckherlin, der seit 1644 als Secretary for foreign tongues den hohen Gehalt von 288 Pfund bezog, im Jahre 1645 den Genuß der für das jeweils älteste Mitglied der Familie Weckherlin bestimmten Ulmer Stiftung seiner einzigen noch lebenden Schwester durch ein Schreiben aus London abgetreten hat, daß 1651 die falsche Nachricht von seinem Tode nach Ulm kam und daß er am 26. September 1651 an seine Schwester und an den Bürgermeister Baldinger in Ulm geschrieben hat, der ihn auf einer Reise nach England kennen gelernt hatte.

Zu Goethes Sonetten.

Von Otto Pniower in Berlin.

Seit dem Erscheinen von Bettinens Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kind" hat man vielfach darüber gestritten, ob die in den Werken des Dichters zum ersten Mal im Jahre 1815 veröffentlichten, zu einem Cyklus „Sonette" vereinigten Gedichte Beziehungen zu der glühendsten Verehrerin seines Genius enthalten und in welchem Maße. Bettina selbst betrachtet in dem Briefwechsel sich als den eigentlichen Mittelpunkt der Sammlung. Dazu hatte sie jedoch nur in einem poetischen Sinne ein Recht. In Wirklichkeit spiegelt nahezu die Hälfte der Sonette — das steht jetzt sicher fest — Goethes Neigung zu Minna Herzlieb wider. Andererseits ist aber die noch kürzlich von Kuno Fischer (Goethes Sonettenkranz, Heidelberg 1896) verfochtene Ansicht, daß Bettinen kein Anteil an den Gedichten gebühre und sie einzig und allein aus Goethes Beziehungen zu Minna Herzlieb geflossen seien, auch nicht stichhaltig. Als Kuno Fischer diese Behauptung aufstellte, kannte er noch nicht den in demselben Jahre, in dem seine Schrift erschien, zum ersten Mal in der Weimarer Ausgabe veröffentlichten, nach dem uns vorliegenden Material ersten Brief Goethes an Bettine. Aus ihm ergiebt sich, daß die Worte des

[1]) Calendar of State Papers. Dom. Ser. 1640/41. p. 505 und 562.

Dichters in dem Brief vom 5. September 1807 (des Briefwechsels mit dem Kind): „Mein artig Kind! schreibe bald, daß ich wieder was zu übersetzen habe," abgesehen von für uns hier unwesentlichen Änderungen, authentisch sind. Denn jener wirkliche, vom 9. Januar 1808 datierte schließt mit den Worten: „Schreiben Sie bald, daß ich wieder was zu übersetzen habe." Wie sie zu verstehen sind, lehrt eine schon vor dem Erscheinen des Briefwechsels mit einem Kind gethane Äußerung Wilhelm Grimms (Reifferscheid, Freundesbriefe von W. und J. Grimm 1878, S. 140 f.), daß Goethe mehrere Briefe Bettinens in Gedichte übersetzt habe. Gestützt darauf suchte ich im Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum von 1898 42, 179 ff. den Beweis zu führen, daß Goethe in der That aus Bettinens Herzensergießungen die stoffliche Anregung zu einigen Sonetten empfing und Motive daraus schöpfte. Die Argumentation war dadurch erschwert, daß mir damals nicht mehr als ein einziger Originalbrief Bettinens vorlag, der erste, den sie an den Dichter schrieb. Ihn hatte Loeper in seiner Publikation „Briefe Goethes an Sophie Laroche und Bettina Brentano" (Berlin 1879) veröffentlicht. Doch war es mit Hilfe einiger von Loeper noch nicht gekannter Goethischer Briefe an Bettina und auf Grund innerer Indicien möglich, für wenigstens drei Sonette die Benutzung von Stellen aus den Episteln der Freundin an den Dichter nachzuweisen. Leider war mir unbekannt geblieben, daß noch ein zweiter Originalbrief Bettinens an Goethe schon seit dem Jahre 1850 gedruckt vorlag. Auch Loeper und allen Anderen, die sich mit der Frage beschäftigten, war er entgangen. Jetzt liegt er in dem 14. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft (Goethe und die Romantik, 2. Teil 1899, S. 162 f.) vor, und so wenig umfangreich wie er ist, liefert er für die drei von Anderen und mir den Beziehungen Goethes zu Bettinen zugewiesenen Sonette den unwiderleglichen Beweis des genetischen Zusammenhanges. So haben, wie Schüddekopf in den Anmerkungen zu der erwähnten Publikation bemerkt, seine Schlußworte „und wenn Dein Sinn wäre von Stein wie Dein Bildniß, so müßte ich doch rufen umarme mich, weißer Karrarischer Stein!" das vierte Sonett veranlaßt. In der That braucht man nur den Anfang des Gedichtes

Du siehst so ernst, Geliebter! Deinem Bilde
Von Marmor hier möcht' ich Dich wohl vergleichen

neben die citierten Worte zu halten, um den inneren Zusammenhang der Prosa mit den Versen zu erkennen.

In meiner Untersuchung (a. a. O., S. 183 f.) hatte ich vermutungsweise geäußert, daß eine zu diesem selben Gedicht in un

verkennbarer Beziehung stehende Stelle aus dem „Briefwechsel Goethes mit einem Kind" im wesentlichen aus dem Original stamme, das dem betreffenden Brief zu Grunde lag. Die Vermutung wird jetzt, wo die citierten Worte vorliegen, wahrscheinlich hinfällig. Indes kann erst die erfreulicherweise bevorstehende Veröffentlichung aller authentischen Briefe Bettinens an Goethe die endgiltige Entscheidung bringen.

Wie für das vierte Sonett, so hatte ich für das neunte angenommen, daß Goethe die Anregung zu ihm aus Bettinens Briefen empfing. Auf Übereinstimmungen mit Wendungen, die im ersten Schreiben an den Dichter begegnen, hatte schon Loeper hingewiesen. Ihnen konnte ich weitere von ihm nicht bemerkte hinzufügen. Jetzt zeigt sich, daß auch der wieder entdeckte Brief Motive spendete. Er beginnt mit den Worten: „Warum muß ich denn wieder schreiben? ..... zu sagen hab ich nichts." Das Gedicht aber hebt an:

Warum ich wieder zum Papier mich wende?
Das mußt Du, Liebster, so bestimmt nicht fragen:
Denn eigentlich hab ich Dir nichts zu sagen;

Das siebente Sonett wies ich, ohne daß wörtliche Anklänge vorlagen, aus innern Gründen den Beziehungen Goethes zu Bettinen zu. Daß die Annahme nicht fehlgeht, lehrt ebenfalls der ans Licht gezogene Brief, indem er zu dem innern Moment in schlagender Weise äußere Übereinstimmung fügt. Das „Abschied" betitelte Gedicht schildert die Trennung des Liebenden von der Geliebten.

War unersättlich nach viel tausend Küssen
Und mußt' mit einem Kuß am Ende scheiden.
Nach herber Trennung tief empfundnen Leiden
War mir das Ufer, dem ich mich entrissen,

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüssen,
So lang ich's deutlich sah, ein Schatz der Freuden;
Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden
An fernentwichnen lichten Finsternissen.

Hier haben Worte Bettinens nicht nur das Grundmotiv: Abschied zweier sich nahe Stehender, nicht nur bezeichnende Einzelheiten der Ausführung geliefert, sondern auch die innere Form des Sonetts bestimmt. Ja, sein geistiger Gehalt, kurz das ganze Gedicht hat in wenigen Zeilen des Briefes seinen äußern Ursprung. Bettina schreibt: „So wie der Freund Anker löst nach langer Zögerung und endlich scheiden muß; ihm wird die lezte Umarmung was ihm hundert Küße und Worte waren, ja mehr noch, ihm werden die Ufer, die er in der Entfernung ansieht, was ihm der lezte Anblick war. Und

wenn nun endlich auch das blaue Gebirg verschwindet, so wird ihm seine Einsamkeit seine Erinnerung alles."

Jeder sieht, um mit den äußeren Anklängen zu beginnen, wie die hundert Küsse in dem Brief die tausend des Gedichtes veranlaßten, wie die Ufer, von denen die Schreiberin spricht, dem Dichter das Motiv an die Hand geben, den Scheidenden sich an dem Ufer erfreuen zu lassen, auf das er gefühlvoll blickt und das er nach und nach mit allem, was es schmückt: den Wohnungen, Bergen, Hügeln und Flüssen aus dem Gesicht verliert, wie die Augenweide, die zuletzt im Blauen bleibt, eine Reminiscenz an das verschwindende blaue Gebirge ist, von dem Bettina spricht. Und wenn der Dichter weiterhin vom Meere singt, das den Blick des Wandernden umgrenzt, so ist auch das vielleicht von dem Beginn der Stelle angeregt, wo vom Lösen des Ankers die Rede ist.

Ich kenne kein interessanteres Beispiel für die Art, wie die Phantasie eines Dichters von fremden Worten erregt wird und den empfangenen Eindruck vertieft und umbildet, wie dasjenige, das sich uns hier bietet. Und nur auf das empfängliche Gemüt eines Dichters können solche Worte diese eindringliche Wirkung üben. Ein poetisches, tief aber doch unklar empfundenes Bild zaubert ihm eine Situation vor, die er, der erprobte Plastiker, scharf in der Fülle ihrer Einzelheiten sieht und stufenmäßig mit vollendeter Kunst vor unseren Augen enthüllt. Wo die Schreiberin vom Ufer spricht, sieht er zugleich die ganze Landschaft, die zu ihm gehört: die Häuser und Berge, die Hügel und Flüsse. Wo sie des verschwindenden blauen Gebirges gedenkt, sieht er zugleich die vom Abendrot beleuchteten Wolkenmassen. Denn das sind wohl die lichten Finsternisse. Wo sie ahnungsvoll spricht, bezeichnet er klar und deutlich die erregten Gefühle. Sie läßt die Art der Empfindung, von der der Scheidende bewegt wird, unbestimmt. Wenn sie sagt: „ihm wird die lezte Umarmung, was ihm hundert Küße und Worte waren, ja mehr noch, ihm werden die Ufer, die er in der Entfernung ansieht, was ihm der lezte Anblick war u. s. w.", so erweckt sie in uns die Vorstellung einer gleichmäßigen Gewalt einer, wir wissen nicht, ob mehr aus Freud oder aus Leid gemischten Empfindung, die der Abschied in dem Scheidenden aufwühlte. Goethe hingegen läßt ihr Wesen unzweideutig hervortreten. Um aber der Darstellung eine künstlerische Wirkung zu sichern, stellt er sie in einen wechselreichen, höchst kunstvoll abgestimmten, bald zart vermittelten, bald jäh kontrastierenden Gegensatz. Er spricht von den tief empfundenen Leiden, die die herbe Trennung schuf. Es wird der Schmerz gelindert und nach und nach wird das Ufer mit seiner das Auge erquickenden Umgebung ein Schatz der Freude. Sacht mindert sich jedoch die

Lust, je weiter er dem Ufer rückt; noch bietet aber der Blick auf das Blau der fernen Berge eine Augenweide. Der Freude Flutstrom ebbet nach und nach, und als der Wandernde das Meer erreicht, da ist die Stimmung wieder umgeschlagen. Heißes Verlangen wird in seinem Herzen lebendig und verdrossen sehnt er sich nach dem Verlorenen. Da tritt ein neuer Umschwung ein. Ihm ist, als öffnete sich der Himmel. Nichts, nichts scheint ihm entgangen. Was ihm verschwand, wird ihm zu Wirklichkeiten. Alles, was er je genossen, er glaubt es zu besitzen.

Und endlich, als das Meer den Blick umgränzte,
Fiel mir zurück in's Herz mein heiß Verlangen;
Ich suchte mein Verlornes gar verdrossen.

Da war es gleich, als ob der Himmel glänzte:
Mir schien, als wäre nichts mir, nichts entgangen,
Als hätt' ich alles, was ich je genossen.

Man weiß, daß Goethe anfangs eine Abneigung gegen die Form des Sonetts zu überwinden hatte. Erst die Anwesenheit des Sonettenfabrikanten par excellence, Zacharias Werners, im Winter 1807 auf 1808, dessen abstruses, aus seltsamen Gegensätzen gemischtes, genialisches Wesen das Interesse des Menschenbeobachters und Menschendarstellers Goethe weckte, erst der häufige Verkehr mit ihm trieb ihn in die „Sonettenwut". Die Abneigung beruhte gewiß auch darauf, daß ihm die Vorbilder, die A. W. Schlegel, Werner und Andere geliefert hatten, nicht zusagten. Die Art, wie sie die Dichtform hauptsächlich für didaktisch-philosophische Stoffe verwendeten, konnte nicht seinen Beifall finden, noch ihn zur Nachahmung ermuntern. Er vermißte das, was seiner Lyrik eigen war: lebendiges Gefühl, Handlung, fortschreitende Bewegung. Den Mangel dieser ihm unentbehrlich scheinenden Eigenschaften mochte er aus dem Bau der Strophen herleiten, und so faßte er Widerwillen gegen sie. Dieser Widerwille schwand dem Dichter freilich früh nach dem eigenen Bekenntnis, das wir in dem dem Vorspiel „Was wir bringen" vom Jahre 1802 zugewiesenen, später auch einzeln unter dem Titel „Natur und Kunst" bekannt gewordenen Sonett finden. Denn gewiß hat Schipper recht mit der Annahme (Goethe-Jahrbuch 17, 162), daß die Äußerung im dritten Vers des Gedichtes „Der Widerwille ist auch mir verschwunden" zunächst der Sonettenform gilt. Nach der sorglosen Art, mit der Goethe bei Gelegenheitsdichtungen, aber auch sonst in Fragen der Komposition verfuhr, legte er dies dem Charakter der Dichtform gewidmete Gedicht der „Nymphe" in den Mund, wodurch es einen andern Sinn erhält, als es ursprünglich hatte. Berechtigt war er wiederum dazu, als sich in ihm in echt

Goethischer Weise das enge, zum Anlaß genommene Thema zu einer tiefsinnigen Betrachtung von allgemeinster Bedeutung erweitert. Die Beschränkung, die dem Dichter die Form auferlegt, der künstliche Bau der Strophen wird ihm zum Symbol aller Bildung, die nur, wenn sie sich dem beschränkenden Gesetz unterwirft, zur Vollendung reiner Höhe aufzusteigen vermag. Wenn der Dichter sich mit Geist und Fleiß von den Fesseln der Kunst hat binden lassen, mag frei Natur im Herzen wieder glühn! Also: der Widerwille gegen die einengende Form des Sonetts war dem Dichter früh verschwunden. Gleichwohl vergehen Jahre, ehe er sich der erst gescholtenen, dann gepriesenen Dichtform massenweise bedient. Offenbar hatte er noch nicht die der Architektur des Sonetts entsprechende und zugleich ihm gemäße Behandlung der Strophengruppen gefunden. Auf einmal aber, als sich zur äußern Anregung ein inneres Erlebnis gesellt, als der Verkehr mit Zacharias Werner ihm die Form wieder nahelegt, die erwachte Leidenschaft zu Minna Herzlieb und die phantasievollen Ergüsse der stürmischen Bettina seinem Gefühlsleben frische Nahrung zuführen, ist sie da. Man vergleiche einmal die bis zum Jahre 1802 entstandenen selbständigen Sonette Goethes — außer dem eben erwähnten das „Sonett" betitelten, dasjenige aus der „Natürlichen Tochter" und die beiden Böttiger, Kotzebue und Garlieb Merkel gewidmeten sonetti codati (Werke 5, 171 f.) — mit den zum Cyklus vereinigten und man wird einen wesentlichen Unterschied in der innern Struktur wahrnehmen. Dort begegnet im ganzen eine glatte, ebenmäßige, durch alle Strophen unterschiedslos verteilte Entwicklung der Gedanken; hier treffen wir auf scharfe, oft durch Gegensätze gehobene Gliederung der einzelnen zusammengehörigen Versgruppen, die uns jetzt der Natur des Sonetts so gemäß erscheint. Nimmt man etwa die drei ersten Gedichte und das fünfte, so sieht man, wie jeder Strophe ein prägnanter Abschnitt der Handlung zugewiesen ist. Die Darstellung steigt stufenweise, in scharfen Absätzen, zu einem Gipfel auf und öfters läuft das Gedicht in eine epigrammatische Spitze aus (vgl. 6. 11. 13). Von der Art ist nun auch unser siebentes Sonett. Jede Strophe bezeichnet einen entscheidenden Moment der Handlung. Die erste spricht von den Leiden der Trennung. Die zweite bietet trotz dem Enjambement einen konträren Gegensatz dazu, indem sie den Empfindungen der Freude Ausdruck giebt. Das erste Terzett hingegen beschreibt wieder die tiefe Niedergeschlagenheit des Wandernden, während das zweite von einer himmlisch befriedigten Stimmung zu berichten weiß. Das tiefe Weh, mit dem das Sonett anhebt, ist zum Schluß in höchste Glückseligkeit verwandelt. „Mir schien ..... als hätt' ich alles, was ich je genossen." Nun heißt es in jener Briefstelle zuletzt: „so wird ihm seine

Einsamkeit seine Erinnerung alles". Wer sieht nicht, daß auch dieser Schluß dem Dichter von Bettinens Worten eingegeben ist? Ja, wie uns eine poetische Schöpfung öfters erst dann recht deutlich wird, wenn wir die Anregung zu ihr bis ins einzelne kennen, weil der Dichter unter dem Zwange der Form nicht wie der Prosaist alles plan und klar zu sagen im Stande ist, so liefert die Briefstelle zugleich einen Kommentar zu den Versen. Gewiß: keinem, der das Sonett mit ernster Hingabe liest, kann es zweifelhaft sein, daß es die beseligende Erinnerung an das Genossene ist, was dem Wandernden den Himmel öffnet, allein unmittelbar ausgesprochen ist das entscheidende Wort nicht. In dem Brief aber heißt es: „seine Einsamkeit seine Erinnerung wird ihm alles".

So also hat Goethe Worte Bettinens „übersetzt". Man verzeihe die umständliche Art, mit der ich den Nachweis zu führen versucht habe. Nicht oft ist die Gelegenheit das Geheimnis der dichterischen Konception zu lüften und der künstlerischen Verarbeitung eines empfangenen Eindrucks nachzugehen so günstig wie in diesem Falle, wo der geringe Umfang des Erzeugnisses die Beobachtung so sehr erleichtert. Und noch in einem andern, speciellen Sinne ist die Kenntnis des Anlasses dieses Sonetts lehrreich. Man hat sich allzusehr gewöhnt, Goethes oft citiertes Wort, daß „was von ihm bekannt geworden, nur Bruchstücke einer großen Konfession", daß seine poetischen Werke Gelegenheitsgedichte sind, zu buchstäblich zu nehmen und auch das nebensächlichste Motiv als Realität aufzufassen. Nun widerspricht ja auch unser Gedicht nicht jenem Bekenntnis. Wie es ein echtes Gelegenheitsgedicht ist, so beruht es auch auf einem Erlebnis. Gleichwohl aber — das lehrt uns sein Ursprung — wäre es falsch anzunehmen, daß der Dichter, ob er gleich von sich in der ersten Person redet, seine Trennung von einem geliebten Wesen darstellt, eine bestimmte Lokalität, etwa Jena, im Auge hat und von einer Reise, die er an die See unternahm, spricht. Daß dieses letzte Moment nicht richtig ist, wußten wir freilich ohnehin. Das Sonett ist vielmehr ein echtes Rollengedicht. Soweit man hier überhaupt die Wirklichkeit heranziehen kann, werden Bettinens Empfindungen geschildert.

Zwar so wie es uns jetzt innerhalb des Cyklus vorliegt, hat es die Bedeutung, daß es die Gefühle des liebenden Mannes darstellt. Ich hatte jedoch schon in meiner Untersuchung (S. 184 ff.) die Vermutung ausgesprochen und dafür eine Reihe von Gründen geltend gemacht, daß es ursprünglich Bettinens Abschied von Goethe zum Gegenstand hat. Jetzt wird die Vermutung durch die Beziehungen des Sonetts zu der Briefstelle aufs wünschenswerteste bestätigt. Und noch besser als früher begreifen wir nun, warum er gerade dieses

Gedicht der jungen Freundin zusandte, aus deren Nachlaß Hermann Grimm 1890 eine eigenhändige Niederschrift Goethes veröffentlicht hat. Er wollte ihr, deren Worte es hervorriefen, huldigend danken und er wollte zugleich — was ich damals als Möglichkeit aussprach, wird jetzt zur Gewißheit — mit der Gewalt seiner Poesie die Entsagung preisend ihr stürmisches Gemüt besänftigen.

Man könnte erwarten, daß der Zusammenhang der drei Sonette mit dem Brief Bettinens für ihre genauere Datierung eine Handhabe lieferte. Das ist jedoch nicht der Fall. Wir sind ja auch darüber ziemlich gut unterrichtet. Die Zeit der „Sonettenwut" erstreckt sich etwa über die beiden ersten Drittel Dezembers 1807. Am 16. dürfte das siebzehnte „Charade" betitelte gedichtet sein. Weihnachten des Jahres ist das zwölfte „Christgeschenk" verfaßt. Von einem, dem vierten, ist das Datum des 6. Dezembers handschriftlich überliefert. Da dies nach Schüddekopf auf der Einwirkung des besprochenen, Ende Novembers geschriebenen Briefes Bettinens beruht, so wird das siebente, „Abschied", wenn nicht demselben Tag, so einem der nächsten angehören. Ebenso das neunte, zu dem der Brief, wie wir wissen, ebenfalls Motive gespendet hat. Zugleich weist das Gedicht, wie wir sahen, Anklänge an die erste, am 15. Juni 1807 verfaßte Epistel Bettinens auf. So ergiebt sich die Folgerung, daß der Dichter, was an sich schon wahrscheinlich ist, nicht jedesmal nach Empfang eines Briefes zum „Übersetzen" angeregt wurde, sondern daß ihm erst die Ansammlung mehrerer den Gedanken der Nachdichtung eingab.

Jean Pauls litterarischer Nachlaß.[1])

Von Josef Müller in München.

C. Dritter Hauptteil.

Faszikel Nr. 13 a und b: Selbständige größere Aufsätze.

II. Die Schriftstellerthätigkeit in der Universitätszeit.

(Fortsetzung.)

Das nächste größere Werk ist die „Auswahl aus des Teufels Papieren nebst einem nötigen Aviso vom Juden Mendel". Es erschien 1789 bei Beckmann in Gera, nachdem Autor und Verleger noch zwei Jahre wegen Format und Titel sich herum-

[1]) Vgl. Euphorion 6, 548 ff.; 721 ff.

gestritten. Jean Paul wollte, da noch immer die Marotte in ihm spukte, durch Seltsamkeit aufzufallen, das Werk als „Scherze in Quart" gedruckt haben, was der Verleger ein Begräbnis vor der Geburt nannte; auch wünschte dieser als Titel „Fausting philosophischer und kosmopolitischer Nachlaß", dann „Auswahl aus Sir Luzifers Papieren"; man einigte sich endlich auf den gedruckten Titel. Das Buch, obwohl voll der feinsten Satire und von Tieck für das beste Werk Jean Pauls erklärt (Spazier 2, 192), blieb unbekannt und wurde Makulatur, so daß, als die Buchhandlung nach den Erfolgen der späteren Werke eine Resurrektion erbat, Jean Paul sein letztes Exemplar hergeben mußte. Der Dichter erklärt es im „Kometen", 13. Kapitel, für „eine erfrorene Scheinleiche, die erst durch das Erwärmen der späteren lebendigen Geschwister wieder die Augen aufschlug".

Ich bin in der Lage, aus dem ungedruckten Nachlasse eine noch völlig unbekannte Arbeit, die mit dem prächtigsten Jean Paulschen Humor geschrieben ist und deren Verborgenbleiben mir geradezu unerklärlich ist, an dieser Stelle mitzuteilen. Es ist „Das Umreiten der voigtländischen Ritterschaft". Die Humoreske war ursprünglich als Episode in die „Unsichtbare Loge" eingeflochten, wurde aber auf den Rat Ottos, der die Manuskripte des Freundes zu prüfen hatte, von Jean Paul gestrichen. Otto sagt darüber im Brief vom 22. März 1792 (Briefwechsel 1, 108):

„Ich komme nun auf das Wunstreiten zurück, welches, wie ich oben schon gesagt, hineingedrängt scheint, um auf einmal zwei Schläge zu thun, den Röper und Oefel zu charakterisieren und besonders letzteren dem Leser bekannt zu machen. Diese Absicht scheint zu sehr durch. Die andere Rücksicht, warum ich es ganz und gar herauswünsche, habe ich schon neulich gesagt, als ich Dir schrieb, daß ich Anachronismen der Sitten nicht für erlaubt hielte.

Sobald Du die Sitten der wirklichen Welt, die Sitten irgendeines Zeitalters Deinen Personen eigen gemacht hast, so hast Du, wie ich glaube, die Gesetze derselben angenommen und darfst die Sitten aus keinem anderen Zeitalter hineinziehen und zusammenpaaren, zumal wenn diese durch das Zeitalter abgesonderten Sitten nicht bloß durch die Sonderung der Zeit, sondern durch einen abweichenden Geist dieser Zeitalter voneinander verschieden sind. Du paarest Dein Umreiten aus dem vorigen Jahrhundert mit einem raffinierten Hof, an dem man Schauspiele aufführt. Die Schilderung dieses Umreitens, eine Sitte eines sehr rohen Zeitalters, die nur noch in manchen Gegenden Deutschlands bis zu Anfang dieses Jahrhunderts gedauert hat, macht daher einen zu fremdartigen Kontrast, als daß man nicht wünschen sollte, sie ganz und gar aus Deinem Buche vertilgt zu sehen, wenn man noch dazu sieht, daß sie der zu durchsichtige, hie und da zerrissene Schleier ist, hinter dem es dem Autor nicht gelungen ist, seine listige Miene zu verbergen."

Dieses Umreiten, das in einigen Kreisen Deutschlands einst üblich war, bestand darin, daß ein Edelmann mit einem Faß Bier zum zweiten fährt, beide, nachdem das Faß geleert ist, zum dritten u. s. w. „Das Saufen war damals Adelsuniform; der Weg von

der Wiege bis zum Grabe bohrte sich durch lauter Bierfässer durch, die hinter ihren Füßen leer und vor ihrem Kopfe voll waren; ich höre sie noch, diese lebendigen oder vielmehr todten Bierheber, indem sie aus einer Tonne in die andere schwimmen, von einem Jahrhundert herüber in ihren vertrockneten Fischhältern schmatzen und poltern. Zweiunddreißig Ahnen haben heißt oft zweiunddreißig Trinker haben." (Nun folgt die Schilderung einer solchen Bierexpedition.)

„Ritter Nr. 1 zog mit seiner kühlen Faßfuhr — der tragbaren Bierarche — samt zwei Bedienten, wovon einer Informator, aus; sechzehn Köpfe stark drehte sich die flüssige Lawine weiter, ballte sich den Herrn Nr. 2 an und seinen Mentor und Sohn, und kroch um die allgemeine Bundeslade d. h. einen Eimer Doppelbier. Zwanzig Köpfe stark ging die Faßverbrüderung unter dem Schloßthor von Nr. 3 ein. Die Bieraorte oder Hohlader sprang auf den Tisch. Wars aber bei einem verständigen Edelmann wie Nr. 3 nötig, dessen Zimmer folgendermaßen waren? In den Fußboden war eine Thür zu einer Treppe gebrochen, die in den Keller langte: der Stammbaum von Nr. 3 drängte seine Wurzeln in die unterirdischen Fässer hinein und holte wie alle Gewächse mit seinen Saftröhren sein Leben aus der Tiefe. Das Zimmer hatte außer der horizontalen Thür noch zwei vertikale; durch die eine konnte man hinein und heraus — wir haben alle solche — durch die andere konnte man beides nicht, sondern bloß in eine Seitenloge, worin jener moralische Lehr- und Beichtstuhl war, auf dem man in wenig Minuten seine eigne Schönheit vergißt; ich bin für Hundert verständlicher, wenn ich sage, ich meine den — Abtritt. Sechsundzwanzig Köpfe stark wurde von Nr. 3 zu Nr. 4 geritten; eine Handwerkslade, in der vier Eimer schäumten, schleifte nach. Der Kollator und Altmeister der Lade Nr. 3 ritt gar auf seinem Geschenk, aber mehr zum Spaß als zum Ernst, daher wir sämtlich lachten. Dreißig Köpfe stark rückte diese Ritterschaft unter das Schloßthor von 5, auf dem Geier wie Schmetterlinge angenagelt waren. Das Opfergefäß und der Altar kam in eine Stube, die statt velourierter Tapeten mit Hasenfellen, deren Eigner der Edelmann selber geschossen hatte, inkrustiert und behaart war. ‚Noch zweiundvierzig Hasen,' sagte die Nummer, ‚brauche ich zu schießen, so wäre auch die Erkerstube ausgefüttert' und wir solltens besehen und beriechen . . . . Der Temperenzorden kam nun ins Freie nach Mauffenbach und sah dort ein zappelndes Ding wie eine Rakete herumschießen . . den Kommerzienagent von Röper. Im achtzehnten Jahrhundert sind viele Menschen erschrocken, z. B. die Jesuiten, die Aristokraten, Voltaire und andere große Autoren — aber im ganzen aufgeklärten Säkul erschrak keiner so als der Kommerzienagent, da er sah, was kam, da er siebenunddreißig Menschenköpfe und siebenunddreißig Roßköpfe und einen Artillerietrain von Hunden oder den Berg heranziehen sah, die sämtlich in seinem Schloß nichts zu suchen hatten, aber genug zu finden, denen ein schwaches Pulverfäßchen nachfuhr, das für dieses Volk so viel war wie nichts. Da aber niemand in dem achtzehnten Jahrhundert seltener zu Hause war als er — er wars wohl, verbarg sich aber; denn er postierte sich hinter Fenster von Spiegelglas wie hinter Brandmauer und Schanzkörbe, weil sie ihm wie ein Gygesring die Sichtbarkeit benahmen — so war er diesmal für so gar viele Säugetiere über eine Meile entfernt. Sie ritten aber zu und stiegen ab, bohrten das Fäßchen auf und leertens aus, holten dann ein Röperiches hervor und stachens an. Diese Töne lockten ihn endlich wie einen Iltis das Wetzen aus seinem Souterrain hervor; ich will aber einen genauen Abriß unseres damaligen hydraulischen Systems geben, als er eintrat und eingriff. Sein sauer erworbenes und sauer schmeckendes Vermögen oder Faß lag auf dem Tisch (unter dem Tisch lag noch nichts), um die Façade des Fasses hielten sich Leute von Adel auf und schienen nahe die Grenze zu bestreifen, die den Philosophen vom Süffling scheidet — das Schreckliche aber

waren die Informatores. Denn da aus dem einzigen Introitus und Loch des Fasses für so viele blos ein dürrer Strich- und Staubregen flatterte, so hatten die Pädagogen geschickt eine Hinterthüre oder foramen ovale hineingebohrt und vier Hofmeister saßen als Hinterräder und Suffixe hinter dem Faß und führten ab. Es war blos Eitelkeit des jetzigen Biographen, daß er keinen Tropfen versuchte, weils kein Wein war; denn in Wein beobachtete er die entgegengesetzte Enthaltsamkeit aus der nämlichen Eitelkeit. Röper predigte Mäßigkeit, er stellte die Mäßigkeit in mannigfachem Lichte wie ein Gewissensrat dar: in diätetischem — in moralischem — in ritterschaftlichem — in kameralistischem, aber sie ließen ihn reden und dürsten, und da er sah, daß man ihn und seine Fässer wie Wassersüchtige — und sie warens — abzapfte, wurde er endlich toll, kehrte der Mäßigkeit und ihrem Richter selber den Rücken und soff für zehn. Die gesamte Bierhose oder Saufkompanie fuhr, seitdem dieser Faselhans wie ein Kälbermagen in sie gefallen war, zerrinnend zusammen und gerann."

Der nächstfolgende Aufsatz, 1790 geschrieben, ist eine philosophische These und führt im ersten Manuskript den Titel: „Es giebt keine eigennützige Liebe, sondern nur eigennützige Handlungen." In den gedruckten Ausgaben ist nach Liebe „noch eine Selbstliebe" eingeschaltet. Die ursprüngliche Fassung, die von der späteren bedeutend abweicht, lautet in den Hauptteilen so:

„Ich will erweisen, daß die Liebe, die ein Geiziger für einen hat, der ihm etwas testiert, ebenso uneigennützig sei wie die, welche ich für den göttlichen Mönch[1]) hege, der für einen andern sich auf die Galeere schmieden ließ; das Wort uneigennützig definiert sich nachher von selbst.

Geld ist bei unserm Geizigen kein Gegenstand der Liebe, sondern der Gier und des Gefallens — eine Erzgrube, eine Statue, in der er Geld anträfe, ist wieder blos ein Gegenstand seiner Begierde und mehr nicht. Bekommt er aber dies nämliche Geld von dem Testator, so hat er Liebe für diesen. Was kann er nun an diesem lieben? Das Geld unmöglich, weil das blos gefällt. Auch müßte dann, wenn diese unmögliche Liebe dem Geld zugehörte, sie schon vor dem Testieren da gewesen sein, weil das Geld vorher da war. Also blos die Gesinnung des Testators, d. h. dessen Liebe für ihn, d. h. dessen vollkommnen Seelenzustand liebt der Geizige. Freilich war das Testat notwendig, wenn jene Gesinnung des Geizigen aufgedeckt werden sollte, aber er liebt doch nicht das Mittel des Zeugens, sondern das Gezeugte. (Hätte er, wie oft der Fall ist, gar keine Liebe, so hätte er auch keine eigennützige.) Worin ist nun der Geizige . . von dem besseren Menschen verschieden? Darin sind sie eins, daß der vollkommne Zustand oder die Liebe beider Liebe erregt, aber darin trennen sie sich, daß der Geizige einen solchen Zustand nur fühlt, wenn er selbst Gegenstand davon ist, der Bessere dagegen nur andere als Gegenstand davon zu setzen braucht. Warum macht die Liebe, die gegen mich thätig ist, einen tieferen Eindruck auf mich als die, welche gegen andere thätig ist? Darum: von meiner Würdigkeit habe ich einen tausendmal vollständigeren und lebhafteren Begriff als von fremder, und die Empfindung des gewirkten Wohlseins ist bei mir stärker; also muß auch die fremde Liebe darnach um so höher geschätzt und dadurch meine eigne desto höher getrieben werden. Nur im Grad ist Unterschied. Ist aber dann das Gefallen an fremder Vollkommenheit Eigennutz? Was wollen wir denn für eine Uneigennützigkeit? Die, daß ich den andern ganz wie mein Ich liebe? Dann

[1]) Im späteren Text ist für Vinzenz von Paul, der unter diesem Mönch zu verstehen ist, der gute aber etwas närrische Onkel Toby gesetzt — sicher keine glückliche Vertauschung.

wäre sein Ich ja meins und es bliebe kein Unterschied; die Liebe wäre verpflanzt, nicht veredelt, und ich hätte blos die Ichs getauscht. Die uneigennützige besteht vielmehr darin, daß meine Natur fähig ist, vom Anblick einer fremden gerührt zu werden und von ihren Vollkommenheiten solche Eindrücke zu bekommen. Genau genommen giebts gar keine Selbstliebe, sowie ich mich weder eigennützig noch uneigennützig liebe. Wir können unser Bild im Kopf, d. h. nicht unser Ich, sondern eine ihm ähnliche Person lieben; eine Wirkung kann nie in sich selbst zurückkehren, so kann das Sehen nicht sehen — Eigenschaften werden geliebt, aber Substanzen lieben. Meine Selbstliebe richtet sich aber schlechterdings nicht nach meinen Eigenschaften; sie ist ebenso groß, wenn ich mich aus der tiefsten lasterhaftesten Verkommenheit herausreiße, als wenn ich die ätherische Höhe der Tugend weiter hinanfliege. Noch etwas: Liebe wird schlechterdings nur durch Liebe erregt. Liebte ich mich selbst, so hieße das: ich hätte Liebe für meine Liebe. Alle anderen Eigenschaften enthalten blos Achtung, Bewunderung .. der Punkt über die Selbstliebe des Ichs ist ein trüber, unabsehbarer Abgrund, in den viele Kantische Sonnen fallen müssen, um ihn licht zu machen."

An diese ziemlich paradoxe These spann sich eine längere Kritik seitens der Freunde Vogel, Völkel und Wernlein, der Jean Paul mit Antikritiken begegnete, wie bei Reimer 63, S. 54—75 nachgelesen werden kann. Jean Paul hatte recht darin, daß er die schroffe Gegenüberstellung von Selbstliebe und Uneigennützigkeit, wie sie bei vielen neueren Moralisten gebräuchlich ist, milderte, die wohlwollenden Züge im Eigennutz, die des eigenen Interesses in der Selbstaufopferung hervorstellte, vor allem in dem Nachweis, daß die Liebe gegen ein geistiges Wesen, und wäre sie noch so sehr von selbstsüchtigen Motiven verursacht, doch immer eine höhere Färbung gewinne, als sie ein totes Metall erregt, daher man nur im uneigentlichen Sinn von Liebe zu Geld, zu Pferden spräche — er fehlte aber durch die ziemlich willkürliche Behandlung des Themas, durch die Aufstellung unbewiesener Sätze, z. B. daß Liebe nur Liebe zum Gegenstand habe, immer auf die Gesinnung des anderen gerichtet sei, daß es also nur einen Gradunterschied derselben gebe, daß Selbstliebe nur auf ein ideales Bild des Ich gehe, im Grunde also keine sei, oder gar gleich groß bleibe, ob man in tiefster Verkommenheit oder in Tugendhöhe sich befände u. s. w. Daß die geschilderte Liebe des Geizigen eine andere der Art und nicht dem Grad nach als die christliche des Mönchs ist, beweist die Thatsache, daß die erstere sich auch dem Grad nach durch ein sehr großes Geschenk außerordentlich steigern läßt, ohne im mindesten tugendhafter und weniger anwidernd zu werden. Sie geht eben auf etwas ganz anderes als diese, auf die Selbstbefriedigung, und danach nimmt sie ihren Maßstab. Jean Paul muß konsequent die Selbstliebe leugnen und für eine schattenhafte Nächstenliebe ausgeben; er hilft sich mit der Dunkelheit der Selbstliebe; aber nicht die Selbstliebe ist dunkel — sie ist vielmehr sehr klar und hellsichtig — sondern das Selbst oder Ich. In dem erweiterten Text geht Jean Paul noch weiter. Es ist

doch unerhört, Sätze zu lesen wie: „Der Grund benimmt der Liebe des eigennützigen Erben von ihrer Reinheit nichts", oder „die Liebe gegen weibliche Schönheit ist . . . nichts als die Liebe gegen die . . . moralische Schönheit." Licht auf Jean Pauls Auffassung wirft der Aphorismus Band 63, S. 107: „Wenn wir einen Mord anhören, steht in uns die weinende Bruderliebe auf und wir fassen nicht, wie der Mörder die seinige überwand, oder wir leugnen, daß er sie hatte. Aber er konnte sie haben, und so stark wie wir, und doch den Mord begehen, weil Rache oder Geld noch stärker reizten." Das moralische Feingefühl des Dichters und sein Optimismus läßt ihn Gesinnungen in den Lasterhaften hineininterpretieren, die diesem fremd oder die nur höchst primitiv in ihm sind.

Das Nächste, was wir von den Produktionen des Dichters haben, ist vom Anfang des Jahres 1791 das „Neujahrswünschhütlein für seine Gönner von Fortunatus Karl Hofmann". (Siehe Reimer 64, 217) nebst dem „Ungereimten Schützenkarmen in freiem Metrum von Karl Hofmann, zeitigem Pulcinello" (ebenda, 219). Dieser Pulcinello oder „Kommun-Sancho-Pansa", wie er sich im ersteren Aufsatz nennt, ist der Dichter selber, der in der Schwarzenbacher Hofmeisterluft zu ausgelassenster Fröhlichkeit herangereift ist. Davon zeugt auch die „Birkenpredigt" für die neugegründete „Birkenunion", die beginnt: „Selig sind die Schwarzenbacher; denn sie haben den Birken-Prater und -Vauxhall, in den sie gehen können, wenn sie wollen, und in dem alles grün ist, das Brechе gestoßene Billard ausgenommen." Siehe Wahrheit 4, 248—252. Hier sind einige Fehler: Der „Birkentraiteur" heißt Depler, nicht Repler, wie daselbst S. 249, Z. 12 steht, und die Antwort Clöters S. 250, 251 ist verstümmelt.

An Karoline Herold von Hof schrieb Jean Paul am 3. Januar desselben Jahres „Statt eines Neujahrswunsches" die schwungvolle Phantasie, die unter dem Titel „Mondsfinsternis" dem „Fixlein" vorgedruckt ist. Die ursprüngliche Fassung mit den einleitenden und Schlußworten siehe Wahrheit 4, 279—283. Daselbst auch in unmittelbarem Anschluß die Erörterung der Preisfrage der erotischen Akademie: „Wie weit darf die Freundschaft gegen das weibliche Geschlecht gehen und welcher Unterschied ist zwischen ihr und der Liebe?" Ein in dieselbe Zeit fallendes „Hochzeitgedicht an eine Freundin" ist in den ersten Band der „Herbstblumine" aufgenommen worden. An eine seiner Freundinnen ist auch „Der Mond, eine phantasierende Geschichte" gerichtet (gleichfalls dem Fixlein vorgedruckt) und obiger Karoline ist endlich eine Begründung der Unsterblichkeit unter dem Titel: „Über die Fortdauer der Seele und ihres

Bewußtseins“ 1792 gewidmet. Förster führt in Wahrheit 4, 298 nur den Anfang an. Den Aufsatz hat Nerrlich in die wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 24 und 25, 1881 eingerückt, aber mit wesentlichen Auslassungen. Ein Vergleich mit dem „Kampanerthal“ ist nicht uninteressant. Jean Paul weist zuerst ungenügende Beweise zurück, so die von Mendelssohn, Kästner und Jerusalem. Da Nerrlich diesen Passus weggelassen hat unter der Motivierung, er sei ohne Interesse, so soll er hier folgen:

1. Zweifel und falsche Beweise für sie.

1. Mendelssohn sagt für die Fortdauer des Bewußtseins: „Alle Veränderungen geschehen durch Übergang. Der Weg von Tag und Nacht geht durch Dämmerung. In der Natur giebt es keinen Sprung. Dauert aber die Seele, so muß sie auch wirken und leiden. Wenn das, so muß sie denken.“ Dagegen wendet Jean Paul ein: Das wäre erstens nur ein Analogiebeweis (Jean Paul sagt fälschlich „Induktionsbeweis“). Dann sei der Obersatz: In der Natur geschehe alles durch Übergänge — fraglich. Wo sei der Übergang zwischen der Ruhe des Schießpulvers und dessen Aufflammen? Übergänge seien überhaupt nicht zu beweisen; wir wollten nur durch eingeschobene Zwischenglieder der Schwierigkeit des Begriffs entwischen, wie Veränderung und Wirkung überhaupt auseinander folgen, da doch eine Veränderung mit Mitteltinten so undenklich bleibe als eine ohne. (Es ist übrigens im Mendelssohnschen Beweis die Fortdauer der Seele überhaupt vorausgesetzt.) 2. Kästner und Jerusalem sagen: „Ohne Unsterblichkeit macht ein Ruchloser sich unabhängig von Gott durch einen Dolch oder ein Lot Arsenik.“ Aber der Fatalist sagt ohnehin, daß ihm der Schöpfer diesen Dolch gereicht; und auch der Freie kann sagen, daß dem Schöpfer zur Beherrschung dieses Ruchlosen die ganze Welt (die zutünftige ausgenommen) zu Gebote steht, und kann ihm den Dolch nehmen. Wer hat die Unabhängigkeit von mir, dem ich selbst die Erlaubnis dazu gegeben?

Auch den dritten (von Nerrlich mitgeteilten) aus der Vervollkommnungsidee geführten Beweis, der im Kampanerthal und in der Selina eine so große Rolle spielt, läßt Jean Paul hier nicht gelten. Er sagt: Wenn eine Ephemere aus der Entwicklung, die ihr Eintagsleben bringe, auf eine künftige ungemessene schlösse, da soviel Seelenkräfte unmöglich der Raub des ewigen Moders sein könnten, so könnten wir sie widerlegen. Ebenso schwach sei der apriorische Beweis aus der Unsterblichkeitshoffnung. Ganz anders denkt Jean Paul im Kampanerthal. Dort läßt er nicht einmal Unsterblichkeit der Gattung als Ersatz der persönlichen gelten. Denn dann fände der ewig säende und nie erntende Weltgeist im Universum und Geisterall nirgends Ziel und Zweck, „weil der in ein Universum aus succedierenden Ephemeren, in eine unsterbliche Legion aus Sterbenden zerteilte Zweck der Entwicklung keiner für die verschiedenen Ephemeren wäre, höchstens für die letzte, die nie kommen kann.“ Dort betont er scharf die Veränderung unserer sittlichen Begriffe, der Liebe, der Freundschaft, wenn die Unsterblichkeit aus der Be-

trachtung verschwände. „Was wäre ein Sittengesetz für Ephemere? Denkt euch eine Statue auf zwei Tage beseelt! Fragt euch, ob ihr es für einen Mord erklärt, sie einen Tag früher zu zerschlagen, als sie ohnehin zu leben aufhört? Was unterscheidet sonst den Tiermörder vom Menschenmörder? .. Auch die Liebe fordert Leben. Wir sprechen von ewiger Liebe, unendlicher Treue; ohne Unsterblichkeit kann niemand sagen: ich liebte; du kannst nur seufzen und sagen: ich wollte lieben!"

4. „„Tugend und Laster müssen ihrem Lohne entgegensterben."" „Für unsere Minute Arbeit fordern wir eine Ewigkeit voll Lohn?" Dieses Postulat hat Jean Paul auch im Kampanerthal als unzureichend erklärt — sehr bezeichnend für die Reinheit seines Tugendbegriffs, die keine Beimischung unreiner, lohnsüchtiger Motive gestattete. „Die Tugend ist ihr eigener Lohn, sie braucht keinen anderen. Für diese weißglänzende Statue wäre die Zuthat irgendeiner anderen Glückseligkeit nichts weiter als das Farbenanstreichen einer Götterstatue." Auffallend ist, daß Jean Paul auch dem Sinken der Seelenkräfte im Greisenalter hier noch so großes Gewicht beilegt, während er es im Kampanerthal und in der Selina zu bestreiten oder abzuschwächen sucht. Die Abhängigkeit der Seele vom Körper und der Parallelismus zwischen beiden ist in der ersten Schrift noch sehr stark betont, ein Wunder sei das zweite Seelenorgan, das der „entlaubten und herausgeborenen" Seele wie „das Ammonshäutchen ankleben soll" (Nerrlich hat den Text hier nicht lesen können und deutet das ausgefallene durch . . . an) „ein Wunder ist die ganze Exportation der Seele an einen andern Ort".

II. „Vermutungen" (man beachte das Wort!) „und Beweise für Fortdauer". Nerrlich hat den Eingang weggelassen, er hätte aber lieber die mitgeteilte Widerlegung des Materialismus auslassen sollen; denn sie ist nahezu wörtlich mit dem 9. Schalttag des Hesperus identisch. Ich lasse das Ausgelassene hier folgen, da es charakteristisch für den philosophischen Bildungsgang Jean Pauls ist, der sich, wie wir auch aus anderen Produktionen jener Zeit wissen, eng an Leibnitz anschließt.

„Wenn die Fortdauer der Seele, nicht ihres Bewußtseins, metaphysisch bewiesen werden soll, so muß ihre Immaterialität dargethan sein. Die Materie selbst ist immateriell. Denn eine Zusammensetzung aus nichts ist unmöglich, eine aus etwas Zusammengesetzten verschiebt nur die Antwort . . . Dieses Etwas, dieses Unzusammengesetzte (letzte Seinsprinzip) — man nenne es, wie man will — ich will es Monade nennen — diese Monade trennt sich von meiner geistigen vielleicht nur im Grad . . . Unnötig ist die Leibnitzische Annahme von Ideen bei niederen Monaden; selbst bei uns höheren Monaden sind Ideen nur zurückgespiegelte Wirkungen einer ganz anderen Thätigkeit oder Kraft, nämlich der, womit ich meinen Körper bewege, womit ich will und wodurch ich für Leidenschaften, Freuden . . empfänglich bin." (Diese frühe Überwindung des Leibnitzschen Intellek-

tualismus durch den Voluntarismus ist höchst interessant.) „Vielleicht stellen diese unsere geistigen Thätigkeiten höheren dazu organisierten Wesen den sinnlichen Schein der Bewegung, Ausdehnung dar.“ (Höchst phantastisch, aber Leibnitzisch! So schon im Aufsatz über den Influxus und die prästabilierte Harmonie. Dem Materialismus, der durch die Leibnitzische Annäherung des Geistes an die Materie und durch die Jean Paulsche Abschwächung des Intellektuellen zum Voluntaristischen droht, weicht der Dichterphilosoph durch die notwendige Annahme der Teleologie des Weltalls aus. Keine Mischung, kein Zusammenwirken von niederen Monaden kann das bewußte Ich konstituieren.) „Es ist unmöglich, daß eine Monade eine ganz neue Kraft, die sie selbst nicht hat, einer anderen anerschaffe, der sie auf eine unbegreifliche Weise inokuliert würde. Auch ist unmöglich, daß diese Kraft unter dem Ganzen so verteilt wäre, daß kein einzelner Teil sie besäße, wie etwa die Vermengung aller Farben das Weiße gebiert; denn ein Ganzes existiert nirgends als in der Vorstellung eines Geistes, der die Theile unter einen Begriff befaßt; in der Natur ist jeder Theil nur sein eignes Ganze. Nur ein philosophischer Hermaphrodit wie Weckherlin konnte sagen: Die Uhr bekommt erst durch Zusammensetzung die neue Kraft, die Zeit zu zeigen; denn die gezeigte Zeit wohnt nicht in der Uhr, sondern im Kopf ihres Besitzers. Nur ein solcher philosophischer Kastrat wie Weckherlin, dessen Name ich niemals schreiben lerne, konnte sagen: Die Theile des Auges sehen nicht, aber doch das ganze Auge. Denn auch dieses sieht nicht, wie das tote oder ein tiefer nichtsehender Denker beweisen, sondern die Seele hinter dem Auge. Für die Einfachheit des denkenden Subjekts ist, wenn nicht Demonstration, doch Wahrscheinlichkeitsgrund die Einheit unseres Selbstbewußtseins, die als ein Resultat mehrerer Monaden 1. nicht so rein und 2. nicht so unverändert bleiben könnte. (Platners Beweis aus der Reflexion; die Schnelle der Seelenwirkung.) Ist aber unser Ich eine Monade, so ist nicht nur die Gewißheit seiner Fortdauer dargethan — weil Vernichtung das größte und unbegreiflichste Wunder wäre — sondern auch die Möglichkeit seines Bewußtseins“ (diese Trennung von Seele und Bewußtsein hat Jean Paul später verworfen, sieh mein Hauptwerk, S. 171—175) „weil die Monade so gut wie vor der Geburt — auch nach dem Atheismus — durch die ewigen Wogen und Stürme des Monadenozeans in einen neuen Menschenkörper — und wenn dieser Erdball der Sonne zustürzt, auch wohl in einen besseren Körper ausgesetzt werden kann. Sie kann es aber auch nicht (d. h. es ist möglich, daß Obiges auch nicht eintrifft); denn der Zufall kann sie ewig unter ihrem Schutthaufen lassen. Der Geist verdankt der Organisation viel weniger als es scheint. Das Gehirn ist nur der Markbrei, das elektrische Kissen unserer geistigen Elektrisiermaschine . .“

Das Folgende steht bei Nerrlich a. a. O. und im Kern wie schon bemerkt im Hesperus. Weiter führt Jean Paul moralische Beweise ins Feld. „Wozu die edlen Kräfte des Kopfes und Herzens in einem Leben, das sie selten braucht?“ Das vom Standpunkt des Todes „Widernatürliche“ unserer Anlagen namentlich bei den „hohen Menschen“ ist für Jean Paul Bürge der Unsterblichkeit. Die Wahrheit werde öfter vom Herzen als vom Kopf gefunden. Es gebe Dinge, die nur gute Menschen finden und fassen; noch andere gehörten nur für edle Menschen. Der Kantsche Beweis (den Jean Paul im Kampanerthal mit Hohn übergießt) leuchte und wärme nur im Verein mit den Grundsätzen der praktischen reinen Vernunft mit ganzer Stärke. Kant schließe nicht: weil Tugend und Laster ihren Lohn hienieden nicht finden, finden sie ihn anderswo, sondern weil völlige

Angemessenheit des Willens zum moralischen Gesetz nötig, darum Unsterblichkeit. Schön poetisch, aber weniger beweiskräftig schließt die Abhandlung:

„Sollte das Grab nicht der rettende Hafen, sondern der letzte schluckende Strudel sein und der Tod zerträte die letzten Thränen zugleich mit ihrem Auge, und aus der fliegenden Asche des besten und unglücklichsten Herzens würde vom Schicksal etwa ein neues böses und glückliches gebacken? Wäre der Tod keine totale Sonnenfinsternis, unter welcher zwar der Thau sinkt und der Horizont dämmert und die Blume zufällt, die aber bald mit einem nachblitzenden Tag schließt, sondern eine ewige Nacht — was hält uns dann, wenn die Vernichtung vor unseren Augen den Freund zerknirscht, noch ab, auch uns ihr in den Rachen zu werfen? Nimm die tröstende Stimme des Predigers vom Gottesacker, so sehen die Gräber gräßlich aus: wie käuende Rachen, die Väter, Freunde, Brüder vor euch zermalmen, und über die Weltgeschichte herrscht ein Dämon, der feind allen Menschen, die sich umschlingen, allemal die eine Hälfte einäschert und an die heiße Brust nichts legt als einen kalten Toten . . Ach es ist ohnehin bei aller Unsterblichkeit so wenig Trost, wenn dir im Gewühl fremder, stoßender, fortflatternder Menschen der einzig bekannte, mit dir aufgewachsene aus dem Arm gezogen wird und du allein fort schleichst! . . Möge mir diese Hoffnung immer so lebendig bleiben, als jetzt, da ich endige! Möge ich und jeder am Tag des Lebens, wie der Grönländer am längsten Tag in der Todesmitternacht, noch die Unsterblichkeitssonne sehen!"

Humoristisch schließt Jean Paul: „Aber Leser wollen so gut hienieden leben als Autores; allein ich schreibe sie tot und dann brauchten sie meinen Erweis ohnehin nicht, wenn ich so fortschreibe."

Im inneren und zeitlichen Zusammenhang mit den Unsterblichkeitsgedanken des Dichters steht die 1794 entstandene, erst aus dem Nachlaß veröffentlichte Erzählung „Das Leben nach dem Tod". (Reimer 65, 220—224.) Grundgedanke: „Das Leben ist ein Traum; der Tod ist ein Traum; aus den Träumen werden wir im Himmel wach." Mehalla wurde durch einen Genius über den Tod ihres geliebten Hylo getröstet.

Aus dem Jahre 1794 stammt noch „Des Amtsvogts Josuah Freudel Klaglibell gegen seinen verfluchten Dämon". Im Nachlaß findet sich die ursprüngliche Fassung unter dem Titel „Schilderung eines Zerstreuten". Sie ist noch sehr primitiv, weist aber einige Erlebnisse Freudels auf, die in der späteren Bearbeitung weg blieben; so: daß er von einem Lieutenant verhauen wurde, ohne des Abends beim Ausziehen zu wissen, warum der Rücken auflief. Als er bei der Taufe im Namen des Pathen dem Teufel widersagen sollte und all seinen Werken, sagte er das Gegentheil: „ich war aber mehr zerstreut als gottlos".

Dem nächsten Jahre 1795 entstammt die herrliche Satire „Des Rektors Florian Fälbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelgebirg".

Sonst befinden sich im Nachlaß noch die Brouillons mehrerer in dieser Zeit entstandener Aufsätze, die in spätere Werke verflochten

wurden, so: „Die Bettler sind neue Barden". — „Mein Leichensermon beim Grab eines Bettlers" (beide Aufsätze bilden den Schluß der „Biographischen Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin" als „Appendix") — „Meine Bittschrift an den Klub, der den Hut nicht rührt" (als „Bittschrift an die deutsche Hutunion" in die „Briefe und bevorstehenden Lebenslauf", 3. Brief, aufgenommen). — „Über die Titularräte im Konzert zu Saturnopolis" (steht als „Schwanzstück" Vults im 25. Kapitel der „Flegeljahre") — die Humoreske von dem „Bader Kunz", der zum Ärger des Kantors immer im Chor erscheint, wenn dieser auf dem Wurstschlitten des Orgelstuhls sitzt, und mitsingt, wenn aber der letzte Ton verklungen, eilends vor der Rache des Kantors verduftet. Bader Kunz und Sohn waren eine Woche lang verfeindet und teilten sich die Geschäftsverrichtungen auf Zetteln mit, da sie einander kein Wort gönnten. (Teilweise in den Hesperus aufgenommen.) — Es findet sich noch ein Aufsatz über ein Mädchen, das keinen Liebhaber liebte und alle sympathischen Regungen für Freundinnen opferte. Jean Paul trägt ihr seine Liebe an, wird aber zurückgewiesen; alle ihre Liebe gehöre ihren Freundinnen. Der Aufsatz ist für die Hochstellung der Freundschaft bei Jean Paul bezeichnend, findet sich aber nirgends wiedergegeben. Reiche Anklänge daran besitzt der Brief Jean Pauls an Adam Lorenz von Oerthel vom 13. Februar 1785 (Wahrheit 4, 390—394). Beiderseits dient gewissermaßen als Leitmotiv die Sitte der Morlacken, Freunde zu kopulieren und feierlich einzusegnen. — Der ganze Pack Aufsätze ist Otto dediziert. „Ärgere Dich nicht," steht darüber, „wenn ich ein Narr bin und mit meinen Blattläuse-Generationen dir nachlaufe, damit Du sie stundenlang besiehst!"

Damit ist der dritte Hauptteil der „selbständigen Aufsätze" erschöpft; denn die nächstfolgenden Produktionen: „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Wuz" und „Die unsichtbare Loge" gehören unverändert dem Druck an und finden sich im Manuskript nicht mehr vor.

D. Vierter Hauptteil. Faszikel 14—23: Studienhefte zu einzelnen Werken.

Hier soll blos das durchaus Neue und Interessante publiziert werden. Daher übergehen wir den ganzen Faszikel Nr. 14, „Fibliana" und Studien zu den „Biographischen Belustigungen" enthaltend, und wenden uns sofort zu Nr. 15, den Studien zu den

„Flegeljahren".

Es ist bekannt, mit welch ungemeiner Sorgfalt Jean Paul die Gestalten und Szenen seiner Romane ausarbeitete. Bis er an die

Niederschreibung eines Werkes ging, mußten erst die darin auftretenden Charaktere bis ins kleinste Detail ihrer Eigenart ausgeführt und bis ins Innerste ihres Seelenlebens beleuchtet sein; immer neue und neue Züge, den mannigfachsten Situationen und Perspektiven entsprechend, entwickelten sich aus der angenommenen Grundform und häuften sich in den Sammelbüchern derart an, daß der Dichter Mühe hatte, auch nur einen Teil im Buche zur Darstellung zu bringen. Desgleichen erwuchs die Fabel des Stückes aus unscheinbarem Keim oft zu breiter und mächtiger Ausführung, verschlang sich mit anderen Gedankenkreisen, die den Geist Jean Pauls gleichzeitig beschäftigten, und machte im Fortgang der Entwicklung oft die seltsamsten Wandlungen durch, die den Ausgangspunkt kaum mehr erkennen ließen. Darum ist das Studium der Notizenbücher Jean Pauls so lohnend und interessant: nicht nur das Verständnis der Werke gewinnt überraschendes Licht, wir finden auch eine Menge Neues und im Roman gar nicht Ausgeführtes über Wesen und Werden der Charaktere, Sinn und Bedeutung der Fabel, Intention des Verfassers bei Einzeldarstellungen wie bezüglich der Gesamtdichtung, Plan allenfallsiger Fortsetzung und Umgestaltung u. s. w.

In den „Flegeljahren" ist natürlich das Brüderpaar Walt und Vult, ihre Sondereigenschaften, Kontraste und seelischen Berührungspunkte Zentrum und Seele des Ganzen. In dieser lieblichsten aller Schöpfungen des Dichters wollte Jean Paul die beiden Pole seines Ichs, die ihm gleichberechtigt und zur harmonischen Gestaltung des Gemütslebens unzertrennlich dünkten: den naiv-sentimentalen und den kritisch-humoresken in ihrer Isolierung, Aufeinanderwirkung und den daraus entspringenden Konflikten zeichnen.

Das Studienheft beginnt mit zahlreichen Regeln und Angaben über den Charakter der Hauptperson. Nur das Hervorragendste soll hier folgen.

Walt.

Sehr werde sein Betragen in Leid und Beleidigung festgesetzt! Stets *eines* zu suchen und zu entwickeln, das andere nur dessen Grundierung! Fantasie zeige sich recht, stets komischer Zorn! Allmählicher Gewinn, Verarmung nur Grundierung. Wuzische Grundierung nur anfangs. Jede lange Schilderung sitze zu einem Faktum! Sternische Laune. Eine einzige große Begebenheit werde an vielen kleineren fortgeführt, die aber wieder in eine große übergehen als Vater oder Kind. Die Erbschaft ist nur Rad, nicht Zifferblatt. Vults Charakter so allegorisch wie Walts. Einmal die *treue* Liebe nach langer Trennung. Nie einzelne kleine Züge vergeuden, sondern gieb viele auf einmal! Die Nebenpersonen zeigen die rechten Seiten seiner übertriebenen gegenüber. Mehr phantastischer Charakter wie Oheim (aus Sterne) und Schoppe! Walts Sprache in der Begeisterung. Rein menschlich interessante Lagen! Die Kontraste steigern seinen Charakter blos: Vult schneidend gegen ihn — reale Prosa, Verstand, Strenge. Sein *Streben*, nicht blos Genießen der Poesie im Leben und Schreiben

sei Hauptsache, Liebe Nebenfigur! In Szenen, wo er über M. (heißt bei Jean Paul immer „Menschen") irrt, vergeude kein Feuer! Kontrast seiner Elastizität und des Aufbrausens, seiner Milde, Großmut, Lächerlichkeit, étourdi. Er veredelt das Kleine und kämpft dagegen. Komisches des Widerspruchs des Handelns, d. h. Wollens mit der Außenwelt. Das Schlimme gebe Gutes und umgekehrt! Yoriks Mixtur des Geistigen und Leiblichen. Immer nur das spannende Streben nach Sachen und Personen! Nebenscenen seien nur Räder der Geschichte, nicht der Empfindung, Gesinnung! Nicht Handlungen, die den Charakter begleiten, sondern voraussetzen, nur aus ihm kommen. Reden, die einen Charakter gegen unsere Meinung malen, sind Thaten. Thümmels Episode geht in Geschichte über. Ein Zug rag' im Charakter hervor! Male alles aus einem Gesichtspunkt rein, der zweite mildernde komm' erst nach! Auch das Reine und Edle, nicht blos Poetische zeige sich! Seine Fehler müssen nicht als blos wahre menschliche Fehler z. B. Zerstreuung aus ihm kommen, sondern als Äußerungen des Edlen in ihm. Male Gestalten wie Homer vollsinnlich, Nebenumstände wie Goethe! Weder Walt noch Vult muß unbedingt oder stets Recht oder Unrecht gegeben werden. Stets nur eine Sache werde lang durchgeführt, dann trete in diese eine zweite längere, dann jene wieder! Wie im Titan schreibe Schilderungen und Ergießungen voraus! Gerate nicht in wilde Laune wie Rabelais! Male lange Einleitungen seiner Erbfeinde! Wechsele zwischen Wuzscher Weitläufigkeit und gallischer Kürze, Spaß, Entzückung, Liebe, Interesse für das Höchste! Schwäche nicht schwer errungene Dispositionen durch Abgleitung auf Nebengemälde! Witz, wie in Thümmel, kann die unbedeutendsten Gefühle bedeutend erzählen, wenn er sie nur nicht hemmt oder vergißt, sondern blos forteilt, koloriert. Walt sage selber stets, wie er die Vornehmen achte! Überall bringe beim Korrigieren jene Humoradverbien nach! NB. Hauptregel: Vor jeder Nummer denke dem romantischen Geist wieder nach! Vults Liebe hat mehr Bestimmtheit. Sieh' noch einmal Streckverse durch! Freundschaft, wie Polarsonne, berührt nur das Meer, geht folglich wieder auf. Er hört sie, wie der Ohnmächtige die nahe Stimme als eine ferne. Walts Demut: der erhabne Spiegel zerstreut die Strahlen, der vertiefte sammelt sie in einen Brennpunkt; Vertiefung gegen außen ist in gutem und bösen Sinn Erhöhung gegen innen. Die Kälte des Egoisten und des großen Mannes: An den Polen fängt das Eis auf der Meeresfläche an, an den Alpen auf den höchsten Gipfeln. Liebe kennt weder fremde, noch eigne Armut. Morgenkleid des Mars. Ehrenpforte der Milchstraße, wodurch die hohen Geister hinter das Weltall und die Welt ziehen. Alle Parteien treten auf Sprungfedern, die sie auseinandersprengen.

(Nun folgen Notizen über andere Charaktere des Romans, die wir zurückstellen, dann heißt es weiter über Walt:)

Walt hat an den Armen ein Paar Flügel, an den Füßen statt der Stiefel nur dünne Schuhe aus Hühnerleder. Daß er Mittags nicht aß, macht ihn sehr romantisch. Walt — Herder — ein poetisches Kind — ein heftiges Kind voller Liebe — oder auch ein weibliches Wesen voll weiblichen Verstandes, (weiblicher) Besonnenheit, Einwendung und Naivität — Herder — sogleich auffahrend bei nur heftigem Geräusch — nur poetische Heftigkeit, nicht leidenschaftliche, daher mild — zuweilen hat er die räsonnierende Laune und kann nicht heraus. Mangel an Selbstbewußtsein, sogar der Poesie, die er für recht hielt — indeß er von sich gesondert das Bewußtsein der Welt hat — ohne es zu wissen kriecht er in alle Charaktere ein; er gefällt ihnen und hält sie für gut — sein Zorn über kauende, singende Nachtwächter. Auch seine Liebe und Elternliebe sei eigentlich poetisch; er sieht das nicht, was er liebt. Er hält sich für Goethes Dichter Tasso — sein Gesicht wohlgebildet — sein Körper eckig und vorschnell. Sein Auge ruhig, nicht die Hand. Worüber er richtig urteilt ohne Poesie, das sind die Landleute, worunter er aufgewachsen, und gerade über diese urteilt Vult falsch. Seine Liebe auch gegen Egoisten. Er mache Tieckische Schilderungen über große Menschen. Da er sich mehr dachte und sich

noch dazu so ausgezeichnet vor Bauern fand, und sein eignes zartes Ohr und Gemüt kannte, so glaubte er, Lebensart zu haben. Leichtes Augenblitzen — schnelles Wangenrot — er hält sich für pfiffig im Geschäft, weil er einen Pfiffigen schildern konnte — hat sein eignes Komisches wie Goethe oder Theophrast. Seine Freimütigkeit, da er an aller Güte und an Liebe aller Menschen für Wahrheit glaubt. Sein Lob alles Guten bei jedem Feind. Er war leicht zu bewegen zu allem, traf man den rechten Punkt und ebenso hartnäckig im andern Fall. (Ein echt Jean Paulischer Charakterzug.) Im Leben ist er gerade so religiös ernst wie Tieck oder ich. Vult aber ist da so spielend, wie er in Gedichten. Seine heilige Unschuld und Scham. Am Gesang der Kindermädchen findet er Entzücken. Walt wundert sich über das Anfahren der Geschäftsleute, das doch am Ende nötig ist. Hängt wie Novalis an der Natur. (Spätere Blätter:) Mangel an Geschmack. Träumerei. Wie Wieland nur im Leben von einer Idee eingenommen, nicht im Schreiben. Zeigt nie Stolz, weil im Bewußtsein zufrieden. Unfähig, Hartes ins Gesicht zu sagen. Elastisch bei Milde. Unbesonnen in der Gegenwart, verlegen aus Feuer. Worin: a) bart? b) scherzend? c) unmutig? d) unwahr? (Schilderung seines Glücks im Leben). Auch heftige poetische Trauer hab' er. Wäre ihm die Uhr gestohlen worden, er hätte sie nicht beschreiben können. Ihn schmerzt moralische Kälte des Freundes, er glaubt sich weniger geachtet. Vergiebt hundert Dinge andern, nicht sich. Liebt die roten Blumen im Korn. Ist lächerlich in der Freude. Er pißte, da er die Nachtigall hörte. Er sei auch lächerlich im Enthusiasmus! Abergläubisch wie Herder wegen des poetischen Bedürfnisses. Sein schöner Leichtsinn, außer in der Ehre. Komisches Sternisches Wachsen des Redefeuers. Er liebt alle Weiber, so wie man die Romanheldin liebt, ohne ihr ungetreu zu werden, in der Fantasie. Wie Trampler aussehend. Liebesdienerische Verwicklung. Bei gemeinen Leuten hab' er Betragen! Sobald er einmal aus Wuzischem Bequemsein hinaus ist, desto mehr Thätigkeit. Wirft sich vor, er sei zu stark zornig oder zu selten. Stellt alle Faktoren zu einem Gespenst Rousseaus zusammen. Liebt Otaheiti zum Träumen, indische Nichtsphilosophie. Desto stärkeres Gefühl für Erhabnes. Thut alles im Feuer. Sehnt sich in drei Vergangenheiten auf einmal, nicht in Zukunft, nur nach Italien. Sein warmes und dadurch verdächtiges Lob eines Fürsten. Durch öfteres Schmollen nützen sich seine Gefühle ab, schmollt länger. Walt fürchtet wie Schlegel das Gewitter, nicht als Natur. Male Walts starke Abneigung vor einer häßlichen Physiognomie sehr! Um mehr lächerlich zu werden, glaube er fest, er habe Welt, sei ungezwungen, halte sich für einen Helden aus der Ritterzeit! Er fürchtet sich, einem Hund lange Weile zu machen. Auch Walt ist etwas hart — Lafontaine — Walt griechisch fromm und stolz — Vult philosophisch-verdrießlich, erhaben-melancholisch. Glaubt an Träume. Walts Fehler: Karikatur — zu wenig stolz — ein wenig menschenfeindlich, hälts aber nicht aus — er konnte sich die Prügel von einem Menschen so fest denken, daß ihm der Kopf schmerzte — am wildesten aus Menschenliebe gegen Grausame; in der Liebe sei er wie C. (Caroline?) Walt schrieb sich Vults gute Seiten auf, um sich bei Zank daran zu erinnern, zeigt ihm das Verzeichnis. Vult kann Walts Liebe gegen Wina) nicht erraten, da dieser beständig für alle Mädchen begeistert ist.

1. Intellektueller Grundzug: poetische Fantasie. a) Tugenden daraus: moralische (unpolierte) Zartheit, Weiberliebe, griechische Lebensfreiheit, Gottvertrauen, keine Leidenschaft. Romantischer Sinn, große Freuden. Liebe älterer Zeiten und höherer Stände, Bewunderung des Vergangenen und Unbekannten, naiv, unschuldig, beweglich und fest. Achtung (Glaube) des Überirdischen, Liebe der Freude, Ehrgefühl, Mut (Keckheit) der Fantasie.

b) Fehler (Lächerlichkeiten) daraus: Voll lächerlichen Jähzorns, Aberglaube, Übertreibung der erzählten Freuden, Furcht der Zukunft, romantische Träumerei, eingebildete Lebensart und Menschenkenntnis, Rousseauische Verlegenheit aus Feuer, heftiges Kind und Weib, schlechter Anstand, beweglich und hartnäckig, Keckheit,

Liebe zum Vergnügen, verliebt, lächerlich in der Freude, Empfindlichkeit, zu großes Lob, oft ebenso klug als dumm.

2. Moralischer Grundzug: Menschenliebe. a) Tugenden daraus: Setzen in andere (kommt von Poesie), Scheu des egoistischen Scheins, bewegliche Stille; dieselbe kommt von Poesie.

b) Lächerlichkeiten: bewundert Unbekannte, wild gegen Menschenfeinde, schwach, nachgebend.

3. Zufälligkeiten des Standes: Walt — Kind, Weib, Herder, Wieland, Buri. Sein Kampf gegen Schomakers Lebensenge. Walt kann niemand vertheidigen, weil er keine Fakta behält. Thuts nur im Allgemeinen und beschwörts. Vults Jammer und Staunen. Walt auffahrend ohne alle Leidenschaft, nimmt Gründe nicht an. Vult wirft ihm vor, daß er Dichtkunst in die Wirklichkeit vermenge. Walt bestreitets; gerade der Dichter könne sein Ideal nicht mit der Wirklichkeit vermengen. Seine Fehler müssen sowohl aus seiner Erziehung als Seele abgeleitet werden. Freude an fremdem Tanz. Walts Streit gegen Pflichten, die man dem Recht schuldig ist, auf Kosten der Menschenliebe. Eine Menge romantischer Züge (teilweise Jean Paul entnommen) sind im Detail aufgezählt, z. B. die Liebe zum Rapunzelsalat, weil er den kommenden Frühling vormale u. s. w.

Vult.

Vult ist eigentlich weniger kunstmäßig als Walt, aber mehr Kritiker und schärfer und bewußter im Fordern. Aus Vults Liebe kommt Härte, sobald sein Ehrgeiz leidet. Zeigt von der Liebe äußerlich nur das Zürnen, innerlich blos die Liebe. Zankt sich innerlich den ganzen Tag über die Menschen, als Walt sie lobt. Seine Wut über einen Nachtwächter unter seinem Fenster, dann über einen Vogel, der immer dasselbe und nichts hinaus singt. Sein moralisches Gesetz mehr Neigung als bedacht und erworben. Vult = Hermann in Hof. Seine Kälte gegen Abschiednehmen und letzte Orte. Walt symbolisiert den Menschen (die Frau), der sich von dem fremden Zustand aus betrachtet, also alle Tugenden gegen außen, d. h. die liebenden; Vult umgekehrt den Mann, der andere aus sich betrachtet, also alle Tugenden gegen innen, d. h. die ehrgeizigen. Jener ist Liebe, dieser Ehre. Indes müssen beide in ihrem System ausschweifen, insofern ihnen der synthesierende Dichter fehlt. Kraft und Liebe bedürfen einer höheren Synthesis und Einigkeit. Vult = der Berlepsch, Kosmeli (Humorist, den Jean Paul in Weimar kennen gelernt hatte), Hermann, Knebel, Chamfort. Vult hat stets eine Schlafmütze in der Hand, um sich krank auszulegen. Sagt Lob über Gelehrsamkeit nur ironisch. Wirkung des Lausewenzels und Tabakschwamms in Rom. Vults Kern: Freiheitsgeist in Moral und allem, Haß alles Kleinlichen und Freudenraubenden — wild, bieder und uneigennützig. Sonnenferne: heftig, zornig, veränderlich wie Kosmeli, liebeseiferfüchtig, dann genialisch-grausam, eigennützig aus Stolz und Liebe, Haß gegen Schomaker, nur zum Zorn aufwallend, Walt nur zur Liebe. Vult dachte Satiren bei Adagios und vice versa — klagt stets über Einladungen und schlägt keine aus — nennt gern den Teufel — englischer Humorist. Walt denkt griechisch über den Tod, Vult physisch; Vult lobt starke, Walt zarte Empfindungen. Gegen niemand großmütig als gegen Arme wird wie Kosmeli nie überwältigt — still, kalt, anspruchslos — weltlicher Anstand, der nicht nachzumachen, — erträgt keinen fremden Stolz, fängt Händel an. Sei der Philosoph überall, wie Wieland dringe in die Fehler! Vult sage wie Tieck wilde, hin und her philosophierende Sätze! Wie Tieck ernst im Leben, leicht in Dichtung. Fürchte sich, Empfindungen zu verraten — frage wenig nach Stand. Vult macht aus einem weltklugen Gedicht Walts falsche Schlüsse. Ich = Vult bringe tolle Möglichkeiten vor. Ärger über Modetollheiten. Spricht gern im Bett. Mehr Sternisch als Schoppisch. Ich — meine wahre Bildungsgeschichte, Skeptizismus, Vielleserei. Mein erster Lehrer war eine Flöte von Vaucanson (berühmter Uhrmacher). Menschenhaß. Ich habe ein Talent,

Tiere zu zähmen. Vult verachtet Geistliche, Walt liebt sie romantisch. Walt in der Freude poetisch schwärmend, Vult melancholisch, in der Trübsal kalt. Vult laufe davon (am Schluß des Romans).

Vult schrieb epistolae virorum obscurorum. Sein Haß gegen die Argumente a tuto. Auf Stil erpicht; kein Billet ohne Nachdenken.

Sein Grundsatz: Recht der Vernunft gelte über Empfindung. Hilft sich damit, daß Menschenliebe nur poetisch sei. Vult flucht schreibend, nicht redend. Vults Dissonanzen müssen sich höher lösen, wenigstens bei mir, wenn auch nicht bei ihm (ein eigentümliches Ineinanderspielen von Selbstreflexion und Dichtung). Vult disputiert über Delikatesse. Walt sagt zuletzt, er sehe wohl die Möglichkeit, daß man ihn betrüge und die Feinheit, nur aber habe er nicht den Glauben an die Wirklichkeit. Vult wollte sich oft umbringen, weil ihm alle Menschen so gemein geworden.

1. Intellektueller Grundzug: Verstand. a) Tugenden: Liebe zur Kunst, zu Satire, gerecht, Vorzug des Verstandes vor der Empfindung, Gegenwart des Geistes — seine Kunst mehr Verstand, bei Walt mehr Gefühl. Haß gegen übermäßige Delikatesse — philosophisch — höflich.

b) Fehler daraus: Weiberhaß — philosophisch-cynisch — Gerechtigkeitssucht — Neid — verdeckte Melancholie — System = Öde und Skepsis — intriguenhaft, Eigennutz blos aus Verstand.

2. Moralischer Grundzug: Selbstachtung oder Kraft. a) Tugenden: Rechtlichkeit, freies Dasein, Uneigennützigkeit, höhere freie Moral, Kühnheit, mehr Freundschaft als Liebe, gerecht, Liebe der Armen, der Eltern, Verschämtheit der Liebe, Haß der Eitelkeit, Worthalten, Haß der Heuchelei, des Stolzes und der Demut, Wagen für Freunde, Haß alles dessen, was Freude raubt, Achtung für jugendliche Lebensfreude und feines Gefühl für fremde Tugend.

b) Fehler: Egoismus, Haß der Ehe, satirische Unwahrhaftigkeit aus Verachtung, heftig, Rache, genial-grausam, Weltsucht und Weltscheu, Kälte, grob, cynisch, Schmollgeist, unfähig, einen Schmerz zu unterdrücken. Ein späterer Nachtrag: Vult sagt Schuldnern, er sterbe bald, dann erscheine er ihnen gräßlich.

Wir geben nun die Charakteristiken der übrigen Personen.

Schomaker (Lehrer der Zwillingssöhne).

Schomaker giebt sich trunken aus, um kein Dieb zu sein. Unbehilflichkeiten: kannte einen geschorenen Spitz nicht mehr — schneidet ein Journal auf, muß es behalten — ging ins Wachsfigurenkabinet, um mutig zu werden — hält eine Aktricenfürstin für eine wahre; diese will ihn an sich ziehen — Tölpelei — macht sogleich die zweite, dritte — wo er dumm, sei er gutmütig — gebogene, zusammensinkende Schuldigkniee und zusammenschlagende Hände — hielt Brüsseler Spitzen für schmutzig — schreiendes Sprechen — bildet sich beim Ausgang aus Häusern die umgekehrte Gassenseite ein und kann sich nicht helfen — geht auf verbotenen Böschungen — fährt Mädchen im eisigen Schlitten — kauft statt eines neuen einen alten Kalender und richtet sich darnach — konnte nie erraten, ob es ein Knabe oder Mädchen sei — korrigiert Druckfehler in Zeitungsmakulatur. Schomaker ist Vults Gegenstück — Beweis seines Muts, daß er das Kriegsfach gelesen, wundert sich bei Kinderprügeln, daß sie (die Kinder) nicht Mut genug haben — liebe den Talmud — einer sagte zu ihm aus Scherz, die Mondsteine könnten ihn erst schießen: er glaubt es im Ernst: „So kann man nicht sicher auf der Erde gehen, ohne aus Mondbombenmörsern beschossen zu werden.“ Drei Punkte: hypochondrische Furcht, Moralität, orthographischer Neologismus — ein breiter, starker Mann — geht stets die Seitenwege — wünscht, daß man seine Schule zu einem Lyzeum erhebe — seine Furcht wegen Deserteure — Aberglaube — Schomaker liest in einem Part zuerst die Befehlstafeln, Jammer, da er einen Hund dabei hatte —

wiederholt die nämlichen Sachen — Pferd im Schritt (es ist wohl die nicht in diesem Buch, sondern im „Attila Schmelzle" erzählte komische Geschichte von dem im Schritt durchgehenden Pferd gemeint) — Ehebruch im Traum (ebenfalls erst im Schmelzle ausgeführt) — statt Backenstreich sagt er Wangenstreich — Beilager dünkt ihm unedel statt Hochzeit — Qual der Verdoppelung z. B. Herrgott — Walt sehe in Schomaker sein vergröbertes Urbild — Schomaker sei etwas besonnener, hindert Einfrieren des Glases (im Glas?), weiß überall einen Vorteil. Schomakers Erfindung einer Einschläferungsorgel für Kinder an die Wiege geschraubt — darf man in einem Brief an den Landesherrn Gedankenstriche machen? — man sollte statt Mondviertel Mondhälfte sagen wegen des „Vollmonds".

Wina.

(Der Dichter schwankte lang über die Benennung der adeligen Geliebten Walts: im Anfang taucht immer daneben die Variante „Wiarda" auf). Wina (Wiarda), eine zarte Mädchenseele, noch dazu in der Lebenszeit, wo ihr die Ideale deutlicher glänzen als die Wirklichkeit. Mag noch die Liebe dazu kommen, sie vollends zu entzünden. Etwas Katholisches, sie halte ein fernes Bild für eine Madonna. Ein nahes Nonnenkloster.

Der General.

Läßt Walt lange warten — hart gegen ihn wegen des Hauses — er sei sein Unterthan — lebt verschwenderisch — gereifter Weltmann wie Krüdener, Alvensleben — Oede — seine Mischung von Höflichkeit und Grobheit, Feinheit und Härte — desgleichen von Schulden und Dukaten — wird vom Hof beleidigt und verkauft das Gut. Czawalina — Royoll — Wlocha — Mosqua — Zablocki (dieser Name wurde gewählt) — Zynda — Rakalski — Minki — Luba — Golecki — Nowicki — Kurwocki. Er sei höflich, gebe Versicherungen — Gerichtsherr — habe große Prozesse, worauf sein Vermögen steht, in Warschau — er versprech' ihm die Pfarrei! — er will die Tochter nur durch die Mutter von der Religion abwendig machen lassen. Haß des Zablocki gegen Lukas (Vater Walts und Bults) — Zablocki macht Wechsel nach — macht zuletzt Bankrott — durch weichherzigen Egoismus beschenkt er — macht andere unglücklich — Prozeß seiner Frau; er ist ein Schlabrend. (Nämlich Schlabrendorf, siehe meine „Jean Paul-Studien" S. 65—68.)

C. (Rivale Walters) hieß zuerst „der vornehme Freund", erst später Clothar.

Flitte.

Franzos — Plauderer — höflich — ein prahlender Lügner — am besten gemalt (dadurch), daß er an zwei Orten zwei verschiedene Dinge sagt — Projektmacher — fängt hundert Dinge an — Lustigkeit — Schmarotzer und nomadische Völker halten sich oft länger an einem Ort auf, als sie Weide haben — galant gegen Damen und uneigennützig — meints gut — punctum saliens: leichtsinnig — Ehrliebe als Eitelkeit — Flitte liebt Wina ernstlich — will ein geliehenes Buch zurück, um es weiter zu leihen — konnte nie allein leben — zeigt ein geerbtes falsches Geldstück vor bei kleinen Ausgaben — Flittes Freude, daß ihn Wina für gelehrt hält — eigentlich sollte Flitte ein apanagierter Prinz sein, kein regierender — wohnt mehr in der Stadt als zu Hause.

Pasvogel.

Holländer, hält Dichter, wie Türken die Schweine, nur zum Verkaufen — Verleger des Glanz — Bieweg — graue, blitzende Augen — Geiz — Schwanken zwischen Kaufmann und Gelehrten.

Glanz (Kirchenrat).

Glanz nimmt etwas zwischen die Finger, damit diese im Schlaf nicht wecken — Furcht, daß ihm der Ärger im Traum schade, nimmt dagegen ein — Delikatesse aus Eitelkeit — gelehrte Citate — hält seiner Frau vor, sie müsse mehr für sein Vergnügen sorgen, da er helleres Bewußtsein dabei habe, als für der Kinder ihres. — Kotzebue, eitel, Autor, hat berühmte Predigten geschrieben — ironischer Schmeichler, Heuchler — der furchtsame Egoist — Sammlung seiner genialen Billets — Freude, daß man ihm Langweile macht, weil er dadurch vom Denken abgehalten wird. — Bult macht Glanz weis, er sterbe in von Todten abgenommenen Kleidern. — Glanz ist geizig gegen andere, nicht gegen sich: in ihm werde der vornehme Geiz gemalt! — Furcht, daß Lichtflecken auf dem Buch ihn blind machen. — Wird über verbotene Liebe ertappt, gegen die er geschrieben. — Glaubt stets, wenn man von einem großen Manne spricht, er werde gemeint.

Flachs.

Flachs ist freigebig, liebt Bahrdt, Militär, die allgemeine deutsche Bibliothek, ihm ist alles deutlich auf der Erde — ediert eine Katechetik — Marrzolls, Zollikoffers Predigten — wenn er etwas Neues in der Philosophie sieht, bringt er es in Predigten an — Ärgernis, wenn neue Bände eines Buches von anno 1750 herauskamen (siehe unten) — hegt gewisse päpstliche Aberglauben in Eberhards „Sonntagen" — Achtung für Bücher, die viel Gedankenstriche hatten — hat lateinische Wörter — Löwel — konnte nicht glauben, daß vor 1770 etwas Kluges gedruckt wurde — Freiheitsstürmer bei aller Furcht — im Waisenhaus Lehrer — hat seine eigenen Geschwister drinnen — Flachs sei der Furchtsame, dem das Pferd im Schritt durchging (cf. Schomaker); Glanz ist nur egoistisch-furchtsam. — Tom Jones — der Direktor im Titan (nämlich Wehmaier, Titan, 17. Kapitel).

Es sind noch Notizen über einen „Savoyarden" vorhanden (dessen Person aber fallen gelassen wurde):

Giebt sich für den Verfasser eines Buches aus durch Aufdruck des Namens — ist männliche Philine — Stumpfnase — sucht einen Kompagnon mit 2000 Dukaten.

(Schluß folgt.)

Über die Quellen zu Immermanns Trauerspiel in Tyrol.

Von Heinrich Röttinger in Wien.

Über den Umfang der Studien, welche Immermann 1826 den Quellen seines Trauerspieles in Tyrol gewidmet hatte, berichtet Putlitz[1]: „Mit allen nur erreichbaren Mitteln erforschte er zunächst

[1]) G. zu Putlitz, Karl Immermann. Berlin 1870. 1, 149. — Der bei Goedeke[1] 3, 508 angeführte Aufsatz von Julius Willborn, G. zu Putlitz und Immermanns Andreas Hofer, im Jahrgang 1864 der Hamburger Jahreszeiten blieb dem Verfasser unzugänglich.

die Geschichte des Tyrolerkrieges von 1809. Sein Bruder Hermann, der damals in Göttingen studierte, ward beauftragt, ihm Alles und Jedes zu senden, was darüber aufzutreiben sei; Reisebeschreibungen, historische Schriften, Ansichten des Landes, Portraits, kurz was nur das in dem Dichter reifende Bild vervollständigen konnte."

Nach einer brieflichen Mitteilung Beers an Schenk[1] hatte Immermann das Drama in drei Wochen gedichtet. Immermann selbst giebt, allerdings sieben Jahre nach dem Erscheinen des Trauerspieles, in der Vorrede zu den „Schriften"[2] vier Wochen als Arbeitszeit an. Jedenfalls war sie bei dem Umfange des Dramas eine überaus kurze. Es ist von vorneherein unwahrscheinlich, daß ein Dichter von so mächtigem Schaffensdrange sich der Mühe unterzieht, alles und jedes durchzustudieren, was über den historischen Stoff seiner Wahl in einer Universitätsstadt wie Göttingen aufzutreiben ist. Vielmehr wird er zuerst nach jenen Büchern greifen, welche ein Gesammtbild der in Betracht kommenden Geschichtsabschnitte zu geben versuchen.[3])

Deren gab es, als sich Immermann zur Behandlung des Hoferstoffes entschloß, für die Geschichte des Jahres 1809 zwei: die 1814 in Berlin erschienene Arbeit Jakob L. Salomon Bartholdys: Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahre 1809 und die anonyme Geschichte Andreas Hofers, Sandwirths aus Passeyr von Joseph Freiherrn von Hormayr, Leipzig 1817. Daß Immermann das Werk Bartholdys für seine Dichtung benutzte, ist durch eine gelegentliche Bemerkung Putlitz' (1, 157) ausdrücklich bezeugt.

Bartholdy, der Oheim Felix Mendelssohn-Bartholdys, wagte als erster eine historische Behandlung des Aufstandes der Tyroler. 1809 hatte er als Officier der Wiener Freiwilligen-Abtheilung mit dem Degen gegen Napoleon gekämpft, nach dem unglücklichen Ende des Feldzuges griff er zur Feder. Im Februar 1812 war sein Geschichtswerk fertiggestellt. Am 24. Oktober 1813, fünf Tage nach der Leipziger Schlacht, schrieb er die Vorrede, und 1814 erschien das

[1]) Michael Beer und Eduard von Schenk. (Ungedruckte Briefe Beers.) Mitgeteilt von G. Manz in „Nord und Süd", Oktober 1897, Band 94, S. 46. Brief vom 29. Oktober 1827. — Nach Putlitz 1, 149 wurde das Stück in „kaum sechs Wochen" vollendet.

[2]) Immermanns Werke. Berlin (Hempel) o. J. 16, 471. Auf diese Ausgabe wird im Folgenden verwiesen.

[3]) Von einer Beeinflussung Immermanns durch ältere Dramatisierungen des Hoferstoffes kann keine Rede sein. Drei Dichter haben vor dem unsern Hofer zum Helden einer Tragödie gemacht: der Hesse Paul Wigand und die Tiroler Johann Kaspar Wörndle und Benitius Mayr. Die Arbeiten der zuletzt Genannten blieben bis heute Handschrift. Sie befinden sich im Besitze des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum in Innsbruck und haben mit Immermanns Trauerspiel ebensowenig gemein, wie Wigands 1816 in Frankfurt a. M. anonym erschienener Andreas Hofer.

Buch im Handel. Schon seine Entstehungsgeschichte sagt uns, was wir von ihm erwarten dürfen. Eine bedächtig abwägende Arbeit kann es nicht sein. Selbst bei politischer Windstille hätte in der Spanne Zeit, die den Ausgang der Erhebung von ihrer Beschreibung durch Bartholdy trennt, eine Klärung der verworrenen Ereignisse nicht eintreten können. An Bemühungen ließ es Bartholdy nicht fehlen. Neben der Benutzung der Hormayrschen Intendantursberichte gingen Erkundigungen bei einer ganzen Reihe von Führern der Erhebung. Aufgewühlt bis auf den Grund, konnten diese Quellen nur trübe fließen. Darunter leidet Bartholdys Buch. Zu einer klaren Darlegung des Ganges der Ereignisse dringt der Erzähler nirgends durch. Das wichtigste wird nur beiläufig mitgeteilt, die Anekdote überwuchert alles. Das Buch sollte wohl auch keine objektive Darstellung geben. Sein Zweck ist die Verherrlichung der Tiroler und ihrer Kämpfe gegen den Erbfeind. Gegen ihn kehrt es seine Spitze. Bartholdy bemerkt selbst, daß es ihm schwer gefallen sei, „von Mitleiden und Unmuth bewegt, einen einfachen und leidenschaftslosen Ton beizubehalten". Vor allem stand er im Banne der Erzählungen Speckbachers. Er erklärt geradezu (XIV), ursprünglich habe er im Sinne gehabt, Leben und Thaten Speckbachers allein zu beschreiben. Diese erste Absicht verrät das Buch auf jeder Seite: bei Bartholdy ist der Mann von Rinn der Held der ganzen Erhebung.

Drei Jahre später erschien Hormayrs Darstellung. Nacheiferer Johannes' von Müller von Kindesbeinen an, geht er mit der Schulung des Historikers an sein Werk. Manches mag sich in diesen drei Jahren geklärt haben in der Geschichte des Aufstandes, gründlichste Sachkenntnis steht ihm zu Gebote. Und doch entspricht auch seine Arbeit nicht den Anforderungen, die man an ein verläßliches Geschichtswerk zu stellen berechtigt ist. Vor allem ist auch Hormayr nicht unbefangen: er war als Intendant von Tirol mitbeteiligt gewesen an der Erhebung, wenigstens an jenem Teile, der mit dem Abzuge der österreichischen Truppen im August schließt. Auf die Ereignisse dieser Zeit vereinigt er seine ganze Teilnahme. Die folgende, und das ist die Zeit der Blüte Hofers, behandelt er zwar klar und übersichtlich aber ohne die Fülle von Einzelheiten, die ihm für den früheren Abschnitt seine eigene Anschauung geliefert hatte. Dann aber verkennt wie Bartholdy auch er den Helden der Erhebung. War es bei Bartholdy irrtümlich Speckbacher, so ist es bei Hormayr irrtümlich er selbst. Gestützt auf die unleugbare Unselbständigkeit Hofers, will er glauben machen, daß seine Hand alle die Fäden gehalten habe, an denen sich Hofer bewegte. Er nennt ihn geradezu sein Werkzeug und beansprucht für sich die Ehre, sein Entdecker zu sein.

Damit tritt Hormayr in scharfen Gegensatz zu Bartholdy. Auch persönlich. Hatte Bartholdy, getreu der Stimmung in Tirol, die Thätigkeit Hormayrs mit halbem Mißtrauen verfolgt, so beschuldigt ihn dieser, „nach Mauschelweise“ (262) entstellt und verdreht zu haben. Der hoch gespannten Bewunderung des Berliner Romantikers setzt Hormayr die tieferen Einblicke des Realpolitikers entgegen; bei Bartholdy war es das Volk, das die Geschichte des Jahres 1809 sich schuf, nach Hormayr haben ein paar Staatsmänner in Wien den Trank gemischt, er giebt sich als Vertreter der diplomatischen Historik gegenüber dem Geschichtsschreiber im Sinne eines Justus Möser.

Das Trauerspiel in Tyrol zerfällt in zwei Teile. Der eine, vom 8. Auftritte des 3. Aufzuges bis zum Ende des Stückes reichend, begreift ein regelrechtes klassisches Drama vom erregenden Momente bis zur Katastrophe in sich, die eigentliche Tragödie Hofer. Ihr voraus geht eine zwei Aufzüge füllende Schilderung der Iselbergschlacht, einige die Regierungsthätigkeit Hofers behandelnde, in Innsbruck spielende Scenen verbinden die beiden Teile.

Das geschichtliche Gerippe des ersten Teiles des Dramas ist das folgende: Nach Hofers Worten: „Morgen, Freunde! heißt's: die dritte Rettungsschlacht am Berge Isel!“ (17, 43) spielen sich die Vorgänge des 1. Aufzuges am 12. August ab. Lefebre bricht an demselben Tage von Innsbruck nach Sterzing auf. Von der Vernichtung seiner Avantgarde bei der Laditscher Brücke und des Oberinnthaler Detachements bei Prutz hat er noch nicht erfahren. Speckbacher, Haspinger und andere Führer haben sich mit ihren Aufgeboten auf dem Berge Isel versammelt. Hofer, der auf dem Schönberge lagert, wählen sie zu ihrem Oberkommandanten. Eben verkündigen sie ihm ihren Beschluß, als ein Bote mit der Nachricht einlangt, die Posten, „die bei Tschilfes stehen“, seien mit Lefebre bereits „im vollen Feuern“. Die Morgendämmerung, in der uns der Dichter in das französische Lager (vor Innsbruck) geleitet, ist die des 14. August (2. Aufzug). Dahin hat sich Lefebre nach der Niederlage, die sich an das vergebliche Stürmen auf „Tschilfes und Tschöfes“ knüpfte, zurückgezogen. Die Tiroler halten den Berg Isel besetzt. Donay, den Hofer als Unterhändler sandte, wird von Lefebre abgewiesen. Die Schlacht entbrennt aufs neue und bringt den Franzosen die völlige Niederlage. Hofer sagt für den nächsten Tag, den 14. August, seinen Einzug in Innsbruck an.

Bartholdy und Hormayr schildern die Kämpfe übereinstimmend in dieser Weise: Nachdem Lefebre einen Vortrab über den Brenner und ein Streifkorps durch das Oberinnthal abgeordnet hat, läßt er die Hauptmacht am 2. August von Innsbruck aus den Marsch nach Sterzing antreten. Der Vortrab wird am 4. bei der Laditscher Brücke, das Oberinnthaler Korps am 8. und 9. bei Prutz aufgerieben. Am

6. trifft Lefebre selbst in Sterzing ein. Speckbacher und Haspinger, seit dem 7. durch Hofer verstärkt, verstellen ihm mit Erfolg den Weg. Am 10. beginnt Lefebre, von den Tirolern beständig gefolgt, den Rückmarsch über den Brenner, am 11. trifft er vor Innsbruck ein. Der 12. vergeht mit Vorbereitungen zu der Schlacht, welche er den auf dem Berg Isel Stellung nehmenden Tirolern liefern will. Sie findet am 13. statt und endet mit dem Abzuge Lefebres. Am 15. betritt Hofer die Landeshauptstadt.

Vor allem ist deutlich, daß Immermann die Begebenheiten zeitlich und räumlich konzentriert. Vom Aufbruche Lefebres bis zu seinem schließlichen Abzuge von Innsbruck vergehen thatsächlich acht Tage. Immermann genügen zwei zur Vernichtung der Franzosen. Von diesen acht Tagen brauchen sie sechs zum Marsche von Innsbruck nach Sterzing und wieder zurück. Der Vorstoß, den Immermanns Lefebre gegen Brixen unternimmt, beansprucht einen Tag. Bis Sterzing gelangt der Lefebre des Dramas überhaupt nicht. Nach Immermanns Vorstellung gehen die gesamten Kämpfe zwischen Innsbruck und dem Schönberge vor sich. Bei dieser aus Gründen der Technik vorgenommenen Konzentrierung war sich der Dichter des Widerspruches, in den sein Drama zu den Quellen geriet, sicher bewußt. Sie gewährt also keinen Anhalt zur Ermittlung der Vorlage. Hingegen gibt das Motiv von der Unterredung, um welche Donay in Hofers Auftrag bei Lefebre ansucht, einen Fingerzeig. Bartholdy blieb diese Thatsache unbekannt. Hormayr hingegen berichtet, am 8. August habe sich Lefebre zu einer Unterredung mit fünf Insurgentenhäuptern herabgelassen (365).

Ebendahin weisen die Details, mit denen Immermann das Gerüste der historischen Thatsachen dieses ersten Teiles umspinnt. Zahlreiche Züge bringen Bartholdy und Hormayr übereinstimmend, viele stammen aus Hormayr allein, keiner notwendig aus Bartholdy. Wie Speckbacher und die Brixener Verschwörer ihre Vorbereitungen zum Aufstande treffen, die Schilderung des Kampfes bei der Laditscher und Pontlatzer Brücke sind Hormayr entnommen. Daß Hofer in einer Höhle den Beginn der Feindseligkeiten abwartet, weiß nur Hormayr. Sein Buch bot die Angaben über die beiderseitigen Streitkräfte, ihm allein waren die Einzelheiten über das Verhalten Hofers während der Schlacht zu entlehnen.

Schlagende Beweise für Hormayr als Vorlage bieten jene Stellen, wo der flüchtige Dichter seinen Gewährsmann mißversteht. Einige dieser Mißverständnisse haben Immermann die Konzentrierung der Iselbergschlacht wesentlich erleichtert. So erwähnt Hormayr (364), General Stengel habe am 8. August „vergebliche Versuche gegen Stilfes und Tschöfes auf die sehr zweckmäßig gewählte Aufstellung

Speckbachers" unternommen. Stilfes liegt oberhalb, Tschöfes unterhalb Sterzings an der Brennerstraße. Was sich um diese beiden Orte abspielte, sind zeitlich und räumlich getrennte, untergeordnete Episoden aus den Kämpfen im Eisackthale. Unter der hastenden Feder Immermanns verwandelt sich „Stilfes und Tschöfes" in „Tschilfes und Tschöfes". Bei ihm knüpft sich unmittebar an das vergebliche Stürmen gegen diese Orte, die er sich etwa als ein Doppeldorf in der Nähe des Iselberges denkt, die Niederlage Lefebres vom 12. August.[1] Ein zweiter Fall: Die Iselbergschlacht vom 14. schildernd, erzählt Hormayr (376): „Am ... blutigsten war das Raufen an der Sillbrücke, am Wiltauer Wasserfall, ... der Versuch, den Kapuziner bey der Gallwiese zu umgehen, das Handgemenge auf dem Kirchhof ob dem Schlosse Ambras." Er führt also am Schlusse einer Reihe blutiger Episoden den Kampf auf der Gallwiese am linken Flügel der Tiroler und den Kampf bei Ambras an ihrem rechten auf. Immermann faßt die beiden Episoden als zwei Momente einer einzigen Episode und verlegt die Gallwiese vor das Schloß Ambras Sein Lefebre befiehlt somit (17, 60):

> Ein Regiment kann durch den Sumpf bei Gallwies
> Den Feinden in die linke Flanke gehn
> Und sie am Schlosse Ambras rückwärts fassen.

Auf einem Irrtume beruht es ferner, wenn Immermann den Grafen von Mohr, den Anführer der Vintschgauer, auf dem Schlachtfelde bleiben läßt. Hormayr schreibt (376): „Einer vom Adel, Graf Joseph Mohr, Schwager des eben hier fürs Vaterland gefallenen Grafen Stachelburg, zeichnete sich mit den Vintschgauern vorzüglich aus." Ähnliche Fälle finden sich noch einige.

Mehr als in irgendeiner andern dramatischen Schöpfung Immermanns macht sich im Trauerspiele in Tyrol seine Neigung geltend, als Schüler der Klassiker sich ihre Formeln für seine Zwecke zunutze zu machen. So ist die Wahl Hofers zum Oberkommandanten der Wahl Karl Moors zum Räuberhauptmann nachgebildet. Die Rolle Spiegelbergs hat bei Immermann Kolb. Der mit kunstvollen Schildereien aus der tirolischen Geschichte gezierte Pokal des Schupfenwirtes ist eine schwächere Wiederholung des schönen Prachtstückes aus der Prager Beute, das die Runde um Terzkys Tafel macht. Das Bild: Hofer beim Weine sitzend, indeß die Anderen die Befreiungsschlacht schlagen, ist nach Hormayrs Angaben entworfen. Die Gebrüder Rainer, durch deren Auftreten in Magdeburg 1826 Immer-

[1] Im ersten Drucke des Trauerspieles heißt der eine der beiden Orte Tschitfes. Im „Hofer" findet sich die in den „Werken" durchwegs beibehaltene Form Tschilfes.

mann der Hoferstoff näher gerückt worden war (Putlitz 1, 148), auf die Bühne zu bringen, schien ihm offenbar Dankespflicht, mit Hinblick auf Schillers „glaubenswerten Mann Johannes Müller" und ähnliche Stellen erlaubt. Für die Form der Episode aber — Hofer gibt zwischen den einzelnen Abschnitten des Gesanges seine Schlachtbefehle — war der 14. Auftritt des 5. Aktes von Kleists Hermannsschlacht maßgebend.

Die Vorgänge des 4. bis 7. Auftrittes des 3. Aufzuges, das Ränkespiel Donays gegen Haspinger und Speckbacher und der sich daranschließende Streit der Führer, sind Immermannsches Gut. Die Botschaft Kolbs als Flörs von Odenhausen hingegen ist bereits wieder Anleihe bei den Räubern, 2. Akt, 1. Scene. Mit dem folgenden 8. Auftritte des 3. Aufzuges setzt die eigentliche Tragödie Hofer ein.

Eisenstecken, den Hofer vom Schlachtfelde weg zum Kaiser gesandt hatte, trifft wieder in Innsbruck ein. Den Kaiser hatte er gar nicht gesprochen. Er war umgekehrt, als ihm das Gerücht vom Friedensschlusse zu Ohren gekommen war. Auf ein bloßes Gerücht hin die Waffen niederzulegen, weist Hofer zurück: er stellt die Forderung nach des Kaisers, seines Kaisers Hand und Siegel (17, 101). Und darauf beharrt er auch in der Unterredung, die er mit dem Vicekönige Eugen zu Villach hat, als General Barraguay mit der Meldung eintritt, im Vorgemache stünde ein Kourier des Marschalls Lefebre, der fragen lasse, wohin er einen von ihm aufgefangenen, die Aufforderung die Waffen abzulegen enthaltenden Brief des Hauses Habsburg an die Insurgenten senden solle. Zum zweitenmale trägt also Hofer das Gerücht die Kunde vom Friedensschlusse zu; und außerdem erfährt er, daß ein kaiserlicher Brief, wie er ihn sich wünscht, irgendwo existiere. Sofort steht er von seinem Verlangen nach des Kaisers Hand und Siegel ab, erklärt Eugen seine Unterwerfung und fordert sie in einem Aufrufe auch von seinen Bauern. Kaum haben sie den Widerstand aufgegeben, so fällt ihm wieder seine Forderung ein. Er eilt nach Steinach, wohin Eugen den Brief zu senden versprach, findet ihn nicht vor und nimmt seine Mahnung zur Ruhe zurück. Da tritt noch einmal Barraguay vor ihn und überreicht ihm das gedruckte Friedensinstrument. Von des Kaisers Hand und Siegel ist natürlich keine Spur daran. Aber Hofer scheint vor Gedrucktem Respekt zu haben, er giebt den Gedanken an ferneren Kampf auf und flieht. Nun bricht die Katastrophe herein. Donay läßt sich herbei, Hofers Angeber zu machen. Aus den Händen des Offiziers, der ihn gefangen nimmt, erhält er den gewünschten kaiserlichen Brief. Eugen hatte die Wahrheit gesprochen; nur „grause Frevel" hatten Hofer den Brief vorenthalten.

Die beiden Historiker stellen das Ende des Aufstandes ungefähr folgendermaßen dar: Am 14. Oktober wurde zwischen Österreich und Frankreich der Friede geschlossen, der Tirol aufgab. Die feindlichen Heere schicken sich zur Besetzung des Landes an. Am 21. Oktober zieht sich Hofer von Innsbruck nach Steinach zurück, in der Nacht vom 29. auf den 30. erhält er hier in einem Handschreiben des Erzherzogs Johann den Rat, sich dem neuen Regimente zu fügen. Hofer stellt die Feindseligkeiten ein und fordert, nachdem die Gesandten, die er zu Eugen nach Villach geschickt hatte, zurückgekehrt sind, am 8. November die Landesverteidiger auf, sich Napoleon zu unterwerfen. Acht Tage später erläßt er, von seiner Umgebung irregeleitet, von seinem Heimatsthale aus einen neuerlichen Ruf zu den Waffen. Von nun an ist er Rebell. Trotzdem versucht Barragnay, sich in Güte mit ihm auseinanderzusetzen. Statt zu antworten verschwindet Hofer. Hier trennen sich Bartholdys und Hormayrs Darstellungen. Bartholdy berichtet lediglich, daß Hofer Ende Jänner 1810 gefangen genommen worden sei. Hormayr nennt auch den Verräter: Donay. Er hatte Barragnay auf den Bauern Staffel verwiesen, dem der Zufluchtsort Hofers bekannt gewesen war.

Immermanns Darstellung hat mit den geschichtlichen Begebenheiten kaum den allgemeinen Gang gemein. Er giebt geradezu eine unter gelegentlicher Anlehnung an die Geschichte frei erfundene Abfolge von Ereignissen, deren letztes die standesrechtliche Verurteilung seines Helden ist. Die Motive, welche sich in diesem Teile des Dramas als Abänderungen der in den Quellen erzählten Thatsachen nachweisen lassen, geben zugleich die Stellen des engsten Anschlusses. So der Ersatz der historischen Verhandlung Donays und Sieberers durch die Unterredung Hofers mit Eugen. In der Schilderung der Katastrophe hält sich Immermann mit einigen durch die Ökonomie des Dramas bedingten Abweichungen an den Bericht Hormayrs. Wenn sich der Staffel des Trauerspieles nach dem Verrate erschießt, was der geschichtliche unterläßt, so will Immermann, der Niedertracht des Priesters das Ehrgefühl des Bauern entgegensetzend, die Führerrolle motivieren, die er Donay bei der Verhaftung Hofers übernehmen läßt. Durch die Gegenüberstellung des Angebers und seines Opfers gewinnt er eine gute Scene, deren Wirkung gesteigert wird durch die Haltung des Tirolers gegenüber der des französischen Offiziers, dem die Aufgabe zugefallen ist, Hofer einzubringen. Den Widerstreit in der Brust Raynouards hat der Dichter, anknüpfend an eine Bemerkung Hormayrs (450), im 12. Auftritte des 2. Aufzuges sorgsam vorbereitet. Bei Bartholdy kommt der Name Raynouard gar nicht vor.

Durch jene tiefgreifenden Abänderungen der geschichtlichen Wahrheit im 4. Aufzuge des Dramas war allein die Tragödie möglich

geworden. Im Gegensatze zum historischen Hofer, der die Friedensnachricht seines Kaisers erhält und trotzdem wieder zu den Waffen greift, mußte Immermanns Hofer die abermalige Erhebung im guten Glauben, von den Franzosen getäuscht worden zu sein, anordnen. Hofer das kaiserliche Handschreiben vorzuenthalten und ihn so zu neuer Erhebung zu spornen, ist also die erste Sorge Immermanns. Dazu bedient er sich zweier weit ausgesponnener Motive: des Schwert- und Engelmotives und der Elsiepisode. Keines steht zu Hormayr oder Bartholdy in irgendwelchem Bezuge.

Nachdem die auf dem Berge Isel versammelten Führer Hofer zu ihrem Oberhaupte gewählt haben, sagt Speckbacher (17, 38):

> Der Wirth am Isel hat ein altes Schwert
> Von einem Herrscher aus dem Hause Görz,
> Das hier gewaltet hat vor grauen Jahren.
> Holt es! Wir wollen Hofern damit gürten.
> Der Feldherr führe dieses Ehrenschwert!

Und als er es Hofer überreicht, bemerkt er (17, 44):

> Es rühret von den alten Landesherrn,
> So wie man sagt, den Grafen her von Görz.
> Wir geben's Dir als Zeichen Deiner Würde.

Er betont also die sagenhafte Provenienz der Waffe.

Die Ähnlichkeit dieses Motives mit dem Motive vom Schwerte Karls des Großen in den Oberhofkapiteln des Romanes Münchhausen fällt sofort ins Auge. Hier wie dort handelt es sich um ein seit langen Zeiten in einem Bauernhause aufbewahrtes Schwert, das angeblich von einem um das Land verdienten Fürsten des Mittelalters stammt und seinem Besitzer oder Träger eine gewisse Gewalt über seine Umgebung verschafft. Tirolisch ist diese Sage — denn mit einem Sagenmotive haben wir es zu thun — nicht; vielmehr ist Westfalen ihre Heimat, und im westfälischen Bauernromane hat sie elf Jahre später ihre richtige Stelle gefunden. Eine schriftliche Fixierung der Sage nachzuweisen, mißlang dem Verfasser. Möglicherweise hatte Immermann gar keine gedruckte Vorlage. Das Motiv kann ihm während seiner dreijährigen Dienstzeit in Westfalen durch mündliche Mitteilung bekannt geworden sein.[1]

[1] Die nämliche Sage verwertet Hamerling in seinem „König von Sion". Der Riese Tylan besitzt ein „wuchtiges Schwert, seltsamlich gestaltet und uralt" (8. Auflage, S. 145), das er Jan von Leiden mit den Worten überreicht:

> . . . Nimm hin dies Schwert, du Erkorener!
> Denn dies Schwert nur vermag dir Gewalt zu verleihn auf deutschem Boden: es ruht im Geklüft Jahrhunderte lang schon, und immer
> Giebt es der Wissenden einer im Sterben zu hüten dem andern,
> Daß es verschone der Rost, bis gnädig der Himmel den deutschen Helden erweckt, es zu führen.

Maßgebend für die Verwendbarkeit des Schwertmotives und für die Form seiner Verwertung war Immermann Schillers Vorgang in der Jungfrau von Orleans. Auch Johanna führt ein Schwert, das in unscheinbarer Umgebung seines auserwählten Trägers geharrt hatte. Nur gelangt das Schwert Hofers auf natürlichem Wege in seinen Besitz, während Johanna „der Geist" auf das ihre verweist.

Dieses Schwert wirft nun Hofer, durch die Unterredung mit Eugen an seiner Sendung irre geworden, auf dem Wege von Villach nach Steinach in einen Felsspalt. Da erscheint dem Schlafenden ein Engel, das eben weggeworfene Schwert in der Hand, und legt es mit den Worten: „Du sollst das Schwert, das Du geführt, behalten" an seiner Seite nieder. Auf diese Aufforderung des Himmels ruft Hofer seine Bauern aufs neue unter die Waffen.

Niemand hat je bezweifelt, daß dieses Motiv eine Erfindung Immermanns sei. Begreiflich genug, da Immermann trotz des einmütigen Tadels, den es gefunden, sich öffentlich nie zur Berichtigung des Irrtums herbeiließ. Thatsächlich entlehnte der Dichter die Geschichte von der Wiederkehr des Schwertes demselben Vorstellungskreise, dem die Geschichte vom Schwerte selbst entstammt. Tradition hat ihm diese Sage, die tirolischen Ursprunges ist, keinesfalls vermittelt. Wahrscheinlich entnahm er sie dem 1810 in München erschienenen Buche „Andreas Hofer und die Tiroler Insurrection im Jahre 1809. Ein historisch-biographisches Gemälde aus ächten Quellen ... Von dem Verfasser der Beobachtungen aus dem Kriege von 1809."

Nachdem der unbekannte Autor der im bairischen Sinne gehaltenen Flugschrift bemerkt hat, man könnte glauben, daß das Aufwiegelungsproklam vom 15. November von Kolb erlassen worden sei, fährt er S. 111 folgendermaßen fort: „Aber wir wissen bereits, daß Andreas Hofer ein schwacher, unruhiger und abergläubischer Mann war; denn nachdem er wirklich ernstlich abzutreten gesonnen war, legte er in der Nähe seiner Heimath dreimal seine Waffen zu

---

Später erzählt Tylan von Wittekind und berichtet (269):

... nun werd' er hervor bald zieh'n mit gewaltiger Heerschaar,
Selber zu schau'n was geworden aus jenem geheiligten Schwerte.

Hier ist also Wittekind der ursprüngliche Besitzer des Schwertes. In den Wittekindssagen ist nach W. Diekamp (Widukind, der Sachsenführer, nach Geschichte und Sage. Münster 1877. 1, 60) manches mit Karlssagen identisch. In einer Anmerkung zu der erst citierten Stelle sagt Hamerling, er sei für dieses Detail den vortrefflichen Werken Levin Schückings über westfälisches Land und Volk verpflichtet. Der Verfasser hat in Schückings Büchern „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen" (Leipzig 1855), „Von Minden nach Köln" (Leipzig 1856), „Bilder aus Westfalen" (Elberfeld 1860) und in dem mit Freiligrath herausgegebenen „Malerischen und romantischen Westphalen" (Leipzig 1841) nach der Sage gesucht, ohne sie zu finden.

den Füßen der Mutter Gottes in einer Kapelle nieder, und fand solche jedesmal den anderen Morgen wieder vor seinem Bette; er hat darum vielleicht geglaubt, dem Winke des Himmels folgen zu müssen und hat nicht bedacht: daß die jetzigen Gesetze, vom Geiste der Zeit diktiert, dergleichen Handlungen nicht mehr durch Wunder entschuldigen.“[1])

Immermann suchte natürlich bei den Klassikern nach einem Muster für die Einkleidung des Motives und fand es abermals in der Jungfrau. Im 10. Auftritte des ersten Aufzuges erzählt bekanntlich Johanna dem Erzbischofe, dreimal sei ihr, als sie unter der „heil'gen Eiche“ geschlafen, Maria mit Fahne und Schwert erschienen und habe sie zum Kampfe gegen die Engländer aufgefordert. Mit Zugrundelegung seiner Sage stellt Immermann der Erzählung Johannas von ihrem Traume eine Erzählung Hofers von einem ähnlichen Traume gegenüber. „Ich hatte einen wundersamen Traum,“ teilt er Haspinger knapp vor der Schlacht auf dem Berge Isel mit (17, 52),

> Dreimal warf ich das Schwert, das Ihr mir gabt,
> Hinweg von mir in einen tiefen Abgrund,
> Und dreimal bracht' es mir ein Engel wieder
> Und legt' es sacht zu meinen Füßen nieder.

---

[1]) Platen läßt im Romantischen Ödipus seinen Nimmermann auf die Bitte des Publikums, Hofer nicht erschießen zu lassen, antworten (Gesammelte Werke. Stuttgart 1853—1854. 4, 180):

> Nicht laß' ich selbst erschießen ihn, ein Engel thut's;
> Schon warf in eine Felsenschlucht das Mordgewehr,
> Vom Kriege matt, der Bauerngeneral Tirols;
> Ein Engel holt es aber aus der Schlucht zurück,
> Und legt's dem Helden wiederum zur Seite hin,
> Um ihn zu Grund zu richten. Vom historischen
> Abweichen darf ich nimmermehr!

Es ist von vorneherein nicht unwahrscheinlich, daß Platen, welcher von 1806 bis 1810 in der königlichen Kadettenschule in München erzogen wurde, bei seiner Teilnahme an der Erhebung der Tiroler (vgl. Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Stuttgart 1896 ff. 1, 30) das in München erschienene Schriftchen, aus dem Immermann das Engelmotiv schöpfte, kennen gelernt habe. Die angezogene Stelle erbringt den Beweis dafür. Wie muß man sie erklären, nimmt man an, daß auch Platen die Engelerscheinung für eine Erfindung Immermanns gehalten habe? Er würde dann Immermann verspotten, weil er, von seiner sonstigen, von Platen so sehr z. B. in den späteren Versen: „Ich folge treu den reipektiven Zeitungen damaliger Zeit . . .“) getadelten Gewohnheit abweichend, die Handlung seines Dramas einmal durch ein frei erfundenes Motiv zu beleben sucht. Nimmt man jedoch an, Platen habe die Quelle der Engelerscheinung gekannt, so birgt der Vers eine beiweitem schärfere Spitze. Platen stellt dann Immermann als so geistlos hin, daß er jeden Zug, den er in seiner Vorlage findet, ohne Kritik für historisch hält und unbekümmert, ob er dramatisch verwendbar ist oder nicht, in seine Darstellung hinübernimmt. Überdies stellt Platen in den Worten des Publikums: „Doch werden dann behaupten unsere Kritiker . . .“ (a. a. O., 181) die durchgehechelte „historische“ Geschichte vom Engel eben in Gegensatz zu der nun vorgenommenen erfundenen Elfiepisode.

Immermann geht aber noch weiter und verwendet das Motiv ein zweitesmal, und zwar an der Stelle, auf welche es seine Quelle verweist. Nun ist der Engel nicht wie das erstemal ein Traumbild Hofers, von welchem er uns erzählt, sondern er betritt die Bühne, es geschieht vor unseren leiblichen Augen ein Wunder.

Trotz der Einmischung des Engels könnte Hofer noch gerettet werden, wenn der Brief des Kaisers Franz rechtzeitig in seine Hände gelangte. Das zu verhindern ist der Zweck der Elsiepisode.

Elsi, die Gattin des Schupfenwirtes Wildmann, hat mit La Coste, dem Adjutanten Lefebres, die Ehe gebrochen. Ihr Gatte weist sie aus dem Hause, La Coste, bei dem sie Hilfe sucht, verleugnet sie. Nun beschließt sie sich zu rächen. Offenbar hat sie erfahren, daß La Coste als Träger des an Hofer gerichteten kaiserlichen Briefes den Berg Isel berühren werde. Darauf baut sie ihren Plan. Während La Coste nachts in ihrem Hause schläft, steckt sie die eigene Heimstätte über dem ungetreuen Liebhaber in Brand. Dann stürzt sie sich in den nahen Abgrund. Der Brief aber wird erst lange nachher unter dem Schutte des Hauses unversehrt aufgefunden.

Auf die Ähnlichkeit, welche dieses Motiv mit der Rache Thusneldas an Ventidius in Kleists Hermannsschlacht hat, wurde wiederholt hingewiesen. In beiden Fällen haben wir die Frau vor uns, welche, von dem feinen Welttton eines Vertreters des Feindes berückt, mehr oder minder die Sache ihres Volkes an ihn verrät. Da und dort entdeckt die Frau, daß der Mann eigentlich nur sein Spiel mit ihr getrieben hat, und schreitet zu fürchterlicher Rache. Die Ähnlichkeit wächst, beachtet man, wohin Kleist mit diesem Zuge Thusneldas zielte. Sie ist nach seinen eigenen Worten „im Grunde eine recht brave Frau, aber ein wenig einfältig, wie die Weiberchen sind, die sich von den französischen Manieren fangen lassen“ [1]). Immermann greift also gewissermaßen auf die Kleistische Quelle zurück und führt uns in seiner Elsi das Urbild der Thusnelda vor. Weiter erstreckt sich die Ähnlichkeit nicht. Die Kotzebuesche Rührseligkeit, die in der Episode vorwaltet, ein Zugeständnis an den Geschmack des Theaterpublikums, ist der Anschauungsweise Kleists nicht fremder als der festen Männlichkeit Immermanns.

So frei der Dichter beim Aufbau der Handlung seine Quellen benutzt, so enge ist sein Anschluß an sie bei der Zeichnung seiner Charaktere. Er erlaubt sich und versagt sich, was der Hamburger Dramaturg gestattet und verbietet.

---

[1]) Kleists gesammelte Schriften. Herausgegeben von Tieck. Berlin 1874. 1, S. XCV.

Für die Figuren der französischen Armee ließen ihn allerdings seine Quellen im Stiche. Er benötigte deren auch wohl keine. Den „Gegensatz zwischen dem rohen Heldenthume der Tyroler . . . und dem feinen Heldenthume der Franzosen" herauszuarbeiten, stand ihm von vorneherein als Ziel vor Augen (17, 11). Ein Jahr vor dem Trauerspiele in Tyrol war Heines Buch Le Grand entstanden. Nun zollt auch Immermann der litterarischen Mode des Napoleonkults seinen Tribut. „Nachdem der Haß und Abscheu sich an ihm ersättigt hatte, begann eine kindische Vergötterung vor ihm zu keimen," kennzeichnet er 1839 selbst die Zeit seiner Arbeit am Hoferdrama (18, 213).

Massen auf die Bühne zu stellen, hat Immermann nie verstanden. Die einzige Scene, in der wir die Bekanntschaft der französischen Soldateska machen, ist eine Kopie der 5. Scene des 2. Aufzuges der Jungfrau von Orleans. Auch das tirolische Volk tritt in der 1. Fassung des Dramas eigentlich nur in einer einzigen Scene, der 8. des 1. Aufzuges, auf, und da spricht es im Chorus.

Des Dichters ganze Sorge ist auf die getreue Zeichnung der Bauernführer gerichtet. Auch hiefür ist Hormayr die Quelle. Schon daß dieser S. 52 eine zusammenhängende Charakteristik Hofers giebt, während die wenigen Angaben Bartholdys über Hofer in seinem Buche zerstreut sind, macht es wahrscheinlich, daß Hormayr Immermanns nächste Quelle war. Ein oberflächlicher Vergleich erhärtet die Annahme zur Thatsache. Die Auffassung, die Lefebre Hofer entgegenbringt (17, 26), deckt sich stellenweise wörtlich mit der Hormayrs (59).

Mit der gleichen Sorgfalt zeichnet Immermann die Figuren Haspingers, Donays und Kolbs nach Hormayr. Die Person des Schupfenwirtes war Bartholdy unbekannt geblieben. Übrigens giebt auch Hormayr nicht viel mehr als seinen Namen: Etschmann — und den durfte Immermann der schandbaren Gattin wegen, die er dem Wirte angedichtet hatte, nicht verwenden. So nennt er ihn denn Wildmann. In der 2. Fassung, wo mit Elsis Ehebruch auch dieses Bedenken weggefallen war, heißt er dann richtig Etschmann.

Was für die Zeichnung Speckbachers bei Hormayr zu holen war, verschwindet neben dem eingehenden Berichte, den Bartholdy über diesen seinen Liebling bringt. Auf ihn weisen die Gesamtauffassung wie gewisse Einzelheiten seines Charakters. Für seine Thatkraft, Unermüdlichkeit, Umsicht, die ihn im ersten Theile des Dramas weit über Hofer erheben, wie für seine außerordentliche Schlauheit, die Immermann in der großen Wirtshausscene des 1. Aufzuges illustriert, bietet Bartholdy Beispiele in Hülle und Fülle. Der Bartholdysche Speckbacher ist geradezu die Voraussetzung für den Immermannschen — und als der Dichter daran geht, das Äußere des Mannes

zu beschreiben, greift er mit Umgehung Bartholdys auf Hormayr zurück.[1]

Daß dieser Immermanns Hauptquelle war, infolge seiner klaren Art darzustellen sein mußte, leidet keinen Zweifel, so eigentümlich es auf den ersten Blick erscheint, daß der Dichter, die begeisterte Schilderung des Romantikers verschmähend, an den kühlen Diplomaten Anschluß nimmt. Ebenso sicher erscheint aus inneren Gründen, abgesehen von dem Zeugnisse Putlitz', die Bekanntschaft des Dichters mit dem Geschichtswerke Bartholdys. Nur der Grad seiner Benutzung bleibt noch zu umschreiben. Da ist vor allem auffallend, daß wörtliche Anklänge an Bartholdy im Trauerspiele vollständig fehlen. Einen weiteren Anhalt gewähren die geographischen Verstöße Immermanns, wie die irrtümliche Verlegung der Gallwiese vor das Schloß Ambras. Auch ein Lefebre kann, um die auffallendsten hervorzuheben, eine größere Truppenabteilung nicht durchs Zillerthal nach Laditsch detachieren, kann sich nicht durchs Sau- und Pusterthal mit Eugen vereinigen; und selbst einem mit dem feinsten Gehörsinne ausgestatteten Älpler ist es unmöglich, wenn er die Straße von Brixen über den Brenner wandert, „Schießen von Prutz" zu hören (17, 18). Diese Irrtümer erscheinen umso merkwürdiger, wenn man weiß, daß dem Bartholdyschen Buche eine „General Charte von Tyrol" angehängt ist, die den Dichter über die Topographie der Grafschaft zur Genüge hätte aufklären können. Erklärlich werden diese Irrtümer erst, wenn man annimmt, daß Immermann bei der Arbeit am Drama das Buch nicht mehr vorlag. Er hatte es zur Einführung gelesen und nutzbringend gelesen, wie die lebensvolle Gestalt seines Speckbacher zeigt. Seine eigentliche Vorlage im wörtlichen Sinne bildete aber Hormayrs Buch. Für die ausgedehnte Litteratur, die ihm nach Putlitz die Universitäts-Bibliothek in Göttingen liefern mußte, bleibt kein Platz im Drama.

[1] Wir stellen die Beschreibungen Bartholdys, Hormayrs und Immermanns nebeneinander. Die Übereinstimmung der beiden Historiker erklärt sich daraus, daß Hormayr Bartholdy gelegentlich ausschreibt.

Bartholdy 53.	Hormayr 240.	Immermann 17, 18.
Den Kopf hält er vorwärts gebückt . . . Nur wenn vom Kriege die Rede ist, erhebt er das Haupt, die Züge beleben sich, man wird gewahr, daß er zu befehlen gewohnt ist und verstehe.	. . . Speckbacher . . . von . . . vorwärts gebeugtem Haupt, und gesenktem Blick. Beyde erhebt er nur, wenn vom Krieg oder vom Vaterland die Rede ist, dann wird das scheue Auge blitzesschnell durchdringend und wird, der Kopf in befehlender Haltung zurückgeworfen . . .	. . . Meistens blickt' er starr zu Boden. Nur wenn er hörte, Baierns Löwe werde Nun bald sein Haupt in Dorf und Stadt erheben, Dann blitzte fürchterlich sein Aug' gen Himmel.

Die Flugschrift, deren Benutzung nachgewiesen wurde, dürfte kaum viele ihresgleichen neben sich gehabt haben.

* * *

Noch war das Trauerspiel in Tyrol im Drucke nicht erschienen, als Immermann bereits aus dem Kreise derer, welche die neue Dichtung zu Gesicht bekommen hatten, Vorschläge zu Änderungen erstattet wurden. Holtei hatte vor einer zahlreichen Zuhörerschaft in Berlin eine Vorlesung des Stückes veranstaltet, welche vier Stunden währte, ohne daß der 5. Aufzug zum Vortrage gekommen wäre (Putlitz 1, 151). Für die Aufführung mußte es also gekürzt werden. Auch von anderer Seite wurden, wie Putlitz (1, 150) schreibt, in Betreff der Aufführbarkeit „Zweifel und Bedenken" geltend gemacht, „von denen der Dichter beim Druck des Trauerspieles in einer längeren Vorrede einige zu beseitigen, andere zu widerlegen suchte". Immermann giebt in dieser Vorrede seiner Bereitwilligkeit zu Änderungen Ausdruck und deutet die Richtung an, in welcher sie sich zu bewegen hätten. Nur die Engelerscheinung löst er sofort in einer „Variante für die Aufführung" von der Handlung los. Es bedurfte also weder Börnes noch Platens Mahnung, um dieses Motiv aus der angekündigten Neubearbeitung verschwinden zu machen.

Diese Neubearbeitung war jedenfalls innerhalb der in der Vorrede gesteckten Grenzen bereits vollzogen, als Immermann auf den Wunsch der Düsseldorfer Schauspielergesellschaft im Jahre 1829 zur Einstudierung des Stückes schritt: unberührt waren also alle Stellen geblieben, welche den Gegensatz zwischen dem Heldenmute der Tiroler und dem der Franzosen ins Licht zu setzen hatten; hingegen fehlten die Partien, in denen das Schwert und der Engel vorkamen, während die Machinationen Donays im 1. Aufzuge, Kolbs Narretheidung im 2. und die ersten Scenen des 5. Aktes „zusammengezogen, in Erzählungen verlegt oder gestrichen" worden waren (17, 12). Die Brief- und Ehebruchsgeschichte war stehen geblieben (Putlitz 1, 202). Diese Änderungen bezeichnen den ersten Zustand der Umarbeitung.

An ihre Tendenzen knüpft Immermann an, als er für die Gesamtausgabe seiner Werke im Oktober 1832 eine neuerliche Durchsicht des Dramas vornahm (Putlitz 2, 19). Andeutungen darüber gab er bereits 1830 in einem Briefe an Beer.[1] „Das Kleinliche und Sentimentale soll hinaus," schrieb er während der Arbeit an Tieck, „und das Ganze wird auf ein einfaches, großes historisches Motiv gebaut werden."[2] Das Kleinliche war die Art, wie er in

[1] Michael Beers Briefwechsel. Herausgegeben von E. Schenk. Leipzig 1837. S. 155.

[2] Briefe an L. Tieck. Herausgegeben von Holtei. Breslau 1864. 2, 66.

der ersten Fassung Hofer den Brief vorenthalten hatte, das Sentimentale die Elsiepisode, und das einfache historische Motiv ist die Treulosigkeit des Kanzlers in Wien. Nun kommt also eine neue Scene hinzu: das Wiener Kabinet greift in die Handlung ein. Dieser Zustand bezeichnet die zweite Phase der Umarbeitung.

Mit dem fertigen Manuskripte in der Tasche reiste Immermann im Herbste 1833 nach Tirol. Es war natürlich, daß dem Dichter auf dem klassischen Boden seines Dramas, unter dem Volke, dem seine Helden entstammten, manches am Stücke änderungsbedürftig erscheinen mußte. Einzelne Verbesserungen wurden noch auf der Reise vorgenommen, — in dieser Gestalt las es Immermann am 15. Oktober in Dresden Tieck vor (Putlitz 2, 45), — die Hauptarbeit wird in die Muße der folgenden Wintermonate fallen. In dieser letzten Fassung führte er das Trauerspiel im April 1834 auf dem Düsseldorfer Theater auf (Putlitz 2, 65), reihte er es 1835 als „Andreas Hofer" seinen gesammelten Schriften ein.

Die Veränderungen sind in Kürze also folgende: Die Stellen, an welchen das Schwert und der Engel vorkommen, bleiben weg, wenn auch nicht in dem Umfange wie in der „Variante"; die Erzählung Hofers von seinem Traume und die Deutung Haspingers werden wieder aufgenommen. Kolb verschwindet völlig aus dem Stücke; die Verbindlichkeit Raynouards gegen Hofer wird anders begründet. Donays unheilvolle Thätigkeit erscheint auf den schließlichen Verrat beschränkt. Es fallen somit auch die Zwistigkeiten der Führer in Innsbruck aus. Das Briefmotiv wird wesentlich vereinfacht: der Brief, den im „Trauerspiele" widrige Zufälle dem Sandwirte vorenthalten haben, existiert im „Hofer" garnicht; es bedarf somit auch nicht mehr des Ehebruches und der Rache Elsis. Während der Dichter diese hob, setzt er Metternich und Eugen über Gebühr herab. Es war thatsächlich bereits im Oktober von Wien ein Brief an Hofer mit der Mahnung zur Ruhe abgegangen, und Eugen hatte nie nötig gehabt, ihn zu belügen.

Nach den Gründen dieser Streichungen wird Niemand in den Quellen suchen. Aber auch für die neu ins Drama gekommenen Personenkreise werden sich solche kaum nachweisen lassen. Hatte sich Immermann einmal für die Version entschieden: eine kaiserliche Friedensmahnung wurde nie an Hofer erlassen — so war es am einfachsten, auf der Bühne zu zeigen, warum sie unterblieb. Dabei fand der Dichter Gelegenheit, sich über Metternich und das Legitimitätsprincip der Restaurationszeit auszusprechen. Die andere neu eingeführte Gruppe umfaßt Frau Straubing, ihre Tochter Bärbel und Heinrich Stoß. Von Bärbels Seite weg, mit der er eben den Kiltgang hielt, hatte ihn Frau Straubing während des Kampfes

auf dem Iselberge Hofer zugeführt. Ein Kartätschenschuß streckt ihn zu Boden, Bärbel verfällt darüber in Wahnsinn. Der Bräutigam, der von seinem Mädchen in den Schlachtentod eilt, ist ein alt-überliefertes Requisit, den Opfermut eines sich erhebenden Volkes zu verdeutlichen.

Das Bestreben, dem diese Episode entsprang, kennzeichnet die ganze Neubearbeitung. Der Dichter sucht die tirolische Landschaft seines Dramas stilvoll zu staffieren; die alten Helden werden mit neuen intimen Zügen ausgestattet, ihre Rede wird teilweise in Prosa aufgelöst und mit prägnanten Ausdrücken und drastischen Wendungen durchsetzt.

Einen Teil dieser Arbeit mag Immermann — ob vor oder nach seiner Tiroler Reise steht dahin — auf Grund einer abermaligen Durchsicht Bartholdys und Hormayrs ausgeführt haben. Dahin gehören die Verwertung des Wildschützenstückchens aus Speckbachers Jugend (16, 483, Bartholdy 52), die Erwähnung des Pferdehandels Hofers (16, 508, Bartholdy 64, Hormayr 47) und das Wortgeplänkel zwischen dem Sandwirte und Frau Straubing (16, 508, Hormayr 54). Andere neue Züge und Einzelheiten sind als Ausbeute seines Blickes ins Tirol aufzufassen.

Immermann erzählt selbst, wie groß das Interresse war, mit dem er seine „historisch-poetische Wallfahrt" zu all den Stätten (soweit sie im Innthale gelegen sind) unternahm, an welchen seine Helden gewirkt hatten. Daß er mit Fragen nicht gespart hatte, verrät die Beschreibung seiner Reise (10, 233 ff.) wiederholt. In Innsbruck erhofft er sich Dienliches aus dem Munde des Adlerwirtes Niederkirchner (10, 239); die kleinsten Knaben wußten ihm die Geschichte von 1809 zu erzählen (10, 250); und als er erfährt, daß Etschmann, der ehemalige Schupfenwirt, noch am Leben sei, macht er verschiedene, aber vergebliche Versuche, mit dem Manne zusammenzutreffen (10, 245).

Einige dieser Änderungen lassen sich auf Grund der Reisebeschreibung als bestimmt durch persönliche Erfahrungen Immermanns erweisen. „In den Wirthshäusern," schreibt er beispielsweise (10, 250), „ist der Wirth und meistens auch die Wirthin die unbekannte Zahl X . . . Dagegen ist die Kellnerin . . . das Perpetuum mobile . . ." Sie muß also in der 2. Fassung an Stelle Wildmanns Speckbacher und Lefebre bedienen. Dabei wird der „Schoppen" mit dem österreichischen „Seidel" vertauscht. Ein anderesmal beschreibt Immermann mit Interesse einen Spielhahn (10, 242), den er offenbar früher nie gesehen hatte. Die Anwendung macht er im 2. Akte des „Hofer", wo er den Sandwirt von Heinrich Stoß sagen läßt: „Und Augen, wie der Spielhahn, wenn er singt!" (16, 509). Nun kommen Worte wie

„Alm" und „Alpenröslein" in den Dialog — alles im Bestreben nach echtem Kostüm und wärmerem Kolorit.

In Tirol war es auch, wo Immermann Ersatz für das ausgeschiedene Schwertmotiv fand. Beim Besuche des Innsbrucker Museums fiel ihm das weiß-blaue Band am Säbel Hofers auf. „Als er nach seiner Erwählung zum Volkshaupt einen Degen haben wollte," erfuhr der Dichter (10, 243), „war in dem Augenblicke eben weiter keiner aufzutreiben als der, den ihm ein Tiroler, Namens Schaffer, überreichte. Dieser hatte unter der baierischen Regierung eine kleine Stelle gehabt. So führte Hofer des Feindes Waffe und Farbe, bis er späterhin einen Ehrensäbel erhielt." Immermann nahm dieses Motiv unverändert in das Drama auf (16, 498).

Die geographischen Verstöße werden getilgt, wo es angeht. Auf der Höhe des Berges Isel wird sich der Dichter nach seiner Darstellung (10, 242) über den Irrtum mit der Gallwiese und dem Schlosse Ambras klar (auf den übrigens schon früher Hormayr in seinem Archive für Geschichte ꝛc., 1827, S. 782 hingewiesen hatte). Nun läßt er Elsi in der einleitenden Schupfenwirtshausscene nicht mehr sagen, Lefebre ziehe ins Land herab, sondern „ins Land" schlechthin (16, 482).

Als Rest bleiben einige Detailzüge, welche ebensowohl Reise- als Lesefrüchte sein können. Die Stelle des „Trauerspieles", wo La Coste zu Speckbacher sagt: „Du bist der so berüchtigt — ", worauf dieser unterbrechend antwortet: „Nein Herr, nicht Soberüchtigt nenn' ich mich", ändert der Dichter im „Hofer" folgendermaßen ab: La Coste: „Du bist der Brigand —," worauf Speckbacher: „Brigand? So steh' ich nicht im Taufbuch, Herr Off'cier." (16, 486) „Brigands" war, wie Hermann Friedländer in seinen „Ansichten von Italien" (Leipzig 1819—1820, 1, 37) mitteilt, das Schmähwort der Franzosen für ihre Gegner, welches später unter den Landesverteidigern zu einem Ehrentitel wurde. Der dritte der Vierzeiler: „A Büchsel zum Schieß'n . . .", welche die Brüder Rainer in der 2. Fassung statt des symbolischen Liedes der ersten singen, findet sich schon bei Bartholdy (48). Vielleicht sind die beiden anderen in Tirol aufgezeichnet. Möglicherweise stammt ebendaher die Klage Haspingers über die von den Feinden verübten Kirchenschändungen (16, 493). Bartholdy und Hormayr wenigstens schweigen darüber. Nun giebt auch Speckbacher seiner Abneigung gegen das österreichische Militär lebhafteren Ausdruck. Er teilt sie mit dem Dichter (10, 244, 240). „Mir ist's recht lieb, daß uns die weißen Röcke, die rothen Hosen jetzt verlassen, denn es waren doch latein'sche Schützen nur, und hatten's falsch mit uns." (16, 481). Die rothen Hosen der österreichischen Generale waren

Immermann schon 1831 in Mainz aufgefallen (10, 19). Oder er erinnerte sich an die Stelle in Heines „Italien", wo die Uniform des Kaisers Franz beschrieben wird (Sämtliche Werke herausgegeben von Elster, Leipzig o. J. 3, 238).

Hebbels Briefwechsel mit Adolf Pichler.

Mitgeteilt von Adolf Pichler in Innsbruck.

Vorwort.

Hebbels Gestalt tritt immer bedeutender in unsere Gegenwart, er hat sogar manches vorweggenommen, was heute die Mode beherrscht. Wir denken an die nordischen Dichter, das durfte R. Werner mit Recht kräftig betonen. Wir sind daher Felix Bamberg aufrichtig zu Dank verpflichtet, daß er seine Tagebücher, seine Briefe in Druck gab. Leider läßt die Ausgabe der letzteren manches zu wünschen übrig: es wurden nicht nur Stellen, die für die Litteraturgeschichte, für die Charakteristik von Hebbels Persönlichkeit wichtig sind, es wurden auch Briefe weggelassen, die man in diesem Sinne mit Bedauern vermißt. Da möchten wir nur für unseren Teil Ergänzungen und Nachträge liefern und wünschen nur, daß es auch von anderer berufener Seite geschehe.

Innsbruck. Adolf Pichler.

1.

An F. Hebbel.

(1849.)

Sie werden sich meiner kaum noch erinnern, da unsere Bekanntschaft in Wien nur kurze Pflege fand. Wenn ich mir dennoch die Freiheit nehme, mich an Sie zu wenden, so ist es weniger meinetwegen, als für eine Sache, der ich möglichstes Gedeihen wünsche.

Es haben sich in Tirol wackere und gebildete Männer zur Herausgabe einer Wochenschrift[1] vereiniget, die von Neujahr an erscheinen soll und den Zweck hat, d.. Bildung und dem Geschmack bei uns einen edleren Anfatz zu geben, als dieses durch öffent. Blätter wie Bäuerles Theaterzeitung oder den Humoristen Saphirs geschieht. Politik und was daran hängt, bleibe bei Seite. Der Unternehmer braucht nun Stützen, daß die Ehre des Blattes eben so fest stehe, als seine Wirkung nach innen den Absichten entspreche.

Ich möchte Sie um irgend ein kleines Gedicht oder einen kleinen Aufsatz bitten, da Ihr Name dem Blatt eine schöne Zierde sein würde. Das erste Quartal

[1] Der „Phönix", der zu Neujahr 1850 begann und immerhin einige Bedeutung für die deutsch-österreichische Litteraturgeschichte besaß.

kann die Redaction freilich kaum Honorar zahlen. doch soll Ihnen ein Freiexemplar sogleich zu Gebot stehen. Sie werden sich dann überzeugen, daß wir Tiroler uns neben den andern Deutschen in Österreich nicht gerade zu schämen brauchen, wenn wir endlich schwarz auf weiß vor die Öffentlichkeit treten.

Sollte ich Ihnen für das Feuilleton, das Sie wie ich neulich ersehen, bei einem Wienerjournal übernehmen wollen, einen Dienst erweisen können, so verfügen Sie über Ihren

7. November 1849. ergebensten Pichler.

2.

Penzing 11. Mai 1851.

Sie haben alle Ursache, mit mir ins Gericht zu gehen, denn wenn im Briefwechsel die Pausen im Allgemeinen auch ebenso erlaubt sind, wie in der Musik, so dürfen sie doch nicht so lange dauern, daß sie den Gedanken an Krankheit und Tod erwecken müßten. Freilich kann ich zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich seit Jahren nicht so mannigfaltiges durcheinander gearbeitet habe, wie den letzten Winter und eben darum nach allen Seiten mit meinen Antworten im Rückstand geblieben bin, so daß ich jetzt eben so viel Gläubiger als Freunde zähle. Dann kam zuletzt auch eine Reise hinzu, die ich nach Berlin machen mußte und die mir, die nöthigen Vorbereitungen mit eingerechnet, doch auch drei Wochen wegnahm. Doch dieses alles begründet keine Rechtfertigung, und die Bitte um Absolution, denn ihr letzter Brief enthielt soviel freundliches, daß ich Ihnen den Dank dafür nicht hätte bis heute schuldig bleiben sollen.

Was Sie über die Darstellung der Judith auf dem Innsbrucker Theater meldeten, hat mich zugleich interessirt und ergötzt und an den mir mitgetheilten Aktenstücken habe ich mich wahrhaft erbaut. Der Artikel des Herrn Studenten-Redacteurs war einfach abgeschrieben, aber aus drei verschiedenen Blättern und also ein Mosaikstück. Johann Umlaufts Opposition dagegen war sehr natürlich, denn ich habe den guten Mann 1848 in der Augsburger allgemeinen Zeitung einmal sehr nachdrücklich an seine Censorperiode erinnert, als er mir zuweit links abirrte und das mag ihm etwas fatal gewesen sein. Unbegreiflich ist es mir nur, wie die Direction zu dem Drama gekommen ist. In der ursprünglichen Gestalt hat sie es doch unmöglich geben können und die Bearbeitung, welcher ich es für das Burgtheater unterzog, war bisher nur durch mich selbst zu beziehen.

Es thut mir sehr leid, daß Ihre Erfahrungen über die academische Jugend die meinigen nicht nur nicht bestätigen, sondern ihnen auf die schneidendste Weise widersprechen. Freilich stehen Sie den Massen näher, während mir nur die ausgezeichneteren Individuen vor die Augen kommen, so daß ich mich gar wol geirrt haben mag, wenn ich von den Einzelnerscheinungen aufs allgemeine schloß. Ich habe jedoch noch immer die Freude kräftigen jungen Leuten zu begegnen und es entschädigt mich für manche Unbill, daß diese sich gerade mir anschließen. Ihre Schilderung der dortigen gebildeten Stände paßt leider fast auf jede Stadt, nur wird es einem nicht so gut, daß man in einem so urkräftigen kerngesunden Bauernstand, wie es der Tiroler ist, auch anderwärts Ersatz für die Martern findet, welche diese Misere jedem auflegt. Ich bin noch nie mit einem Handwerker, einem Landmann, einem Matrosen zusammengestoßen, wär's auch nur auf der Landstraße, ohne daß ich irgend etwas neues von ihm erfahren, einen Blick in mir fremde Zustände gethan oder eine originelle Welt- und Lebensanschauung kennen gelernt hätte, während ich bei den meisten Gebildeten ein Omar werde, der alle Bücher verbrennen und, um das Recht dazu zu erlangen, die eigenen zum Fidibus hergeben möchte. Das einzige Resultat dieser Dressur, die den heutigen Namen der Bildung usurpirt, scheint darin zu bestehen, daß sie die Adern unterbindet, die das Individuum mit der Natur verknüpfen und so die Circulation des frischen Blutes hemmt, daß sie den Instinkt tödtet, ohne den Verstand oder die Vernunft zu wecken.

Sie erkundigen sich nach der Fortsetzung der Schauspielerin. Ich habe den ersten Akt bereits vor drei oder vier Jahren geschrieben und bin bis jetzt nicht zu dem Stück zurückgekehrt, das eine ganz eigene gemischte Stimmung erfordert, weil es sich über das gewöhnliche Schauspiel erhebt und doch nicht Tragödie werden darf, sie wird wol einmal wiederkehren. Es ist inzwischen ein ganz neues Drama, freilich nur in zwei Akten entstanden, Michel Angelo, das auf reiche eigene Erfahrungen gestützt die Conflikte behandelt, welche dem Künstler als Künstler begegnen und sie sittlich zu tödten sucht, indem es sie auf eine höhere Nothwendigkeit zurückführt. An die Sybäre der Lorenz Kindlein und Correggio werden Sie hiebei nicht denken; es kann keine größere Verirrung geben, als den Brotmangel neben Ideenüberfluß tragisch und ästhetisch genießbar zu finden. An Torquato Tasso bitte ich aber sich auch nicht zu erinnern, denn dieses Stück ist auch nichts anderes, als die interessante Krankheitsgeschichte eines begabten Menschen, der sich sittlich nicht vollendete und kann wahrlich nicht als Typus der Dichternatur gelten. Meinen Vorwurf bildet jener Sauerteig, der mit der leeren Tasche nichts zu thun hat, durch die Bildung aber auch nicht beseitigt, nur als nothwendig begriffen wird. Ich glaube nicht ganz unter der Aufgabe geblieben zu sein: auch der äußere Erfolg des Dramas war ein sehr günstiger, als Holtey es vorlas und das will bei Werken etwas sagen, die mit jener Tinte geschrieben sind, welche erst zu leuchten anfängt, wenn das rechte Auge darauf fällt.

Der erste Akt der „Tarquinier“) hat mir warmes Interesse eingeflößt, das wissen Sie vielleicht schon aus einer Journalnotiz. Den Bau des Dramas glaube ich darnach schon übersehen zu können und der hat ganz meinen Beifall. Den Grad der Verlebendigung kann ich allerdings noch nicht ermessen. Mir hat es wol gethan, daß die Tuba durch das ganze hindurchdröhnt. Ob Sie den Akt an Prutz schicken sollen, weiß ich nicht; ich sehe das Blatt nicht und habe keine weitere Verbindung mit ihm, als daß ich ihm in Folge seiner Einladung ein Gedicht gab.

Darf ich bitten, Ihre dortigen Freunde von mir zu grüßen, vor allem Herrn Professor Flir. Kommen Sie im Sommer nicht nach Wien? Den Juli ausgenommen bin ich immer hier und zwar auf dem Lande.

Der Ihrige

F. Hebbel.

3.

Wien 13. Ap. 1852.

Es hat mich sehr gefreut, gleich nach meiner Rückkehr von München von Ihnen ein Lebenszeichen erhalten zu haben; ich danke Ihnen sehr für Ihr Liederheft und die Flirsche Monographie und werde beide Produktionen selbst am geeigneten Orte anzeigen, wo möglich bald. In Ihren Liedern ist mir von allem übrigen abgesehen, besonders die Einfachheit wohlthuend: ich gestehe, daß ich Dinge wie die Amaranth und ähnliche Barbareien nicht ohne physischen Krampf lesen kann. Die Flirsche Arbeit ist meisterhaft und geht hier in Wien auf meine Empfehlung von Hand zu Hand: mir ist eine actenmäßige Darstellung dieser Art, welche die größte Detailklarheit mit einer solchen Uebersichtlichkeit in einem so lebendigen Styl verbindet, nicht leicht vorgekommen. Ihr Aufsatz über Michel Angelo erscheint jetzt erst im rechten Lichte.

Mir ist es in München, wo ich sechs Wochen verweilte, obgleich ich nur auf 14 Tage hinging, gut ergangen, für meine physischen Zustände zu gut. Der Wirbel, in den ich hineingerissen wurde, ist mir noch nicht wieder aus dem Kopf: ich leide an heftiger Migräne und habe sonst mit diesem Uebel sehr wenig zu schaffen. Kein Wunder, wo ich die einfachste Lebensweise nicht bloß Bedürfniß, sondern auch Genuß und dort kam ich vor lauter Diners und Soupé's kaum zu mir selbst. Ihren Glückwunsch zu dem Erfolg meines Stückes kann ich ruhig annehmen, obgleich die Wiener Bekanntschaft mit einer Frechheit, die noch nicht vorgekommen

sein dürfte, die offenkundigsten, von Tausenden verbürgten Thatsachen auf den Kopf zu stellen sucht. Die Agnes Bernauer wurde vor einem überfüllten Hause bei schlechtester Besetzung (letzteres durch meine Schuld, weil ich drängte und die Rückkehr der Hauptmitglieder nicht erwarten wollte) gegeben und der Verfasser dreimal stürmisch hervorgerufen. Der freie Eintritt war vollständig aufgehoben und die Leute drängten sich wahrlich nicht bloß aus Theilnahme für mich ins Theater; im Gegentheil, sehr viele hätten mir gern den Stab gebrochen, weil sie bei ihrem altbairischen Fremdenhaß aus meinem durch die Umstände gebotenen etwas längeren Aufenthalt und aus meinem Umgange mit dem gefürchteten Dönniges den Schluß zogen, daß ich mich unter ihnen domiciliren ja — so weit ging die Verrücktheit — als Kabinetssecretär beim König eintreten möchte. Dennoch konnten sie mir nicht an den Leib, so daß ich alles wol erwogen, unter andern auch die Unzufriedenheit mit einem Drama, das den Staat in seiner sittlichen Berechtigung hinstellt, ein wenig in Anschlag gebracht, in München durch die bloße Macht des Wortes ein Resultat errungen habe, wie noch nie zuvor. Dem literarischen Lumpengesindel gegenüber halte ich, es mag's treiben wie es ihm gefällt, ein unbedingtes Stillschweigen für nothwendig. Ihnen wollte ich aber doch sagen, wie sich die Sache verhielt; übrigens wird der Hause auch bald aufgeklärt werden, denn schon haben Stuttgart, Weimar, Augsburg und Königsberg sich die Agnes verschrieben und das spricht deutlich genug.

Drucken habe ich das Mscpt. noch nicht lassen, so daß ich es Ihnen so gern ich's auch thäte nicht schicken kann. Dagegen sende ich Ihnen hiebei eine „actenmäßige" Anzeige desselben, die Herr Doctor Glaser (ühmlichst bekannt durch seine Schrift über Schuld und Strafe, seine Uebersetzung Beccarias u. s. w.) nach einmaligem Anhören für Ihren dortigen Phönix aufgesetzt hat. Der Aufsatz dürfte als Beitrag nicht unwillkommen sein; der Verfasser leistet auf alles Honorar Verzicht und bittet sich bloß einen Abdruck aus, den ich ihm einsenden werde. Es ist gut, daß das Blatt in bessere Hände übergegangen ist, nun kann man sich daran betheiligen und das thut wahrlich note, daß die Gleichstrebenden zusammen halten. Kuh wird nächstens etwas schicken, er schreitet bedeutend vorwärts.

Leben Sie wol und lassen Sie mich bald wieder von Ihnen hören.

Ihr aufrichtig ergebener F. Hebbel.

Von Hebbels Brief 12. XI. 52 ist eine Stelle ausgelassen.

4.

So posaunten sie eine Nachahmung meines Herodes „Die Maccabäer" monatelang als ein nie dagewesenes Meisterwerk aus und nun am Tage der Aufführung fällt es durch wie eine Prechtleriade, am eigenen Bombast erstickend.

5.

19./11. 52.

An F. Hebbel.

Sie haben mir in Ihrem letzten Schreiben vom 18. Aug. 1852 zugeredet, meine Tarquinier dem Burgtheater einzureichen, wie Sie sich ausdrückten, nicht des Erfolges wegen, sondern um auch meinerseits den Beweis in die Hände zu bekommen, wie der edle Reformator jedes tüchtige „Streben" behandelt. Ich habe das nun gethan. Am 24. October ging das Mscpt. nach Wien ab, gestern am 18. November erhielt ich es mit folgender Zuschrift wieder zurück.

„Die Direction des k. k. Hofburgtheaters dankt ergebenst für die Zusendung des Mscptes, der letzte Römerkönig die Tarquinier'. Sie bedauert, davon keinen Gebrauch machen zu können, weil ihr das Stück für die Darstellung auf dieser Bühne nicht geeignet erscheint.

Von der k. k. Hofburg Theater Direction
Wien, 13. November 1852."

Dieser Abfertigung hat mir Herr Laube eigenhändig folgende Zeilen beizufügen geruht.

„Der Absicht und mancher Anlage, verehrter Herr all meinen Respekt, aber die Ausführung erhebt sich nicht zu der Größe, welche einem solchen Stoff unerläßlich ist, wenn er von der Bühne herab wirken soll.

Hochachtungsvoll Laube."

Uebrigens hat der Donnerkeil, den er mir in meine Berge hereingeschleudert, auf mich sehr geringe Wirkung hervorgebracht: nach Ihren Andeutungen durfte ich dieses ja erwarten.

Hier übersende ich Ihnen eine Kritik von Schads Musenalmanach, welche der Phönix in seiner letzten Nummer brachte. Da von Ihren Epigrammen die Rede ist, so dürfte Sie dieselbe interessiren.

Ich lege „die alte Zither" bei, ein Stück Tirolerleben. Sollte es dem Wanderer zusagen, so bitte ich es ihm zum Abdruck zu überlassen. Die Verse sind nach Hebungen und Senkungen gebaut, letztere schwankend von eins zu zwei, ein Auftakt geht voran. Der Stoff erforderte dieses Maß, Jamben oder Trochäen wären ihm nicht gerecht geworden.

Mit herzlichem Gruße Ihr Pichler.

Beim Briefe vom 13. Dezember 1852 fehlt der wichtige Schluß.

6.

Einstweilen beziehen Sie sich auf mein Urtheil über die Tarquinier im genannten Briefe abgedruckt, wo und wann es Ihnen gefällt. Können Sie's bis auf die Notiz über das Burgtheater, die meiner Frau wegen wegbleiben müßte, in die A. allgemeine Zeitung bringen, um so besser! Die Maccabäer werden dem Publikum mit Gewalt aufgedrungen, es hilft aber nichts, wenn auch in dieser Zeit von völliger Leere des Theaters natürlich nicht die Rede sein kann. Neulich lud mich Professor Eitelberger zur Mitarbeiterschaft an dem Literaturblatt ein, daß die Wienerzeitung vom 1. Januar an begleiten soll; ich schlug auf der Stelle auch Sie vor und übernahm es Sie einzuladen. Das geschieht denn hiemit; wenn Sie rasch etwas senden können, werden Sie sich am besten empfehlen. Was sich eignet, sagen Sie sich selbst am besten. Mich freut das Ganze; in so engen Schranken es sich auch bewegen wird. Es ist doch ein Anfang. Was Sie haben, schicken Sie es nur an mich, ich besorg' es. Vorgestern sandte ich Ihnen unter Kreuzband die Agnes Bernauer zu, Sie werden sich meiner Bemerkung über die Münchner Angriffe auf dieses Stück aus einem früheren Briefe erinnern und wahrscheinlich ein wenig lächeln. Uebrigens gewinnt dieß Drama überall Boden und sehr viele Leute finden's jetzt gerathen, den Hut wieder abzuziehen, wozu der empfindliche Schlag, den Professor T. Rene Taillandier in seinem Aufsatz in der Revue de deux Mondes über mein Drama für mich führte, stark mit beigetragen haben mag. Diese Instanz wurde früher immer als eine infallible herausgestrichen und läßt sich nun nicht gut discreditiren.

Vom Herzen

Ihr Hebbel.

Daran schließt sich der Auszug aus einem Briefe der Hofburgtheaterdirektion vom 18. November 1852.

Soeben erhalte ich Ihre Bernauer verehrter Herr! von Excellenz mit dem Bemerken zurück, daß er die Aufführung bestimmt ablehne. Auch der Beruf auf den Erfolg hat nur nachtheilig gewirkt, seine Nachrichten aus München wider-

sprechen dem und er ist im ganzen offenbar gegen das Thema eingenommen, welches ihm für ein Hoftheater mißlich erscheint. Da ist nichts mehr zu thun.

Ihr ergebener Laube.

Hebbel hatte diese Antwort Laubes an mehrere Herren, darunter auch an Graf Taaffe geschickt mit dem Ersuchen um ein Gutachten über das Verhalten des Burgtheaters. Hier folgt das meinige.

7.

An F. Hebbel.

In den voranstehenden Zeilen wird das Drama Agnes Bernauer von F. Hebbel abgewiesen, weil das Thema für ein Hoftheater mißlich erscheine. Da nun die Direction des Hofburgtheaters deßungeachtet die Agnes Bernauer eines anderen Dichters[1] zur Aufführung bringt, so kann ich aus innerer Ueberzeugung dieses Verfahren — nachdem früher Hebbels Werk, das den gleichen Stoff behandelt, abgewiesen wurde, nur als unbillig, ungerecht und meinen Begriffen von Ehre nicht gemäß bezeichnen.

D. Adolf Pichler.

Beim Briefe vom 10. Februar 1853 fehlt der Schluß.

8.

Ich sende Ihnen hiebei für den Phönix acht neue Epigramme. Möchten Sie die Hand ein wenig darüber halten, daß der Setzer den Distichen alle ihre Füße läßt? Wenn es die Oeconomie des Blattes nicht stört, so bitte ich um die Nummer, in der sie Aufnahme finden. Sie fragten mich zugleich ob und wann die Gesammtausgabe erscheinen werde Ich brenne darauf, sie zu Stande zu bringen, stoße aber auf große Hindernisse. Sie wissen selbst, wie schwer es ist, in der ersten Zeit einen Verleger aufzutreiben und können daraus wol ermessen, daß man, wenn man einen erhält, sich nicht nach allen Seiten verklausuliren kann. Daraus folgt dann viel Fatales für die Zukunft. Ich bin seit lange mit dem Ordnen dieser Angelegenheiten beschäftigt und werde von Tag zu Tag desperater. Doch verzweifle ich nur noch momentan! Aber da hat man wieder einen Beweis, wie es trotz aller Juristen mit der Ausbildung mancher Rechtsinstitute steht. Fast alle meine Dramen werden in umgearbeiteter Gestalt wieder hervortreten, sobald es zur Gesammtausgabe kommt, aber der neue Verleger will sie doch auch einzeln abgeben können und der alte Campe hat Auflagen gemacht, die an Zahl der Exemplare sechs es hängt mit der Nro. 30 nämlich ganz eigen zusammen übertreffen. Wie soll man sich da herausziehen? Und der Dichter, die moralische Person die sich waschen will, kommt am meisten zu kurz. Uebrigens hoffe ich noch und bin ich mit Weber vorerst einig, so kann ich auch für meine Freunde etwas thun, namentlich für Sie. Er ist ungehalten auf mich, weil er meinem Zögern verkehrte Gründe unterlegt.

Wie immer Ihr Fr. Hebbel.

9.

22./12. 54.

Allerdings war es lange, daß ich Nichts mehr von Ihnen vernahm, fast ein volles Jahr, wenn ich mich nicht irre. Ich hatte von Marienbad aus, woselbst ich diesen Sommer, meiner leidenden Frau wegen volle 6 Wochen verbrachte, den Freiherrn F. v. Uechtritz, den Verfasser mehrerer Dramen so wie des höchst bedeutenden Romanes Gustav Holm, der Tirol bereisen wollte an Sie empfohlen, er

[1] Das schwache Stück von Melchior Meyr.

ist aber nicht hinwegzukommen. Sie hatten einen der gebildetsten Männer Deutschlands in ihm kennen gelernt. Suchen Sie sich wenigstens durch die Lectüre seines Werkes zu entschädigen, das, wenn es auch nicht eine künstlerische Production ist, doch die größte Verbreitung verdient und sich zu Gutzkows gleichfalls sehr merkwürdigen Ritter vom Geist ungefähr so verhält wie der Stundenzeiger zum Minutenweiser.

Ihr Brief traf zu einer Zeit bei mir ein, wo ich gerade in Begriff war meine neue Tragödie abzuschließen, ich hatte aber ohnehin auch für Ihre Hymnen nichts thun können, denn ich lebe in Bezug auf Zeitungen und Journale mitten in Wien gewiß noch isolirter wie Sie in Innsbruck und unterhalte mit absolut gar keiner Redaction eine bleibende Verbindung. Jetzt hat Ernst v. Schwarzer die Donau gegründet, die sich nach den mir zugesandten Nummern sehr anständig ausnimmt und die eine große wie es scheint, sehr mannigfaltige Beilage bringt. Vielleicht wäre dieser Ort Ihnen recht und wenn Sie wollen, werde ich den Abdruck zu vermitteln suchen indirect nämlich, denn mit jenem Manne stehe ich nicht in persönlichem Verkehr, nur müßten Sie es mir zu willen thun. — Mich haben Ihre Hymnen innig und warm angesprochen, sie sind voll und markig und es weht darin der Hauch ächter Begeisterung. Doch zweifle ich, ob diese Form sich jemals in Deutschland einbürgern wird und habe mich ihrer, wie aller verwandten in eigener Praxis bis aufs Tüpfchen strenge enthalten, obgleich ich die Stimmungen, in denen der Reim eine Fessel scheint, nicht gut kenne. Es ist bis jetzt wenigstens immer mißlungen, von Klopstock und Voß an bis auf Platen herab. Nichts von allem, was versucht wurde, lebt im Volk und ich kann den Grund davon durchaus nicht in den Talenten finden. Nach meiner Meinung ist unsere Sprache bildungsfähig genug, die antiken Maße nachzuschaffen, wenn es sich um die Uebertragung eines Gehalts handelt, der von ihnen untrennbar ist, aber nicht, sie aus sich selbst mit innerer Nothwendigkeit hervorzutreiben, wie ein Spiegel das Bild, das er treu und klar auffängt, ja auch nicht rückwärts in den Gegenstand selbst verwandeln kann. Sie kommt wol nicht weiter wie die lateinische, wenn sie reimt: es geht, aber beweist auch nichts weiter, als daß es geht. Doch ist dieß nur eine individuelle Ansicht, die sie vielleicht anregt die Frage noch einmal zu prüfen.

Die Agnes Bernauer wird wol noch lange vor dem Theater stehen bleiben müssen, und mein neues Stück, das bis jetzt mit Ausnahme meiner Frau Niemand auch nur dem Titel nach kennt, halte ich einstweilen selbst zurück, obgleich ich eines schwerlich schon so rund dargestellt habe. Uebrigens habe ich es nicht mit dem Publikum zu thun, sondern nur mit Personen, die sich zwischen mir und das Publikum drängen. Kennen Sie das Buch des Barons Eötvös „Ueber den Einfluß der herrschenden Ideen auf den Staat?" Lesen Sie es! Mir hat der Fürst Schwarzenberg, der sich Ihrer freundlichst erinnert, es gebracht und es gehört zum Gediegensten, was in der politischen Literatur seit lange hervortrat. Die Widerlegung möchte ich sehen!

Das beste zum neuen Jahr!

Ihr Hebbel

10.

30./12. 55.

Wenn Sie mir ernstlich zürnten, so könnte ich es Ihnen kaum verargen. Nichts destoweniger werden Sie mein langes Stillschweigen begreifen, wenn Sie wüßten, was alles zwischen meinem Mai und meinem Dezember liegt. Und warum sollten Menschen, deren Ueberzeugungen und Gesinnungen so hart und unveränderlich sind, wie der Knochengebiß nicht mit Ruhe eine Pause machen und doch aufeinander zählen dürfen? Zu diesen gehören wir aber ohne Zweifel alle beide.

Ich habe diesen Sommer volle acht Wochen in Gmunden zugebracht und mich dort sogar angekauft. Natürlich im allerbescheidensten Sinne. Dennoch macht es mir Spaß, jetzt ein Häuschen und einen Garten zu besitzen. Nächsten Sommer

gehe ich wieder hin, um dort mit meiner Frau abermals den Ferialmonat des Burgtheaters zu verleben und Luft und Waſſer zu genießen; letzteres nämlich indem ich im See und in der Traun kalt bade. Vielleicht führt Sie Ihr Weg dann auch einmal nach Oberöſterreich und wir ſetzen die in Penzing abgebrochenen Geſpräche am Fuß des Traunſteins fort. Alles Schreiben iſt doch nur ein trauriger Erſatz für den perſönlichen Verkehr und je tiefer man dieſes erkennt, um ſo nachläßiger wird man dabei. Ich wenigſtens nehme, wenn mich die Produktion nicht drängt, kaum noch die Feder in die Hand und auch jene geht mir nur im Freien unter Gottes blauem Himmel von ſtatten, ſo daß der Prater meine eigentlichſte Arbeitsſtube iſt. Freilich ſollte man erwägen, daß der andere immer mehr empfängt, oder doch zu empfangen glaubt, als man ſich zu geben einbildet und daß er beſſer ſupplirt als man denkt.

Ihr Freund Alex. Kaufmann hat mir geſchrieben, aber aus ſeinem Brief ging nur ſo gänzliche Unbekanntſchaft mit mir und meinen Beſtrebungen hervor, daß ich ihm nicht zu antworten vermochte. Ich bin ihm offenbar nur ein Name, der ihm hie und da vorgekommen ſein mag, der ihn aber nicht veranlaßt hat, ſich den Menſchen, der ihn trägt, etwas näher anzuſehen; er verſprach mir z. B. bei der Redaktion des zuwerdenden Düſſeldorfer Journals die Aufnahme eines dramatiſchen Beitrages zu „befürworten“; das nahm ich freilich nicht übel, aber ich wußte doch nicht recht, was ich dazu ſagen ſollte, entſchuldigen Sie mich alſo bei ihm, denn ich laſſe ſonſt nie eine Höflichkeit unerwidert, wenn ich mich auch zu vielen ſäumig zeige.

Von mir ſind zwei Bücher erſchienen: Novellen und eine Tragödie. Die Novellen werden ſchwerlich gefallen, könnens auch nicht wol in einer Zeit, die ſogar den Begriff der Gattung verloren hat. Gyges ſcheint, wenn ich nach Wien urtheilen darf, raſcher durchzudringen wie irgend ein anderes Stück von mir, doch hat den eigentlichen Gehalt des Stückes noch niemand geſucht, wo er zu finden iſt, nämlich im Charakter des Kandaules.

[Schluß: Bamberger, S. 408]. Ihr F. Hebbel.

Verzeichnis.

1849	An F. Hebbel.	Nr. 1.
11./5. 1851	An A. Pichler.	Nr. 2.
13./4. 1852	An A. Pichler.	Nr. 3.
12./11. 1852	An A. Pichler.	Bamberg 2, 397.
	Von dieſem Briefe iſt bei Bamberg eine Stelle weggeblieben.	Nr. 4.
19./11. 1852	An F. Hebbel.	Nr. 5.
13./12. 1852	An A. Pichler.	Bamberg 2, 398.
	Von dieſem Briefe fehlt der wichtige Schluß.	Nr. 6.
undatirt	An F. Hebbel.	Nr. 7.
2./1. 1853	An F. Hebbel.	Bamberg 2, 399.
10./2. 1853	An A. Pichler.	Bamberg 2, 400.
	Fehlt der Schluß.	Nr. 8.
24./7. 1853	An A. Pichler.	Bamberg 2, 401.
22./11. 1853	An A. Pichler.	Bamberg 2, 403.
13./1. 1854	An A. Pichler.	Bamberg 2, 403.
26./10. 1854	An F. Hebbel.	Bamberg 2, 404.
22./12. 1854	An A. Pichler.	Nr. 9.
6./1. 1855	An F. Hebbel.	Bamberg 2, 405.
20./6. 1855	An F. Hebbel.	Bamberg 2, 406.
30./12. 1855	An A. Pichler.	Bamberg 2, 408.
	Der fehlende Anfang.	Nr. 10.

Otto Ludwigs „Maria".

Von Richard M. Meyer in Berlin.

In seinem gelehrten Aufsatz über Kleists „Marquise von O." Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 3, 483 f. hat bereits Richard Maria Werner, von Erich Schmidts unendlicher Belesenheit unterstützt, die merkwürdige Jugendnovelle O. Ludwigs in den Zusammenhang jener Geschichten gestellt, in denen ein weibliches Wesen, im Schlaf überwältigt, unschuldig die Unschuld verliert (S. 497). Die specielle Stellung gerade dieser Erzählung konnte Werner nicht beurteilen, weil „Maria" vor der neuen großen Ausgabe von Ludwigs Werken nicht gedruckt vorlag. In der Einleitung zu dem höchst interessanten Denkmal ist wiederum der verdienstvolle Herausgeber der Erzählungen, Adolf Stern, auf Werners Mitteilungen und Vermutungen nicht eingegangen (Otto Ludwigs Werke 2, 541 f.). So bleibt, wie mir scheint, der Zusammenhang noch aufzudecken, in wem diese zarte und doch so aufregende Novelle zu ihren Verwandten steht.

Zolling bemerkt (vgl. Werner, a. a. O., S. 487), das Motiv sei in Wirklichkeit so alt wie die Erzählungslitteratur überhaupt und schon oft behandelt worden. Das ist unzweifelhaft richtig. Das Motiv gehört in die große und fruchtbare Reihe der Geschichten von übernatürlicher Empfängnis und Geburt. Die fabelhafte Erzählung, daß eine Frau von einer Frau schwanger wird, taucht sowohl in Ägypten (Ploß Bartels, Das Weib[3] 1, 330) als in altkeltischer Sage auf. Unendlich häufiger sind die Legenden von einer Beschattung durch höhere Wesen; und mit ihrem Kreis stoßen wir in der Alkmenenfabel schon in die nächste Nachbarschaft unseres Themas. Der Verfasser der „Marquise von O." hat auch die Verwirrung in der Seele der Gattin Alkests behandelt, und Otto Ludwig hat seiner Heldin wohl nicht ohne Absicht den Namen „Maria" gegeben. Denn hier ist bereits das aufreizende Paradoxon gegeben; wie kann die eingreifendste Veränderung im Sein des Weibes ohne ihr Wissen und Ahnen sich vollziehen?

Es ist klar, daß die sämtlichen Formen dieses Motives im wirklichen Leben anzutreffen sein werden. Wo irgendeine Verführte Aussicht auf gläubiges Gehör hat, liegt die Erfindung nahe; und es fehlt deshalb auch in den litterarischen Behandlungen des Themas selten der ausführliche Hinweis auf den Unglauben des Hörenden (so bei Madame de Gomez: Werner, a. a. O., S. 493; bei Kleist; bei O. Ludwig). Aber auch Selbsttäuschungen sind nicht ausgeschlossen,

in denen die Überwältigte selbst den Moment der Verwirrung umdichtet. Wenn deshalb O. Ludwig von einem reichen jungen Voigtländer Leinwandhändler erzählt, der eine Scheintote überwältigt (bei Werner, S. 497) und wenn Kleist ebenfalls eine „wahre Begebenheit“ als Grundlage nennt (S. 496), so beweist dies weder für einen direkten Zusammenhang beider Geschichten noch gegen die litterarische Tradition: Anekdoten aus der Gegenwart konnten jederzeit der Überlieferung des Motives zu Hilfe kommen, ohne ihre Kette zu zerstören.

Eine solche Kette stetig sich entwickelnder litterarischer Tradition liegt nun aber in einer Anzahl von Romanen und Novellen vor, in deren Reihe Ludwigs „Maria“ einen Wendepunkt bedeutet.

Die romanischen Fabulisten haben den pikanten Stoff auf jene Paradoxie des Nichtwissens zugespitzt; so auch jene Madame de Gomez (vgl. über sie Fürst, Vorläufer der Novelle, S. 107 f.), die auf Kleists Novelle wohl unzweifelhaft eingewirkt hat (vgl. Werner, S. 496; Fürst, a. a. O., S. 209). Doch auch das Problem der schuldigen Unschuld lag ihnen nicht ganz fern, aus dem später der „entschuldigte Verbrecher“ (Fürst, S. 143 f., 209 f.), der Typus Marion de Lorme und Kameliendame herauswuchs. Mit diesem Keim fand Goethe die Tradition bereits ausgestattet, als er in den beiden Erzählungen, die am entschiedensten sich der allgemeineren Art der Romane anschließen, beidemal das Motiv ergriff. „Werthers Leiden“, trotz aller Beziehungen zu Rousseau und Richardson so originell aus der Empfindung heraus, die „Wanderjahre“, trotz aller umgreifenden Berührungen so eigenartig aus der Reflexion, entbehren beide diese Eigenheit. Aber in den „Lehrjahren“ fühlt Wilhelm sich schlaftrunken und von der Fantasie berauscht, plötzlich „von zarten Armen umschlungen, seinen Mund mit lebhaften Küssen verschlossen, und eine Brust an der seinigen, die er wegzustoßen nicht Muth hatte“ (Buch V, Kapitel 12; bei Hempel 17, 312). Und in den „Wahlverwandtschaften“ geht in Eduards Seele „eine sonderbare Verwechselung“ vor: indem er an Ottilien denkt, pocht er an Charlottens Thür, und sie, die den Hauptmann an der Thür zu hören glaubt, öffnet. Beide sind aufgeregt, verwirrt; die ausgelöschte Lampe steigert die Unklarheit der Situation; und sie begehen, ehelich verbunden, einen doppelten Ehebruch, der in den Gesichtszügen des Kindes sich verrät (Teil I, Kapitel 11; bei Hempel 15, 92 f.).

Man beachte, daß Goethe beidemal mit dieser Scene ein Kapitel und einen wichtigen Abschnitt schließt. In den „Wahlverwandtschaften“ bezeichnet sie ja geradezu den Angelpunkt der ganzen Handlung: ein blinder Drang treibt die nicht ernst genug Widerstehenden zu einem Verbrechen, das sie scheinbar gar nicht begehen. Während also sonst die im Schlaf Überwältigte schuldig scheint, ohne es zu sein, ist hier

für Goethes strenge Moral das Ehepaar schuldig, ohne so zu scheinen. Aber doch nicht völlig schuldig. In dunkler Verwirrung der Sinne geschah die That: die gelöschte Lampe deutet symbolisch das Verlöschen der Besonnenheit an. Auch dies Motiv hat litterarisch weiter gewirkt, freilich nicht ohne Änderung seiner Bedeutung. Grillparzer hatte in einer Liebesaffaire — auch mit einer Charlotte! — erlebt, daß die Geliebte ihm mit dem Licht folgte, es plötzlich aber niederstellte und ihn umarmte (Laube, Grillparzers Lebensgeschichte, S. 80). Das verwandte er in der Liebestragödie, für deren Schluß das Löschen der Lampe ja altes katastrophisches Moment ist. Hero hat erst mit dem sanften Strahl der Lampe die flimmernden Liebesgedanken auslöschen wollen (Werke, Ausgabe von 1872, 5, 58); dann läßt sie die Leuchte wegstellen, erst (S. 63) aus Vorsicht, dann (S. 70) aus Scham. Auch hier begegnen sich Erlebnis und Überlieferung, eigentliche und symbolische Bedeutung. Wir werden diesem Zug des verlöschten Lichtes noch einmal begegnen.

Eduard und Charlotte also täuschen sich selbst in die Dunkelheit hinein: er „löscht zuletzt mutwillig die Kerze aus“ (S. 94). Wilhelm Meister dagegen ist fast ganz unschuldig; er, immer der passive Held, hat fast ganz die Rolle der Marquise von O. zu übernehmen. Daher weiß er denn auch wirklich nicht genau, wen er umarmt hat: der Zweifel, ob Mignon oder Philine, kehrt bis auf Einzelheiten bei O. Ludwigs Eisener wieder, der bald Maria, bald Julie für seine nächtliche Gefährtin hält. Hierin ist Ludwig selbst ein Genosse der Romantiker und mit ihnen Schüler Goethes und Heinses (vgl. Walzel, Anzeiger für deutsches Altertum 25, 312).

Bei Goethe also nähert sich die bis dahin wesentlich nur auf Pikanterie zugestutzte Fabel bereits symbolischer Deutung. Der Mensch ist nur ein Spielball höherer Mächte. „Ihr läßt den Armen schuldig werden.“ Die Sünde selbst wird fast im Schlaf vollbracht, wie nach der biblischen Legende Eva, die Mutter der Sünde, aus Adams Schlaf erschaffen wurde.

Für die Romantiker mußte natürlich die symbolische Deutung herrschend werden. „Symbol ist Alles, was ihr irdisch nennet.“ Die Romantiker lieben es, ihre Theorie von der unbewußten Empfängnis des Genius in erotischem Abbild zu spiegeln; liebten sie doch überhaupt, das poetische Zeugen mit physischen Analogien wollüstig-geistreich zu erläutern. Aber ihr Spiel wirkt auch auf die Erzählung von dem unbewußten Liebeserlebnis ein. Tieck erzählt, wie William Lovell Amalien aus dem brennenden Zimmer rettet und überwältigt (vgl. Werner, a. a. O., S. 197): der Brand steht symbolisch für die Entzündung aller Sinne. Dies nimmt Kleist in seiner Erzählung auf. Beide bleiben übrigens ganz realistisch. Dagegen steuert Immermann

im Vorspiel zum „Merlin" die Fabel ganz ins alte legendarisch-symbolische Fahrwasser zurück: Placida wird im Schlaf von Lucifer überwältigt — doch erst nachdem er ihre Sinne in Aufruhr gebracht hat. Am andern Extrem steht der schroff anti-romantische Zschokke, auf dessen „Tantchen Rosmarin" Werner (a. a. O., S. 498) nach Alexander von Weilen verwiesen hat: Lieschen wird ein Opfer ihrer Unschuld, wie Placida ihres Tugendstolzes; aber die Sache ereignet sich unter grotesken Umständen, während im „Merlin" der Vortrag tragisch und pathetisch ist. Dennoch — symbolisch will auch Zschokke die Erzählung aufgefaßt haben: den Ausspruch des Pfarrers, manche Sünde sei ein dornenvoller Zug der wahren Unschuld, hat schon Werner (S. 499) mit Recht als Grundidee herausgehoben.

Das Junge Deutschland nimmt die Erbschaft an. Wie gewöhnlich stattet es romantische Fabeln mit rationalistischen Zuthaten aus und entstellt sie durch Absichtlichkeit des Vortrages.

In Th. Mundts „Charakteren und Situationen" (1837) findet sich (2, 36) eine Erzählung mit der charakteristischen Überschrift: „Lebensmagie, Wirklichkeit und Traum". Das Ineinanderspielen von Wahrheit und Phantasie soll also, wie bei E. T. A. Hoffmann, dargestellt werden. Ein Student hat sich aus einem schüchternen Jüngling in einen Stürmer verwandelt; doch von beiden Phasen leben Elemente in ihm gleichzeitig. Er kommt nach langer Abwesenheit heim und verliebt sich in die schöne Jugendgespielin Rosalinde. (Der Name ist, wie Ludwigs Julia, aus Shakespeares klassischer Liebestragödie genommen.) Mancherlei Erregungen bringen ihn in aufgeregte Träume, in denen sich die Grenzen der Wirklichkeit ihm verrücken: die Katze — das Lieblingstier der Romantiker — gratuliert ihm zur Hochzeitsnacht; Blumen fangen an zu reden, ein Vogel hält einen Vortrag. Diese „Märchenscherze der Mainacht" benehmen Emil völlig die Besinnung. „Wie ein verführendes süßes Gift teilte sich ihm im Geheimen der Wahn mit, daß Rosalinde seine Braut, seine Frau, daß diese wunderbar schöne mondhelle Frühlingsnacht seine Hochzeitsnacht sei" (S. 91). Halb unbewußt folgt er der Gestalt, die ihm vorschwebt, in Rosalindens Schlafgemach. Er umarmt die Schlafende. „Sie wehrt nicht gleich dem vermessenen Beginnen; von einem Traume befangen, wie ihn der Mythe nach ja selbst die keusche Luna hat, schien sie anfangs dem verführenden Augenblicke sanft nachzugeben" (S. 94). So wagt er „der Liebe kühnstes Werk". Plötzlich erwacht sie, erblickt ihn und stößt ihn mit wildem Schrei von sich.

Die weitere Erzählung irrt völlig ab. Das Motiv der künstlichen Dunkelheit wird an die Stelle verlegt, wo Rosalinde dem halbschuldigen Verführer die Folgen jener Nacht zu gestehen hat

(S. 103). Es folgt dann weiter ein wüst abenteuerliches Possenspiel der enttäuschten Mitbewerber um Rosalindens Gunst, für das an ähnliche Erfindungen bei G. Keller (zumal in der „Armen Baronin“) erinnert werden mag; Emil wird wahnsinnig und erwacht nur beim Anblick des ihm wunderbar ähnlichen Knäbleins zu kurzer Besinnung. „Indem er sich wieder als Kind, als harmlos-spielende Erscheinung zu sehen glaubte, wurde sein Wahnsinn sich in dem ihm sosehr gleichenden Kinde gewissermaßen selbst gegenständlich und erhellte sich allmählich. Lächelnd über dies letzte Wunder des Lebens, daß, als alles Daseins Resultat, der Mensch wieder zum gotthingegebenen Kinde wird, schlummerte er endlich, seiner an ihm zehrenden Krankheit erliegend, ruhig zum Todesschlafe ein“ (S. 152). Also auch hier die sinnbildliche Deutung: der Mensch ist eben doch nur ein spielendes Kind, und er steht umso höher, je weniger er seiner Kindschaft widerstreitet. Es ist das bekannte Motiv von Schlegels „Lucinde“ und Wundts „Madonna“, die Umkehr des Gotteswortes „so ihr nicht werdet wie die Kinder,“ die Verheißung: eritis sicut Deus, nescientes bonum et malum!

Jene Hauptscene erinnert merkwürdig an die eines späteren Autors, der Wundts Novelle schwerlich je gelesen hat. In P. Heyses „Kindern der Welt“ (2, 112 f.) hat Christiane Lorinser eben zurückgewiesen. „Das Fieber durchschüttelt sie, sie sieht Gespenster, entsetzliche Träume bringen sie in eine furchtbare Aufregung.“ In diesem Zustande schläft sie ein und träumt von dem geliebten Edwin: sie glaubt ihn zu umfangen, ihn zu küssen. — „Ein gellender Schrei tönte plötzlich durch das stille Haus.“ Wild entsetzt weist die Unglückliche Lorinser von sich und „das Gesicht mit der andern Hand verdeckend, dem Lämpchen den Rücken zugekehrt“ verschwindet der Verführer. — Mit Recht rühmt P. Lindau (Gesammelte Aufsätze, S. 176) die vollkommene Meisterschaft, mit der „diese Vermischung des beseligenden Traums mit der entsetzlichen Wirklichkeit“ dargestellt sei; und bezeichnenderweise erinnert auch er an alte Mythen, an Jupiter und Jo, wie Wundt an Luna erinnerte.

Aber bei aller Ähnlichkeit in Traum und Erwachen bleibt die Färbung verschieden. Gerade weil alles realistischer ist, fordert es stärkere Zweifel heraus. Wunderbar bleibt es, daß Christianens Traum und Lorinsers Anschlag sich im selben Moment begegnen — wunderbar gerade, weil er ein nichtswürdiger Verführer ist, während bei den romantischen Paaren eine geheime Macht fernwirkender Sympathie, wie zwischen Wetter vom Strahl und Käthchen, die Begegnung erklärt. Und wie das Problem der halben Schuld hier mindestens für den Mann ganz in grelle Sünde verwandelt ist, so hat sich charakteristisch auch das Motiv der Verdunkelung umgestaltet:

plötzlich fällt der Strahl der Lampe hinein, Lorinser aber verlöscht sie nicht, sondern verdeckt sie nur, um seine Flucht zu sichern.

Die Scene aus „Wilhelm Meister“ mag eingewirkt haben; die aus der „Lebensmagie“ wohl gewiß nicht. Charakteristisch für Heyses Beziehungen zur Romantik und zum Jungen Deutschland bleibt die Berührung doch. Charakteristischer noch ist die meines Erachtens nicht zu bezweifelnde enge Berührung zwischen Mundts und Ludwigs Novelle.

Eine Neuerung hat Th. Mundt durch Sperrdruck hervorheben zu sollen geglaubt: „der Einfluß des Mondes hatte den armen Nachtwandler diese Abenteuer erleben lassen“ (S. 95). Für den wirklichen Schlaf (Immermann), die Schlaftrunkenheit (Goethe) oder die Ohnmacht (Kleist, Zschokke) ist ein individueller pathologischer Zustand eingetreten, der allerdings genau so sorgfältig durch Erregungen und Ahnungen vorbereitet wird wie bei allen Autoren von Goethe bis Heyse das Eintreten jener allgemeineren Zustände. Das Nachtwandeln war ja seit Jahrzehnten der neutrale Boden, auf dem Mystik und Rationalismus sich begegneten. Wie hätten die Jungdeutschen, immer auf der Lauer nach dem aktuellen Interesse, sich eine Tagesfrage entgehen lassen können, die vor kurzem (1831) gar durch Bellini in Musik gesetzt war! — Bloß, indem sie es zu gut machen wollten, verdarben sie es in der Regel. Indem Mundt, um das Symbolische recht nachdrücklich zum Ausdruck zu bringen, das Nachtwandeln zum Gleichnis für unser Thun und Sündigen macht, vernichtet er das Sinnbild, denn ein krankhafter Zustand wird nicht mehr als typisch empfunden, nicht mehr als allgemein menschlich aufgefaßt.

Dennoch lag gerade hierin etwas, was Otto Ludwig fesseln mußte. Das Gefährliche rein instinktiven Handelns hat er noch im „Erbförster“ zum Hebel der Katastrophe gemacht. Pathologische Zustände beherrschen auch Cardillac. Und überhaupt konnte dem Schüler und Bewunderer des großen Ernst Theodor Amadeus der Somnambulismus und die spukhafte Vermischung von Traum und Wirklichkeit, Zwang und Entschluß nicht fern liegen.

Er hat die Jungdeutschen früh angefeindet; dennoch wird hier eine direkte Benutzung schwerlich abzustreiten sein. Ward sie doch sofort zur Umgestaltung! 1842, fünf Jahre nach Mundt, schrieb O. Ludwig in Leipzig die Novelle, die ihm immer lieb blieb, wie auch Ludwig Richter eine große Vorliebe für sie zeigte (Stern, a. a. O., S. 542). Sie steht, wie Adolf Stern hervorhebt, „in ihrer Anlage und Vortragsweise sichtlich unter dem Einfluß der Novellen Goethes und Ludwig Tiecks“. Das Bildergespräch am Eingang (S. 546) erinnert an „Die Gemälde“, die etwas unerwarteten Betrachtungen

über das Dresdener Theater (S. 630) an Tiecks Neigung, Tagesfragen in der Novelle zu diskutieren; und für die Scene, in der Maria dem Knaben den Kragen umlegt (S. 550), mag wohl Werthers Lotte unter den Kindern vorgeschwebt haben. Die Hauptscene aber selbst (S. 559) kann die Verwandtschaft mit der bei Mundt nicht verleugnen. Nur ist Ludwig — mit gutem Grunde — zu der alten Tradition zurückgekehrt, die Goethe und Mundt darin unterbrochen hatten, daß sie den Mann zum eigentlich Verführten machten. Nachtwandlerin ist Maria. Eisener ist in lebhaftester Glut; „der Duft der Blumen, das Säuseln der Blätter und das ferne Rauschen eines Wehrs wiegten endlich seine erregten Lebensgeister in jenes angenehme Dämmern, in dem der Wechsel der Bilder so schnell erfolgt, daß die ermüdete Aufmerksamkeit weit zurückbleibt, und das Gefühl des Daseins endlich in der Empfindung einer süßen Mattigkeit aufgeht“ (S. 558). Man beachte, wie sorgfältig Ludwigs psychologische Erklärung das Typische des Zustandes betont, aber auch, wie fein „individualistischer Tic“ den vereinzelten Zug des rauschenden Wehrs hineinbringt! — Aufgeregt ist er im Einschlummern, als das Mädchen im magnetischen Schlafe zu ihm kommt, wie die Braut von Korinth zu dem übermüdeten Jüngling; es ist aber in der Mondbeleuchtung nicht deutlich zu erkennen, wer genaht ist. „Die Macht der warnenden innern Stimme schwand mit der Besinnung, und der Streit war kurz, in dem die Natur Siegerin blieb.“

Nun hatte aber in der Tradition das alte Motiv der unbewußten Empfängnis sich längst mit einem grauenhaften andern Motiv verbunden: mit dem der Totenliebe, über dessen gleichfalls nicht fehlende Unterlagen im wirklichen Leben wer will Krafft-Ebings „Psychopathia sexualis“ nachlesen mag. Namentlich die Ballade hatte die Verbindung nahegelegt: Leonore, die Braut von Korinth, lassen den Überlebenden von dem Toten umarmen. So war in verschiedenen Varianten der Fabel der Scheintod an Stelle des Schlafes getreten, besonders bei Madame de Gomez (bei Werner, S. 488; die Ohnmacht bei Tieck und Kleist ist nur eine Abschwächung dieser Situation. Die Anekdote von dem jungen Voigtländer Leinwandhändler ebenda, S. 497, die O. Ludwig als Grundlage seiner „Maria“ nennt, erinnert so stark an die Geschichte der Gomez, daß litterarischer Einfluß bei ihr wahrscheinlich ist. Immerhin Ludwig wagte nicht, das grausige Motiv auszubeuten. Er bringt es nur nachher (S. 588 f.), und nicht eben glücklich, an: der Scheintod Mariens, der Jubel des Vaters und nachher seine Enttäuschung vgl. Werner, S. 489 f. folgen auf die nächtliche Scene. Ebenso auch das Lichtmotiv, wesentlich verändert: Eisener sieht S. 589 das Licht sich an den Fenstern bewegen, etwa wie im Eingang von Wildenbruchs

unglücklicher Novelle „Das wandernde Licht“: hier ist dies symbolisch für die plötzlich aufdämmernde Klarheit, wie denn später (S. 585) auch der Regen sinnbildlich verwandt wird.

Diese Verschiebung wirkt nicht günstig; aber sie ist bezeichnend. Wohl verweilt auch Ludwig auf dem Paradoxen der Situation: „ich weiß ja selbst nicht, wie das alles kam“, muß Marie (S. 601) sagen. Niemand glaubt ihr. Aber eben hieraus erwächst Ludwig erst sein eigentliches Hauptmotiv. Nicht in jener peinlich erregenden Scene liegt sein eigentliches Interesse, sondern in dem Problem, wie die Unschuldig-Schuldige entrinnt und dem Vater, dem Geliebten, dem Leben wieder gewonnen wird. Das ist der eigentliche Inhalt der Geschichte. Mundt gab nach der Hauptscene alle Psychologie auf und warf romanhafte Erfindungen in den Kessel; bei Ludwig beginnt nun erst recht die Psychologie der Entwicklung. Mit sehr zarten Linien zeichnet er die Umbildung Mariens und ihres Vaters, die Handlung allerdings bleibt so frei gezeichnet, daß es an Selbstironie streift, wenn der rückkehrende Eisener (S. 639) ausruft: „Nun braucht es nur noch, daß diese schlanke Mädchengestalt Mariens Züge trägt, und das Märchen ist fertig.“

Dennoch aber — schon hier ist Ludwig der Realist, der die Wahngebilde einer romanhaft erfundenen Dichtung haßt. Es ist kein Zufall, daß hier schon gegen das „Schillersche Wahnbild“ (S. 575) und den falschen Idealismus (S. 495) geeifert wird; während Goethe selbst in Einzelnheiten nachgeahmt scheint: wie Mignon dem Wilhelm Meister nach jener Nacht (a. a. O., S. 312), erscheint Marie ihrem Liebhaber nach jener Nacht größer (S. 561). Vor allem aber liegt in der Gesamtauffassung Ludwigs Gegensatz zu der romantisch jungdeutschen, die freilich auch bei Goethe und vor Goethe angedeutet war. Es soll nicht alle Schuld den unglückseligen Gestirnen zugewälzt werden; Marie soll nicht als Opfer der grausamen Götter sterben. In Wirklichkeit wird sie, meint Otto Ludwig, nicht Mitleid erregen wie es Theklas Anschauung ist — „frei geht das Unglück durch die ganze Erde“ — sondern Verfolgung, Haß, Hohn; besiegt sie die aber tapfer, so wird ihr Glück erblühen aus dem Unglück selbst. So wirft der realistische Optimist den romantischen Pessimisten seine Novelle von Reichtum und Armut, Leiden und Sühne der armen Maria entgegen und mündet in die alte Bahn jener „Heilungsromane“ aus, in denen ein unerträglicher Zustand durch die Tapferkeit des Helden überwunden wird, wie bei Wieland, Thümmel, Fr. H. Jacobi.

Das Motiv hat ihn noch weiter beschäftigt. „Die Pfarrrose“ (Werke 3, 457 f.), 1845 entstanden, berührt sich mit der „Maria“ in dem Hauptproblem, wie die unschuldig verstoßene Tochter des

Pfarrers Liebe und Achtung wieder erobert, freilich erst als Sterbende. Ludwig hat Rose geradezu das Lied Marias in den Mund gelegt (2, 552 = 3, 471) und auch den Strohhut der Maria hat Rose geerbt (2, 554 = 3, 472). Daneben enthält das mißlungene Intriguendrama freilich auch fernere Reminiscenzen: „Der Esel ist auch Ochse genug“ (S. 499) wiederholt Ludwig nach Kleists berühmtem „Steht nicht der Esel wie ein Ochse da!“ Lag doch überhaupt eine direkt benutzte litterarische Quelle — Bürgers Ballade von des Pfarrers Tochter zu Taubenhain — zu Grunde.

So finden wir auch hier, was wir beim Studium bedeutender Autoren so oft finden: je sorgfältiger man ihre Vorgänger vergleicht, umsomehr muß man die Selbständigkeit der glücklichsten Erben bewundern. Otto Ludwig übernimmt ein uraltes Motiv, formt es aus — und giebt ihm eine ganz neue Bedeutung: was Hauptsache war, wird bei ihm Vorstufe; wo die Andern aufhörten, fängt sein Interesse erst an. Und so wird denn auch die Geschichte von Ludwigs „Maria“ zum Gleichnis für des Dichters unbewußte Empfängnis und heimliche Entwicklung.

Zur Geschichte von C. F. Meyers Gedichten.

Von Heinrich Kraeger in Zürich.

I.

Die meisten Gedichte des jüngst verstorbenen Schweizers Konrad Ferdinand Meyer haben eine merkwürdige und sehr lehrreiche Entwicklung durchgemacht, die sich durch die verschiedenen Ausgaben in den wesentlichsten Stadien noch verfolgen läßt. Die erste Sammlung, ein bescheidenes Buch von 145 groß gedruckten Seiten, erschien 1864 unter dem Titel:

Zwanzig Balladen

von

einem Schweizer

in Stuttgart, im Verlag der J. B. Metzlerschen Buchhandlung. Aber schon bald darauf ging es mit neuem Aufdruck: „Balladen von Conr. Ferd. Meyer, Leipzig H. Haeßel“ an einen andern Verlag über. Der Text ist in beiden Fassungen völlig gleich, und selbst kleine

Versehen in den Noten sind stehen geblieben.[1] Das Incognito, das der Dichter vorher gewählt hatte, war gehoben, und statt sich in einem wunderlichen Gefühl von Stolz und Bescheidenheit mit dem Namen des Landes zu decken, aus dem er kam, stellte er sich jetzt persönlich vor. Sechs Jahre später veröffentlichte er einen neuen Band: „Romanzen und Bilder von C. Ferdinand Meyer, Leipzig, H. Haeßel, 1870", der nicht bloß Balladen, sondern in einem ersten, freilich kleineren Teil, „Stimmung", auch Lyrisches ausbot. Der größere Rest der „Romanzen und Bilder" ist aber unter der Rubrik „Erzählungen" wieder den Balladen eingeräumt.

Diese beiden Bücher von 1864 und 1870 waren die Vorläufer der großen Gedichtsammlung, die, von 1882 an im Haeßelschen Verlage erscheinend, die alten Ausgaben förmlich überschluckte. Diese Sammlung, die man, um sie von den beiden vorausgehenden Ausgaben A und B zu unterscheiden, C nennen mag, brachte neben vielen neuen fast alle die alten Gedichte wieder, aber in völlig veränderter Gestalt.

Conr. Ferd. Meyer hatte dieselben nun derartig um- und durchgearbeitet, daß die Fassung in C mit den älteren in A und B oft in großen Umrissen nur noch den Stoff, aber sehr wenig in der Form gemein hat. Dieser Übergang von A und B zu C ist das Entscheidende in der Entwicklungsgeschichte der Gedichte, eine ungemein glückliche Wandlung, gegen die allerlei kleine Änderungen, die der Dichter später in den neuen Auflagen, C 2, C 3 u. s. w., nach seinem Grundsatz: „Mit dem Stifte les' ich diese Dinge" noch weiterhin vornahm, wenig zu sagen haben.

Das Inhaltsverzeichnis der beiden ersten Bändchen unter Hinweis auf die neuen Fassungen in C ergiebt Folgendes:

A = 20 Balladen, 1864.	Seite		
Der Frühling kommt	1		
Die Stadt im Meer	5	= C¹ 116.	„Auf dem Canal grande".
Neues Leben	16		
Der Mönch von Bonifacio	19	= C¹ 250.	
Don Juan de Austria	26	= C¹ 313.	„Das Auge des Blinden".
Der Zweikampf	33	= C¹ 201.	„Der Ritt in den Tod".
Die Römerin	38	= C¹ 200.	„Der Gesang der Parze".
Siegesfeier am Leman. (Nach einem Bilde von Gleyre)	46	= C¹ 203.	„Das Joch am Leman".
Der Druidenhain	51	= C¹ 211.	„Das Heiligthum".
Jakobs Söhne in Aegypten	56	= C¹ 191.	„Der Stromgott".
Thespesius. (Nach Plutarch)	66	= C¹ 193.	
Die Schlacht bei Tiberias	72	= C¹ 226.	„Der Berg der Seligkeiten".

[1] S. 66 „Thespesius. Nach Plutarch." Die Anmerkung 4, die S. 145 dasselbe sagt, ist daher unnötig. S. 46 „Gleyre 4" muß „Gleyre 5" heißen. S. 72 „Tiberias 5" statt „Tiberias 6".

Kaiser Otto's Weihnachten . . . . 78 = C¹ 259. „Der gleitende Purpur".
Königin Mathilde . . . . . 83 = C¹ 262. „Das Goldtuch".
Königin Agnes in Königsfelden . . 87 = C¹ 263. „Frau Agnes und ihre Nonnen".
Die Rebe . . . . . 91 = C¹ 105.
Die Novize . . . . . 97 vgl. C¹ 15. „Hochzeitslied".
Das Münster . . . . . 104 = C¹ 271.
Das Bild der Mutter . . . . . 113 = C¹ 101. „Das Gemälde".
Die Flucht Carls I. . . . . 121 = C¹ 329. „Die Rose von Newport".
Der Hugenot . . . . . 125 = C¹ 326. „Die Füße im Feuer".
Fingerhütchen (Anhang) . . . . 137 = C¹ 23.
Anmerkungen 145

Abgelöst wurde hinfort der lyrische Vorklang in dem Einleitungsgedichte: „Der Frühling kommt", woraus Motive freilich in den andern Frühlingsliedern des Dichters C¹, 10 und 38, wiederkehren, und ferner die zweite Ballade „Neues Leben". Bei einigen wenigen, „Der Mönch von Bonifazio" u. s. w., wurde der alte Titel auch für die Zukunft beibehalten, alle übrigen verraten schon in der Überschrift eine ganz neue Verteilung der Accente.

B = Romanzen und Bilder, 1870.

Inhalt.

Stimmung.

Tag scheint herein! . . . . . 3 = C¹ 111.
Frühlingslüfte 1 . . . . . 5 = C¹ 39. vgl. Lenz Wanderer Mörder,
Frühlingslüfte 2 . . . . . 6 = Triumphator.
Epheu . . . . . 8 = C¹ 36. „Eppich".
Die Ruine . . . . . 9 = C¹ 108. „Zwingburg".
Das todte Kind . . . . . 11 = C¹ 37.
Auf dem See 1 . . . . . 12 = C¹ 47. „Schwüle".
Auf dem See 2 . . . . . 12 = C¹ 48. „Eingelegte Ruder".
Auf dem See 3 . . . . . 13 vgl. C¹ 177. „Hirtenfeuer".
Auf dem See 4 13
Im Walde 1 . . . . . 15 vgl. C¹ 45. „Sonntags".
Im Walde 2 . . . . . 16 = C¹ 166. „Stapfen".
Im Walde 3 . . . . . 17 = C¹ 41. „Wund". C² 44. „Abendroth im Walde".
Im Walde 4 . . . . . 18 vgl. C¹ 42. „Jetzt rede Du".
Waldtraum . . . . . 19 = C¹ 43. „Die Lautenstimmer".
Weinsegen . . . . . 21 = C¹ 57.
Himmelsnähe . . . . . 23 = C¹ 74.
Jungfrau . . . . . 25 vgl. C¹ 73. „Firnelicht".
Im Engadin . . . . . 26 vgl. C¹ 73. „Firnelicht".
Das Glöcklein . . . . . 27 = C¹ 78.
Der Erntewagen . . . . . 29 = C¹ 54. „Auf Goldgrund", auch C² 56.
Spätjahr 30
Einer Todten . . . . . 32 = C¹ 161. „Weihegeschenk", auch C² 169.
Der Pfad . . . . . 34 = C¹ 86. „Die Felswand", auch C² 91.
Die alte Brücke . . . . . 36 = C¹ 82.
Römische Mondnacht . . . . . 38 vgl. C¹ 48. „Eingelegte Ruder".

Der schöne Brunnen	39	= C¹ 125. „Der römische Brunnen".
Die gegeißelte Psyche	40	= C¹ 128.
Kommet wieder!	40	= C¹ 146. „Möwenflug" und C² 141. „Der Gesang des Meeres".
Karl IX. an Ronsard	42	
Schon heut! erst morgen!	43	
Spielzeug	44	= C¹ 160.
Jedes Ding hat seine Zeit	45	

Erzählung.

Die neuen Musen	49	= C¹ 131. „Der Musensaal".
Cäsars Schwert	52	= C¹ 210. „Das verlorene Schwert".
Pabst Julius	54	= C¹ 295
Michel Angelo	58	= C¹ 298.
Cäsar Borgia	60	= C¹ 292. „Cäsar Borjas Ohnmacht".
Margarita	63	= C¹ 247. „Die Ketzerin".
Der Mars von Florenz	67	= C¹ 244.
Atalante	71	= C¹ 291. „Die Seitenwunde".
Die Dioskuren	74	= C¹ 199. „Der Botenlauf".
Die Fahrt des Achilles	77	= C¹ 129. „Der tote Achill".
Alexanders Fest	80	= C¹ 195. „Der trunkene Gott".
Vercingetorix	84	= C¹ 206. „Das Geisterroß".
Das Amphitheater	88	= C¹ 213. „Die wunderbare Rede".
Die Dryade	92	= C¹ 19. „Die Dryas".
Der Rubin	95	= C¹ 224. „Die Söhne Haruns".
Liebeszauber	99	= C¹ 231. „Der Pilger und die Sarazenin".
Der Klausner	106	= C¹ 268. „Einsiedel".
Die Spielleute	109	= C¹ 229. „Die Gaukler".
Das Heimchen	112	= C¹ 282. „Conquistadores".
Heinrich IV.	118	= C¹ 323. „Das Reiterlein".
Miltons Wache	121	= C¹ 332. „Miltons Rache".

Wir wollen nun im folgenden die Entstehung und Geschichte einiger Lieder und Balladen geben.

1. **Epheu.** B 8.

Epheu, mein alter Hausgesell,
Du bist von neuen Blättern hell
In diesen kräft'gen Tagen:
Dein Wintergrün so still und streng.
Wie kann es mit dem Lustgedräng
Der Kinder sich vertragen?

— Mein Freund, ein jedes Leben hat
Zum alten auch ein junges Blatt,
Die grünen dicht beisammen,
Eins dunkel, eines hell von Lust,
Die beide doch aus einer Brust
Aus einer Wurzel stammen.

Die Strophe wurde später in C¹ aus der ungleichen Dreiteilung in die Zweizahl gerückt und die dritte Zeile jeweilen ausge-

stoßen, so daß, mit dem Vorgehenden verschmolzen, die erste Strophe dann kürzer lautete:

Eppich, mein alter Hausgesell,
Du bist von jungen Blättern hell,
Dein Wintergrün, so still und streng
Verträgt sich's mit dem Lenzgedräng?

Der Epheu ist volkstümlicher in „Eppich" umgetauft, dem er übrigens auch in einem andern Gedichte (B 9 = C¹ 108) weichen mußte: „Der Epheu schwankt im Fenster" — „Der Eppich schwankt im Fenster."

Während aber früher die Worte „alter Hausgesell" den „neuen Blättern" in der nächsten Zeile entgegengesetzt waren, entsprechen ihnen jetzt die „jungen Blätter", eine Antithese, die dann in der folgenden Strophe noch einmal aufgegriffen wird: „alt und junges Blatt".

„Warum denn nicht? Wie meines hat
Dein Leben alt und junges Blatt
Eins streng und dunkel, eines licht
Von Lenz und Luft! Warum denn nicht?"

Die Antwort ist in Frageform gegeben und von ein- und derselben Wendung: „Warum denn nicht?" eingeschlossen (statt des früheren, bloß sachlichen Berichtes mit der umständlichen Anrede: „Mein Freund").

2. Die alte Brücke. B 36.

Das Reußthal am Gotthard hat der Poesie schon manche Motive geliefert und mit seiner für das 18. Jahrhundert noch furchtbareren Wildheit auch Goethe in den Liedern des Wilhelm Meister und Schiller im Tell und in den Gedichten inspiriert. Conr. Ferd. Meyer aber, der den Strom oben auf ebenem, sicheren Pfade überschreiten konnte, ruft der verfallenen, einst von Schrecken umgebenen Brücke unten jetzt ein Lebewohl zu. Der Anfang des Gedichtes wollte freilich in der ersten Fassung nicht recht glücken:

I. Du Brückenbild tief unten hier,
Schon lange stehst du außer Amt,
Ein neuer Bau ragt über dir
Und dich bekleidet grüner Sammt.

II. Wer dich betrat, bevor bemoost
Das Alter dich, vergassest du,
Du schaust die Reuß, die dich durchtost,
Und hörst dem Lied der Wellen zu.

Das „Brückenbild" ist eine unnötige, akademische Erweiterung des einfacheren „Brücke", und die Sätze der zweiten Strophe sind ungeschickt verschachtelt. Das neue Gedicht, C 82, das die Reime nicht kreuz-, sondern paarweise stellt, hebt origineller an. Der unbestimmte

Zeitbegriff „lange“ wird begrenzt und statt des „Brückenbildes“ eine eingehende Beschreibung gesetzt, und endlich in einer dritten Strophe der Eindruck der Landschaft noch einmal zusammengefaßt. So heißt es jetzt:

1. Dein Bogen grauer Zeit entstammt,
Steht manch Jahrhundert außer Amt:
Ein neuer Bau ragt über dir:
Dort fahren sie! Du feierst hier.

2. Die Straße, die getragen du,
Deckt Wuchs und rothe Blüthe zu!
Ein Nebel netzt und tränkt dein Moos,
Er steigt aus dumpfem Reußgetos:[1]

3. Mit einem luftgewobnen Kleid
Umschleiert dich Vergangenheit
Und statt des Lebens geht der Traum
Auf deines Pfades engem Raum.

Die nächste Strophe der alten Vorlage

III. Was über dir in Lust und Leid
Lateinisch einst der Schüler sang,
Verschollen ist es lange Zeit
Schon zwischen dieser Felsen Hang.

wird in Zukunft in zwei Zeilen erledigt und der Rest aus einer auch sonst in Meyers[2] Novellen verwerteten dichterischen Anschauung bestritten:

4. Das Carmen, das der Schüler sang,
Träumt noch im Felsenwiederklang,
Gewieher und Trommetenhall
Träumt und verdröhnt im Wogenschwall.

Das Wort „Carmen“ führt jetzt anschaulich die Fahrenden des Mittelalters vor, deren früher ganz verklungenes Lied „Verschollen ist es lange Zeit“ jetzt mit einer anmutigen, vielleicht an Lenaus „Sennin“ gelehnten Wendung noch im Echo weiterlebt.[3]

Auf die niederen lustigen Leute folgen die hohen und ernsten Personen, einst:

---

[1]) Später C[3], S. 89 statt „steigt“: „Er dampft aus dumpfem Reußgetos“, mit einer auf das Adjektiv vorbereitenden Lautmalerei.

[2]) „Die Richterin“, Novellen 2, 340. „In den betäubenden Abgrund blickend, hörte er unten einen feindlichen Triumph wie Tuben und Rossegewieher.“

[3]) Lenau, Die Sennin: Strophe 3 und 4.

Aber einst wie alles flieht,
Scheidest du mit deinem Lied,
Wenn dich Liebe fortbewogen
Oder dich der Tod entzogen.

Und verlassen werden steh'n
Traurig stumm herüberseh'n
Dort die grauen Felsenzinnen
Und auf deine Lieder sinnen.

IV. Nach Rom der segenlose Weg
Ging über deinen Bogen ja,
Der Kaiser schritt auf deinem Steg
Und mehr als ein Parricida.

Dafür später unter Vermeidung des Reimflickwortes „ja“:

5. Du warst nach Rom der arge Weg,
Der Kaiser ritt auf deinem Steg,
Und Parricida, frevelblaß,
Ward hier vom Staub der Welle naß!

In den nächsten 8 Zeilen des alten Gedichtes wird nun überflüssigerweise abermals von einem Mörder erzählt, der in dem Bilde Parricidas schon deutlich genug vorher beschworen war:

V. Von jenseits kam da mancher Brief,
Der besser in die Fluten fiel,
In dem Verleumdung lüstern schlief
Und namenloser Ränke Spiel.

VI. Der Söldner, der im welschen Land
Geraubt sich Pest und Leichentuch,
Der Mörder mit der blut'gen Hand,
Dem an der Sohle hing der Fluch —

Sie schrumpfen späterhin zu 4 Zeilen ein:

6. Du brachtest nordwärts manchen Brief,
Trin römische Verleumdung schlief,
Auf dir mit Söldnern beuteschwer
Schlich Pest und schwarzer Tod daher!

Die letzte Strophe aber:

VII. Von Allen längst verweht die Spur,
Du stehst so hell und frisch begrünt,
Und harmlos hat dich die Natur
Vom Tritt der Menschen längst entsühnt.

ist zugleich die einzige, die an die neue Fassung auch alle Reime abgeliefert hat:

7. Vorbei! Vorüber ohne Spur!
Du fielest heim an die Natur,
Die dich umwildert, dich umgrünt,
Vom Tritt des Menschen dich entsühnt.

Trefflich ist die Menge der einzelnen Personen, „der Menschen“, die über die Brücke gingen, jetzt in das Sammelwort „des Menschen“ übergeführt. So sind die Veränderungen in diesen lyrischen Gedichten zwar oft unnachsichtig, aber doch immer zum Vorteile der künstlerischen Wirkung vorgenommen. Conr. Ferd. Meyer hatte sich seit jenem ersten Entwurf eine liebevollere Betrachtung der Natur angewöhnt und mit seinen mehr ausgebildeten Augen viele neue, feine Farben der Landschaft entdeckt, wie er sie wohl auf der Wanderung in seinen jungen Jahren noch übersehen hatte.

3. Weinsegen.

B 21.

Heut athm' ich mit den Lüften
Wie lauter Würzen ein!
O allerfeinstes Düften!
Heut blüht der Klosterwein.
Hier zog die ersten Trauben
Zum Liebesmahl der Abt,
Der mit dem wahren Glauben

Uns Heiden einst begabt.

Das Kloster ist verschwunden,

Zerstäubt mit Gruft und Chor;
Doch steigt in diesen Stunden,

So heißt's, der Abt empor.
Nicht will zur Lese kommen
Er, da die Kelter schäumt,
Nein, wie's geziemt dem Frommen,

Wann süß die Blüte träumt.

Wer öffnet leis das Gatter?

Berauscht die Würze mich?
In weißen Kleids Geflatter
Was wandelt feierlich?
Der Abt! ich sehe bücken
Das greise Haupt ihn dort,
Die Nachbarskinder drücken
Sich durch die Hecke fort.

Er prüft die zarte Blüte,
Die Schosse grün und licht,
Sein Antlitz voller Güte
Berührt das Sonnenlicht.

Hochwürden blickt so heiter:
Dies Jahr geräth der Wein!
Still wandelt aufwärts weiter
Die Stufen er von Stein.

Schon in der Höhe schreiten

Seh' ich sein hell Gewand,
Blaß sehe noch ich breiten

Sich eine Geisterhand.
Er segnet seine Reben
Wie ein geliebtes Kind,
Uns alle auch daneben,
Die seine Erben sind.

C[1] 57.

Heut atm' ich mit den Sommerlüften
Die allerfeinsten Würzen ein,
Ich kenne dieses seltne Düften:
Heut blüht der echte Klosterwein.
Hier zog im Land die ersten Trauben
Zum ersten Liebesmahl der Abt,
Der mit dem teuern Christenglauben
Uns öde Heiden einst begabt.

Das Kloster, längst ist's schon verschwunden,
Zerstäubt mit Altar, Gruft und Chor,
Doch steigt in diesen Mittagsstunden —
So heißt's — der erste Abt empor.
Nicht will er zu der Lese kommen,
Wo wild die Kelter überschäumt,
Nein, wie sich ziemt für einen Frommen,
Wann mystisch süß die Blüte träumt.

Was dort? wer öffnet still das Gatter?
Berauscht die starke Würze mich?
Ein wallend blankes Rockgeflatter
Bewegt sich sacht und feierlich!
Es ist der Abt. Ich sehe bücken
Das edelgreise Haupt ihn dort,
Die frechen Nachbarskinder drücken
Sich schleunig durch die Hecke fort.

Er prüft genau die zarte Blüte,
Die jungen Schoße licht und grün,
Sein Angesicht ist voller Güte
Und voll von herzlichem Bemühn.
Hochwürden blickt so hell und heiter,
Dies Jahr geräth der Wein wie nie!
Er wandelt zu den Stufen weiter
Und geisterleicht ersteigt er sie.

Schon auf des Weinbergs Höhe schreitet
Er bei dem kleinen Winzerhaus.
Er setzt sich auf die Bank. Er breitet
Die Geisterhände mächtig aus.
Er segnet seine Klosterreben,
Sein eigen vielgeliebtes Kind,
Uns Ketzer segnet er daneben,
Die seines Weinbergs Erben sind.

Die Zeilen werden in dem späteren Gedichte je um einen Fuß verlängert, so daß die Beschreibung durch die vielen eingeschobenen Worte mehr aufgefüllt und der Vers ruhiger erscheint, als in dem früheren Gedicht, dessen Dreijamber in ihrer Hast manchmal stark gegen die Regeln des Satzbaues und Wohlklanges verstießen, z. B. bei der kecken Auslassung des Objektes „es" in den ersten Zeilen. Bei der Gegenüberstellung beider Fassungen wird es ohneweiters klar, was die Schilderung durch die Zusätze, die hier gesperrt gedruckt sind, gewann: Die Unbeholfenheit in der Wortstellung: 13 „Nicht will zur Lese kommen er" und 31 „still wandelt aufwärts weiter die Stufen er" sind beseitigt und ein so schlechter Reim, wie später Zeile 26 : 28 „licht" und „Licht" ausgemerzt worden. Die Zeilen werden rhetorisch verstärkt, wie 5, 6 „Die *ersten* Trauben zum *ersten* Liebesmahl", und 27, 28 „*voller* Güte und *voll* von herzlichem Bemühen". Lebendiger als vorher tritt jetzt nach der Schilderung von Zeit und Ort der Held bei der hinweisenden Frage: „Was dort?" selber ein; und was durch ein „Wie" metaphorisch verschleiert gewesen war, 2 „Wie lauter Würze", 37 „Wie ein vielgeliebtes Kind", wird jetzt ohne die Vergleichspartikel gegenständlicher und selbständiger: „Die allerfeinsten Würzen", „Sein eigen vielgeliebtes Kind". Bald springt ein Beiwort, bald ein Hauptwort zur Vervollständigung heran, bis zu jenem treffenden Zusatz: „Wann mystisch süß die Blüte träumt", wodurch auf die geisterhafte Erscheinung des längst verstorbenen Hüters dieser Berge leise vorbereitet wird. Und in der letzten Strophe übersehe man auch nicht, wie anders der Held Abschied nimmt, und wie die früher so einfache „Höhe" durch Coulissen, durch den „Weinberg", das „Winzerhaus" und die „Bank" scenisch belebt ist. Auch die Staffage hebt sich kräftiger ab: Statt der blassen Gestalt, die durch das zweimalige „Seh' ich . . . sehe noch ich" recht durchsichtig geworden war, tritt der Abt in eigener Person selbstbewußter und ohne die Vermittlung des Dichters auf: „schreitet er" . . . „setzt sich" . . . „Er breitet die Götterhände *mächtig* aus", eine Geste, die unvergleichlich mehr Würde als die frühere hat.

Am Schlusse lockert der Dichter dem Humor noch die Zügel, und wie er in der ersten Strophe sich schalkhaft zu den „öden Heiden" gezählt hatte, mag er sich in der letzten als weinfröhlicher Mann wohl zu den Reben, aber als Ketzer doch nicht zu den Lehren des Abtes bekennen.

4. **Das Heimchen.** B 112.

Bei dieser Ballade läßt sich die Entwicklung auch für das Auge anschaulich machen. Denn während Conr. Ferd. Meyer sonst wohl

die einzelnen Stoffteile durcheinander schüttelt und das, was ursprünglich in der Mitte stand, zu besserer Wirkung vielleicht einmal an den Anfang oder an das Ende rückt — behielt er hier den früheren Gang der Erzählung bei. Das „Heimchen" hatte in seiner ursprünglichen Anlage 128 Zeilen in 16 achtzeiligen Strophen, deren jede sich leicht in zwei vierzeilige Abschnitte, a und b, teilen läßt. In seiner späteren Gestalt, mit dem neuen Titel „Conquistadores", C 1, 202, besaß dagegen das Gedicht nur 104 Zeilen in 13 Strophen. In der alten und neuen Fassung lassen sich nun scharf je zweierlei Materien scheiden: in der alten, in B: 1. diejenigen Verse, die B jetzt ganz allein besitzt, die also später fortfielen, und 2. die Verse, die sich mit der neuen Fassung in C decken; in der neuen, in C, hinwieder: 1. diejenigen Verse, die C ganz allein besitzt, das heißt, die inzwischen hinzugedichtet wurden, und 2. die Verse, die mehr oder weniger genau sich mit der alten Fassung in B decken.

Wenn man die beiden Gedichte demnach tafelförmig nebeneinander hält, so wird um den gemeinsamen Grundstock in der Mitte nach links alles das abfallen, was als totes Material vom Dichter nicht weiter benützt wurde, und nach rechts hinwieder dasjenige überranken, was bei dem neuen Gedichte auch völlig neu hinzugekommen war.

Aus diesen 4 Stoffmassen ergiebt sich der Übergang des einen Gedichtes in das andere. Gestrichen wurden in B an Strophen und Strophenabschnitten: 1a, 2, 4, 6, 7a, 9, 10a, 11b, 14b, 16 = 60 Zeilen. Zugesetzt wurden in C: 1b, 4, 5, 6b, 7, 13b = 36 Zeilen, und gemeinsam waren beiden Fassungen die folgenden 68 Zeilen:

B	C
1 b	1 a
3	2
5	3
7 b	6 a
8	8
10 b	9 b
11 a	10 a
12 a	10 b
12 b	11 a
13 a	9 a
13 b	11 b
14 a	12 a
15 a	12 b
15 b	13 a

Das würde, um die Rechnung abzuschließen, für das ältere Gedicht einen Bestand von 68 + 60 = 128, und für das jüngere 68 + 36 = 104 Zeilen ergeben.

Das Heimchen.

1 a Columbus lenkt das Schiff und schaut
Im Geiste das Gestade,
Doch seiner Fahrt Genossen graut
Auf ödem Meerespfade.

1 b Zwei Spanier plaudern auf der Wacht
Und einer sagt zum andern:
„Mir deucht, Gesell, der Teufel lacht,
Daß wir ins Leere wandern!

2 Verwünscht der hohle Träumer dort,
Der mich zur Fahrt gedungen!
Was hab' ich auch sein Lügenwort
So gierig eingeschlungen!
Er zeigt' mir Indiens üppig Reich
Und Gold in beiden Händen,
Ich sprang ins Schiff und meinte gleich
Zu sammeln, zu verschwenden.

3 Bei Genua haust am Meeresstrand
Der Mann und war nicht träge,
Herum an einer Kugel fand
Nach Indien er die Wege;
Die Klugen hat er schlecht erbaut,
Doch lockt er alle Thoren,
Dem Schwärmer haben wir vertraut
Und sind mit ihm verloren!"

4 Der Andre fällt ihm in das Wort,
Blickt ebenso verwogen:
„Wir haben einen kühnen Hort,
Sind nicht allein gezogen;
Das Diesseits war entleidet mir
Aus tausend trift'gen Gründen,
Liegt über Meer kein Jenseits hier,
So ist's im Tod zu finden.

5 Er traf mich elend und verbannt,
Ließ mich die Karten schauen,
Wohl hat er meinen Muth erkannt
Aus meinen finstern Brauen.
Was er mir sagt', begriff ich nicht,
Ich ließe es alles gelten,
Sein übermächtig Angesicht
Verhieß mir neue Welten.

Conquistadores.

1 a Zwei edle Spanier halten Wacht
Und einer spricht zum andern:
„Señor, mir däucht, der Teufel lacht,
Wie wir ins Meere wandern!

1 b Das Segel rauscht, es rauscht der Kiel,
Noch keines Strandes Boten —
Die Hölle treibt mit uns ihr Spiel,
Wir wandern zu den Todten!

2 Wer einem Genuesen traut,
Hat den Verstand verloren!
Die Klugen hat er schlecht erbaut,
Doch lockt er alle Thoren —
Rund sei die Erde, log er mir,
Wie Pomeranzenbälle,
Doch unermeßlich fluthet hier
Nur Welle hinter Welle!"

3 Der Andre blickt ins Meer hinaus
Und runzelt finstre Brauen:
„Señor, mich zog Columb ins Haus,
Ließ mich die Karten schauen,
Was er docirt', verstand ich nicht,
Ich ließ es alles gelten —
Sein übermächtig Angesicht
Verhieß mir neue Welten!

6 Und nun er mich geworben hat,
Soll er mich auch behalten,
Soll unbeschränkt an meiner Statt
Mit Leib und Leben walten;
Ich hab's nun einmal eingesetzt,
Es steht auf seiner Karte,
Gewinnt er jetzt, verspielt er jetzt,
Das ist's, worauf ich warte."

7 a Der erste lacht mit hellem Hohn,
Sie fangen an zu hadern,
Auf trotz'gen Stirnen schwellen schon
Die blauen Zornesadern —

7 b Da wirbelt zwischen sie hinein
Mit tollem Freudensprunge
Und hebt zum Jubeltanz das Bein
Miguel, der Küchenjunge.

4 Betrog er sich und haben wir
Uns in das Nichts verlaufen,
Ein räud'ger Hund, Señor, wie Ihr
Darf fröhlich mit ersaufen!"
— „Señor, da betet Ihr nicht gut!
Zurück Euch in den Rachen
Den räud'gen Hund! Ihr raucht von Blut
Und Ihr entsprangt den Wachen!"

5 „Señor, ich dolcht' ein falsches Weib,
Bekenn' ich unverhohlen!
Nicht hab' dem Bäcker einen Laib
Vom Brett ich weggestohlen!
Señor, Ihr seid ein Galgenstrick!"
— „Señor, Ihr seid nicht besser!"
Sie ziehen mit entflammtem Blick
Und kreuzen blanke Messer . . .

6 a Da zwischen ihre Messer walzt
In tollem Freudensprunge,
Mit ölgetränkten Fingern schnalzt
Miguel, der Küchenjunge.

6 b Er drückt die Lider blinzelnd ein
Mit schlauem Wimperzwinken,
Bald hüpft er auf dem rechten Bein,
Bald hopst er auf dem linken,

7 In Lüften bläht sich sein Gewand,
Es puffen ihm die Hosen —
Neugierig kommen hergerannt
Soldaten und Matrosen.
Der Junge redet kunterbunt,
Als ob's im Kopf ihm fehle,
Dann öffnet er den großen Mund
Und singt aus voller Kehle:

8 „Das Heimchen zirpt! das Heimchen zirpt!“
So singt und tanzt er ihnen,
„Und wenn es nicht vor Freude stirbt,
So sitzt es bald im Grünen.
Das arme Thierchen hat Verstand
Und läßt sich nicht bethören!
Mein liebes Heimchen wittert Land,
Das will ich euch beschwören.“

9 Da schilt und lacht die ganze Schaar
Der bärtigen Genossen:
„Beim Kreuz! wir fahren dir ins Haar
Zum Lohne deiner Possen!“
Der Junge gleich beruhigt sich,
Mit ernstem Angesichte:
„Ihr Herren,“ spricht er, „höret mich!
Beherzigt die Geschichte!

13 a Erlauchte Herren, gebet Acht!
In meinem dunkeln Räumchen
Hat eure Fahrten mitgemacht
Ein andalusisch Heimchen.

10 a Es war in Andalusia,
Als man das Boot bemannte,
Ich lag betrübt im Grase da
Und starrt' ins Unbekannte.

10 b Zum Abschied, o mein Vaterland,
Was willst du noch mir schenken?
Ein Heimchen zirpt, mit flinker Hand
Hascht' ich's zum Angedenken.

11 a Und als zu Schiffe stiegen wir,
Die Zierden aller Lande,
Zirpt Heimchen fort im Busen mir,
Als säß' ich noch am Strande;

11 b Und wie der Wind die Segel bog,
Sang's unbekümmert weiter,
Da stolz das Schiff von dannen flog,
Sang noch es keck und heiter.

12 Doch als das letzte Grün verschwand,
Da ward's dem Heimchen schaurig,
Beklommen saß es an der Wand
Und wurde faul und traurig.
So darbt's und dämmert's lange hin,
Ich gab es schon verloren,
Und nun, so wahr getauft ich bin,
Ist es wie neu geboren!

13 a =

13 b Bedenket, es war gram und lahm,
Es war zu nichts zu bringen,
Jetzt singt es wie ein Bräutigam
Und reibt die dürren Schwingen.“

8 „Das Heimchen zirpt, das Heimchen zirpt,
Stimmt Laudes an und Psalmen!
Und wenn's mir nicht vor Freude stirbt,
Bald weidet's unter Halmen!
Ich schwör' es euch bei Gottes Haupt:
Es athmet duft'ge Weiden,
Es wittert Wälder dichtbelaubt
Und unermessne Haiden!

9 a Erlauchte Herren, gebet Acht,
In meinem engen Räumchen
Hat unsre Meerfahrt mitgemacht
Ein andalusisch Heimchen —

9 b Mitnahm ich's aus dem Vaterland,
Mich scheidend zu beschenken,
Ich fing's mit flinkem Griff der Hand
Zu einem Angedenken.

10 a Da wir zu Schiffe stiegen dort,
Die Zierden aller Lande,
Zirpt' Heimchen mir im Busen fort,
Als weidet's noch am Strande.

10 b Das grüne Vorgebirg verschwand,
Dem Heimchen ward es schaurig,
Beklommen saß es an der Wand
Und wurde faul und traurig.
11 a So darbt's und dämmert's langezeit,
Schon gab ich es verloren,
Und nun, bei meiner Seligkeit,
Ist Heimchen neu geboren!

= 9 a

11 b Bedenkt, es hockte gram und lahm
An Dielen und an Wänden,
Jetzt jubelt's wie ein Bräutigam
Und kann nur gar nicht enden!"

14 a Miguel ist fort und wieder da
Die Fingerspitze zeigend.
Da sitzt es ja, da singt es ja!
Und Alle lauschen schweigend.

14 b Das Heimchen zirpt vergnüglich fort,
Es läßt sich gar nicht stören,
Die Burschе sprechen nicht ein Wort
Sie wollen alle hören.

15 a Dann sinnen sie der Sache nach,
Die schlauen Augen glimmen,
Sie schütteln sich die Hände jach
Und schrein mit mächt'gen Stimmen:
15 b „Das Heimchen zirpt! das Heimchen zirpt!
Es glaubt sich schon im Grünen!
Wer spielt, gewinnt! Wer wagt, erwirbt!
Das Glück ist mit dem Kühnen."

16 Columbus lauscht, ihm schwillt die Brust,
Das Herz ihm freudig zittert,
Ein Heimchen hat die Heideluft
Der neuen Welt gewittert!
Die Segel schwellt ein frischer Wind,
Das Schiff fliegt wie Gedanken,
Und trägt der alten Erde Kind
Aus den gebrochnen Schranken.

Vergleicht man die beiden Gedichte inhaltlich miteinander, so ist der Personenkreis verengert, vor allem Columbus aus der Erzählung, die er früher einleitete und beschloß — „Columbus lenkt das Schiff . . . Columbus lauscht" — verdrängt worden. Er beherrschte geradezu das Gedicht wie eine Statue vorn in einem Garten unwillkürlich die Augen der Ein- und Austretenden eine Weile auf sich zieht. Aber schließlich war die Figur des Entdeckers von Amerika zu bedeutsam, um bloß zur Staffage zu dienen, und das Motiv einer Gegenüberstellung des hellsichtigen, gewaltigen Führers und seiner kleingläubigen Begleiter für eine Nebensache viel zu gut. Das neue Gedicht führt gleich zu den unzufriedenen Spaniern, den beiden Titelhelden, „Conquistadores", die nun, da Columbus am Steuer verschwand, natürlich sich auch nicht so lange mit seinem vermeintlichen Verrat beschäftigen und bald in ein Wortgemenge geraten können. Während Conr. Ferd. Meyer aber im ersten Entwurf kurz erzählte, daß sie zornig wurden, bringt er im zweiten als Beleg dafür auch alle ihre Scheltworte, vom „räudigen Hund" bis zum

12 a Miguel ist fort und wieder da,
Die Fingerspitze zeigend:
Da sitzt es ja! da singt es ja!
Die Männer lauschen schweigend —

12 b Dann sinnen sie der Sache nach,
Den Lustgesang im Ohre.
Sie schütteln sich die Hände jach
Und schrei'n in wildem Chore:
13 a „Das Heimchen zirpt! Das Heimchen zirpt!
Bald schwelgen wir in Beute!
Wer spielt, gewinnt! Wer wagt, erwirbt!
Wir sind gemachte Leute!

13 b Die Küste winkt! Das Gold erblinkt,
Davon die Sagen melden!
Das Morgen steigt! Das Gestern sinkt!
Wir sind berühmte Helden!"

„Galgenstrick" an, die den Charakter der Redner, „Zwei edle Spanier"! humoristisch beleuchten. Ein so lebhaftes Gefecht kann nicht damit enden, daß den Streitenden wie früher bloß die „Zornesadern" schwellen; auf solche Beleidigungen antwortet ein stürmisches spanisches Blut anders:

Sie ziehen mit entflammtem Blick
Und kreuzen blanke Messer.

So weit der erste ernsthafte, dramatisch zugespitzte Teil der Ballade; nun folgt das Intermezzo: die Ankunft des Küchenjungen, der den Clown an Bord spielt und mit sichtlichem Behagen niederländisch breit vom Dichter gemalt ist. Denn die Gestalt des Friedensboten, der den Streit zu unterbrechen wagt, durfte wegen dieser seiner wichtigen Aufgaben nicht wieder bloß mit knappen 4 Zeilen abgethan werden.

Jetzt werden genauer seine Geberden, sein vergnügter Tanz und die Schneiderarbeit des Windes geschildert, der die Kleidung des lustigen und lustigen Burschen grotesk bauscht. Dann fängt „Miguel"

endlich an zu singen, aber er hört nun auch so bald nicht wieder auf: und während früher die andern Amerikafahrer Einwände machten: „Beim Kreuz, wir fahren Dir in's Haar zum Lohne Deiner Possen", und noch besonders beschwichtigt werden mußten — hören sie jetzt in Andacht und schweigend dem Bericht des Jungen zu, der sich durch seine frohe Botschaft selber erhoben fühlt und das „Wir" besonders betont:

Da wir zu Schiffe stiegen dort,
Die Zierden aller Lande,

und der jetzt nicht mehr „Eure Fahrten", sondern „unsere Meerfahrt" sagt. Erst am Schluß fällt der Chorus ein, der Streit ist vergessen, die Sorgen um die Fahrt sind vorbei, und die beiden „Conquistadores", die sich als zwei große Lumpen erwiesen, haben sogar — und hier macht sich wieder der Schalk im Dichter geltend — noch die Aussicht, ein paar große Leute zu werden.

Das Morgen steigt, das Gestern sinkt,
Wir sind berühmte Helden.

Wenn Columbus aus dem Verband des Gedichtes austrat, so haben entschieden dabei die übrigen Personen gewonnen, die sich in der neuen Fassung lebendiger und ansehnlicher als in der alten benehmen. Die Handlung ist vereinfacht, aber dadurch auch zugleich verstärkt und im einzelnen um feine Wendungen bereichert worden.

In seinen historischen Gedichten läßt es aber Conr. Ferd. Meyer selten an einem besonderen Colorit fehlen, und auch die Fremdworte, auf die er nicht aus reiner Prinzipienreiterei verzichtete, helfen Zeit und Boden gelegentlich veranschaulichen. Gleich im Anfang steht statt der alten Anrede „Gesell" jetzt „Señor", das mit einem Male trefflich über die Volksart der beiden Streiter aufklärt und nachher in höflicher Wiederholung lustig den Schmähungen der Granden widerspricht. Auch sonst scheut sich der Dichter vor ausländischen Worten nicht, die bei ihm zu keinem gelehrten Prunk, sondern zur Charakteristik dienen. „Was er mir sagt, begriff ich nicht" wird zu „Was er dociert, verstand ich nicht", und Miguel animiert seine Gläubigen mit kirchlichen Fachausdrücken: „Stimmt Laudes an und Psalmen". Er versucht die Situation schärfer zu zeichnen, die Zeilen: „Zwei Spanier plaudern auf der Wacht und einer sagt zum andern" bergen eine Tautologie: „plaudern" und „sagt", was bei der Veränderung: „Zwei edle Spanier halten Wacht und einer spricht zum andern" geschickt vermieden ist. Die alten Reime, ihnen: Grünen, wir: mir, hin: bin, sind ebenfalls abgestoßen. Wie viel höher deshalb das neue Gedicht über dem alten steht, ist nach diesen Erwägungen leicht abzuschätzen. Denn Conr. Ferd. Meyer war kein

krankhafter Tüftler, bei dem die Arbeit die Kräfte der Phantasie und Sprache schließlich lähmte, sondern ein schaffender Künstler, der sich immerfort selber überbot und daran auch seine Werke teilnehmen ließ.

5. B 95. **Der Rubin.** (Aus Tausend und eine Nacht.)

Um die Entwicklung von der orientalischen Vorlage an, durch die Übergangsform B 95—98 bis hin zu C 224 5 anschaulich zu machen, seien die drei Stufen, die alte Erzählung aus 1001 Nacht und die beiden neuen Gedichte, zur Vergleichung unmittelbar nebeneinander gestellt. Die Verschiedenheit der zwei Balladen unter sich und ihr wechselndes Verhältnis zur Quelle sind ebenso auffällig, wie bei einem andern Gedichte, dem „Pilger und der Sarazenin", das früher unter dem Titel „Liebeszauber" erschien und stofflich auch der Sammlung von 1001 Nacht entnommen war. Dem Dichter lagen die Märchen in der 4bändigen Ausgabe von G. Weil, Stuttgart 1837—1842 vor, wo 4, 82—87, in der 754. und 755. Nacht unter der Überschrift „der fromme Sohn Harun Arraschids" berichtet wird:

Es wird auch erzählt: Harun Arraschid hatte einen Sohn, der, als er sechzehn Jahre alt war, immer mit frommen Einsiedlern und Heiligen lebte, stets auf den Gräbern umherwanderte und ausrief: „Ihr habt die Welt besessen, was habt ihr nun davon in euerm Grabe; ich möchte wissen, was ihr Alles in der Welt gesagt und was euch gesagt worden."

Eines Tages, als er, ein wollenes Oberkleid um den Leib und ein wollenes Tuch um sein Haupt hatte, begegnete ihm sein Vater mit den Vizieren und Großen des Reichs, und es sagte Einer zum Andern: „Dieser Jüngling macht den Fürsten der Gläubigen vor allen Königen zu Schanden: wenn er ihn doch nur zurechtwiese, vielleicht würde er seinen Lebenswandel ändern." Harun Arraschid sagte ihm dann: „Mein Sohn, du machst mich zu Schande durch deine Eigenheiten." Der Jüngling antwortete nicht, sondern rief einem Vogel, der auf dem Dache des Schlosses stand, zu: „O Vogel, bei dem, der dich geschaffen, laß' dich auf meine Hand nieder." Sogleich flog der Vogel auf des Jünglings Hand. Dann sagte er ihm: „Kehre wieder auf das Dach zurück!" Da flog der Vogel wieder auf die Stelle, wo er hergekommen war. Dann rief er ihm zu: „Bei deinem Schöpfer, lasse dich auf die Hand des Fürsten der Gläubigen nieder!", aber der Vogel weigerte sich.

[S. 83.] Da sagte der Jüngling zu seinem Vater: „Du machst mich zu Schande unter den Heiligen durch deine Liebe zur Welt, darum habe ich auch beschlossen, mich von dir zu trennen." Hierauf ging der Jüngling fort und reiste nach Bassra, wo er mit den Maurern arbeitete und einen Drachmen Taglohn empfing, von welchem er lebte. Abu Amer aus Bassra erzählt von ihm: Als in meinem Hause eine Mauer einstürzte, ging ich auf den Platz, wo die Maurer standen, um einen Arbeiter zu holen, der sie wieder aufbauen sollte. Da fiel mein Auge auf einen hübschen Jüngling mit einem feinen Gesichte, ich ging auf ihn zu, grüßte ihn und sagte ihm: „Mein Freund, willst du Arbeit, so komme mit mir!" — „Recht gerne," antwortete der Jüngling, „doch unter der Bedingung, daß du mir nur einen Drachmen Taglohn gibst, und so oft zum Gebete gerufen wird, mich mit der Gemeinde beten lässest." Ich willigte ein, nahm ihn mit mir nach Hause und er arbeitete, wie ich ihn noch nie arbeiten gesehen.

Als ich ihn an das Mittagsessen erinnerte, nahm er nichts an und ich merkte, daß er fastete. Als dann das Gebet ausgerufen ward, sagte er: „Erinnere dich unserer Uebereinkunft!“ Ich sagte: „Gut.“ Da löste er seinen Gürtel, wusch sich auf die frommste Weise und ging in die Moschee und betete mit der Gemeinde. Dann kam er wieder und arbeitete mit dem größten Eifer, bis das Nachmittagsgebet ausgerufen ward. Da erinnerte er mich wieder an die Bedingung, ging in die Moschee und betete mit der Gemeinde, dann kehrte er wieder zur Arbeit zurück. Ich sagte ihm: „Mein Freund, sonst arbeiten die Maurer nur bis zum Nachmittagsgebete.“ Er sagte aber: „Gepriesen sei Gott, ich pflege immer bis Nachts zu arbeiten.“ Als es Nacht war, gab ich ihm zwei Drachmen. Da sagte er: „Was ist das?“ Ich antwortete: „Nur ein geringer Lohn für deine große Arbeit.“ Aber er warf mir sie zu und sagte: „Ich nehme nicht mehr, als ich mir vorbehalten,“ und trotz aller Mühe konnte ich ihn nicht dahin bringen, mehr als einen Drachmen zu nehmen.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche von Scheherzad in der nächsten Nacht mit Abu Amers eigenen Worten fortgesetzt wurde: [754te Nacht.] „Am folgenden Morgen ging ich wieder auf den Sammelplatz der Arbeiter: aber ich fand ihn nicht, und als ich nach ihm fragte, sagte man mir, er komme nur jeden Sonnabend. Ich ging Sonnabends wieder, um ihn aufzusuchen, und fragte ihn, ob er in Gottes Namen wieder bei mir arbeiten wollte.“ Er sagte: „Recht gern, nach der dir wohlbekannten Bedingung.“ Ich nahm ihn mit nach Hause und führte ihn an die Arbeit. Da bemerkte ich, ohne von ihm gesehen zu werden, wie er nur eine Hand voll Lehm auf die Mauer warf und plötzlich alle Steine fest aufeinander sassen, und ich dachte, solche Kraft haben nur die Heiligen. Er arbeitete an diesem Tage viel mehr als früher, und des Abends gab ich ihm seinen Lohn, mit dem er fortging.

[S. 85.] Am dritten Sonnabend wollte ich ihn wieder holen, fand ihn aber nicht, und als ich nach ihm fragte, hörte ich, er sey krank und liege in dem Zelte einer alten Frau, die durch ihre Frömmigkeit berühmt war. Ich ging nach dem Zelte und fand ihn darin auf dem Boden liegend, ohne Etwas unter sich zu haben. Ich grüßte ihn und setzte mich ihm zu Häupten und weinte über seine Jugend, die er so in der Fremde zubringen mußte. Ich fragte ihn dann, ob ich ihm irgend einen Dienst erweisen könnte? Er sagte: „Ja wohl; wenn du morgen mich wieder besuchst, so wirst du mich todt finden, wasche mich dann, hülle mich in den Oberrock, den ich anhabe, und beerdige mich, ohne Jemandem etwas von mir zu sagen. Doch ehe du mich beerdigst, nimm aus den Taschen meines Oberkleides, was darin ist. Wenn mich dann die Erde bedeckt und du für mich gebetet hast, so reise nach Bassra und gib dem Chalifen Harun Arraschid, was du in meiner Tasche findest, und grüße ihn von mir, sage ihm auch, daß ich bis zur Todesstunde mich nach ihm gesehnt, daß weder Haß noch Ueberdruß mich von ihm getrennt, daß ich nur darum in die Fremde wanderte, weil meine Seele zu fern von seiner Welt stand.“ Dann recitirte er noch folgende Verse:

„O Freund, laß dich durch die Annehmlichkeiten des Lebens nicht verblenden: das Leben ist nicht von Dauer und seine Freuden vergehen bald; hast du je das Schicksal eines Volks gekannt, so wisse, daß auch das deinige nicht anders seyn wird, und hast du je eine Leiche in's Grab geführt, so bedenke, daß man auch dich dahin tragen wird.“

Nachdem er durch diese Verse mich ermahnt hatte, verließ ich ihn, und als ich ihn am folgenden Morgen wieder besuchte, war er todt (Gottes Erbarmen sei mit ihm!); ich wusch ihn, öffnete seine Tasche und fand einen Rubin darin, der tausend Dinare werth war, da dachte ich: Bei Gott, der Jüngling hat der Welt vollkommen entsagt! Ich reiste dann nach Bassra, begab mich vor den Palast des Chalifen und wartete, bis Harun Arraschid herauskam; dann trat ich ihm in den Weg und gab ihm den Rubin. Sobald er ihn sah, fiel er in Ohnmacht. Die

Diener hielten mich an; aber als er zu sich kam, sagte er ihnen, sie möchten mich nur loslassen, ließ mich in's Schloß führen, und als ich in seinem Zimmer war, fragte er mich: „Was hat Gott über den Eigenthümer dieses Rubins verhängt?“ — „Er ist gestorben,“ antwortete ich, und erzählte ihm, was ich von ihm wußte. Da schrie er schluchzend: „Der Sohn hat das Bessere gewählt und der Vater wird zu Schande!“ Dann rief er einen Frauennamen; da trat eine Frau heraus, die, als sie mich sah, wieder zurücktreten wollte; aber der Chalif sagte ihr: „Bleibe nur, brauchst vor diesem Mann dich nicht zu verbergen,“ und warf ihr den Rubin zu. Sobald sie ihn sah, stieß sie einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, sagte sie: „O Fürst der Gläubigen! was hat Gott über meinen Sohn verhängt?“ Der Chalif bat mich, es ihr zu sagen, denn er konnte vor Thränen nicht sprechen. Als ich ihr seinen Tod erzählte, weinte sie und rief mit herzzerreißender Stimme: „O wie sehne ich mich nach dir, Freude meines Auges, o könnte ich dir doch zu trinken geben, wenn Niemand es thut! O könnte ich dich doch unterhalten, wenn es dir unheimlich wird!“ Ich fragte dann: „O Fürst der Gläubigen! war denn dieser Jüngling dein Sohn?“ — „Ja wohl,“ antwortete Harun Arraschid: „er besuchte oft die Gelehrten und Frommen, ehe ich zum Chalifen erhoben worden, sobald ich aber die Regierung antrat, wollte er sich von mir entfernen; da sagte ich zu seiner Mutter: „Dein Sohn will abgeschieden von uns nur Gott allein leben; er wird gewiß hart geprüft werden und in große Noth kommen, gib ihm daher diesen Rubin, damit er in der Noth Etwas habe; ich gab ihr also diesen Rubin, und sie drang in ihn, bis er ihn annahm; so verließ er uns, und wir haben ihn nicht wiedergesehen, bis er aus unserer Welt geschieden, um mit reiner Seele vor seinen erhabenen Herrn zu treten.“ Dann sagte der Chalif: „Komm mit mir und zeige mir sein Grab!“ Als wir dort anlangten, weinte und seufzte er lange, betete für seinen Sohn und rief: „Wir sind Gottes und zu ihm kehren wir zurück.“ Dann bot mir der Chalif eine Stelle an; ich schlug sie aber ab und sagte: „Ich habe eine Lehre von deinem Sohne angenommen,“ und recitirte folgende Verse:

„Ich bin ein Fremdling, gehöre Niemanden an, wo ich auch weile; ich bin ein Fremdling, habe weder Frau noch Kind; meine Herberge sind die Moscheen, von denen nie mein Herz sich trennt, und dafür danke ich Gott, dem Herrn der Welten!“

B 95. Der Rubin.

(Aus Tausend und eine Nacht.)

1 Vor den Herrscher tief sich neigend
Tritt ein Mann in schlichtem Kleid,
Ueberreicht ihm ernst und schweigend
Eines Ringes Prachtgeschmeid.
Blaß wird Harun vor dem rothen,
Warm erfunkelnden Rubin,
Er ergreift die Hand des Boten,
Mit dem Blicke prüft er ihn.

2 „Sage mir, bei deinem Leben,
Wo du das Geschmeid entdeckt!“
„Assur hat es mir gegeben!“
Ruft der Muselmann erschreckt.
„Gartenhaus und Gartenmauer
Hat er trefflich mir gebaut,
Nun bin ich um ihn in Trauer,
Denn ich hab' ihn todt geschaut.

3 Herr, den besten auserlesen
Hatt' aus dem Gewerk ich mir,
Rein von Herzen, still von Wesen,
Schlank und jung, ein Knabe schier.
Friedevollen Angesichtes
War er rüstig früh und spät,
Von dem Glanz des Morgenlichtes
Bis zum Ruf vom Minaret.

4 Fragt' ich ihn, von wem er stamme,
Und aus welchem Lande her,
Stieg zur Stirn ihm eine Flamme,
Stand wie ein Beschämter er;
Herr, mich jammerte des Knaben,
Ich beschwor ihn: Sei mir Sohn!
Doch von den gebotnen Gaben
Nahm er nichts als seinen Lohn.

5 Als ich gestern ihn bestellte,
Fand ich auf dem Markt ihn nicht,
Fand am Strom, erkrankt im Zelte
Ihn, den Tod im Angesicht.
Stammelnd tastet' er am Ringe,
Bis ich sein Begehr errieth,
Daß ich dir ihn überbringe,
Macht'ger Harun Arraschid!"

6 Harun blickt auf das Geschmeide,
Der Rubin erglüht so still:
„Bruder, höre, was im Leide
Harun dir vertrauen will!
Ernst ist dieses Ringes Kunde:
Als ich stieg auf Bagdads Thron,
In der Herrschaft erster Stunde
Sprach zu mir mein liebster Sohn:

7 Heute wirst auf hoher Zinne,
Vater, du den Blicken kund,
Laß mich heut, dir zum Gewinne,
Tauchen in verborgnen Grund!
Wenn du alle deine Brüder
Streng beherrschest, ist es gut,
Daß ein Tropfen rinne nieder
In das Volk von deinem Blut.

8 Daß allmächtig du auf Erden,
Vater, lastet mir wie Raub,
Wirst du doch gerichtet werden,
Bist du doch geformt aus Staub.
Dein erhaben Loos zu sühnen,
Das sich thürmt den Blitzen zu,
Laß mich niedrig sein und die-
Laß mich in der Tiefe du! [nen,

9 Wenn vor dir mit heißer Bitte
Ein Bedrängter Recht erfleht,
Denk, daß in der Armen Mitte
Deines Herzens Liebling steht!
Wenn dir dumpfer Groll begegnet,
Wenn der Undank dich betrübt,
Weißt du einen, der dich segnet,
Kennst du einen, der dich liebt.

10 Meinen Armen sich entwinden
Sah ich ihn und mir entfliehn;
Noch, ihn wieder einst zu finden,
Drängt' ich auf ihm den Rubin.
Den Rubin bringst du mir wieder,
Den ein Sterbender dir gab.
Komm, wo legtest du ihn nieder?
Beten will ich auf dem Grab."

C 1 224. Die Söhne Haruns.

1 Harun sprach zu seinen Kindern Assur, Assad, Scheherban:
„Söhne, werdet ihr vollenden, was ich kühnen Muths begann?
Seit ich Bagdads Thron bestiegen, bin von Feinden ich umgeben!
Wie befestigt ihr die Herrschaft? Wie vertheidigt ihr mein Leben?"

2 Assur ruft, der feurig schlanke: „Schleunig werb' ich Dir ein Heer!
Zimmre Masten, webe Segel! Ich bevölkre Dir das Meer!
Rosse schul' ich. Säbel schmied' ich. Ich erbaue Dir Castelle.
Dir gehören Stadt und Wüste! Dir gehorchen Strand und Welle!"

3 Assad mit der schlauen Miene sinnt und äußert sich bedächtig:
„Sicher schaff' ich Deinen Schlummer, Sorgen machen übernächtig.
Traue Deinem Assad! Wähle mich zum Polizeiminister!
Jeden Athemzug belausch' ich, jedes heimliche Geflüster.

4 Wirthe, Kuppler und Barbiere, jedem setz' ich einen Sold,
Daß ein jeder mir berichte, wer Dich liebt und wer Dir grollt."
Harun lächelt. Zu dem jüngsten, seinem Liebling, sagt er: „Ruhst du?
Wie beschämst du deine Brüder? Zarter Scheherban, was thust du?"

5 „Vater," redet jetzt der Jüngste keusch erröthend, „es ist gut,
Daß ein Tropfen rinne nieder warm ins Volk aus Deinem Blut!
Ueber ungezählte Loose bist allmächtig Du auf Erden,
Das ist Raub an Deinen Brüdern — und du wirst gerichtet werden!

6 Dein erhaben Loos zu sühnen, das sich thürmt den Blitzen zu,
Laß mich in des Lebens dunkle Tiefe niedertauchen Du!
Such mich nicht! Ich ging verloren! Sende weder Kleid noch Spende!
Wie der Aermste will ich leben von der Arbeit meiner Hände!

7 Mit dem Hammer, mit der Kelle laß mich, Herr, ein Maurer sein!
Selber maur' ich mich in deines Glückes Grund und Boden ein!
Jedem Hause wird ein Zauber, daß es unzerstörlich dauert,
Etwas Liebes, etwas Theures in den Grundstein eingemauert!

8 Höreſt Du die Straße rauschen unter Deinem Marmorschloß?
Morgen bin ich dieser Menge namenloser Tischgenoß —
Wenn Dich die Beherrschten lästern, segnet Einer, Herr, Dich stündlich!
Wenn Dich die Enterbten hassen, Einer, Vater, liebt Dich kindlich!"

Die Erzählung aus 1001 Nacht läßt sich wohl in 3 Abschnitte zerlegen: Der Abschied des Sohnes Assur von seinem Vater Harun, die Beschäftigung dieses Sohnes als Maurer und der Bericht von Assurs Tode, den Amer dem Kalifen überbringt. Die Ballade B 95 dagegen setzt gleich mit der letzten Scene der Vorlage ein; der Dichter wollte also die oben chronikalisch aneinander gereihten Vorgänge gleichsam aus einer einzigen Situation sich entwickeln lassen. Er confrontierte Harun mit Amer und machte die Übergabe des Rubins zum Ausgangspunkt seines Gedichtes, indem nun Amer erst berichtet, wie er zu dem Stein kam, und dann von Harun dafür erfährt, was es mit dem Stein für ein Bewenden hatte. Wie aber in 1001 Nacht steht auch hier das prius hinter dem post, und das zeitlich vorausgehende Ereignis, die Verleihung des Ringes, wird erst erzählt, nachdem wir schon gehört haben, wie traurig das Schicksal des Sohnes mit dem Ringe überhaupt verlaufen war.

Aus dem orientalischen Märchen mußte Conr. Ferd. Meyer aber erst Verschiedenes abtrennen, das für seine dichterischen Zwecke ganz unbrauchbar war. Zunächst vermied er es, den Abschied doppelt zu zeichnen, wie in 1001 Nacht, wo zu Anfang sich der Sohn vom Vater trennt, und am Schluß zu diesem Abschied noch eine Ergänzung, nämlich die Verleihung des Steines nachgetragen wird. Er ließ es bei dem letzteren bewenden und schied die Controverse zwischen dem melancholischen Jüngling, den Großen des Reiches und dem Könige, ebenso wie die Beweise von der Gewalt des 16jährigen Heiligen über die Tiere der Erde aus. Auch die Wunder, die Assur bei seiner Maurerarbeit verrichtet, fallen weg; und die Details seiner Frömmigkeit, Sparsamkeit, Arbeitslust und Demut werden in der 3. und 4. Strophe sehr zusammengeschnitten.

Die bedeutsamsten Veränderungen aber nahm Conr. Ferd. Meyer vor, um die Trennung des Sohnes vom Vater zu begründen. Während die alte orientalische Erzählung durchaus mit religiösen

Stimmungen arbeitet und dem asketischen Bedürfnisse des Jünglings den nur auf irdische Dinge bedachten Hofstaat des Königs gegenüberstellte, führt der moderne Dichter das Motiv der Sohnesliebe ein. Zwar wird das leise auch schon in 1001 Nacht angeschlagen, als der Jüngling in der Todesstunde noch behauptet, sich immer nach seinem Vater gesehnt zu haben — aber die Ursache seines Abschiedes liegt doch wo anders, nämlich auf dem Widerspruch seines geistlich-geistigen Wesens mit allen weltlichen Dingen. Der Assur von 1001 Nacht wollte — in gewissem Sinn war das selbstsüchtig — in Zukunft nur seinem Glauben leben, den er im Hause des Königs für gefährdet hielt; der Assur der Ballade dagegen will durch seine Entsagung und den Verzicht auf alle Freuden des Lebens zugleich selbstlos dem Vater zu Hilfe kommen. Der in Schillers „Polykrates" gefürchtete Neid der Götter spielt mit hinein. Der Sohn will den Himmel versöhnen, indem er sich um so tiefer fallen läßt, je höher sein Vater gestiegen war, und indem er die Unterschiede zwischen dem Herrscher und dem Beherrschten auszugleichen sucht. Denn neben der Sohnesliebe ist es auch ein menschliches Mitgefühl, das ihn zu dieser Aufopferung treibt. Der König soll in Zukunft nicht nur einen Anwalt beim Volk, sondern das Volk durch Assur auch einen Anwalt bei dem König haben, der die Menge umso liebevoller und besser regieren wird, wenn er weiß, daß sich in ihr etwas von seinem eigenen Fleisch und Blut befindet. Statt aus religiöser Idiosynkrasie in 1001 Nacht geht Assur jetzt vom Hof des Königs aus sittlichen und socialen Gründen fort, die seinen Entschluß wärmer und menschlich viel verständlicher und zugleich ergreifender machen.

Auch die Nebenumstände sind geändert. Die Mutter, die dem Sohn den Stein gab, um ihn vor Not zu schützen, tritt nicht mehr auf — statt dessen giebt Harun selber den Rubin her, um später ein Erkennungszeichen zu haben. Die Ohnmachten der Eltern beim Anblick des Geschmeides sind selbstverständlich übergangen. Das Gespräch zwischen Harun und Assur wird „in der Herrschaft erster Stunde" abgehalten, um die Wichtigkeit des Moments zu erhöhen. Der Kalif äußert in der Ballade nur noch den Wunsch, das Grab des Sohnes zu sehen, während er in 1001 Nacht wirklich dorthin geht . . . Er behält in der Ballade auch das letzte Wort, das in der Vorlage der Nebenperson, dem Fremden, zugeteilt war, der im Sinne Assurs sich auch als Asket von dem weltlichen Herrscher verabschiedet und der religiösen Tendenz der Erzählung mit zum Siege verhilft.

Der zweite Teil der Ballade, Strophe 6—10, ist ganz Conr. Ferd. Meyers Eigentum, der die Erzählung an diesen wichtigsten Stellen selbständig und gänzlich weitergebildet hat.

In C 224/5 1882 änderte sich zunächst die Form des Gedichtes: an die Stelle der 10 Strophen mit 8 trochäischen (ababcdcd) gereimten Vierzeilern traten 8 Strophen von je 4 aabb gereimten Achtzeilern; und während die Reime a und c früher klingenden und b und b stumpfen Ausgang hatten, ist, bis auf eine Ausnahme in der dritten Strophe, jetzt a stumm und b klingend geworden. Der Titel lautet: „Die Söhne Haruns"; von dem „Rubin" ist nicht mehr die Rede, ebensowenig von der orientalischen Quelle, die der Dichter beim ersten Versuch noch gewissenhaft verzeichnet hatte, die aber jetzt bei der zweiten größeren Umgestaltung mit Recht fallen durfte. Der Zusammenhang zwischen B und C ist stark gelockert, nur die Strophen B VII—IX kehren, zum Teile wörtlich, in C V. VI. VIII wieder, so daß B VII. 5—8 gleich ist C V. 1, 2; B VIII. 1—4 = C V, 3, 4; B VIII. 5—8 = C VI. 1, 2 und B IX. 5—8 = C VIII. 3, 4. Aber auch hier ist der Dichter beständig bei der Arbeit, Lücken auszufüllen und schwere Wendungen durch neue Worte zu stärken; statt „daß ein Tropfen rinne nieder in das Volk von deinem Blut" heißt es jetzt: „Daß ein Tropfen rinne nieder warm in's Volk aus deinem Blut". „Daß allmächtig Du auf Erden" wird nunmehr in's Kleine beschrieben: „Über ungezählte Lose bist allmächtig du auf Erden", und die subjective Empfindung „Vater, lastet mir wie Raub" zur kräftigen Thatsache erhoben: „Das ist Raub an deinen Brüdern". Die rednerische Wendung: „Laß mich niedrig sein und dienen; laß mich in der Tiefe dort", vereinfacht und veranschaulicht sich: „Laß mich in des Lebens dunkle Tiefe untertauchen du"; und die einander zu Paaren gegenübergestellten Bedingungen und Folgen (B IX) werden miteinander gekreuzt, und außerdem wird durch die Unterbrechung: „Segnet einer, Herr, dich" . . . „Einer, Vater, liebt Dich" die in B etwas klingklangmäßige, sich wiederholende Wortstellung mit dem viermaligen verbalen Schluß vermieden:

B: Wenn dir dumpfer Groll begegnet,
Wenn der Undank dich betrübt,
Weißt du einen, der dich segnet,
Kennst du einen, der dich liebt.

C: Wenn dich die Beherrschten lästern,
Segnet einer, Herr, dich stündlich!
Wenn dich die Enterbten hassen,
Einer, Vater, liebt dich kindlich.

Sonst wird hier die Fahrt des Jünglings ausführlicher begründet, der Unterschied zwischen reich und arm ausgemalt, und der Beruf, dem sich Assur widmen will, wird mit Zuhilfenahme der Sagen vom eingemauerten Kinde symbolisch erweitert, das Neue an etwas schon Bekanntes geknüpft und dadurch das Opfer des

Jünglings noch verständlicher gemacht. Der „Rubin“ ist ganz aus der Handlung verschwunden, weil es sich jetzt nicht mehr um eine Anagnorisis handelt, die durch den Stein erst vermittelt werden könnte, sondern um den Abschied selber von Vater und Sohn. Während die Hauptszene früher aus der Erinnerung des Kalifen einem Andern vorgetragen ward, spielt sich jetzt der Vorgang selber, wie etwas gegenwärtiges — das praesens herrscht auch fast überall — vor uns ab.

Auch die Geschichte von dem Maurer und seinem Gehilfen (B 1—5) mußte fortfallen; Conr. Ferd. Meyer hat die Ballade jetzt fast vollständig von der orientalischen Vorlage abgeschnitten; und statt der Trennung zwischen dem Vater und dem einen Sohn, die sich in 1001 Nacht nicht gerade im besten Einvernehmen Lebewohl sagten, wird an dem Eingang eine wohlwollende Unterredung des Kalifen mit seinen drei Söhnen gestellt. Die Fiction bringt etwas durchaus Natürliches, daß nämlich ein Vater wie Harun einmal wissen will, wie wohl die Kinder ihm ihre Liebe beweisen und sein Leben und Lebenswerk schützen wollen. Die Charakteristik der drei ist reichhaltig und verschieden, wie bei den drei Töchtern des alten Lear — auf den aufbrausenden, kriegerischen, nach außen drängenden Assur der listige Assad und endlich der liebende, opferwillige, cordelienhafte Scheherban. Man beachte auch die Composition des Gedichtes, das sich ohne Zwang in zwei Teile zerlegen läßt, deren einer Harun und den beiden ältesten und deren anderer ganz allein dem jüngsten Sohne zugehört. Auch in den Reden ist eine Steigerung: erst die von dem Vater kurz gestellte These, die von Assur und Assad schnell beantwortet wird, dann wieder eine kurze Anrede des Vaters, die besonders dem jüngsten Sohne gilt, und nun dessen lange Entgegnung. So ist die Erzählung ungemein vereinfacht. Während sich der Dichter in B zum Teile noch treu an die Überlieferung hielt, hat er sich in C davon befreit und aus den verschiedenen Momenten in der Erzählung des Originals und der Fassung B jetzt das Wichtigste herausgegriffen und allein behandelt. Das Personal der Ballade ist in C trotz der Einführung der beiden andern Söhne doch beschränkt; der fremde Mann, dessen Geschick nur zufällig mit der Familie des Khalifen verquickt war, tritt ab und Harun und die Seinen bleiben übrig. Dadurch wird die Szene zugleich auch intimer, familienhafter.

Aber selbst in der Fassung C^1 genügte das Gedicht noch nicht seinem Dichter, der in der Folge einzelne Stellen retouchierte. Statt „Etwas Liebes, etwas Theures“ setzt in der nächsten Auflage, C^2, 233, eine Alliteration ein: „Etwas Liebes und Lebend'ges“, und die beiden Schlußzeilen der Ballade hießen in Zukunft:

C^2 233. Blickt du nieder auf die vielen Unbekannten, die dir dienen,
Einer segnet dich vom Morgen bis zum Abend unter ihnen.

Endlich war noch in der 3. Strophe der unschöne Reim: „Polizeiminister—Geflüster" zu entfernen. Von der dritten Auflage an lauten die Zeilen:

C³ 240. Daß du dich des Lebens freuest, bleibe Vater, meine Sache!
Ueber jeden deiner Schritte halten hundert Augen Wache!

Beiträge zur Kenntnis des Puppentheaters.

Von F. Arnold Mayer in Wien.

I. Repertoirelisten von Spielern aus Wien und Umgebung.

Moriz Wieland.

Spielte in Wien an verschiedenen Orten, so in Gaudenzdorf, Bäckergasse (jetzt XII. Stadtbezirk, Korbergasse), im Gasthaus Hirsch, in Penzing (jetzt XIII. Bezirk), Hollergasse 23; im Sommer auf dem Lande, so in Kritzendorf, Preßbaum und sonst.

1891:

1. Königin Rosamunde oder die Unschuld in der Wüste. („Die verstoßene Königin Rosamunda u. s. w." spielte auch Vincenz Pichler 1892 in seinem Cirkus und Marionettentheater in Gloggnitz.) Zum Schlusse: Komisches Nachspiel oder Verwandlungsfiguren, wie noch sonst im folgenden.
2. Die vier Wildschützen aus Baiern. (S. Nr. 59 a. 109? 197?)
3. Dr. Fausts Höllenfahrt. (S. Nr. 16 a. 132 a. 152 b. 188 b. 193 d. 213 a. 233 c. 234 g.)
4. Graf Friedo der Streitbare.

Josef Mayer.

Spielte in Wien IV., Gasthaus zur Weintraube, später II. Castellezgasse 4, auch XIX. Theresienplatz und sonst und führte 1886—1894 auf:

5. Wilhelm Tell. (S. Nr. 143 b. 182 a. 188 a.)
6. Die Raubritter von Mainz.
7. Der Fall Clémenceau.
8. Kaiser Josef unter dem Volke. (S. Nr. 220 a. 234 d.)
9. Der Herrgottschnitzer von Ammergau. (S. Nr. 59 b.)
10. Wien bleibt Wien.
11. Andreas Hofer. (S. Nr. 175 b.)
12. Kasperl auf Reisen. (S. Nr. 51 a. 194 g. 130? 228 a.)
13. Dornröschen. (S. Nr. 17 a. 30 a. 192 c.)
14. Der Müller und sein Kind. (S. Nr. 152 c. 155 d. 162 a. 174 b. 188 k. 189 b. 211 d. 234 e.)
15. Zwei Gefangene in der Türkei. (S. Nr. 111 a. 192 b. 206? 219 e. 233 e.)
16. Jahn Kafor der Hirte von Penimarch oder Jahn der Hexenmeister.

16 a. Der Faust. (S. Nr. 3.)

17. Eulaliens Schmerz.

Rudolf Storch.

Wien II. Castellezgasse 4, dann Kleine Pfarrgasse 9 und sonst, auch in der Umgebung von Wien; zuletzt II. Brigittenauerlände 22.

1885—1892:

17 a. Dornröschen. (S. Nr. 13.)
18. Die 7 Raben. (S. Nr. 200 a.)
19. Tischlein deck' dich, Eselein streck' dich, Knüppel aus dem Sacke.
20. Antäbon in der Wildnis oder ein Abenteuer mit Drang Utang. (S. Nr. 159 e.)
21. Der Barometermacher auf der Zauberinsel. (S. Nr. 27 a. 188 f. 194 c. 200 c. 213 c.)
22. Ein Liliputaner oder der daumenlange Hansel.
23. Ein Böhm in Amerika. (S. Nr. 168 a. 174 e. 188 b. 194 d. 214 g. 221 c.)
24. Haman und Esther.
25. Der Rosenstock oder die Erbschleicher.
26. Das Popanzmännchen oder die 3 Zauberfedern. (S. Nr. 231 a.)
27. Der Waldbauer oder die Rache des Wildschützen.

1893:

27 a. Der Barometermacher. (S. Nr. 21.)
28. Prinz Rosenrot und Prinzessin Lilienweiß oder die bezauberte Lilie. (S. Nr. 65 a.)
29. Ritter Blaubart. (S. Nr. 205 b.)
30. Hinko der Freiknecht. (S. Nr. 193 c.)
30 a. Dornröschen. (S. Nr. 13.)
31. Die Räuberschenke im Wienerwald.
32. Der Goldschmied von Bessora.
33. Kasperl als Seeräuber. (S. Nr. 143?)
34. Rinaldo Rinaldini. (S. Nr. 155e. 194 e.)
35. Schinderhannes oder die Räuber im Böhmerwald. (S. Nr. 143 a.)
36. Höllenfürst und Herkules oder der Kampf um die Königstochter.
37. Aschenbrödel oder der gläserne Pantoffel. (S. Nr. 147 a. 159 f. 194 b. 201 b. 206 b. 207 e.)
38. Kasperl in der Windmühle oder der Räuberhauptmann Störtebeck. (S. Nr. 62 a.)
39. Kohlenmunkpeter oder das steinerne Herz.
40. Die Teufelsmühle am Wienerberg. (S. Nr. 152 a. 159 a. 188 e. 194 f. 195 c. 214 f. 235 a.)
41. Das Eulenschloß oder Kasperl als Minister. Zauberspiel. (S. Nr. 197 b.)
42. Der Rattenfänger von Hameln. (S. Nr. 173 a.)
43. 44. Rotkäppchen. (S. Nr. 192 i. 195 d. 208 b.) — Hierauf: Der Feuerbaum im Wald und Kasperl im Sumpf. Ritterlustspiel.
45. Alpenkönig und Menschenfeind. (S. Nr. 195 e. 206 a. 211 e.)
46. Die Weihnachtsfee. (S. Nr. 207 a.)
47. Das 3. Gebot oder der ewige Schmied.
48. Genofeva. (S. Nr. 137 a. 192 k. 208 a. 214 c. 233 b. 234 a.)
49. Schneewittchen und die 7 Zwerge. (S. Nr. 111 b. 165 a. 181 a. 194 h. 200 e. 214 e.)
50. Ali Baba und die 40 Räuber. (S. Nr. 197 a. 231 e.)
51. Rózsa Sándor. (S. Nr. 111 c. 159 b. 175 g. 193 f.)

1894:

51 a. Kasperls Reiseabenteuer. (S. Nr. 12.)
52. Prinz Guido oder das Suchen nach Zufriedenheit.

53. Das Geheimnis der Zigeunerin. Großes Sensations-Schauspiel.
54. Wendelin von Höllenstein oder die Totenglocke um Mitternacht. (S. Nr. 159 d. 193 a. 221 a.)
55. Die Reise um die Erde in 80 Tagen nebst einem Vorspiel: Die Wette um eine Million. Spektakelstück. (S. Nr. 64 a. 184 a. 194 i.)
56. Der tapfere Schneider oder 7 auf einem (so!) Schlag. (S. Nr. 192 f.)
57. Der verlorene Sohn. (S. Nr. 149 a. 231 b.)
58. Kaiser Josef und die Glückswaberl. (S. Nr. 192 g.)
59. Kaiser Josef und der Deserteur.
59 a. Die Wildschützen. (S. Nr. 2.)

1895:

59 b. Der Herrgottschnitzer von Oberammergau. (S. Nr. 9.)
60. Der Verschwender. (S. Nr. 146 a. 190 c. 202 a.)
61. Rapunzel oder der Zaubergarten.
62. Don Juan oder das Totengastmahl am Friedhofe. (S. Nr. 155 a. 155 g. 174 c. 189 c. 233 a.)
62 a. Kasperl als Müllerbursche und Störtebeck der Räuberhauptmann. (S. Nr. 38.)
63. Der schwarze Graf oder bei den Räubern von Campagna. (S. Nr. 231 c.)
64. Des Schulmeisters Hochzeit. Bauernkomödie.
64 a. Die Reise um die Erde in 80 Tagen. (S. Nr. 55.)
65. Das Teufelsschloß. Raubritter-Schauspiel.

1897—1899:

65 a. Prinz Rosenrot u. s. w. (S. Nr. 28.)
66. Die Räuber um Mitternacht. (S. Nr. 153 a.)
67. Der Geigerfranzel und die Zwerge.
68. Der Wunderdoktor von Paris. (S. Nr. 188 i.)
69. Die geraubte Königstochter oder der Kampf um ein Königreich. Ritterspiel. (S. Nr. 230?)
70. Aladin und die Zauberlampe. (S. Nr. 171 a. 182 d.)
71. Die Belagerung von Persien oder Kasperl als Kriegsheld.

Bei einer Anzahl von Stücken geht mir die Jahreszahl ab:

72. Die Hexe von Höllenthal.
73. Don Kings Reiseabenteuer mit Orang-Utang. (S. Nr. 20?)
74. Die zwei feindlichen Brüder. (S. Nr. 88? 159 g.)
75. Die verzauberte Prinzessin. (S. Nr. 97? 193 e.)
76. 77. Pechvogel und Glückskind. Lustiges Kindermärchen. — Hierauf die Kartoffelkomödie Prinzessin Pumpsia oder Räuber Jaromier.
78. 79. Das Königsräthsel oder die lustigen Handwerksburschen. — Hierauf die Kartoffelkomödie Turandot. Schauspiel.
80. Der Diamant des Geisterkönigs.
81. Ein verlorenes Leben oder Dämon Alkohol. (S. Nr. 231 f.)
82. Das Märchen vom sprechenden Baum. Ritterspiel.
83. König und Bauer oder Kasperl als Rastelbinder.
84. Lustige Studentenstreiche oder das Abenteuer in der Sylvesternacht.
85. Das Geheimnis von Nr. 43.
86. Eine dunkle That oder der Mord im Weinkeller. (S. Nr. 128?)
87. Das Wirtshaus zum goldenen Nockerl oder das fliegende Geld.
88. Der Brudermörder. (S. Nr. 74?)
89. Im Circus. Circusburleske.
90. Ein Pariser Taugenichts.

91. Die Leichenräuber von London.
92. Das Geheimnis der Banditen oder der falsche Prinz.
93. Prinz Casimir von Jaromier. Ritterspiel.
94. Heinrich von Eichenfels. (S. Nr. 233 d.)
95. Oberon der Elfenkönig oder das Zauberhorn. (S. Nr. 231 d.)
96. Der Goldteufel von Kalifornien.
97. Die Rose von Adelsberg oder die verzauberte Königstochter. (S. Nr. 75?)
98. Doktor Sassafraß oder Kasperl als Professor.
99. Der Ball im Gnomenpalast.
100. Die Waise aus Lowood.
101. Die Totenwache oder der betrogene Teufel.
102. Hansdaps. Lustiges Zaubermärchen.
103. Ein Dorflump oder der geprellte Bürgermeister.
104. Die Räuber im Spessart-Walde oder der Ueberfall in der Räuberschenke.
105. Kasperl beim Menschenfresser. (S. Nr. 136?)
106. Der gestiefelte Kater. (S. Nr. 207 d. 214 d.)
107. Der Millionenbauer. Bauernkomödie.
108. Kasperl beim Großsultan.
109. Die Wildschützen von Tirol. (S. Nr. 2?)
110. Der lustige Bauer oder die Zaubergaben des Teufels.
111. Bruder Wenzel. (S. Nr. 155 b. 228 b.)

Albin K.

1885–1887. Siehe meinen Aufsatz in: Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, Festgabe für Richard Heinzel, 248 f.

111 a. Die Gefangenen in der Türkei. (S. Nr. 15.)
111 b. Schneewittchen. (S. Nr. 49.)
111 c. Rózsa Sándor. (S. Nr. 51.)
112. Kaspar als Prinz. (S. Nr. 194 k. 255?)
113. Der Richter von Blumzendorf oder die beiden Nachtwächter.
114. Die lebendig-todten Eheleute.
115. Die Pechheirat.
116. Die beiden Trottel.
117. Kasperl als Hausherr.
118. Im Kinderpark.
119. Thomas der Massenmörder. (S. Nr. 164 b. 182 c.)
120. Aner für alle oder die Allerweltsgevatterin.
121. Stadt und Land.
122. Die Sprechmaschine.
123. Der Waldteufel.
124. Der bairische Hiesel. (S. Nr. 192 a.)
125. Graf Heinrich oder der Schutzmeister. (S. Nr. 215 a? 233 f.)
126. Zampa.
127. Der Türkennarr.
128. Der betrogene Jude oder der Mord im Keller. (S. Nr. 86?)
129. Hanswursts Lebenslauf.
130. Hanswursts Reise. (S. Nr. 12?)
131. Der Selbstmörder.
132. Der Raubritter von der Gildenburg.
132 a. Der Teufelsbanner oder Dr. Fausts Leben. (S. Nr. 3.)
133. Der Hofnarr. (S. Nr. 229?)
134. Der gedungene Raubritter. (S. Nr. 189 a. 193 g. 211 c.)
135. Der Zauberer von Ostrov.

136. Der Menschenfresser. (S. Nr. 105?)
137. Der betrogene König.
137 a. Genovefa (in zwei Fassungen). (S. Nr. 48.)
138. Der Rothmantel.
139. Hanswurst bei Kara Mustapha.
140. Auf der Leiter.
141. Der Gefoppte.
142. Die tapfere Resi. (S. Nr. 159 c. 188 g. 190 a. 219 c. 234 c.)
143. Die Seeräuber. (S. Nr. 33?)
143 a. Schinderhannes. (S. Nr. 35.)
143 b. Wilhelm Tell. (S. Nr. 5.)
144. Die Räuber. (S. Nr. 155 f. 164 a. 170 a. 188 d. 190 d. 213 b.)
145. Rübezahl. (S. Nr. 155 c. 192 h. 200 b. 214 a.)
146. Der Freischütz. (S. Nr. 175 e. 192 e. 201 a. 211 f.)
146 a. Der Verschwender. (S. Nr. 60.)
147. Die Zauberflöte. (S. Nr. 203 a.)
147 a. Aschenbrödel. (S. Nr. 37.)
148. Die Wirtin zum grünen Anker.
149. Das Testament des Dr. Faust.
149 a. Der verlorene Sohn. (S. Nr. 57.)
150. Die (so!) lebendige Sopha.
151. Das abgebrannte Haus.
152. Das Käthchen von Heilbronn. (S. Nr. 192 d. 207 c. 214 h. 234 f.)
152 a. Die Teufelsmühle am Wienerberge. (S. Nr. 40.)
152 b. Dr. Faust. (S. Nr. 3.)
152 c. Der Müller und sein Kind. (S. Nr. 14.)
153. Die Falschmünzer. (S. Nr. 159 h.)
153 a. Die Räuber um Mitternacht. (S. Nr. 66.)
154. Der Graf von Alteville. (S. Nr. 238?)
155. Das Vater Unser oder die Macht des Gewissens.
155 a. Don Juan. (S. Nr. 62.)

Karoline Kirsch.
IX. Nußgasse 12.

1886—1889:

155 b. Bruder Wenzel. (S. Nr. 111.)
155 c. Berggeist Rübezahl. (S. Nr. 145.)
155 d. Der Müller und sein Kind. (S. Nr. 14.)
155 e. Rinaldo Rinaldini. (S. Nr. 34.)
155 f. Karl Moor oder die Räuber. (S. Nr. 144.)
155 g. Don Juan oder der Tod als Gast. (S. Nr. 62.)
156. Die beiden Grafeln. (S. Nr. 193 b. 224 b.)
157. Robert der Teufel.
158. Das Geisterschloß zu . . . enstein. (S. Nr. 238?)
159. Struwelpeter. (S. Nr. 175 i.)
159 a. Die Teufelsmühle am Wienerberg. (S. Nr. 40.)
159 b. Rózsa Sándor. (S. Nr. 51.)

1890—1896:

159 c. Die tapfere Rosa oder der Leichenraub um Mitternacht. (S. Nr. 142.)
159 d. Wendelin von Höllenstein oder die Totenglocke um Mitternacht. (S. Nr. 54.)
159 e. Audübon in der Wildniß. Indianerschauspiel. (S. Nr. 20.)

159 f. Aschenbrödel. (Z. Nr. 37.)
159 g. Der Bruderhaß. (Z. Nr. 74.)
159 h. Die Falschmünzer von Paris oder die Geheimnisse des Ardennenwaldes. (Z. Nr. 153.)
160. Hamlet.
161. Das verwunschene Schloß oder die Hexe vom Spittelberg. Bauernkomödie.
162. Lumpazivagabundus oder das liederliche Kleeblatt. (Z. Nr. 188 c. 190 b. 195 a. 207 b. 214 b. 219 f.)
162 a. Der Müller und sein Kind. (Z. Nr. 14.)
163. Dr. Goldhärchen und die Prinzessin mit der Eisrinde am Herzen. (Z. Nr. 170 b. 175 a.)
164. Fortunatus oder die Ohren der Prinzessin von Marokka (so!)
164 a. Die Räuber. (Z. Nr. 144.)
164 b. Thomas der Massenmörder vom Bremerhafen. (Z. Nr. 119.)
165. Knecht Ruprecht oder der Weihnachtsmann. (Z. Nr. 175 h.)
165 a. Schneewittchen. (Z. Nr. 49.)
166. Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär. (Z. Nr. 175 d. 182 b. 194 a. 195 b.)

1897:

167. Die Gigerln von Wien (s. Nr. 175 f. 205 a. 211 b. 221 b.), im Schlußakt: Die alte Frau Waberl von Nußdorf. (Z. Nr. 182.) Zum Schlusse: Begräbnis des alten und Einzug des neuen Jahres mit bengalischer Beleuchtung.
168. Prinzessin Tausendschön oder die wilden Schwäne.
168 a. Ein Böhm in Amerika. (Z. Nr. 23.)
169. Der Graf von Hammerstein. (Z. Nr. 172 a.)
170. Jennewein der Wildschütz oder das 4. Gebot. (Z. Nr. 174 a.)
170 a. Die Räuber. (Z. Nr. 144.)
170 b. Dr. Goldhärchen und die Prinzessin mit der Eisrinde am Herzen. (Z. Nr. 163.)
171. Hadschi Loja oder die Einnahme von Serajewo. (Z. Nr. 175 c.)
171 a. Aladin oder die Wunderlampe. (Z. Nr. 70.)
172. Die Kinder des Kapitän Grant. (Z. Nr. 174 d.)

1898:

172 a. Der Graf von Hammerstein. (Z. Nr. 169.)
173. Ein Krähwinkler Kirchtagsfest und seine Folgen.
173 a. Der Rattenfänger von Hameln. (Z. Nr. 42.)
174. Die Grafenbraut oder das Totenglöcklein von Burgthal.
174 a. Jennewein u. s. w. (S. Nr. 170.)
174 b. Der Müller und sein Kind. (S. Nr. 14.)
174 c. Don Juan oder das Totengastmahl am Friedhof. (Z. Nr. 62.)
174 d. Die Kinder des Kapitän Grant. (Z. Nr. 172.)
174 e. Ein Böhm in Amerika. (Z. Nr. 23.)
175. Mein Leopold. (S. Nr. 219 d. 223?)
175 a. Dr. Goldhärchen u. s. w. (S. Nr. 163.)
175 b. Andreas Hofer. (Z. Nr. 11.)
175 c. Hadschi Loja oder die Erstürmung von Serajewo. (Z. Nr. 171.)
175 d. Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär. (Z. Nr. 166.)
175 e. Der Freischütz. (S. Nr. 146.)
175 f. Die Gigerln von Wien. (Z. Nr. 167.)
175 g. Rózsa Sándor. (S. Nr. 51.)

175 h. Knecht Ruprecht u. s. w. (S. Nr. 165.)
175 i. Der Struwelpeter oder der Fluch der Waldfee. (S. Nr. 159.)

1899:

176. Die Nordpolfahrer oder der Kampf mit den Eisbären. Zum Schluß des 1. Aktes Begräbnis u. s. w.
177. Prospero oder die Rache des Zauberers.
178. Die Wiener Touristen. Posse.
179. Hänsel und Gretel. (S. Nr. 200 d.)
180. Von der Torfmühle in das Grafenschloß oder sich selbst gerichtet.
181. Der Glockenkönig Klingerlinging oder die Rache der Brunnenfee.
181 a. Schneewittchen und die 7 Zwerge. (S. Nr. 49.)
182. Ein lustiger Tag in Groß-Wien, zum Schluß: Die alte Frau Wabert. (S. Nr. 167.)
182 a. Wilhelm Tell oder die Verschwörung der schweizerischen Eidgenossenschaft. (S. Nr. 5.)
182 b. Das Mädchen aus der Feenwelt. (S. Nr. 166.)
182 c. Thomas der Massenmörder. (S. Nr. 119.)
182 d. Aladin oder die Wunderlampe. (S. Nr. 70.)
183. Macbeth oder der Königsmord um Mitternacht.

Johann Trappl.

Kunst- und Zwergtheater, Wien XVII. (Hernals), Antonigasse.

1896?

184. Unter dem Christbaum, Volksstück.
184 a. Die Reise um die Welt. (S. Nr. 55.)
185. Eine Nacht in Venedig.
186. Die verliebte Prinzessin.

Franz Conicella.

XVIII. Lustkandlgasse 21.

1897:

187. Die Rekrutierung in Krähwinkel.
188. Junker Hans von Stein, Ritterschauspiel.
188 a. Wilhelm Tell. (S. Nr. 5.)
188 b. Dr. Fausts Schutzgeist. (S. Nr. 3.)
188 c. Lumpazivagabundus. (S. Nr. 162.)
188 d. Die Räuber. (S. Nr. 144.)
188 e. Die Teufelsmühle am Wienerberg. (S. Nr. 40.)
188 f. Der Barometermacher auf der Zauberinsel. (S. Nr. 21.)
188 g. Die tapfere Rosa oder der Leichenraub um Mitternacht. (S. Nr. 142.)
188 h. Ein Böhm in Amerika. (S. Nr. 23.)
188 i. Kaspar als Wunderdoktor von Paris. (S. Nr. 68.)
188 k. Der Müller und sein Kind. (S. Nr. 14.)
189. Treffkönig oder das Wiederfinden auf dem Friedhof. (S. Nr. 217 a. 219 a. 219 g.)
189 a. Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer. (S. Nr. 134.)

Ebenda spielte im Winter 1898

Franz Leipert,

dessen vollständiges Repertoire aus folgenden Stücken bestand:

189 b. Der Müller und sein Kind. (S. Nr. 14.)
189 c. Don Juan. (S. Nr. 62.)

190. Die Drachenhöhle bei Rötelstein.
190 a. Die tapfere Rosa oder Vertrauen auf Gott. (S. Nr. 142.)
190 b. Lumpazivagabundus oder das liederliche Kleeblatt. (S. Nr. 162.)
190 c. Der Verschwender. (S. Nr. 60.)
190 d. Die Räuber. (S. Nr. 144.)
191. Die Räuber auf Maria Kulm. (S. Nr. 206 c.)
192. Der verlorene Orden des Königs.
192 a. Der bairische Hiesel. (S. Nr. 124.)
192 b. Zwei Gefangene in der Türkei. (S. Nr. 15.)
192 c. Dornröschen. (S. Nr. 13.)
192 d. Käthchen von Heilbronn oder das heimliche Gericht. (S. Nr. 152.)
192 e. Der Freischütz. (S. Nr. 146.)
192 f. Das tapfere Schneiderlein. (S. Nr. 56.)
192 g. Kaiser Josef und die Glückswaberl. (S. Nr. 58.)
192 h. Rübezahl der Berggeist. (S. Nr. 145.)
192 i. Rotkäppchen. (S. Nr. 43.)
192 k. Genovefa. (S. Nr. 48.)
193. Kaspar am Lumpenball. (S. Nr. 211 a. 225 a.)
193 a. Wendelin von Höllenstein oder die Totenglocke um Mitternacht. (S. Nr. 54.)
193 b. Die beiden Graseln. (S. Nr. 156.)
193 c. Hinko der Freiknecht oder König Wenzel von Böhmen. (S. Nr. 30.)
193 d. Doktor Faust. (S. Nr. 3.)
193 e. Die verwunschene Prinzessin. (S. Nr. 75.)
193 f. Roßa Sándor. (S. Nr. 51.)
193 g. Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer. (S. Nr. 134.)
194. Die Räuber von Hermannstadt.
194 a. Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär. (S. Nr. 166.)
194 b. Aschenbrödel. (S. Nr. 37.)
194 c. Der Barometermacher auf der Zauberinsel. (S. Nr. 21.)
194 d. Ein Böhm in Amerika. (S. Nr. 23.)
194 e. Rinaldo Rinaldini. (S. Nr. 34.)
194 f. Die Teufelsmühle am Wienerberg. (S. Nr. 40.
194 g. Kaspar auf Reisen. (S. Nr. 12.)
194 h. Schneewittchen. (S. Nr. 49.)
194 i. Die Reise um die Erde in 80 Tagen. (S. Nr. 55.)

Alex. Barth.

III. Weißgärberstraße 2. Als „Regisseur" unterzeichnet A. Steidl.

1890:

194 k. Kaiserl als Prinz. (S. Nr. 112.)
195. Albert und Bertha oder Kaiserl im Sack. (S. Nr. 254?)
195 a. Lumpazivagabundus. (S. Nr. 162.)
195 b. Das Mädchen aus der Feenwelt. (S. Nr. 166.)
195 c. Die Teufelsmühle am Wienerberg. (S. Nr 40.)
195 d. Rotkäppchen. (S. Nr. 43.)
195 e. Der Alpenkönig und der Menschenfeind. (S. Nr. 45.)
196. Das Glück ist blind.
197. Kaiser unter den Wildschützen. (S. Nr. 22?)
197 a. Ali Baba und die vierzig Räuber. (S. Nr. 50.)
197 b. Das Eulenschloß. (S. Nr. 41.)
198. Das geraubte Grafenkind.

199. Schuri buri, buri schuri, bim, bam, buff oder (nach einer anderen Ankündigung): Kaiserl als Bergknappe.
200. Kaiserls Reise im Luftballon.
200 a. Die sieben Raben. (S. Nr. 18.)
200 b. Rübezahl der Berggeist. (S. Nr. 145.
200 c. Der Barometermacher auf der Zauberinsel. S. Nr. 21.)
200 d. Hänsel und Gretl. (S. Nr. 179.)
200 e. Schneewittchen. (S. Nr. 49.)
201. Die gute und die böse Fee.
201 a. Der Freischütz. (S. Nr. 146.
201 b. Aschenbrödel. (S. Nr. 37.)
202. Die stolze Hildegarde.
202 a. Der Verschwender. (S. Nr. 60.
203. Der arthetische (so!) Brunnen.
203 a. Die Zauberflöte. (S. Nr. 147.)
204. Waldkönig Laurin.
205. Die beiden Waisen.
205 a. Die Gigerln. (S. Nr. 167.)

V. Buchberger.

Spielte im XVIII. Bezirke, an verschiedenen Orten.

1894—1896:

205 b. Ritter Blaubart. (S. Nr. 29.)
206. Kaiser als Gefangener in der Türkei. (S. Nr. 152.)
206 a. Alpenkönig und Menschenfeind. (S. Nr. 45.)
206 b. Aschenbrödel. (S. Nr. 37.)
206 c. Die Räuber auf Maria Kulm oder die Kraft des Glaubens. S. Nr. 191.)
207. Ellinora oder die wohlthätige Fee.
207 a. Die Weihnachtsfee. (S. Nr. 46.)
207 b. Lumpazivagabundus u. s. w. (S. Nr. 162.)
207 c. Käthchen von Heilbronn und das heimliche Gericht. (S. Nr. 152.)
207 d. Der gestiefelte Kater. (S. Nr. 106.)
207 e. Aschenbrödel in der Küche. (S. Nr. 37?)
208. Orpheus in der Unterwelt. (S. Nr. 220 c.)
208 a. Genovefa oder die unglückliche Pfalzgräfin von Trier. (S. Nr. 48.)
208 b. Rotkäppchen. S. Nr. 43.)
209. Ein Traum. Großes Ausstattungsstück. (S. Nr. 240?)
210. Die Geistermühle.
211. Udine das Fischermädchen.
211 a. Der Lumpenball. (S. Nr. 193.) Im 3. Akt Ballet.
211 b. Die Gigerln von Wien. (S. Nr. 167.
211 c. Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer. Großes Ritter-Ausstattungsstück. (S. Nr. 134.)
211 d. Der Müller und sein Kind. (S. Nr. 14.)

1898—1899:

211 e. Alpenkönig und Menschenfeind. (S. Nr. 45.)
211 f. Der Freischütz. (S. Nr. 146.)
212. Flick und Flock oder der Kaiser am Meeresgrund.
213. Kaiser Josef und die Schusterstochter.
213 a. Dr. Fausts Lebensthaten. Zum Schluß Höllenfahrt. (S. Nr. 3.)
213 b. Die Räuber. (S. Nr. 144.)
213 c. Der Barometermacher auf der Zauberinsel. S. Nr. 21.)

214. Aschenbrödel am Grabe. Im 3. Akt großes Ballet.
214 a. Rübezahl der Berggeist. (S. Nr. 145.)
214 b. Lumpazivagabundus. (S. Nr. 162.)
214 c. Genovefa. (S. Nr. 48.)
214 d. Der gestiefelte Kater. (S. Nr. 106.)
214 e. Schneewittchen und die 7 Zwerge oder die Braut im gläsernen Sarg. (S. Nr. 49.)
214 f. Die Teufelsmühle am Wienerberg. (S. Nr. 40.)
214 g. Ein Böhm in Amerika. Großes Ausstattungsstück. (S. Nr. 23.)
214 h. Das Käthchen von Heilbronn oder das heimliche Gericht. (S. Nr. 152.)
215. Die Belagerung von Sebastopol.
215 a. Die beiden verkleideten Wunderdoktoren von Paris. (S. Nr. 125?)
216. Prinz Wunderhold und Prinzessin Tausendschön. (S. Nr. 224 a.)
217. Von Stufe zu Stufe. (S. Nr. 219 b. 220 b. 234 b.)
217 a. Treffkönig oder das Wiederfinden am Friedhof. (S. Nr. 189.)
218. Ein dunkles Geheimnis.
219. Der verzauberte Hirt oder der Geisterteller. Zusammengestellt von A. Freudenreich.

Johann Fleck,

Buchbergers Gehilfe, besaß an Manuskript 1899:

219 a. Der Treffkönig. (S. Nr. 189.)
219 b. Von Stufe zu Stufe. (S. Nr. 217.)
219 c. Der tapfere Rosa oder der Leichenraub um Mitternacht. (S. Nr. 142.)
219 d. Mein Leopold. (S. Nr. 175.)
219 e. Graf Paquafil oder Fürst Alexander von Pavia. (S. Nr. 15.)

Florian Bachonet,

Erstes Salon-Miniatur-Theater, Wien XVIII, Haizingergasse 4 und sonst.

1897—1898:

219 f. Lumpazivagabundus. (S. Nr. 162.)
219 g. Der Treffkönig oder das Wiedersehen am Friedhofe. (S. Nr. 189.)
220. Christoph Columbus oder der Entdecker Ameritas. Historisches Schauspiel.
220 a. Kaiser Josef II. im Volke. (S. Nr. 8.)
220 b. Von Stufe zu Stufe. (S. Nr. 217.)
220 c. Orpheus in der Unterwelt. (S. Nr. 208.)
221. Der seltene Gast oder der Vatermord. Ritterstück.
221 a. Wendelin von Höllenstein. (S. Nr. 54.)
221 b. Die Gigerln von Wien. (S. Nr. 167.)
221 c. Ein Böhm in Amerika. (S. Nr. 23.)
222. Die tote Braut. Ritterschauspiel.
223. Mein Leopold oder das Fasselrutschen. Bearbeitet von Fl. Lesner. (S. Nr. 175?)
224. Der Dorflump. Ländliches Volksstück von A. Vogl.

1899:

224 a. Prinz Wunderhold und Prinzessin Tausendschön. (S. Nr. 216.)
224 b. Johann Georg Grasl von Horn. (S. Nr. 156.)
225. Das Jochkreuz oder der Protzenbauer von Zehnerhof. Ländliches Volksstück mit natürlichem Wasser und Regen.
225 a. Der Lumpenball oder der verhängnisvolle Affe. Mit Feuerwerk. (S. Nr. 193.)
226. Der Tod als Gast. Ritterlustspiel.

227. Ein leichtes Blut. Volksstück.
228. Der Geist Abrakadabra. Räuberlustspiel.
228 a. Kasperls Reise-Erlebnisse. (S. Nr. 12.)
228 b. Bruder Wenzel oder Glück auf! Nur für diese Bühne insceniert von Florian Bachonek. (S. Nr. 111.) Zum Schluß: Großes Theater-Abschiedsfest, verbunden mit Gratis-Lotterie.

Emma Grüttner,

als Direktorin, für die „Regie" ist unterzeichnet Johann Schönecker aus Berlin. Spielte 1898 in Hacking bei Wien (XIII. Bezirk), Anhofstraße Nr. 205:

229. Ein Hofnarr in der Türkei. (S. Nr. 133?)
230. Die gefangene Königstochter oder der Zweikampf im Urwald. (S. Nr. 69?)
231. Das 7. Gebot oder unschuldig verurteilt.
231 a. Die 3 goldenen Zauberfedern. (S. Nr. 26.)
231 b. Der verlorene Sohn. (S. Nr. 57.)
231 c. Der schwarze Graf oder die Räuber von Campagna. (S. Nr. 63.)
231 d. Oberon der Elfenkönig oder der Königsmörder. (S. Nr. 95.)
231 e. Ali Baba und die 400 Räuber. (S. Nr. 50.)
231 f. Ein verlorenes Leben. (S. Nr. 81.)
232. Die Rache des Wildschützen.
233. Rübezahl oder der lustige Schneider.
233 a. Don Juan oder der Sohn der Hölle. (S. Nr. 62.)
233 b. Genovefa die unglückliche Pfalzgräfin. (S. Nr. 48.)
233 c. Dr. Faust. (S. Nr. 3.)
233 d. Heinrich von Eichenfels oder der Prinzenraub. (S. Nr. 94.)

Johanna Schallmayer.

Wien (XV.) Fünfhaus, Tellgasse 12.

1891:

233 e. Graf Pakrafiel oder die Gefangenen in der Türkei. (S. Nr. 15.)
233 f. Zwei verkleidete Doktoren. (S. Nr. 125.)
234. Der geschundene Raubritter.
234 a. Genofeva. (S. Nr. 48.)

L. Stadelka,

Miniatur-Theater, Wien XVI. Hasnerstraße 4.

1897:

234 b. Von Stufe zu Stufe. (S. Nr. 217.)
234 c. Der Leichenraub um Mitternacht. (S. Nr. 142.)
234 d. Kaiser Josef II. im Volke. (S. Nr. 8.)
234 e. Der Müller und sein Kind. (S. Nr. 14.)

T. J. Rosenbaum,

Wien (XVI.) Neulerchenfeld, Grundsteingasse 9.

1892:

234 f. Käthchen von Heilbronn. (S. Nr. 152.)
234 g. Dr. Fausts Höllenfahrt. (S. Nr. 3.)
235. Othello der Mohr von Venedig.
Nach jeder Vorstellung ein lustiges Nachspiel mit Musik.

J. Jourdan,

Heiligenkreuz in Niederösterreich, 1898:

235 a. Die Teufelsmühle am Wienerberge. (Z. Nr. 40.)
236. Kasperl als Lebensretter.
237. Der Kaufmann von Venedig.

Außerdem habe ich aus den Jahren 1886—1892 noch eine Reihe von Stücken notiert, bei denen mir die Namen der Spieler fehlen. So:

238. Das Geisterschloß von Longeville. (Z. Nr. 154? 158?)
239. Zwergmännchens Wundergaben.
240. Der Traum des Königs Summasummarum. Romant. Feenmärchen. (Z. Nr. 209?)
241. Das Zauberschwert. Ritterschauspiel.
242. Der Courier des Czaren.
243. Die lustigen Weiber von Windsor.
244. Der kurierte Raritätensammler.
245. Robinson Crusoe.
246. Die Zauberrose des Kasperl Larifari.
247. Khalif Storch.
248. Max und Moritz oder die schlimmen Buben.
249. Adrian mit dem Zauberspiegel.
250. Kaiser Rotbart.
251. 20000 Meilen unterm Meer.
252. Die Jungfrau von Orléans.
253. Der Zauberschleier.
254. Der böse Geist Nigromantius oder Pierrot im Sack. (Z. Nr. 195?)
255. Pierrot als Prinz. Z. Nr. 112?
256. Die Traube oder der schwarze Dietrich.

Miscellen.

Aus dem Tagebuch eines württembergischen Regimentsarztes im siebenjährigen Krieg.

1. Zur Charakteristik von Schillers Vater.

Emanuel Schneider von Bern machte als Regimentsarzt in württembergischen Diensten vier Kampagnen im siebenjährigen Kriege mit; er führte ein Tagebuch und arbeitete dieses in späteren Jahren für seine Kinder aus. Daraus sollen diejenigen Stellen herausgehoben werden, in welchen Schneider mit Joh. Kaspar Schiller, dem Vater des Dichters, verkehrte.

Nach der zweiten Kampagne im Mai 1759 wurde Schneider als Regimentsfeldscheer des Regiments von Roman nach Vaihingen an der Enz versetzt. Er fand den Regimentsmedikamentenkasten in äußerst mangelhaftem Zustande und konnte vorübergehend durch die Mithilfe des Lieutenanten und Adjutanten Schiller bei einem Laboranten die notwendigsten Arzneimittel sich verschaffen. „Schiller war zuvor seiner Metiers Chirurgus und dabei ein sehr gescheiter Mann.“ Schneider hatte fünf Tage Arrest abzusitzen, weil zwischen ihm und dem Feldmedikus ein sehr

gespanntes Verhältnis bestand. Der Adjutant Schiller hatte Schneider den Befehl zu überbringen, den Degen abzufordern und auch wieder zuzustellen.

Am 28. Oktober 1759 rückte das württembergische Korps zur französischen Armee ab. In Kalbach im Fuldaischen (19. November) waren die Quartiere so enge, daß Lieutenant-Adjutant Schiller, Schneider und zwei andere Offiziere beim Obersten Quartier fanden. „Der Herr Oberst hatte sein eigenes kleines Zimmerlein und wir vier lagen in des Bauern Wohnstube auf der Streue (Stroh). Wir speisten beim Herrn Obristen. Hier mußte meine stählerne Rauchtabaksdose herhalten. Den Kaffee zum Dejeunieren und zum Nachtisch schaffte der Herr Oberst an, Herr Lieutenant Schiller röstete denselben in einem eisernen Pfännlein. Nachdem er geröstet war, wurde er in eine Serviette eingewickelt. Ich mußte mit einem Beilkopfe oder dem dicken Teil eines Handbeiles die Bohnen rein zerklopfen und nachher durch meine Tabaksdose durchsieben. Herr Lieutenant Schiller kochte denselben in einer Pfanne, goß ihn hernach in einen irdenen Hafen und so wurde er auf des Herrn Obersten Tisch gebracht und mit Rahm und Zucker getrunken."

Nach dem unglücklichen Überfall bei Fulda (30. November 1759) zog sich das württembergische Korps in die Winterquartiere in die Maingegenden. Im Anfange des folgenden Jahres stand das Regiment, in welchem Schneider diente, bei Heidingsfeld am Main. Am 16. Mai morgens machte Schneider mit Hauptmann von Pfuhl und Auditor Weinmann eine Exkursion nach Würzburg, welches sechs Stunden von Heidingsfeld entfernt war. „Wie ich daselbst anlangte, besuchte ich sogleich meinen Freund, Lieutenant und Adjutant Schiller, der im Wirtshaus zum — nahe an der Brücke am Mainfluß einquartiert war. Ich ward nebst seiner Frau Liebsten, die ihm ins Winterquartier nachgefolgt war, recht freundschaftlich empfangen. Ich mußte mit ihnen zu Mittag speisen." Da Schneider bei dem Kriegskommissär wegen seiner Forderungen sich melden wollte, so besorgte Schiller die Vermittlung und Schneider wurde vollständig entschädigt. Die Nacht brachte Schneider in der Wohnung Schillers zu. Am folgenden Tage führte Schiller die Offiziere in der Stadt herum und zeigte ihnen unter anderm die Kopernikanische Uhr mit Sonne, Mond, Sternen und dem ganzen Kreislauf, verfertigt von einem Würzburger Tischler. Nach dem Mittagessen ritten die Herren nach Heidingsfeld zurück.

Am 21. Juni langte endlich der Krankentransport im Generalhospital auf Hohenasperg an; am folgenden Tage meldete sich Schneider auf der Parade beim Herzog und bezog Quartier in Wennenden. „Hier wurde ich gar freundschaftlich auf der Parade von sämtlichen Offizieren begrüßt, vorzüglich von meinem Herzensfreund, Lieutenant und Adjutant Schiller, der diesmalen wieder beim Stabe war und den der Herr Oberst wegen seinen Fähigkeiten nicht entbehren konnte." Am Mittagstisch, zu welchem Oberst von der Gabelentz die Offiziere eingeladen hatte, fanden sich auch die beiden Freunde, Schiller und Schneider wieder ein.

Die vierte Kampagne führte das württembergische Korps an die Elbe und Saale. In Halle hatte der Oberst von Gabelentz Quartier, also auch Schiller und Schneider. Der ganze Stab machte dem Waisenhause einen Besuch (September 1760). Auch sonst fehlten die beiden Herren nie, wenn der Oberst zur Tafel einlud, oder seine Besuche bei vornehmen Herren und Damen abstattete. Am 1. Januar 1761 hatte das württembergische Korps wieder heimatlichen Boden betreten und das Regiment des Obersten von der Gabelentz nahm Quartier in Urach. Am 28. Februar, am Geburtstage, wurde der Oberst zum Generalmajor und Schiller zum Stabshauptmann befördert. Damit waren allerlei Festlichkeiten verbunden. „Hauptmann Schiller, Auditor Weinmann und ich haben acht Tage darauf ein selbst verarbeitetes Feuerwerklein auf einer Anhöhe bei der Stadt zu Ehren des Herrn Generals abgebrannt; die Granaten haben wir von Hand geworfen. Bei diesem Anlasse habe ich eine derselben zu lange in der Hand behalten und während des Wurfs, da sie Einem aus der Hand war, zerplatzte sie, streifte an dem rechten

Schoß meiner fast neuen Uniform und besengte es, so daß ich es habe wenden lassen müssen."

Ein Lieutenant von Kotzau, ein Verwandter des Herzogs, war eines Diebstahls dringend verdächtig. Um dem Herzog gegenüber sich keine Blöße zu geben, war die äußerste Vorsicht nötig. Hier zeigte Hauptmann Schiller seinen Takt und seine Geschicklichkeit und es gelang, den Angeklagten zu überführen.

Da nun von Kriegszügen nicht mehr die Rede war, überließen sich die Offiziere friedlichen Liebhabereien und Schneider hatte den Auftrag, Käse und Schabzieger aus der Schweiz für seinen Chef zu besorgen. „Für mich habe ich einen von den zwei erhaltenen Schabziegerkäsen behalten und selbigen mit meinem lieben Freund Hauptmann Schiller geteilt."

Im Oktober 1761 erhielt Schneider den erbetenen Abschied und da war es Hauptmann Schiller, der das Schriftstück überbrachte. „Am 18. November nahm ich Abschied von meinem lieben Freund Hauptmann Schiller und seiner Frau Liebsten und Kindern, welches nicht ohne Rührung zuging. Morgens drauf machte ich ihnen noch ein Präsentlein von Zucker, Kaffee u. s. w." Schneider hatte eben seine Studien in Straßburg begonnen, als die Anfrage wegen Eintritt in württembergische Dienste kam; nun kehrte er dorthin zurück, um noch anatomische und chirurgische Kurse zu besuchen. Er war schon während der Kampagnen vom sogenannten kalten Fieber häufig heimgesucht worden; dies überfiel ihn auch in Straßburg, hielt ihn einen Monat fest und störte ihn im Besuche der Spitäler. In sehr gedrückter Stimmung schrieb er am 8. Januar 1762 einen Klagebrief an Schiller, worauf dieser am 24. Januar antwortete: Monsieur Schneider. Chirurgien Major, logé chez Mr. Saupé Chirurgien juré et conseiller, demeuré sur la place des poissons à Strassbourg.

„Monsieur et très cher ami! Da Sie mich besser kennen als jemals andere vermögend sind, deren Gemütskaraktere von unserer Denkungsart immerdar weit entfernt wird, so ist mir Ihre Zuschrift eine wahre Ehre. Schätzen Sie selbst, mein verehrtester Herr Regimentsfeldscherer, wie sehr ich mit Ihnen wegen Ihrem langwierigen Fieber Mitleiden habe. Denken Sie nicht, daß es eine Strafe für Sie sei; keineswegs! So wenig wir die Wege der Vorsehung voraussehen, eben so leicht fallen wir in Irrtum und Vorurteile. Die Zeit wird es erklären, daß diese zwischen Ihre Absichten gekommene Hindernus Ihnen heilsam gewesen ist. Lassen Sie Ihren Trost sein, daß Ihr freier Wille an dieser Unpäßlichkeit keinen Teil hat, daß Sie alle mögliche Gegenanstalten vorgekehrt und weder Zeit noch Kosten menagiert haben. Erwarten Sie in Geduld der Hülfe Gottes und seine Wege werden Ihre ganze Zukunft verherrlichen. Wie weit würden wir wohl kommen, wenn wir uns selbst überlassen unser Schicksal nach unsern sehr mangelhaften Begriffen und Einsichten bestimmen könnten? Wahrhaftig, wir würden in unauflösliche Zweifel und Labwrinthe geraten. Laßt uns dahero alle Begebenheiten unseres Lebens als notwendige Folgen ansehen, die von der weisen Vorsicht in dem Generalplan unserer wahren Glückseligkeit, noch ehe wir zu einem Etwas geworden, bestimmt gewesen, und wenn sie nicht existieren sollten, einen Mangel in dem Zusammenhange der Welt machen würden.

Ich befinde mich nebst meiner kleinen Familie zum Lobe Gottes gesund und wohl. Für Ihren freundschaftlichen Neujahrswunsch danke ich recht herzlich und wünsche dagegen alles wahre Wohlergehen, empfehle mich zu Ihrem Andenken und bin nebst Compliment von meiner Gattin in zärtlicher Freundschaft und Hochachtung Monsieur et très cher ami votre sincere et tres adonné ami et serviteur Schiller capitain. à Cantstatt le 24. Janv. 1762. vous plait il me repondre et méme entretenir un petit comerce de lettres? vous m'en ferés un assés grand plaisir."

Schneider verließ schon im März Straßburg, um in seiner Vaterstadt Bern eine Stelle als Arzt am äußern Krankenhause anzutreten; er starb 1806.

Minor, Schiller 1, 15 läßt die Gemahlin Schillers nicht nach Würzburg kommen: „So gut wie einer Landsmännin, welche unter ganz gleichen Umständen und Verhältnissen ihrem Manne im Januar 1760 in das Winterquartier nach Würzburg folgte, wurde es der Mutter Schillers nicht: nur ein Brieflein und viele Grüße durfte sie durch die abreisende Freundin bestellen.“ Allerdings war das für den Januar richtig; aber im Mai fand Schneider das Ehepaar in Würzburg beisammen.

Minor läßt Schiller nach der zweiten Kampagne in Winnenden (S. 13), nach der dritten in Vaihingen (S. 15) Winterquartier nehmen. Nach Schneiders Aufzeichnungen geht Vaihingen voran; dann folgt Winnenden.

Minor S. 15 setzt den 17. August 1761 als den Tag an, an welchem Schiller zum Hauptmann befördert wurde. Dies geschah am 28. Februar, am Geburtstage des Herzogs.

Im Feuilleton der Neuen Zürcherzeitung (Beilage zu Nr. 202, 23. Juli 1899) werden aus dem „Schwäbischen Merkur“ Mitteilungen gemacht über den Aufenthalt von Schillers Mutter in Würzburg.

Gestützt auf die Aussagen von Christine Kölen (G. Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie) nahm man bis jetzt an, Schillers Mutter sei im Frühling des Jahres 1768 nicht bei ihrem Manne in Würzburg gewesen. Schneiders Bericht hebt aber jeden Zweifel auf, zumal da auch andere Zeitbestimmungen mit den Angaben in „Stadlingers Geschichte des württembergischen Kriegswesens“ durchaus übereinstimmen.

2. Ein württembergisches Kriegslied.

In das Tagebuch eingelegt fand sich das Manuskript eines Kriegsliedes vor, als dessen Verfasser am Rande Friedrich Zimmetshäuser vom Prinz Friedrich Wilhelmischen Infanterieregiment genannt ist. Diesen Dichter lernen wir als einen Kriegsgesellen Schneiders kennen. In der vierten Kampagne hatte das Regiment, welchem Schneider zugeteilt war, bei Gräfenhäuichen „der Vaterstadt des berühmten gelehrten und frommen Professors Gellert zu Leipzig“ Lager bezogen. Da aber die Marketender noch nicht angelangt waren und der Besuch des Städtchens verboten war, war man froh, von Feilträgern etwas Branntwein und Backwerk kaufen zu können. „Ein schon bejahrter Fähndrich von unserm Regiment, Namens Zimmetshäuser, der ehevor Fourier gewesen, animierte mich, etwelche Gläslein Branntenwein mit ihm zu trinken, dessen er, wie des Weines, ein großer Liebhaber war. Ich ließ mich überreden, weil es frostig Wetter und sonst weiter nichts zu bekommen war. Es hat mir aber sehr übel zugeschlagen; denn den ganzen Tag war ich davon so sturm, daß ich fast zu nichts tauglich war. Ich hätte als Regimentsfeldscherer sollen witziger sein.“

Bis anhin kannte man nur Kriegslieder aus dem preußischen Lager und von österreichischer Seite einige Versuche von Denis (Preußische Kriegslieder von einem Grenadier, herausgegeben von August Sauer. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts Nr. 4, Heilbronn 1882).[1] Das mitgeteilte Gedicht stammt aus dem französischen Lager, dem die Württemberger zugeteilt waren. Während die preußischen Kriegslieder in warmem patriotischen Tone gehalten sind, faßt der Württemberger Ereignisse und Folgen in berichtenden Skizzen zusammen, die Flucht des Landgrafen von Hessen (Strophe 1—3), das Treffen bei Sandershausen (4—10), das Treffen bei Lutternberg (11—21). Hier spricht die Kühlheit des geworbenen Soldaten und diese legt am Schlusse noch den letzten Anflug kriegerischen Sinnes ab in der letzten Strophe, welche die Verantwortung der unseligen Kriege auf die regierenden Häupter wirft.

[1] Herr Professor Dr. Sauer macht mich noch aufmerksam auf Dithfurth, auf die österreichische Revue 1866 und auf Euphorion 3, 19.

Aus der Vergleichung mit den Schlachtberichten Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, als eine Fortsetzung der Geschichte des General Lloyd von G. F. von Tempelhof, königl. preußischen Obristlieutenant. 2. Teil. Berlin 1785, und aus Arnold Schäfer, Geschichte des siebenjährigen Krieges. 2. Band. 1. Abteilung Berlin 1870 ergiebt sich, daß der Verfasser den Verlauf der Gefechte genau beobachtet und die entscheidenden Vorgänge in scharf gefaßten Zügen in Verse gebracht hat.

Während die Gleimschen Kriegslieder in die Strophe des alten englischen Tanz- und Kriegsliedes von der Chevy chase gekleidet sind, läuft das besprochene Gedicht in sechszeiligen Strophen, deren Verse aus jambischen Dimetern bestehen. Die dritte und sechste Vers gehen in männlichen Reimen aus, während die übrigen Verse weibliche Reime tragen.

Der Inhalt, der aus dem Soldaten den Menschen sprechen läßt, die klare, präcise Skizzierung der Vorgänge und die gewandte Behandlung der metrischen Form verraten einen Mann, der in seiner bescheidenen militärischen Stellung über eine bedeutende Bildung verfügte und so mit Recht ein würdiger Kriegsgenosse Johann Kaspar Schillers genannt werden darf.

Hessen.

1.

Mars höret noch nicht auf zu wüten,
Der Landmann flieht aus seiner Hütten,
Der Bürger zittert in der Stadt.
Der Landesherr erschrickt und fraget:
Warum sein banges Volke zaget,
Und was es zu befürchten hat?

2.

Die Antwort dringet ihm zum Ohren,
Der Feind steht schon vor unsern Thoren
Dies höret er, erschrickt und schweigt.
Ihn jammern seine Untertanen,
Die ihn bereits zum Flüchten mahnen,
Erbarmend folget er und fleucht.

3.

Er kann sich währendem Entfliehen
Der bittern Thränen nicht entziehen.
Er blicket auf sein Land zurück:
Gott helfe dir, du arme Gegend!
(Zu reden ist er unvermögend)
Denn dies sagt nur sein treuer Blick.

4.

Sein Heer, so nebst den tapfern Britten
Schon wider viele Feind gestritten,
Ist allzuweit zur Hülf entfernt.
Doch kann es diese Post vernommen,
Als es dem Land zur Hülf zu kommen,
Geschwinde Märsche machen lernt.

5.

Es dachte nach Marburg zu dringen:
Allein es wollte nicht gelingen,
Der Franze wies es zurück.
Straks mußte es dann rückwärts fliehen,
Zur Sicherheit nach Kassel ziehen:
Daselbst passierte es die Brück.

6.

Die Hessen setzten sich auf Höhen,
Da Frankreichs Völker unten stehen,
Und warten da den Angriff ab.
Die Jäger, so in Büschen stecken,
Und ihre beede Flanken decken,
Bereiten manchem schon das Grab.

7.

Doch, da nach zweimal Repoussieren
Die Frantzen mutig avanzieren,
So kann der Hesse nicht mehr stehn.
Er flieht und eilt mit vollen Schritten,
Der Frantze folgt mit gleichen Tritten,
Bis Tag und Sonne untergehn.

8.

Zu dieses Sieges besserm Zeichen
Zeigt sich ein Heer von Hessen-Leichen,
Von Blut und Graus ganz überschwemmt,
Halb tot, halb lebend, untermenget,
Geschossen oder tot gesprenget,
Von Mensch und Pferden aufgedämmt.

9.

Nun muß der Landmann Gelder zahlen,
Zum Proviant die Früchte mahlen,
Sonst folget Execution.
Das Futter wird teils zugeführet,
Teils auf dem Felde fourachieret,
Das hat das arme Land davon.

10.

Da siehet man die Groß und Kleinen
Ganz heimlich in den Winkeln weinen,
Die Augen trocknen niemals aus.
Auf allen Auen und den Fluren
Sieht man des wilden Krieges Spuren
Mit Blut, Verwüstung und mit Graus.

11.
Und nun durch ihre starke Waffen
Sich und dem Lande Recht zu schaffen,
Rückt Hesse und Hannover an.
Von Ferdinanden unterstützet,
Von Berg und Walde stark beschützet,
So stehen viele tausend Mann.

12.
Sie warten alle mit Verlangen,
Die Frantzen höflich zu empfangen.
Allein die Zeit war noch nicht da,
Bis dann Frantz, Schwab und Wittekinden
Nebst den Rheinstromern sich einfinden
Und der Kanonen Schuß geschah.

13.
Von Mut und Vorteil angefrischet,
Bäum und Kanonen untermischet.
Bemerkte man den kühnen Feind.
Der tapfere Soubise bewieie,
Daß man nicht bloß nach Bäumen schieße,
Doch wars so böse nicht gemeint.

14.
Chevert mit seinen Wittekinden
Wußt' Wege durch den Wald zu finden,
Und schliche auf der Seite an.
Kaum feurt er, als von Baum u. Sträuchen,
Von Pferden und von Menschen-Leichen
Man nichts mehr unterscheiden kann.

15.
Zerquetschet von der Bäume Splittern,
Und stetiges Kanonen Wittern
Lag da ein Pferd und dort ein Mann.
Caldaunen, Därmer hin und wieder,
Das Feuer warfe ganze Glieder,
Ja ganze Pelotons hinan.

16.
Der tapfere Arm von Wittekinden
Ließ sich durchaus nicht überwinden:
Er drang durch Dorn und Sträucher ein.
Doch mitten in dem Ueberwinden
Wünscht sich das Herz der Wittekinden,
Ihr Feind möcht' Türk', nicht Christe sein.

17.
Von vornen rückten Frantz und Schwaben,
Churpfälzer samt den Schwitzerknaben
Im vollen Feuern herzhaft bei.
Nun stutzt der Feind; er retiriret
Und ohn geheißen avanzieret
Des Königs edle Reuterei.

18.
Wie, wann von Blitz und Donnerknallen
Die Leute oft zu Boden fallen,
Als wären würklich sie entleibt,
Sich ängstlich hin und wider winden,
Und nirgends wissen Luft zu finden,
So war der Feinde Heer betäubt.

19.
Sie fliehen mit erstartem Blicke
Und sehen nicht einmal zurücke,
Die Reuterei haut hinten ein.
Sie jaget mit verhängtem Zügel
Dort hinter jenem großen Hügel
Und bringet viel Gefangene ein.

20.
Canons, Standarts und Pauken liegen
Bei solchen vorteilhaften Siegen
Gemeiniglich auch auf dem Platz.
Die fanden sich dann würklich heute.
Man machte sie zur Siegesbeute.
Dies ist des Sieges schönster Schatz.

21.
Nun, Völker, gebet euch zufrieden.
Euch ist ein gut Quartier beschieden,
Ihr habt getan, was ehrlich ist.
Ihr großen Häupter, hielt ihr Frieden,
So wäre aller Krieg vermieden
Und jeder bliebe, wie er ist.

Zur Erklärung des Gedichtes: Strophe 1—10.

Nach der siegreichen Schlacht bei Krefeld (23. Juni 1758) befreite Ferdinand von Braunschweig den Rhein von den Franzosen; aber am Maine hielten sich die Franzosen und von da rückte Soubise mit 25.000 Mann nordwärts. Prinz Isenburg hatte mit etwa 5000 Mann Marburg besetzt, wagte aber nicht, dem andringenden Feinde die Spitze zu bieten, verließ am 16. Juli Marburg und gab am 22. Juli auch Kassel preis. Der Landgraf von Hessen hatte schon am 15. Juli Residenz und Land verlassen. Isenburg hatte sich auf die Höhen bei Sandershausen zurückgezogen. Der Duc de Broglio nahm am 23. Juli Kassel ein und säumte nicht den Hessen nachzurücken. Mit einem Male sah er die kleine hessische Armee vor sich. Prinz von Soubise hatte seinen rechten Flügel auf einer steilen und mit Holz bewachsenen

Höhe an dem Ufer der Fulda, den linken aber an das Holz bei Ellenbach gesetzt. Dies Gebüsch war überdies so voller Schikanen, daß es nicht ohne die größten Schwierigkeiten zu passieren war. In dem Holze auf dem rechten Flügel stellte der Prinz die hessischen Jäger und einige Grenadierkompagnien, in dem Gehölze bei Ellenbach aber die hannöverschen Jäger zu Fuß und ein Bataillon Landmiliz. Die Infanterie stand in einem Treffen, die drei Schwadronen Kavallerie auf dem linken Flügel, weil hier alleine Terrain war, auf dem sie agieren konnten, und die hannöverschen Jäger zu Pferde und hessischen Husaren deckten die linke Flanke. Als der Herzog von Broglio seinen Gegner in dieser Stellung fand, entschloß er sich, ihn sofort anzugreifen. Er stellte seine Infanterie im ersten, die Kavallerie im zweiten Treffen und in dieser Ordnung rückte er gegen die hessischen Truppen an. Da er aber sah, daß er nicht avancieren konnte, so lange er die Jäger in dem Walde bei Ellenbach in seiner rechten Flanke hatte, so ließ er das Feuer seiner ganzen Artillerie vom rechten Flügel auf sie richten, und die Schweizerbrigaden sich fertig machen, in den Wald zu rücken, die Jäger daraus zu vertreiben. Zugleich machte seine übrige Artillerie ein lebhaftes Feuer auf die Fronte der ihm gegenüber stehenden Hessen. Prinz von Isenburg ließ hierauf seine ganze Linie gegen den Feind avancieren und zwei Schwadronen von Prüschenk vorrücken, um den Feind anzugreifen. Herzog von Broglio ließ seine Kavallerie ebenfalls vorrücken. Die Grenadiere zu Pferd wurden von den Hessen geworfen, diese aber von den Dragonern von Apchon, welche zur Unterstützung herbeieilten, wieder auf ihre Infanterie zurückgetrieben. Um nun dieser Kavallerie Platz zu machen, zog sich die hessische Landmiliz rechts und die französische Kavallerie stürzte gerade in das Feuer des Regiments Kanitz, wodurch sie sehr gemißhandelt und gezwungen wurde, in der größten Verwirrung die Flucht zu ergreifen. Die hessische Kavallerie wollte sich diese Flucht zu Nutze machen und verfolgte die französische so hitzig, daß sie ebenfalls durch das Feuer der französischen Infanterie zurückgetrieben wurde. Bisher waren die Vorteile noch auf beiden Seiten gleich. Um nun das Gefecht zur Entscheidung zu bringen, faßte der Prinz von Isenburg den Entschluß, dem Feinde die linke Flanke abzugewinnen, indes die im Gehölz bei Ellenbach postierten Truppen den feindlichen rechten Flügel verhindern sollten vorzurücken. Nachdem beide Teile nach einer gegenseitigen Bewegung endlich Front gemacht hatten, ließ der Herzog von Broglio seine Infanterie vorrücken und die hessische angreifen. Diese that einen hartnäckigen Widerstand. Da sie aber durch die so verwickelte Bewegung schon an sich in Unordnung gekommen war und nunmehr sich überflügelt, in die Flanke genommen und von vorne lebhaft angegriffen sah, so verlor sie bald Terrain und wurde über den Haufen geworfen. Der Prinz von Isenburg setzte sich mit dem Ueberreste seines Korps bei Eimbeck, Broglio zog sich nach Kassel zurück. Die im Frühling ausgeschriebenen, aber noch nicht entrichteten baren Zahlungen wurden mit äußerster Strenge beigetrieben. Man rechnete den Betrag der während der beiden Kriegsjahre in Hessen erpreßten Kontributionen und Lieferungen auf 6,573.788 Gulden.

Strophe 11—21. Soubise lag während des Sommers mit seinen Truppen in Hessen, bis er am 8. September ins Hannöversche einrückte. Ihm schickte Ferdinand von Braunschweig den General Oberg entgegen. Dieser stand schon am 26. September vor Kassel, wagte aber nicht, die Stadt anzugreifen. Da rückten französische Truppen ein. Diese wurden durch 20.000 Mann verstärkt, welche unter dem Oberbefehle von Chevert von Westfalen nach Hessen marschierten; unter ihnen befanden sich zwölf Bataillone Sachsen und vier Bataillone Pfälzer. Die Württemberger waren auch dabei. General Oberg hatte auf einer steilen Höhe an der Fulda Stellung genommen (9. Oktober). Soubise beabsichtigte, die Alliierten auf der linken Flanke zu umgehen und im Rücken und in der Fronte anzugreifen. Als Oberg aber Morgens 4 Uhr (10. Oktober) seine Truppen zurückzog, beschleunigten Broglio und Chevert ihren Marsch, bis Oberg auf der Höhe vor Lutternberg Halt machte und sein Korps in Schlachtordnung stellte. Da auch in dieser Stellung der

linke Flügel unbedeckt war, zog sich Chevert in zwei Kolonnen in den Wald, um von da aus den Angriff zu machen; der rechte Flügel bestand aus den Infanteriebrigaden Belsunce und einer Brigade Pfälzer, der linke Flügel aus den sächsischen Truppen unter dem sächsischen Prinzen Xaver (unter dem Pseudonym Graf von der Lausitz); zwischen beiden marschierte die Artillerie unter Bedeckung dreier sächsischer Bataillone. Die Kavallerie war hinter diesen Kolonnen verteilt. Der Angriff nahm mit einer lebhaften Kanonade seinen Anfang. Bald darauf avanzierte die Infanterie vom rechten Flügel des Herrn von Chevert und die Kavallerie griff die Kavallerie der Alliierten mit vieler Entschlossenheit an, warf sie vermöge ihrer Ueberlegenheit über den Haufen, hieb hernach in die Regimenter Isenburg und Kanitz ein und brachte sie zum Weichen. Zu gleicher Zeit griff auch die sächsische Infanterie unter Anführung des Grafen von der Lausitz den General Zastrow auf dem sogenannten Stolberg hinter Siegelstein an, zwang ihn nach einem lebhaften und hartnäckigen Gefechte, diesen Posten zu verlassen und entschied den Sieg. General Oberg, sobald er sah, daß sein linker Flügel geschlagen war, zog sich nach München zurück. Der Verlust der Alliierten bestand in 1210 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen, 28 Kanonen, fünf Fahnen, drei Standarten, zwei Paar Pauken und einer beträchtlichen Anzahl Munitionswagen. Dieses Gefecht verschaffte Soubise den Marschallstab.

Aarau. J. J. Baebler.

Zu Nr. 50 und 51 von Goethes „Vier Jahreszeiten".

Um die Entstehungszeit der beiden Distichen nachzuweisen, muß ich etwas weit ausholen.

In Nr. 30 des Beiblattes zur Magdeburgischen Zeitung vom Jahre 1899 war der Besuch Goethes beim Herrn von Hagen in Haus Nienburg im August 1805 nach der Selbstbiographie des Predigers Weitze, die sein Sohn 1841 herausgab, geschildert worden. Daß Goethe selbst in den Tag- und Jahresheften zum Jahre 1805 der Beschreibung dieses Besuches einen längeren Abschnitt widmet, war dann in Nr. 32 des genannten Beiblattes bemerkt worden. Der Vollständigkeit halber fügte ich in Nr. 6 des laufenden Jahrganges noch hinzu, daß der Bericht des Predigers Weitze schon längst bekannt war, daß er, wie man aus der Hempelschen Goethe-Ausgabe, Teil 27, S. 431, ersehen könne, von Varnhagen von Ense unter dem Titel „Goethe beim tollen Hagen" dreimal mitgeteilt worden sei. Sodann machte ich auf Michael Bernays' Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern, Band 20 (1867), aufmerksam, in welchem auf Grund des vorhandenen Briefwechsels das Verhältnis Goethes zu dem Philologen Fr. August Wolf in Halle geschildert und dabei auch die Reise besprochen wird, die beide nach Helmstedt unternahmen, um dem Hofrat Beireis einen Besuch zu machen. Dabei wird auch des Besuches bei Herrn von Hagen gedacht, und Bernays knüpft an die Erwähnung des Weitzeschen Berichtes die Bemerkung, daß der nach mehr oder minder deutlichen Jugenderinnerungen niedergeschriebene Bericht im Ganzen wie im Einzelnen mit Vorsicht aufzunehmen sei; wenigstens müsse er bekennen, daß er auf die Autorität des Berichterstatters hin dem Philologen nicht die zierlichen Versreihen zuschreiben möchte, die ihm hier in den Mund gelegt werden. Nach Weitzes Bericht habe nämlich Wolf mit einer bündigen Nutzanwendung geschlossen, die ungefähr so gelautet habe:

Drum, wer den Wein kennt,
Weiß auch, wie Durst brennt,
Und wer den Zorn des Gottes scheut,
Verschmäht nicht, was er freundlich beut.

Man müsse sich hier vielmehr erinnern, daß Weitze selbst im Versmachen nicht ungeübt war.

Sehr wichtig aber ist, was Bernays an der genannten Stelle (S. 651) weiter ausführt. Er fand nämlich unter Wolfs Papieren ein einzelnes Blatt, auf beiden Seiten von seiner Hand beschrieben, mit dem Titel: „Reise mit Goethe 1805 vom 14. bis 25. August." Auf der einen Seite enthält es unbedeutende Notizen über die Kunstwerke im Dom zu Magdeburg, deren auch Goethe erwähnt; auf der Rückseite aber zeigt es Folgendes:

G. in Stammbücher.

Vieles giebt uns die Zeit und nimmt's auch; a. der Bessern
Holde Neigung, sie sei ewig dir froher Besitz.

G. für August.

Wer ist der glücklichste Mensch? der fremdes Verdienst zu empfinden
Weiß, u. an fremdem Genuß sich wie an eignem zu freun.

Diese beiden Distichen nebst vier andern erschienen zuerst, so schreibt Bernays, in dem von Ottilie von Goethe redigierten Chaos 1830, Nr. 27, S. 108. Alsdann wurden sie in den ersten Band der Quartausgabe (1836) S. 207 aufgenommen; jetzt finden sie sich in den Vier Jahreszeiten, und zwar im Herbst Nr 51 und 50. Ich schloß mich nun der Meinung von Bernays an, es sei „kaum zweifelhaft", daß wir in dem Distichon Nr. 51 den Vers besäßen, den Goethe bei seinem Besuche auf Haus Nienburg dem jungen Weitze in sein Stammbuch schrieb, das dieser später in seiner Selbstbiographie als in der Franzosenzeit abhanden gekommen bezeichnet. Von dem andern Distichon Nr. 50 nahm ich an, daß es Goethe seinem damals 14jährigen August in dessen Stammbuch geschrieben habe.

Herr Dr. W. Rimpau in Schlanstedt erklärt nun in Nr. 9 des Beiblattes zur Magdeburgischen Zeitung vom 26. Februar dieses Jahres beides für irrtümlich, denn die beiden Distichen wurden am 19. August 1805 zu Helmstedt seiner Großtante Sophie Henke, der Tochter des Kirchenhistorikers Henke zu Helmstedt, der späteren Frau Bruns, in das Stammbuch geschrieben. Das fragliche Stammbuchblatt befindet sich jetzt im Besitze der Tochter der Frau Sophie Bruns, geborene Henke, der verwitweten Frau Agathe Gmelin zu Stuttgart.

Das erste Distichon Nr. 51 der „Vier Jahreszeiten" ist von Goethes Hand mit lateinischen Lettern eingetragen:

Vieles giebt uns die Zeit und nimmt's auch; aber der Bessern
Holde Neigung, sie sey ewig Dir froher Besitz.
Helmstedt, d. 19. Aug. 1805.
Goethe.

Darauf folgt von August Goethes Hand das zweite Distichon (Nr. 50):

Wer ist der glücklichste Mensch? Der fremdes Verdienst zu empfinden
Weiß und an fremdem Genuß sich wie am eignen zu freun.
Helmstedt, d. 19. Aug. 1805.
August Goethe.

Übrigens scheint auch Wolf Fräulein Henke mit einem Distichon bedacht zu haben, denn auf dem erwähnten Blatte steht noch:

Ich p. une mamselle in Helmst.
Herrlich bewegt der Natur Abglanz sich im sonnigen Thale,
Aber weit schöneren Glanz giebt ihm ein freundlich Gesicht.

Und Bernays bemerkt hierzu, es dünke ihn, daß besonders der Hexameter durch eine nicht abzuleugnende sondersche Steifigkeit seinen philologischen Ursprung verrate.

Wilhelmshaven. Hugo Holstein.

Zum Briefwechsel Carl Augusts mit Goethe.

I.

Während Napoleon 1805 die russisch-österreichische Armee in Mähren schlug, stand die vermittelnde Macht der Preußen thatenlos in Thüringen. Die preußische Kriegspartei drängte auf schnelle Entscheidung. Prinz Louis Ferdinand, der beim Heere war, brannte vor kampfesfroher Ungeduld. Er kannte die Gesinnung des Herzogs Carl August, des preußischen Generalmajors, der gleichfalls eine energische Politik Napoleon gegenüber forderte. So erschien der Prinz um Mitte Dezember im nahen Weimar zu Besuch.

Von dem, was zwischen dem Herzog und dem Prinzen verhandelt worden war, hatte Goethe Kenntnis. Er ging am 15. Dezember, spätestens, nach Jena hinüber, wohin die beiden fürstlichen Herren nachzukommen gedachten.

Carl August schickte Goethe, am 15. Dezember, das folgende Billet nach Jena nach (Briefwechsel 1863. 1, 309): „Es bleibt Alles so, mein Lieber! wie ich es bestellt hatte. Der Prinz Louis Ferdinand kommt mit mir, aber allein; sorge für ein Bett für den Prinzen . . . Behalte Arnimb mit zum Souper, wenn er bei Dir ist; es ist ein alter Bekannter von uns Allen."

Der Schlußsatz blieb dem Herausgeber des Briefwechsels unverständlich: keine erklärende Bemerkung findet sich, das Namenregister läßt im Stich. Auch aus Goethe wächst uns keine Unterstützung zu. Die Frage ist: Wer war jener Arnimb? und ich antworte: Arnim war es, Ludwig Achim von Arnim.

Arnim hielt sich auf der Heimreise von Heidelberg im Dezember 1805 in Weimar auf, wo er von Goethe fast väterliche Güte erfuhr und als preußischer Baron bei Hofe eingeführt wurde. Gemeinschaftlich mit Goethe reiste er nach Jena hinüber. Er berichtet selbst über das, was er am 16. Dezember dort erlebte: „Den Mittag sah ich Nostitz, einen alten Universitätskamerad, jetzt vom Prinzen Ludwig zum Adjutanten erwählt . . Den Abend aß ich im Schlosse mit dem Herzog, dem Prinzen Ludwig und Jagemanns. Der Prinz war herrlich in Hoffnung und Zutrauen, ich trank ihm zu Glück und Sieg, und ein schönes Reich im Süden." Nachher bot Arnim dem Prinzen seine Dienste an, wo er ihn brauchen könnte. Der Prinz war sehr freundschaftlich und lud ihn zu sich in sein Hauptquartier. Da kam die Kunde von dem Waffenstillstand nach der Schlacht bei Austerlitz, und alle frisch gefaßten Hoffnungen waren vernichtet.

Also Arnimb, wie der Herzog altaristokratisch den Namen schrieb, ist Achim von Arnim. Goethe hat an dem Souper nicht Teil genommen. Sein Tagebuch, das für die letzten Monate des Jahres 1805 gänzlich ausfällt, erwähnt den Prinzen Louis Ferdinand nicht, und sein Gedächtnis erhielt keine Stütze, als er die Tag- und Jahreshefte redigierte. Er fand den Namen erst wieder am 3. Oktober 1806 verzeichnet, an welchem Tage er dem Prinzen in Jena seine Aufwartung machte. „Den Prinzen Louis Ferdinand traf ich nach seiner Art tüchtig und freundlich," ist das Wort in den Annalen, mit welchem er des toten Prinzen gedachte.

II.

An demselben Tage, wo Goethe dem Prinzen Louis Ferdinand in Jena aufwartete, hatte Carl August als Kommandeur der preußischen Avantgarde sein Standquartier in Erfurt. Von dort richtete er, also am 3. Oktober 1806, ein Schreiben an Goethe, das, weil es nicht in dessen Hände gelangte, auch dem gedruckten Briefwechsel entgangen ist. Ich fand es in den Schweizer Miscellen von 1811 (S. 81) abgedruckt. Die begleitenden Umstände sind merkwürdig genug, um zur Erklärung des Briefes mitgeteilt zu werden.

Ein junger Schweizer aus Zürich, der seinen Namen durch J. H . . . . . r andeutet, begab sich im Herbst 1806 mit drei Landsleuten von Berlin aus auf die Reise nach Heidelberg, um sein Studium der Theologie fortzusetzen. Am 2. Oktober

kamen sie in Weimar an. Noch am Abend fuhren sie auf der Chaussee nach Erfurt weiter. Hier aber gerieten sie in die Postenketten der preußischen Avantgarde, die Ordre hatte, alle Passagiere, die ohne allerhöchste Erlaubnis auf der Route von Erfurt nach Eisenach angetroffen würden, unter militärischer Eskorte zum Hauptquartier zurückzuführen. Die Weiterreise war unmöglich.

Auf den Rat preußischer Offiziere beschlossen die Schweizer, beim Herzog von Weimar unmittelbar um Unterzeichnung ihrer Pässe einzukommen. Sie machten untereinander aus, daß J. H. . . . . r, mit sämtlichen Reiselegitimationen versehen, beim Herzoge sein Heil versuchen sollte. Im Vorzimmer nahm der Offizier vom Dienst die Papiere in Empfang und brachte sie dem Herzog. Kaum hatte dieser bei der Durchsicht den Namen des Petenten gelesen, als er ihn einzutreten bat, ihn bei beiden Händen nahm und wie einen Bekannten begrüßte. Er erkundigte sich nach seiner Vaterstadt Zürich, fragte nach dem Befinden der Eltern, erklärte, auf die Namensähnlichkeit hin, dem verwunderten Schweizer diese zu kennen, ohne ihm Zeit zur Aufklärung des Irrtums zu lassen, bedauerte aber am Ende, daß er die verlangte Erlaubnis nicht ausstellen dürfe. „Gehen Sie," fuhr er fort, „nach Weimar zurück, bis der erste Sturm vorüber ist. Ich will Ihnen hier ein paar Zeilen an Goethe mitgeben." Er schrieb unverweilt folgendes Billet an Goethe:

> Die eiserne Nothwendigkeit zwingt mich, diese Herren, deren Eltern wir beide recht wohl kennen, nicht vorwärts zu lassen. Gingen sie auch heute weiter, was zur Noth möglich wäre, so kämen sie bei andern Leuten, die sie gar nicht kennen, während sie bis jetzt noch unter Bekannten sind. Sorge bestens für sie! Ich habe ihnen gerathen zu warten, bis daß Se. Maj. der König selbst kommen werden, bei welchem die Herren alsdann ihr Gesuch anbringen mögen. Sollten sie Wechsel verkaufen wollen, so kann jeder Kaufmann in Weimar ihnen aus meinem Kredit auszahlen, was sie verlangen werden. Ich hoffe, daß den Herren bei Dir die Zeit nicht lang werden wird. Lebe wohl!
>
> Erfurt, 3. Okt. 1806. Carl August.

Die Schweizer gingen also nach Weimar zurück. Aber dort gab man ihnen die Nachricht, Herr von Goethe sei soeben nach Jena abgereist: worauf sie sich nach Leipzig wandten. So blieb das Schreiben des Herzogs unabgegeben im Besitz des jungen Schweizers.

Es fragt sich nur noch, wie der Schweizer hieß. Es bleibt doch immer übrig, daß dem Herzog und Goethe eine Züricher Familie seines Namens so vorteilhaft bekannt war, daß sie gerne Etwas für die vermeintlichen Angehörigen derselben gethan hätten. In Heidelberg ist nun, nach gütiger Auskunft von K. Zangemeister und J. Wille, zum Wintersemester 1806 kein Züricher oder Schweizer, auf den die Buchstaben J. H. . . . . r paßten, immatrikuliert worden. Möglicherweise aber sind die Reisenden der Kriegswirren wegen in Leipzig geblieben. Ich versuche indessen, ob sich nach Goethes Schweizer Reiseberichten eine Vermutung wagen läßt.

Ich komme da auf den Namen Hottinger. Professor und Chorherr Jakob Hottinger war eine litterarische Berühmtheit in Zürich. Er erhielt am 23. Oktober 1797 den ihm unvergeßlichen Besuch Goethes. Später wandte er sich, durch die Staatsumwälzung in seinem Vaterlande bedrängt, an Goethe, der ihm in dem großen teilnahmsvollen Schreiben vom 15. März 1799 antwortete. Seit 1805 (bis 1809) gab Hottinger mit Wieland und Friedrich Jacobs das in Zürich erscheinende Neue Attische Museum heraus. Es ist selbstverständlich, daß der Herzog von den verdienstlichen Bestrebungen dieses Mannes wußte. Selbst im Lagerleben, nahe vor schwerer Entscheidung, glaubte er es sich schuldig zu sein, ihm in seinen Angehörigen, für die er die jungen Schweizer hielt, einen fast freundschaftlichen Dienst zu erweisen.

Friedenau, bei Berlin. Reinhold Steig.

Recensionen und Referate.

Golz Bruno, Pfalzgräfin Genoveva in der deutschen Dichtung. Leipzig, B. G. Teubner 1897. 5 M.

Ranftl Johann, Ludwig Tiecks Genoveva als romantische Dichtung betrachtet. (Grazer Studien zur deutschen Philologie herausgegeben von Anton E. Schönbach und Bernhard Seuffert. VI. Heft.) Graz, k. k. Universitäts-Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung „Styria" 1899. 5 M.

Die Geschichte des Genovevastoffes in Deutschland bietet ein wenig erfreuliches Bild. Wenn Golz mit Bedauern konstatiert, daß sich unter den zahlreichen, in Betracht kommenden Werken kein einziges finde, welches man als ein „für alle Zeiten giltiges, klassisches Meisterwerk" bezeichnen könne, so hat dies wohl vor allem in der Natur des Stoffes selbst seinen Grund. Der völlig passive Charakter der Heldin, welche von ihrem Gatten auf eine Verleumdung hin unschuldigerweise verfolgt wird, eignet sich zur dramatischen Behandlung ebenso schlecht wie die ihr verwandte Gestalt der Griseldis. Der Versuch einzelner Dichter, diesem Grundfehler des Stoffes abzuhelfen, scheiterte regelmäßig. Abgesehen davon trägt jedoch die Geschichte, welche angeblich von einem Mönche zu Laach im 14. Jahrhundert ausgeheckt worden sein soll, den Stempel gläubiger Tendenz deutlich an der Stirne. Diese Umstände bringen es mit sich, daß der künstlerische Wert einer Genoveva-Dichtung stets nur ein untergeordneter sein kann, und daß die christliche Dulderin hinsichtlich ihrer Bedeutung für die dramatische Poesie den alten Heiden Hannibal, Cäsar, Nero, Sophonisbe ꝛc. beiweitem nachsteht. Entsprechend dem legendarischen Charakter der Fabel sind die Genoveva-Dramen zum großen Teile nichts anderes als in dialogisierter Form gehaltene Traktätlein. Hierher gehören vor allem die Jesuitendramen über diesen Stoff, deren Golz in dem Zeitraum von 1630, wo das erste derartige Stück in Prag aufgeführt

wurde, bis 1733 eine große Zahl namhaft zu machen weiß. Verdankte doch die ganze Legende einem Jesuiten (Cerisiers) ihre Verbreitung. Aber auch manches modernere Werk gehört zu diesen Wechselbälgen der Muse. Einen ebenso geringen Wert haben die zahlreichen Puppenspiele (für die Kinderstube eignete sich Genoveva, dank der Hirschkuh, ganz besonders) und die Opern, obwohl Haydn und Schumann ihre Melodien an den Stoff verschwendeten. Abstrahieren wir nun noch den großen Ballast von Genoveva-Dramen, die aus anderen Gründen eine nähere Beachtung nicht lohnen, so bleiben aus der anfangs großen Zahl am Ende vier nennenswerte deutsche Stücke, die aber vom Gipfel der Vollkommenheit sämtlich noch weit entfernt sind; denn Maler Müllers „Golo und Genoveva" ist eine Ausgeburt poetischer Verirrung, von Tiecks „Leben und Tod der heiligen Genoveva" wird weiter unten ausführlicher die Rede sein, Raupach machte in seiner „Genoveva" zwar alle Anstrengungen, um den Stoff bühnengerecht zu gestalten, erzielte jedoch nur ein Zerrbild desselben, wogegen Hebbels Drama als ein Produkt nervöser und hysterischer Gereiztheit erscheint; seine Figuren sind pathologisch wie der Dichter selbst. Wenn der Forscher auf diesem Gebiete etwas bedauern muß, so ist es das Mißgeschick, welches Otto Ludwig abhielt, seine „Genoveva" zu vollenden. Golz hat sich durch die erste vollständige Publikation der auf uns gekommenen Fragmente dieser Dichtung unseren Dank erworben, da dieselben jedoch an dieser Stelle bereits einer eingehenden Würdigung teilhaft wurden, können wir hier über sie hinweggehen.

Unter allen deutschen Genoveva-Dramen ist jenes von Tieck merkwürdigerweise zu der größten Berühmtheit gelangt, obwohl es ein krasser Beweis für die dramatische Unfähigkeit des Dichters ist. Waren doch selbst die Romantiker in dem Lobe dieser Dichtung nicht ganz einig. A. W. von Schlegel kam später von seiner Begeisterung für dieselbe zurück, und Dichter, welche über der litterarischen Bewegung standen, wie Goethe und Schiller, hielten nicht viel von ihr. Nahm ersterer nur aus persönlichen Gründen von einem Tadel Umgang, so vermißte letzterer — obwohl er Grazie und Phantasie darin fand, dennoch jegliche Kraft und Tiefe. Kanftl, welcher dieses Drama zum Gegenstande einer eingehenden Monographie gemacht hat, betrachtet es als eine der bedeutsamsten Enunziationen des zu jener Zeit in Deutschland erwachenden Sinnes für Religion und deutsches Altertum — ein Standpunkt, von welchem aus das Stück vielleicht größere Aufmerksamkeit verdient. Unter „Religion" ist in diesem Falle jedoch keine bestimmte zu verstehen; gemeint ist jene Frömmigkeit im absoluten Sinne, jene Universalreligiösität, welche für die Romantiker charakteristisch ist. Der Verkehr mit dem früh verstorbenen Wackenroder, die Lektüre von Schleiermachers Reden über die Religion und die Freundschaft mit des letzteren poetischem Interpreten

Novalis-Hardenberg wirkten nach Ranftls Darlegungen zusammen, um Tieck für einen Stoff wie Genoveva, der dem früheren Anhänger Nicolais recht ferne lag, empfänglich zu machen. Jakob Böhme, der philosophisch-mystische Schuster von Görlitz, zu dem die Romantiker mit großer Verehrung emporsahen, lehrte ihn endlich, gewissen Scenen (Hexenscene, prophetische Rede des Unbekannten) ein altertümlich-geheimnisvolles Kolorit zu geben. Er sah das Volksbuch nun mit ganz anderen Augen an und billigte darin vieles, womit er früher kaum einverstanden gewesen wäre.

In der That erlaubte sich Tieck nur sehr wenige und unbedeutende Abweichungen von seiner Vorlage, welcher er mit ungleich größerer Pietät gefolgt ist, als die meisten übrigen Bearbeiter des Stoffes. Seine Änderungen beziehen sich zumeist auf die Charaktere der handelnden Personen, welche der Dramatiker notwendig etwas modifizieren und vertiefen mußte. Shakespeare (Pericles, Wintermärchen) folgte er in der Einführung eines Prologus in der Gestalt des heiligen Bonifacius, der durch einen epischen Bericht dem Leser über das Intervall von sieben Jahren hinweghelfen soll. Am Schlusse, wo das Volksbuch mit Wundern gar zu verschwenderisch ist, sah Tieck sich genötigt, die Vorgänge etwas zusammenzuziehen.

Shakespeare hat, abgesehen von dem Prologus, noch manche Spur in Tiecks Drama zurückgelassen. Am auffallendsten werden wir an die Historien, Romeo und Julia (Gestalt der Amme), den Kaufmann von Venedig und Macbeth erinnert. Von früheren Genoveva-Dramen wirkt bei Tieck nur jenes von Maler Müller nach, welches er im Manuskripte gelesen hat. Es vermittelte ihm, wie Ranftl nachweist, viele Reminiscenzen aus Goethes „Götz" und „Werther" und legte ihm den Gedanken eines die ganze Handlung wehmütig durchklingenden Liedes nahe. Calderons Einfluß zeigt sich bei Tieck in der Einführung verschiedener südlicher Versarten und in der Vorliebe für die Allegorie.

Den beiden vorliegenden Werken von Golz und Ranftl ist ein gewisses Verdienst um die litterarische Forschung nicht abzusprechen, das sie jedoch auf verschiedenen Wegen erreichen. Während Golz einen Stoff auf seiner Wanderung durch einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten verfolgt und den Leser mit kundiger Hand durch ein Labyrinth von Dramen leitet, vertieft sich Ranftl mit besonderem Fleiße in die Detailforschung. Während sich jener naturgemäß kurz fassen muß, um eine große Anzahl von Dichtungen zu charakterisieren, kann dieser den Gegenstand seiner Wahl in jeder Hinsicht eingehend würdigen, jeder einzelnen Idee nach Herzenslust nachgehen, sie in den Werken Tiecks weiter verfolgen und ihre Provenienz studieren. In der „Charakteristik des Stückes" findet er sogar Raum zu einer beachtenswerten Abhandlung über den Stil Tiecks (S. 193—222). Daraus ergiebt sich jedoch, daß Golz' Werk jedem, der über eine poetische Fassung der Genoveva-Legende unterrichtet sein will, raschestens die gewünschte Aufklärung geben wird, während zu

einer Konsultation von Ranftls Monographie ein Teil jener Hingebung an die Sache erforderlich ist, die den Verfasser in hohem Grade auszeichnet. Golz' Buch trägt, trotz der gründlichen Forschungen, auf welche es basiert ist, einen populär-wissenschaftlichen Charakter, und wird jedem, der für Litteraturgeschichte Sinn und Verständnis hat, interessieren, während sich ein großer Teil des Publikums schon bei dem Anblicke des 258 Seiten starken Bandes über Tiecks Genoveva eines leisen Mißtrauens kaum erwehren dürfte. Über Hamlet, Faust und andere gewaltige Dichtungen, deren Einfluß noch heute in der Litteratur fortlebt, sind Bände solchen und größeren Umfanges geschrieben worden — bei Ranftls Buch über Tiecks Genoveva möchten wir fast sagen, daß der Verfasser an einen Stoff Mühe und Fleiß verschwendet hat, die einer besseren Sache würdig wären.[1])

Wien. Wolfgang von Wurzbach.

Hock[2]) Theobald, Schönes Blumenfeld. Abdruck der Ausgabe von 1601. Herausgegeben von Max Koch. Halle a. S. Max Niemeyer 1899. (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 157—159.) 1.80 M.

Ein Abdruck des „Schönen Blumenfeldes" verdient mit Freude begrüßt zu werden. Er verhilft einem hervorragenden Vertreter der deutschen Renaissancepoesie zu längst verdienter philologischer Auferstehung und füllt so eine oft empfundene Lücke in der Textbibliothek des 17. Jahrhunderts aus. Wer bisher den Dichter kennen lernen wollte, war, wenn ihm nicht das Breslauer Exemplar — das einzige, das Goedecke kannte[3]) — zu Gebote stand, auf unzulängliche Proben verwiesen. Hoffmann von Fallersleben hat den Dichter, der sehr bald der Vergessenheit anheimfiel und den Opitz nicht mehr kannte, entdeckt (R. Prutz, Litterarhistorisches Taschenbuch 1845, 401 ff.), Höpfner hat ihn (Reformbestrebungen, S. 32—37) vorwiegend nach der formellen Seite charakterisiert, Lemcke (Von Opitz bis Klopstock, 118 ff.) und Wolkan (Geschichte der deutschen

[1]) [Im Gegensatz zu dem Herrn Referenten bin ich vielmehr der Ansicht, daß eine solche erschöpfende Untersuchung einer gewissen Breite nicht entbehren könne und daß Tiecks Genoveva einer solchen Untersuchung durchaus wert ist. Das Kapitel über den Stil ist eine ausgezeichnete, methodisch sichere und in dieser Art bisher einzig dastehende Arbeit, eine notwendige Vorbedingung zu einer deutschen Stilgeschichte, die ich für eines der dringendsten Bedürfnisse unserer Wissenschaft halte. A. S.]

[2]) So, und nicht Hoeck, wie bisher allgemein gebräuchlich war, lautet nach Kochs Feststellungen (Neudruck, X f.) des Dichters Name.

[3]) Koch hat trotz eifriger Umfrage auf 52 Bibliotheken nur vier Exemplare gefunden: das dem Neudruck zu Grunde liegende Breslauer Exemplar und je eines in München, Berlin und Wolfenbüttel. Die Exemplare zeigen trotz des gleichen Erscheinungsjahres zum Teile ganz merkwürdige Abweichungen. (Neudruck, VII ff.)

Litteratur in Böhmen, 364 ff.) haben ihm ausführliche, liebevolle Charakteristiken gewidmet, die des Dichters Wert außerordentlich hoch einschätzen. Mögen diese Urteile, wie Koch meint, allzuhoch greifen: auf jeden Fall spricht aus dem Hockschen Gedichtbuche — dem ersten deutschen, das sich mit Bewußtsein an den Leser wendet — das innerlich bewegte Leben, die moderne freiere Lebensauffassung eines höfischen, renaissancemäßigen Dichters in frischer, oft derber Naivetät und in einer Form, die gegenüber der des 16. Jahrhunderts, in dem der Dichter nach mancher Richtung wurzelt, als geläutert erscheint. Der Dichter des „Blumenfeldes" erscheint uns als der bedeutendste Vertreter der neuen Kunst zu Beginn des Jahrhunderts, als einer der bedeutendsten Lyriker des Jahrhunderts überhaupt.

Mit gutem Rechte hatte die Leitung der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen" einen Abdruck des „Schönen Blumenfeldes" ins Auge gefaßt. Denn der aus der Rheinpfalz stammende Dichter hat sein Buch auf böhmischem Boden, als Sekretär des letzten Rosenbergers, des kunstsinnigen Peter Wok, des Hauptes der protestantischen Opposition in Böhmen, gedichtet. In den nationalen, religiösen und politischen Wirren der Zeit vor dem 30jährigen Kriege, in die Hock als geschickter, zu den vertraulichsten politischen Missionen[1]) von seinem Herrn herangezogener Geschäftsträger verwickelt wurde, hat er seine merkwürdigen Schicksale erlebt, die heute noch sein Bild in der Geschichte schwanken lassen. Als Günstling des mächtigen Herrn, als Deutscher und Protestant gleichmäßig verhaßt, wurde er nach dem Tode seines Herrn (1611) der eigennützigen Fälschung des Rosenbergischen Testaments, der Adelserschleichung und des Landesverrates angeklagt und trotz seiner Beteuerungen durch die Machinationen der Gegner zum Verluste der Güter und zum Tode verurteilt, dem er durch den Umschwung der Mai-Ereignisse des Jahres 1618 mit Not entging. Hocks Schuld ist nicht erwiesen, aber auch nicht seine ganze Unschuld. Koch hat das Verdienst, die nationalgehässige Darstellung, die diese verworrene Frage bei einem Teile der czechischen Geschichtsschreibung gefunden hat,[2]) auf ein richtigeres Maß zurückgeführt und dargethan zu haben, „daß es sich bei diesem Prozesse in der That nicht um eine Rechts-, sondern Partei- und Machtfrage handelte," durch deren günstige Entscheidung „eine verlorene Stellung wieder für die katholische Partei zurückgewonnen werden sollte." Mit dankenswerter Umsicht hat der Herausgeber nicht nur die ihm entlegenen czechischen Darstellungen herangezogen, sondern durch glückliche Auffindung Hockscher Schriften: der Defensionsschrift vom Jahre 1619 und des Commonitorium de Roberti

[1]) So z. B. zu den heiklen Verhandlungen mit Christian von Anhalt, dem es um die Vereinigung aller Protestanten zu einem Bündnisse und nebenbei um das Rosenbergische Erbe zu thun war.

[2]) Den extremsten Standpunkt, der den Dichter als abgefeimten, betrügerischen Erbschleicher und Verräter darstellt, nimmt August Sedláček ein (Hrady, zámky a tvrze království českého 3, 246 ff.).

Bellarmini scriptis, einer theologischen Kontroversschrift, wichtiges Material für die Lebensgeschichte beigebracht und dem Charakterbilde des geschmähten Dichters neue sympathische Züge eingefügt. Nach den umfangreichen biographischen Beiträgen Kochs im II. Abschnitt der Einleitung wird die Forschung neben der politischen Thätigkeit Hocks nunmehr die Zeit nach 1620 aufzuhellen haben. Hock war nach seiner Freilassung Oberst eines Regiments und entschwindet nach der Schlacht am Weißen Berge unseren Blicken. — Ausführlicherer Ergänzungen wird der III. Teil der Einleitung bedürfen, in dem der Herausgeber die Grundlinien zur Würdigung des Dichters zieht. Für den interessanten Dichter, der an der Wende zweier Jahrhunderte steht, die zwei verschiedene Kulturen bezeichnen, wird eine Reihe von litterarhistorischen und formellen Fragen zu erledigen sein. Zunächst seine Stellung in der deutschen Frührenaissance und in Verbindung damit sein Verhältnis zu Opitz. Das bestimmte Hervortreten des Persönlichen in seinen Gedichten, das Bestreben, in der deutschen Poesie mit den romanischen Vorbildern zu wetteifern und die dadurch geforderte Gelehrsamkeit, schließlich die angestrebte Läuterung der Form lassen Hock als Vorläufer Opitzischer Reformen erscheinen (Höpfner). Die recht heterogenen Einflüsse der beiden Zeitalter hat der Herausgeber aufzudecken versucht. Einerseits die Zeichen der modernen Zeit: Kenntnis der alten Litteraturen, die Vorliebe für die Romanen, besonders die Italiener — der Dichter kennt Bojardo, Ariost und höchst seltsamerweise schon Dante — das Hervortreten des galanten Wesens; auf der andern Seite das 16. Jahrhundert: ein mächtiger Einfluß des Volksliedes, der einzelnen Liedern des Dichters Aufnahme in die Volksliedersammlungen verschafft, ausgebreitete Kenntnis der Volkslitteratur des 16. Jahrhunderts überhaupt (vgl. Gedicht Nr. 5), die Verwendung der Priamel, die Beziehungen zu Fischart und zum Grobianismus, aber auch eine sehr wahrscheinliche Einwirkung der Meistersingerschulen. Dieselbe Zwiespältigkeit zeigt die Metrik, für die sich der Herausgeber auf eine Darstellung der Strophen und der Reimverhältnisse beschränkt. Der Fortschritt besteht in dem kunstvolleren Strophenbau und in der Ahnung des Princips der Hebungenzählung an Stelle der mechanischen Silbenzählung. Aber der Dichter ist nicht imstande, das Prinzip durchzuführen. Er greift zu einer gewaltsamen Art von Silbenverschleifung, die in Verbindung mit der starken mundartlichen Färbung der Sprache die Ursache war, daß er so bald vergessen wurde. So zeigt sich Hock in jeder Beziehung als das echte Kind des Übergangszeitalters, in dem er lebte. — Möge dem Dichter des „Schönen Blumenfeldes" recht bald ein ähnlich schöner „fortlaufender Kommentar" zuteil werden, wie ihn uns Köster für den Dichter der „Geharnschten Venus" beschert hat![1])

Mährisch-Neustadt. Franz Spina.

[1]) Unter den Druckfehlern sei nur auf Einleitung XV, Zeile 14 von unten hingewiesen, wo es heißen muß: Vers 9 von Nr. 24.

Joseph Eug., Das Heidenröslein. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel) 1897. 2 M.

Im Mittelpunkt der gewandt geschriebenen Erörterungen zu dem vielbesprochenen Gedicht steht eine erneute Betrachtung über das Verhältnis zu Herders Kinderlied „Die Blüte". Gegen Erich Schmidt und die Mehrzahl der Forscher, die die „Blüte" allzurasch für eine „Kontrafaktur" des „Heidenrösleins" erklärt hatten, betont Joseph, einen alten Einwand Redlichs wiederholend, das schwere Bedenken, es sei nicht recht zu verstehen, wie ein Dichter vom „Heidenröslein" zur „Blüte" habe hinabsinken können. Auch ich gestehe, über dies Bedenken nicht hinwegzukommen bei einem Manne von so feinem Empfinden für echte Lyrik, wie es gerade Herder besaß. Ja, wäre die Dichtung in einer späten Periode entstanden, in der Zeit tiefer Verstimmung und der Deklamationen über Goethes „Unsittlichkeit", so ließe sich allenfalls die Absicht begreifen, „ein Seitenstück ohne das Erotisch-symbolische des Originals zu schaffen!" Aber demgegenüber steht fest, daß das Gedicht nicht nach dem April 1771 gedichtet ist, also gar nicht lange, bevor Herder in den „Blättern von deutscher Art und Kunst", wie Joseph betont, die Mitteilung des „Heidenröslein" damit begründete, „daß es keine transcendentale Weisheit und Moral enthalte."

Joseph hat nun erstlich den glücklichen Gedanken gehabt, der Entstehung der „Blüte" weiter nachzugehen. Ludwig Blume in seinem Kommentar zu einer Auswahl von Goethes Gedichten (Wien 1893) hat ihm den Weg gewiesen (vgl. S. 108) mit der Bemerkung, daß Herder bei seiner Polemik gegen die Kinderlieder speziell Weißes „Rosenknospe" in der Sammlung von 1769 im Auge hatte. Als ein verbessertes Gegenstück zur „Rosenknospe" unter Anlehnung an das Lied bei Paul von der Aelst „Sie gleicht wohl einem Rosenstock" sei die „Blüte" gedichtet. In den Anmerkungen und Exkursen, die den „zweiten Teil" des Schriftchens bilden, wird (S. 108 ff.) die Entstehungsgeschichte folgendermaßen ergänzt. Weiße war zu seiner „Rosenknospe" angeregt durch den 34. Brief in Richardsons „Clarissa Harlowe", in dem der Schreiber, Lovelace, seinem Freunde sein kleines süßes Mädchen (I call her my Rosebud) ans Herz legt. Herder, der dem Brief eine eigene poetische Uebersetzung widmete (Werke 25, 553), benutzte ebenfalls einzelne Motive. Beachtenswert scheint mir die Parallelisierung von Richardson: I charge thee that thou do not crop my Rosebud. She is the only flower of fragrance und „Blüte" 2, 1: „Der Knabe sprach ich breche dich, du Knöspgen süßer Düfte", 2, 6: „Knabe, Knabe lasse mich das Knöspgen süßer Düfte."

In überraschender Weise kehrt danach zweitens der Verfasser die Schmidtsche These um und erklärt: „Goethe hat mit dem Herderschen Liede gethan, was Herder mit dem Weißischen. Er hat es mit Hilfe

unseres alten Aelstschen Volksliedes umzuschaffen gesucht." In feinsinniger Weise wird das ausgeführt und auch dargethan, wie ein persönliches Moment mitgewirkt hat: der Vollgenuß des Sesenheimer Liebesglücks.

Bis hierher möchte ich mich mit Josephs Ausführungen einverstanden erklären mit der Einschränkung, daß die Abhängigkeit Herders von Weiße zwar nicht unwahrscheinlich, aber doch auch nicht ganz so sicher ist, wie Joseph behauptet. Ich zweifle nicht, daß er auch weiterhin im wesentlichen das Richtige trifft, möchte aber doch hervorheben, daß er den Schwierigkeiten, die seiner Auffassung im Wege stehen, nicht scharf genug ins Auge geschaut hat.

Herder bezeichnet in den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst das „Heidenröslein" als ein „älteres (!) deutsches Kinderlied". Er giebt ihm im Register seiner zweiten Volksliedersammlung vom Jahre 1779 den Zusatz „Aus der mündlichen Sage". Joseph, der diese Daten (nicht ganz korrekt) wiedergiebt, kombiniert die beiden Angaben und interpretiert sie so: Herder habe erstens erkannt, daß das dem „Heidenröslein" verwandte Aelstsche Lied kein Werk erster ursprünglicher Konzeption sei, und Herder habe zweitens das ihm von Goethe zugesandte „Heidenröslein" hocherfreut für das noch zu seinen Zeiten im Elsaß gesungene und durch Goethe glücklich gerettete Original des Aelstschen Liedes gehalten (S. 20 ff., vgl. S. 73). Er benutzt sogar diese höchst gewagte Interpretation, um einen indirekten Beweis für Goethesche Herkunft des „Heidenröslein" zu führen und ungefähr so zu argumentieren: das „Heidenröslein" repräsentiert, wie sich leicht zeigen läßt, nicht die ursprüngliche Gestalt des Aelstschen Liedes, ergo war die (von Joseph supponierte) Herdersche Annahme ein Irrtum, ergo ist es von Goethe. Das Kartenhaus fällt zusammen gegenüber den Erwägungen, daß 1. es nicht erwiesen ist, daß Herder Volkslieder mit so philologisch-kritischen Augen betrachtete wie wir Nachfahren von F. A. Wolf und Lachmann; 2. wenn er im vorliegenden Falle doch etwa schon zu ähnlichen Betrachtungen gedrängt wurde, wir ihm auch den Scharfsinn zutrauen müssen, den Joseph bei seinen Lesern voraussetzt: zu erkennen, daß das „Heidenröslein" auf keinen Fall die Grundlage des Aelstschen Liedes sein kann, und daß 3. die nahe Verwandtschaft, ja durch zwei Strophen nahezu wörtliche Übereinstimmung mit seiner „Blüte" ihm unmöglich verborgen bleiben konnte. Der letzte Punkt dünkt mich entscheidend. An die windige Auskunft, daß er, im besten Falle etwa zwei Jahre nach ihrer Abfassung, seine „Blüte" so gänzlich vergessen haben sollte, daß ihm beim Abdruck des „Heidenröslein" auch nicht die leiseste Erinnerung gekommen sei, denkt Joseph nicht. Sie wäre leicht genug als unmöglich zu erweisen. Aber er traut Herder zu, er habe die Verwandtschaft zwar erkannt, aber, weit entfernt von Mißtrauen, sich geschmeichelt gefühlt, etwa wie ein Philolog, der einen alten Text aus später Überlieferung wieder-hergestellt hat, sich freut, wenn nachträglich

ein alter Kodex aufgefunden wird, der seine Konjekturen glänzend bestätigt. Nur schade, daß Herder gar nicht in der Lage des Philologen war und z. B. in der Übereinstimmung der Strophenformen beider Lieder keinen Triumph der Methode, sondern nur einen in das Gebiet des Wunders gehörigen Zufall hätte erblicken können.

Muß man so Herder, um Josephs Annahme zu ermöglichen, zu einem Monstrum an Naivetät oder Gedächtnisschwäche machen, so besteht für Goethe Suphans altes Bedenken nun erst zu vollem Recht: welch ein gewagtes Spiel müßte er mit seinem Lehrer und Freunde gespielt haben! Herder erklärt bekanntlich zum fünften Verse des von ihm in den „Blättern" mitgeteilten „Fabelliedchens": „Ich suppliere diese Reihe nur aus dem Gedächtnis." Entweder besaß nun Herder eine Goethesche Niederschrift oder Goethe hatte (was Entstehung im Winter 1770/71 voraussetzen würde) es ihm in Straßburg so oft recitiert, daß Herder es auswendig kannte. Im ersten Falle müßte Goethe brieflich ungenaue Kenntnis seines eigenen Gedichtes geheuchelt, im letzteren gar eine längere Zeit fortgesetzte Komödie gespielt haben: beides ein unwürdiges Verfahren, wenn dabei ein naiv-gläubiges Gemüt ernstlich hereinfiel.

Für mich liegt demnach die Sache, wenn anders Josephs Behauptung von der Priorität der „Blüte" Stich hält, notgedrungen so, daß nicht Herder der Mystifizierte ist, sondern daß er seine Leser mystifiziert. Wer die Ausführungen Herders über die alten deutschen Volkslieder liest, wird sich unwillkürlich an Lessings Ausführungen über die alten deutschen Volksdramen erinnert fühlen. Wenn nun Lessing eine eigene Faustscene als Scene aus einem alten Drama einschmuggelte, sollte Herder, der das Versteckspiel als Autor so sehr liebte, sich nicht geradezu verlockt gefühlt haben, auch ein eigenes Liedchen unter die Volkslieder zu mischen?

Ein eigenes: das wird man vielleicht zugestehen. Aber auch ein Goethesches? — Um kurz zu sein: mir scheint, daß, wer mit Redlich (Herders Werke 25, 680) A sagt, gut thut, auch mit ihm B zu sagen und trotz Suphans Widerspruch (5, 721) die Vermutung zu wagen, daß Herder beim ersten Entwurf seines in die „Blätter" aufgenommenen Briefwechsels über Ossian und die Lieder alter Völker im Juni (oder Juli, siehe Düntzer, Zur Goetheforschung, S. 388*) 1771 wirklich noch beabsichtigte, sein eigenes Lied den modernen Weißeschen Kinderliedern und speziell der „Rosenknospe" entgegenzustellen, wie Lessing seine Faustscene Gottschedschen Dramen entgegengestellt hatte, indem auch er seine theoretischen Einsichten dadurch sofort in Praxis umsetzte, freilich noch immer mit einem Fuß auf dem Boden der Aufklärung stehen blieb. Inzwischen aber hatte Goethe im jugendlichen Wetteifer mit Herder sein „Heidenröslein" gedichtet[1]) und

[1]) Ich glaube nicht vor Ende Mai, Anfang Juni, wo die wilden Rosen blühn; Joseph meint „um den April 1771 herum" (S. 68).

Herder war empfänglich genug für echte Poesie, um zu fühlen, daß sein eigenes Erzeugnis dadurch tief in den Schatten gestellt wurde. Er behielt die Wendung, mit der er sein eigenes Gedicht einzuführen beabsichtigte, im wesentlichen bei, ersetzte dieses selbst aber durch Goethes glänzendere Schöpfung. Nur Eins übersah er, was wunderlicherweise auch neuere Forscher ignorieren, Redlich vermutlich empfunden hat, daß Goethes „Heidenröslein" denn doch nur sehr bedingt als ein Lied für Kinder bezeichnet werden kann. Gewiß, Kinder singen's wie manches Volkslied; darum bleibt es nichts desto minder gar sehr ein Lied für Erwachsene. Ohne die eigentümliche, Herder wohlbekannte Genesis des Liedes wäre er schwerlich auf den Gedanken gekommen, es als Kinderlied zu bezeichnen, während seine „Blüte" so mit Fug und Recht genannt werden darf.

Eben seiner eigentümlichen Genesis wegen aber konnte ihm nun auch beifallen, das Lied trotz Goethes Autorschaft seiner Volksliedersammlung einzuverleiben. Mit der Strenge, mit der wir Kunstlieder und Volkslieder scheiden, ist Herder überhaupt nicht vorgegangen, und gerade so gut wie manches Shakespearische Lied konnte auch das Goethesche Aufnahme finden. Ja es war vielleicht wirklich in seinen Augen in viel höherem Grade ein Volkslied als uns dies heutzutage unmittelbar einleuchtet. Man bedenke: ein Weißesches Kinderlied, ein wirkliches altes Volkslied,[1]) ein eigenes Herdersches Gedicht: sie alle, wohl Goethen im anregenden Gespräch über Volkspoesie durch Herder vorgetragen, hatten aus sich heraus ein Neues erzeugt. Dichten sich denn nicht wirklich so die Lieder der mündlichen Sage? Wie viel war hier Goethes Eigentum? Sehr viel, werden wir antworten; aber wir werden doch verstehen, wenn ein Mann, der selber so lebhaft bei der Entstehung beteiligt war (übrigens die persönlichen Beziehungen auf Friederike wohl nicht kannte), hier mehr den dichtenden Volksgeist als individuelle Kunst erblickte. —

Auf die weiteren Einzelheiten des anregenden Schriftchens einzugehen, muß ich mir versagen. Joseph macht den interessanten Versuch, die Urgestalt des bei Paul v. d. Aelst überlieferten Liedes herzustellen: ich glaube nicht, daß er ihm irgendwie geglückt ist, noch bei der angewandten in Werden und Wachsen dieser Lieder viel zu wenig eindringenden Methode glücken konnte.

Jena. Victor Michels.

Über Goethes Iphigenie:

Fischer Kuno, Goethes Iphigenie. Festvortrag gehalten in Weimar bei der dritten Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft. Dritte, durchgesehene Auflage. Heidelberg, Karl Winter 1900. 1.20 M.

[1]) Die Annahme, daß Herder und Goethe außer dem Aelstschen Lied noch ein anderes Volkslied vom „Heidenröslein" kannte (Joseph, S. 116), halte ich für unwahrscheinlich.

Goethe's Iphigenie auf Tauris with introduction and notes by Charl. A. Eggert. New York, The Macmillan Company 1898.

Iphigenie auf Tauris. Ein Schauspiel von J. W. von Goethe edited with introduction notes and appendices by Karl Breul. Cambridge, at the University Press 1899.

Wickerhauser R., Eine methodisch-ästhetische Skizze im Anschluß an Goethes Iphigenie. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1897.

Ziemlich zu gleicher Zeit sind zwei neue Ausgaben der Iphigenie mit englisch geschriebenen Zuthaten: Einleitung, Kommentar, Bibliographie erschienen, von Dr. Breul in Cambridge und Dr. Eggert in Chicago, beide nett ausgestattet und von kundiger Hand gemacht, auch deutschen Lesern, etwa Gymnasiallehrern, die das Werk in der Klasse behandeln und die hier alles Wesentliche beisammen finden, zu empfehlen. Von Breul, der auch in Deutschland als Forscher wohlbekannt ist, wird man von vornherein eine tüchtige Leistung erwarten; aber auch Eggerts Arbeit steht durchaus auf der Höhe. Die Ähnlichkeit der Anlage läßt vermuten, daß beide Herausgeber in vielen Punkten unmittelbar an Vorgänger anknüpfen, die mir unbekannt sind: von der großen Reihe der in den beiderseitigen Bibliographien angeführten „Special Editions" sind mir die meisten unzugänglich geblieben, da sie auch das Goethe- und Schillerarchiv in Weimar nicht besitzt. Doch zeigt schon die kundige Benutzung selbst der neuesten Litteratur auch die sichere Selbständigkeit der Herausgeber. Es ist schwer zu sagen, welcher der beiden sich so ähnlichen Ausgaben man den Vorzug geben soll. Mir will scheinen, daß Eggert in Bezug auf die Einleitung glücklicher ist. Auf die Vorgänger Goethes, die Entstehungsgeschichte des Stückes, Idee und Gang der Handlung geht Eggert sehr gründlich und verständnisvoll ein. Es ist mir eine besondere Freude gewesen zu sehen, daß Eggert sich durch meine Ausführungen über die Lavatersche Version im 39. Bande der Weimarischen Ausgabe, wie es scheint, in allem Wesentlichen hat überzeugen lassen. Bei Breul sind dagegen die Noten etwas reichhaltiger. So vermisse ich z. B. bei Eggert eine Anmerkung zu dem Genitiv „Königes" Vers 41, wie sie Breul giebt. Man vergleiche ferner etwa, was beide Herausgeber zu Vers 1609 über Delos und Delphi anmerken. Mißverstanden hat Eggert Vers 1185—1187

Von dem fremden Mann
Entfernet mich ein Schauder; doch es reißt
Mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder,

wenn er erklärt an inward shudder makes me withdraw from the stranger (Pylades), but my inmost heart is powerfully drawn toward my brother. Breul faßt die Stelle richtig. —

Kuno Fischers Festvortrag vom Jahre 1888 bedarf keiner neuen Charakteristik oder empfehlenden Bemerkung. Die dritte Auflage zeigt einige sprachliche Veränderungen, die den sorgsamen Stilisten erkennen lassen, einen Zusatz bezüglich der neuerdings oft angetasteten Authencität der Angaben in der „Italienischen Reise“ (S. 8), Anmerkungen, welche die im Text angeführten Stellen nach der Weimarischen Ausgabe citieren, und einige andere kleine Neuerungen. Für den sechsten Abschnitt „Iphigenie in Weimar und Italien“ ist jetzt die erste Prosafassung benutzt. —

Was Wickerhauser mit seinem verworrenen Geschreibsel will, ist mir trotz der Kurven und Dreiecke, die den Aufbau der „Iphigenie“ versinnlichen sollen, nicht klar geworden, und ich kann nur die Zöglinge des „gymnasialen Mädchen-Lyceums“ in Agram bedauern, daß sie zugleich mit Goethes Jamben die unklaren Phrasen des Verfassers haben über sich ergehen lassen müssen.

Jena. Victor Michels.

Junk V., Goethes Fortsetzung der Mozartischen Zauberflöte. Berlin, Alex. Duncker 1899. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Fr. Muncker. Heft 12.) 2 M.

Der Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift hat, so bescheiden er auch in derselben auftritt, alle Ursache, auf sein Erstlingswerk stolz zu sein. Nachdem er auf die Ausführung seiner Arbeit lange Zeit und überaus viel Mühe verwendet hat, übergiebt er das Ergebnis seiner Studien der Öffentlichkeit in einem dünnen Büchlein, worin er fast ängstlich sich stets nur auf das beschränkt, worauf es ankommt, und nirgends ein Wort zuviel sagt. So ist das Werkchen vor allem dadurch ausgezeichnet, daß es bei großer Kürze und Knappheit überraschend viel Wissen enthält, und der Verfasser imponiert uns mehr noch als durch seine reichen Kenntnisse und die gründliche und sorgfältige Ausführung seines Themas durch die seltene Gabe weiser Beschränkung.

Junks Buch gliedert sich in drei Teile. Der Verfasser giebt zunächst eine knappe Entstehungsgeschichte des Goethischen Fragments „Der Zauberflöte zweiter Teil“. In einem zweiten Abschnitt, der die Grundlage für den dritten bildet, führt er uns dann die Entstehung von Schikaneders „Zauberflöte“ vor und behandelt gründlich das Verhältnis Schikaneders zu seinen Quellen, wobei er als Erster den Zusammenhang der Oper mit Terrassons altägyptischem Roman „Sethos“ ausführlich bespricht. Auf diesen Darlegungen baut er dann schließlich den Hauptteil des Werkes auf; eine kritische, philologisch-ästhetische Betrachtung des Goethischen Fragments. Hier nun, indem der Verfasser untersucht, was Goethe aus Schikaneder gemacht hat und machen wollte, indem er das vorhandene Szenar auf den voraussichtlichen weiteren Gang der Handlung

ausdeutet, dabei die einzelnen Paralipomena benutzt und denselben die ihnen wahrscheinlich gebührenden Plätze anweist, zeigen sich der Scharfsinn, die Gewissenhaftigkeit und die methodische Arbeitskraft Junks auf ihrer Höhe.

Wenn irgend etwas in dem Büchlein ist, womit ich nicht völlig einverstanden sein kann, so ist es des Verfassers Entstehungsgeschichte von Schikaneders „Zauberflöte". Junk bringt die herkömmliche Geschichte. Schikaneder, durch Theaterspekulationen halb ruiniert, kommt zu Mozart und bittet ihn, zu seiner Rettung eine Zauberoper zu komponieren. Der Text zu dieser Oper rührt größtenteils von Schikaneders Schauspieler Gieseke her; als derselbe Stoff während Schikaneders und Mozarts Arbeit auf dem Konkurrenztheater in der Leopoldstadt aufgeführt wird, muß Schikaneder ändern und nimmt die Freimaurerei zuhilfe. Das ist die alte Meinung des Mozartbiographen Jahn, und Junk läßt sich durch sie verleiten, wiederum die Wiener Theaterlitteratur vor 1790, die Tradition und die augenblicklichen Zeitumstände außer acht zu lassen. Auch er sagt, Schikaneder habe das in Wielands Dschinnistan enthaltene Märchen „Lulu oder die Zauberflöte" dramatisieren wollen und dabei das Märchen von den klugen Knaben benutzt — durch Perinets „Zauberzither" zur Änderung gezwungen, sei er vom ersten Finale an dem „Sethos" als einer zweiten Quelle gefolgt, und darin habe er auch alle freimaurerischen Gebräuche gefunden. So gründlich und gewissenhaft Junk seine Untersuchung ausführt, kann ich dennoch die Anwendung solcher methodischer Quellenstudien auf einen „Dichter" von der Art Schikaneders nicht völlig gutheißen. Die Entstehung der „Zauberflöte" kann nur aus den zeitlichen und lokalen Verhältnissen heraus erklärt werden. Junks Bemerkungen über Papageno und sein (erstmaliger) Hinweis auf die Abhängigkeit der „Zauberflöte" von Giesekes „Oberon" beweisen, daß er dem richtigen Wege nahe war. Ich will eine solche kurzgefaßte Entstehungsgeschichte im folgenden versuchen und dabei Junks Ausführungen so viel als möglich zu ergänzen trachten.[1])

Durch Lokalisierung allgemeiner litterarischer Richtungen und Zeitströmungen und deren Verschmelzung mit alten Traditionen des Wiener Theaters begann um 1780 herum eine neue lokale Wiener Dramatik sich zu entwickeln. Eine solche hatte seit langem in Kurz-Bernardons Maschinenkomödien bestanden, deren Hauptspaß darin lag, daß man Hans Wurst mit Zauberern und Hexen in Verbindung brachte. Hans Wurst lebte 1781 in seinem Sohn Kasperle wieder auf und mit ihm die alten extemporierten Hanswurstpossen als Kasperliaden. In diese Tradition drangen nun allmählich: die Form des um 1770 neu geschaffenen deutschen

[1]) Was ich hier gebe, werde ich in meiner demnächst erscheinenden Schikaneder-Monographie ausführlich bringen.

Singspiels (aus dessen anfänglich — nach dem Muster der vorhergegangenen Blütezeit der französischen Operette — einfacher ländlicher Liebeshandlung nicht selten eine Entführungs- oder Befreiungsgeschichte geworden war: geisterhaft durch Anlehnung an das Ritterstück oder drollig durch Einführung des orientalischen Kostüms); die am meisten durch Wieland vertretene morgenländische Märchenpoesie; und die Schauerromantik und Geheimnisthuerei des Ritterdramas. Aus dieser Verbindung der Singspielform mit den eben genannten zauberhaften und geheimnisvollen Neuerrungenschaften und der lokal-humoristischen Tradition entsteht die Wiener Zauberposse, von der sich kurz nachher (durch den Einfluß der Kotzebueschen Perudramen und der Tradition, in der diese entstanden sind) die exotische Prunkoper abzweigt. Diese beiden Gattungen zusammen mit der Travestie und dem neu geformten Wiener Localstück bilden bald eine spezifisch wienerische Theaterlitteratur, deren Grundschema ungefähr das folgende ist: ein idealer Held muß seine Geliebte erringen, und dabei leistet ihm Kasperl entweder als Diener oder als einfacher Begleiter, der sich dem Helden aber auf jeden Fall unterordnet, Gesellschaft. Dieses Schema wird dann für die einzelnen Dramengattungen modifiziert. In dem Zauberstück, das auf heimischem Boden oder auch häufig in exotischem Lande spielt, wie in der Prunkoper, deren Handlung stets in ideale Ferne verlegt ist, ist die Geliebte entweder von einem bösen Zauberer geraubt und eingeschlossen worden und kann nur durch Erfüllung gewisser Bedingungen vom Helden (einem jungen Ritter oder orientalischen Königssohn aus ihrer Haft erlöst werden; dann treten meist überirdische Helfer dem edlen Jüngling zur Seite und stehen ihm bei (Haupteinfluß von Wielands Märchendichtungen, besonders Oberon und Dschinnistan, auch des Ritterstücks); — oder das Mädchen ist Odaliske eines Paschas, der sie geraubt und in seinen Harem gesteckt hat; der Held entführt sie durch List (altes Possenmotiv, Haupteinfluß von Mozarts „Entführung"); — oder aber sie ist der Sproß eines überseeischen Inselvolks, das die Europäer blutig haßt, vielleicht sogar Priesterin einer mit Menschenopfern und gräßlichen Ceremonien verbundenen Religion und darf sich nie vermählen; dann bringt ihre Liebe zu einem Europäer sie und ihn in Lebensgefahr, aber die Liebe besiegt alle Schwierigkeiten und führt zu einer Flucht oder zur allgemeinen Aussöhnung und Abschaffung der Menschenopfer (altes Motiv des Incle- und Yarikostoffes [auch durch die „Iphigenie" nahegelegt], durch Kotzebues „Sonnenjungfrau" mit dem Motiv der Vestalin und den ins Priesterliche übertragenen Ceremonien und Gewölbedekorationen des Ritterstücks verbunden; zum Teil vorbereitet durch die nach dem Muster der tragédie classique gedichteten exotischen Königs- und Verschwörungstragödien). In allen diesen Fällen hat Kasperl als Diener, Sklave oder Begleiter des Helden reichlich Gelegenheit, durch seine Witze und seine Feigheit zu wirken; ob er sich nun vor dem bösen

Zauberer und dessen Geistern fürchtet oder vor den Schergen des Bassa oder vor den Indianern und Priestern, die ihn Brahma zu Ehren braten wollen. Immer gefräßig und geschwätzig, vorlaut und feig, bewirkt er schließlich eine ausgeprägte Zweiteilung der Handlung in einen pathetischen und einen drolligen Teil, die parallel laufen. Es ist ganz der natürliche Lauf, wenn er allmählich auch eine zu ihm passende Geliebte erhält; dann wird die lustige Liebesgeschichte des männlichen und des weiblichen Kasperls zu einem komischen Seitenstück zu der ernsten und sentimentalen Liebe des Helden und der Heldin und vertritt zugleich das echte Wienertum in jedem noch so phantastisch-exotischen Zauberstück. (Eine ganz an das alte sächsische Charakterlustspiel erinnernde Zweiteilung desselben Schemas haben wir dann im späteren Lokalstück; hier werden die Hindernisse in Gestalt des lüsternen Vormunds, der tyrannischen Stiefmutter von dem bis Raimund und Nestroy gleich sentimental schablonenhaft bleibenden Liebespaar besiegt, während Kasperl und seine lustige Braut zu Dienstboten geworden sind.) Das sind die dramatischen Voraussetzungen der „Zauberflöte".

1781 hatte Marinelli das Leopoldstädter Theater gegründet und darauf zunächst mit Kasperliaden großen Erfolg gehabt, die sich seit 1786 (dem Eintritt des Kapellmeisters W. Müller und dem ersten Auftreten des Theaterdichters Hensler, dem bald Perinet folgte) immer mehr der Zauberoper näherten. Schikaneder hatte dieses Theater gelegentlich seines Wiener Aufenthalts 1785/6 studiert und schon damals die Errichtung einer Konkurrenzbühne geplant, diesen Plan damals aber aufgeben müssen. 1789 kam er wieder nach Wien, wurde Direktor des Freihaustheaters und war nun bestrebt, mit allen Kräften Marinelli zu übertrumpfen. Aus der Fremde brachte er die Gewohnheit prunkvollen Aufwands mit, die er bald mit einem souveränen Erfassen des Wiener Theatergeschmacks vereinigte; Phantasie, Findigkeit, dramatische Begabung und Gewinnsucht ließen ihn alles aufwenden, um gegen seinen Konkurrenten möglichst bald einen entscheidenden Schlag führen zu können. So bereitete er denn aus der Kasperltradition wie aus der Märchenpoesie die Quintessenz, vermischte sie mit Überbleibseln alter phantastischer Ideen des eigenen Kopfes, und bereitete aus ihr eine Prunk- und Zauberoper *κατ' ἐξοχήν*, indem er recht unverfroren eine von seinem Schauspieler Gieseke verfaßte Oper „Oberon König der Elfen", die ihm der Autor aller Wahrscheinlichkeit nach im März 1791 übergeben hatte und die er am 23. Juli aufführte, dazu benutzte, um die darin enthaltene Idee zum Gerippe seiner neuen Oper zu machen.[1] Da Marinelli 1790 mit Henslers

[1] Auf diese einfache Weise meine ich den „Entwurf zur Zauberflöte", den Gieseke Schikaneder übergeben haben soll und von dem man bisher sprach, sowie die eigentliche Autorschaft Giesekes erklären zu können. Ich merke hiermit an, daß ich zwar selbständig auf den Gedanken gekommen bin, daß aber auch Junk mir gegenüber in einem Gespräch einmal ihn vermutend ausgesprochen hat.

Oper „Das Sonnenfest der Brahminen" einen Riesenerfolg erzielt hatte, so war Schikaneder vielleicht von Anfang an geneigt, wenn es ginge, auch den Priester- und Tempelpomp mit hineinzunehmen; ebenso frech stibitzte er noch im Juni 1791 aus Perinets „Zauberzither" einige Züge herüber. Da man nirgends noch so viel Kasperl und Zauberei und so viel scenischen Aufwand beisammen gesehen hatte, so mußte ihm die neue Oper Glück bringen. Und es kam ja auch so, hatte doch der vorsichtige Schikaneder, um des Erfolges ganz sicher zu sein, Mozart zur Komposition seines Ragouts bewogen. — So ist, meiner Meinung nach, die Zauberflöte entstanden.

Den Kern der Handlung mag zunächst Giesekes Oberon gebildet haben. Dieser wurde am 23. Juli 1791 aufgeführt, und Schikaneder hatte ihn wohl eben kennen gelernt, als er Anfang März Mozart besuchte. Um diese Grundhandlung nun zu einem alles Bisherige übertreffenden Zauber- und Spektakelstück zu erweitern, benutzte Schikaneder die dreibändige Märchensammlung „Dschinnistan", indem er daraus das Märchen „Lulu" besonders herausgriff (auf dieses mag er durch seine Ähnlichkeit mit der Handlung des Oberon gekommen sein) und von den Motiven der übrigen Märchen, was ihm neu und wirksam erschien, dazuthat. Dazu gehören, was Junk übersehen hat, außer den drei Knaben noch die „nächtlich sternflammende Königin", die ihr Vorbild in dem Märchen „Der Korb" hat, wo sie Nachts verschleiert auf einem goldenen Thron sitzt, umgeben von ihren fackeltragenden Jungfrauen; der lüsterne Mohr, der bei Schikaneder an die Stelle des Zwerges in „Lulu" getreten ist (Dschinnistan 1, 85; 2, 162; 2, 313); das alte Motiv von dem Bildnis, das den Helden entflammt, die Jungfrau aufzusuchen („Neangir und seine Brüder"), und was besonders wichtig ist, der tugend- und geheimnisvolle Predigerton von „der wahren Liebe, die jede Probe aushalten müsse, da sie sonst Zauberwerk und Täuschung wäre" (2, 90). Lobpreisungen der Verschwiegenheit und Großmut, schwere Prüfungen sind fast in jedem Märchen enthalten; eines heißt sogar „Der Palast der Wahrheit", in einem andern giebt es einen „Tempel der Freundschaft" und einen solchen „der Wohlthätigkeit". Höchst wichtig aber sind ganz besonders zwei Märchen: „Der Druide oder die Salamandrin und die Bildsäule" und „Der Stein der Weisen"; sie sind beide von Wieland selbst verfaßt und „frei erfunden" und lassen auf genaue Bekanntschaft des Verfassers mit dem „Sethos" schließen. Der „Sethos" war ja ein in Freimaurerkreisen sehr beliebtes Buch, und Wieland hat sich gerade in jener Zeit sehr viel mit Freimaurerei beschäftigt und auch 1786 im „Teutschen Merkur" darüber geschrieben. In dem ersten Märchen erzählt ein ägyptischer Königsohn seine Jugendgeschichte; wie ihn sein Vater aufklärte über die Aufnahme in die wahren Mysterien, zu welchen nur langwieriger Fleiß und unermüdetes Forschen vorbereiten könne, und die der

Treue und Weisheit einer kleinen Anzahl von Günstlingen des Schicksals anvertraut seien. Im „Stein der Weisen" wird ein König von einem Schwindler, der sich für einen Magier ausgiebt, betrogen, und dieser erzählt ausführlich und breit die Geschichte von der Pyramide, in die er hinuntersteigt, und von dem Durchschreiten von Wasser und Feuer als Prüfung fast wörtlich so, wie sie im Sethos steht.[1]

Aus alledem wollte Schikaneder nun zunächst weiter nichts machen als eine zugkräftige Zauberoper. Der Prinz Tamino sollte die von einem Zauberer (als solcher war damals vielleicht bloß Monostatos gedacht) gefangen gehaltene Pamina erlösen, das konnte aber nur durch Besiegung großer Hindernisse geschehen. Wie gewöhnlich, wurde er von Kasperl dabei begleitet.[2] In Papageno (zunächst = Scherasmin) schuf Schikaneder, wie Junk richtig bemerkt, ganz aus der Hanswurstitradition mit ihren typischen Zügen, die er in Wien vorgefunden hatte, einen mit eigenem phantastischen Flitter behängten concentrierten Kasperl; er mag dazu außer dem einen Stück des Marinellitheaters, das schon Jahn (durch Mitteilung L. von Sonnleithners) gekannt hat: „Kaspar der Vogelkrämer" (Première am 3. März 1791, bis 1796 im Repertoire) noch Stücke wie „Kasperle der lustige Hechel- und Mausefallenkrämer oder Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein" (1781 (?) bis 1802 ständig gegeben),[3] „Der Guckguckfänger" (1783) oder „Der Pfannenflicker" (1785) benutzt haben. Prüfungen mit großem Aufwand an Dekorationen und Spektakeln dürften nach Art der im Dschinnistan enthaltenen Muster schon beabsichtigt gewesen sein, aber hier als Hindernisse des bösen Zauberers.

[1] Dieses Märchen hatte Schikaneder schon 1790 in einer Dramatisierung aufgeführt, die in gewissem Sinn jedenfalls eine direkte Vorläuferin der „Zauberflöte" gewesen ist. Nach Recensionen aus dem Jahre 1801, wo die Oper wieder aufgenommen wurde (vgl. Kotzebues Freimüthiger 1801, Nr. 209; Allgemeine musikalische Zeitung 7, 41), findet man darin einen guten und bösen Genius, ein unschuldiges Paar, das sich zärtlich liebt und viele Hindernisse findet, einen jovialischen Naturmenschen mit einem leichtsinnigen Weibchen, das ihm untreu wird, einen unterirdischen Herrscher Eutifronte, einen Cyklopenchor und ein Duett im 2. Akte, „wo Lubanara nur miauen kann". So wahrscheinlich es ist, daß die Oper für die Neuaufführung umgearbeitet worden war, so geht hieraus doch bestimmt hervor, daß „Der Stein der Weisen oder die Zauberinsel" bereits wichtige motivische Bestandteile der Zauberflöte schon in seiner ersten Fassung enthalten haben muß.

[2] Eine schon 1785 im Leopoldstädter Theater gegebene Maschinenkomödie „Der Streit zwischen dem Zauberer Scioncco und der Fee Galantine oder Kasperl bleibt Kasperl" kann vielleicht als eine Art Vorläufer der „Zauberflöte" betrachtet werden.

[3] Inwiefern dieses Stück mit dem gleich betitelten Roman von Spieß (Goedeke[2] 5, 507, 13) zusammenhängt, der erst 1792 erschien, kann ich nicht sagen. In Anbetracht des großen Einflusses, den Spieß auf die Wiener Volksdramatik ausübte, wäre vielleicht sein Lustspiel „Die Mausfalle oder die Reise nach Ägypten" (Prag 1786), das mir bis heute unbekannt ist, mit der „Zauberflöte" in Verbindung zu bringen. Übrigens giebt es einen „Mausfallenkrämer" bereits in einer Kurzischen Bernardoniade.

Nun entsteht während der Arbeit ein Ruck, und Schikaneder ändert das schon Geschriebene möglichst um und führt das Stück nicht weiter wie er geplant, sondern er führt eine ägyptische Priesterschar und die Aufnahme der Liebenden in geheimnisvolle Mysterien vor; auch Mozart, der bis zum ersten Finale eine ganz leichte, scherzhafte Musik geschrieben hat, wird von da an ernst und weihevoll. Wie das kommt, ist nicht so einfach zu erklären durch Perinets Konkurrenzoper; auch Mozart kann nicht von Anfang an eine pathetische Handlung gedacht haben. Und hier hätte man meiner Meinung nach niemals versäumen sollen, sich daran zu erinnern, daß Schikaneder und Mozart bereits 1780 in Salzburg beide zugleich ein Drama kennen gelernt hatten, das im Kostüm völlig, in der Handlung teilweise der „Zauberflöte" in dieser neuen Gestalt verwandt ist. Dieses Stück ist „Thamos, König von Egypten", ein heroisches Drama von Tobias Philipp Freiherrn von Gebler, das Schikaneder in Salzburg aufführte, und zu dem Mozart Zwischenaktsmusiken und Chöre schrieb. Die Handlung des Dramas, eine in manchem an die tragédie classique erinnernde exotische Königs-, Priester- und Verschwörungsgeschichte, läßt auf gründliche Benutzung des Sethos schließen. Schon das Local ist das des Sethos, das Stück spielt zum größten Teil im Innern des Sonnentempels zu Heliopolis in Ägypten; auf der einen Seite der Bühne sind die Gemächer der Priester, auf der andern befindet sich die Wohnung der Sonnenjungfrauen. In diesem Tempel herrscht der vor Zeiten vertriebene König Menes als Oberpriester unter dem Namen Sethos, er behütet und beschützt in weiser Großmut und Milde die Liebe seiner Tochter Tharsis (die ohne ihren Vater zu kennen, ebenfalls unter anderem Namen aufwuchs) und des Thamos, des Sohnes jenes Empörers, der einst Menes vertrieben hatte. Thamos soll nach dem Tode seines Vaters König werden; sein Vertrauter, Pheron, der selber Tharsis liebt und als von ihr gewählter Gemahl König der Ägypter werden will, zettelt eine Verschwörung gegen Thamos an und wird dabei von der Vorsteherin der Sonnenjungfrauen, Mirza, einem wilden, böswilligen Weibe, unterstützt. Schließlich wird im Sonnentempel, als nach dem Opfer Thamos in feierlicher Versammlung zum König bestätigt werden soll, die Ausführung von Pherons und Mirzas schwarzen Plänen eben in dem Momente, da die Verschworenen die Waffen ergreifen, durch Sethos, der sich als Menes, den einstigen König zu erkennen giebt, verhindert. Er selbst vereinigt die beiden Liebenden und erhebt sie auf den Königsthron — die Bösewichter aber erhalten die verdiente Strafe. Mirza ersticht sich selbst, Pheron wird durch einen von der erzürnten Gottheit gesandten Blitz erschlagen.

Mozart hatte die Zwischenaktsmusik mit besonderer Liebe und Interesse komponiert und namentlich auf die Komposition der großen Chorhymnen, mit denen das Drama „nach Art der Alten" versehen war, große Sorg-

falt verwendet. Wenn nun schon diese Priesterchöre oft sogar durch wörtlichen Anklang und die Ceremonien in dem Sonnentempel uns lebhaft an die „Zauberflöte“ erinnern müssen, so ist nicht zu leugnen, daß auch die ganze Handlung, abgesehen vom Kostüm, der pathetischen, weihevollen Sprache u. s. w., in ihren allgemeinsten Grundzügen eine Ähnlichkeit mit der Handlung der „Zauberflöte“ aufweist. Wir haben auch hier ein ideales jugendliches Liebespaar, das kindlichen Vertrauens voll seine Wege wandelt. Eine Gruppe von Verschworenen will die Vereinigung dieses Paares hintertreiben, und an der Spitze dieser Bösewichter stehen ein Mann, der es selbst auf das Mädchen abgesehen hat (Pheron-Monostatos) und ein wildes, leidenschaftglühendes Weib (Mirza-Königin der Nacht). Ein Oberpriester von tiefer Milde und erhabener Größe (Sethos-Sarastro) vereint das liebende Paar den schwarzen Anschlägen der Verschwörer zum Trotz, und die Letzteren werden am Schluß von ihrer erträumten Höhe herabgestürzt.

Es steht fest, daß diesem Drama (gedruckt 1774) der „Sethos“ zugrunde liegt (und zwar der französische, denn Claudius' Übersetzung ist erst 1777 erschienen), und auch hier finden wir wieder Wieland beteiligt; diesem hatte Gebler 1773 den ersten Akt seines Stückes geschickt und von ihm mancherlei Ratschläge erhalten. Vielleicht ist Wieland schon damals durch die Lektüre des Geblerischen Dramas auf den „Sethos“ aufmerksam geworden.

Für mich ist es sicher, daß sowohl Schikaneder wie Mozart bei der veränderten Weiterführung ihrer Oper dieses Stück vorgeschwebt hat. Schikaneder verband es mit den im „Dschinnistan“ gegebenen ägyptischen Mysterien und Tugendprüfungen und den Ceremonien der exotischen Priester im „Sonnenfest der Brahminen“; jetzt erst kam Sarastro in die Handlung, zu dessen Feinden wurden die Königin der Nacht und allmählich auch Monostatos, der früher allein Paminens Entführer gewesen war; sie wollen Taminos und Paminens Hochzeit hintertreiben, ihre Ränke werden von dem weisen Sarastro, der Tamino gegenüber verleumdet worden ist, zu Schanden gemacht. Was von der Oper, deren schon völlig fertiger *Plan* fallen gelassen wurde, bereits *geschrieben* war, blieb (wohl größtenteils der schon geschriebenen Musik wegen bestehen; eine Szene (die drei Knaben führen Tamino in den Hain), die erste geheimnisvoll-feierliche der neuen Weiterführung, wurde zwischen die vorletzte und die letzte der geschriebenen Szenen *eingeschoben*, und von da ab folgte Schikaneder dem neuen Plan. Mozart behielt den bisherigen scherzhaften Ton nur für die Papagenoszenen und ein Lied des Monostatos bei und folgte im übrigen der Richtung, die er in den Hymnen des „König Thamos“ eingeschlagen hatte; seine Begeisterung für die Freimaurerei und vielleicht auch sein naher Tod bewirkten eine unerreichte Höhe seiner Musik und eine Durchgeistigung des ganzen Textes. Wieso

es kam, daß die Oper plötzlich zu einer politischen Kundgebung im Interesse der Freimaurerei gemacht wurde, ist dunkel. Die politischen Zustände waren ganz dafür geschaffen, und ich glaube, daß Schikaneder und Mozart, von welchen keiner schon anfangs das beabsichtigt hatte, von der Loge oder dem Orden damit beauftragt worden sind. Gleichfalls in der Loge dürfte Schikaneder den „Sethos" gefunden haben. Doch glaube ich, daß man ihm (ausgenommen die Benutzung einiger wörtlicher Stellen) keine so durchgehende Bedeutung als Quelle für die Weiterführung beimessen darf.[1] In späteren Opern („Babylons Pyramiden", „Das Labyrinth")[2] hat ihn Schikaneder gründlicher benutzt; hier paßte er ihm wohl nicht besonders in seinen schon fertigen Plan. Daß Mozart persönlich Schikaneder bewogen haben soll, die Freimaurerei hineinzubringen, glaube ich nicht; warum hätte er damit bis zum ersten Finale gewartet? Ebensowenig ist an eine theatralische Spekulation Schikaneders mit den Ceremonien der Loge zu denken, denn in keiner seiner späteren Opern, die sich meist in Charakter, Kostüm und Szenerie ganz an die „Zauberflöte" anschließen, kehrt eine einzige ernste und zielbewußte freimaurerische Anspielung wieder.[2] Gieseckes Behauptung, er sei der eigentliche Autor der „Zauberflöte", führe ich darauf zurück, daß sein „Oberon" den Hauptkern von Schikaneders Oper bildete, indem Schikaneder ihn noch vor der Aufführung ebenso frech benutzte, wie allenfalls den „Guckguckfänger" oder „Das Sonnenfest der Brahminen".

Die Nachwirkung der „Zauberflöte", über die Junk einige recht schätzenswerte Mitteilungen macht, könnte man in einem dicken Buche behandeln, das gar nicht so uninteressant wäre. Hier sei bloß gesagt, daß Schikaneders spätere Opern meist Nachbildungen der Zauberflöte sind; „Das Labyrinth oder der Kampf mit den Elementen", „Babilons Pyra-

---

[1] Eine für die „Zauberflöte" wichtige Stelle hat Junk übersehen (Übersetzung von Claudius 1, 280 f.): „Um Mitternacht sahe man aus dem letzten Schwibbogen gegen den Hintergrund des Tempels und von der Seite des Elisiums den Opferpriester .... herkommen und hinter ihm zwey Reihen Priester, die nach dem Heiligen und der Statue des Isis gingen. Sie wurden von einem musikalischen Chor begleitet, das aus andern Priestern ... bestand. Wenn der Opferpriester bis an die Statue gekommen war, standen die zwey Reihen stille, trennten sich von einander, und ließen die nachfolgende Opfergabe vorbeygehen." — Diese Opfergabe wird von 18 Priestertöchtern gebracht. — — Diese Beschreibung entspricht doch ganz dem Beginn des 2. Aktes, und hier haben wir auch die Zahl 18, die Junk aus dem Freimaurerischen 3×6 herleitet.

[2] Ich glaube, daß jedesfalls zu einer Profanierung der freimaurerischen Gebräuche dadurch, daß man sie auf die Bühne brachte, die Erlaubnis der Loge nötig gewesen ist, die eben in dem einen Fall die Verwendung ihrer Ceremonien guthieß. Die einzige Verwendung der Freimaurerei, die halbwegs ernst zu nehmen wäre, findet sich in Schikaneders Oper „Der Spiegel von Arkadien" (1795), wo die Bevölkerung der Insel von Jupiter mit Hacken und Schaufeln ausgerüstet und ermahnt wird, an „der Gottheit Tempel" mitzubauen.

miden", „Der Höllenberg" enthalten alle als Hauptpunkt die Feuer- und Wasserprobe und erinnern auf Schritt und Tritt an die „Zauberflöte". Grillparzer, dessen erste Lektüre das Textbuch der „Zauberflöte" war, steht ganz unter ihrem Bann wie überhaupt unter dem der Wiener Volksbühne; aber Junk hätte es nicht versäumen sollen, neben ihm auch Raimund zu nennen, der von ihr durch und durch beeinflußt ist. Dieser Einfluß tritt am meisten hervor im „Diamant des Geisterkönigs" (Weg zwischen Feuer und Wasser, ohne sich umzusehen, Veritatius und die „Insel der Wahrheit"); er findet sich aber tief in Raimunds ganzer dramatischer Produktion. Die „Zauberflöte" hat im übrigen außer auf die Oper und das Zauberstück auch auf die Litteratur überhaupt mächtig gewirkt, ihr Einfluß dringt bis in den Roman und die Novelle.

Über den Goetheteil von Junks Arbeit läßt sich nichts sagen, als was schon oben lobend anerkannt worden ist; er bildet ein Muster rechtschaffener, scharfsinniger philologischer Arbeit. Daß Goethe die „Zauberflöte" wahrscheinlich nicht in Schikaneders Originalausgabe vorliegen hatte, sondern in der Bearbeitung von Vulpius, in der sie 1794 in Weimar gegeben wurde (gedruckt Leipzig 1794), wird Junk wohl gewußt haben. Junk ist der Meinung, daß Goethe Schikaneders Oper „Das Labyrinth" nicht gekannt habe; trotzdem besteht ein gewisser Parallelismus zwischen den beiden „Zweiten Teilen". Hier wie dort Hochzeit Taminos und Paminas, Übergabe der Krone von Sarastro an Tamino; am Beginn der Handlung die schwarzen Ränke der Königin der Nacht, die sie den Eingeweihten und dem neuen Königspaar entgegensetzt; am Schluß ein Kampf, in dem die böse Partei besiegt wird. In beiden Stücken nähert sich Monostatos heuchlerisch Papagena, müssen Tamino und Pamina neue Prüfungen bestehen, und erhalten Papageno und Papagena Familie. Erst im August 1803 schreibt Zelter unaufgefordert Goethe den Inhalt des „Labyrinths" (das 1798 in Wien aufgeführt worden war und nun erst in Berlin gegeben wurde). Warum aber sollte Goethe, der sich doch gewiß für einen „Zweiten Teil der Zauberflöte" von Schikaneder mächtig interessiert haben dürfte, den Inhalt des „Labyrinths" nicht schon lange durch Zeitungsnachrichten gewußt haben?

Junks gewissenhaft und verständnisvoll gearbeitetes Werk ist in mehr als einer Hinsicht verdienstlich; so ist es freudig zu begrüßen als ein erster Hinweis auf den Einfluß der Wiener Zauberopern auf Goethe. Die Andeutungen, die der Verfasser bezüglich der Übereinstimmungen mit dem „Faust" giebt, würden, wenn man sie zu einer Untersuchung besonders des zweiten Teiles des „Faust" (und vielleicht sogar auch anderer Dichtungen, wie des Lilienmärchens) erweiterte, vielleicht überraschende Resultate ergeben.

Wien. Egon von Komorzynski.

Garnier J. D., Zur Entwicklungsgeschichte der Novellendichtung Ludwig Tiecks. Gießen, Verlag von Emil Roth 1899. 1.20 M.

Als Einleitung giebt der Verfasser, Professor am Gymnasium zu Bourg-en-Bresse, eine „vorläufige Übersicht über den Entwicklungsgang des Dichters", der weder zu dem Bilde Tiecks etwas neues hinzufügt, noch auch durch die Anlage der Schrift nötig erscheint, da im weiteren Verlauf das hier Gesagte in der Hauptsache noch einmal vorgebracht wird. Dieser Mangel einer straffen und übersichtlichen Zusammenfassung macht sich überhaupt in der ganzen Arbeit bemerklich. In einem zweiten Abschnitt charakterisiert Garnier, indem er es verschmäht, von einer aprioristischen Definition der Novelle auszugehen, „mit ungetrübten Augen", wie er sagt, eine Reihe der bezeichnendsten Novellen Tiecks, zu denen er nicht nur die ausdrücklich als Novellen bezeichneten Werke rechnet, sondern auch unter anderen Tiecks Märchendichtung und die als Roman angegebene Geschichte der Dichterin Vittoria Accorombona. Von jedem dieser Werke giebt er die ästhetische Bilanz. Was er aber mit den Mitteln, die ihm Volkelt (Ästhetische Zeitfragen) und Elster (Prinzipien der Litteraturwissenschaft) an die Hand geben, herausbringt, ist gleichfalls weder neu, noch besonders gut gesagt. An entscheidenden Stellen, wo man gerade einmal das Urteil des Verfassers hören möchte, citiert er Köpke, Minor und andere. — Die Periodisierung der Tieckschen Novellen dreht sich nach ihm um die Frage, welche Novellen überwiegend subjektiv und welche überwiegend objektiv angelegt sind. Bei der angewandten „gefühlsmäßigen Beurteilung", die ihm ohne weiteres gleichbedeutend ist mit der „Vergleichung nach ihrem poetischen Gehalt", bei seinem Aufsuchen der „objektiven Gefühlswerte" ist die Betrachtung der Stilunterschiede doch zu sehr in den Hintergrund gerückt. Bei der Besprechung der äußeren Form herrscht nicht immer, so hinsichtlich des Begriffes der Rahmenerzählung, volle Klarheit. Nach einem großen Aufgebote sehr wortreicher prinzipieller Erörterungen giebt er die Entwicklung der Novellendichtung Tiecks in Anknüpfung an den inneren Entwicklungsgang des Dichters. „Nach einer kurzen Periode der Aufklärung war er ein Vorkämpfer der Romantik geworden; dann wandte er sich von derselben ab und bekämpfte ihre Ausartungen; später nahm er seine Jugendideale gegen die Jungdeutschen wieder an; und schließlich schien er zu den Jungdeutschen übergehen zu wollen" (S. 47). Dem entspricht der Zweck, den Tieck mit den Novellen dieser vier Perioden verfolgt. Auf die Periode romantischer Schwärmerei folgt (nach 1819) eine Periode, in der die Novelle den Zweck erfüllt, gewisse Moden und Richtungen der Zeit zu bekämpfen. Die Bekämpfung des Unechten in der Romantik führte ihn zur Schilderung wahrer und großer Künstlerindividualitäten, wie vor allem der Shakespeares („Dichterleben"). Nach 1830 kämpft er gegen das junge

Deutschland, zu dem er dann mit der Vittoria Accorombona (1840), die mit dem jungdeutschen Ideal der emanzipierten Frau übereinstimme, übergeht; die Höhe der Tieckschen Novellendichtung sieht Garnier mit Recht in den Künstlernovellen, sonst findet er überall ein so starkes Überwiegen von Tendenz und Polemik gegenüber dem poetischen Gehalt, daß er sich dem Urteil Minors anschließt und zum Schluß den Novellen im großen und ganzen nur einen geringen poetischen Wert zuspricht. Ist diese Freiheit des Urteils sowie die intensive, auf das Eindringen in das Wesen der Tieckschen Novellendichtung verwandte Arbeit anzuerkennen, so scheint uns der aufgebotene Apparat deskriptiver Ästhetik doch in einem Mißverhältnis zu den erlangten, keineswegs neuen Resultaten zu stehen. Die im Anhang gegebenen umfangreichen und wenig übersichtlichen Tabellen, in denen die Novellendichtung Tiecks nach Personenzahl, nach Zusammensetzung und Umfang des Stoffes, nach Wirkung, mit Rücksicht auf den Anteil der Subjektivität des Verfassers u. s. w. statistisch aufgenommen wird, erscheinen uns recht überflüssig. Die Statistik in der Litteraturgeschichte fängt nachgerade an, unheimlich zu werden. Die einschlagende Fachlitteratur ist in der Hauptsache vollständig benutzt. Die Ausgabe Klees jedoch scheint dem Verfasser nicht vorgelegen zu haben; auch Spielhagens gründliche Untersuchungen über das Wesen der Novelle hätten, da der Verfasser doch auch ab und zu Prinzipielles vorbringt, mit Nutzen herangezogen werden können.

Dresden. K. Zeiß.

Krauß Rudolf, Schwäbische Litteraturgeschichte. 2. Band. Die württembergische Litteratur im 19. Jahrhundert. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr 1899. 8 M.

Mit dem zweiten Band, der von Uhland bis zur Gegenwart reicht, hat R. Krauß seine schwäbische Litteraturgeschichte zu Ende geführt. Die Aufgabe war für diesen Zeitraum schwieriger, da an Vorarbeiten weniger geleistet war, aber auch dankbarer, da erst von Uhland an eine zusammenhängende Litteraturentwicklung auf schwäbischem Boden nachzuweisen ist. Das Material dazu hatte Krauß selbst erst herbeizuschaffen, und es ist sein Hauptverdienst, daß er mit einem Fleiß, der nichts zu wünschen läßt, alles zusammengetragen, auch geschickt geordnet und gefällig verknüpft hat, was in Württemberg vornehmlich in der Dichtkunst, aber auch in anderen Zweigen der Litteratur geleistet worden ist. Wie in einer Auslage ist der ganze Reichtum des schwäbischen Schrifttums ausgebreitet. Neben den Großen, die eingehend charakterisiert sind, werden die Kleinen mit nicht geringerer Sorgfalt behandelt, selbst die unbedeutenden vergessenen Lokalgrößen erhalten ihr Fach und ihr Plätzchen. Auch den Wissenschaften ist eine Stelle eingeräumt, sogar den Naturwissenschaften und der Medizin.

Bei allen Autoren sind die persönlichen Verhältnisse angegeben; die Urteile sind durchweg wohlerwogen, gerecht, nirgends suchen sie durch gesuchte Originalität zu verblüffen. Über einzelnes kann man natürlich bei einem Buch, das bis zu den Lebenden vordringt, verschiedener Meinung sein, aber im ganzen gewährt es eine vollständige und bequeme Übersicht über das vielseitige geistige Leben in dieser Provinz. Man kann sich freilich eine schwäbische Litteraturgeschichte noch in anderem Sinne aufgefaßt und durchgeführt denken, nämlich so, daß nicht sowohl auf die Vollständigkeit der Autorennamen, als auf die Triebkräfte und den inneren Zusammenhang der litterarischen Bewegung der Nachdruck gelegt wird, wobei denn freilich auch auf den Zusammenhang mit der allgemeinen deutschen Litteratur größere Rücksicht genommen werden müßte. Krauß schildert sehr gut, wie die schwäbische Romantik sich aus der romantischen Schule im Norden abzweigte, aber von da an schränkt er den Gesichtskreis durchaus auf die Grenzen Württembergs ein. Der Streit zwischen den Schwaben und dem jungen Deutschland ist z. B. nur ganz flüchtig gestreift, während seine Beleuchtung doch auch zur schärferen Charakteristik der Schwaben dienen müßte. Es ist doch kein Zufall, daß Menzel, der in das Kapitel der „Zugewanderten" verwiesen ist, von Stuttgart aus seine Fehden mit den Jungdeutschen auskämpfte. Ein ähnlicher Gegensatz zwischen den Schwaben und den Norddeutschen macht sich wieder in den jüngsten Jahrzehnten geltend: an den ungeduldigen Anläufen der Moderne haben sich die Schwaben so gut wie gar nicht beteiligt, sie wird in Schwaben bis jetzt vollständig abgelehnt. Das ist natürlich auch bei Krauß erwähnt, aber ohne daß er auf die tieferen Ursachen einginge, wobei auf die Vorzüge wie auf die Schwächen der einheimischen Geschmacksrichtung ein schärferes Licht hätte fallen müssen. Im ganzen scheint sich zu wiederholen, was Treitschke in das zweischneidige Urteil gefaßt hat: „Es war das Verdienst der Schwaben, daß das junge Deutschland niemals in unserem Oberland Fuß faßte, sondern immer nur ein Sumpfgewächs der großen Städte des Nordens blieb . . . . . Eine Schwäche der schwäbischen Dichter läßt sich freilich nicht verkennen: wenn das junge Deutschland völlig in der Tendenz aufging, so standen sie den Leidenschaften des Tages allzu fern; ihre sinnige, friedliche Dichtung vermochte die Gedanken einer gährenden und kämpfenden Zeit nicht zu erschöpfen." Die Frage ist nun aber die, ob die Schwaben „mit ihrem Stil- und Formgefühl, mit ihrem geläuterten Kunstgeschmack", wie Krauß sagt, einfach auf derselben Stufe geblieben sind wie damals, als sie es mit dem jungen Deutschland zu thun hatten. Man gewinnt in dieser Beziehung aus unserem Buch keinen bestimmten Eindruck: sind die Schwaben seit der Zeit Uhlands und seiner Freunde vorwärts gekommen, stehen geblieben oder zurückgekommen? Indem die einzelnen Persönlichkeiten aneinandergereiht werden, gelangen die allgemeinen geistigen Strömungen weniger zu ihrem Recht. Die jung-

hegelsche Richtung, die in den vierziger Jahren die Universität Tübingen beherrschte, hätte es verdient, im Zusammenhang gewürdigt zu werden. Die flüchtige Erwähnung der „bedeutsamen" Jahrbücher der Gegenwart (1843—1848) genügte nicht. Schon die Namen ihrer Mitarbeiter, Schwegler, Vischer, Strauß, Zeller, R. Köstlin und andere zeigen, daß hier ein völlig neues in der heimischen Litteratur auftrat. Diese Junghegelianer hatten nicht bloß gegen den mächtigen Pietismus anzukämpfen, sie begegneten auch dem Mißtrauen und der Abneigung des politischen Altliberalismus: sie störten die gewohnten Kreise. Daß diese Richtung gleichwohl aus den gesundesten Kräften des schwäbischen Geistes herausgewachsen ist, zeigt sich an ihrer Auflehnung gegen die Raserei der Berliner Junghegelianer — auch hier in neuer Form und Mischung der alte Gegensatz. Das Jahr 1848 hat den Jahrbüchern der Gegenwart den Garaus gemacht, aber durch den Einfluß der Universität ist die Wirksamkeit der Schule eine dauernde gewesen. Man spürt sie in der Läuterung der ästhetischen Begriffe, in der Befestigung des Geschmacks, aber auch in der poetischen Produktion selbst: es ist dieser unzweifelhaft ein neues Element zugeführt worden, ein philosophisches Salz, das den älteren Schwaben gefehlt hat. Die Einzelheiten findet man auch bei Krauß, aber verzettelt, es kommt zu keiner Gesamtwirkung. Kurz, auch nach seinem Buche ist Raum für eine Geschichte der schwäbischen Litteratur, die mehr nur auf den Höhepunkten verweilt und deutlicher die Abwandlungen, den inneren Gang der Entwicklung erkennen läßt. Aber auch so, wie Krauß sich die Aufgabe gestellt hat, ist es eine Arbeit, die gethan werden mußte, und man darf ihm dankbar sein, daß er sie mit erschöpfendem Fleiß und mit Geschick gelöst hat. Es ist ein Buch, aus dem man viel Belehrung schöpft, ein nützliches Handbuch, das nicht leicht im Stich lassen wird.

Stuttgart. W. Lang.

Fischer Hermann, Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens. Zweite Reihe. Tübingen, H. Laupp. 4 M.

Den ersten Band seiner Beiträge zur schwäbischen Litteraturgeschichte hatte H. Fischer seinem Vater, dem Dichter J. G. Fischer zum 75. Geburtstag gewidmet. Den neuen Band eröffnet ein Lebensbild des im Jahre 1897 81 Jahre alt verstorbenen Vaters, der lange Jahre als Nestor unter der jüngeren Dichtergeneration seiner Heimat verehrt wurde. Das Biographische und die Charakteristik des Dichters sind geschickt ineinander verwoben, und man freut sich an der tüchtigen, gesunden, kraftvollen Natur des Mannes, dessen Eigentümlichkeit als Lyriker in einer hochgespannten, bald trunkenen, bald grübelnden Natursymbolik bestand. Es versteht sich, daß dieses Lebensbild mit besonders liebevollem Anteil gezeichnet ist, der gleichwohl die Anlegung eines kritischen Maßstabes nicht vermissen läßt. Es folgt eine

Charakteristik Fr. Vischers, die schon darum Beachtung verdient, weil sie auf die Erfahrung eines längeren persönlichen Umgangs sich gründet. Die weiteren Aufsätze leuchten in weniger bekannte Gegenden des schwäbischen Parnasses, aber sie zeigen, daß ein tieferes Eindringen in dieselben wohl die Mühe lohnt. Der eine untersucht die geschichtlichen Grundlagen in dem Roman von Hermann Kurz: Schillers Heimatjahre. Der Verfasser findet darin „das satteste und wahrste Bild der württembergischen Dinge und Menschen um 1780". Dem Freundeskreise von Hermann Kurz gehören zwei andere Dichter an, für deren Würdigung der Verfasser neue Quellen erschlossen hat: Ludwig Seeger und Rudolf Kausler. Beide unter sich so unähnlich wie möglich: dieser, eine zarte, feine, aristokratisch in sich zurückgezogene Natur, während Seeger ein derber, volkstümlicher, übersprudelnder Kraftmensch war. Er ist auch von beiden der bekanntere, als politischer Dichter und namentlich als Übersetzer von Béranger, von Aristophanes und Shakespeare, während Kausler, der Verfasser einer Anzahl romantischer Erzählungen, seine Spuren nur schwach in die Litteratur eingedrückt hat. Fischer weiß aber auch für ihn, seine Individualität, seine Anlagen und Pläne ein lebhaftes Interesse zu erwecken. Auch er ist ein Beispiel dafür, wieviel echtes, poetisches Talent sich in Schwaben findet, das nicht zur Reife, nicht zur Entfaltung und Ausprägung gelangt und dessen Reiz mehr nach der biographisch-psychologischen als nach der litterarischen Seite hin liegt.

Stuttgart. W. Lang.

Krumm Joh., Friedrich Hebbel. Der Genius. Die künstlerische Persönlichkeit. Drama und Tragödie. Drei Studien. Flensburg, Huwaldsche Buchhandlung, O. Hollesen 1899. 1.50 M.

Die drei aus Vorträgen hervorgegangenen Aufsätze sind reife Früchte eines eindringenden Verständnisses für die Eigenart Hebbels. Krumm steht dem Dichter keineswegs blind gegenüber, wenn er ihn auch tief verehrt; er macht keinen Gott aus ihm, verfällt aber auch nicht in den Fehler der Nörgler und Krittler, sondern weiß, daß Menschenwerk immer nur nach dem Grad des Gelingens, nicht absolut wertvoll ist. Der Verfasser folgt mit großem Geschmack den Winken, die Hebbel selbst gegeben hat, und erzielt dadurch eine gewisse Einheit, nicht durch die Themen, wohl aber durch die Methode der Betrachtungsweise. Im ersten Aufsatze „Der Genius" zeichnet er mit großen Strichen die innere Entwicklung Hebbels, indem er nacheinander erwägt, was ihm von außen geboten wurde; er betrachtet die Natur, die Familie, die äußeren Verhältnisse, die Schule, die Bildungsmittel und kommt zu dem Resultat, daß sich der Genius Hebbels „nicht durch, sondern trotz der Umstände entwickelt" habe. Dieses Phänomen wird wohl immer eines der größten Probleme bleiben, die sich in der

Geschichte der Kunst darbieten; es mit Konsequenz aufzuzeigen ist gewiß verdienstlich, besonders wenn es so liebevoll geschieht wie hier. Sehr glücklich ist eine Wendung, die Krumm S. 34 braucht, Hebbels schlimmster Feind, dessen er Herr zu werden suchte, sei seine eigene Natur, die eigene disharmonische Veranlagung gewesen. Sie bot ihm aber dafür auch das, was ihm seine besondere Stellung in der Litteratur verleiht, sie machte ihn zu der modernen Persönlichkeit, die eine neue Dichtung begann. Im zweiten Aufsatze entwirft Krumm ein Bild der künstlerischen Persönlichkeit; er stellt die theoretischen Ansichten Hebbels über die Dichtung ihrem wesentlichen Kerne nach zusammen und mißt die eigenen Leistungen des Dichters an ihnen, wie an den Werken der Vorgänger. Wieder kann an dem Resultat nicht gerüttelt werden, daß nämlich Hebbel an Tiefe und Geschlossenheit der Kunstauffassung, an Ernst und Reinheit des künstlerischen Strebens nicht leicht Einer gleichkomme, daß er als künstlerische Persönlichkeit, mag man über die einzelnen Dichtungen urteilen, wie immer, vollberechtigt neben die Klassiker treten dürfe. Und besonders ist hervorzuheben, daß Krumm die thörichte Meinung von Hebbels Größenwahn auf Grund der Quellen zurückweist. Einen glänzenden Beleg gewährt ein Aufsatz Hebbels, den Emil Kuh unbegreiflich genug von den Werken ausgeschlossen hat. Als nach der Revolution die Censur gefallen war, da erhoben verschiedene Dramatiker, so Otto Prechtler, ihre Stimme und „interpellierten" Holbein, warum er nicht ihre bisher verbotenen Stücke auf dem Hof- und Nationaltheater aufführe. Hebbel gesellte sich auch hier nicht dem großen Troß, sondern schrieb, die Direktion habe durch die That geantwortet, indem sie den ganzen Wallenstein darstellte. Für den Dramatiker könne es keine größere Freude geben, freilich auch keine größere Gefahr, als mit den Heroen zu ringen, die man bisher aus ihrem eigenen Tempel ausschloß. Hebbel verlangt also nicht, daß man nun schleunigst seinen Dramen die Pforten öffne, wie die anderen Dramatiker, sondern fordert, man solle die Großen zu Wort kommen lassen, Shakespeare vor allem, dann aber — Heinrich von Kleist. Darin steckt ebensoviel Bescheidenheit als berechtigtes Selbstgefühl, und das ist für Hebbel charakteristisch; er beugt sich vor der Größe, zu der er sich hingezogen fühlt, blickt aber herab auf die Domestiken, die ihr folgen. Er darf es, denn er stellt sich das höchste Ziel beim Dichten und verschmäht den leichten Erfolg. Der letzte Aufsatz Krumms deckt dies in einer gelungenen Analyse der „Agnes Bernauer" auf, wobei er zuletzt die Frage behandelt, ob Hebbel ein Pessimist sei. Auch hier trifft er den Kern der Sache und zerstört manchen Irrtum, der noch immer im Urteil über den Dichter unterläuft. Das Büchlein Krumms erfüllt seinen Zweck, das Verständnis Hebbels weiteren Kreisen zu erschließen, vortrefflich, es bietet aber auch dem Kenner vieles und bereitet einen wirklichen Genuß beim Lesen. Kleinere Bedenken auszusprechen, die ich bei Einzelnheiten hege, scheint mir unnötig,

da ich in allem Wesentlichen nur zustimmen kann. Bloß gegen die Behauptung (S. 64) möchte ich den Dichter selbst anführen, daß „er den Reichtum der Empfindungen und Gestalten, die in ihm lebten, aus sich selbst herausstellen mußte, um nicht von ihnen verzehrt zu werden und unterzugehen in Wahnsinn". Es ist wohl nur eine nicht ganz geglückte Formulierung, denn Krumm erinnert sich unzweifelhaft, wie empört Hebbel war, als ihm Julian Schmidt den Wahnsinn prophezeite, er erinnert sich des Protestes, den Hebbel erhob, da man Shakespeares Zeichnung von Verbrechernaturen dadurch erklärte, daß er sich der in ihm liegenden Verbrechernatur entledigte, er erinnert sich des Hohnes, den Hebbel über Hegel ausgießt, da dieser wegen des Jago auf die zerrissene Natur Shakespeares schloß. Ein einziges Mal kann man bei Hebbel, und da nicht einmal sicher, die Furcht vor dem Wahnsinn feststellen, in einem Ausspruch, den ich zuerst (Neue Freie Presse Nr. 12496, Abendblatt vom 8. Juni 1899) veröffentlichte. Allerdings war Hebbel reizbar, wie jeder, der ein fast ausschließliches Innenleben führt und seine ganze Kraft zusammenhalten kann, ohne einen Teil für die Geschäfte des Alltags aufzubrauchen; er hat wohl in späteren Jahren selbst bedauert, daß er kein Amt zu erfüllen habe; Hebbel reagierte auf alle Eindrücke mit großer Heftigkeit und stand dem Unerwarteten leidenschaftlich erregt gegenüber; seine Phantasie arbeitete Tags und Nachts gestaltenbildend, aber sein Verstand kritisierte und zügelte die lustige Phantasie. Die disharmonische Veranlagung Hebbels ist nicht zweifelhaft, deshalb war er aber noch keineswegs ein Kandidat fürs Irrenhaus; sie half ihm beim Dichten, und er spricht es in einem ungedruckten Briefe 1847 selbst aus, er suche die Schönheit zu bringen, die die Dissonanz in sich aufnahm, die alles Widerspänstige zu bewältigen wußte, nicht die Schönheit vor der Dissonanz, die Traumschönheit.

Lemberg. Richard Maria Werner.

Jeremias Gotthelf, Volksausgabe seiner Werke im Urtext. Band VI: Uli der Pächter. — Schmid und Francke. Bern 1899. 1.60 M.

Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke Jeremias Gotthelfs. Ergänzungsband zur Volksausgabe. Ebenda, Bern 1898—99. Lieferung 3—7. Preis für die Lieferung 80 Pf.

Diese vortreffliche und erstaunlich billige Ausgabe des großen Realisten schreitet rüstig vorwärts. Die Anmerkungen sind auch zur Zeitgeschichte wichtig; sie erklären z. B. Anspielungen auf Snell oder Siebenpfeiffer (S. 95, zu I 139, 7; sollte der Revolutionär Siebenpfeiffer wirklich „zahlreiche Orden" besessen haben? S. 98 zu S. 183), Fellenberg (S. 119 zu S. 407 f.) und bringen mancherlei zur Schul- und Litte-

raturgeschichte der Schweiz. Ein hübscher Zug aus Gotthelfs häuslichem Leben (S. 116 zu S. 346) ist wiederhergestellt. Der Nachtrag zum „Schulmeister" (Beiträge, S. 123 f.) bringt besonders einen wichtigen Brief Gotthelfs über den Pädagogen von Hofwyl (S. 125). Auch das Vorwort zur 2. Auflage (S. 131) ist charakteristisch. Besonders merkwürdig und lehrreich ist freilich der Apparat zur Textgeschichte. Was Gotthelf getilgt hat, könnte manchen armen Autor reich machen (z. B. die prächtig humoristische Stelle über den magnetischen Rapport, Beiträge, S. 244; gleich darauf die tief ernst scheltende über die Ueberreizung der Kinder, S. 245. Oder die patriarchalische über die rechte Art mit Weibern umzugehen, S. 309, die besonders auffällig an Justus Möser erinnert).

Die Schweiz leistet mit dieser patriotischen That auch Deutschland keinen geringen Dienst. Wie sie durch Bächtold für Keller ein unschätzbares Material zur Entwicklungsgeschichte eines Nachklassikers darbietet, so liefert sie jetzt für die Anfänge des modernen Realismus recht eigentlich die litterarhistorische Grundlage. Von dieser Ausgabe Gotthelfs wird eine philologische Entstehungsgeschichte des neuen Stils ausgehen müssen. Was hielt Gotthelf noch selbst für zulässig? was mußte er tilgen? was wurde angefochten? Wie arbeitete er sich selbst zu seiner Eigenart durch? Erst wenn wir ein solches Buch über Gotthelf und ein gleiches über Balzac haben, werden wir die Genesis des modernen Realismus wirklich verstehen können.

Berlin. Richard M. Meyer.

Franzos K. E., Conrad Ferdinand Meyer. Ein Vortrag. Concordia, deutsche Verlagsanstalt, Berlin 1899. 1 M.

Bei der Denkfeier, die die „Wissenschaftliche Vereinigung zu Berlin" zu Ehren C. F. Meyers veranstaltete, hielt K. E. Franzos aus langjähriger herzlicher Freundschaft mit dem Verstorbenen eine Rede, die zu den wertvollsten Zeugnissen über den Meister der historischen Novelle gehört. Vor allem was er (S. 27) über den Menschen, über sein Verhältnis zu Keller (S. 23. 30. 37. 39), über sein Feilen (S. 26. 37, mit lehrreichen Beispielen) sagt, wird dauernd zu beachten sein. Stellt er Meyers Lyrik höher als gewöhnlich geschieht (S. 25), so wird er wohl auch damit Recht behalten; schwerlich allerdings, wenn er aus dem feinen Stilisten (S. 23) einen Realisten machen will. Daß niemand in fremder Sprache dichten könne (S. 16), wird doch wohl durch Chamissos Beispiel widerlegt. — Störend erscheinen Modeworte wie „großzügig" (S. 28. 30. 32) und amphibische Bildungen wie „selbstbiographisch" (S. 37. 42. 43), besonders in einem sonst des glänzenden Sprachmeisters (S. 25) würdigen Nachruf!

Berlin. Richard M. Meyer.

Rogge Chr., Bismarck als Redner. Eine Studie. H. Eckardt, Kiel 1899. 50 Pf.

Der Verfasser, der eine Bismarck-Gesellschaft und ein Bismarck-Jahrbuch von mehr litterarischer Haltung erwünscht, drückt gleichzeitig (S. 3) die heftigste Furcht vor dem „kleinkrämerlichen" Geist aus, der in die „Goethe-Gemeinden seinen Einzug gehalten habe." Er selbst hat sich davon so fern gehalten, daß er jegliche Rücksicht auf die vorhandene Litteratur verschmäht; er wünscht (S. 13) Studien über Bismarcks Bilder und ahnt nichts von der Existenz des Blümnerschen Buches. Kleinlich scheint andererseits uns die politische Gehässigkeit, die (S. 27) in Eugen Richter nur einen Thersites sieht oder (S. 17) über Bismarcks Humor die Bemerkung macht: „Witze oder gar Kalauer à la Alexander Meyer habe ich nie bei ihm gefunden, dazu war er eine viel zu vornehme Natur." Das ist ungerecht in doppeltem Sinn: ungerecht gegen einen unserer besten Parlamentsredner, bei dem ich mich nicht entsinnen kann, „Kalauer" getroffen zu haben; ungerecht aber auch gegen den Reichskanzler, der diese vornehmthuerische Verachtung der Witze und speziell der Wortwitze gar nicht besaß; dazu war er eine viel zu ursprüngliche Natur. Er hat sich über Eulenburgs Calembourg, daß die Kutusoff (die eigentlich nur Kutu hießen) den „Soff" erst in Rußland sich angeeignet hätten, königlich amüsiert und hat den bösen Wortwitz von den „Herbstzeitlosen" in einem feierlichen Moment einer großen politischen Rede adoptiert. — Im übrigen ist die Charakteristik nicht übel geraten. Wie Bismarcks Beredsamkeit immer eine „Tugend" im Sinn Theremins ist, das heißt immer auf Handlungen abzielt (S. 30), wie sie von da ihre Sachlichkeit (S. 25), aber von da auch gelegentlich diplomatische Unaufrichtigkeiten (S. 22) hat, und wie diese „Zielstrebigkeit" den großen Staatsmann gegen Unterbrechungen so merkwürdig nervös macht (S. 20), das tritt ganz gut hervor. Das historische Moment freilich wird fast nur bei Erwähnung der häufigen Fremdwörter (S. 10) herangezogen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Bulthaupt H., Dramaturgie des Schauspiels. II. Band. Shakespeare. Sechste, neu bearbeitete Auflage. Oldenburg und Leipzig 1899. Schulzesche Hofbuchhandlung. 5 M.

Auch der 2. Band von Bulthaupts „Dramaturgie des Schauspiels", der Shakespeare zum Gegenstand hat, erscheint nunmehr in neuer (6.) Auflage. Man mag Bulthaupts ästhetische Auffassung teilen oder nicht, man wird immer eingestehen müssen, daß gerade dieser Band eine Fülle feiner und tiefdringender Analysen, kluger Bemerkungen für den Regisseur und Schauspieler und eine nicht geringe Anregung auch für den Litterarhistoriker

enthält. Vom Standpunkt der deutschen Litteraturgeschichte aus ist vor allem anzuerkennen, daß Bulthaupt mit Bewußtsein vermeidet, Shakespeare auf Kosten unserer deutschen Klassiker über sein Maß hinaus zu erhöhen. Das betont er in dem einleitenden Kapitel sowohl gegenüber Gervinus und Otto Ludwig, als auch W. Wetz, dem jüngsten der „Shakespeareorthodoxen". Dieses gerecht abwägende Urteilen leitet ihn auch bei der Bewertung der schauspielerischen und dramaturgischen Bestrebungen, wie sie vor allem in Deutschland dem britischen Dichter zu gute gekommen sind. Das warme Lob, das er wiederholt den „Meiningern" zollt, sticht angenehm ab von der oberflächlichen, nur am Äußeren haftenden Beurteilung, wie sie jetzt hie und da von Superklugen der einzigartigen herzoglichen Truppe zu Teil wird. Er vergißt nicht, daß sie auch auf dramaturgischem Gebiet für Shakespeare das Rechte getroffen haben, und daß er das Wesen ihrer Theaterkunst richtig erfaßt, geht schon aus seinem schönen Wort über ihre Darstellung von „Was Ihr Wollt" (S. 454 f.), wo es doch so wenig auf „historischen Pomp" ankam, hervor. Mit vollem Recht sieht er hingegen in den Münchener Bestrebungen (sogenannte Shakespearebühne!) nichts als ein mißglücktes Experiment. Was die Bühnengeschichte der Shakespeareschen Dramen anbetrifft, so hätten wir gewünscht, dieser Band möchte einmal die Bemühungen der deutschen Bühnen um Shakespeare zusammenhängend darstellen und wenn möglich statistisch zusammenfassen. Im Shakespeare-Jahrbuch finden sich ja dazu einige Vorarbeiten. Auch die moderne englische Bühne hätte etwas mehr, als es geschieht, herangezogen werden können. Mit der von Bulthaupt getroffenen Auswahl kann man sich im allgemeinen nur einverstanden erklären; vermißt wird aber „Antonius und Cleopatra", auch von den Komödien könnte noch die eine oder andere aufgenommen sein.

Eine ins einzelne gehende Beurteilung des Buches ist hier nicht am Platz. Nur soviel sei bezüglich des ästhetischen Standpunktes des Verfassers, im Gegensatz zu dem in der Anglia (Beiblatt Mai 1896) von R. Fischer geäußerten Urteil, bemerkt, daß Bulthaupt uns in der Beurteilung Shakespeares (wie auch der im 3. Bande seiner Dramaturgie besprochenen nachklassischen deutschen Dichter) zu wenig modern erscheint. So z. B. in dem, was er über das Sittliche und die Kunst und über den „letzten ehrlichen Schiedsspruch" des Dichters sagt (S. 17 ff.). Im Vorwort kommt der „naturalistische Ansturm" recht schlecht weg, obwohl er uns doch ein Stück poetisches Neuland und damit eine vertiefte Einsicht in das Wesen der Kunst gebracht hat. Gerade einem Dichter wie Shakespeare würde eine „naturalistische Ästhetik" noch manches abgewinnen können, wie sie auch schon an Goethe manches entdeckt hat.

Dresden. Karl Zeiß.

Vischer Friedrich Theodor, Shakespeare-Vorträge. Erster Band. Einleitung. Hamlet, Prinz von Dänemark. Stuttgart, J. G. Cotta 1899. 9 M.

Die Herausgabe von Vischers Shakespeare-Vorträgen, die von dem Sohne des großen Ästhetikers, Professor Robert Vischer, besorgt ist, ist in der That eine wertvolle Gabe an das deutsche Volk. Dieselben sind aus Kollegienheften und einzelnen Manuskripten zusammengetragen. Der Herausgeber und besonders Professor Dr. V. Morsbach haben in Nachträgen hinzugefügt, was inzwischen durch die neuere Forschung überholt, näher bestimmt oder widerlegt ist. Der erste Band enthält die allgemeine Einleitung und die Besprechung des Hamlet.

Die Darstellung beginnt mit der Bacon-Hypothese, die Vischer entschieden zurückweist. Dann behandelt er Shakespeares Zeitalter, sein Leben und seinen Charakter. Dieser Teil ist glänzend sowohl durch die hohe geistige Stellung und den weiten Ausblick des Betrachters als durch die genaue Kenntnis der Einzelheiten. Vischer läßt jene ganze farbenreiche, frische, fortschreitende und doch noch rohe Zeit vor uns aufleben und erklärt aus ihr Shakespeare und seine Kunst. In der gesamten Shakespeare-Litteratur giebt es wohl kaum etwas, das dieser Darstellung an die Seite zu stellen wäre.

Am schwächsten ist wohl der Abschnitt über die Vorgänger und besonders die Zeitgenossen Shakespeares. Hier hat die neuere Forschung doch manches in anderem Lichte gezeigt. Es geht nicht mehr an, Ben Jonson z. B., den größten unter den Zeitgenossen Shakespeares, einfach als einen Vertreter des gelehrten Dramas zu kennzeichnen. Der Unterschied liegt tiefer, und das Ben Jonsonsche realistische Lustspiel hat neben dem romantisch-phantastischen Shakespeares seine hohe Berechtigung und Bedeutung.

Der Abschnitt über Shakespeares Charakter, Religion, Patriotismus ist glänzend, aber wohl kaum erschöpfend. Was die späteren Aufführungen von Shakespeares Dramen angeht, so ist es nicht richtig, daß sie zur Zeit der Restauration wenig gegeben wurden. Auch damals stand Shakespeare, wenn nicht an erster, so doch an zweiter Stelle. Pepys erwähnt in seinem Tagebuche (1660—1669) zwölf Shakespearesche Stücke, die er sah, darunter Macbeth allein achtmal, allerdings in einer opernhaften Umarbeitung im Geschmacke der Zeit.

Jedenfalls wurde Shakespeare damals in England noch mehr gespielt, als das heute leider der Fall ist, wie jeder bezeugen wird, der in England längere Zeit gelebt hat. Im zweiten Teile folgt nun die Besprechung von Hamlet. Zuerst werden die Quellen, die Zeit der Entstehung, die früheren Auffassungen des Dramas erörtert. Dann geht Vischer das Drama Scene für Scene durch. Er giebt zunächst eine Übersetzung, die eine zum

großen Teile selbständige und meist bedeutend verbesserte Fortbildung der Schlegelschen Übersetzung ist unter Benützung anderer Arbeiten, besonders der Übersetzung von Ludwig Seeger. Daran schließt sich ein feinsinniger und eingehender Kommentar. — Vischers Auffassung von Hamlet ist, daß er ein „Phantasiegenie" ist, das mit dem Unglück behaftet ist, daß es immer über die Wirklichkeit hinausschießt, daß ihm That und Vorstellung niemals zusammentreffen. (S. 367) „Hamlet," so faßt Vischer seine Auffassung zusammen, „ist ein Stimmungsmensch, ein Cerebral-, ein Nervenmensch, ein nach der Phantasieseite organisiertes Genie, im vollen Gegensatz zu den anderen Arten des Genies, namentlich dem praktischen gestellt, eine Dichternatur, in der sich Shakespeare selber spiegelt, und daher so geneigt, in sich zu leben und das Gefährte in den Nebel seiner Traumwelt abschwenken zu lassen, daher so scheu und so gehetzt von wild aufstürmenden Vorstellungen, die er sich so leicht für That anrechnet, daher so zornig, so toll erregt und wieder so weich. Als Phantasiemensch hat er auch Humor, liebt er das Bildliche in der Sprache, findet er Gefallen am Theater, am künstlerischen Schein überhaupt" (S. 468). Vischer bekämpft ausdrücklich die Ansicht, die früher auch die seinige war, daß Hamlet ein bloßer Reflexionsmensch sei, der aus dem Gedanken den Weg zum Handeln nicht finden könne. Dazu ist Hamlet zu aufgeregt, zu leidenschaftlich, nicht kühl genug. Sein Denken ist dichterischer Art, bewegt sich durch die Welt der Vorstellungen. Diese Auffassung, die in Hamlet gleichsam eine Art Selbstbekenntnis des Dichters in trüber Stunde sieht, berührt sich vielfach mit den neueren Auffassungen von Türck, Kuno Fischer und Döring. Nur fassen diese den Zustand Hamlets mehr als eine Art Wertherkrankheit des Idealisten, als den typischen Zustand des idealistischen Jünglings bei seiner ersten Berührung mit der rauhen Wirklichkeit auf, während Vischer, was mir richtiger scheint, hier überhaupt den Gegensatz des Phantasiemenschen zum praktischen, handelnden Menschen dramatisch behandelt sieht.

Von gleicher Meisterschaft, wie die Charakteristik Hamlets, zeugt die der übrigen Personen, der Ophelia, des Polonius, des Laertes, des Königs und der Königin, sowie die ganze Analyse der eigentümlichen Handlung, die sich so ganz von selbst ohne die Absicht des Helden, gerade durch sein Zaudern und Zögern, entwickelt und zur Katastrophe führt.

Vischers Hamlet-Erklärung gehört sicherlich zu dem Lesenswertesten in der gesamten großen Hamlet-Litteratur, und wir sehen mit Erwartung den folgenden Bänden der Vorlesungen entgegen.

Berlin. Phil. Aronstein.

Cross W. L., The Development of the English Novel. New York, Macmillan Co. 1899. $ 1.50.

In dem vorliegenden Buche hat sich der Verfasser das vor fünf Jahren erschienene „University Extension Manual", „The English

Novel", von W. Raleigh zum Vorbild genommen; nur daß die ältere Periode hier viel dürftiger als bei Raleigh behandelt wird, der neuere Roman seit Scott dagegen, den Raleigh ganz beiseite gelassen hat, mehr als die Hälfte des Buches in Anspruch nimmt.

Die auf den amerikanischen Universitäten übliche Vorliebe für eine anziehende populäre Form im litterargeschichtlichen Unterricht ist für den Verfasser maßgebend gewesen; sein Buch ist offenbar aus Vorlesungen entstanden. Ganz auffallend macht sich hier, wie in so vielen amerikanischen Büchern über Litteraturgeschichte der Einfluß Brunetières geltend; Brunetière beherrscht gegenwärtig, von allen Ausländern wohl am stärksten, die litterarische Kritik in Amerika. Bei populären Darstellungen wie die vorliegende hat jedoch die „doctrine évolutive" ihre Gefahr; sie verleitet nur zu leicht zu ungenügend begründeten Hypothesen. Ich denke z. B. an Croß' Versuch, zwischen den älteren Versromanen und dem Charakterroman Richardsons eine direkte Entwicklung herzustellen (S. 8. 16). Die Ähnlichkeit zwischen mittelalterlichen Heldentypen wie Amadis de Gaula und Sir Charles Grandison thut nichts zur Sache; viel wichtiger für die Entwicklungsgeschichte des Romans wäre eine eingehendere Behandlung von Richardsons Verhältnis zu damaligen Litteraturgattungen wie den moralischen Wochenschriften oder zu der Charakterdichtung des 17. Jahrhunderts gewesen, welche Croß nur im vorbeigehen (S. 24) erwähnt. Hervorzuheben ist jedoch seine Anführung früherer Briefromane und Briefsammlungen als Vorbilder Richardsons (S. 23); dagegen will mir seine Behauptung, daß Richardson durch das Drama viel beeinflußt wurde (S. 36 f., nicht einleuchten.

Was der Verfasser über Sterne und Goldsmith sagt, gehört zum Anziehendsten in seinem Buche, und der Strudel der englischen Romanschreiberei am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts wird geschickt analysiert und in entsprechende Gruppen — „Novel of Purpose", „Gothic Romance", „Historical Romance" u. s. w. — eingeteilt. Im Vorwort spricht der Verfasser die Absicht aus, die kontinentalen Einflüsse auf den englischen Roman in den Vordergrund zu stellen. Leider geschieht dies nicht. Im Gegenteil läßt die Berücksichtigung fremder Einflüsse sehr viel zu wünschen übrig. Den deutschen Einfluß z. B., der bei „Monk" Lewis und seinem Kreis bestimmend war, erwähnt Croß nur vorübergehend und nicht an rechter Stelle (S. 159); andererseits werden als deutsche Nachahmer Scotts Alexis, Freytag, Ebers (!) angeführt, Hauff nicht S. 137). Bei der Besprechung des englischen Romans im 19. Jahrhundert wird, wenn auch viel von Realismus die Rede ist, der neuere französische Roman kaum berührt. Gerade hier bin ich mit Croß' Standpunkt wenig einverstanden. Er stellt z. B. Thackeray als Hauptvertreter der Bewegung auf, die er „Return to Realism" nennt. Aber was soll damit gemeint sein? Croß scheint sich hier ohne viel Bedenken in die

Hände Brunetières gegeben zu haben, der vor sechzehn Jahren in seinem „Roman naturaliste" George Eliot in wenig überzeugender Weise zu einer englischen Vertreterin des kontinentalen Realismus gemacht hat. George Eliot ist jedoch ebensowenig wie Thackeray Realist in dem Sinn, in welchem das Wort heutzutage gebraucht wird. Der Realismus ist in erster Linie Kunstprinzip und nicht bloß, wie Croß meint, eine litterarische Beschäftigung mit „the world as we find it": die Anwendung des Wortes auf den englischen Roman der fünfziger und sechziger Jahre führt nur zu ähnlichen Mißverständnissen wie der geläufige englische Gebrauch des Wortes „Romanticism".

Die beiden hervorragendsten englischen Romanschreiber der Gegenwart Meredith und Hardy werden ziemlich ausführlich besprochen. Es scheint mir aber doch zu viel gesagt, wenn Hardys Roman „Tess" als eine „mighty production" (S. 274) oder sein oft sehr anfechtbarer Stil als „fineness of workmanship" (S. 279) bezeichnet wird. Dem Vielschreiber Trollope, den Croß „the great chronicler of English fiction" nennt, ist entschieden zu viel Raum gegönnt; ebenso Kingsley. In seinem letzten Kapitel schlägt Croß meines Erachtens den neuesten englischen Roman (Humphry Ward, Stevenson, James, Howells, Kipling) ebenfalls zu hoch an; es ist allerdings nicht leicht, von Zeitgenossen zu sprechen, ohne die kritische Perspektive zu verlieren.

Croß' Darstellung ist fließend, gewandt und verhältnismäßig frei von dem journalistischen Anstrich der gegenwärtigen Kritik in England. Nur ist hier und da der Ton der „popular lecture" zu deutlich angeschlagen; z. B. wenn ein Lesezirkelroman wie Hopes „Prisoner of Zenda" als typisch für die Entwicklung des historischen Romans angeführt wird (S. 27). Daß Croß' Buch neue kritische Standpunkte oder wesentlich neue Thatsachen brächte, kann man kaum sagen; als populäre Einführung in die Geschichte des englischen Romans ist es jedoch ganz gut geeignet.

Straßburg i. E. John G. Robertson.

Bericht über die während der Jahre 1898—1899 in Amerika veröffentlichten Aufsätze über deutsche Litteratur.

Im 13. Band der „Publications of the Modern Language Association" (Baltimore 1898) veröffentlicht J. T. Hatfield die ersten im Druck erschienenen dichterischen Versuche Wilhelm Müllers („The Earliest Poems of Wilhelm Müller", S. 250—285). Müller hatte nach seiner Rückkehr aus dem Befreiungskriege einen kleinen litterarischen Verein mit gleichgesinnten Freunden in Berlin gegründet, und als die Frucht gegenseitiger Anregung erschienen im Jahre 1815 „Die Bundesblüten", aus welchen Hatfield wegen der Seltenheit des Buches Müllers

Beitrag, im ganzen 19 Lieder und Romanzen sowie 18 Epigramme, abdruckt. In einer Besprechung des litterarischen Wertes dieser Gedichte S. 282—285 forscht der Herausgeber den verschiedenen Einflüssen nach, unter denen der Dichter bei Abfassung derselben gestanden hat und zeigt, wie wichtig diese Jugendprodukte zur vollen Erkenntnis von Müllers dichterischem Entwicklungsgange sind.

Im 14. Band der „Publications" 1899 bespricht W. T. Hewett in eingehender Weise das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Gesamtausgaben von Goethes Werken bis zur Oktavausgabe von 1827—1830 und untersucht den Anteil des Dichters, sowie Riemers, Eckermanns, Göttlings und anderer an den Revisionen, welche die einzelnen Ausgaben und namentlich die von „Hermann und Dorothea" nötig machten. Von diesem letzteren Werke teilt der Verfasser, dem wir eine verdienstvolle Ausgabe des Epos mit englischen Anmerkungen verdanken (Boston 1895), die Varianten im Text nicht nur der Gesamtausgaben, sondern auch der Einzeldrucke mit und berichtigt das Verzeichnis der verschiedenen Ausgaben bei Goedeke und Hirzel („A Study of Goethe's Printed Text: *Hermann and Dorothea*". Heft 1, S. 108—136). — Dieselbe Nummer enthält auch einen Artikel von H. Schmidt-Wartenberg über das „Speculum Humanae Salvationis" (S. 137—168). Nach einer kurzen Charakterisierung der mittelalterlichen, theologisch-moralisierenden Heilsspiegel geht der Verfasser, an eine Straßburger Dissertation von Paul Poppe („Über das Speculum humanae salvationis und eine mitteldeutsche Bearbeitung desselben" 1887) anknüpfend, dazu über, die Bibliographie bei Poppe zu ergänzen und in einigen Punkten richtig zu stellen. Von den neu angeführten Handschriften werden die folgenden genauer beschrieben: Eine Berliner, Ms. germ. Quarto 1246, welche außer dem lateinischen versifizierten Speculum eine deutsche Prosaübersetzung enthält; eine niederdeutsche aus der königlichen Bibliothek zu Hannover, Ms. I, 85, aus dem 15. Jahrhundert, von welcher das 25. Kapitel als Textprobe mitgeteilt wird; eine andere Berliner, Ms. germ. Folio 245, auch aus dem 15. Jahrhundert, vielleicht aus Steinfelden bei Schleiden im ripuarischen Franken stammend; der Prolog, der Anfang des ersten Kapitels und das ganze 25. sind als Proben abgedruckt; schließlich noch ein Fragment in mitteldeutscher Sprache, Quarto 574 aus der Berliner Bibliothek, welches früher im Besitz Hoffmanns von Fallersleben gewesen zu sein scheint.

In den „Modern Language Notes" (Band 13, Baltimore 1898) interpretiert Otto Heller die einige Schwierigkeit in der Konstruktion darbietenden Verse 106—108 im zweiten Teil des Faust:

> Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend,
> Dann abertausend Strömen sich ergießend,
> Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.

auf folgende Weise: „Von Sturz zu Sturzen wälzt er sausend Schaum in die Lüfte, sich jetzt (zuerst in tausend, dann in abertausend Strömen ergießend", indem er die unberechtigte Auslassung eines Kommas nach den Worten „wälzt er" annimmt Heft 5, S. 283—284. — Im Anschluß an diesen Artikel mögen mehrere andere angeführt werden, welche auch Kommentare zu umstrittenen Stellen im Faust liefern. Hermann Collitz bespricht die Rede des Direktors im Vorspiel auf dem Theater Vers 111—128), in welcher die Verse

Was träumet ihr auf eurer Dichter Höhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?

häufig von Kommentatoren und Übersetzern falsch aufgefaßt worden seien. Der Direktor meine damit: „Von eurer Dichterhöhe aus mag ein volles Haus euch froh machen. Beseht ihr aber die Gönner in der Nähe, so werdet ihr anders denken." („Zu Goethes Faust", Americana Germanica, Band 2, S. 87—91). — Für diejenigen, die mit der Faustausgabe von Calvin Thomas (Boston, Heath & Co.) bekannt sind, werden zwei Aufsätze von Interesse sein, die sich gegen einige seiner Texterläuterungen richten. Beide sind in den Americana Germanica, Band 2 erschienen (Ch. A. Eggert: „On Some Passages in Goethe's Faust and Their Interpretation by Professor Calvin Thomas", S. 62—71, und Julius Goebel: „Beiträge zur Erklärung von Goethes Faust II. Im Anschluß an die Ausgabe von Calvin Thomas", S. 90—112). — J. F. Coar sucht in einem „The Parcae in Goethe's Faust, Part II, Act I, Scene 3" (Modern Language Notes, 14, 321—328) betitelten Aufsatz einmal den Grund ausfindig zu machen, welcher Goethe veranlaßt hat in der Mummenschanzscene von der antiken Auffassung der Thätigkeit der Parzen abzuweichen und die verhängnisvolle Schere der Klotho anzuvertrauen. Er findet die Erklärung dafür in der Annahme, daß der Dichter darin symbolisch seine Anschauung über das willkürliche Walten der Todesgöttin aussprechen wollte, das sich so wenig mit irgend einem philosophischen System in Einklang bringen lasse. Zur Erhärtung dieser Ansicht zieht Coar noch die Stelle in der „Euphrosyne" heran, welche mit den Worten „Ach, Natur, wie sicher und groß in Allem erscheinst du!" beginnt und in der Goethe schon früher diesen Gedanken von der Willkür des Todes ausgesprochen hat. Sodann wendet sich der Verfasser zur Erläuterung der beiden Verse:

Stunden zählen, Jahre messen,
Und der Weber nimmt den Strang.

Unter Heranziehung von Parallelstellen aus den Schriften, die Goethe in der letzten Periode seines Lebens verfaßt hat, z. B. „Was wir bringen. Fortsetzung. Vorspiel zur Eröffnung des Theaters in Halle, im Juli 1814," „Urworte, Orphisch" ꝛc. giebt Coar folgende Auffassung der Thätigkeit

der Lachesis, wie sie sich der Dichter gedacht haben muß, und welche den Sinn der citierten Verse erklärt: Lachesis ist das Symbol der Zufälle des Lebens, die des Menschen Individualität von Geburt an verändern und entwickeln, bis er infolge seiner Vernunft die Kräfte der Natur versteht und beherrscht, so daß dieser Endzweck des Lebens erreicht wird. „Dann ist der Mensch, Dank seiner Vernunft, als ein frei intelligent Handelnder zur Arbeit tauglich, dann ist er im stande das Leben für eine Strähne verschiedenartiger Erfahrungen zu halten, durch deren Fäden jedoch dieselbe herrschende Eigenschaft seiner Individualität läuft, und sie in das Gewebe der Welt zu verarbeiten. Unter Weber ist daher der vernünftig denkende Mensch zu verstehen."

In dem 7. Heft der Modern Language Notes Band 13 zählt Georg Hempl alle rechtmäßigen Ausgaben, sowie die ungesetzlichen Nachdrucke der Minna von Barnhelm auf, die während Lessings Lebzeiten erschienen sind und stellt ihr Abhängigkeitsverhältnis zueinander fest („The Editions of Minna von Barnhelm published during Lessing's Lifetime", S. 443—447).

Der 14. Band derselben Zeitschrift (1899) enthält einen Artikel von C. Borchling über den jüngeren Titurel, in welchem der Verfasser zeigt, wie Albrecht in seinen langatmigen Schilderungen und Beschreibungen von Waffen und Rüstzeug, Musikinstrumenten, Kleidern, Speisen, Spezereien und andern Dingen auf kurze Andeutungen in Wolframs Parzival, Willehalm und Titurel zurückgreift und sie weiter ausführt. Hinsichtlich der Beschreibung der Bracke weist Borchling auf die Eneit hin, deren Einfluß auch für andere Stellen (Sarg und Grab Gahmurets, Graltempel) nachgewiesen wird („Studies about the Younger Titurel", Heft 3, S. 128—150). — In dem 6. Heft citiert Philip Allen die italienischen Quellen von neun Liedern Wilhelm Müllers. Diese italienischen Volkslieder sind abgedruckt in „Egeria". Raccolta di poesie italiane popolari, comminciata da Guglielmo Müller, dopo la di lui morte terminata e pubblicata do O. L. B. Wolff: Lipsia: E. Fleischer, 1829 („Wilhelm Müller and Italian Popular Poetry", S. 329—331). — Für die Quelle eines andern Liedes von Wilhelm Müller, des bekannten Trinkliedes „Geselligkeit", sieht derselbe Verfasser ein Gedicht von Opitz („Überdruß der Gelahrtheit") an, welches am Anfang der von Müller besorgten Ausgabe von Opitz („Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts", I) steht („Martin Opitz und Wilhelm Müller", Heft 7, S. 425—427).

Ein Aufsatz von A. Gerber über Goethes Homunkulus, welcher im 12. Bande dieser Zeitschrift (Heft 2, S. 69—79; vgl. Euphorion 5, S. 357—358) erschienen und in welchem gegen Valentins Auffassung des Homunkulus Stellung genommen war, hat den Anlaß zu einer interessanten Kontroverse zwischen beiden Gelehrten gegeben. Der 13. Band derselben Zeitschrift bringt eine Erwiderung von Valentin („Goethes

Homunkulus", Heft 7, S. 432—443 und Heft 8, S. 462—471), in welcher dieser Gerbers Theorie zurückweist und in zusammenfassender Weise seine Ansicht noch einmal darlegt, worauf Gerber im 14. Bande eine Verteidigungsschrift unter dem Titel „The Homunculus-Helena Theory, and the Evolution of the Helena Drama and its Antecedents" (Heft 4, S. 204—215) hat erscheinen lassen. Im engen Zusammenhang mit diesem letzten Artikel stehen zwei Aufsätze von demselben Verfasser, welche im 3. Band der Americana Germanica veröffentlicht worden sind (1899, Nr. 1 „The Evolution of the Classical Walpurgis-Night and the Scene in Hades", S. 1—26, und eine Ergänzung dazu in der zweiten Nummer „Additional Remarks on the Evolution of the Walpurgis-Night and the Scene in Hades", S. 212—218). An der Hand von Goethes eigenen Zeugnissen giebt Gerber eine eingehende Entwicklungsgeschichte der klassischen Walpurgisnacht und zeigt, daß zwischen den Jahren 1826—1830 des Dichters Plan, namentlich durch die Umwandlung des Homunkulus aus einem „chemisch Menschlein" zu einer Entelechie solche Veränderungen erfuhr, daß in dem dramatischen Gefüge des zweiten und dritten Aktes kein Platz für die Scene im Hades, welche die Veranlassung zur Abfassung der ganzen Walpurgisnacht gegeben hatte, blieb.

Von sonstigen Artikeln in dem 2. Bande der Americana Germanica (1898) sind noch die folgenden zu erwähnen: „Popular poetry of the Russian Jews" von Leo Wiener (Nummer 1, S. 1—26, Nr. 2, S. 33—58). Der Verfasser giebt zuerst ein anschauliches Bild von den Sitten und Gebräuchen der in Polen, Galizien und Rußland wohnenden Juden und teilt eine Anzahl ihrer Volkslieder mit. Sodann werden die hervorragendsten volkstümlichen Liederdichter wie Ehrenkranz, Broder, Schafir, M. Gordon, Berenstein und andere namhaft gemacht und ihre dichterische Thätigkeit analysiert. — W. A. Haußmann giebt in dem „German-American Hymnology" betitelten Aufsatze (Nr. 3, S. 1—62) eine Geschichte der verschiedenen in Pennsylvanien seßhaften deutschen protestantischen Sekten und bespricht eingehend die Kirchenlieder, die zwischen den Jahren 1683 und 1800 auf amerikanischem Boden in diesen Kreisen entstanden sind. Eine Liste der deutsch-amerikanischen religiösen Liederdichter und der Drucke der verschiedenen Gesangbücher beschließt diesen Beitrag zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes. — T. S. Baker citiert eine Anzahl Zeugnisse und Urteile aus den Schriften deutscher Dichter und Litterarhistoriker über Lawrence Sterne, um den Einfluß nachzuweisen, welchen der letztere durch „Tristram Shandy", namentlich aber durch „Die empfindsame Reise" auf die deutsche Litteratur ausgeübt hat („The Influence of Lawrence Sterne upon German Literature"; Nr. 4, S. 41—56). — E. W. Prettyman weist auf die Möglichkeit hin, daß Canitz für seine Satire „Der Hof", außer Boileaus Satiren, auch das

Gedicht Hofmanns von Hofmannswaldau „Die Welt“ als Vorbild benutzt habe. Als Abfassungszeit könne vielleicht das Jahr 1690 angesehen werden, da sich damals Canitz vom Hofleben zurückgezogen hatte („The Probable Source and Date of Canitz's Eighth Satire ‚Der Hof‘“; S. 61—64).

Von dem 3. Bande der Americana Germanica (1899) liegen bis jetzt nur zwei Nummern vor. Außer den bereits angeführten Artikeln Gerbers über die Walpurgisnacht beschäftigen sich noch die folgenden mit deutscher Litteratur: C. A. Eggert bringt eine scharfe Erwiderung auf eine Rede Professor Dowdens, welche dieser unter dem Titel „The Case against Goethe“ vor der englischen Goethe-Gesellschaft gehalten hat. Es bleibt jedoch noch abzuwarten, ob die Worte des englischen Gelehrten von der Londoner Zeitung, aus der Eggert Kenntnis von dieser Rede genommen hat, richtig wiedergegeben sind („Goethe“. A Reply to Professor Dowden's „The Case against Goethe“ (S. 27—45). — D. B. Shumway druckt den Text einer plattdeutschen Ballade ab, die ein ungenannter Göttinger Student über die erfolglose Belagerung Göttingens durch Piccolomini im Jahre 1641 verfaßt hat. Das Manuskript aus der Göttinger Bibliothek (Cod. Philol. 198) ist nichts als eine Abschrift von einem Druck aus dem Jahre 1730, von dem noch ein Exemplar ebendaselbst vorhanden ist. Die Abfassungszeit läßt sich nicht bestimmen, jedoch zeigt Shumway, daß der Verfasser sklavisch das volkstümliche Henneke-Knecht-Lied (Böhme, Altdeutsches Liederbuch, Nr. 463) nachgeahmt hat („A Low German Ballad, Commemorating the Siege of Göttingen in the Thirty Years' War“; S. 46—59). — Martin Schütze bespricht in einem längeren Artikel die Schönheiten und Schwächen der „Versunkenen Glocke“ und führt eine Anzahl Vorbilder an, wie z. B. Grillparzers Melusine, mehrere Dramen von Ibsen, Goethes Faust, Fouqués Undine u. s. w., welche Hauptmann bei der Schöpfung seines Werkes vorgeschwebt haben und die sich nicht nur im Gang der Handlung und in der Technik des Dramas, sondern auch in den Hauptcharakteren wiedererkennen lassen. Der Blick, den uns der Verfasser in die Werkstätte des Dichters werfen läßt, fällt häufig auf wenig Erfreuliches („Hauptmann's Die versunkene Glocke“, S. 60—95). — Eine, unter dem Titel „Early Influence of German Literature in America“ im zweiten Heft erschienene Arbeit von F. H. Wilkens (S. 103—205) giebt uns ein anschauliches Bild von den Erzeugnissen der deutschen Litteratur, mit welchen das amerikanische Publikum in der letzten Hälfte des 18. und im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts bekannt wurde, einer Zeit, in der die Unkenntnis der deutschen Sprache den Gebrauch von Übersetzungen notwendig machte. Das Jahr 1762 ist als Anfangspunkt gewählt, weil damals in Philadelphia zum ersten Mal die englische Übersetzung eines deutschen Werkes, es ist Geßners „Abels Tod“, nachgedruckt wurde und 1825 als Ende, weil von der Zeit an, Dank dem bahnbrechenden Vorgange der Harvard-

Universität, das Studium des Deutschen mehr und mehr in Aufnahme kam. Der Titel des Aufsatzes ist etwas irreführend, da es sich in den meisten Fällen nicht um den Einfluß handelt, den die deutschen Werke ausgeübt haben, sondern nur um Übersetzungen oder Nachdrucke englischer Übersetzungen, die auf amerikanischem Boden entstanden sind. Interessant ist es zu sehen grade welche Werke sich der größten Beliebtheit erfreuten und da finden wir z. B. im Drama, daß die meisten Stücke von Kotzebue mit Erfolg aufgeführt worden sind, während Lessing und Schiller nur durch vereinzelte Darstellungen der Minna von Barnhelm, der Räuber, des Fiesco, von Kabale und Liebe und des Don Carlos repräsentiert sind. Von Goethes Dramen ist keines auf die Bühne gebracht worden. Auf dem Gebiete der Erzählung scheinen Werthers Leiden, der Geisterseher und die Erzählungen Zschokkes den größten Leserkreis gefunden zu haben. Von den Epen waren der Messias und Oberon am beliebtesten. Eine Liste all dieser Übersetzungen schließt den Artikel. — A. E. Miller weist auf die Ähnlichkeit hin, welche „Der ewige Jude" Wilhelm Müllers von der sechsten Strophe an mit dem ältern Gedicht Wordsworths über denselben Gegenstand, „Song of the Wandering Jew", zeigt („Wodsworth and Wilhelm Müller"; S. 206—211).

Von der neuen Zeitschrift „The Journal of Germanic Philology". Edited by Gustav E. Karsten. Published by the Editor, Bloomington, Ind., U. S. A., deren Erscheinen von allen, denen das wissenschaftliche Studium des Deutschen in Amerika am Herzen liegt, mit Freuden begrüßt werden muß, liegen bis jetzt zwei stattliche Bände vor. Der erste Band (1897) beginnt mit einem Aufsatz von H. S. White über die Heimat Walthers von der Vogelweide („The Home of Walther", S. 1—13). — White bespricht die verschiedenen einschlägigen Hypothesen, von denen er aber keine durch genügende Beweise unterstützt glaubt, um sie als endgiltig annehmen zu können. — H. Schmidt-Wartenberg druckt das lückenhafte Fragment einer niederfränkischen Bearbeitung des Maugis d'Aigremont (Berliner königliche Bibliothek, Sammelmappe, Folio 923) zusammen mit den Ergänzungen aus einem andern Bruchstück ab, das von N. de Pauw in „Madelghijs' Kintsheit", Gent 1889, veröffentlicht worden ist („The Berlin Fragment of the Madelghijs", S. 239—246). — Derselbe Verfasser teilt auf S. 249—251 Conrad Vollstatters Gedicht von des Teufels Töchtern aus dem Codex Ms. germ. Folio 564 der Berliner Königlichen Bibliothek und eine Parallelstelle aus den „Exempla" des Jacques de Vitry mit. — O. Heller bespricht in einem „Goethe and the Philosophy of Schopenhauer" betitelten Aufsatz (S. 348—360) den Einfluß, den Goethe wahrscheinlich auf Schopenhauer ausgeübt hat. — Den Schluß des Bandes bildet ein Artikel von M. Batt, welcher Schillers Stellung zur französischen Revolution behandelt („Schiller's Attitude towards the French Revolution", S. 482—493).

Der zweite Band (1898—1899) enthält außer der Einleitung zu einer längeren Arbeit Ph. S. Allens über „Wilhelm Müller and the German Volkslied" (282—322), in welcher der Charakter des Volksliedes analysiert und eine kurze Geschichte desselben nebst dem dichterischen Entwicklungsgange W. Müllers gegeben wird, einen Artikel von J. T. Hatfield, in welchem dieser Uhlands erste Ballade „Das Lied vom armen Vater. Ein Harfnerlied aus einem unvollendeten Gedichte" bespricht und als Quelle derselben „Das Schloß in Österreich" (Deutsches Museum 1776, S. 399—402) ansieht („Uhland's Earliest Ballad and its Source", S. 1—6).

Kuno Francke hat eine Anzahl Aufsätze, die in verschiedenen amerikanischen Zeitungen erschienen waren und über die bereits früher berichtet worden ist, jetzt in Buchform unter dem Titel „Glimpses of Modern German Culture" (New-York, Dodd, Mead & Co. 1898) veröffentlicht (vgl. Euphorion 1899, S. 593—597).

Cambridge, Mass. Max Poll.

Notizen zu Toni Adamberger.

(Vgl. Euphorion 4, 367.)

1. Jaden, Theodor Körner und seine Braut S. 36, giebt im Repertoire der Toni Adamberger richtig an, daß sie am 17. Dezember 1808 in der Schillerschen Bearbeitung von Racines Phädra die Rolle der Aricia gespielt habe. Aus Iffflands „Almanach für Theater 1811", S. 208 kommt neu hinzu, daß die Aufführung zu Schillers Totenfeier für dessen Erben veranstaltet wurde, und daß nach derselben die Hauptfiguren Schillerscher Stücke als „Erscheinungen" auf die Bühne traten: unter diesen Erscheinungen stellte Toni Adamberger die Johanna d'Arc dar.

2. In den Tagebüchern von Friedrich von Gentz 1, 227 ist unter dem 19. Februar 1810 vermerkt: „Le soir j'ai été à un thé chez le prince Lobkowitz, où il y a eu un assez mauvais spectacle allemand joué par les acteurs du grand théâtre, Brockmann, Mlle. Adamberger etc."

Berlin. Reinhold Steig.

Bibliographie.[1])

Zeitschriften.

Bearbeitet von Adolf Hauffen in Prag.

Philologische und litterarhistorische Zeitschriften.

Jahresberichte für **neuere deutsche Litteraturgeschichte.** 8. Band (1897). 1. Abteilung.

I. Allgemeiner Teil. — I, 2. Reifferscheid A., Geschichte der deutschen Philologie. — I, 3. Schwenke P., Schrift- und Buchwesen 1896, 1897. — I, 5. Hauffen A., Volkskunde 1896, 1897. — I, 6. Stötzner P., Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens. — I, 7. Naumann E., Die Litteratur in der Schule. — I, 8. Golther W., Geschichte der neuhochdeutschen Sprache.

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. — III, 1. Reifferscheid A., Allgemeines. — III, 2. Drescher K., Lyrik. — III, 3. Reifferscheid A., Epos. — III, 4. Creizenach W., Drama. — III, 5. Pariser L., Didaktik.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — IV, 1. Allgemeines. a) Stern A., Litteraturgeschichte.

Zeitschrift für **deutsches Altertum** und **deutsche Litteratur.** Band 43. Heft 4.

Schenk zu Schweinsberg G. Freiherr von, Die Herkunft Erasmus Albers.

Anzeiger für **deutsches Altertum** und **deutsche Litteratur.** Band 25. Heft 4.

Meyer R. M., Bernays: Schriften. Band 3 und 4.

Jellinek M. G., Siebs: Deutsche Bühnenaussprache. — Mit mehreren Bedenken.

Blöte J. F. D., Wechssler: Die Sage vom Gral.

Walzel O. F., Rieger: Klinger in seiner Reife. — Mit einer Notiz von Rieger zum Goethe-Jahrbuch 9, 10.

Beiträge zur **Geschichte** der **deutschen Sprache** und **Litteratur.** Band 24. Heft 3.

Behaghel O., Der Artikel bei Personennamen.

Goetze A., Heulied. — Variante zu Uhlands Volksliedern 2, 604, Nr. 232 mit einer neuen siebenten Strophe, die erst die zweite Rätselfrage beantwortet.

---

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1899 zu ergänzen.

Zeitschrift für den **deutschen Unterricht.** 13. Jahrgang.

Heft 11. Bischoff H., Der Satzbau bei Heinrich von Kleist.

Düntzer H., Goethes Entlassung von der Leitung des Weimarischen Hoftheaters.

Klee G., Wielands Gedicht „Sixt und Klärchen", sein ursprünglicher Plan und seine Quelle.

Leue G., Akrostícha in der deutschen Litteratur.

Leßmann H., Nachträge zur Textkritik von Goethes „Stella".

Düntzer H., Neue Textberichtigungen zum zweiten Teile von Goethes Faust.

Düntzer H., Die beiden ersten vorgeblichen Paralipomena zu Goethes Faust.

Tomanetz, Zur Fauststelle: „Verlassen hab ich Feld und Auen".

Primer B., Zum 6. Bande von Fallersslebens Selbstbiographie.

Düntzer H., Geiger: Goethe Jahrbuch XX.

Heft 12. Menges H., Zu Rückerts Schwalbenlied: „Aus der Jugendzeit".

Mackel E., Wie hat sich der Lehrer des Deutschen zu Bleses „Philosophie des Metaphorischen" zu verhalten?

Furtmüller K. V., Der Buttlerbrief. — Gegen 13, S. 119 ff.

Reuschel K., Bruinier: Das deutsche Volkslied. — Mit Einwendungen.

Klee G., R. M. Meyer: Die deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts. — Lebhaft anerkennend.

Zeitschrift des **allgemeinen deutschen Sprachvereins.** Jahrgang 14.

Nr. 10. Pietsch P., „Eine bösen Sieben".

F., Ueber die französischen Benennungen fürstlicher Wohnsitze und die Hofsprache.

Schumann C., Ueber den Gebrauch einiger Fremdwörter.

Nr. 12. Dunger H., Wider die Engländerei in der deutschen Sprache.

Jahrbuch des **Vereins** für **niederdeutsche Sprachforschung.** 24. Jahrgang.

Kühl G., Die Bordesholmer Marienklage, herausgegeben und eingeleitet. — Mit Musikbeilagen.

Anz H., Broder Rusche. — Abdruck der niederdeutschen Dichtung vom Bruder Rausch nach dem ältesten Drucke aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Mit kritischem Apparat. Die einleitenden Ausführungen ergänzen des Autors Aufsatz im Euphorion 4, 756—772.

Beck H., Idiotikon von Nordsteimke bei Borsfelde. P.—Z.

Sprenger R., Zur Kritik und Erklärung des Wolfenbütteler Äsops.

Deiter H., Spottgedicht auf die Anhänger der ostfriesischen Fürstenfamilie vom Jahre 1725.

Bolte J., Märkisches Hochzeitsgedicht vom Jahre 1637.

Mitteilungen aus dem **Litteraturarchive** in **Berlin.**

Briefe von Ferdinand Gregorovius an Theodor Heyse. Nr. 1—8 aus Rom 1855—1858. Nr. 9. München, 25. August 1870.

Chronik des **Wiener Goethe-Vereins.** Band 13.

Nr. 10 11. P[ayer], Frankfurter Goethe-Tage.

Nr. 12. Minor J., Festrede zur Goethefeier des Wiener Goethe-Vereins.

Prem S. M., Zur Erinnerung an Ulrike von Levetzow.

Oswald E., Goethe-Feier in London.

Martin E., Goethes Reliquie.

Litteraturblatt für **germanische** und **romanische Philologie.** Jahrgang 20.

Nr. 11. Lambel H., Kühnemann: Herders Leben.

Nr. 12. Schullerus A., E. H. Meyer: Deutsche Volkskunde.

Bohnenberger K., Erich Schmidt und Hartmann: Uhland, Gedichte.

Golther W., Horn: Die deutsche Soldatensprache.

Jahrbuch der **Grillparzer-Gesellschaft.** 9. Jahrgang.

Minor Jak., Zur Geschichte der deutschen Schicksalstragödie und zu Grillparzers „Ahnfrau". 1. Das Aufkommen der fatalistischen Ideen. 2. Die Dramen von den Mordeltern. 3. Das Wesen der Schicksalstragödie.

Wurzbach Wolfg. von, Die „Jüdin von Toledo" in Geschichte und Dichtung.

Horner Emil, Bauernfelds Fortunat.

Schlossar Ant., Ungedruckte Briefe Adalbert Stifters 1846—1867. An Joseph Türk, Joh. Gabriel Seidl, Luise Baronesse von Eichendorff, Hellodor Truska, Joh. N. von Fritsch und dessen Gattin, Mariam Tenger (= Marie von Hrussoczy), Franz X. Rosenberger.

Glossy Carl, Zur Geschichte des Trauerspieles „König Ottokars Glück und Ende".

Rabenlechner Mich. M., Grillparzer über Hamerling und Hamerling über Grillparzer.

Schreyvogel Jos., Der Roman meines Lebens. Erstes Buch. Z. Brints Kinder- und Knabenjahre nebst einigen Nachrichten von seinem akademischen Leben. Von ihm selbst beschrieben. Herausgegeben von C. Glossy. — Schreyvogels letzte, Fragment gebliebene Arbeit.

Dingelstedt Franz, Die Poesie in Österreich. Vorwort von C. Glossy. — Wichtige Aufsätze Dingelstedts aus dem von Georg Ed. Beuermann herausgegebenen „Frankfurter Telegrafen" 1837: 1. Der Musen-Almanach. Österreichische Lyrik. 2. Dramatisches und Dramaturgik.

Reich Emil, Robert von Zimmermann. Ein Nachruf. A. S.

Archiv für das Studium der **neueren Sprachen** und **Litteraturen.** Band 103. Heft 3/4.

Geyer P., Schiller in der heutigen Schule.

Wessely R., Scholz: Geschichte der deutschen Schriftsprache in Augsburg.

Petich R., Neue Publikationen der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft in Böhmen.

Morris M., Haarhaus: Goethe.

Haak P., Herold: Werthes und die Zrinydramen.

Petsch R., Frömmel: Kinderreime.

Anglia. Band 22.

Heft 2/3. Kraeger H., Carlyles Stellung zur deutschen Sprache und Litteratur.

Modern Language Notes. XIV.

Nr. 6. Huß, Schiller und Goethe.

Nr. 7. Segal, An Estimate of Béranger by Goethe.

Allen, Martin Opitz and Wilh. Müller.

Wells, Sauer: Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte.

Nr. 8. Goebel J., Zu Goethes 150. Geburtstag.

Zeitschrift für **französische Sprache** und **Litteratur.** XXI

Nr. 3. Horn W., Zur Lautlehre der französischen Lehn- und Fremdwörter im Deutschen.

Die neueren Sprachen. Band 7.

Heft 6. Oswald E., Goethe in England and America. Bibliography II. (Schluß.)

Neuphilologisches Centralblatt. 13. Band.

Nr. 9. Hornemann, Grillparzers „Weh dem, der lügt". (Schluß.)

Archiv für **slavische Philologie.** Band 21. Heft 3/4.

Sčepkin J., Wer war Pseudo-Demetrius I.? Beiträge zur Quellenkunde und Quellenkritik der Jahre 1591—1606. II. Fortsetzung.

Akademieschriften und Verwandtes.

Berichte des freien **deutschen Hochstiftes** zu Frankfurt am Main. Neue Folge.

Band 15. Heft 2. 3/4. Koch M., Neuere Goethe- und Schillerlitteratur. XVIII. XIX.

Heft 3/4. Jung R., Johann Jakob Goethe 1694—1717.

Ergänzungsheft. Festreden. Schmidt Erich, Goethe und Frankfurt.

Valentin B., Natur und Kunst bei Goethe.

Band 16. Heft 1. Fränkel L., Die drei Wiener Weidmanns und der Weidmannsche Faust.

Göttingische gelehrte Anzeigen.

Nr. 8. Hauffen A., Miurko: Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik. — Mit Nachrichten über die Königinhofer Handschrift, über die czechischen Rezensionen des Buches und mit einem Exkurs über Goethes „Sträußchen".

Nr. 11. Zingerle O. von, Wackernell: Altdeutsche Passionsspiele. — Mit wichtigen Nachträgen zu den (die Texte erläuternden) Anmerkungen und zum Glossar.

Nachrichten von der Königlichen **Gesellschaft** der **Wissenschaften** in **Göttingen.** Philologisch historische Klasse.

Heft 2. Lehmann M., Luthers Verhör vor dem Wormser Reichstag.

Berichte über die Verhandlungen der königlich **sächsischen Gesellschaft** der **Wissenschaften.** Philologisch historische Klasse.

I. Schmarsow A., Der Meister E. S. und das Blockbuch Ars moriendi.

II. Wülker R. P., Briefwechsel zwischen Adolf Ebert und Ferdinand Wolf.

Sitzungsberichte der königlich **preußischen Akademie** der **Wissenschaften** zu Berlin.

IV. Vahlen J., Festrede über Friedrich den Großen und d'Alembert.

XXXI. XXXII. Diels H., Festrede über Leibnitz und das Problem der Universalsprache.

Internationale Buchhändler-Akademie. Band 1. Heft 1.

Hervorragende Fachgenossen: A. Ph. Reclam.

Reineck, Der Märchendichter Musäus und sein Garten.

Börsenblatt für den **deutschen Buchhandel.**

Nr. 246. Höfischer G., Was ist „geistiges Eigentum?"

Nr. 231. Schaefer K., Urheberrecht oder Eigentum an Geisteswerken?

Nr. 257. 261. Oldenburg H. und Springer F., Zum Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der Litteratur und Tonkunst.

Historische Provinzial- und Lokalzeitschriften.

Zeitschrift des **Aachener** Geschichtsvereins. 21. Band.

Pauls E., Beiträge zur neueren Geschichte Aachens. 1. Zur Geschichte der Presse und der Censur in Aachen vor 1816. 3. Die Bemühungen der französischen Regierung um die Vermehrung der Rathaus Bibliothek und um die Gründung eines städtischen Museums in den Jahren 1812 und 1813.

Alemannia. Jahrgang 27. Heft 1/2.

Albert P., Neue Weistümer des Gotteshauses und der Gotteshausleute von Amorbach.

Straganz M., Zum Begharden- und Beghinenstreite in Basel zu Beginn des 15. Jahrhunderts.

Pfaff F., Eine Teufelsaustreibung aus dem Jahre 1701.

Clemen O., Eine bisher unbekannte Schrift Daniel Zangenriedts.

Clemen O., Die Flugschrift: Von den vier größten Beschwernissen eines jeglichen Pfarrers (1521).

Ruppert Ph., Ein Brief über die Verhältnisse im Elsaß 1611.

Wilhelm F., Die Euphemismen und bildlichen Ausdrücke über Sterben und Totsein und die ihnen zu Grunde liegenden Vorstellungen.

Miedel J., Mittwoch-Wodanstag.

Heilig O., Altdeutsche Segen aus Heidelberger Handschriften. V. Nachträge zu I, II, III.

Weiß C. Th., Sprichwort und Lebensklugheit aus dem 18. Jahrhundert.

Cartellieri A., Lebensregeln aus dem Jahre 1541.

Beck P., Ein kaum mehr bekanntes Gedicht des Sigwart Miller. - Trauergedicht auf den Tod seiner Schwester Anna Maria Mündlerin 1791.

Heilig O., Lenz: Vergleichendes Wörterbuch des Neuhochdeutschen und des Handschuhsheimer Dialekts.

Pfaff J., Heilig: Die Mundart des Taubergrunds. Küffner: Die Deutschen im Sprichwort.

Neujahrsblätter der **badischen** historischen Kommission. Neue Folge. 2.

Gothein E., J. G. Schlosser als badischer Beamter.

Baltische Monatsschrift. Jahrgang 41.

5. 6. Krüger K., Ernst von Liphart.

6. 7. Seraphim A., Briefe Otto Hermanns von der Howens 1792-93.

11. Diederichs H., Ein Brief von Jakob Grimm an Joh. F. Recke.

Altbayerische Monatsschrift. Jahrgang 1.

Heft 2. Hartmann A., Historische Gedichte aus der Zeit des bayerischen Landeserhebung 1705 und der Rückkehr Max Emanuels nach Bayern. -- Mit zahlreichen Abbildungen der bezüglichen Stiche.

Heft 3. Sandberger A., Roland Lassus' Beziehungen zur italienischen Litteratur.

Heft 4/5. Weber F., Zur Erinnerung an Anton Wessinger.

Heft 6. Striedinger J., Ein historisches Volkslied vom Schmalkaldischen Kriege.

Forschungen zur Geschichte **Bayerns.** Band VII.

Heft 2. Geiger L., Bayerische Briefe. III. Briefe von Karl Heinrich von Lang an Therese Huber, nebst je einem Briefe der letzteren und Heinrich Zschokkes an Lang.

Heft 3/4. Heigel K. Th. von, Ein unbekannter Brief Westenriedters.

Zeitschrift des **Bergischen** Geschichtsvereins. Band 34.

Nebe, 3 Briefe über Peter Vo's Verhandlungen mit den Wiedertäufern in Blankenberg 1565.

Leithäuser J., Ortsnamen im Wuppergebiete.

Schriften des Vereins für die Geschichte **Berlins.** 35. Heft.

Holtze, Bilder aus Berlin vor zwei Menschenaltern.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in **Böhmen.** Jahrgang 38.

Nr. 1. Jung J., Alfons Huber.

Harzen-Müller A. N., Wallenstein-Dramen und Aufführungen vor Schiller.

Jung J, Litteratur über den Grafen Leo Thun.

Nr. 2. Jung J., Heinrich von Zeißberg.

Hauffen A., Zur Geschichte der deutschen Universität in Prag. Mit einem bibliographischen Anhang.

Knott R., Ein Bericht über Prag und seine Bewohner aus dem Jahre 1531.

Brandenburgia. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatskunde der Provinz **Brandenburg.** Jahrgang 8.

Nr. 3. Pniower O., Die erste Berliner Zeitschrift in deutscher Sprache. Nr 7 Poetters K., Noch etwas vom Boeten. - Zum Volksaberglauben.

Archiv der **Brandenburgia.** Band 6.

Seiffert B., Die Strausberger Stadtschule 1430–1818. Beiträge zur Geschichte des märkischen Schulwesens.

Forschungen zur **Brandenburgischen** und **Preußischen** Geschichte. Band 12.

Leineweber R., Morgenstern, ein Biograph Friedrich Wilhelms I.

Priebatsch F., Geistiges Leben der Mark am Ende des Mittelalters.

Tschirch O., Willibald Alexis als vaterländischer Dichter und Patriot.

Berner E., Eine Denkschrift Wilhelm von Humboldts über die Stellung und die Befugnisse des Oberpräsidenten 1817.

Borkowski H., Das Tagebuch des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg (1757–1766).

Erzgebirgszeitung. 20. Jahrgang. Nr. 1–12.

Urban M., Magister Johannes Mathesius und Kantor Nicolaus Hermann.

Urban M., Volkstümliches aus dem Erzgebirge. - Segen. Aberglaube.

Urban M., Zur Geschichte der Lateinschule in Joachimsthal.

Urban M., Ein Volksschriftsteller Nordwestböhmens. - Heinrich Cuno, der Verfasser der Räuber von Maria Kulm. Verzeichnis seiner Schriften. Cuno war Besitzer einer Leihbibliothek in Karlsbad, auf die Goethe 1820 ein Gedicht veröffentlichte.

Urban M., Goethe in Marienbad.

Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu **Emden.** Band XIII.

Heft 1/2. Deiter, Friesische Gedichte des 17. Jahrhunderts mit Übersetzung.

Pannenborg A., Ulrich von Werdum und sein Reisejournal (1673–1677). II.

Aus der Heimat. Blätter der Vereinigung für **Gothaische Geschichte** und **Altertumsforschung.** 2. Jahrgang. Heft 2. 3.

Schreiber A., Die Entstehung des sogenannten Thüringer Volksliedes „Ach, wie wärs möglich dann".

Schmidt L., Volksnamen der Pflanzen im Herzogtum Gotha.

Jahrbuch des deutschen Gebirgsvereins für das **Jeschken-** und **Isergebirge.** Jahrgang 9.

Reisel A., Zur Geschichte der Reformation in den Bezirken Friedland und Reichenberg.

Hübler F., Auszählreime und sonstige Kinderreime aus dem Iser- und Jeschkengebirge.

Jahrbuch des historisch archäologischen Vereins zu **Karlsburg** in Siebenbürgen (Evkönyve Gyulafehérvárt).

Bericht über einen Codex mit Jesuitendramen aus dem Batthyaneum (bischöfliche Bibliothek) in Karlsburg mit der Bezeichnung Residentiae S. J. Cibinii (das ist Hermannstadt) 1736. Die Titel der Dramen lauten: 1. Zeno sive fratrum concordia saeva. 2. Sancta crux. 3. S. Domitianus Carinthiae archidux. 4. Fortuna Lunatica. 5. Joannes Baptista. 6. Cyrus. 7. S. Franciscus Xaverius Indiarum apostolus. 8. Maria Virgo Blasphemiarum victrix sive Julianus Apostata ob blasphemiis divinitus interemptus. 9. Bellonae ludus sive Sebastianus ..... Zum Stück 2 wird die Bemer

fung gemacht: „Sancta crux tertio per Heraclium imperatorem in monte Calvariae defixa, Tragoedia a juventute Academica Viennae Austriae tertio in scenam data, Anno Domini M.DCXXXIII. die 27. Februarii." Zum Stück 6 wird bemerkt: „Cyrus, acta ludis nuptialibus potentissimi Ungariae regis Ferdinandi III. et Mariae a Caesareo et Academico Collegio societatis Jesu Viennae. Authore R. P. Scipione Scambata ex eadem Soc. Jesu." Es handelt sich also um Jesuitendramen des 17. Jahrhunderts. — Aus dem 18. Jahrhundert werden unter anderem ungarische Aufführungen eines Zrinyi-Dramas erwähnt. J. Jung.

Sitzungsberichte der **Kurländischen** Gesellschaft für Litteratur und Kunst und Jahresbericht des Kurländischen Provinzialmuseums aus dem Jahre 1898.

Diederichs H., Überblick über die Entstehung und Geschichte der Gesellschaft für Litteratur und Kunst und des kurländischen Provinzialmuseums.

Döring J., Schauspieler, Sänger und Musiker in Kurland 1740—1826.

Otto G., Kur-, Liv- und Estländer auf der Universität Leipzig 1409—1556.

Zeitschrift des Vereins für die Geschichte **Mährens** und **Schlesiens.** Jahrgang 3.

Heft 4. Wotke K., Der Olmützer Bischof Stan. Turzó von Béthlenfalva (1497—1540) und dessen Humanistenkreis.

Voltelini H. von, Schweizer: Die Wallensteinfrage in der Geschichte und im Drama.

Blätter des Vereins für Landeskunde von **Niederösterreich.** Jahrgang 22.

Nr. 1. Mayer A., Die Pflege der geistigen Kultur in Österreich mit Ausschluß der Stadt Wien während der 50jährigen Regierung des Kaisers Franz Josef I.

Nr. 2—6. Senfelder L., Kaiser Maximilians II. letzte Lebensjahre und Tod.

Zeitschrift des historischen Vereins für **Niedersachsen.** Jahrgang 1899.

Thimme F., Zur Geschichte der „Göttinger Sieben". — Mit Briefen. „Hiernach wird das geschichtliche Urteil über die That der Sieben modificiert werden müssen."

Graebert K., Varnhagens erste Predigt in Hildesheim. 1. September 1542.

Bodemann E., Zwei Briefe von Leibniz betreffend eine „Teutsche Gesellschaft" zu Wolfenbüttel nebst zwei Briefen von J. G. Schottelius an Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Bodemann E., Ein Glaubensbekenntnis Leibnizens.

Bodemann E., Briefe des Königs Friedrich I. von Preußen und seines Sohnes, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm I. an die Kurfürstin Sophie von Hannover.

Annalen des historischen Vereins für den **Niederrhein.** Heft 68.

Knod G. C., Rheinländische Studenten im 16. und 17. Jahrhundert auf der Universität Padua.

Roth F. W. E., Adam Volckmar zu Köln in seinen Beziehungen zu Nicolaus Wollick und Heinrich Glareanus 1501—1510.

Mitteilungen des **nordböhmischen** Exkursionsklubs. Jahrgang 22.

Heft 1. Wolkan R., Ein Lied vom Jahre 1574.

Heft 2. Wilhelm F., Der Waldkönig und die Windsbraut. Sage.

Alliger E., Sagen aus dem Adlergebirge und dem Erlitzthale.

Kammel R., Volkstümliche Krankheitsnamen.

Heft 3. Paudler A., Jugendfestlichkeiten. III.

Paudler A., Naturgeschichte im Volksmunde.

Heft 4. Paudler A., Sagen aus Deutschböhmen.

Kantor H., Volkstümliche Krankheitsnamen.

Kallasch W., Brautführer-Handbüchlein.

Kögler A., Lied von den Braunschweiger Totenköpfen

Mitteilungen des **nordböhmischen** Gewerbemuseums. 17. Jahrgang.

Nr. 1. Zwei Führich-Briefe. — Von dem Maler Führich an Alois Klar 1836—1837.

Nr. 2. Zwei Goethe-Briefe. — Ein bisher unbekannter Brief Goethes vom 11. Februar 1817 an den Hofmaler Jos. Raabe in Breslau. Diktat. Ferner ein Brief von Julius August Walther von Goethe an denselben Adressaten vom Jahre 1816.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt **Nürnberg.**

Heft 13. Hampe Th., Die Entwicklung des Theaterwesens in Nürnberg von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis 1806. II. Auszüge aus den Ratsprotokollen. Viele Notizen über Aufführungen Hans Sachsischer Stücke.

—ss., Hermann: Reception des Humanismus in Nürnberg. — „Es würde viel zum Lobe der Arbeit zu sagen sein, wenn nicht überall allzu aufdringlich das Bestreben hervortreten würde, eine humanismusfeindliche Gesinnung des Rats nachzuweisen." Nicht eine grundsätzliche Abneigung des Rates, sondern andere Ursachen hätten das langsame Fußfassen des Humanismus in Nürnberg verschuldet.

Zeitschrift für die Geschichte des **Oberrheins.** Neue Folge. Band 14.

Heft 3. Hollaender A., Sleidaniana.

Wille J., Briefwechsel Balth. Neumanns mit Kardinal Schönborn 1728—1730. Nebst einer Denkschrift von 1749.

Hussschmidt M., Zur Sage vom Enderle von Ketsch.

Obermann A., Neues zur Lebensgeschichte J. Chr. von Grimmelshausens.

Heft 4. Winckelmann C., Zur Geschichte Sleidans und seiner Kommentare.

Obser K., Ein Tagebuch über die Zusammenkunft des Kurfürsten Karl Friedrich von Baden mit Napoleon I. in Mainz (September 1804).

Funck H., Ein Brief J. G. Schlossers an J. C. Lavater.

Archiv für **österreichische Geschichte.**

86. Band. 1. Hälfte. Hirn J., Die ersten Versuche Kaiser Rudolfs II., um in den Alleinbesitz der Grafschaft Tirol zu gelangen. (Auch Sonderabdruck, Wien 1898.) — Legt auf Grund neu erschlossener Quellen die historischen Ereignisse dar, die uns wegen Grillparzers Drama „Ein Bruderzwist in Habsburg" interessieren. [Nach dem 1595 erfolgten Tode Erzherzogs Ferdinand von Tirol, der aus der Ehe mit Philippine Welser nicht erbberechtigte Söhne, aus seiner zweiten Ehe mit einer Prinzessin von Mantua nur Töchter hinterließ, fanden langwierige Verhandlungen zwischen den beiden anderen Linien des Hauses Habsburg Ferdinandeischer Abstammung statt. Die Tiroler wollten einen eigenen Landesherrn haben, infolge dessen die Prager und die Grazer Regierung sich dahin einigten, abwechselnd einen Gubernator zu ernennen, dem jede der beiden Linien je zwei Assistenzräte an die Seite zu stellen hätte. Kaiser Rudolf ernannte 1602 seinen Bruder Maximilian, den Deutschmeister, der bis 1618 in Tirol herrschte, aber, wie wir jetzt erfahren, auch darüber hinaus bei den Aktionen des Gesamthauses namentlich bezüglich der Successionsfrage nach Rudolf eine führende Rolle gespielt hat. Im Jahre 1603 war Maximilian zweimal in Prag, um den Kaiser zu bestimmen, entweder selbst zu heiraten oder seinem Bruder Matthias die Vermählung zu gestatten, damit eine eheliche Nachkommenschaft erzielt werden könne. Der Briefwechsel der Brüder entbehrt nicht des psychologischen Interesses. Der Kaiser war von Anfang an piquiert darüber, daß man immer wieder die Succession in Erwägung ziehe. Maximilian entschuldigte seinen Bruder damit, daß „Matthias nicht aus überstürzter Liebe gegen eine (bestimmte) Person, deren einige er ja Euer Majestät zur Auswahl stellt, sondern nur von Gewissenszwang getrieben werde". Dabei mußte nicht nur an den Kaiser, dessen wechselnder „Humor" stets in Rechnung zu ziehen war, sondern auch immer an dessen allmächtigen Kammerdiener Lang geschrieben werden, der gegen reichliche Belohnung über den erzielten Eindruck nach Innsbruck berichtete.

Das Ergebnis war negativ und seit 1604 das Zerwürfnis der Brüder eine Thatsache.

Diese vertraulichen Korrespondenzen, Concepte und Originale liegen im Statthaltereiarchive in Innsbruck, das in den letzten Jahren schon viel des Neuen für diese Zeit ergeben hat. Auch der vorliegende Aufsatz hat die Forschungen von Gindely, Stieve und Fischer wesentlich ergänzt. Ueber die Art und Weise, wie am Kaiserhofe regiert wurde, erfahren wir neues Detail; es ist charakteristisch für Rudolf, mit welcher Konsequenz er seiner Feindseligkeit gegen die Brüder Ausdruck gab. Als Maximilian in Ungnade gefallen war, hatte er dies bei seiner Regierung Tirols und der Vorlande sehr zu spüren, da unzufriedene Elemente sich über den Kopf des Gubernators weg nach Prag wendeten und dort den gewünschten Rückhalt fanden. Auch trieb der Kaiser das Mißtrauen so weit, daß er das Thun und Lassen seiner Brüder scharf überwachen ließ; zu welchem Zwecke im Dezember 1604 zwei tirolische Edelleute, Sigmund von Welsberg und einer aus dem Geschlechte der Vintler eigens nach Prag citiert wurden, wo sie entsprechende Instruktionen empfingen; es erfolgte ohne Einvernehmen Maximilians Welsbergs Ernennung zum Assistenzrate, während der bisher fungierende Marquart von Eck, der dem Erzherzog befreundet war, seine Entlassung erhielt. Praktiken, die Maximilian persönlich zur Verhandlung brachte, als die Erzherzoge 1605 der Successionsfrage halber nach Prag reisten. Rudolf war irritiert und entzog Maximilian das Gubernament. Er wollte Tirol ganz an sich bringen und eventuell dahin übersiedeln, was zunächst durch das Zusammenstehen der Erzherzoge gegen Rudolf 1606 vereitelt wurde. Spätere Versuche dieser Art gelangten infolge der sich überstürzenden Ereignisse nicht zur Durchführung. J. Jung.]

86. Band. 2. Hälfte. Menčík F., Ein Tagebuch während der Belagerung von Wien im Jahre 1683. — Vom Grafen Ferdinand Harrach. 1. Juli bis 13. September.

87. Band. Bibl V., Die Organisation des evangelischen Kirchenwesens im Erzherzogtum Österreich unter der Enns von der Erteilung der Religionsconcession bis zu Kaiser Maximilians II. Tode (1568—1576).

Krauß V. von, Itinerarium Maximiliani I. 1508—1518. Mit einleitenden Bemerkungen über das Kanzleiwesen Maximilians I.

88. Band. 1. Hälfte. Arneth C. von, Biographie des Fürsten Kaunitz. Ein Fragment.

Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des **Protestantismus** in **Österreich.** Jahrgang 20.

Heft 1/2. Loserth J., Der Flacianismus in Steiermark und die Religionsgespräche von Schladming und Graz. Nach den Akten des steiermärkischen Landesarchivs.

Kapper A., Andreas Stötzinger und seine Schriften zur Geschichte der Gegenreformation in Steiermark.

Bibl V., Der Briefwechsel zwischen Flacius und Nidbruck. (Schluß.)

Heft 3/4. Elze Th., Die Rektoren der krainischen Landschaftschule in Laibach während des 16. Jahrhunderts. 1. Budina. 2. Bochoritsch. 3. Frischlin. 4. Prätelius. 5. Engelbert Engel. — Frischlins Thätigkeit als Rektor in Laibach Juli 1582 bis August 1584 wird nach Akten des krainischen Landesarchivs im einzelnen geschildert, doch ohne Kenntnis der einschlägigen Arbeiten von Seuffert (Euphorion 5, 257 ff.) und Wallner, Programm Laibach 1888.

Unger Th., Ueber eine Wiedertäufer Handschrift des 17. Jahrhunderts. Die Täuferlieder nach Ländern geordnet. (Schluß.) Steiermark. Vorarlberg.

Mitteilungen des **Instituts** für **österreichische Geschichtsforschung.** Band 20. Heft 4.

Stübel V., Einige Relationen über die Armada 1588. — Über gleichzeitige deutsche Zeitungen.

Fontes rerum austriacarum. Österreichische Geschichtsquellen. Zweite Abteilung. Band 49. Zweite Hälfte.

Demetitsch F. von, Aktenstücke zur Geschichte der Koalition vom Jahre 1814.

Mitteilungen des historischen Vereins der **Pfalz.** Band 23.

Roth F. W. E., Hieronymus Bock, genannt Tragus, Prediger, Arzt und Botaniker 1498—1554. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt.

Praun J., Enkomion Spirae. Lobsprüche auf Speier aus dem 16. Jahrhundert.

Altpreußische Monatsschrift. Neue Folge. Band 36. Heft 5 6.

Warda A., Die Kant Manuskripte im Prussia-Museum.

Toeppen M., Michael Kelchs Tagebuch 1698—1723.

Sembritzki J., Kants Vorfahren.

Der Wanderer im **Riesengebirge.** Jahrgang 19.

Nr. 2. Körber, Max Heinzel als Mensch und Dichter.

Nr. 8. Hellmann O., Georg Ebers und das Riesengebirge. — Mit einem Gedichte „Rübezahl" und zwei Briefen von Ebers.

Neues Archiv für **Sächsische** Geschichte und Altertumskunde. Band 20.

Schmidt L., Beiträge zur Geschichte der wissenschaftlichen Studien in sächsischen Klöstern.

Ermisch H., Die Zwickauer Stadtbücher und eine Zwickauer Schulordnung des 15. Jahrhunderts.

Bauch G., Dr. Johann von Kitzscher. Ein meißnischer Edelmann der Renaissance.

Müller G., Der Unterrichtsbetrieb in den südlausitzer Landschulen um 1770.

Biedermann W. Freiherr von, Vogel: Goethes Leipziger Studienjahre.

Neujahrsblätter. Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz **Sachsen.** 23. Heft.

Pick A., Schiller in Lauchstädt im Jahre 1803. Unter Benutzung eines vom Major z. D. O. E. Seidel hinterlassenen Manuskripts dargestellt. A. S.

Korrespondenzblatt des Vereins für **siebenbürgische** Landeskunde. Jahrgang 22.

Nr. 6. 9 10. Schullerus A., Scheiners Abhandlungen zur Grammatik der siebenbürgisch sächsischen Mundart.

Nr. 9/10. Schotsch G., J. Franul von Weißenthurns Schauspiel: „Der Wald bei Hermannstadt".

IX. Neujahrsblatt des Kunstvereins und des historisch-antiquarischen Vereins zu **Schaffhausen.**

Vogler C. H., Der Künstler und Naturforscher Lorenz Spengler aus Schaffhausen. 2 Hälfte: Der Künstler und Naturforscher.

Zeitschrift des **Ferdinandeums** für **Tirol** und **Vorarlberg.** Dritte Folge. 43. Heft.

Unterforcher A., Die Namen des Kaiserthales.

Hammer H., Litterarische Beziehungen und musikalisches Leben des Hofes Herzog Siegmunds von Tirol. — I. Einleitung. 1. Verhältnis zu Enea Silvio. 2. Beziehungen zu Lorenz Blumenau und Gregor von Heimburg. 3. Beziehungen zur Universität Freiburg und zu anderen Universitäten. 4. Beziehungen zum Humanismus. II. Musikalisches Leben.

Ottenthal E. von, Alfons Huber.

Zeitschrift des **westpreußischen** Geschichtsvereins. Heft 41.

Gebrte P., Der Geschichtsschreiber Barth. Wartzmann im Kreise seiner Abschreiber. Ein Beitrag zur Quellenkunde der Danziger Chroniken im 16. Jahrhundert.

Freytag H., Michael Meurers Leben bis zu seiner Ankunft in Preußen.
Heine W., Academia Culmensis, ein Abriß ihrer Geschichte.
Simon P., Ein Beitrag zur Lebensgeschichte von Caspar Schütz.
Günther O., Miscellen aus Danziger Drucken und Handschriften. I. Vom Danziger „Rummeldeiss". — Ein lateinisches Lied zur Bekämpfung dieses Ratzeburger Weißbiers.
Jellinek A., Drei politische Gedichte aus der Zeit des polnischen Erbfolgekrieges. (Nachtrag.)

Württembergische Vierteljahrshefte für **Landesgeschichte.** Neue Folge. Jahrgang 8.
Heft 1/2. Stälin von, Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. D. Schwäbisch-württembergische Beziehungen zu Wallenstein.
Heft 3 4. Steiff K., Lobspruch auf Sabina, Gemahlin Herzog Ulrichs von Württemberg 1511.
Steiff K., Sind die Trommelreime von Herzog Ulrichs Hochzeit echt? — Wahrscheinlich von Jak. Frischlin 1611 hinzugedichtet.

Mitteilungen des **Altertumsvereins** für **Zwickau** und Umgegend. Heft 6.
Clemen O., Johannes Silvius Egranus (Wildenauer). — Mit Beilagen: Gedichte und Briefe von Egranus. Briefe an ihn. Verzeichnis seiner Schriften.
Fabian E., Die Einführung des Buchdrucks in Zwickau 1523. — Beilagen: Archivalische Beiträge, Hans Schönsberger und die Zwickauer Druckerei betreffend. Briefe Jörg Gastels. Verzeichnis der ältesten Zwickauer Drucke 1523—1526.

Allgemeines.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1900. 63. Jahrgang.
Allmers H., Schwurgerichtserinnerungen. Fortsetzung seiner in früheren Jahrgängen veröffentlichten Lebenserinnerungen. A. S.

Kalender des **Deutschen Schulvereins** auf das Jahr 1900. 14. Jahrgang.
Rosegger Peter, Hans Grasberger. Nachruf.
Grasberger Hans (aus dessen Nachlaß), Ein ungewöhnlicher Fasttag, Erzählung. — Der Pflug, Gedicht.
Peter Joh., Dorftanz im Böhmerwalde, Schilderung aus dem Volksleben.
Noë Heinrich (aus dessen Nachlaß), Aus der Höhlenwelt, Landschaftsbild.
Frank Anton, Was verstehen wir unter Volkstum? Ein Wort zum Verständnis unserer Zeit.
Freydank = Groß R., Franz Freiherr von Gaudy, litterarisches Gedenkblatt. A. S.

Deutsche Rundschau. 26. Jahrgang.
Oktober. [Rodenberg J.], Die Begründung der deutschen Rundschau. Ein Rückblick. — Zur Vollendung des ersten Vierteljahrhunderts. Mit faksimilierten Briefen von Auerbach, Gustav zu Putlitz, Helmholtz, Sybel, Zeller, Du Bois Reymond, Anton Auersperg, Storm, Geibel, Laube, Fontane und anderen.
Zeller E., Über Systeme und Systemsbildung.
Heyse Paul, Jugenderinnerungen. I. Berliner Jahre. — Emanuel Geibel und Franz Kugler.
Aphorismen aus dem Nachlasse von E. Geibel.

Ein Besuch bei Goethe im Jahre 1808. — Briefe der Frau Caroline Sartorius über ihre Zusammenkünfte mit Goethe Anfang Oktober 1808. Ferner ein bisher nicht veröffentlichter Brief Goethes an sie.

Bölsche W., Novalis und das neue Jahrhundert. — Novalis' Werke herausgegeben von Meißner.

November. Dezember. Heyse P., Jugenderinnerungen. II. König Max und das alte München.

Frau von Krüdener.

Dezember. Baillen P., Die Schlacht von Auerstedt. Eigenhändige Relation König Friedrich Wilhelms III.

Zeller E., Ludwig Uhland betreffend. — Äußert seine Bedenken über die Richtigkeit eines oben S. 4 mitgeteilten Ausspruches, den Uhland über Auerbach gefällt haben soll.

Hüffer H., Zu Heines Geburtstagsfeier. — Für das Jahr 1797.

Erich Schmidts „Lessing".

Nord und Süd. Band 91.

Oktober. Funck H., Lavaters Aufzeichnungen über sein Zusammensein mit Goethe in Ems 1774. — Mitteilung handschriftlicher Tagebuchnotizen vom 12. bis 18. Juli. Ein gereimter Brief von Lenz an Goethe. Improvisationen von Goethe.

November. Landsberg H., Otto Erich Hartleben.

Mähly J., Zur Geschichte des Censurwesens.

Dezember. Zeitteles A., Justus Frey. Ein Charakterbild.

Schneider E., Philosophie und Psychologie.

Preußische Jahrbücher.

Band 97. September. Bode W., „Meine Religion" von Goethe. — Zusammengesetzt aus Goetheschen Aussprüchen und Versen.

Goslich Marie, Briefe von Johanna Kinkel. (Schluß.)

Schmidt E. A., Klopstock, der Vater unserer Vaterlandsdichtung.

Sandvoß F., Ewart: Goethes Vater. Weltrich: Christian Wagner.

Band 98. Oktober. Harnack O., Zu Goethes 150. Geburtstag.

Kellen Tony, Der Massenvertrieb der Volkslitteratur.

Sandvoß F., Nagl und Zeidler: Deutsch österreichische Litteraturgeschichte.

November. Külpe O., Die ästhetische Gerechtigkeit.

Dezember. Gallwitz H., Vom deutschen Gott.

Sandvoß F., Goethe Litteratur. — Goethe Jahrbuch. Vogel: Goethes Leipziger Studentenjahre. R. M. Meyer: Goethe 2. Auflage.

Sandvoß F., Volkskundliches. — Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen. Brunner: Volkslied und Anderes.

Deutsche Revue. 24. Band.

August. Preuschen H. von, Erinnerungen an Theodor Storm.

Dezember. Heyd E., Die Summe des 19. Jahrhunderts in öffentlich geistiger Beziehung.

Lewinsky J., Anzengruber, der Lehrer seines Volkes.

Schiller H., Die alte und die neue höhere Schule.

Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte. Jahrgang 44.

Heft 517. 518. Rudorff E., Briefe von Carl Maria von Weber an Heinrich Lichtenstein.

Heft 518. Kannengießer P., Eduard Mörike.

Velhagen & Klasings Monatshefte. Jahrgang XIV.

Heft 2. Heigel K. von, Die Separatvorstellungen König Ludwig II. von Bayern. – Bemerkenswerte Auswahl der Dramen.

Heft 3. Holzbock A., Bei den Oberammergauern. Begegnungen mit Emanuel Geibel.

Heimgarten. Jahrgang 24.

Heft 1. Lecher Z. K., Die erste Goethe-Säkularfeier in Weimar 1849. — Bericht eines Teilnehmers.

Heft 2. Kappstein Th., Goethe und die Religion.

Heft 3. Bettelheim A., Briefe von L. Anzengruber an Josefine Gallmayer.

Die Gesellschaft. Band IX.

Heft 2. 3. 5. 6. Gystrow P., Der Katholicismus und die neue Dichtung. IV. Die Neuromantik. V. VI. Marienlyrik. VI. Judex ergo. (Schluß.)

Jakobowski L., Wollte Goethe populär werden? Ein Geleitwort zu einer Goethe-Ausgabe fürs Volk.

Heft 2. 5. 6. Steiner R., Lyrik der Gegenwart. Ein Überblick.

Heft 2. Greinz H., Adolf Pichler.

Heft 5. 6. Das Elend unserer Jugendlitteratur.

Heft 6. Jakobowski L., Litterarische Essays. Eine Übersicht.

Neue deutsche Rundschau, der freien Bühne Jahrgang 10. Heft 10.

Monty J., Vom alten und neuen Drama. — Über die Schriften von Eloesser, Steiger, Sittenberger und Andere.

Wiener Rundschau. III.

Nr. 18. Moeller-Bruck A., Zur Kunst des Hintergrundes.

Nr. 25. Gundolf F., Über Bühnenanweisungen.

Die Insel. 1. Jahrgang. Nr. 1—3.

Rudolf A. Schröder, Goethe (Gedicht).

Meier = Gräfe J., Beiträge zu einer modernen Ästhetik.

Brentano Clemens, Von dem Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix und von dem traurigen Tode seines Kindes Gaston. A. S.

Die Kultur. Jahrgang I.

Nr 1. Schanz, Die geistigen Strömungen der Gegenwart.

Nr. 1. 2. Muth, Unser Verhältnis zu Goethe.

Revue franco-allemande. I.

Nr. 16. Goethes Briefe an Neureuther.

Prodhomme J. G., Goethe et les compositeurs français.

Nr. 18. Eßwein H., Hölderlin und Nietzsche.

Prodhomme J. G., Goethe et les musiciens français.

Deutsche Dichtung. Band 27.

Heft 1. Fr[anzos], Franz Dingelstedt und Ludwig Döbler. — Mit einem ungedruckten Briefe Dingelstedts.

Heft 1. 2. Ewert M., Willibald Alexis.

Heft 2. 3. Elster E., Ungedruckte Briefe von Heinrich Heine.

Heft 3. Eine Jugendarbeit Ferdinand Freiligraths.

F. C., Pantenius.

Heft 4. Aus Dingelstedts Jugend. — Ein Brief Dingelstedts an Hennicke in Gotha 1837.

Tiedge an Ebert. — Über „Wlasta". April 1829.

Heft 5. Franzos K. E., Heines Geburtstag. — Hält fest am 13. Dezember 1797.

Litterarisches Centralblatt.

Nr. 51 52. mp. [Minde-Pouet], Kleists Meisterwerke, herausgegeben von Eugen Wolff: Der zerbrochene Krug. Prinz Friedrich von Homburg. — Mit Ausnahme der Untersuchungen Wolffs über die Textgestaltung sehr abfällig beurteilt.

Deutsche Litteraturzeitung.

Nr. 41. Meyer H., Menne: Einfluß der deutschen Litteratur auf die niederländische.

Nr. 44. Steig R., Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier vom Hochstift. Weimars Festgrüße. Brockhaus: Zum 28. August 1899.

Nr. 45. Buchner W., Richter: Freiligrath als Übersetzer.

Fürst R., Zu F. Lindners Berichtigung. (Englische Studien XXVI, 320.)

Nr. 46. Nieten C., Kettner: Ueber den religiösen Gehalt von Lessings Nathan.

Nr. 47. Meyer R. M., Lublinski: Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert.

Nr. 48. Strack A., Morris: Goethe-Studien. II.

Nr. 50/51. Matthias A., Biese: Pädagogik und Poesie.

Nr. 52. Biese A., Bartels: Klaus Groth.

Allgemeines Litteraturblatt. Jahrgang 8.

Nr. 21. Czerny R., Zittenberger: Dramaturgie der Gegenwart. I.

Nr. 22. Hein W., John Czerny: Egerländer Volkslieder.

Nr. 23. Schönbach A., Arndt: Übergang zum Neuhochdeutschen in der Sprache der Breslauer Kanzlei.

Kralik R. von, Wechßler: Die Sage vom Gral.

Katscher L., Pataky: Lexikon deutscher Frauen.

F., Die Theater Wiens. I und II 1.

Litterarischer Handweiser. Jahrgang 38.

Nr. 16/17. Frizenschaf J., Salomon: Geschichte des deutschen Zeitungswesens. — Mit Berichtigungen und Ergänzungen.

Nr. 8/9. Hülskamp F., Wienstein: Lexikon katholischer deutscher Dichter. — Ablehnend.

Nr. 18. Hülskamp F., M. Herbert und ihre Gedichte.

Revue critique.

Nr. 38. Henry V., Koehler Bolte: Kleinere Schriften zur Märchenforschung.

Nr. 41. H. V., Wolff: Die Gesetze der Poesie.

Nr. 44. A. C. [Chuquet], Leitzmann: Aus Lichtenbergs Nachlaß. Bischoff: Tieck als Dramaturg. Baechtold: Kleine Schriften.

Das litterarische Echo. Jahrgang II.

Nr. 1. Brandes G., Weltlitteratur.

Conrad H., Fontanes Hamlet.

Jacobowski L., Zu Klingers Gedächtnis.

Hevesi L., Ferdinand Kürnberger.

Köster A., Nachlaßschriften von Bernays.

Fränkel L., Robinsons Weg durch die Weltlitteratur.

Nr. 2. Greiner L., Das junge Bayern.

Nr. 4. Geiger, Gertrud Franke Schievelbein.

Lublinski L., Wiener Romantik.

Nr. 5. Lange, Hans Hoffmann.

Nr. 6. Borchardt, Georg Freiherr von Cmyteda.

Waldberg M. von, Bächtolds kleinere Schriften.

Nr. 3. Berg L., Der Zukunftsroman.

Der Thürmer. Jahrgang II.

Nr. 1. Gerhardt Ammmor von, Weltanschauungen am Jahrhundert-Ende.

Mohr F., Justinus Kerner und die Seherin von Prevorst.

Mayne, Der Dichter Herr von Treitschke.

Alexis bei Goethe.

Nr. 3. Presber, Brandes und seine Schule.

Die Zukunft. Jahrgang 8.

Nr. 7. Landauer G., Fritz Mauthner.

Nr. 11. Gumplowicz L., Soziologische Geschichtsauffassung.

Der Kunstwart. Jahrgang 13.

Heft 1. Bartels A., Die Modernitis. — Servaes: Präludien. Moeller-Bruck: Die moderne Litteratur.

Heft 1. 5. Graf M., Anton Bruckner.

Heft 2. Vom Deutschen in der Kunst.

Heft 2. 3. Hart J., Das fragmentarische Leidrama.

Heft 3. Schjelderup G., Ist ein modernes realistisches Musikdrama möglich?

Heft 4. Reichhaltiger kritischer Weihnachtskatalog.

Heft 5. Alpenarius], Halbwelt. — Zu der Litteratur.

Batka R., Musikalische Weihnachtsspiele.

Heft 6. Dichtung und Kinderstube.

Bartels A., Warum wir uns über die Heimatkunst freuen.

Göhler G., Peter Cornelius.

Die Gegenwart. Jahrgang 28.

Nr. 34. Simchowitz S., Goethe, der Rheinländer. — Aus Goethes Ministerzeit. Mit zwei ungedruckten Briefen.

Nr. 40. Köster K., Klaus Groth und Fritz Reuter.

Nr. 43. Wulckow R., „Unsere beliebteste Schriftstellerin". — Gegen Natalie von Eschstruth.

Jansen G., Aus dem Archiv der Schillerbühne. — Über Dalbergs Bearbeitung der Räuber, über das Soufflierbuch des Fiesko in Schillers Bearbeitung, über Dalbergs Intendanz-Akten.

Nr. 46. Greif M., Erinnerung an Karl du Prel.

Nr. 47. Leicht A., M. Lazarus.

Stövesandt C., Verbrechen und Wahnsinn in der Litteratur.

Nr. 48. Martini W., Theodor Mommsen als Dichter. — Ueber das 1843 von Mommsen mit Storm und seinem Bruder Tycho herausgegebene Liederbuch.

Nr. 50. Ebner Th., Zur schwäbischen Litteraturgeschichte.

Das Magazin für Litteratur. Jahrgang 68.

Nr. 39. 40. Houben H., Goethes Popularität.

Nr. 40. Reuter C., Gerhart Hauptmann in Italien.

Nr. 40. 41. Schmidkunz H., Dichtkunst und Psychologie.

Nr. 45. Michel H., Goethes Euphrosyne.

Nr. 47. Jacobowski L., Romantische Lyrik.

Nr. 50. Schmitt H. E., Der sittliche Adel in der Weltanschauung Nietzsches.

Dramaturgische Blätter. Jahrgang 2.

Nr. 41. 42. Houben H., Zur Bühnengeschichte des Uriel Acosta. (Schluß.)

Nr. 46. 47. Houben H. R., Molières Tartuffe und Gutzkows „Urbild des Tartuffe".

Nr. 49. 50. Steiner R., Goethe als Ästhetiker.

Nr. 51. Landsberg H., Das Heine-Problem.

Die Zeit. Band XXI.

Nr. 264. Morold M., Ferdinand von Saar.

Nr. 270. Rosegger P., Plauderei über unsere Sprache.

Nr. 272. Lublinski S., Freytag und Treitschke.

Schlaf J., Wilhelm Busch in neuer Ausgabe.

Die Nation. Jahrgang 17.

Nr. 10. Geiger A., Ein neuer Till Eulenspiegel. — G. Fuchs' Komödie Till Eulenspiegel.

Nr. 11. Meyer Rich. M., Der Dichter des „Romanzero".
Nr. 12. Bettelheim A., Freytag und Treitschke im Briefwechsel.

Die Wage. Eine Wiener Wochenschrift. Jahrgang 2.
Nr. 40. 41. Berger A. von, Das Wiener Hofburgtheater.
Nr. 42. Wassermann J., Die Memoiren einer Prinzessin Sophie von Bayreuth.
Nr. 43. Karpeles G., Charlotte Embden.
Nr. 44. David J. J., Bulthaupt als Dichter.
Nr. 45. Sosnosky Th. von, Romandeutsch.
Nr. 46. Berger A. von, Schiller und die Modernen.
Nr. 47. Bartels A., Litterarische Uebersichten: Sommer 1899.
Nr. 48. Janus, Goethe und die Hurrah-Patrioten.
Conrad M. G., Der Kampf um Nietzsche.
Nr. 50. Lothar R., Vom Burgtheater. — Mit einer historischen Übersicht der Prinz von Homburg-Aufführungen am Burgtheater.
Nr. 55. Specht R., Epilog zum Heinetag.

Die Grenzboten. Jahrgang 58.
Nr. 40. W. L., Karl von Villers und Frau von Staël.
Der deutsche Volksgesang. Laienbetrachtungen eines Arztes.
Nr. 43. 44. C. J., Tod und Auferstehung der Philosophie.
Nr. 48. A. P., Das Elend unserer Jugendlitteratur. — Referat über Wolgast.

Ethische Kultur. Jahrgang VII.
Nr. 4. Kronenberg W., Ethische Probleme und dichterische Stimmungen.
Nr. 9. Bolin W., Humanität und Zivilisation.
Houben H., Friedrich Spielhagen.

Das neue Jahrhundert (Köln). 1. Jahrgang.
Nr. 42 Kalkschmidt E., Heimatsdichter und Volkspoeten.
Nr. 46. Scholz W., Wert und Wesen der freien Bühnen.

Leipziger Illustrierte Zeitung.
Nr. 2930. Heinemann K., Zu Goethes 150jährigem Geburtstage.

Die Gartenlaube.
Nr. 31. Euler C., Bismarck und Jahn.

Sonntagsbeilage der **Vossischen Zeitung (Berlin).**
Nr. 40. Ellinger G., Zum Jubiläum von Schillers Glocke.
Nr. 39. 40. Wehe M., Philander von der Linde und sein Kreis. Eine litterarhistorische Studie.
Nr. 41. 42. Schaarschmidt F., Goethe in seinen Beziehungen zu einigen rheinischen Künstlern seiner Zeit. Eine Erinnerung an die Rheinische Goethe-Ausstellung 1899.
Nr. 42. 43. 44. Schneidert G. H., Der deutsche Preß- oder Vaterlandsverein im Jahre 1832 33.
Houben H. H., Heinrich Laube als Theaterdirektor.
Nr. 43. Meyer R. M., Feuchtersleben.
Nr. 48. Kraeger H., Zu Konrad Ferdinand Meyers Gedächtnis.
Nr. 49. Rühl F., Ein thüringisch schwäbisches Urteil über Goethe aus dem Jahre 1776. — Nach einem Briefe von E. C. Klüpfel, dem Begründer des Gothaischen Hofkalenders: „. . . Goethe ist ein Mann von 26 Jahren, feurig und zu allen Ausschweifungen im großen wie im kleinen aufgelegt, so wie der Herzog zu den letzteren. Ihre Harmonie geht so weit, daß sie sich schon längst beide nicht anders, als mit Du sprechen. Wie sehr ist ein Land bei einem solchen Herrn zu beklagen. Wieland macht bei alle diesem nicht die lobenswürdigste Figur. Er haßt Goethe im Herzen und doch kriecht er vor ihm und vergöttert ihn sowohl in gebundener als unge-

bundener Rede, nur damit er auch ein wenig unter dem Glanz seiner Strahlen leuchten möge."

Nr. 50. Focke R., Karl Herloßsohn. Zu seinem fünfzigsten Todestage (13. Dezember 1849).

Nr. 51. 52. Seeger O., Das Erfurter Weihnachtsspiel des Johann Leon 1553.

Nr. 52. Schwann M., Jahrhundertwende.

Witte E., Theodor Fontane.

Vossische Zeitung. Nr. 496. Abendblatt.

Consentius E., „Freigeister, Naturalisten, Atheisten", ein Aufsatz Lessings im Wahrsager.

Beilage zur **Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (Berlin).**

Nr. 245. 18. Oktober. Johann Georg Schlosser.

Nr. 251. 25. Oktober. Fiege Rud., Dilters von Dittersdorf.

Nr. 287. 7. Dezember. Renk Ant., Ein Tiroler Bauerntheater. Kulturstizze aus Tirol.

Nr. 288. 289. 8. 9. Dezember. Geiger Alb., Über neuromantische Lyrik.

Nr. 292. Zieler Gust., Heinrich Heines 100. Geburtstag.

Nr. 294. Gaedertz Karl Th., Der Nestor der deutschen Dramatiker. — Heinr. Kruse. A. S.

Berliner neueste Nachrichten. Nr. 517.

Fürst R., Die böse Schwiegermutter. Ein Beitrag zur Geschichte der Motive.

National-Zeitung (Berlin).

Nr. 511. Weißstein G., Aus Weimars Theaterleben 1809. Mit einem ungedruckten Briefe von Rudolf Abeken.

Nr. 553. 559. Gleichen-Rußwurm A. von, Vom Traum in der Dichtung.

Nr. 531. 532. Berg L., E. von Feuchtersleben.

Nr. 639. Weißstein G., Johann Christian Brandes.

Frankfurter Zeitung.

Nr. 236. Waldmüller R., Zu Schillers Gedächtnis.

Nr. 302. Geiger L., Unbekannte Xenien von David Friedrich Strauß.

Zeitung für **Litteratur, Kunst** und **Wissenschaft.** Beilage des **Hamburger** Korrespondenten.

Nr. 18. Achelis Th., Goethe als Lyriker.

Nr. 21. Petsch R., Hamburg bei Wilhelm von Humboldt und Eichendorff.

Nr. 23. Sell D., Goethes Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Nation.

Hannoversches Unterhaltungsblatt.

Nr. 31. Mielke H., Held und Heldin im deutschen Roman.

Karlsruher Zeitung.

Nr. 249. Kilian E., Aus dem Nachlasse von Michael Bernays.

Leipziger Zeitung.

Nr. 79. Markgraf R., Zur Geschichte des Zeitungswesens in Leipzig.

Beilage Nr. 121. Seliger P., Johann Georg Schlosser.

Leipziger Tageblatt.

Nr. 366. Isolani E., Ernst Scherenberg.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München).

Nr. 225—227. Ebner-Eschenbach Marie von, Aus den Erinnerungen des Feldmarschall-Lieutenants Moriz Freiherrn Ebner-Eschenbach.

Nr. 226. Garr M., E. T. A. Hoffmann als Musikschriftsteller.

Nr. 229. 230. Chamberlain H. S., Paul Deussen und die Bedeutung der altindischen Weltanschauung für das Leben der Gegenwart.

Nr. 230. Bettelheim A., Nachwort zu den Erinnerungen des Freiherrn von Ebner-Eschenbach.

Haag K., Die direkte Methode der Mundartenkartographie, ihre sprachwissenschaftliche Bedeutung und innere Nothwendigkeit.

Nr. 231. Caro J., Der neusprachliche Unterricht in den höheren Schulen.

Nr. 232. Mayne H., Uhland als Prosaist.

Nr. 243. 244. Schuster H., Zum Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der Litteratur und der Tonkunst.

Nr. 246. 257. 279. 280. Asbach O., Heine und das Düsseldorfer Lyceum.

Nr. 249. Usener H., Alfred Fleckeisen.

Milian E., Das Mannheimer Theater-Archiv.

Nr. 254. Petzet E., Der Briefwechsel zwischen Gleim und Uz. — Über Schüddekopfs Ausgabe.

Nr. 255. 256. Weilen A. von, Neue Romane und Erzählungen.

Nr. 260. Heuberger R., Briefe von Joh. Brahms.

Nr. 263. Zittel K. von, Rückblick auf die Gründung und die Entwicklung der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften im 19. Jahrhundert.

Nr. 264. Peez A., Die Stammsitze der Bayern und Österreicher.

Wurzbach W. von, Eichendorffs Jugend.

Nr. 266. 267. Wolff E., Heinrich von Kleist und Ludwig Wieland. — Wendet sich neuerlich gegen die Ausführungen von Witkowski in Gegenwart Nr. 28, ohne dessen Nachweise erschüttern zu können.

Nr. 269. Kobell Luise von, Aus J. H. von Hefner-Alteneck's Lebenserinnerungen.

Nr. 272. 273. Funck H., Zwölf Briefe von Lavater an Goethe.

Nr. 278. Louis R., Arbeit und Rhythmus. — Ueber die zweite Auflage von Bücher's Buch.

Nr. 285. 286. Düntzer H., Neues über Goethes „Faust". — Pniower: Goethes Faust.

Nr. 291. 292. B[ulle] O., Chamberlains „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts".

Nr. 296. 297. Bettelheim A., Grillparzer und Anzengruber.

Nr. 298. Fester R., Zur Entstehungsgeschichte „der Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck.

Beilage zur Bohemia (Prag).

Nr. 272. Widmann B., Zum Jubiläum der Glocke.

Nr. 324. Minor J., Prags deutschen Studenten zum Goethe-Commers.

Nr. 353. 21. Dezember. Hauffen A., Deutsch-böhmische Dialektgedichte.

Neues Wiener Tagblatt.

Nr. 278. Just A., Hanswursts Geburtstag (Gottfried Prehauser).

Neue Freie Presse (Wien).

Nr. 12617. 7. Oktober. Gleichen-Rußwurm Alex. Freiherr von, Zum Jubiläum des „Liedes von der Glocke".

Nr. 12618. 8. Oktober. Th. H[erz]l., Gedanken über Nestroy.

Nr. 12656. 15. November. Ruß Viktor, Ulrike von Levetzow.

Nr. 12660. 19. November. *** Seine letzte Liebe (Ulrike von Levetzow).

Nr. 12671. 12672. 30. November. 1. Dezember. Delle Grazie M. E., Ludwig Anzengruber. Zum 60. Geburtstage des Dichters.

Nr. 12684. 13. Dezember. Kaufmann Max, Heines „Mouche". Zur 100. Wiederkehr von Heines Geburtstag.

Nr. 12695. 24. Dezember. „Wolfram von Eschenbach". Ein unaufgeführtes Festspiel von Paul Heyse. — Autobiographisch. A. S.

Anhang.

Französische Zeitschriften.

Bearbeitet von Charles Senil in Paris.

Revue pour les jeunes filles.

20 juin. 5 septembre. 5 octobre. Tissot Ernest. L'Allemagne de Goethe.

20 septembre. Souday Paul, Les jeunes filles de Wagner.

Revue des cours et conférences.

11 mai. Lichtenberger Henri, Henrik Ibsen.

25 mai. Séailles G., La morale de Kant. Le bien moral.

21 décembre. Séailles G., La méthode de Kant.

Mercure de France.

Juin. Octobre. Décembre. Gaultier J. de, De Kant à Nietzsche. L'instinct de connaissance. — Kant et l'Hindouisme. — Transformation philosophique.

Les Etudes.

25 mai. Prélot, Bismarck et la transformation de l'Allemagne.

Bibliothèque universelle et Revue Suisse.

Mai. Dumur F., Un grand écrivain Suisse, Gottfried Keller.

Décembre. Planchet E., L'allemagne nouvelle et ses historiens.

Le Correspondant.

25 juin. Mme E. Paris, L'art du moyen âge et la Renaissance en Allemagne d'après le récent volume de M. Janssen.

Revue Bleue.

10 juin. Bouyer S., Beethoven et Wagner.

30 septembre. Guilland A., L'Allemagne nouvelle et ses historiens.

16 décembre. Monod Gabriel. Une idéaliste allemande. Malwida de Meysenbug.

Revue encyclopédique.

17 juin. Ébray Alcide, L'Allemagne politique.

18 novembre. A. le Glay, Le cent cinquantenaire de Goethe.

Revue historique.

Juillet—août. Mossmann X., La France et l'Alsace après le traité de Westphalie.

Revue des deux Mondes.

15 septembre. Wyzewa T. de, Le 150e anniversaire de Goethe.

15 novembre. Wyzewa T. de, L'oeuvre de Goethe et la critique allemande.

Revue de Paris.

1er octobre. Guilland A., Henri de Treitschke.

Nouvelle Revue.

Octobre. Diémy Jean, Le 150e anniversaire de Goethe.

Journal des Débats.

3 juin. Muret Maurice, Les théâtres pendant le congrès de Vienne.

18 juillet. Scillère Ernest, La vie — d'un superhomme, Max Stirner.

23 mai. Sorel A. Emile, Le lyrisme moderne en Allemagne jugé par un allemand.

9 mai. Muret Maurice, La jeunesse de Fréderic III.

6 septembre. Barine Arvède, Une publication allemande. Les mémoires de la baronne Cécile de Courtot.

2 août. Barine Arvède, Les lettres de Goethe à sa femme.
1er septembre. Hallays André, En flânant: Weimar.
17 décembre. Welschinger Henri, Moritz Busch.[1])

Nachrichten.

Preisaufgabe der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft für das Jahr 1902: Eine Darstellung der Entwicklung der deutschen Kulturgeschichtschreibung von Herder bis auf Freytag, Riehl und Burckhardt einschließlich. Termin bis 30. November 1902.

F. Arnold Mayer in Wien giebt bei E. Felber in Berlin heraus: Quellen und Darstellungen zur Theatergeschichte Wiens und Deutschösterreichs.

EXPOSITION UNIVERSELLE DE 1900

CONGRÈS INTERNATIONAL D'HISTOIRE COMPARÉE

SECTION D'HISTOIRE LITTÉRAIRE

Président d'honneur .... M. Gaston Paris, de l'Académie française et de l'Académie des inscriptions, administrateur du Collège de France.
Président ..... M. Ferdinand Brunetière, de l'Académie française.
Vice-Présidents ..
- M. Victorien Sardou, de l'Académie française;
- M. Petit de Julleville, professeur à la Faculté des lettres de l'Université de Paris;
- M. Charles Dejob, maître de conférences à la Faculté des lettres de l'Université de Paris.

Secrétaires .....
- M. Joseph Bédier, maître de conférences à l'École normale supérieure;
- M. Gustave Lanson, maître de conférences suppléant à l'École normale supérieure;
- M. Joseph Texte, professeur à la Faculté des lettres de l'Université de Lyon.

Membres du Comité:

MM. Andler, maître de conférences à l'École normale supérieure; Besnard, directeur de la *Revue d'art dramatique*; Bossert, inspecteur général de l'Université; Bouvy, chargé de cours à la Faculté des lettres de l'Université de Bordeaux; Bréal, de l'Académie des inscriptions, professeur au Collège de France; Brunot, maître de conférences à la Faculté des lettres de l'Université de Paris; Cirot, maître de conférences à la Faculté des lettres de l'Université de Bordeaux; J. Claretie, de l'Académie française, administrateur de la Comédie-Française; H. Cochin, député; H. Dietz, professeur de rhétorique au lycée Buffon; Jusserand, ministre plénipotentiaire; Karppe, agrégé de l'Université; Leger, professeur au Collège de France; Lichtenberger, professeur à la Faculté de lettres de l'Université de Nancy;

[1]) Die Fortsetzung der Bibliographie folgt im nächsten Hefte.

Legras, professeur à la Faculté des lettres de l'Université de Dijon; Morel, professeur au lycée Louis-le-Grand; Morel-Fatio, professeur suppléant au Collège de France; Omont, conservateur à la Bibliothèque nationale; Psichari, maître de conférences à l'École des hautes études; comte de Puymaigre; Reynier, professeur de rhétorique au lycée Louis-le-Grand; Rouanet, publiciste; Sirven, professeur agrégé de l'Université; Stroehlin, professeur honoraire de l'Université de Genève; Téodor de Wyzewa, publiciste.

Le Congrès d'Histoire comparée des littératures (6e section du Congrès international d'Histoire comparée) se réunira à Paris, au Collège de France, du 23 au 29 juillet 1900. Les adhésions et cotisations sont reçues au Secrétariat général du Congrès, boulevard Raspail, 10, à Paris; au secrétariat de la section (chez M. Gustave Lanson, 9, rue du Val-de-Grâce), et par M. le comte de Tarade, trésorier, rue Cambon, 45, à Paris.

Les propositions de communications doivent être adressées au secrétaire de la section, M. Gustave Lanson, 9, rue du Val-de-Grâce.

PROGRAMME.

Tout en réservant le principe de la liberté des communications, le Comité d'organisation croit devoir attirer l'attention des personnes qui voudront bien prendre part au Congrès sur l'intérêt particulier et actuel des questions suivantes:

1° Questions relatives à l'établissement et à la critique des sources de l'histoire littéraire;

2° Questions relatives à la bibliographie de l'histoire comparée des littératures;

Questions relatives à l'étude des grands courants internationaux d'échange et de communication des idées littéraires, en particulier depuis l'époque de la Renaissance;

Questions relatives aux origines étrangères des oeuvres nationales et réciproquement à la diffusion des oeuvres nationales en pays étranger;

3° Questions relatives aux méthodes de critique et notamment à la mesure dans laquelle on en peut faire l'assimilation aux méthodes de l'histoire proprement dite et des sciences naturelles.

Nikolaus Dumba

(† zu Pest am 23. März 1900).

In demselben Zeitpunkt, in dem unserer Zeitschrift in einem erlesenen Kreise von Wiener Litteraturfreunden selbstlose Förderer erstanden sind, haben wir den plötzlichen Tod eines dieser hochherzigen Gönner aufs schmerzlichste zu betrauern.

Seit Jahrhunderten spielt das orientalische Element in dem östlich gelegenen Wien eine wichtige Rolle und die Einwanderung aus Griechenland und den Donaufürstentümern führte der österreichischen Hauptstadt immer neues Blut und immer frische Kräfte zu. Groß- und Kleinhandel Österreichs befand sich vielfach in den Händen von Griechen. Noch aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wissen die Reisenden von dem bunten, farbenprächtigen Eindruck der Wiener Bevölkerung zu berichten, wozu die Griechen „in ihrer eigentümlichen Tracht mit langem Bart und hoher Mütze" das Ihrige beitrugen. Dagegen pflegten sich die vielen reichen

Griechen Wiens schon damals in ihrem Äußeren von den übrigen Bürgern nicht mehr zu unterscheiden. Ohlenschläger in seinen Reisebriefen will wissen, daß sie fast den vierten Teil der Stadt besäßen. Bekannt ist Zelters Hymnus auf die blendende Schönheit der griechischen Frauen in seinem berühmten Brief an Goethe über seinen Wiener Aufenthalt im Sommer 1819. Der berückende Zauber einer dieser Frauen aus griechischem Blut (Marie Daffinger, geborene von Smolenitz) lebt in Grillparzers Dichtungen unsterblich fort.

Aus dieser griechischen Gemeinde Wiens stammt Nikolaus Dumba. Sein Vater war aus Macedonien eingewandert und war hier zu großem Reichtum gelangt; er selbst, in Döbling am 24. Juni 1830 — in demselben Jahre wie Kaiser Franz Joseph und Marie von Ebner-Eschenbach — geboren, war bereits ganz zum Wiener geworden. Ein prachtvolles Jugendbildnis hat uns die südliche Anmut seiner schönen Züge aufbewahrt. Der kaufmännischen Schule des Vaters entwuchs die künstlerische Anlage des durch Studien und Reisen hochgebildeten Jünglings; Musik und später Malerei nahmen seine Seele gefangen und er wurde auf diese Weise zum Kunstfreunde großen Stiles. Der feinsinnige Gönner Makarts und der jüngeren österreichischen Malergeneration, der begeisterte Verehrer Schuberts und des Chorliedes ist mit der künstlerischen Entwicklung Wiens in den letzten drei Dezennien unzertrennlich verbunden. Von ehrfurchtsvoller Dankbarkeit gegen die schöpferischen Genien der Menschheit erfüllt, war er die eigentliche Seele aller jener Bestrebungen, die dahin abzielten, Österreichs Dichtern und Musikern in Wien Denkmäler zu errichten und alle diese Opferfeuer stammen jetzt zum Ruhm seiner eigenen einfachen und schlichten Persönlichkeit. Die zahlreichen Wiener Gelehrten und Schriftsteller, die sich in freudiger Erregung dazu vereinigt hatten, um die Feier seines siebzigsten Geburtstages durch die Herausgabe einer umfangreichen, künstlerisch ausgestatteten Festschrift zu begehen, wußten es, alle zusammen und jeder einzelne, wie auch diese Gebiete des geistigen Lebens Nikolaus Dumbas steter Fürsorge und bereitwilligster Förderung gewiß sein durften. Dankbar und treu werden wir des edlen Gönners Namen stets in Ehren halten.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. Januar, im Satze am 9. Mai 1910.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien

Die Quelle von Ayrers Ehrlicher Beckin.

Von Johannes Bolte in Berlin.

Unter Jakob Ayrers Fastnachtspielen hat „Die ehrlich Beckin mit iren drey vermeinten Bulern“ (4, 2763—2789 ed. Keller) um der guten Laune willen, mit der hier die Bestrafung dreier ungetreuer Ehemänner durch den Gatten der vergeblich umworbenen Frau und ihre beleidigten Weiber vorgeführt wird, auch in unserm Jahrhundert (Wien 1876) den Weg auf die Bretter gefunden und Beifall geerntet. Woher aber Ayrer den Stoff dieser Posse entnahm, ist weder von Keller noch von Goedeke oder Pistl[1]) nachgewiesen worden.

Einen willkommenen Fingerzeig gewährt uns Lazarus Sandrubs[2]) 1618 gedruckte „Historia von dreyen Ehebrechern, wie es jhnen ergangen“, die im Gegensatz zu andern Schwänken von der treuen Frau[3]) den Ehemann zu einem Bäcker, die drei Liebhaber zu einem Goldschmied, Schuster und Schneider macht und auch in der Bestrafung der in drei Mehlsäcken auf den Markt getragenen Buhler mit Ayrer übereinstimmt. Hier steht nämlich unter der Überschrift die Quellenangabe: „Auß einem Lied in folgenden Reymen verfasset.“

Dies Lied ist in einem Erfurter Flugblatte von 1592 auf der Berliner Bibliothek (Ye 641. 4 Blätter 8°) erhalten und lautet folgendermaßen:

Ein schön newes | Lied, von dreyen | Bulern. | Im Thon. | Wie man den Stürtzenbecher singt. |

[1]) Quellen für Ayrers Sing- und Fastnachtspiele. Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 6, 430 (1893).

[2]) Delitiae historicae et poeticae Nr. 57 (Neudruck von Milchsack 1878).

[3]) Vgl. die Zusammenstellungen zu Val. Schumanns Nachtbüchlein 1893, Nr. 47 und in Freys Gartengesellschaft 1896, S. 286.

Ein newes Lied vnd kurtzweilig Gedicht
Wirt euch jetzund allhie bericht
Von dreyen Bulern wol bekandt,
Doch hier mit namen nicht genandt;
Dann sie solches nicht gerne leyden,
Sie nennens jetzt die Ehr abschneiden.
Wers sagt, dem soll es nicht gelingen,
Nicht weniger thut mans singen.
Wie ihr drey haben gebulet, schau,
Nach einer schönen Becken Frau,
Wie euch diß Liedt berichtet schon;
Kanst es singen ins Lindenschmidts Thon.

Wer bulen will ohn sorgen,
Der kriech in Sack unverborgen.

Getruckt zu Erffurt, bey Jo= | hann Beck, 1592. |

[Aijb] 1. Hoert zu ein seltzam Ebenthewr,
Was sich hat zugetragen hewr
Zů Münster in der Statte
Mit eines reichen Becken weib,
Auch drey Ehemennern drate!

2. Der erste war ein Goldschmid frey,
Der ander ein Schůster darbey,
Ein Schneider auch darneben;
Die giengen der Beckin heimlich nach,
Keiner vom andern wust, merckt eben.

3. Die Beckin der ehren fromm was,
Gieng hin, sagt irem Mann bald, das
Die drey ihr thun nachstellen
Mit guten worten und geschenck,
Sie an ihren ehren zůfellen.

4. Der Beck war ein listiger Man,
Sprach: 'Fraw, merck, wie ich ihm will thun,
Gleichsam wöl ich Grieß machen!
Schaw, wie du sie bringst in das Hauß,
Ich will sie lehrnen bachen.

5. 'Doch wil ich sambt unserm Knecht
In dem Roßstall verbergen recht.
Laß ein nach dem andern kommen!'
Die Fraw sprach: 'Merck, mein lieber Man,
Wie ichs hab fürgenommen!

6. 'Es muß einer den andern erschrecken:
Ein will ich in den Backofen stecken,
Den andern in ein Sack verborgen,
Der dritt muß auch in ein Sack,
Mit angst und großen sorgen.' [Aija]

7. Das gefiel dem Becken im [Hertzen wol.]
Die Fraw sprach: 'Ein Loß ich dir geben soll,
Wenn du und der Knecht solt kommen:
Wenn ich Holtz fang zů hauen an,
So hab ich schon gewonnen.'

8. Also ward der rath beschlossen.
Die Beckin gieng unverdrossen,
Wo sie zum Goldschmidt mocht kommen;
Der war ir doch im hertzen hold,
Das bracht im wenig frommen.

9. Sie ging hin, gab eim jeden beschеid,
Der erst solt kommen umb achte zeit,
Der ander umb neun uhren,
Der dritt umb zehen. Mercket mich,
Was sich da thet da begeben!

10. Als nun der abend kam herzu,
Der Goldschmid het kein rast noch ruh,
Die zeit war im gar lange,
Er hört fleißig auff den Glockenschlag;
Umb acht kam er gegangen.

11. Die Beckin hett acht auff die Thür,
Sie trat gar bald zů im herfür,
Thet in [gar] woi empfangen.
Er nam sie bey ihr schneweißen Handt,
Thet sie freundlich umbfangen.

12. Sie giengen in der Stuben warm,
Er nam sie baldt an seinen Arm,
Sprach: 'Hertzlieb, ihr solt meiner gedencken;
Den Becher und ein ring von Goldt
Den will ich euch jetzt schencken.'

13. Das war bey achtzehen Gulden wert. [Aijb]
Er sprach: 'Das hab ich lang begehrt.'
Er wolt als mit ihr schertzen.
Sie sprach: 'Wir wöllen essen zů nacht.'
Er greiff ihr nach dem Hertzen.

14. Als sie zů Tisch waren gesessen,
Vermeinten zů trincken und zů essen,
Da thet es neune schlagen.
Der Schůster klopffet an der Thür,
Die Fraw fieng an zů klagen.

15. Sie sprach: 'Ach Gott, mein Man ist drauß!'
Der Goldschmidt erschrack sehr überauß,
Das schertzen war ihm vergangen.
Die Fraw sprach: 'Wenn er uns findt beysam,
So lest er uns warlich fangen.

16. 'Doch wenn ir mir wolt folgen thun,
So wil ich euch helffen darvon
Zů morgend frů vor tage;
So kriecht in Backoffen nein,
Seid ihr sicher ohne klagen.'

17. Der Goldschmidt kroch in Ofen nein,
Dafür schob sie den Ofenstein,
Zů der Haußthür kam sie gegangen
Und öffnet sie in kurtzer eyl,
Den Schůster thet sie schon empfangen.

18. Sie führt ihn in die Stuben behend,
Neun Goldgülden hett er in der Hendt,
Sie dancket im mit trewen,
Sprach: ‚Ichs noch wol verdienen wil.'
Der Narr thet sich frewen.

19. Vermeindt ein gůten můt zu haben;
In [Aiija] dem thet der Schneider hertraben.
Als es zehen thet schlagen,
Da klopffet er geschwind an der Thür.
Die Fraw fieng an zů klagen.

20. Sprach: 'Mein Mann und der Knecht
Kommen auß der Můle schlecht.'
Sprach: 'Ach Gott, wie soll ichs anfangen!'
Der Schuster erschrocken war,
Sprach: 'Wer ich nie auff die Bulschafft gangen.'

21. Sie bracht ein langen Sack herfür,
Sprach: 'Wenn ihr wolt folgen mir,
So seidt ir ohn alle sorgen.
So kriecht in disen Sack hinein,
Da seid ihr wol verborgen.'

22. Der Narr sich überreden ließ.
Wie bald sie in in Sack nein stieß
Und thet in oben zůbinden
Und lehnt ihn zu andern Secken hin
An der Wand wol dahinden.

23. Dem Schneider sie gar bald auffthet.
Der Narr Gelt in henden het,
Zehen Taler (merckt mich eben),
Die hatten den Nürnberger schlag,
Thet er seim Bulen geben.

24. Sie sprach: 'Hertzlieb, in eyl
Sitzt an Tisch ein kleine weil!
Ich will uns Küchle bachen.'
Sie hawet holtz mit geschwinden List,
Der Beck und Knecht thet sich auffmachen.

25. Und klopffet an der Thür behendt.
Die Fraw kam in die stuben gerent,
Sprach: 'Ach wehe, Hertzlieb, uns beyden!
Mein [Aiijb] Man und Knecht seindt vor der Thür;
Wir kommen in großes leiden.

26. Der Schneider sich auch bereden ließ.
Wie baldt sie in in Sack nein stieß
Und verbandt ihn wol und eben
Und trug ihn zů den andern hin.
Hört, was sich hat begeben!

27. Sie machet auff die Thür behend,
Der Beck kam hineingerent,
Sprach: 'Fraw, wir müssen bachen.
Knecht, thů das Mel in Trog
Und schick dich zů den Sachen!'

28. Der Knecht in die Stuben kam,
Den Sack er mit dem Schneider nam,
Warff ihn in Trog mit gewalte.
Der Schneider im Sack schrey mordio.
Der Knecht sprach: 'Das muß der Teuffel walten.

29. 'Was ist das für ein Ebenthewer!'
Sprach: 'Meyster, es ist ungehewer,
Das Mel ist lebendig worden,
Oder der Teuffel steckt in dem Sack.'
Der Beck sprach auß zoren:

30. 'Soll denn der Teuffel im Sacke sein,
So hab ich droben ein Büchlein klein,
Damit kan man den Teuffel beschweren.
Bring mir ein Bengel anderthalb Elen lang!
Damit muß ich im die Haut erberen.'

31. Der Beck mit dem Büchle kam,
Den Bengel inn die Hende nam,
Creutzweis thet er drein schlagen:
'Wie seidt ihr in die Secke kommen?
Das solt ihr mir sagen.' [A4a]

32. Sie schrien in Secken allebeyd,
Keiner vom andern wissen thet,
Ein jeder sprach: 'Ich bin kein Teuffel.'
Der Beck sprach: 'Wie seyd ihr in mein Secke kommen?
Daran trag ich kein zweiffel.'

33. Der Knecht nam den andern Sack,
Nam den, da der Schůster in stack,
Und warff in in trog behende
Uff den Schneider unbarmhertzig.
Der schrey: 'O Gott, hilff mir an meim ende!'

34. Der Knecht sprach ohn allen spot:
'Kein Teuffel schreit nicht zu Gott.
Wir wöllens anders machen.
Den Bachofen will ich heitzen thun,
Wir wöllen das Mel mit den Secken bachen.'

35. Als der Knecht mit dem Fewer kam
Und der Goldschmid den rauch vernam
In dem Ofen (merckt eben),
Schrey er erbermlich mit lauter stim:
'Ach friste mir mein leben!

36. Ich will dir geben ein reich geschenck.'
Der Knecht sprach: 'Das findt seltzame schwenck.
Wer hat dich darein tragen?
Was gibst mir, ich hilff dir davon?' —
'Ein Dolch mit Silber beschlagen.'

37. Der Knecht ein Sack bracht an dem endt,
Sprach: 'Darein kreuch du behend!
So wil ich dich auff die Gassen tragen.
Von [A4b] mir sol es verschwigen sein,
Ich wils auch niemandt sagen.'

38. Der Goldschmidt kroch auch inn den Sack hinein.
Der Knecht trug in auch in die Stuben hinein,
Sprach: 'Ich hab noch ein Teuffel gefangen,
In disen Sack hab ich ihn gebunden.'
All drey haben sie auffgehangen.

39. Also kamens all drey in die Seck.
Zů morgens frů nam sie der Beck,
Thets auff den Kornmarckt tragen
Und ließ sie ligen in dem Sack.
Jederman thet da fragen,

40. Was doch in Secken wer.
Niemandts wist, wo sie kemen her,
Der Marckmeister thet sie auffbinden.
Werens bey iren Weibern blieben,
So hett man sie da nicht dörffen finden.

41. Also wurdens all drey wol geschmissn,
Zween haben sich darunder beschissn,
Das bulen war ihn vergangen.
Ja, wenn die Katzen also naschen gehn,
Werden sie also gefangen.

42. Also ist disen dreyen Narren geschehen,
Die ander Leut Weiber wöllen versehen
Und hetten daheim gnug zůschaffen.
Darumb kriech keiner in den Sack,
Man wirdt sonst auch sein lachen.

ENDE.

Die Vergleichung dieses Liedes mit Sandrubs Historia lehrt, daß Sandrub sich durchaus an die ältere Erzählung hält. Daß auch Ayrer das Lied benutzte, ist trotz einiger Abweichungen ohne weiteres klar und braucht kaum genauer dargelegt zu werden.[1] Seine Abweichungen bestehen, abgesehen von den neuen Personennamen und der fortgefallenen Ortsangabe, teils in Zusätzen, teils in kleineren Abänderungen. Hinzugefügt hat Ayrer S. 2767—71 die Werbung der drei Buhler, die jeder der Frau Charitas ein Geschenk überreichen und auf zwei Uhr nachts bestellt werden; ferner hat er S. 2771—76 die Scene der auf ihre Männer argwöhnischen Weiber und S. 2784—89 ihr Erscheinen auf dem Markte, wo ihnen der Bäcker die Säcke mit seinen Gefangenen zu Kauf anbietet, eingeschaltet. Während der Possendichter durch diesen letzten Auftritt einen wirksamen Schluß gewonnen hat, erscheint die auf S. 2774—76 vorliegende Änderung der Vorlage minder geschickt; die treue Frau steckt nämlich nicht wie im Liede jeden der nacheinander eintreffenden Buhler sofort in einen Sack, als der folgende anpocht, sondern sie fordert alle drei auf, mit ihr zusammen lustig zu sein, und reicht ihnen erst, als ihr Mann kommt, gleichzeitig drei Säcke, damit sie sich darin verbergen. Auch ist diese List bei Ayrer S. 2765,9 ein Gedanke des Bäckers, während im Liede (Strophe 6) die Frau darauf verfällt.

Den drei eben besprochenen Bearbeitungen des Schwankes vermag ich schließlich noch eine vierte an die Seite zu stellen. Der Nürnberger Schulmeister Ambrosius Metzger (1573—1633), welcher halberblindet erst im 50. Lebensjahre von Hans Winter die Kunst des Meistergesanges erlernte,[2] dichtete am 28. April 1625 das nachstehend aus dem Göttinger Cod. philol. 196, S. 31 abgedruckte Meisterlied. Daß er den Stoff aus dem auch sonst von ihm benutzten Buche Sandrubs und nicht aus dem älteren Liede oder aus Ayrers Posse entnahm, ergiebt sich z. B. aus seinen Schlußworten, die bei Sandrub

[1] Auch sonst hat Ayrer aus Nürnberger Meisterliedern geschöpft. So liegt seinem Fastnachtspiele von den verwechselten Eheleuten und dem Markgrafen von Rom (4, 2391) ein 1541 entstandener Meistergesang des Hans Sachs (gedruckt Forschungen zur brandenburgischen Geschichte 11, 201) und den beiden Possen vom verlarften Franciscus mit der venedischen Wittfrauen (5, 3001. 3025) ein in der Alemannia 20, 164 mitgeteiltes Lied Georg Hagers vom Jahre 1588 zu Grunde. Über sein Verhältnis zu Hans Sachsens Schwänken vgl. Pistl, Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 6, 432; über das Spiel vom Bauern mit seinem Gevatter Tod Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 4, 37.

[2] Dies erzählt Metzger selber in einem 1625 verfaßten Meisterliede (Göttinger Cod. philol. 196, S. 70); vgl. auch Schnorr von Carolsfeld, Archiv für Litteraturgeschichte 3, 54. Das Todesjahr 1633 ergiebt sich aus den von K. Drescher edierten Nürnberger Meistersinger-Protokollen 1, 317 (1897).

fast ebenso lauten: „Wenn die Katz gar zu sehr will naschen, So muß mans vberm Raub erhaschen."

Die beckin mit den dreyen bulern.

Im schwartzen thon Hans Vogels.

1.

Ein beck hett gar ein schönes weib;
Der halben er gar viel der neider,
Welche war keusch an ihrem leib.
Ein goldschmidt, schuster und ein schneider
Thetten der heimlichen nachstellen,
Meinten die an ehren zu fellen.

Als sie diß ihrem man macht kund,
Befahl er, die lassen zu kommen
Jeden zu einer g'wisen stund:
'Es soll dir bringen kein unfrommen.'
Umb neun uhr b'stellt die frau vernünfftig
Den goldschmidt auff die nacht zukünfftig.

Der mit eim ring die fraw begaben,
Daß er derselben gunst und huld möcht haben.
Die frau die setzt ihn an den tisch,
Nachdem sie ihn freundlich empfangen.
Als beede truncken den wein frisch,
Kompt der schuster auch daher gangen,
Klopft an der thür mit leisen schlägen.
Die frau sich thet vom tisch bewegen

2.

Und sagt: 'Mein man der komt nach hauß'
Deß empfing der goldschmid groß schrecken:
Als er nicht wust wo ein noch auß,
Thet sie den in einen sack stecken
Und ließ ein den schuster darneben,
Der ihr ward neun goldgulden geben.

Wie beede auch ein kleine zeit
Mit worten freundlich theten schertzen,
Klopfft der schneider, wie er bescheid.
Deß erschrack der schuster von hertzen,
Vermeint, das der beck käm vom zechen.
Die fraw steckt in ein sack den frechen,

Ließ ein den schneider ohn umbschweifen,
Welcher der becken wolt an die brüst greiffen,
Gab der zehen taler wol g'muth.
Die frau nam die und sagt ohn b'schwerden:
'Darfür bach ich euch küchlein gutt,
Biß unser sachen anderst werden.'
Thett heimlich in die kuchen schleichen.
Als ihr man hört das b'stimbte zeichen,

3.

Rumoret er in dem hauß fast,
Welchs dem schneider groß forcht erwecket.
Die beckin den ohn alle rast
Den zweyen gleich in ein sack stecket.
Der beck zu seinem knecht thet sagen:
‘Thu zum bachen die säck hertragen!’

Der becken knecht dieße all drey
Ungestüm in den trog thet werffen.
Darvon ward ein jämmerlichs g’schrey,
Weil der fall ihren leib thet scherffen.
Der beck sagt: ‘In säcken ohn sorgen
Seind g’wiß etlich teuffel verborgen;

Drumb ich dieselben muß beschweren.’
Nam ein bengel, thet die damit hart beren.
Darvon sie schryen Mordio
Und batten umb gnad ihrer sachen.
Nachdem sie lang gebleut also,
Ließ er sie loß mit spott und lachen
Und sagt: ‘Also muß man erhaschen
Die katzen, wen sie wöllen naschen.’

Aus den „Litterarischen Monaten“ 1776/7.

Mitgeteilt von Erich Schmidt in Berlin.

In der zweiten Auflage meines „Lessing“ 1, 713 mußte ich den Ausdruck des Bedauerns wiederholen, daß die Wiener Zeitschrift „Litterarische Monate“, worin laut einer alten Journalnotiz Klotzens Briefwechsel mit Riedel stehe, unzugänglich geblieben sei. Bald danach wies mich Schüddekopf an die Halberstädter Gleimstiftung, von deren liberalem Verwalter, Herrn Rektor Hey, ich umgehend das Buch erhielt: „Litterarische Monate, ein Journal von einer Gesellschaft zu Wien. Erster Band, enthaltend die Monate October, November, December 1776 und den Monat Januar 1777. Wien, auf Kosten der Gesellschaft, gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattner“; die Vorrede verspricht Fortsetzung, doch folgt den 382 SS. samt Register nur noch angebunden das Februarheft. Damit scheint dies kümmerliche Unternehmen erloschen zu sein, das sowohl eine poetische Blumenlese als Beiträge zur Kritik liefern will und die Begeisterung für Klopstock durch allerlei bardische Mummenschanz mit erklärenden

Fußnoten kundgiebt, doch auch Wieland hochhält und Goethe mehrmals lobt, nur nicht seine Apokopen (S. 281) und den Schwarm seiner Nachahmer. Es lohnt nicht, auf die gehaltlosen, oft kläglichen Verse der Haschka, Mastalier, Denis, Retzer, Alxinger einzugehen. Am reichlichsten ist Haschka vertreten; S. 21 sein „Liebeslied. Ich bin ein deutscher Jüngling". Riedel steuert S. 16 das „Lied eines alten Croaten" nach Gleims Art bei, S. 117 einen Lobgesang auf Joseph II., S. 132 gilt der Hymnus „Von Helden und Dichtern" besonders dem gepriesenen Laudon, der leider Mastaliers Verse, und überhaupt Poesien, nicht lese; man ergänze: so wenig wie Friedrich seine Gleim und Ramler.

Der verschollene Band liefert zweifache der Erneuerung werte Ausbeute.

I. Nanette Gluck.

In Seufferts Vierteljahrschrift 1, 27 ff. habe ich zu zeigen versucht, wie tief die Bitte Glucks um ein dichterisches Totenopfer für seine geliebte sangreiche Nichte, die am 21. April 1776 gestorben war, nach Klopstocks Ablehnung und Wielands neuem Vorschlag auf Goethe wirkte. Riedel, ein Schützling des Meisters, tröstet ihn S. 5 ff., Unsterblichkeit predigend, durch „Ein Klaglied und ein Frohlied, beyde zu singen für C. R. v. Gluck". Dann leiert Haschka S. 8 ff. — sogar ein schlechter Schattenriß ist vorgedruckt — mit einem die erste Strophe ihres Lieblingsliedes leicht variierenden Motto „Sie war ein deutsches Mädchen" u. s. w. den fürchterlichen Bardensang „Cronnan und Minona an Annas Hügel" und spielt hier wie im folgenden Gedicht, das auch die „vom Ersten der Barden harfengeadelte Winthem" zur Trauer ruft, auf Klopstocks Begegnung mit der „Zauberin" an. Im Novemberheft S. 142 ff. benutzt Riedel die rühmende Anzeige des Souper des Enthousiastes, einer Schrift über die Alceste, zur Abwehr einiger „Coxcombs", die zu viel des Guten von Gluck und seiner Nichte mitgeteilt fänden. Er sei Glucks Freund, doch Wieland, der ihn nie gesehen, äußere sich im Merkur noch wärmer. Haschka hätte Maria Anna zu heiß besungen? Je heißer, je besser! Zur Rechtfertigung aber bringt Riedel zwei Beilagen, S. 145 und 146 f. „Die erste ist ein Brief, welchen einer der vornehmsten Reichsfürsten, der die Sängerinn in Paris gehöret hatte, kurz nach ihrem Tode an den Ritter Gluck schrieb" — man wird die jugendlichen Worte Carl Augusts gern lesen und sich dann ein humoristisches Blatt Klopstocks (vgl. A. Schmid, Gluck S. 239; Marx 2, 143) gefallen lassen, über dessen Verkehr mit Gluck 1775 in Karlsruhe und Rastatt ja Ring klatschhaft berichtet (siehe D. F. Strauß, Gesammelte Schriften 10, 156; E. Schmidt, Charakteristiken S. 166).

1.

„Lieber Ritter Gluck! Wie nahe mir der Tod Ihrer liebenswürdigen Nichte gegangen, das läßt sich fühlen, nicht sagen. Wohl denen guten Seelen, die nichts mehr von den Leiden der Unterdrückung auf dieser elenden Erde — nicht Erde — die ist gut — sondern Welt finden. Es war eines der liebenswürdigsten Geschöpfe auf Erden. Laßt uns ihren Verlust solange betrauren, solange uns der Schöpfer mit Gefühl begnadiget — nicht trösten. Leiden ist besser, denn sich durch die Kälte dieser Welt unterdrücken laßen. Ihr Geist ist uns in jedem schönen Mondlicht, jedem schönen Abendroth nahe. Geister guter Seelen umschweben uns gute Menschen, und schützen uns für dem pestilentialischen Hauchte der kalten, repräsentirenden, feinköpfigten Seelen, unterdrückens, daß diese wohl den Leib, aber nicht die Seele unterdrücken können. Leben Sie wohl, und lassen Sie uns die Nähe der lieben Seligen in jeder schwülen Sommernacht empfinden! Denken Sie manchmal an mich!

Karl August, H. z. S. W.“

2.

„Die zwote Beylage ist von Klopstock. Dieser setzte in einer glänzenden Gesellschaft folgenden Revers auf, welchen Maria Anna Gluck, nebst allen anwesenden, zum Theile durchlauchtigen Zeugen und Zeuginnen, unterschrieb“:

„Ich Endes unterschriebene, Bezauberinn des heiligen Römischen Reichs, wie auch des unheiligen gallikanischen Reichs, urkunde und bekenne hiermit, wasmaßen ich Klopstocken versprochen habe, und verspreche, daß ich, sobald ich, Erzauberin, in die Erzstadt des Erzhauses, Wien genannt, zurück gekehrt bin, und mich alldort drey Tage und drey Nächte hintereinander von meiner Reise verpustet habe, ich sofort und ohne Verzug, wie auch ohne ferneren Aufschub ihm zusenden will:

„1) Die Arie, in welcher Orpheus der Euridice nachruft,

„2) Die Arie, in welcher Alceste ihren Kindern nachruft;

Und daß ich unter jede dieser Arien setzen will einige wenige Worte, in welchen enthalten seyn soll, soviel nämlich davon in Worten enthalten seyn kann, die Art und Weise, Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit, und gleichsam die Schattirung meines musikalischen Zaubervortrages, damit benannter Klopstock diese meine Worte, benebst den Arien, seinerseits wiederum zusenden könne seiner Nichte zu Hamburg, welche, seinem Vorgeben nach, der Zauberey auch ergeben seyn soll. Urkundlich, geschehen Rastadt am 17ten Martii 1775.“

II.

Die „Briefe von Klotz und Riedel“, die man ironisch einem weisen Mitverfasser der Nicolaischen Allgemeinen deutschen Bibliothek zu Liebe druckt (Dezember 1776, S. 222—251; Januar 1777, S. 365—382), setzen mit dem kurzen Begleitschreiben zu Riedels „Theorie“ am 28. Mai 1767 ein und beziehen sich, unter wechselseitigen Komplimenten und Freundschaftsschwüren des Klotzianismus, sowie Klagen über das geistig öde Jena, vornehmlich auf die Gründung und die ersten Stücke der „Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften“. Manche Namen sind nur angedeutet, die Briefe gewiß mit behutsamen Weglassungen dargeboten, so daß zwar der Grimm gegen Nicolai als ein Hauptmotiv deutlich hervortritt, vom Kampfe mit Lessing aber keine Spur zu finden ist. „Die Berliner geben sich den Ton einer Nationalstimme. Und wer sind

denn diese Leute?“, fragt Klotz; dann heißt es nach acht Kreuzchen: „Dies sind die deutschen Senatoren! Eine feine Gesellschaft!“ Riedel antwortet am 18. Juni 1767, einen Besuch in Halle ankündigend, den vielleicht Herr Boie mitmachen werde („ein sehr geschickter junger Mann, der voll ist von Enthusiasmus für unsere Litteratur, und der einzige beynahe hier, mit dem ich de hoc nostro studiorum genere plaudern kann“): er kenne Nicolai nicht und habe kein Leid von ihm erfahren, „der heroische, gebietrische, despotische Ton in vielen Recensionen will freylich niemanden gefallen. Ich schätze indeß die Verdienste und Einsichten mancher Mitarbeiter, und eben deßwegen habe ich schon verschiedene Anschläge verhindert, die ein Paar wirklich witzige Köpfe in ** geschmiedet hatten, um das ganze Institut lächerlich zu machen“. Klotz bedauert, daß dies unterblieben und die verhaßte Gesellschaft nicht an ihre Sterblichkeit gemahnt worden sei. Von Recensionen und kleinen Händeln ist oft die Rede. Am 9. Juli erbietet sich Riedel, das bei Weißes Sanftmut so nötige Gegengewicht Klotzens gegen die Berliner betonend, unverbindlich zu Aufsätzen über Mendelssohns Phaedon (Deutsche Bibliothek I 1, 124), Ramlers Gedichte (27), den Philosophen Feder (14), Herders Fragmente (161): „Haben Sie die Fragmente schon gelesen? Ein gutes Buch, aber in einer Schreibart, vor welcher Apollo Deutschland bewahren wolle. Aber der Kopf, der es gebohren hat, er sey wer er will, wird künftig alles aus sich machen können, was er nur will. Nur die Auswüchse hinweg!“ In der Beilage von einem Berliner Anonymus gegen die Marktschreierei wird später gerügt, daß sogar Herders Name mehrmals falsch angeführt sei, und Klotz bemerkt auch brieflich (vgl. I 4, 177) Herders bösen Lapsus, der aus dem Pariser Tänzer Marcel einen antiken Marcellus gemacht hatte. Riedel autorisiert den Hallenser, aus seinen Beiträgen alles Ungefällige, Beißende, Kaustische zu streichen. Ob das geschah? Klotz erwidert nur (19. September 1767): „Unser erstes Stück besteht aus Ihren Recensionen, dann hat Jacobi ein Paar [über Bachenschwanz, Klotz und andere] hergegeben, und ich einige, unter welchen auch Ihre Theorie [I 1, 75] ist, bey welcher ich einige, jedoch freundschaftliche Erinnerungen gemacht habe.“ Dazu die für diese Kompilatoren bezeichnende Wendung: „Auf Meinhards Leben [siehe I 3, 1] bin ich sehr begierig. Wäre dieß nicht die Gelegenheit zu zeigen, was die deutsche Litteratur von der italienischen gewinnen könnte? Sie haben doch den Muratori und Gravina in Jena, aus beyden werden Sie vieles entlehnen können“. Später findet er, Riedel habe „Duschen zu vielen Weihrauch gestreuet“ (I 1, 183), und will diesen selbst gegen die Berliner verhärten; doch wird in einer Fabelnachschrift (27. September) Lessing neben Homer genannt. Riedel bedauert darauf, weil er täglich etwa

6 Stunden Colleg lese, Herders 3. Teil (siehe aber I 3, 60), Duschens Gedichte u. s. w. gar nicht, Weißes fünften „Beytrag zum deutschen Theater“ erst später recensieren zu können (I 4, 1). Derselbe undatierte Brief, worin Klotz prophezeit, das stärkste Wetter nach den ersten Donnerschlägen werde auf ihn selbst losbrechen, gedenkt seines liber fatalis ziemlich scheu: „Mein Gemmenbuch ist fertig geschrieben, und gefällt mir nicht recht. Ich stosse bey jedem Schritte an, und habe niemanden, den ich fragen kann.“ Ohne des „Laokoon“ zu erwähnen, fügt er bei: „Casanova hat mir den Kopf einer Furie geschickt, den ich in Leipzig stechen lasse. Winkelmann hat gewissermassen Unrecht gegen Casanova. Sie können nicht glauben, wie sehr der erste auf seine eigenen Landsleute schimpft; dies habe ich aus einem durchlauchtigen Munde. Meinhard war sehr nachgebend gegen ihn; und dann ist Winkelmann gut.“ Riedels nächste Briefe (Anfang 1768?) handeln von seiner schwebenden Berufung nach Erfurt, wo er sich allmählich von Klotz löste. Nur ein Klotzisches Schreiben, das Riedel endlich mit scherzender Beschwichtigung erwidert, wird noch mitgeteilt, ein interessantes Bekenntnis. Hatte der junge Geheimrat schon früher seinen Enthusiasmus für das Privatleben halb scherzhaft ausgesprochen und letzthin aufgetrumpft, Riedel werde so wenig in Erfurt oder Jena sterben als er selbst in Halle, so macht er nun — auch dieser Brief ist undatiert — sein Testament:

„Ehe ich Ihnen, ewig geliebtester theuerster Freund, für eine Ehre [die Widmung vom Denkmal Meinhards] danke, deren Werth ich ganz empfinde, muß ich Ihnen mein Herz öffnen, und — — nennen Sie es Schwachheit, oder Freundschaft — genug es muß heraus!

„Meine Tage sind gewiß bald verflossen; und ich kann nur wenige Jahre noch zu leben hoffen. Sie überleben mich gewiß, und ich wünsche es mit wahrem Patriotismus. Wenn ich gestorben bin, so schreiben Sie meinen Lebenslauf, ich mag es verdienen, oder nicht. Sie sollen ihn schreiben. Herr Meusel, der mich genau kennt, soll Ihnen dann meinen Charakter schildern, sammt meinen Fehlern. Denn ich habe große Fehler, und keinen derselben sollen Sie verschweigen. In Ansehung des Guten vergessen Sie nicht der Welt zu sagen, daß ich manches Gute würde haben leisten können, wenn ich in meiner Sphäre gewesen wäre. Allein ich bin in ein Element versetzt worden, in dem ich eben so wenig handeln kann, als der Vogel im Wasser. Meine Neigung ist von Jugend an auf ein geschäftiges Leben gegangen. Ein Mann, der mich liebte, rieth mir, mich auf Staatssachen zu legen: ich lernte also die Geschichte und die Rechte, um wenigstens das letztere wieder zu vergessen.

„In meiner Philosophie finde ich jenseit des Grabes wenig Klarheit. Aber, ich weiß selbst nicht warum, meinem Namen wünschte ich ein kleines Gedächtniß — doch bloß von Ihnen.

„Sehen Sie dies als das Codicill eines Mannes an, der Sie von ganzer Seele liebt, und, so lange er sich seiner bewußt seyn wird, lieben wird. Bin ich zu unsern Vätern versammelt, so erinnern Sie sich dieser Bitte, die ich an Sie gethan habe; erfüllen Sie solche. Bey der Wiederkunft der Dinge werde ich unter allen Sterblichen — dann Unsterblichen — mich erst nach meinem redlichen Vater, und dann nach Ihnen umsehen, und beyden danken.“

Dies bei aller Schauspielerei im Grunde doch aufrichtige Codicill zu vollziehen, so erklärt Riedels Fußnote, habe er stracks nach Klotzens freundschaftlich beweintem Tod (am Sylvestertag 1771) sich nicht entschließen können: erst wenn der übertreibende oder verkleinernde Parteigeist verbraust sei, lasse sich über einen großen Mann etwas Bestimmtes sagen. Auf eine gleiche letztwillige Mahnung pochend, hatte ja Hansen sein Schandbüchlein hingesudelt, Riedel aber sich auch durch keine Beisteuer zu Hagens Briefsammlung kompromittieren wollen, sondern die gewiß schon 1772 zurückgeforderten Blätter noch Jahre lang im Stillen bewahrt, um schließlich in der abgelegenen Wiener Zeitschrift eine vorsichtige Auswahl zu bieten.

Der Verfasser der „Gedichte eines polnischen Juden".

Von Daniel Jacoby in Berlin.

Wenn ich die Teilnahme der Leser dieser Zeitschrift für das Leben und die Gedichte eines Mannes erbitte, dessen Name durch Goethes Recension der Vergessenheit entrissen ist, so geschieht es in der Hoffnung, daß meine Darstellung dem Forscher wie dem Freunde unserer Litteratur Anregung geben werde. Was aus den wenigen und dazu noch sich widersprechenden Nachrichten zu benutzen war, fasse ich kurz zusammen und nenne die spärlich fließenden Quellen, aus denen ich geschöpft habe. Geboren 1746 zu Salantin in Samogitien, wuchs Jsaschar Falkensohn Behr in einem traurigen Erdenwinkel unter seinen gedrückten und halbwilden Glaubensgenossen auf.[1] In früher Jugend widmete er sich wie sie dem Handel; weniger der Drang nach Bildung als nach Gelderwerb führte ihn nach Preußen. In Königsberg, „der blühenden Stadt, die sich voll Stolz Am besegelten Hafen thürmt Und ins friedliche Thor handelnde Völker zieht," zeigte ihm ein „Goldesverlust", „Wandelnd Erz sey kein Quell steter Zufriedenheit".[2] Karl Lessing erzählt,[3] Behr hätte das Unglück gehabt, daß ihm ein Stück Sammet gestohlen wurde, worin sein ganzer Reichtum bestand. Aus Furcht, wenn er nach

[1] Fischer in A. W. Hupels Nordischen Miscellen. 4 Stück. S. 16. — Recke-Napiersky, Allgemeines Schriftsteller-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland. 1827. 1, 92; vgl. Goedeke² § 222, 10.

[2] Die Citate aus Behrs Ode „An die Hoffnung".

[3] Lessings Werke. Hempel 20, II, 480.

Hause ginge, wegen dieses Unglücks verhöhnt zu werden, habe er sich entschlossen, in Königsberg zu bleiben. Einige Professoren der Universität nahmen sich wohl seiner an, und Behr suchte die deutsche Sprache aus Christian Wolffs mathematischen Schriften zu erlernen. Aber bittere Armut brachte ihn schon der Verzweiflung nahe, da kam er zu seinem Glück mit Empfehlung an Moses Mendelssohn nach Berlin 1768 oder 1769. Eine mitleidige Gottheit, sagt er selbst, leitete seinen Schritt nach Berlin und „empfahl seine Jugend dem Schutz des durch Weisheit Verewigten". „Hier in der blühenden Künste Pflanzstadt" wurde sein Ehrgeiz rege. Er lernte neben dem Deutschen auch das Lateinische und Französische und durfte mit Mendelssohns Bekannten und Freunden verkehren.[1] „Ich konnte," erzählt Karl Lessing seinem großen Bruder,[2] „anfangs wenig mit ihm sprechen; da er aber zugleich mit Lateinisch lernte, so verlangte ich von ihm, mir etwas aus einem deutschen Schriftsteller ins Lateinische zu übersetzen und siehe, er brachte mir einen ganzen Akt aus der Wielandschen Übersetzung des Romeo. Freilich war diese Übersetzung toller als meine Verwunderung, und ich konnte nicht anders, als ich mußte seine Kühnheit mehr für Unkunde als für Genieäußerung halten. Aber ich sahe mich bald betrogen. Jetzt schreibt er ziemlich gut Deutsch, versteht ein lateinisches und französisches Buch und ist in der Mathematik, Philosophie und Medizin kein Fremdling. Wenn er so fortfährt, kann er es weit bringen." Mendelssohn, der bekanntlich selbst gedichtet hat, wurde auf Behrs Begabung aufmerksam: an Mühe und Fleiß ließ dieser es gewiß nicht fehlen. Schon seit 1768, sagt er selbst,[3] habe er sich den Studien gewidmet; zu dieser Zeit aber als Jüngling noch das lernen müssen, „was sonst ein Kind von sechs Jahren schon weiß, das ist, deutsch und latein lesen". Kein Zweifel, daß er auch Ramler näher trat, den er in einer Ode gefeiert hat:

Auch mir gab Melpomenens Huld die Laute;
Doch auf Lithuaniens kalten Höhen
Wild erwachsen rühr' ich sie roher, als der
Nordwind erbrauset.

Lehre mich, o Meister der deutschen Leyer,
Lehre mich ein Lied dir nachlallen! Sing' ich
Je ein Lied der Ewigkeit, ist es dir ein
Ewiges Danklied.

---

[1]) Nicht mit Gotthold Ephraim Lessing, wie Kayserling irrtümlich meint, „Der Dichter Ephraim Kuh". Berlin 1864, S. 45; vgl. Kayserlings Aufsatz „Ein unbekannter Dichter" im „Jahrbuch für Israeliten", herausgegeben von Wertheimer und L. Kompert. Wien 1862, S. 4 f., wo derselbe Irrtum sich findet.

[2]) a. a. O.

[3]) Im „Schreiben an einen Freund" vor den Gedichten S. 12.

In einem andern Gedicht[1]) rühmt er, neben Garve und Mendelssohn, „den Barden an der Spree, Ramler, Teutoniens Stolz". Seine Gedichte schrieb er, wie er selbst berichtet, in den Erholungsstunden, die ihm das Studium der Medizin ließ. Nachdem er dieses noch in Leipzig[2]) fortgesetzt hatte, ging er nach Halle, wo er 1772 die Doktorwürde erhielt. Ob seine Dissertation „Animadversiones quaedam ad illustrandam phrenitidis causam" in Halle wirklich gedruckt wurde, ist fraglich, denn weder in Berlin noch in Halle ist sie zu finden.[3]) Seine Anhänglichkeit an die Heimat, der er in der Ode „An Curonia" Ausdruck giebt, führte ihn nach Kurland zurück; eine Zeit lang wirkte er in Hasenpoth, nördlich von Libau; 1779 ging er nach Mohilew in Rußland, bald darauf nach St. Petersburg. Ob er wirklich schon 1781 in Hasenpoth gestorben, ist durchaus nicht sicher bezeugt. Von seinen Verhältnissen ist sonst nichts bekannt. Wenn Karl Lessing erwähnt, er habe Frau und Kinder schon gehabt, ehe er nach Deutschland gekommen sei, so ist das bei den Sitten der polnischen Juden wohl glaublich. Seiner Eltern erwähnt Behr zärtlich und warm in der Ode „An die Hoffnung"; dem Vater widmet er außerdem zum 60ten Geburtstag ein, übrigens mittelmäßiges, Gedicht.

Die ersten Gedichte Behrs wurden, ohne seinen Namen, bekannt im Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1771: drei Lieder „auf eine kleine Schöne" (Leyer, töne Meine Schöne! Wie sie, schön und klein, Soll dies Liedchen sein); „Der treue Betrüger" (Aglaja, wie? Nur immer scherzen? Du fühlst im Herzen Die Liebe nie?); „Das Kind" (Lieber grüner Wald, Du, der Nachtigallen Freyer Aufenthalt). Schon 1771 wußte man, daß eine Sammlung erscheinen werde. In dem erwähnten Briefe schreibt Karl Lessing am 11. Juli 1771 aus Berlin, Behr werde Gedichte herausgeben, „von denen einige recht artig sind". Und Boie berichtet aus Göttingen an Knebel am 30. Dezember desselben Jahres:[4]) „die Gedichte des Litauers sollen auch jetzt gedruckt sein. Sie haben recht, die jüdische Nation verspricht sehr viel, wenn sie einmal erwacht." Die „Gedichte von einem polnischen Juden" sind, ohne Namen, erschienen zu Mitau und Leipzig bei Jacob Friedrich Hinz 1772. 96 S. 8°. Dazu ein „Anhang" ebenda 1772. 32 S. Dem K. Polnischen Landrat Friedrich

[1]) Ode „An den Apollo".

[2]) Siehe „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1773" im alphabetischen Verzeichnis der Dichter.

[3]) In der Königlichen Bibliothek zu Berlin, die die medizinischen Dissertationen der Universität Halle aus dem 18. Jahrhundert besitzt, fand ich sie nicht. Herr Bibliothekar Dr. Roth zu Halle hat sie auch dort nicht ermitteln können.

[4]) K. L. von Knebels Nachlaß. Leipzig 1835: 2, 111.

Ewald Fircks hat Behr die Gedichte mit einem öffentlichen Schreiben gewidmet, datiert Berlin d. 26. November 1771. Das Büchlein ist selten geworden: die K. Bibliothek zu Berlin besitzt es nicht. Durch Reinhold Köhlers Güte erfuhr ich vor Jahren, daß er es für die Weimarer Bibliothek erworben habe. Schon im Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1773 urteilte[1]) der Herausgeber: „Die Talente dieses außerordentlichen Mannes, der die sonderbaren Phänomene auf unserem Parnasse aufs neue vermehrt, sind meinen Lesern schon bekannt. Denn es ist derselbe polnische Jude, von dem ich im zweiten Almanach 3 Lieder und eine Ode mitgetheilt habe. Er heißt Behr. Die Tugenden, welche ich damals an jenen Liedern pries, Naivetät, Zärtlichkeit, Delicatesse trifft man auch in den neueren an." Den „spielenden Vorbericht" tadelt er; von dem „Anhang" sagt er, er sei der vorigen Gedichte nicht unwürdig und hebt besonders das „Opferlied" hervor. Die Oden „haben wohl Ramlers Ton, aber nicht Ramlers Präcision". Dieser nahm in seine „lyrische Blumenlese" (Leipzig 1774) die beiden Gedichte Behrs „Schwärmerei" und „Sehnsucht nach dem Frühling" auf. Wie bei andern Dichtern verfuhr er auch hier: seine Änderungen sind durchaus nicht immer glücklich zu nennen. Ein Urteil des bekannten K. A. Kütner,[2]) dem andere nachgeschrieben haben, zeigt, wie die meisten Kunstrichter des 18. Jahrhunderts dachten: „Einige seiner Lieder haben den altdeutschen biederen Ton unserer besten Liederdichter, lachende Bilder und Schalkheit und unschuldige Naivetät. Nicht immer weiß er die Mühe zu verbergen, die Silbenmaß und Reim ihm kosteten: viele seiner schönen Gedichte leiden unter dem Zwang der Versifikation. Das musikalische Gedicht „Andromeda", die reifste Frucht seines Genies, ist einer Meisterhand würdig. Minder glückt es ihm in der höheren Ode: sein Ausdruck ist zu gekünstelt, kalt und ungelenk." Nachdem Kütner erwähnt hat, daß Ramler zwei seiner Gedichte in seine Sammlung aufgenommen, meint er: „Er steht mit ebenso großem Rechte in einer so ehrenvollen Gesellschaft als Süßkind, der Jude von Trimberg, im Zirkel der Minnesinger." Aber weder Süßkind noch Behr zeigen Ursprünglichkeit. So wenig wie Süßkind sich — nach dem unbefangenen Urteil[3]) Roethes — von den Anschauungen seiner christlichen Kollegen im 13. Jahrhundert im wesentlichen entfernt, so wenig Behr von denen, die der Poesie der Zeitgenossen gemeinsam sind. Wüßten wir es nicht, wir würden auch aus seinen

[1]) S. 80.

[2]) Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. Berlin 1781, S. 494. Von Kütner als Dichter giebt uns Matthissons Auswahl ein Bild; siehe dessen „Lyrische Anthologie", 11. Teil, S. 109—124.

[3]) In der Allgemeinen deutschen Biographie.

Liedern den Juden nicht herauswittern. Und doch, wäre er ein ursprünglicher Dichter von eigenster Kraft und Wärme der Empfindung gewesen, wie hätte er durch Darstellung der Umgebung, in der er aufwuchs und groß geworden war, der Eindrücke, die ihm eine neue Welt gebracht, durch den Mut der Wahrheit ergreifen und erschüttern können!

Das hat der junge Goethe gewußt. In jener bekannten Recension der Frankfurter Gelehrten Anzeigen hob er hervor, was er von diesen Gedichten erwartet hatte und wie er enttäuscht ward. „Es ist recht löblich ein polnischer Jude seyn, der Handelschaft entsagen, sich den Musen weihen, deutsch lernen, Liederchen ründen; wenn man aber in allem zusammen nicht mehr leistet, als ein christlicher Eludiant en belles lettres auch, so ist es, däucht uns, übel gethan, mit seiner Judenschaft ein Aufsehn zu machen. Abstrahirt von allem, producirt sich hier wieder ein hübscher junger Mensch, gepudert und mit glattem Kinn, und grünem goldbesetzten Rock,[1]) der die schönen Wissenschaften eine Zeit lang getrieben hat und unterm Treiben fand, wie artig und leicht das sey, Melodiechen nachzutrillern." Und gleich darauf strömt der geniale Jüngling in einer, Herder nachgebildeten,[2]) Apostrophe an den Genius unseres Vaterlandes seine begeisterte Empfindung in jene weihevollen Worte aus, die wir alle kennen. Am Schluß redet er noch von Behrs Oden: „Was ist da viel zu sagen! Durchgehends die, Göttern und Menschen, verhaßte Mittelmäßigkeit." Wohlwollend aber wünscht er, „daß der Dichter uns auf den Wegen, wo wir unser Ideal suchen, einmal wieder, und geistiger, begegnen möge."

So hatte Behr, wie soll ich sagen? das glückliche Unglück, von dem jungen Genie beurteilt und, wie andere auch, beiseite geworfen zu werden. Schlechter sind seine Gedichte nicht als viele von Gleim, Ramler, sogar von Uz, den Dichtern, die für ihn die bewunderten Vorbilder waren. Manche haben schönen Fluß, sind auch nicht ohne Anmut und Grazie, aber die lebendige Schönheit, Wahrheit und Kraft fehlen ihnen, die in den Schöpfungen unserer Großen leben.

Dennoch, selbst nach Goethes und Schillers Auftreten, sind sie nicht ganz in Vergessenheit geraten. Denn Friedrich Matthissson hat im 9. Band seiner „Lyrischen Anthologie", der 1805 in Zürich erschien, außer den beiden von Ramler bevorzugten noch vier Gedichte der Aufnahme für wert gehalten: „An den Frieden", „Das Landleben", „Opferlied", außerdem die „Andromeda", die Behr eine

[1]) Damit spielt Goethe auf die Verse Behrs an im „Schreiben an einen Freund" vor seinen Gedichten S. 11—12.

[2]) Vgl. Wilhelm Scherer in der Einleitung zum Neudruck, Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts, Nr. 8, S. LXXXIII.

Cantate, „Matthisson ein lyrisches Monodrama mit Chören nennt. Kleine Änderungen hat Matthisson in allen Gedichten gemacht, denn auch er nahm bei der Aufnahme in seine Sammlung das Recht in Anspruch, abzukürzen und abzuändern. Mit Behrs „Andromeda" hat er sich ganz besondere Mühe gegeben. Offenbar ist für sie Ramler das Vorbild gewesen. Albert Köster hat in einem Aufsatz[1]) „über das lyrische Drama im 18. Jahrhundert" gezeigt, daß Rousseaus „Pygmalion" für die selbständige Entwicklung dieser Gattung der Poesie den Anstoß gegeben; er wies dabei auf den Einfluß hin, den sie selbst auf Goethe, und nicht bloß auf seine Proserpina, ebenso auch auf Schiller gehabt hat. Dabei betont er mit Recht das Ansehen, das Ramler genoß. Ramler allein schien des großen Vorbildes, des Metastasio, würdig zu sein. Freilich erst nach dem Auftreten Behrs erhielt das lyrische Drama durch die Musik Georg Bendas zu „Ariadne", „Medea", „Pygmalion" u. s. w. seine Glanzperiode, etwa in den Jahren 1775—1780. Aber Ramler hat schon in den Sechzigerjahren Cantaten gedichtet, die auf Behr Einfluß haben konnten. Außer den geistlichen Cantaten 1760 kommen dabei in Betracht „Ino" 1765, das „Alexanderfest" nach Dryden zur Musik Händels 1766 und „Pygmalion" 1768. Zu den besungenen Frauen der Antike Ariadne, Medea, Kleopatra, Sophonisbe u. s. w. tritt also auch Behrs Andromeda. Er folgt in der Fabel neben Ovid auch dem Peter Corneille, wie er selbst anführt.[2]) Wir sind Zeugen, wie die an den Felsen gebundene Andromeda, vom Chor beklagt, den Drachen erwartet. Aus ihren Worten geht hervor, wie Perseus für sie den Kampf siegreich besteht. Sie schwört ihm ewige Liebe, und schon sollen die Liebenden in den Tempel zur Vermählung gehen, da hört Andromeda, wie Hermes den Befehl des Zeus bringt, daß sie beide in den Himmel versetzt werden sollen. Die in Einzelheiten sorgsame Verbesserung Matthissons zeigt, daß er, wie Kütner, dieser Cantate großen Wert zuerkannt hat: ein Beweis mehr, daß er noch 1805 in seiner dichterischen Persönlichkeit mehr der früheren Periode im Grunde angehörte als der Zeit Goethes und Schillers. Einige Stellen aus der Cantate Behrs mit den Änderungen Matthissons mögen hier zur Vergleichung stehen:

Andromeda.

Behr.	Matthisson.
Erspare, treues Chor, Dein Klagen und dein Flehn; Dich hört kein Götterohr. Zum Opfer ausersehn,	Laß ab, o treuer . . . Zu klagen und zu flehn!

[1]) Preußische Jahrbücher 1891, 68. Band, S. 188 f.
[2]) Behrs Gedichte, S. 85.

	Bin ich am Felsen hier gebunden.	.. an diesen Fels gekettet,
	Ach! Trost und Hoffnung sind verschwunden! —	Wo keines Gottes Macht mich rettet.
	Erspare, treues Chor,	Laß ab, o treuer ...
	Dein Klagen und dein Flehn;	Zu klagen und zu flehn!
	Dich hört kein Götterohr.	
	. . . . .	. . . . .
	Verbirg mich, o Erde!	
	Sie fliegt auf mich, die Brut —	..... des Orkus Brut!
	Fels stürz' ein und werde	Stürze Fels ...
	Mein Grab — sie kömmt — ha! welche Wuth —	... kommt ...
	Bald klebt an ihren Klauu mein Blut —	
	. . . . .	. . . . .
	Das Chor.	Der ..
	Tag, der trauervoll begann,	
	Freudetrunken sollst du enden,	
	Zündet Hochzeitfackeln an,	
	Eilet, Becher auszuspenden!	
	Schmückt den Sieger, schmückt die Braut,	
	Mit den schönsten Blumenkränzen;	
	Drehet euch in Reihentänzen,	
	Singet Hymnen, singet laut!	.... jauchzet ..
	. . . . .	
	O stimmet Lobgesang, ihr Chöre,	Im höchsten Feierton, ..
	Singt meinen göttlichen Freund,	
	Der, einzig werth der Gottheit Ehre,	... Götterehre,
	Mich gütig mit sich vereint.	. liebend seinem Geschick ..
	Wenn ihr in stillen Nächten	
	Uns bey den Sternen glänzen seht;	... schimmern ..
	So kniet und dankt den Mächten,	
	Die zum Olympus uns erhöht!	

Die darauf bei Behr noch folgenden zwölf Verse sind von Matthissou gestrichen worden. Zum Schluß die beiden Gedichte Behrs, die Ramler „verbessert" hat, zugleich mit den Abänderungen Matthissons: lehrreich für den Wechsel des Zeitgeschmacks und nicht ohne Interesse für dichterische Technik.

I. Schwärmerei.

Behr.	Ramler.[1]	Matthisson.
Wie zärtlich seufzt die Nachtigall!	.. seufzet Aedon![2]	... schlug ..
Gewiß, sie klaget der Natur	.. er	.. klagte ..
Des Weibchens Tod: ihr süßer Schall,	.. sein Trauerton	... dem süßen ..
Voll sanfter Wehmuth, füllt die Flur.	Erfüllt mit Schmerz die Flur.	.. schwieg ..

[1]) Lyrische Blumenlese 1774, Buch II, S. 118.

[2]) Ramler sagt in der Anmerkung „Die Nachtigall heißt im Griechischen Aedon und wird von dem deutschen Dichter sehr bequem für das Männchen der Nachtigall angenommen, obgleich das Wort bei den Griechen weiblichen Geschlechtes

	Sie ladet mich zu seufzen ein:	Er . .	
	Ich fühle mit ihr ganzes Weh;	Mitleidig fühl' ich seinen Schmerz;	. . fühl' ihr g. tiefes . .
	Ich fühle durch ihr Lied die Pein	. . fühl' ihn doppelt, eigne . .	
8	Vermehrt, in der ich selbst vergeh'!	Zerreißt mein weiches Herz.	
	Zu welcher Qual ward mir die Lust,		
	Die ich für unvergänglich hielt,		
	Die ich jüngst an Aglajens Brust	Seit ich sie an Thamirens . .	. . an Philaidens . .
12	In süßer Trunkenheit gefühlt.	Voll Trunkenheit . .	
	Ich meynt', als mir ihr Mund gelacht:	Voll Trunkenheit hab' ich gedacht	. . wähnt' . . Blick . .
	Die schön, gleich Huldgöttinnen, sey,	. . wie H.	
	Die wär' auch von des Todes Macht,	. . sey	
16	Gleich Huldgöttinnen ewig frey.	Wie H. frey.	
	Itzt gehn die Tage finster hin,	Nacht wird mein künftig Leben seyn,	Jetzt . . . .
	Der schönen Augen sanftes Licht,	. . himmelblauen Augen . .	
	Das mild, wie Frühlingssonnen, schien,	Wie Frühlingssonnen mild und rein,	
20	Erhellt nun meine Seele nicht. —	. . den Geist mir . .	
	Mit süßer Stimme, Sängerinn,	Dein Singen lindert deine Pein	Du linderst wohl, o .
	Erlinderst du dir deinen Schmerz:	O Aedon! du bist beglückt.	Mit süßer Stimme . . .
	Mir ist die Lindrung nicht verliehn,	Ich muß der L. mich verzeihn:	Die L. ist mir . . .
24	Denn stummer Gram zernagt mein Herz.	Mein Lied im Mund' erstickt.	

II. Sehnsucht nach dem Frühlinge.

	Behr.	Ramler.[1])	Matthisson
	Holder Frühling! kehre wieder,		
	Und belebe die Natur!		
	Gieb der Nachtigall die Lieder,	. . den Nachtigallen . .	. . den Nachtigallen . .
4	Und die Blumen gieb der Flur!	Blumen g. der öden	Blumen g. der öden . .

ist". — Übrigens hat Klopstock einer der frühesten Oden 1748 den Titel „Aedone" gegeben, erst später „Bardale". Auch im Text war die frühere Lesart Aedon, vgl. Klopstocks Oden von R. Boxberger, S. 49.

[1]) a. a. O., Buch V, S. 424.

	Gieb das Grün dem Thal und Hügel,	.. sein grünes Kleid dem ..	.. sein lichtes Grün dem ..
	Und den Wäldern schenk' ihr Haar,		Und dem Hain sein dunkles ...
	Gieb den Zephyrn ihre Flügel,		
8	Und die Freude ruf ins Jahr!		
	Daß Hirtinnen dann und Hirten,	.. die Hirten u. Hirtinnen	
	Um den Schlaf den Blumenkranz,	In dem kühlen Buchen hain	.. die Stirn ...
	In dem Schatten dunkler Myrten,	Wieder ihren Tanz beginnen,	Sich mit Amorn, unter ..
12	Froh sich drehn im Reihentanz. —	Ihren Wettgesang erneun.	Drehn im schönsten ...
	Ach! vielleicht ließ Rosalinde	Und ich meine ..	
	Mir im Aug' dann meinen Schmerz;	In dem kühlen Buchenhain	Die letzte Strophe gestrichen.
	Billigt, was ich still empfinde,	Wieder einsam wandelnd finde	
16	Schenkt zu Lohne mir ihr Herz.	Und wir unsern Bund erneun.	

Der Schuhu in Goethes Vögeln.

Von Max Morris in Charlottenburg.

Am 24. Oktober 1780 schreibt Friedrich Jacobi an Heinse: „Gegenwärtig hat Goethe eine Aristophanische Komödie, „die Vögel" betitelt, in der Mache, worin Klopstock als Uhu, der junge Kramer als Ente die vornehmsten Rollen spielen. Was mir Knebel davon hinterbracht hat, ist meisterhaft gestellt" (Zöpprit, Aus F. H. Jacobis Nachlaß, Leipzig 1869, 1, 40). Diese Angabe Jacobis ist bisher fast durchweg acceptiert worden. Nur Julian Schmidt hat einmal darauf hingewiesen, daß die Züge des Schuhu dazu gar nicht recht stimmen wollen;[1]) aber sein Einspruch hat keine Beachtung gefunden — in den Kommentaren und Biographien findet sich noch immer unweigerlich die Notiz: Im Schuhu ist Klopstock verspottet. Gehen wir einmal durch, was von diesem Schuhu mitgeteilt wird.

„Wir haben gehört, daß auf dem Gipfel dieses überhohen Berges ein Schuhu wohnt, der mit nichts zufrieden ist, und dem wir deß-

[1]) Vgl. auch: Die Vögel, herausgegeben von Arndt, Leipzig 1887.

wegen große Kenntnisse zuschreiben." Die Unzufriedenheit mit den Leistungen Anderer könnte für Klopstock allenfalls passen; weshalb er auf dem Gipfel eines überhohen Berges wohnt, bliebe unklar, und große Kenntnisse sind ihm kaum zugeschrieben worden.

„Sie nennen ihn im ganzen Lande den Kritikus .... Hier, mein Freund, ist das Rüst- und Zeughaus unseres alten, großglasängigen Kritikus .... Lauter neue Bücher, die er nach dem Geruche recensirt hat .... Sie spüren ihren nächtlichen Feind, den mächtigen Kritikus." Klopstock war durchaus kein Kritikus; in seinen sämtlichen Werken finde ich eine einzige Recension (Beurteilung der Winckelmannischen Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in den schönen Künsten) aus dem Nordischen Aufseher von 1761. Das war also damals fast 20 Jahre her.

„Er sitzt den Tag über zu Hause, und denkt alles durch, was die Leute gestern gethan haben, und ist immer noch einmal so gescheidt als einer, der vom Rathause kommt .... Uber was verlangen die Herren mein Urtheil?" Klopstock hatte für die Leistungen Anderer gar kein teilnehmendes Interesse.

„Ich habe meine rechte Freude daran, allen Vögeln bange zu machen .... Es ist aber auch einer oder der andere sich bewußt, daß ich ihm seine Jungen anatomirt habe, um ihm zu zeigen, wie er ihnen hätte sollen rüstigere Flügel, schärfere Schnäbel[1]) und wohlgebautere Beine anschaffen." Das hat Klopstock nie gethan.

„Nimm zuerst diesen knotigen Prügel, womit der Kritikus alles junge Geziefer auf der Stelle breit zu schlagen pflegt! Nimm diese Peitschen, mit denen er, sich gegen den Muthwillen waffnend, die Ungezogenheit noch ungezogener macht! Nimm diese Blasröhre, womit er ehrwürdigen Leuten, die er nicht erreichen kann, Lettenkugeln in die Perrücken schießt." Kein Wort trifft für Klopstock zu.

„Hier nimm das Tintenfaß und die große Feder .... Die nachbenannten Geräthschaften müssen colossalisch und in die Augen fallend sein, besonders die Feder und das Tintenfaß." Klopstock war gar nicht schreibluftig.

„Hier sind die großen Lexika, die großen Krambuden der Literatur, wo jeder einzeln sein Bedürfniß pfennigweise nach dem Alphabet abholen kann." Klopstock war kein eigentlicher Gelehrter. Und ebenso wenig trifft es für ihn zu, wenn Hoffegut vom Schuhu sagt: „(Er gleicht) dem Gukguk, denn er legt seine Eier in fremde

[1]) Der Text bietet: „schärfere Flügel, rüstigere Schnäbel". Die Verbesserung dieses offenbaren Diktier- oder Schreibfehlers, der sich bis in die Weimarer Ausgabe fortgepflanzt hat, ist schon von Köpert (Über Goethes Vögel. Altenburg 1873) verlangt worden.

Nester.“ Diese letzte Wendung giebt uns nun aber die Lösung: Ramler ist gemeint.

Dichtung und Wahrheit, Buch 7: „Ramler ist eigentlich mehr Kritiker als Poet. Er fängt an was Deutsche im Lyrischen geleistet zu sammeln. Nun findet er, daß ihm kaum ein Gedicht völlig genug thut; er muß auslassen, redigiren, verändern, damit die Dinge nur einige Gestalt bekommen. Hierdurch macht er sich fast so viel Feinde als es Dichter und Liebhaber giebt.“ Allgemeine deutsche Biographie: „Die litterargeschichtliche Bedeutung Ramlers besteht in dem Ansehen, welches seine Zeitgenossen seinem kritischen Urtheile beilegten ..... Nach seinem kritischen Bedünken ohne individualisirende Schonung corrigirte er — und dies wurde mit den Jahren seine bedenklichste, heftig befehdete Eigenthümlichkeit, die Dichtungen vieler Anderer, und gab sie so — mit und ohne deren Erlaubniß und Namen — heraus, L. H. von Nicolay, J. N. Götz, M. E. Kuh, Lichtwer u. s. w. Götz und Kuh besitzen wir in Folge dessen nur in Ramlerscher Verkleidung.“

Das also ist die grausame Anatomierkunst unseres kritischen Schuhu, das ist die Kukuksart, seine Eier in fremde Nester zu legen. „Ich habe noch nicht gesehen,“ sagt der Papagei von ihm, „daß einer etwas gemacht hat, den er nicht hinterdrein mit der Nase aufs Bessere gestoßen hätte.“ Seine grausame Passion übt der Schuhu ganz blind und unterschiedslos aus, und es ist ihm im Grunde gleich, was ihm unter die Krallen kommt — er versteht sich also gar nicht auf Singvögel. „Wo er eins (eines Singvogels) habhaft werden kann, schnaps! hat er's beim Kopfe und rupfts. Kaum ein paar hat er auf mein inständiges Bitten hier oben leben lassen, und just nicht die besten .... Mäuse sind't er so delicieux wie Lerchen und die schönste Lerche schnabelirt er wie eine Maus.“ Was von so einem Poeten-Singvogel übrig bleibt, über den der Kritikus kommt, sagt uns der Papagei: „Gebeine und Gerippe ... das ist alles, was er von seinen Mahlzeiten übrig läßt.“

Das Anatomierbild gehört zum alten Bildervorrat Goethes. Dilettant und Kritiker (Werke 2, 205):

Geht wohl an;
Aber es fehlt noch manches dran.
Die Federn, zum Exempel, sind zu kurz gerathen. –
Da fing er an, rupft' sich den Braten.
Der Knabe schrie. – Du mußt stärkre einsetzen,
Sonst ziert's nicht, schwinget nicht. –
Da war's nackt — Mißgeburt! — und in Fetzen.

Mit einem ähnlichen Bilde wie das vom Anatomieren wird Ramler im Neuesten von Plundersweilern verspottet.

Die aufgehängten Becken hier
Verkünden Euch den Herrn Barbier,
Dem wo er irgend Stoppeln sieht
Das Messer untern Händen glüht.
Und er rasirt, die Wuth zu stillen,
Zwar gratis aber wider Willen,
Und bei dem ungebetnen Schnitt
Geht auch wohl Haut und Nase mit.
Welch ein Palast am End' der Stadt
Ist's, wo er seine Bude hat ...
Mit großer Lust und großem Glück
Hält ihr Serail hier Frau Kritik.

Den Einfall, Ramler als Barbier darzustellen, hat Goethe von Chodowiecki übernommen. Es war schon seit längerer Zeit bekannt, daß Chodowiecki Ramler wegen seiner eigenmächtigen und willkürlichen Kleistherausgabe verspottet hatte, indem er ihn zeichnete, wie er den im Sarge liegenden Kleist barbiert, und darauf hin hat schon Henkel, Goethe-Jahrbuch 14, 274, angenommen, daß Goethes Verse von Chodowieckis Zeichnung inspiriert seien. Zum Erweise fehlte aber noch der Einblick in den zeitlichen Zusammenhang und in die Gelegenheit für Goethes Kenntnisnahme von der Zeichnung. Diese selbst ist entweder nicht erhalten oder noch in der Mappe des Sammlers begraben; jedenfalls ist sie in der Kunstwissenschaft unbekannt, wie mir der Chodowiecki-Kenner von Öttingen mitteilt. Es war mir nun zunächst nicht möglich, die Quelle der in verschiedenen neueren Büchern befindlichen Notiz über Chodowieckis Zeichnung aufzufinden; die Nachricht ließ sich nicht über Gervinus zurückverfolgen. Das wird aber auch unnötig durch einen von August Sauer mir freundlich zur Verfügung gestellten ungedruckten Brief Goeckingks an Gleim vom 4. Dezember 1778, der dieselbe Thatsache bezeugt: „Bey Chodowiecki hab ich einen sehr angenehmen Nachmittag zugebracht, denn außer seinen Gemälden wieß er mir auch Zeichnungen vor, die er wegen ihres satyrischen Inhalts niemals in Kupfer stechen und nie aus den Händen geben wird. Und dennoch thäten sie vielleicht mehr Würkung als irgend ein Epigram, z. B. die Zeichnung, wo Ramler den im Sarge ausgestreckten Kleist barbiret, mit der Unterschrift: Laßt die Todten ungeschoren." [1])

Goethe war nun ein halbes Jahr vor Göckingk während seines Berliner Aufenthaltes zweimal bei Chodowiecki. Er besuchte ihn am 16. Mai und dann noch einmal in Begleitung des Herzogs Karl August am 20. Mai. Daß Chodowiecki seinem großen litterarischen

[1]) Die wörtliche Übereinstimmung dieser Stelle mit der bisher über die Zeichnung umlaufenden Notiz läßt vermuten, daß auch für die letztere der citierte Brief, wenn auch sonst ungedruckt, die Quelle vorstellt.

Gaste damals unter anderem auch diese litterarische Zeichnung vorgelegt hat, das zeigt sich eben darin, wie dieses aparte Motiv zwei Jahre später im Neuesten von Plundersweilern erscheint. —

Wie kommt nun Ramler unter die Vögel und was will die ganze Satire?

Der Schuhu wohnt auf dem Gipfel eines überhohen Berges. Der Berg ist dann also Preußen, der Gipfel Berlin. Die Wohnstätte des Schuhu ist prächtig genug. „Sieh doch, sieh, das schöne Gemäuer dahinten! Ist's doch, als wenn die Feen es hin gehext hätten. — Hoffegut. Entzückst du dich wieder über die alten Steine?" Goethe schreibt am 17. Mai 1778 aus Berlin an Frau von Stein von der „Pracht der Königsstadt".

Dieser Berg, auf dem der Schuhu wohnt, ist also „überhoch". Das klingt in diesem Zusammenhange schon etwas antipreußisch. Und nun wird dem Vogelmotiv noch eine deutlichere Spitze gegen Preußen abgewonnen. „Im Norden ist jetzt das Bild des Adlers in der größten Verehrung: überall seht ihr's aufgestellt, und wie vor einem Heiligen neigen sich alle Völker, wenn er auch von dem schlechtesten Sudler gemalt oder geschnitzt worden ist. Schwarz, die Krone auf dem Haupt, sperrt er seinen Schnabel auseinander, streckt eine rothe Zunge heraus und zeigt ein Paar immer bereitwillige Klauen. So bewahrt er die Landstraßen, ist das Entsetzen aller Schleichhändler, Tabackskrämer und Deserteure. Es wird niemanden recht wohl, der ihn ansieht." Diese letzte Wendung ist für uns um so wesentlicher, als sie ganz aus dem Tone fällt und also um ihrer selbst willen dasteht. Treufreund rühmt ja den Vögeln gerade die Pracht und Würde des Vogelwesens.

Das Preußenwesen war Goethe zwei Jahre zuvor bei seinem Aufenthalte in Berlin nahegetreten. Seine Empfindungen dabei haben wir in dem Briefe an Frau Stein, Berlin, 19. Mai 1778: „So viel kann ich sagen je größer die Welt desto garstiger wird die Farce und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so eckelhafft als das Wesen der Grosen, Mittlern und Kleinen durch einander .... Aber den Werth, den wieder dieses Abenteuer für mich für uns alle hat, nenn ich nicht mit Nahmen. — Ich bete die Götter an und fühle mir doch Muth genug ihnen ewigen Haß zu schwören, wenn sie sich gegen uns betragen wollen wie ihr Bild die Menschen." Das waren seine Berliner Eindrücke. Dazu kam nun noch die bängliche Empfindung, mit der der Weimarische Minister auf den unbequemen und gewaltsamen Nachbarstaat blickte. Am 18. März 1778 schreibt er an Merck: „Jetzt macht uns aber der Eindringende Krieg ein ander Wesen. Da unser Kahn auch zwischen den Orlogschiffen gequetscht werden wird." Und so kam es auch. In

dem nun beginnenden Kriege — es ist der bayrische Erbfolgekrieg — nahmen preußische Husaren vom Korps des Generals Möllendorf auf Weimarischem Gebiete gewaltsame Werbungen vor. Darüber kam es zu einem Notenwechsel mit Friedrich dem Großen. Goethe setzt in einer umfangreichen Eingabe an Karl August vom Ende Januar 1779 die schwierige Situation auseinander und bespricht resigniert die geringen Aussichten der verschiedenen Maßregeln, die sich etwa ergreifen ließen. Inzwischen trat das Ende des Krieges ein, und so verlief der Konflikt im Sande. Die Empfindungen des Schwächeren, dem der Starke Unrecht zufügt, hatte Goethe damals Gelegenheit kennen zu lernen. In der Schilderung des Adlers mit den immer bereitwilligen Klauen, bei dessen Anblick niemand recht wohl wird, haben wir die „stille unverfängliche Rache" des Weimarischen Ministers, die freilich harmlos und milde erscheint, wenn man etwa Heines böse Verse auf denselben preußischen Adler damit vergleicht.

Du häßlicher Vogel! wirst du dereinst
Mir in die Hände fallen,
So rupfe ich dir die Federn aus
Und haue dir ab die Krallen.

Künstlerisch ist die Adlersatire der beiden Dichter gleich unwirksam. Der eine läßt es an dem Tropfen Gift fehlen, der ein solches Getränk würzen muß, der andere füllt das Gefäß bloß mit Gift und Galle.

Bei seiner Umdichtung läßt also Goethe alles Athenische fallen und ersetzt es durch Berlin und das Preußentum. Politisch wird die preußische Art nur in diesen kurz aufblitzenden Schlaglichtern gestreift, Ramler aber als der litterarische Vertreter des Preußentums rückt in den Mittelpunkt der Darstellung. In das Bild des Schuhu fließt auch ein Zug von Nicolai ein: die große Peitsche, mit der der Schuhu, sich gegen den Mutwillen waffnend, die Ungezogenheit noch ungezogener macht. Ramler selbst war friedfertig; Nicolai aber, als der nächst Ramler hervorragendste Berliner Schriftsteller, gehört ebenfalls hierher, und durch die Aufnahme dieses Nicolaischen Zuges erweitert sich das Bild des Schuhu zum Spott- und Zerrbilde des preußischen oder berlinischen Litteraten.

Der Schuhu ist also kein ganz einheitliches Gebilde. Es steckt aber in ihm noch eine weitere zunächst ganz fremdartig erscheinende Spitze, und zwar gegen August Ludwig Schlözer in Göttingen.

Von 1776—1782 gab Schlözer, gestützt auf viele persönliche Verbindungen, die er sich auf weiten Reisen erworben hatte, seinen „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts" in 60 Heften heraus. Er bringt darin Korrespondenzen aus allen Kulturländern über statistische, kommerzielle, politische, niemals über litterarische

Gegenstände. Die Tendenz ist auf Belehrung, nicht selten aber auch auf Abstellung von Übelständen gerichtet, und, ganz wie gegenwärtig radikalen Zeitungen, wurden ihm zuweilen auch geheime Aktenstücke und Mitteilungen, die nur durch Bruch der Amtsverschwiegenheit an ihn gelangen konnten, zugestellt, umsomehr, als er die Anonymität seiner Korrespondenten sorgfältig wahrte. Der Briefwechsel fand viel Beachtung und hatte einen starken buchhändlerischen Erfolg, er wurde zeitweilig in mehr als 4000 Exemplaren abgesetzt und eine Anzahl von Heften mußte in verschiedenen Auflagen neu gedruckt werden. Auch Goethe verfolgte das Unternehmen; er schreibt am 2. Mai 1782 an Frau von Stein: „Dazu hab ich Schlözers Briefwechsel .... gelesen“ und ebenso am 11. April 1783: „Hier ein Schlözer.“ Eben während die Vögel entstanden, erregte die Angelegenheit des Pastors Waser in Zürich großes Aufsehen. Dieser war wegen eines Artikels in Schlözers Briefwechsel, worin eine Verwendung des Züricher Kriegsfonds zu Privatzwecken behauptet wurde, in Untersuchung gezogen, und da sich von ihm selbst begangene Fälschungen und Entwendungen herausstellten, am 27. Mai 1780 hingerichtet worden. Lavater verfaßte eine Schrift über die Angelegenheit und schickte sie Goethe zu. Dieser antwortet am 13. Oktober 1780: „Schlözer spielt eine scheusliche Figur im Roman und ich erlaube mir eine herzliche Schadenfreude, weil sein ganzer Briefwechsel die Unternehmung eines schlechten Menschen ist.“

Der Schuhu sagt nun: „Ja, ich habe Correspondenz mit allen Malcontenten in der ganzen Welt; da erhalte ich die geheimsten Nachrichten, Papiere und Documente; und wenn man mit Leuten spricht, die unzufrieden sind, da erfährt man recht die Wahrheit.“ Aus dieser Stelle hat Julian Schmidt (Im neuen Reich 1880, 1, 939) geschlossen, daß Goethe hier auf Schlözer zielt, und durch eine Lesart, die Julian Schmidt noch nicht kannte, da sie erst 1894 in der Weimarer Ausgabe herausgekommen ist, erfährt seine Vermutung eine glänzende Bestätigung. Gegenwärtig erwidern nämlich Treufreund, Hoffegut und der Papagei auf die Worte des Schuhu mit ironischen Bestätigungen: „Ganz natürlich.“ — „Ohne Zweifel.“ — „O gewiß.“ In den beiden in Gotha und Weimar befindlichen Handschriften antwortet aber statt dessen Treufreund: „Da können sie ja ehster Tage einen Briefwechsel heraus geben?“ Goethe hat diese Stelle also als gar zu deutlich und verletzend im ersten Druck 1787 gestrichen. Er hatte auch inzwischen Schlözer persönlich kennen gelernt. Am 18. Oktober 1784 schreibt er an Karl August: „Schlözer ist hier und bedauert sehr Ihnen nicht aufwarten zu können. Buchholz hat ihm den Luftballon steigen lassen, ich hoffe, der deutsche Aretin wird von dieser Ätherischen Ehrenbezeugung sehr geschmeichelt sein.

Knebel ist seinetwegen aus Jena gewichen und befindet sich in Tiefurt."

Auf Schlözers Kritik der politischen Dinge in allen Ländern zielt dann noch die weitere Stelle: „Schuhu. Sein Sie versichert, kein Volk in der Welt weiß sich aufzuführen und kein König zu regieren. — Hoffegut. Und Sie leben doch alle. — Schuhu. Das ist eben das Schlimmste."

Ich habe nun ernstlich geprüft, ob man nicht auf diese zwingende Beobachtung Julian Schmidts hin Ramler fallen lassen müsse, aber das geht durchaus nicht an. Der Schuhu stammt zunächst aus der rein litterarischen Sphäre. Er fragt die beiden Freunde, ob sie Schriftsteller sind, und auf die bejahende Antwort erklärt er: „Da gehören Sie vor meinen Stuhl." Auch die grausame Anatomierkunst, die er an Singvögeln übt, von denen er nur wenige, und just nicht die besten, leben läßt, seine Gleichgiltigkeit, ob er eine Lerche oder Maus vor sich hat, die aus Gebeinen und Gerippen bestehenden Überreste der Vögel, die er unter den Krallen gehabt hat, sein Verhältnis zum Papagei, der den Typus des empfindsamen Lesers vorstellt, die Spitzen auf Berlin und Preußen — das alles zeigt deutlich, daß wirklich Ramler, und zunächst er allein, in der Schuhumaske steckt. Aber Goethe hat das Bild des Schuhu mit einem Zuge von einem anderen superklugen Besserwisser — so erschien es ihm wenigstens — aufgestutzt, der auf politischem Gebiete — gerade wie Ramler auf litterarischem — alles, was in der Welt geschah, hinterdrein vor seinen Richterstuhl zog. Dieser vereinzelte Zug ändert nichts an der dem Ganzen zu Grunde liegenden antipreußischen Gesamttendenz.

Die Satire richtet sich nur gegen den unbequemen Nachbarstaat und das preußische Wesen im allgemeinen, nicht gegen Friedrich den Großen. Die vereinzelte Wendung: „Wir wollen's machen, wie alle Eroberer, die Leute todtschlagen, um es mit ihrer Nachkommenschaft gut zu meinen" zielt wohl nicht auf den großen König speziell.

Die Vögel stehen mit ihrer Tendenz in Goethes Werken nicht ganz einsam da. Goethes ganze Nicolai-Satire, ferner die Auslassungen über die Berliner Akademie in dem verlorenen Gespräch an der Frankfurter table d'hôte, die Musen und Grazien in der Mark, die Xenien für Ramler und für Berlin im Almanach gehören in dieselbe Richtung. Und weiter als bis zu einer kühlen und reservierten Beobachtung der berlinischen und preußischen Dinge hat es Goethe auch trotz Zelter nie gebracht.

Satire auf Berlin haben wir übrigens schon im ewigen Juden.

Sie waren bald der Stadt so nah,
Daß man die Thürme klärlich sah.
Ach, sprach mein Mann, hier ist der Ort,
Aller Wünsche sichrer Friedensport,

Hier ist des Landes Mittelthron.
Gerechtigkeit und Religion
Spediren wie der Selzerbrunn
Petschirt ihren Einfluß ringsherum.

Der protestantische Mittelthron des Landes — das kann wohl nur Berlin sein. Das Gegenstück dazu — Christus in Rom — hat Goethe in Italien geplant.

Neben den besonderen antipreußischen Spitzen gelangen nun beiläufig allgemeine Schriftstellerschmerzen zum Ausdruck: der Nachdruck und die kärglichen Honorare. Wenn Treufreund mit einem etwas befremdlichen Bilde sein Verhältnis zu den Vögeln darstellt: „Ein Prinz, dessen Eltern von Reich und Krone vertrieben worden, der seiner Sicherheit wegen in armseligen Hütten bei Fischern sein Leben zubringen muß — wird durch den Zufall einem Freunde vom Hause, einem würdigen General entdeckt; dieser eilt ihn aufzusuchen und wirft sich ihm zu Füßen", so ist das gewiß eine spöttische Inhaltsangabe eines damals beliebten schlechten Romans oder Dramas, dessen Ermittelung aber besser einem glücklichen Zufallsfunde überlassen bleibt, da eine planmäßige Nachforschung einen unverhältnismäßigen Aufwand von Mühe verursachen würde.

Der köstliche Untergrund des Ganzen ist die Abspiegelung menschlicher Art und Unart in den Vögeln. Das Publikum oder die Menschen überhaupt als seine Vögel zu bezeichnen, ist von hier an lange eine Lieblingswendung Goethes geblieben.

Den Hauptteil, die Gründung des Wolkenkukukheim, hat Goethe nicht ausgeführt.[1]) Was er dort bieten wollte, sehen wir in Treufreunds und Hoffeguts Schilderung der Stadt, die zu suchen sie ausgezogen sind. Sie suchen so eine weiche, wohlgepolsterte Stadt, so eine, wo's einem immer wohl wäre, wo es einem nicht fehlen könnte, alle Tage an eine wohlbesetzte Tafel geladen zu werden, wo vornehme Leute die Vorteile ihres Standes mit den Geringeren zu teilen bereit wären, wo die Regenten fühlten, wie es dem Volke, wie es einem armen Teufel zu Muthe ist, wo reiche Leute Zinsen gäben, damit man ihnen nur das Geld abnähme und verwahrte, wo Enthusiasmus lebte, wo ein Mann, der eine edle That gethan, der ein gutes Buch geschrieben hätte, gleich auf Lebenszeit in allem frei gehalten würde, wo Vater und Mutter nicht gleich so gräßliche

[1]) Wenn Frau Rath an die Herzogin Amalie am 14. Juli 1780 schreibt: „Auf die Weimarer Vögel bin ich außerordentlich neugierig und mich verlangt mit Schmerzen den Dialog zu hören zwischen einem Spatzen und einem Zeisgen", so haben wir darin nicht etwa einen Zug aus der Fortsetzung. Frau Rath kennt ja hier die Vögel noch gar nicht und sie malt sich nur aus, was sie etwa zu erwarten hat.

Gesichter schnitten, wenn man sich ihren liebenswürdigen Töchtern nähert, wo Ehemänner einen Begriff von dem bedrängten Zustande eines unverheirateten wohlgesinnten Jünglings hätten, wo ein glücklicher Autor weder Schuster noch Schneider, weder Fleischer noch Wirt zu bezahlen brauchte, wo ihm ein niedliches Schätzchen ihre Annehmlichkeiten gratis aufdränge, weil er einmal gewußt hat, ihr Herz zu rühren. — Sie suchen also das politische und besonders das litterarische Schlaraffenland, und Goethe hätte es hier vor unseren Augen aufgebaut. Die Preußensatire wäre in diesem zweiten Teile als erledigt zurückgetreten, und das bunte Gaukelbild eines litterarischen Wolkenkukuksheim hätte sich erhoben. Scharf und bitter auf dieser Erde beginnend wäre die Dichtung wie eine prächtige bunte Seifenblase ins heitere Reich der Illusionen aufgestiegen. So reich und groß war auch diese Scherzdichtung intendiert.

Von Athen nach Ettersburg war nur durch einen salto mortale zu gelangen, sagt Goethe. Der Sprung ist doch nicht übel gelungen. —

Wie kommt nun Jacobi zu seiner so bestimmt auftretenden Erklärung, in den Vögeln werde Klopstock als Schuhu und Cramer als Ente verspottet werden? Er hat das keineswegs geträumt. Wir haben in seiner Mitteilung in der That die Grundlinien eines älteren Planes zu einer rein litterarischen Vogelkomödie, die ihre Spitze gegen Klopstock richten sollte. Der Engländer Robinson sah in Frankfurt einen jetzt verloren gegangenen ersten Entwurf für das Bild zum Neuesten von Plundersweilern, der aus Kraus' Besitz dorthin gelangt war. Er berichtet darüber: „Another part of the picture was a squib on Klopstock and his idolater. On a German oak sat an owl, from whose body there felt what was gobbled greedily by a duck, but enough of the droppings remained to make the words „Er und über ihn" the title of a book of extravagant eulogy on Klopstock by . . . (Cramer)." Weimarer Ausgabe 16, 409.

Das Motiv: Klopstock als Schuhu und Cramer als Ente ist also zweimal geplant und zweimal verworfen worden: 1780 für die Vögel und dann im nächsten Jahre für das Neueste von Plundersweilern. Goethe hat Knebel von seinem ursprünglichen Vögelplan erzählt, den er dann durch die Preußensatire ersetzte, und so erfuhr Jacobi davon, bei dem Knebel im September 1780 drei Tage verweilte. Wie nun dieser Einfall in Goethe entstand, die Ente Cramer verschlingen zu lassen, was die Eule Klopstock fallen läßt, das zeigt das folgende Motto von: „Klopstock. In Fragmenten und Briefen von Tellow an Elise. Von C. F. Cramer. Hamburg 1777—1778.

His flight my Klopstock took; his upward Flight
If ever soul ascended. Had he dropt
That Eagle genius! O had he let fall
One Feather as he flew; I then had wrote,
What Friends might flatter; prudent foes forbear,
Rivals scarce damn and — reprieve.
But what I can I must.

Für die Feder, die der Adlergenius Klopstock hier fallen oder nicht fallen läßt, setzt also Goethe — etwas anderes ein, das ihm Cramers durch die Versschlüsse drollig isolierte Wendungen: „Had he dropt! o had he let fall" nahe legten und aus dem Adler macht er eine Eule. Zu der Darstellung Cramers als Ente mag noch eine Stelle aus dem ersten 1780 eben frisch erschienenen Bande seines „Klopstock. Er und über ihn" (S. 9) mitgewirkt haben: „Ich schreibe, ich sammle, wie mir der Schnabel meiner Feder gewachsen ist." Als Klopstocks Ente hatte Cramer übrigens die Dreistigkeit gehabt, bei Gelegenheit der bekannten Einmischung Klopstocks in Goethes und Karl Augusts Lebensführung Goethen selbst anzuschnattern. Cramer an Goethe, 11. Oktober 1776: „Übermüthigster aller Übermüthigen. Wir kennen die ganze Correspondenz. Klopstocks erster Brief an Sie war edel, freundschaftlich, offen, war Alles — war Klopstocks würdig, aber nicht Ihrer! Ihr Brief .... es ist schwer, einen Namen dazu finden! Klopstocks Antwort, sehr gerechte Bezeugung gerechten Unwillens. So wird jeder davon urtheilen, der Menschensinn hat. Das nennen Sie unerhörte Impertinenz!! Klopstock wandte sich um, als Ihrer gelesen war und sagte so gelassen und kalt wie möglich: Jtzt verachte ich Goethen." (Jm neuen Reich 1874, 2, 338.)

Das waren also die menschlichen Verhältnisse, die dem ursprünglichen Plan einer satirischen Darstellung des deutschen Litteraturwesens im Rahmen von Aristophanes' Vogelkomödie zu Grunde lagen. Klopstock und Cramer hätten als Eule und Ente darin dieselbe Stellung eingenommen wie jetzt der Schuhu und sein Papagei. Die menschlichen Dinge sind wandelbar — sechs Jahre zuvor hatte Lotte den Gefühlsinhalt eines geweihten Augenblicks in dem Namen Klopstock zusammengefaßt und Werther dazu ausgerufen: „Edler, hättest du deine Vergötterung in diesem Blicke gelesen und möchte ich nun deinen so oft entweihten Namen nie wieder nennen hören."

Der ursprüngliche Plan mußte dann dem frischeren Ärger über das Preußenwesen weichen, und so kam Ramler durch die Konsequenz des satirischen Grundgedankens, nicht durch unmittelbare Bedeutung für Goethe, zu seiner Schuhu-Rolle. Die ursprünglich für Klopstock bestimmte, durch Abminderung aus Cramers „eagle genius" entstandene Eulenmaske wird dabei auch für Ramler festgehalten, und

da dieser keinen solchen Trabanten hat, der in die Entenrolle eintreten könnte, so schafft Goethe zum Ersatz im Papagei ein Spottbild des empfindsamen Lesers und bewahrt so wenigstens die wirksame Gruppe vom Herrn und Diener.

Diese Änderungen geschahen durch wirkliche Umarbeitung. Karl August an Knebel, 15. Juni 1780: „Goethe soll in eben dieser Zeit ein Stück dazu (zu Öfers Decorationen) verfertigen; er wirds thun und die angefangenen Aristophanischen „Vögel" dazu nehmen." Ferner Goethe an Knebel, 24. Juni 1780: „Den ersten Akt der Vögel, aber ganz neu, werden wir ehstens in Ettersburg geben." Von dem älteren Plane, wie er Karl August und Knebel bekannt war, existierten also, wie diese beiden Stellen zeigen, schon ausgearbeitete Bruchstücke, als die Änderung der Tendenz beschlossen wurde, und von dieser älteren Fassung hat Goethe beim Umdiktieren an das nachschreibende Fräulein von Göchhausen durch Versehen oder Gleichgiltigkeit einige Wendungen zu beseitigen unterlassen, denen noch die Spitze gegen Klopstock anhaftet. Wenn der Schuhu sagt: „Wo finde ich Worte, die eure Ungezogenheit ausdrücken? . . . Schändlich! und was schlimmer ist, abscheulich! und was schlimmer ist, gottlos! und was schlimmer ist, abgeschmackt!" so hören wir den Goethe und Karl August mit seinen moralisierenden Vorwürfen verfolgenden Klopstock und ihm gelten auch die Worte des Papagei: „So einen ernsthaften Mann, den Vogel der Vögel." Das Merkmal der Ernsthaftigkeit wird für Klopstock auch in Dichtung und Wahrheit, Buch 10 hervorgehoben: „Ein gefaßtes Betragen, eine abgemessene Rede, ein Lakonismus, selbst wenn er offen und entscheidend sprach, gaben ihm durch sein ganzes Leben ein gewisses diplomatisches, ministerielles Ansehen. . . . . Und indem er die Schritte seines Lebens bedächtig vorausmißt . . ." Der letzteren Stelle entspricht dann genau der auf Klopstock zielende Vers im deutschen Parnaß: „Diesen seh ich ernster wandeln." (Vgl. Morris, Goethe-Studien 1, 41.)

Daß Knebel noch im September 1780 Jacobi die von dem Dichter inzwischen schon beiseite geschobene Klopstock-Cramer-Satire als den Inhalt der Vögel mitteilt, hat nichts Auffälliges. Goethe schrieb ihm zwar am 24. Juni nach Zürich, daß der erste Akt ganz neu sein würde, aber worin diese Umänderung bestand, konnte er Jacobi, den er auf der Heimreise besuchte, nicht mitteilen. Zwar schrieb ihm Goethe am 13. August: „Du findst sie (die Vögel) in Frankfurt, wo du doch durch mußt," aber diese Kombination hat sich entweder nicht verwirklicht oder Knebel hat die eingetretene Änderung der satirischen Tendenz nicht beachtet.

Von dem, was für die ursprüngliche Vögelkomödie an schelmischen Zügen in Aussicht genommen war, ist gewiß einiges mehr oder

weniger verändert im nächsten Jahre in das Neueste von Plundersweilern eingegangen, und neben Klopstock ist auch Cramer darin nicht vergessen. Das böse Bild, daß Cramer verschlingt, was Klopstock fallen läßt, malt freilich die geistlose Ausbeutung des gleichgiltigen Beiwerks von Klopstocks Existenz in Cramers weitschweifigen Büchern, seine Verwertung von jedem „Quark" recht lebhaft, und Goethe hat es aus dem ursprünglichen Vögelplan nach dem oben angeführten Zeugnisse Robinsons in den ersten Entwurf zum Neuesten von Plundersweilern noch hinübergenommen, aber in der endgiltigen Form von Bild und Gedicht finden wir statt dessen eine harmlosere Verspottung Klopstocks und Cramers.

Der Mann, den ihr am Bilde seht,
Scheint halb ein Barde und halb Prophet.
Seine Vorfahren müssens büßen,
Sie liegen wie Dagon zu seinen Füßen;
Auf ihren Häuptern steht der Mann,
Daß er seinen Helden erreichen kann.
Kaum ist das Lied nur halbgesungen,
Ist alle Welt schon liebdurchdrungen.
Man sieht die Paare zum Erbarmen
In jeder Stellung sich umarmen.
Ein Zögling kniet ihm an dem Rücken,
Der denkt die Welt erst zu beglücken;
Zeigt des Propheten Strümpf und Schuh,
Betheuert, er hab auch Hosen dazu,
Und, was sich niemand denken kann,
Einen Steiß hab der große Mann.

So erklärt es sich nun, daß Jacobi von den Vögeln und Robinson von einem ersten Entwurf zum Neuesten von Plundersweilern dieselbe eigenartige Gruppierung: Klopstock als Eule und Cramer als Ente, berichten kann, ohne daß wir diese Gruppe jetzt in einer der beiden Dichtungen vorfinden.

Zu den Briefen Hubers an Schiller (1786–1796).

Mitteilung von Ludwig Geiger in Berlin.

Die Briefe Hubers an Schiller waren bis vor kurzem nur zum geringen Teile bekannt. Einige wenige waren als notwendige Ergänzungen der Körnerschen in die Korrespondenz zwischen Schiller

und Körner aufgenommen;[1]) andere waren in Zeitschriften gelegentlich gedruckt; noch andere waren mit wichtigen Dokumenten aus der Schillerzeit in einem Bande vereinigt.[2]) Den Anstoß zu einer planmäßigen Gesamtpublikation der Schiller-Huberschen Korrespondenz, die allerdings weder an Umfang noch an Bedeutung der Schiller-Körnerschen zu vergleichen ist, doch in der Zeit der engen Zusammengehörigkeit großen Wert besitzt und auch für die Zeit der räumlichen und gemütlichen Trennung 1789—1796 — erst 1797 trat völlige Entfremdung und beiderseitiges Schweigen ein — interessante Beiträge zur Litteratur- und Kulturgeschichte liefert, bewirkte die J. G. Cottasche Buchhandlung. Sie veröffentlichte in der Allgemeinen Zeitung[3]) die wertvollsten Stücke dieses Briefwechsels, die sie in ihrem reichhaltigen Archive verwahrt. Andere zur Ergänzung dienende Stücke wurden mir in Abschriften übergeben und sind als Anhang zum 4. Band der neuen Ausgabe des Schiller-Körnerschen Briefwechsels[4]) gedruckt. In jener Ausgabe waren die im Folgenden genannten bisher ganz ungedruckten wichtigen und ausführlichen Briefe Hubers veröffentlicht 4. November 1787, 9. und 24. Juli, 26. August und 20. Dezember 1788, 27. September 1790, 31. Jänner und 20. April 1795, und 19. Jänner 1796 (Band 4, S. 347 f., 353—58, 361—66, 372 f., 386—89, 391—98).

Die äußere Geschichte der Huber-Schillerschen Korrespondenz ist mir nicht vollständig bekannt. Schillers Briefe an Huber, die mit geringen Ausnahmen im Cottaschen Archiv zu Stuttgart sich befinden, scheinen von der Witwe Hubers, Therese, deren Beziehungen zu dem alten Cotta sehr enge waren, dorthin gelangt zu sein; dagegen bleibt es dunkel, wie ein Teil der Briefe Hubers an Schiller dorthin gekommen ist. Der andere Teil befand sich unter den Schriftstücken, von denen Speidel und Wittmann in ihrem bekannten Buche „Aus der Schillerzeit" Gebrauch gemacht haben. Die letzteren Briefe, außerdem aber, wie es scheint, andere Schilleriana, die nicht zu jenem Bestande gehört hatten, wurden dann Eigentum der Börnerschen Buchhandlung in Leipzig. Ein Teil der dort befindlichen Briefe wurde von Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig gekauft; ein anderer Teil, möglicherweise nach Wanderungen, die wir nicht im einzelnen verfolgen können, kam ins Archiv des schwäbischen Schiller-Vereins zu Marbach. Die Herrn Rudolf Brockhaus gehörenden Briefe wurden mir von ihm in seiner gewohnten liberalen Weise zur Verfügung

[1]) Zweite Ausgabe von Karl Goedeke. Leipzig 1874.
[2]) Speidel-Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit. Stuttgart o. J., S. 73 ff.
[3]) Allgemeine Zeitung, Beilage März-April 1892.
[4]) Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur. 4 Bände ohne Jahr, erschienen 1895, 1896. Die Arbeit war Anfang 1894 im wesentlichen abgeschlossen.

gestellt, so daß ich über sie schon in der „Allgemeinen Zeitung" 1896, Beilage 104, berichten konnte. Die des schwäbischen Schiller-Vereins liegen mir durch die Güte des Herrn Stadtschultheiß Haffner in Marbach nach freundlicher Vermittlung des Herrn Geheimen Kommerzienrat Steiner in Stuttgart zur Benutzung vor.

Um alles Wichtige an einem Orte zusammenzustellen, erinnere ich kurz an das in der „Allgemeinen Zeitung" Gesagte. Dort ist vollständig zum ersten Male ein Brief Hubers vom 3. October 1785 gedruckt; Ergänzungen, zum Teile recht bedeutender Art, erhalten die Briefe vom 11. und 15. Oktober desselben Jahres.

Im schwäbischen Schiller-Verein befinden sich nun nicht weniger als neun Briefe Hubers. Von diesen bieten drei so gut wie nichts. Die Briefe vom 29. März und 22. Oktober 1793 sind bei Speidel und Wittmann vortrefflich wiedergegeben; außer daß in dem Original statt Körner nur K. steht, einige wenige Lesarten zu verbessern sind: Plane statt Pläne, eins statt eines, ist aus einer Kollation nicht das Geringste zu gewinnen. Auch ein undatiertes Billet (17. April 1787) bietet keine Variante. Es ist rührend, unter den Briefen des schwäbischen Schiller-Vereins auch einen Brief der Dora zu sehen, der auf den ersten Brief Schillers folgte. (Abgedruckt bei Speidel und Wittmann, S. 80 f.) Die dort und auf Grund dieser Angabe auch Schiller-Körner, Band 4, S. 405, Anmerkung 71 als Nachschrift Hubers bezeichneten Bemerkungen über die Zeit der Ankunft von Schillers Brief und über den Grund der Verzögerung des neuen Schreibens kann übrigens, nach der Handschrift zu urteilen, nicht von Huber sein, sondern muß, da sie dem Wortlaut nach nicht von Körner herrühren kann, dessen Frau Minna zugeschrieben werden.

Etwas mehr gewinnt man für den Brief vom 23. April 1786 (Schiller-Körner, 4, 327). Am Schluß nämlich stehen die Worte: „In äußerster Eile" und die mit Punkten bezeichneten Stellen sind folgendermaßen zu ergänzen:

Ich überarbeite meinen Wolmar nach der Schwierlichkeit, und siehe da! ich habe schon ein paar Augenblike von Enthusiasmus für meine Arbeit gehabt, so daß ich würklich einmal darinn lebe. Lucrez und sein gelehrter Commentator mögen also so unrecht nicht haben. Lieb wäre mir's wenn Du mir in dem nächsten Heft einen Plaz für die beiden Briefe aufheben wolltest (etwa 3 Bogen) eher etwas mehr. Ich möchte sie nirgends haben als in der Thalia, dies kömmt mir vor wie ein Altar sie aufzustellen. Es ist viel Hieroglife darinn für mich, für Dich, für uns, an der ich mich wohl noch in späten Jahren weiden werde.

Zur Erklärung dieser merkwürdigen Stelle muß Folgendes gesagt werden: Das Wort „Schwierlichkeit" steht wirklich so da. Es ist nach Grimm, Deutsches Wörterbuch 9, 2623 (vgl. 9, 2571) landschaftliche Entstellung für „Schwierigkeit" und auch bei Hermes,

Sophiens Reise 5, 183 belegt. Von dem angeführten Werke war bisher nichts bekannt. Ein Fragment davon findet sich unter den Manuskripten des schwäbischen Schiller-Vereins von Hubers Hand geschrieben: Selbitz an Wolmar. Wie weit diese Briefe vollendet worden, steht dahin. In die „Thalia“ (vgl. Inhaltsverzeichnis bei Goedeke 5, 175 f.) ist nichts aufgenommen; unter den Schriften und Aufsätzen Hubers (am angeführten Orte, S. 480 f.) wird gleichfalls nichts davon erwähnt. Eine Stelle aus dem sechsseitigen Manuskript mag hier folgen. Vielleicht gehört sie zu denen, in welchen sich Huber über sich und Schiller aussprach. Immerhin ist dies Fragment wert, der Vergessenheit entrissen zu werden. Litteraturfreunde mögen auf das ganze Werk Hubers hingewiesen sein, das nach seinen Worten bestimmt ist, wichtige Beiträge zu der Jugendentwicklung Schillers zu liefern.

Das Fragment selbst lautet:

Die Geschichte der Revolutionen welche sich in so kurzer Zeit bei Dir ereignet haben, ist mir nicht unerwartet gewesen; und ich ahndete etwas ähnliches, als ich dich in der vollen Trunkenheit deiner Erwartungen von hinnen ziehen sah. Alles was dir begegnet ist, gehört zu den unausbleiblichen Folgen des Idealisirens ganz gemeiner Dinge. Anfangs ist die Fantasie lebhaft genug, sich durch nichts stören zu lassen und alles was sie erblikt in das schöne Gemälde überzutragen das sie entworfen hat. Aber diese Spannung kann ihrer Natur nach nicht lange währen, und dann bleibt nichts übrig als auf der entgegengesezten Seite eben so sehr zu übertreiben. Das Idealisiren verrükt ohnfehlbar den wahren Gesichtspunkt der Dinge, vorzüglich wenn es sich an Gegenständen wie diese äußert, die ich Gegenstände der platten Art nennen möchte. Es giebt Dinge welche schlechterdings keine Beleuchtung des Geistes vertragen; sie bekommen durch ihn ein blendendes, unwahres Licht, und wenn es sich endlich aus Ekel zurükzieht, wird wiederum ihr Dunkel weit schwärzer als zuvor.

Auch von der bürgerlichen Thätigkeit hattest Du Dir falsche Ideale gemacht, und weil Du das nicht fandest was Du suchtest, glaubtest Du nichts gefunden zu haben. Aber alle Deine Räsonnements gleichen sehr den Trugschlüssen eines ganz gemeinen Ehrgeizes. Du wolltest gern — vergieb mir den Verdacht, — Du wolltest vielleicht gern eine Rolle spielen, und um diesen äußerst menschlichen Stolz vor Dir selbst zu rechtfertigen, hast Du Dich in hohe Vorstellungen von dem Werthe des Geistes, von würdiger Anwendung ungemeiner Kräfte verloren. Du magst immer diesen Werth so hoch anrechnen als Du willst, Du wirst Dich nie verrechnen: aber wird er etwa erst durch die Größe des Subiekts bestimmt an welchem er sich äußert, oder ist er davon unabhängig? Je erhabner, ie weit umfassender der Begrif ist den Du Dir von ienem machst, desto weniger, sollt' ich meinen, könntest Du diese in Anschlag bringen. Sonderbare Verirrung der Leidenschaft die sich gern das Ansehen der Vernunft geben möchte! Ohne es zu wissen, würdigst Du selbst diesen Geist, diese Kräfte für welche Du einen so gerechten Enthusiasmus fühlst, auf eine unverantwortliche Weise herunter, indem Du zufälligen materiellen Formen eine despotische Herrschaft über sie ertheilst. Bei einer richtigen Schäzung der Seele kann die irdische Fläche worinn sie sich spiegelt keinen eigenthümlichen Werth behalten. Sie veredelt ieden Gegenstand der ihre Würkungen empfängt; der größte ist ihr nicht zu gros, der kleinste nicht zu klein. Also kann ihr Würkungskreis keine absolute Größe besizen, und es scheint nicht so

ausgemacht daß es durchgängig Bestimmung des Menschen sei, nach dem möglich größten zu streben. Dieses übertaas dem Ehrgeize, aber suche ihn nicht zu einem System der Vernunft auszustaffiren; mit diesen Maskeraden richtest Du nichts als Unheil an. Der Dichter, der vom Anblik eines ländlichen Kirchhofs in ernsthaft düstre Betrachtungen gewiegt wird, glaubt in den aufgehäuften Erdhügeln manche Seele zu ahnden, die eines Kromwells, eines Miltons, eines Kampdens würdig gewesen wäre.

Uber diese Wolmarbriefe handelt ein aus anderer Quelle, dem Maltzahnschen Nachlasse, mitgeteilter, bisher unbekannter Brief Hubers an Schiller, 11. Mai 1786, der die Lücke, die noch existierte (Schiller-Körner 4, 329, meine Ausgabe) gut ausfüllt. Der Brief ist in der „Gegenwart" 1898, Nr. 31, S. 70—72 abgedruckt. Er ist für die litterarischen Arbeiten Hubers, besonders für seine Übersetzungspläne wichtig. Da er aber an einem leicht zugänglichen Orte zu finden ist, so ist es nicht nötig, ihn zu excerpieren. (Vgl. Euphorion 5, 812.)

Auch vier andere Briefe Hubers erhalten durch einen Vergleich mit den Originalen merkwürdige Zusätze. Gleich im ersten Brief, nämlich im ersten von ihm separat geschriebenen, der auf Schillers, dem Kollektivschreiben der vier erteilten Antwort folgte, der übrigens im Original deutlich 7. Januar 1784 datiert ist, während es natürlich 85 heißen muß, steht vor der Schlußempfehlung folgende Stelle, die deswegen wichtig ist, weil sie die erste Anknüpfung der für Schiller so bedeutungsvollen Verbindung mit dem Buchhändler Göschen verrät.

— — Erlauben Sie mir nun zum Schlus noch eine kaufmännische Frage. Ein hiesiger Buchhändler, der mein Freund ist, wünschte zu erfahren, ob Sie wegen des nicht an Subskribenten verlagten Rests der Auflage Ihrer Thalia schon mit irgend einer Buchhandlung in Verbindung ständen? Falls dieses nicht wäre, erbietet er sich zur Uebernehmung desselben und überläßt Ihnen die Festsezung der Bedingungen. Der Mann will iezt aus gewissen Ursachen noch nicht genannt seyn; er ist aber brav, und wünschte überhaupt, wenn es irgend sonst eine Gelegenheit gäbe, mit Ihnen in Verbindungen zu treten.

Ein ferneres Billet vom 18. Oktober 1785, das übrigens im Original, im Gegensatz zu dem Druck, sowohl die Unterschrift als das Datum hat (bei letzterem fehlt nur das Jahr) und wo man statt einer „schönen" Zukunft einer „seligeren" lesen muß, ist nicht so kurz wie im Drucke (Körner-Schiller, Band 4, S. 223), sondern vor den dort mitgeteilten fünf Zeilen heißt es:

Den 18. Oktober.

Also wird würklich nichts an meiner Freude fehlen und Du bist gesund? Das hat Dir der Himmel gerathen! Du wirst den Donnerstag [20. Oktober, der 18. fiel auf Dienstag] schon mich sehen nicht die lange, lange Nacht und den langen Morgen mich in Stadt wissen und noch nicht gesehen haben.

Man misräth mir doch Tobak mitzubringen, weil die Herren Visitatoren wenigstens zuweilen Grillen haben. Zingg[1]) ist ein großer Kecker im Tobakschnupfen; vielleicht wird der uns eine gute Adresse geben können. Wir können auch allemal etwa ein 8theil Zentner von Leipzig kommen lassen, und entweder veraccisen oder iemanden auftragen der so viel Ansehen hat daß man nicht scharf nachsucht.

Stärkere Vermehrung erhält der Brief vom 15. April 1786. In ihm hat Huber Verschiedenes unterstrichen. Das charakteristische Wort „Zweiheit", das darin vorkommt, sogar doppelt; statt „am" vorigen Mittwoch schreibt er „an der". Gegen den Schluß heißt es: „Die Leerheit steht fürchterlich vor mir" statt „liegt.". Sodann erhält der Brief einen neuen Anfang und einen neuen Schluß, die freilich nicht von sonderlicher Bedeutung sind, dagegen eine für Hubers Stimmung höchst wichtige Mittelstelle, die alle die in den bisherigen Drucken (Körner-Schiller 4, 325 f.) durch Punkte bezeichneten Stellen erklärt. Die Stellen lauten:

Leipzig, d. 15 April, 1786.

Daß ich auf Deinen neulichen Brief nicht geantwortet habe, wirst Du mir wohl nicht übel genommen haben, Lieber; geantwortet ist darauf worden, und das war ia wohl vor der Hand alles was Du wolltest.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — Ich weis nicht wie das kömmt, aber ich habe mich hier nicht wohl, weh auch grade nicht, aber leer! warum das? Ich habe Aeltern, ich habe Freunde hier die ihre herzliche Freude an mir haben, denen meine Gegenwart würklich einen Zuwachs von Glückseligkeit macht, aber ich bin kälter als sie. Und das närrische dabei ist, daß ich mich fast schäme wenn ich fühle daß ich mich nach Dresden sehne. Ich getraue mir fast nicht mehr mit mehr als alltäglichem Gefühl an das zu denken, ich erinnre mich mit welchem Feuer, mit welchem freudigen Erwarten, mit welchem Blick in eine selige Zukunft ich an Dresden dachte eh' ich hinkam, und die Leerheit der leztverwichenen sechs Monate steht fürchterlich vor mir. Darum will, will ich durchaus mich iezt dem verrätherischen Enthusiasmus nicht überlassen, der mich noch immer oft genug anwandelt wenn ich an unsre Wiedervereinigung denke. Vor wenigen Tagen schrieb ich in meinem Bette einen Brief an Dich, (im Geiste heißt das) ich war voll Feuer, voll Begeisterung der Freundschaft, ich schlief endlich ein, und seitdem hab' ich keinen Funken mehr von dem allen erhaschen können. Könnt' es denn nicht möglich seyn daß bald einmal etwas geschähe, was mir Achtung für mich selbst einflößte? Ich bin mir selbst gleichgültig: so, glaub' ich, heißt meine iezige Lage. Und sie benimmt mir die dringende Herzlichkeit mit welcher ich Dich fragen könnte, ob ich Dir nicht gleichgültig bin, gleichgültiger wenigstens als sonst und als Du es vielleicht selbst glaubst? Diese Frage hat oft auf meinen Lippen und in meinem Herzen gestanden, aber ich bin iezt zu — zu laß, um Dir sie ganz, wie ich sie verstehe, vorzutragen. Eine Art von kleiner Probe für Dich mag es seyn, wenn Du erfährst daß ich schwerlich vor Ende der Messe wieder nach Dresden kommen kann. Fühlst Du dann daß Dir etwas abgeht, so — so ist das doch noch lange nicht genug, um meine ganze Frage zu beantworten. Ich muß Dir sagen mein Herz ist sehr beklemmt, ich bin würklich iezt dem Weinen fast näher als dem Schreiben.

[1]) Über Zingg 1734—1816, Professor an der Dresdner Akademie, vergleiche Charlotte von Schiller und ihre Freunde 3, 11; Schiller-Körner, herausgegeben von Goedeke, 2. Auflage 2, 71.

Körners sind seit voriger Mittwoch fort, künftige Mittwoch kommen sie wieder. Hat er Dir geschrieben daß Du meinen Brief über Dichterberuf in seinem Logis suchst und mir schikst? Aufgetragen hab ichs ihm, aber ich habe ihn seitdem nicht gesprochen und er könnt' es vergessen haben.

— — — — Anbei bekömmst Du etliche Tuchproben, unter denen Du aussuchen kannst. Verwechsle die Papiere nicht, weil sie von verschiednen Kaufleuten sind! Schreib bald was Du gewählt hast damit Körners das Tuch mitnehmen können. Leb wohl, und fühlst Du allenfalls daß mir ein Brief von Dir ergözlich und ersprieslich wäre, so las mir's nicht daran mangeln.

Jünger grießt.

Huber.

Kunzens grüßen.

Die wesentlichste Bereicherung aber wird dem letzten Briefe Hubers vom 9. März 1796 zuteil. Von ihm stehen (Schiller-Körner 1, 399) nur kleine Bruchstücke des ersten Teiles; statt dessen schrieb Huber wirklich die folgenden sehr ausführlichen Auseinandersetzungen.

Bôle, den 9 März 1796.

Ich danke Dir, mein Freund, für Deine Beantwortung meiner Fragen: nur sehe ich daß ich mich nicht ganz deutlich ausgedrükt haben muß, weil Du Herrn v. Sandoz im Fall der französischen Emigrirten zu glauben scheinst, was er doch als Schweizer, der in holländischen Diensten war, gar nicht ist. Nach den Duldungs- oder Nichtduldungs regeln in Ansehung der fr. Emigrirten kann bei ihm also die Frage nicht seyn, außer inofern jene Regeln auch Fremde überhaupt angehen möchten. Der Hauptpunkt ist: ob er durch die Verwirrung der holländischen Angelegenheiten genöthigt, nicht allein sich von Stunde an ökonomisch mehr ein zuschränken, als er es in seinem eignen sehr theuern Lande vermag, sondern auch eine Anstellung, als Führer und Freund eines jungen Menschen von Stand, entweder auf Reisen oder auf einer Universität, zu wünschen — ob er, sage ich, in diesen beiden Rücksichten wohlthun würde, seinen Aufenthalt einsweilen in eure Gegend zu verlegen? Ich sollte demnach denken daß wenn etwa vorläufige Anfragen geschähen, es gar nicht eines Zweifels wegen wäre: ob ihm auch der Aufenthalt gestattet würde? sondern es würde damit blos versucht: in wiefern sich etwa der Herzog selbst, oder andre wichtige Personen, seiner und seiner Familie erinnerten, und deswegen geneigt wären, ihn in ihrer Nähe zu sehen, und bei vorkommenden Gelegenheiten ihm zu seinen Absichten behülflich zu seyn? Wenn Du meinen vorigen Brief aufbewahrt hast, so wirst Du, indem Du diesen mit dazu nimmst, die Sache vielleicht noch einmal überdenken. Alle auf den speciellen Fall franz. Emigrirten Bezug habenden Bedenklichkeiten, kommen in diesem Fall gar nicht in Betracht. Eigentlich, kann es sich bloß, wenn vorläufig von ihm die Rede ist, ausweisen, ob er bei den Personen in dortiger Gegend, denen er und sein Name nicht unbekannt seyn können, wohl ohngefähr auf die Art Achtung und Interesse, auf die Art gast freundlicher Aufnahme zählen soll, welche die wahrscheinliche Folge jener Bekanntschaft wären?

Es kann Dich vielleicht interessiren daß Kants ewiger Frieden ins Französische übersezt wird: das schreibt mir wenigstens Meier v. Schauensee in Lucern, ein vortrefflicher Kopf. Ich selbst habe, in Ermangelung der Muße und Lage die ich brauchte um mehr zu thun, einsweilen doch einen kleinen Versuch gemacht, der mir gelungen ist: ich habe nämlich einen französischen Auszug dieser Schrift gemacht, und anonym mit der Post an den Redacteur des Moniteurs gesandt, der würklich Gebrauch davon gemacht hat — der Aufsaz steht wörtlich ohngefähr in der Mitte des lezten nivôse. Im Grunde giebt es für jezt wenigstens und so

lange die äußere Gährung anhaltende spekulative Beschäftigung selbst den wenigen franz. Köpfen, die ihrer fähig wären, unmöglich macht, gar kein Mittel dort die Bahn für wahre Philosophie und Moral zu eröfnen, als in fliegenden Blättern durch abgerissne Aufsäze einzelne Resultate auszuheben, und zwar so auszuheben, daß sie zu der feurigen, schnellen Empfänglichkeit der Franzosen sprechen können. Mit der wissenschaftlichen Methode würde man zu Anfang gar nichts ausrichten, wohl aber könnte man sie nachfolgen lassen, wenn die Leute den vielen schönen Steinen, die sie mit Vergnügen hätten hinwerfen sehen, endlich doch auch anmerkten, daß sie zu einem ordentlichen festen Gebäude zusammenzufügen wären, und daß sie alsdann gar das Gebäude ausmachten, das man seither zu errichten suchte. Kurz, die Franzosen müssen gewissermaßen in die Wissenschaft hineinbetrogen werden, die sie anfangs, als solche, unfehlbar verschmähen würden.

Ich werde höchst wahrscheinlich im Lauf des nächsten Sommers mit einem hiesigen Freunde eine Reise nach Paris machen, und ich habe Ursache, dort auf sehr gute litterarische Connexionen mir Rechnung zu machen, ja ziemlich auf die besten und nüzlichsten von ganz Frankreich. Mein größter Wunsch wäre es, bei der Gelegenheit Grundlagen zu einer näheren Kommunikation zwischen beiden Litteraturen, besonders in Rücksicht auf deutsche Philosophie, zu werfen: dazu aber werden auf beiden Seiten Mehrere gehören — überlege unterdessen im Allgemeinen, inwiefern, wenn ein zweckmäßiger Plan zu Stande käme, Du, Fichte und andre, wohl die Hände dabei bieten könnten und möchten. Die Anfrage ist nothwendig noch viel zu unbestimmt, als daß eine bestimmte Antwort darauf erfolgen könnte; aber was die Meinung im Ganzen seyn kann, wird Dir in die Augen fallen, wie auch die verschiednen Arten und Weisen, auf welche ein Jeder würde mitwürken können, wenn einmal ein ordentliches, regelmäßiges Unternehmen in Gang käme.

Dann folgen die auch im Druck wiedergegebenen sehr bemerkenswerten Ausführungen über die französische Revolution. Darauf kommt eine kleine Stelle, die deswegen recht interessant ist, weil die hier genannte Frau Madame de Charrière, die Freundin Benjamin Constants, eine bedeutende Schriftstellerin war, die dem Huberschen Ehepaare lange und vertraut verbunden war. (Theresens Tochter aus erster Ehe verweilte lange bei ihr, nachdem Hubers nach Deutschland gezogen waren. Von den Briefen Hubers an die genannte Frau sind einzelne (1810) in Band 2 seiner gesammelten Schriften gedruckt. Die Briefe der Frau von Charrière an das Huberschе Ehepaar, besonders aber an den Gatten, befinden sich in meinem Besitz.)

Diese letzte der hier mitzuteilenden Stellen lautet:

Es ist sonderbar zu bemerken, wie so oft den besten Köpfen gerade nur das Eine noththut, um auf den rechten Fleck zu kommen. Hier in meiner Nähe wohnt eine Frau von außerordentlichem und höchst originellem Geist; vielleicht fallen Dir zwei Schriften von ihr in die Hände, die ich aus dem französischen Manuscript übersezt habe: drei Weiber, was schon ein Weilchen heraus ist und Honorine v. Userche, was nächstens herauskommt. Da läßt sichs denn ganz eigen sehen, wie man mit ächtem Wahrheitstrieb und großer Fähigkeit, Wahrheit zu finden, Wahrheit doch, sei es auch nur um ein Haarbreit, verfehlen kann.

Mit diesen Fragmenten ist, wie man hoffen kann, der Schiller-Huberschе Briefwechsel ganz vollständig geworden.

Johann Jakob Engels „Herr Lorenz Stark".

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Familienromans.

Von Robert Riemann in Leipzig.

Die Geschichte des bürgerlichen Dramas im 18. Jahrhundert stellt, wie kürzlich von Eloesser[1]) gezeigt worden ist, eine im ganzen wohl übersehbare, stetig fortschreitende Entwicklung dar. Die deutsche Bildung ist das Werk des aufsteigenden Bürgertums,[2]) das jetzt zum ersten Male sich selbst interessant wird und seine Bedeutung zu fühlen beginnt. Im Vordergrunde des Interesses steht zunächst der Gegensatz zum Adel, aber mehr und mehr steigt die Schätzung des bürgerlichen Kleinlebens an und für sich. Schließlich wird Schröder der Schöpfer des Familiendramas, und er und Wagner sind die ersten, die das Leben des Bürgerhauses in seiner Intimität darstellen.[3])

Weit sprunghafter und unregelmäßiger entwickelt sich der deutsche Roman. Die verschiedenartigsten Anregungen laufen durcheinander; der Bruch mit der Vergangenheit ist nicht eklatant genug, um die Verschleppung von Elementen des Abenteuerromans in die moderne Erzähltechnik zu hindern; nur sehr langsam bildet sich eine geschlossene Kunstform heraus, die dem Drama ohne weiteres von der Bühne abgezwungen wird. So erleben wir das sonderbare Schauspiel, daß der englische Roman zunächst das deutsche Drama und erst durch dieses den deutschen Roman fördert.

Die Reste des Abenteuerromans sind am stärksten in Gellerts „Schwedischer Gräfin" vertreten. Ehebruch und Blutschande spielen ihre Rolle, die Handlung läuft bis nach Ostindien und Sibirien. In „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" bleibt die Geschwisterehe glücklich unvollzogen, obwohl Hermes zuweilen Miene macht, aus Sophiens mystischem Liebhaber Leß** ihren Bruder zu machen;[4]) dagegen wird der Konflikt im „Wilhelm Meister" wieder in seiner ganzen furchtbaren Tragik dargestellt. Andere Motive, wie der Überfall der Kutsche durch Räuber, lassen sich vom „Wohlversuchten Nürnberger"[5]) über Nicolais „Sebaldus Nothanker"[6]) bis in Goethes

[1]) Das bürgerliche Drama. Berlin 1898.

[2]) Ebenda. S. 6. 91 u. ö.

[3]) Ebenda. S. 50. 134.

[4]) „Sophiens Reise." [3]1778. 5, 329 f., 380; 6, 45.

[5]) „Der in Glück und Unglück wohlversuchte Nürnberger oder Lebens Geschichte des Phronaret." Frankfurt und Leipzig 1753. S. 282 und 283.

[6]) Vierte Auflage. Berlin und Stettin 1799. 1, 192 u. ö.

großen Bildungsroman verfolgen. Zur Abwechslung erscheint auch wohl einmal ein Überfall durch Piraten[1] oder eine Entführungsgeschichte.[2] In ähnlicher Weise wird von den Verfassern der Postkutschenromane das Zimmerverwechslungsmotiv zu Tode gehetzt.

Beachtenswert ist es, daß der mit Wielands „Agathon“ geschaffene Kulturroman diese Elemente ruhig in sich aufnehmen kann, weil das Abenteuerliche hier keine Stilwidrigkeit bedeutet. Die Ermordungen, Hofkabalen und Orgien im „Agathon“ und „Ardinghello“ sind vollkommen an ihrem Platze; lächerlich aber erscheint es, wenn in „Sophiens Reise“ Koschchen Herrn Malgré mit vergifteter Chokolade aus der Welt schaffen will[3] oder Puff und Herr Leß** hinter der von Kosacken entführten Sophie auf dem Haff herumkreuzen und sie glücklich befreien — im siebenjährigen Kriege.[4] Ebenso ist der Kulturroman vor dem Gegenwartsroman im Vorteile hinsichtlich der Abschweifungen. Zwar wird auch bei Wieland und Heinse viel über Philosophie und Kunst gesprochen, aber eine Besprechung von Fragen und Erscheinungen der Zeit ist doch ausgeschlossen. Der bürgerliche Roman ist dagegen überschwemmt mit Kritik. Die große Arbeit von Richard Schwinger über den „Sebaldus Nothanker“ (Schick und Waldbergs Litterarhistorische Forschungen. Heft 2. Weimar. 1897.) muß in einem weitläufigen Kommentar über die theologische Satire Nicolais unterrichten.[5] Die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ lagert sich in ihrer ganzen bändereichen Polemik gegen Intoleranz und Orthodoxie über die dargestellten Bilder aus dem Leben der Gegenwart hin und benimmt dem Werke den Charakter der Kunstschöpfung. Weit schlimmer noch steht es mit „Sophiens Reise“. Hermes schachtelt in der planlosesten Weise Episoden ineinander und durcheinander;[6] sein Werk verdient den Titel „Episoden in sechs dicken Bänden“, den er selbst witzelnd in Aussicht stellte.[7] Muß er doch im letzten Bande nach Erzählung der Geschichte Wagners eingestehen[8]: „Es kann uns nicht befremden, wenn die Leser jetzt vergessen haben, daß Sophie noch im Bensonschen Hause ist, Julchen in ihrem Gefängnisse, die Frau Majorin von F. in Handlangers Hütte“ u. s. w. Außerdem aber beantwortet Hermes im Roman an ihn

[1] „Wohlversuchter Nürnberger.“ S. 302. — „Ardinghello“ in H. Laubes Ausgabe 1838. 1, 129—138.

[2] „Wohlversuchter Nürnberger.“ S. 306. — „Sophiens Reise.“ ³1778. 1, 454—630; 4, 466—584; 5, 93—115.

[3] Ebenda. 4, 411—584.

[4] Ebenda. 5, 598—611.

[5] A. a. O., S. 29—103.

[6] Vgl. Erich Schmidt, „Richardson, Rousseau und Goethe.“ Jena 1875. S. 40.

[7] „Sophiens Reise.“ ³1778. 6, 630.

[8] Ebenda. S. 136.

gelangte Briefe,[1]) empfiehlt unter dem Text Mittel gegen Hypochondrie und Zahnschmerzen,[2]) gute Bücher und guten Tabak,[3]) polemisiert gegen Geldspiel[4]) und Selbstmord,[5]) u. s. w. „Sophiens Reise" ist eine Familienzeitschrift, in der die Romane in Fortsetzungen erscheinen, mit Briefkasten und „häuslichem Ratgeber" — aber kein Familienroman. Und doch bedeuteten dieses monströse Produkt und der „Sebaldus Nothanker" für das Gros der deutschen Leserwelt dasselbe, was den Höchstgebildeten Wielands „Agathon" und Goethes „Werther" gewährten. Auch waren in den Schriften von Hermes und Nicolai mit ihrem lebhaften Interesse für die Gegenwart in der That Keime gegeben, die eine günstige Entwicklung in Aussicht stellten. Die Beseitigung der Reste des Abenteuerromans war schließlich eine Frage der Zeit; der schreiende Widerspruch dieser Elemente zu ihrer neuen Umgebung mußte sich allmählich jedermann aufdrängen. Schwieriger aber war es, für den Roman eine geschlossene Kunstform zu finden, ihn von Episoden und Abschweifungen zu reinigen. In dieser Beziehung erscheint als der erste Familienroman von bleibendem Wert Engels „Herr Lorenz Stark", ein Werk, das in den 70ger Jahren begonnen, in den 90ger fortgeführt, endlich 1801 vollendet wurde. Dieser Roman verlohnt einer ausführlichen Betrachtung nicht allein um seines Wertes willen, sondern gerade an ihm läßt sich die Entwicklung der Technik im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts zeigen, da Engel in jeder Beziehung bewußt gearbeitet hat. Ich beginne mit einer Analyse des Inhalts, die zum Verständnisse der nachfolgenden Entstehungsgeschichte notwendig ist. Sodann kennzeichne ich die technischen Eigentümlichkeiten Engels und suche jede einzelne so weit möglich bei seinen Vorgängern zu verfolgen. Natürlich gehe ich nur auf diejenigen Erscheinungen ein, die für die Darstellung von Wichtigkeit sind. Die Einwirkung Engels auf seine Nachfolger bleibt einer weiteren Arbeit aufbehalten.

I. Inhalt.

Engels „Herr Lorenz Stark" spielt in einem der ersten Häuser einer deutschen — Stadt. Sie hat eine Börse,[6]) aber sonst eine sehr kleinstädtische Physiognomie. Der Konflikt ist der denkbar einfachste.

[1]) Ebenda. 4, 385.
[2]) Ebenda. 3, 39—41.
[3]) Ebenda. 3, 47.
[4]) Ebenda. 3, 323—327.
[5]) Ebenda. 5, 97, 100.
[6]) S. 119. Ich citiere der Einheitlichkeit halber alle Schriften Engels nach der Ausgabe in den „Schriften". 12 Bände. Berlin 1801—1806. In der Mylius'schen Buchhandlung. (Band 12. Herr Lorenz Stark.) Wo aus textkritischen Gründen eine andere Ausgabe herangezogen wird, gebe ich dies ausdrücklich an.

Es handelt sich um den Gegensatz zwischen dem reich gewordenen Vater und dem reich geborenen Sohne. Mit Unwillen sieht Lorenz Stark, der sein Vermögen selbst erworben hat, seinen einzigen Sohn Karl[1]) zum Modeherrn und Verschwender werden; bringt er doch halbe Nächte außer Hause, nach der Meinung des Alten im Kaffeehause und am Spieltische, zu. In Wahrheit aber hat Karl Stark einem sterbenden Kaufmanne, namens Lyk, der vorher sein erklärter Feind gewesen war, das edelmütige Versprechen gegeben, sich seiner Familie anzunehmen und die verwirrten Handlungsbücher zu ordnen. So giebt er plötzlich alle Vergnügungen auf, bringt seine ganze freie Zeit bei der Witwe zu und verliebt sich natürlich sterblich in sie.

Lorenz Stark, der von der wahren Natur der Gänge seines Sohnes keine Ahnung hat, stellt ihn zur Rede. Der Dreißigjährige ist nicht gesonnen, sich wie ein Kind überwachen zu lassen, und beschließt, das Haus zu verlassen. Seine Neigung mag er dem Vater nicht gestehen, weil dieser von Madame Lyk ungünstige Begriffe durch seinen Schützling, den Kaufmann Specht, erhalten hat. Er hofft indessen durch seine Androhung der Abreise dem Vater die Erlaubnis zur Heirat abzuzwingen. Doch während die Mutter, die Schwester und deren Gemahl, Doktor Herbst, vergeblich versuchen, Karl Stark von seinem Entschlusse abzubringen, billigt ihn der Alte vollkommen und versetzt dadurch den Sohn in die äußerste Bestürzung. Ratlos bleibt er fürs erste im Hause und schützt Krankheit vor.

Karl Starks Ankündigung, er wolle die Stadt verlassen, versetzt die Witwe in große Bestürzung, da sie eben jetzt von Horn, dem hartherzigsten ihrer Gläubiger, ungestüm bedrängt wird. Sie mag sich nicht um Hilfe an den jungen Stark wenden. So gern sie sonst seine edelmütige Unterstützung annahm — jetzt kann sie es nicht mehr. Sie liebt ihn und will sich nicht vor dem Geliebten in ihrer Blöße zeigen. Lieber wendet sie sich an seinen Schwager Doktor Herbst. Dieser weiß bereits, daß Karl Stark sie liebt, während sie noch keine Erklärung erhalten hat. Herbst will bei Horn sein Bestes versuchen. Vorläufig bringt er auf den dringenden Rat seiner Gattin ihrem Vater bessere Begriffe von Karl Stark bei, indem er ihm von seinem edelmütigen Benehmen gegen den sterbenden Feind und dessen Witwe erzählt.

So scheint sich alles zum Besten zu wenden. Doch noch einmal erfolgt ein Rückschlag durch einen Traum Lorenz Starks, der ihm die tolle Verschwendung des Lykischen Hauses zu Lebzeiten des Gatten,

[1]) Der Name kommt erst S. 392 vor, wo der Alte seinen Sohn der Anrede mit dem Vornamen würdigt.

gleichzeitig aber seinen Sohn im zärtlichsten tête-à-tête mit der Witwe zeigt. Der Alte faßt den Entschluß, eine Verbindung seines Sohnes mit ihr, der er die ganze Verschwendung zur Last legt, um jeden Preis zu verhindern.

Inzwischen hat Doktor Herbst etwas eilfertig die Schuld der Witwe selbst übernommen, ohne doch imstande zu sein, sie zu zahlen. Die Doktorin überredet daher Madame Lyk, Lorenz Stark um Hilfe anzugehen. Infolge der Schwerhörigkeit des Vaters, der ihre schüchternen Bitten nicht zu beachten scheint, zudem nach seiner Gewohnheit moralische Reden mit eingestreuten Spötteleien hält, hat sie keinen Erfolg, fällt in Ohnmacht und wird in der Familienkutsche nach Hause gebracht. Als Lorenz Stark erfährt, was sie gewollt hat, ändert sich alles. Er bekommt durch Doktor Herbst die Nachricht, daß nicht Madame Lyk, sondern ihr Gatte der Verschwender war. Herr Specht, von dem die falsche Nachricht herrührt, will sie zum großen Ärger des Alten von ihm selbst haben. Nun wirft sich Lorenz Stark zum Beschützer der Witwe auf, übernimmt ihre Schulden und gestattet seinem Sohne nach einer ernsten Prüfung die Heirat.

Außer den drei Paaren und Herrn Specht tritt noch ein alter ehrlicher Handlungsdiener mit dem sprechenden Namen Schlicht und der erste Buchhalter Burg, den die späte Heirat eines Erbonkels unzufrieden macht, auf. Sonst wird niemand redend eingeführt.

II. Entstehungsgeschichte.

Die ersten Eindrücke zum „Herrn Lorenz Stark" brachte Engel aus Parchim mit, wo er am 11. September 1741 geboren war. Der Vater seiner Mutter, der wohlhabende Krautkrämer und Ratsherr Jacob Brasch,[1]) machte auf den empfänglichen Knaben einen Eindruck, der sich nicht wieder verlor, obwohl Engel nur bis zu seinem zwölften Jahre in Parchim blieb. Zeitlebens verkehrte er, der Pastorensohn, gern in Kaufmannskreisen und suchte dort seine Stoffe. Seinem Großvater setzte er in zwei Werken ein Denkmal, in „Eid und Pflicht" und im „Herrn Lorenz Stark". Ob der Roman nicht ursprünglich als Drama angelegt war, bedarf einer genaueren Untersuchung, da die verschiedenen Berichterstatter sich widersprechen. Wilhelm von Humboldt, der lange Zeit Engels Schüler gewesen war, sagt ziemlich unbestimmt,[2]) er glaube nicht zu irren, „wenn er das Ganze als einen schon längst für die künftige Ausarbeitung angelegten Plan zu einem Lustspiele ansehe". Eschenburg „weiß zuverlässig", daß der Stoff der Erzählung ursprünglich für ein Schauspiel: „Der deutsche Haus-

[1]) Vgl. C. Schröder, J. J. Engel. Schwerin 1897. S. 3. 5.
[2]) W. von Humboldt an Schiller. Tegel, den 20. November 1795.

vater“ bestimmt war, das Engel liegen ließ, als das Stück des Herrn von Gemmingen mit dem gleichen Titel erschien.“[1]) Reichardt will bei Lessings letztem Besuche in Berlin, also Februar 1776, den „Deutschen Hausvater“ und die „Geißel“, später „Eid und Pflicht“ genannt, fast vollendet gesehen haben. „Es stieß sich in beiden Stücken nur noch an einzelne Scenen, mit denen Engel nicht zufrieden war, und die er sich nicht zu Dank dialogieren konnte.“[2]) Die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften“[3]) giebt an, der Stoff des Romans sei ursprünglich von Engel in einem Lustspiel „Der Sparsame“ behandelt worden, das er bis an den Schluß des dritten Aktes fortgeführt habe. Dieser Aktschluß wird angegeben; er deckt sich mit einer Scene des Romans.[4]) „Ein damals in Leipzig mit Recht berühmter Bankier und dessen Verhältnis zu seinem ältesten Sohne gab Engeln die Idee zu diesem Stück.“

Nicolai wendet sich in der 1806 erschienenen „Gedächtnißschrift auf Johann Jakob Engel“ gegen diese Notiz. Er sagt (S. 33 und 34), wenn Engel im Lorenz Stark seinen Großvater habe darstellen wollen, so könne er nicht den Leipziger Bankier als Vorbild genommen haben. Aber die beiden Charaktere brauchten sich nicht auszuschließen, Lorenz Stark kann Züge von beiden haben, und wenn Engel auch den Charakter fertig hatte, so brauchte er doch einen Konflikt, und warum sollte er diesen nicht hier aufgegriffen haben?

Auf noch schwächeren Füßen steht Nicolais Behauptung, der Hauptcharakter des Romans hätte unmöglich der Sparsame heißen können.[5]) Der Alte ärgert sich darüber, daß sein Sohn so viel Geld verausgabt, aber, wenn er eine großmütige Handlung begehen sollte, vielleicht keines Thalers Herr wäre.[6]) Der Sohn behauptet, der Alte spare bei Thalern zusammen, um bei Hunderten wegzuwerfen,[7]) Engel selbst sagt von seinem Helden: „Er selbst war der wahre Sparsame, der bei seinem Sammeln und Aufbewahren nicht sowohl das Geld, als vielmehr das viele Gute im Auge hat, das mit Gelde bewirkt werden kann.“ Danach kann es nicht länger zweifelhaft

---

[1]) Vgl. Neue allgemeine deutsche Bibliothek. 87. 1. 1804. S. 190. — Koberstein, Grundriß[5]. 5, 102.

[2]) Vgl. Reichardt, Vertraute Briefe geschrieben auf einer Reise nach Wien und den Österreichischen Staaten. Amsterdam 1810. 1, 359—361. — Danzel-Guhrauer, Lessing[2]. 2, 545.

[3]) Band 71. Erstes Stück. Leipzig 1805. Fälschlich nimmt Koberstein a. a. O. den über dem Aufsatze stehenden Titel der Dramatisierung von F. L. Schmidt: „Lorenz Stark oder die deutsche Familie“ für einen älteren Titel von Engels Stück.

[4]) „Herr Lorenz Stark.“ S. 114—139.

[5]) „Gedächtnißschrift.“ S. 33.

[6]) „Herr Lorenz Stark.“ S. 16. — Vgl. Schriften 11, 364.

[7]) „Herr Lorenz Stark.“ S. 19. Vgl. noch S. 20. 23.

bleiben, daß in den Roman Elemente eines Lustspieles „Der Sparsame“ eingegangen sind.

Fernerhin wendet sich Nicolai[1]) gegen eine Anekdote, nach der Engel von einem freundschaftlichen Streite mit Lessing über Diderots „Hausvater“ Veranlassung genommen haben soll, einen deutschen Hausvater zu schreiben. Als Gemmingens Werk erschienen sei, habe Engel die Arbeit liegen lassen und später einen Roman daraus gemacht. Dagegen führt Nicolai aus, Engel habe ihm schon 1776 den Roman angeboten und die fertigen Blätter mitgeteilt, er habe ihn bald darauf angekündigt. Erst 1776 habe Engel Lessing kennen gelernt, eben beim letzten Besuche in Berlin. Der deutsche Hausvater sei 1781 — richtiger 1780 — erschienen. Er will also den Roman fünf Jahre vor dem Erscheinen dieses Dramas in Händen gehabt haben. Dann sagt er, Engel habe allerdings einen deutschen Hausvater schreiben wollen und sich geärgert, daß ihm Gemmingen zuvor gekommen sei. Dieses Stück hätte aber „Anton Frey“ heißen sollen.

Ehe ich aus dieser verwirrenden Fülle von Titeln und Notizen die Entstehungsgeschichte herauszuwickeln suche, ist ein sorgfältiger Vergleich mit den drei genannten Dramen notwendig. Vor allem fällt es auf, daß Lorenz Stark eine ganz andere Persönlichkeit ist, als der in „Eid und Pflicht“, früher „Die Geißel“ dargestellte Welldorf, der die Hauptperson des Dramas bilden sollte, aber erst vom dritten Akte an zuweilen einmal auftritt. An den Roman erinnert die Scene, wo Welldorf seinen Sohn als einen Edelmütigen kennen lernt, während er ihn sonst immer für einen Leichtsinnigen gehalten hat.[2]) Mit Lorenz Stark hat Welldorf nur die unbedingte Rechtschaffenheit gemeinsam, sonst ist er zwar ein Mann von unbeugsamer Entschlossenheit, doch körperlich gebrochen, ein hilfloser schwacher Greis mit rein passiver Widerstandskraft ohne Beweglichkeit und Gewandtheit des Geistes, während sein Sohn leidenschaftlich und unüberlegt, aber thatkräftig handelt. Welldorf mag das treuere Abbild Braschs sein, Lorenz Stark ist fast ein Selbstporträt Engels geworden, der freilich Hagestolz war, aber doch Familiensinn genug besaß, um den ersten tüchtigen deutschen Familienroman zu schaffen.

Wie Lorenz Stark, so hat auch Diderots Hausvater seinen Sohn im Verdachte der Ausschweifung, während er einer ehrbaren Liebe nachhängt, die ihm nichts als Entbehrungen auferlegt. Schließlich erfolgt die Einwilligung des Vaters zu der einwandfrei gewordenen Verbindung. Wenn im „Herrn Lorenz Stark“ die Unwissenheit des

[1]) „Gedächtnißschrift.“ S. 20 und 21.
[2]) Schriften 6, 85. — „Herr Lorenz Stark.“ S. 394.

Alten in betreff des Charakters der Madame Lyk den eigentlichen Konflikt ausmacht, so ist dazu die Äußerung Engels über den Knoten von Diderots „Hausvater“ zu vergleichen. Er liegt nach seiner Ansicht „hauptsächlich in der Unwissenheit aller von Sophiens wahrem Herkommen und Stande.“[1] Das Herkommen der Madame Lyk spielt freilich keine große Rolle, aber Doktor Herbst betont doch, nicht sie, die Tochter des armen Landpastors, könne die Verschwendung in Lykischen Hause veranlaßt haben.[2] Über die Persönlichkeit des Diderotschen Hausvaters hatte Engel in der „Mimik“ geäußert:[3] „Ein Charakter, der mir von allen, die ich kenne, der allerehrwürdigste scheint.“ Doch hat Engel eigentlich in dem steifnackigen Lorenz Stark, der sich selbst einem „knotigen Stamme“ vergleicht,[4] der niemals sein Selbstbewußtsein verleugnet und immer Herr der Situation ist, ein wahres Gegenstück zu Diderots weichlichem Hausvater geliefert, während die Söhne St. Albin und Karl Stark einander ziemlich ähnlich sind. Bei Engel wie bei Diderot findet sich eine sehr genaue Angabe des Gebärdenspiels, die im „Hausvater“ auf theatralische Effekte abzielt, im Roman die Charakteristik unterstützt, wie ich weiter unter zeigen werde. Der Gang der Handlung ist total verschieden. Bei Diderot herrscht einzig und allein die Rührung, bei Engel äußerst selten;[5] meistens sieht er die Situationen durch die Brille des lachenden Philosophen. Die größte Ähnlichkeit besteht in der Betonung des „honnête“ der Ehrlichkeit, die beide Dichter eben als ihr Ideal verehrten.

Sie findet sich auch in Gemmingens „Deutschem Hausvater“, der wie der Diderots adelich ist, im Gegensatze zu Lorenz Stark. Auch ist Gemmingens Hausvater sehr mild und nachsichtig und hat keinen Funken von der Spottlust des alten Stark. Gemmingens Hausvater sagt von seiner verstorbenen Gemahlin: „Keine Modedame, die ihren ganzen Tag am Spieltisch und im Gesellschaftssaale verlor, sondern, was eigentlich des Weibes Bestimmung ist, eine gute, fleißige Haushälterin: und, war sie in Gesellschaft, diejenige, die alle aufmunterte.“ In ähnlicher Weise schilt Lorenz Stark sehr oft auf die Vorliebe der Weiber für „Putz- und Spieltisch“[6] und erhebt die häuslichen Tugenden. Doch geht diese Polemik durch die ganze bürgerliche Litteratur hindurch. Vielleicht könnte man den Baron

[1] „Poetik.“ (Ich citiere die „Theorie der Dichtungsart.“ Schriften, Band XI unter dem kürzeren Titel „Poetik“, den sie in den Schriften trägt.) S. 357.
[2] „Herr Lorenz Stark.“ S. 237.
[3] Band 2, 256.
[4] „Herr Lorenz Stark.“ S. 62.
[5] Ebenda. S. 392—395.
[6] Ebenda. Besonders S. 230, vgl. auch S. 32—35. 223—225. 237 und 238 u. ö.

von Dromer mit seinen ewigen Komplimenten zu Specht in Parallele stellen oder den Sohn, Graf Karl, Karl Stark ähnlich finden. Alles in allem sind die Ähnlichkeiten recht gering. Die Handlung geht den umgekehrten Gang; bei Gemmingen wird Graf Karl zu der Ehe mit der Bürgerlichen gezwungen. Zudem ist eine Nebenbuhlerin vorhanden, der Bruder ist der Held einer Nebenhandlung, und überhaupt spielt der „Deutsche Hausvater" in der großen Welt, während Engel im Bürgerhause bleibt, und die Sphäre des Romans unendlich beschränkt ist. Diderot hat geringen, Gemmingen keinen Einfluß auf den „Herrn Lorenz Stark" ausgeübt.

Desto größeren aber ein anderes, bisher nicht genanntes Werk, nämlich Goldonis 1771 erschienene Komödie „Le bourru bienfaisant". Hier tritt ein Monsieur Dalancour auf, der sich zu Grunde richtet, um die Wünsche seiner Gattin zu befriedigen, die keine Ahnung von seinen Verhältnissen hat und an seiner Verschwendung insofern unschuldig ist. Der Oheim ihres Gatten ergrimmt über die Tollheit seines Neffen und versagt ihm seine Unterstützung. Da entschließt sich Madame Dalancour, selbst Monsieur Géronte, der eine so schlechte Meinung von ihr hat, um Hilfe anzuflehen. In der achten Scene des dritten Aktes richtet sie die dringendsten Bitten an ihn, er weist sie zurück, sie sinkt in Ohnmacht, erweicht dadurch sein Herz und wendet alles zum Besten. Diese Scene hat Engel, der sich auch sonst viel mit Goldoni beschäftigte,[1]) unzweifelhaft benutzt, aber sehr verfeinert. An die Stelle der brüsken Zurückweisung des wohlthätigen Murrkopfes: „Eh! Madame, croyez vous m'abuser?" setzt er ein bloßes Mißverständnis. Madame Lyt glaubt zurückgewiesen zu sein, deshalb fällt sie in Ohnmacht. Auf diese Art hat Engel den Alten entlastet.

Engel hat „Le bourru bienfaisant" jedenfalls bald nach Erscheinen kennen gelernt. Wenn er, wie Daffis (a. a. O.) meint, Goldoni las und übersetzte, um italienisch zu lernen, so konnte er mit diesem französisch geschriebenen Stücke den Anfang machen, um sich zunächst in die Manier des Dichters hineinzufinden. Außerdem verkehrte Engel seit 1774 sehr intim mit Abel Seyler in Leipzig und in Gotha. Dieser spielte mit seiner Truppe vom September 1772 bis zum Juni 1775 den „Gutherzigen Polterer" zehnmal, wie Schlösser (Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne. Hamburg und Leipzig. 1895. S. 72 und 76) angiebt.

Nimmt man diese Einwirkungen zu den oben gegebenen Notizen hinzu, so ergiebt sich etwa folgendes Bild.

---

[1]) Vgl. Schröder, J. J. Engel. S. 25 und 49. — Daffis, J. J. Engel als Dramatiker. Berlin 1898. S. 30—34.

Engel will seinem Großvater Brasch ein poetisches Denkmal setzen. Er macht ihn zunächst zum Helden eines Trauerspiels „Die Geißel“, das er unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege entwirft. Da er an eine Begebenheit im Leben seines Großvaters anknüpfen kann, fällt ihm hier die Ausarbeitung nicht übermäßig schwer.

Im Winter 1767/1768 beteiligt sich Engel mit dem jungen Goethe an den Aufführungen des Breitkopf-Obermannschen Familientheaters und spielt den Comthur in Diderots „Hausvater“. Er faßt jetzt den Plan, seinen Großvater zum Helden eines Lustspiels „Der deutsche Hausvater“ zu machen.

Bald darauf lernt er in Leipzig einen Bankier kennen, der mit seinem lockeren Sohne schwer auskommt. Er beschließt diesen in Kaufmannshäusern typischen Fall, der auch in der zeitgenössischen Litteratur öfters behandelt wurde,[1]) in einem Lustspiele „Der Sparsame“ darzustellen, für das ihm gelegentlich auch der Titel „Anton Frey“ vorschwebt. 1771 erscheint Goldonis Komödie und giebt ihm, vielleicht 1774, den glücklichen Gedanken an die Hand, den Sohn sich in ein Weib verlieben zu lassen, das der Sparsame für verschwenderisch hält. Er muß nun seine Liebe verbergen und dadurch entsteht ein ähnliches Mißverständnis wie in Diderots „Hausvater“. Die Handlung beider Stücke erlangt Verwandtschaft. Gleichzeitig aber auch die Charakterzeichnung; denn Engel hat im Sparsamen einen Vater darzustellen, und unwillkürlich gerät er wieder in die Züge seines Großvaters. Schließlich arbeitet er bewußt nach dieser Richtung hin weiter; der Titel: „Der Sparsame“ erscheint ihm zu enge, und nun erhält dieses Stück den Titel: „Der deutsche Hausvater“. Es wird bis an den Schluß des dritten Aktes vollendet.

In den „Briefen über Emilia Galotti“ erkennt Engel 1775 den Vorteil des Romanschreibers vor dem Dramatiker hinsichtlich der Darstellung einer Charakterentwicklung,[2]) und allmählich steigt ihm der Plan auf, das Lustspiel zu einem Romane umzuarbeiten. Im Februar 1776 sieht Reichardt noch die drei Akte bei ihm. Bald darauf trennt Engel die einzelnen Scenen durch undialogische Zwischenstücke und bietet im selben Jahre Nicolai — den Roman an, ohne zu erwähnen, woraus dieser entstanden ist, vermutlich auch ohne Angabe eines Titels.

Als Gemmingens „Deutscher Hausvater“ erscheint, sieht sich Engel zu einer Veränderung des Titels genötigt und wählt wiederum

---

[1]) „Sophiens Reise,“ ³1778. 3, 545—547. — A. Eloesser, Das bürgerliche Drama. Berlin 1898. S. 72, 73.

[2]) „Philosoph für die Welt.“ I. 10. S. 150.

einen sprechenden Namen, wie es auch Anton „Frey“ war, nämlich Lorenz „Stark“. Das erste Zeugnis dafür, daß der Gedanke an ein Lustspiel endgiltig aufgegeben ist, bietet der in den „Horen“ 1796 erscheinende Traum des Alten, der im Lustspiele, etwa erzählt, alles verlieren würde. Hiermit reißt sich Engel auch endgiltig los von der blinden Verehrung des Hauptcharakters, da derselbe hier komisch dargestellt wird.

Ein Grund mit für die Verwandlung in den Roman war sicherlich der Mangel an kräftigen Aktschlüssen. Legt man die Dramatisierung von F. L. Schmidt neben den Roman, so sieht man, daß der im übrigen sklavisch genaue Bearbeiter drei neue Aktschlüsse selbständig erfunden hat, die übrigens keineswegs wertvolle Bereicherungen bedeuten.[1] Überhaupt ist das Urteil von Jördens: „Die deutsche Familie ist langweiliger als Herr Lorenz Stark“ vollkommen berechtigt. Engel, der, wie er an David Friedländer schrieb, jetzt überzeugt war: „Der Gegenstand schicke sich garnicht zu einem Drama,“[2] hatte keine Freude an der Dramatisierung von Schmidt, der später eine von Ziegler an die Seite trat.[3] Die Pfahlbürger waren dagegen entzückt, ihren Lorenz Stark auch auf der Bühne bewundern zu können und Iffland spielte den spöttischen Alten mit Vorliebe.[4] „Diese Rolle muß er spielen,“ sagt die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften,“[5] „wenn er einem Franzosen oder Engländer zeigen will, daß der echte deutsche Kaufmann eigentümliche Sitten hat, die der Darstellung wert sind.“

Zur Bühnenbearbeitung reizten einzelne Reste von Lustspielsituationen, die im Romane nachweisbar sind. Dahin gehört es, wenn der Sohn in stolzer, pathetischer Rede Lorenz Stark kund thun will, er werde die Stadt verlassen, aber gleich stecken bleibt, zittert, erblaßt und, während der Alte sich liebevoll um ihn bemüht, diesen in der Voraussetzung bestätigt, „daß eine Lieblingsspeise, wovon des Mittags zu reichlich genossen worden, an dem ganzen, übrigens unbedeutenden Zufalle Schuld sei.“[6] Dahin gehört es, wenn Herr Specht, von dem Lorenz Stark die Nachrichten von der Witwe haben will, von Doktor Herbst durch schlaue Kreuz- und Querfragen endlich soweit in die Enge getrieben wird, daß er wiederum den Alten für seinen

---

[1] F. L. Schmidt, Lorenz Stark oder die deutsche Familie. Leipzig 1804. S. 56. 227. 264.

[2] Nicolai, Gedächtnißschrift. S. 34.

[3] Vgl. Reichardt, Vertraute Briefe u. s. w. Amsterdam 1810. 1, 359—361.

[4] Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. LXXI. 1. Leipzig 1805. S. 161 und 162.

[5] Ebenda.

[6] „Herr Lorenz Stark.“ S. 104.

Gewährsmann erklärt.[1]) Überhaupt sind Specht und Burg[2]) nur zur Erzielung komischer Effekte vorhanden.

Auf sicheren Boden kommen wir in der Entstehungsgeschichte des Romans mit dem Erscheinen der ersten Stücke im Jahre 1795. Als Schiller Engel für die „Horen“ gewann, hatte er seine Ansichten über ihn schon mehrfach geändert.[3]) Anfangs schätzte er Engels „Philosoph für die Welt“ sehr hoch, wie aus einem Briefe hervorgeht, den er am 26. November 1784 aus Mannheim an Günther Göckingk schrieb. Es handelte sich um die Gründung der „Rheinischen Thalia“, deren Charakter Schiller folgendermaßen schildert: „Ich glaube, daß mein Journal in dem Fache, worin es eigentlich besteht, Aufmerksamkeit erregen wird. Sie können sich vielleicht den besten Begriff davon machen, wenn ich Ihnen sage, daß es nach dem Muster des „Philosophen für die Welt“ (ungefähr, nicht ganz) wird zugeschnitten werden. Die Welt malt sich in jedem Gehirn anders; auch in dem meinigen, und so werden meine Zeichnungen neu sein.“ Vielleicht steckt in dem letzten Satze doch eine Ironie, aber noch 1788 schlug Schiller Gottfried Körner vor, ein kritisches Litteraturblatt in der Art von Lessings Litteraturbriefen und wiederum Engels „Philosoph für die Welt“ zu gründen.

Schon damals betrachtete er Engel als seinen Antagonisten auf dem Theater, weil er seine Abneigung gegen den Sturm und Drang kannte, und war wenig erfreut, als er hörte, daß der Verfasser der „Ideen zu einer Mimik“ an Stelle Döbbelins Direktor des Berliner Theaters geworden war, da er nicht erwarten konnte, daß Engel den „Don Karlos“ zur Aufführung bringen werde.[4]) Aber auf königlichen Befehl wurde das Stück doch am 22. November 1788 in einer Prosabearbeitung gespielt, die nicht nur Engels Widerwille gegen das versificierte Drama,[5]) sondern auch die Unfähigkeit der Schauspieler, in Jamben zu sprechen, notwendig machte. Engel, den Schiller als seinen „erklärten Feind“ betrachtete, hatte die Aufführung sorgfältig einstudiert und mit seltener Aufopferung für eine ihm nicht kongeniale Kunst den Schauspielern ihre Rollen persönlich eingelernt. Da jedoch die Vorstellung von 5 Uhr nachmittags bis ½11 Uhr abends dauerte, empfahlen sich die Zuschauer größtenteils übermüdet vor Schluß der Vorstellung.[6]) Schiller machte dies wenig Freude und er hatte nur

[1]) Ebenda. S. 256.
[2]) Ebenda. S. 202—211.
[3]) Schröder, J. J. Engel. S. 31.
[4]) Schiller an Henriette von Wolzogen, den 1. August 1787.
[5]) Mimik. Zweiter Teil. S. 176—250.
[6]) Vgl. J. V. Teichmanns Litterarischer Nachlaß, herausgegeben von Franz Dingelstedt. Stuttgart 1863. S. 46.

seinen Spaß daran, „daß Engel und Ramler so armselige Hunde sind, um nicht einmal ihren Geschmack auf der Bühne behaupten zu können.“[1])

Auf einem Gebiete, wo Engel von Zeitgenossen und Späteren sehr geschätzt wurde, nämlich als Lobredner, griffen ihn die Xenien an:[2])

Im Überfahren.

Noch ein Phantom stieg ein. Das las uns eine Gedächtniß-
Rede auf Preußens Monarch, während wir ruderten, vor.

Das Xenion gehört dem stygischen Cyklus an und wurde, obwohl es ziemlich zahm klingt, nicht veröffentlicht, weil Engel inzwischen in nähere Beziehung zu den Weimarer Größen getreten war.

Als Schiller die „Horen“ vorbereitete, bestellte er sich nicht nur durch Cotta bei Schmieder in Karlsruhe am 2. Oktober 1794 ein Exemplar des „Philosophen für die Welt“, sondern forderte auch, als die drei ersten, Goethe, Garve und Engel zur Mitarbeiterschaft auf.[3]) Engel befand sich damals in Schwerin, da er seine Theaterdirektion verloren hatte und arbeitete an alten und neuen Plänen. Zwar schrieb Körner skeptisch an Schiller (11. Juli 1794): „Engel ist faul und wird wenig liefern,“ aber diese Voraussetzung erfüllte sich nicht. Die Entlassung war ohne Pension erfolgt, und Engel sah sich in die Notwendigkeit versetzt, mit der Feder zu verdienen. Schon Anfang 1795 erhielt Schiller „Die Entzückung des Las Casas,“[4]) eine Traumdichtung, die in das dritte Stück der „Horen“ aufgenommen wurde. Im September folgten die vierzehn ersten Kapitel des Herrn Lorenz Stark,[5]) die im zehnten Stücke erschienen. Mitten zwischen Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ und Karoline von Wolzogens „Agnes von Lilien“ tritt Engels Roman an die Öffentlichkeit, ein ehrlicher Bürger in vornehmer Umgebung. Die Fortsetzung ließ auf sich warten. Am 16. November 1795 versicherte Schiller Cotta: „Engel hat die Fortsetzung des Lorenz Stark als gewiß versprochen,“ am 21. December fand er es rätlich, „Engeln

[1]) Schiller an Körner, den 12. Dezember 1788.

[2]) Vgl. „Xenien“ 1796. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller Archivs herausgegeben von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. (Schriften der Goethe Gesellschaft. Band VIII.) Weimar 1893. S. 53. 179 und 180.

[3]) Schiller an Körner, den 4. Juli, den 29. Dezember 1794; an Cotta, den 10. Juli; an Goethe, den 20. Oktober.

[4]) Schiller an Körner, den 5. Februar und 5. April 1795; an Cotta, den 19. März; W. von Humboldt an Schiller, den 15. August.

[5]) Schiller an Cotta, den 18. und 25. September 1795; an Goethe, den 18. September; an Körner, den 2. November; Körner an Schiller, den 6. November; W. von Humboldt an Schiller, den 20. November; Goethe an Schiller, den 17. Dezember.

zu bezahlen, um seinen Fleiß aufzufrischen.“ So erhielt dieser, der mit Goethe und Herder die Reihe der bevorzugten Mitarbeiter ausmachte, die 5 Louisd'or für den Bogen bekamen, durch seinen alten Schüler W. von Humboldt 24 Louisd'or, worauf er im März 1796 drei weitere Kapitel einsandte. Sie erschienen 1796 im zweiten Stück mit der verheißungsvollen Unterschrift: „Der Beschluß künftig“, aber Schiller erhielt ihn niemals, sondern er erschien erst 1801 mit den früher veröffentlichten Stücken in einer neuen Fassung vereinigt, die in 35 Kapiteln die erste vollständige Ausgabe des Romanes bildet. Von ihr weicht die 1806 in den „Schriften“ erschienene Fassung nur in Kleinigkeiten ab.[1]

Engel hatte den ersten Teil prompt an Schiller eingesandt, mit der Fortsetzung aber ein halbes Jahr gezögert. Nun bemerkt Nicolai in der „Gedächtnißschrift“,[2] Engel habe an Schiller, „den Anfang, soweit er im Jahre 1776 geschrieben war,“ zum Drucke geschickt. Bezieht man diese Bemerkung auf die rasch eingesandten vierzehn ersten Kapitel und nimmt den Umstand hinzu, daß die in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ angegebene Schlußscene des dritten Aktes des „Sparsamen“ ins vierzehnte Kapitel fällt, so könnte man in der That mit Nicolai annehmen, Engel habe einfach sein altes Manuskript eingeschickt, ohne es zu überarbeiten, Kapitel XV bis XVII, die von 1795—1796 entstanden, müßten hiernach der Ausgabe von 1801 sehr viel näher stehen, als die 1776 niedergeschriebenen Kapitel I—XIV. Liegt also bei einer Vergleichung der beiden Teile der Horenfassung untereinander und mit der Fassung von 1801 die Discrepanz zwischen den beiden Teilen, so hat Engel den ersten nicht überarbeitet, liegt sie zwischen Horenfassung und Ausgabe von 1801, so sind beide Teile gleichzeitig entstanden, das heißt 1795—1796.

Vielleicht scheint der Umstand, daß die zweite Partie dreimal „Lyck“ statt „Lyk“ hat,[3] darauf hinzudeuten, daß Engel sich frisch in die Fortsetzung des früher begonnenen Werkes hineinarbeiten mußte und dabei noch nicht volle Sicherheit gewann. Leider findet sich aber auch in der ersten Partie, allerdings nur einmal,[4] „Lyck,“ so daß man auf einen Druckfehler schließen muß.

Große Ähnlichkeiten der beiden Teile der ersten Fassung gegenüber der zweiten sprechen gegen Nicolais Behauptung. Engel schreibt in der Horenfassung sehr oft Adjektiva und Substantiva auf —

[1] Um dieser Abweichungen willen wird bei der Vergleichung mit der Horenfassung die Ausgabe von 1801, nicht, wie sonst, die der „Schriften“ citiert.
[2] S. 20 und 21.
[3] „Horen“. 1796. II. S. 12. 15. Sonst Lyk.
[4] „Horen“. 1795. X. S. 15.

„icht(igt)“, für die er 1801 die gebräuchlicheren Formen auf — „ich(ig)“ einsetzt.[1]) Für das „fodern“ der Horenfassung tritt „fordern“,[2]) für „Heurat,“ „reuten,“ „geschentere,“ „Heirat,“ „reiten,“ „geschiedtere“[3]) ein. Den Conjunctivus Imperfecti verbessert Engel häufig in den Praesentis.[4]) Außerdem vermehrt er 1801 die Konjunktionen. Unzählige „ja,“ „auch),“ „also,“ „doch“ ꝛc. dringen in den Text ein und geben ihm eine ungemeine Glätte und Lesbarkeit.[5]) Sodann findet Engel ein sonderbares Vergnügen darin, die Namen so oft als möglich zu setzen, und schreibt statt „er“ „ihn“ zuweilen „Herr Stark“, „der Sohn“ u. s. w., fügt auch öfter die Anrede „lieber Specht“ u. s. w. hinzu.[6])

In Parenthese bemerke ich noch, daß die Orthographie der „Horen“ nicht normalisiert wurde. Beispielsweise kommt neben Engels „fodern“ in Aufsätzen von anderer Hand sehr oft „fordern“ vor.[7])

Bei allen angegebenen Änderungen liegt die Diserepanz zwischen der Horenfassung und der Ausgabe von 1801. Man wird daher Nicolais Bemerkung skeptisch betrachten dürfen. Engel hat die 1776 geschriebenen Stücke 1795 überarbeitet, im Winter 1795/1796 um drei weitere Kapitel vermehrt, deren jüngere Entstehung auch der Traum beweist, der dem „Sparsamen“ nicht angehört haben kann, und dann das Ganze liegen lassen. Die Überarbeitung war vermutlich teils stilistischer Natur, teils vermehrte sie die undialogischen Zwischenstücke,[8]) deren Einschaltung 1776 begonnen hatte. Nicolai wollte mit seiner Notiz vielleicht eine kleine Rache an Engel nehmen, weil dieser ihm den Roman versprochen, aber nicht ausgeliefert hatte.

Man sieht übrigens aus den obengemachten Angaben, daß die beiden erhaltenen Fassungen keine erheblichen Verschiedenheiten aufweisen. Nachtragen will ich noch, daß Madame Lyk in der Horenfassung sehr viel ärmer ist als später. Hat sie hier „Güter vollends gar nicht“, so dort „vollends nur wenig“. Präsentiert Horn hier eine „nicht unbeträchtliche“ Forderung, so wird sie dort geradezu „nur

[1]) „Horen“. 1795. X. S. 1 einfarbigtes, 24. tüchtichten, 29. knotigter, 30. hartnäckigter, grämlichten, 56. mißlaunigt. 1796. II. S. 6. käfigt. Dagegen in der Ausgabe von 1801. S. 3. 54. 64. 66. 120. 155. „Horen“. 1795. X. S. 15 „löcherichtes“ bleibt 1801, wird erst 1806 verbessert, vermutlich nach hinterlassenen Angaben Engels, der 1802 starb, oder nach Analogie.

[2]) Ausgabe von 1801. S. 12. 22. 109. 166. 181.

[3]) Ebenda. S. 6. 9. 17. 21. 90. 94. 143. 180.

[4]) Ebenda. S. 52. 94. (Bleibt S. 105 und S. 113, um 1806 verbessert zu werden.)

[5]) Ebenda. S. 3. 31. 58. 92. 110. 128. 156. 168. (Erst 1806 wird auf S. 22 ein „auch“, auf S. 61 ein „da“ eingesetzt.)

[6]) Ebenda. S. 8. 34. 171.

[7]) Vgl. „Horen“. 1795. V. S. 52. 60. 61 (zweimal), 62 (viermal), 77. 79 u. ö.

[8]) „Herr Lorenz Stark.“ Kapitel I. V. VI. XII. XIV. XVII.

unbeträchtlich“, obwohl sie dreitausend Mark beträgt. Sonst hat Engel ab und zu einen Satz umgeschrieben, weggelassen oder hinzugefügt,[1] ohne die Stilfärbung des Ganzen zu ändern, und einmal eine Angabe über mimisches Spiel hinzugesetzt.[2]

Wenn man Merkel Glauben schenken darf,[3] was schon von vornherein seine Bedenken hat, so unterließ Engel weitere Einsendungen an Schiller, weil dieser ihm die Arbeit am „Herrn Lorenz Stark“ „durch einige Bemerkung darüber nach seiner Kunstansicht“ verleidet hatte. Merkel behauptet, er habe ihm sein Bedauern bezeigt, daß der Roman Bruchstück geblieben sei, worauf Engel erwiderte: „Nun fertig ist er im Kopfe: ich brauche ihn nur hinzuschreiben,“ und ihm das Werk, Kapitel für Kapitel, in den gewähltesten Ausdrücken vortrug. Merkel bat ihn, die Dichtung, da sie doch einmal fertig sei, zu Papier zu bringen. „Er entschloß sich endlich dazu, und ich sag' es mit einigem Stolz, das Publikum verdankt den Lorenz Stark gewissermaßen mir.“

Diese Unterredung fand nach Merkel im Winter 1800/1801 in Berlin statt, wohin Engel von seinem erlauchten Schüler Friedrich Wilhelm III. zurückberufen worden war. 1801 lag der Roman vollendet vor. Somit wäre alles in Ordnung, aber Merkel ist kein zuverlässiger Berichterstatter. Eine weitere Lorenz Stark Anekdote, die er mit Engel erlebt haben will, läßt sich direkt widerlegen. Er berichtet,[4] er habe Engel eines Abends übelgelaunt gefunden, weil er sich nicht auf einen kaufmännischen Ausdruck habe besinnen können. „Indem trat David Friedländer ins Zimmer. ‚Wie nennt ihr Kaufleute,‘ rief Engel ihm entgegen, ‚das Stück Zeug, das aus dem Ballen heraushängt, um zu zeigen, was drin ist.‘ ‚Das Schauende,‘ antwortete Friedländer. ‚Das ist's! Hätt' ich mich nicht geschämt, Ihnen heute früh darüber ein Billet zu schreiben, so wären ein paar Kapitel vom Stark mehr fertig geworden.‘“

Merkel will dies im Winter 1800/1801 erlebt haben. Leider aber findet sich die einzige Stelle, wo das Schauende im Romane vorkommt, schon in den vier Jahre früher erschienenen „Horen“.[5] Der Alte, der vom Charakter Karl Starks einen besseren Begriff als bisher bekommen hat, ärgert sich nur, „daß an einer Waare, die

[1] Ausgabe von 1801. S. 33. 95. 109. 118. 122. 126. 127. 130. 131. 136. 137. 139. 142.

[2] Ebenda. S. 156. Von jetzt ab wird wieder einheitlich nach den „Schriften“ citiert.

[3] „Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche.“ Riga 1812. 8. Heft I. S. 98—101. Abgedruckt bei Förders, „Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten“ ꝛc. Leipzig 1812. Band 2. S. 351—354.

[4] Ebenda.

[5] 1796. II. S. 15.

doch tiefer hinein ein so gutes und feines Gespinst zeigte, „gerade das Schau Ende so schlecht seyn mußte.“

Einen Einblick in Engels Art zu arbeiten, gewährt die Anekdote immerhin und wird soweit wahr sein, daß wir nur den eitlen Garlieb Merkel auszuschalten haben, der wenigstens Zuschauer bei einer Begebenheit gewesen sein will, die ihm vermutlich Friedländer erzählt hat. Engel verdankte also die Kenntnis des kaufmännischen Details seinem jüdischen Bekanntenkreise in Berlin. Er hat die Welt des Romanes zwar auch durchlebt, aber als Beobachter. Er ist in ihr zuhause, aber nicht in ihr befangen. So klein und beschränkt der Kreis auch ist, in dem sich Engel bewegt; der Gelehrte, Doktor Herbst, und der Kaufmann, Lorenz Stark, treten doch selbständig einander gegenüber und werden vom Dichter mit gleichem Interesse behandelt. Dadurch wird jenes Spezialistentum vermieden, das bei dem Pastoren Hermes alle Personen über theologische Fragen reden läßt,[1]) bei Nicolai alles vom Standpunkte des Buchhändlers betrachtet. Im Gegensatze zu ihnen stellt Engel mit künstlerischer Freiheit dar und hält keine Reden pro domo.

„Herr Lorenz Stark“ als Roman entstand 1776 aus früheren Lustspielscenen, wurde 1795 überarbeitet und um drei Kapitel vermehrt, denen sich im Winter 1800/1801 achtzehn weitere anschlossen. Der Hauptcharakter soll anfangs einen Leipziger Bankier darstellen, erhält dann Züge von Engels Großvater und Diderots Hausvater und wird schließlich mehr und mehr zum Selbstporträt des Dichters.

III. Ideenkreis.

Auffällig ist in „Herrn Lorenz Stark“ der Mangel an politischen Tendenzen, die sonst die ganze bürgerliche Litteratur durchziehen. Engel berührt weder das Problem der Mésalliance, das bei Gellert gestreift, bei Hermes, „dem Stifter so mancher mißrathnen Ehe,“[2]) breit behandelt wird,[3]) noch die Verführung der Zofe durch den Junker, die im „Sebaldus Nothanker“[4]) und in „Sophiens Reise“[5]) ihre Rolle spielt. Das Bürgertum nimmt im „Herrn Lorenz Stark“ keine Kampfstellung ein; es ringt nicht, um zur Geltung zu kommen,

[1]) Hermes gesteht dies offen ein. „Sophiens Reise.“ 31778. 2. S. 580. Vgl. 1. S. 36. 49. 158–160; 2. S. 422–458; 3. S. 525–530. 571–594 u. ö.

[2]) Vgl. Musäus, „Physiognomische Reisen.“ Zweytes Heft. Altenburg 1778. S. 22 und 23.

[3]) „Sophiens Reise“. 31778. Band 2. S. 220–237. 251–254. 257–290. 302–332 u. ö.

[4]) „Sebaldus Nothanker.“ 41799. Band 2. S. 117 ff.

[5]) „Sophiens Reise.“ 31778. 1. S. 454–630; 4. S. 466–584; 5. S. 54–69.

sondern lebt ruhig in seiner Sphäre, unbekümmert um alles, was nicht in sie hineingehört. Mit starkem Selbstbewußtsein fühlt sich der Alte als Beherrscher seines Hauses, das für ihn die Welt bedeutet. Er hängt mit der gleichen Zähigkeit an seinen altbewährten Grundsätzen, wie an der altmodischen Einrichtung,[1]) belehrt andere gern und glaubt selbst ausgelernt zu haben.[2]) „Steif ist sein Rücken und steif ist sein Kopf. Beide würden eher brechen als biegen.“[3]) So schildert er sich selbst.

Eine etwas größere Rolle spielt das Nationale. Von Lorenz Stark hören wir gleich im Anfange, „daß das Äußerliche seiner Kleidung und seines Betragens auf den ersten Blick die altdeutsche Einfalt seines Charakters verkündigte“.[4]) Dieses Wort muß man verallgemeinern und auf den ganzen Roman anwenden. Engel prägt nicht wie Hermes dem Romane äußerlich eine patriotische Tendenz auf, die sich in feierliche Phrasen ergießt,[5]) sondern Darstellung und Kolorit verraten die Liebe zum Nationalen. Engel macht sich nicht mit seiner Gesinnung breit, sondern setzt sie schweigend in die That um.

Ähnlich ist die Stellung zur Religion, die im Roman des 18. Jahrhunderts eine große Rolle spielt. Der „Sebaldus Nothanker“ war ein heftiger Protest gegen Pietismus und Orthodoxie,[6]) dem Hermes entrüstet entgegentrat,[7]) und beide Schriftsteller überschwemmten ihre Romane mit theologischen Disputen. Engel bringt nur einige kleine Bemerkungen. Ein „Freigeist“ ist ihm etwas Gefährliches,[8]) aber über die pietistische Terminologie, das „Kreuz,“ die „Trübsal,“ die „Schule der Geduld“ und die „Zerknirschung“, macht er sich in ähnlicher Weise lustig,[9]) wie Nicolai. Mit einem spöttischen Lächeln beschreibt er die wohlgekleideten Kirchgänger, „denen es niemand ansah, wie sehr sie ihrer Sünden wegen waren gescholten worden“.[10]) Eine direkte Anspielung findet sich nur einmal. Als Specht gar nicht damit heraus will, woher er von dem Charakter der Madame Lyk weiß, ruft der Alte aus: „Die Lyk ist heimlich katholisch, und dieser Specht ist ihr Pater.“ Specht tritt „mit wahrhaft protestantischem

[1]) „Herr Lorenz Stark.“ S. 217.
[2]) Ebenda. S. 62.
[3]) Ebenda. S. 64.
[4]) Ebenda. S. 3.
[5]) „Sophiens Reise.“ 31778. Band 1. S. 568. 589—591. 625—626. 2. S. 1—9 u. ö.
[6]) Vgl. R. Schwinger, Friedrich Nicolais Roman „Sebaldus Nothanker.“ Weimar 1897. S. 29—103.
[7]) „Sophiens Reise.“ 31778. 6. S. 483.
[8]) „Herr Lorenz Stark.“ S. 57.
[9]) Ebenda. S. 203—205. 370.
[10]) Ebenda. S. 350.

Schrecken" zurück und ruft aus: „Wenn das der Herr Hauptpastor hörte!" [1])

Lessing und Nicolai waren schärfer gegen den Herrn Hauptpastor vorgegangen; auch Engels religiöse Polemik ist im „Philosophen für die Welt" noch nicht auf diesen ruhigen Ton herabgestimmt.[2]) Dabei muß man im Auge behalten, daß Engel aus einer Pastorenfamilie stammte.[3]) Sein Vater war ein ebenso getreuer Anhänger der Apokalypse wie der Magister Sebaldus Nothanker und wollte, so berichtet uns Nicolai in der „Gedächtnißschrift",[4]) sogar den Satiriker Liscow durch Übersendung eines gelehrten Kommentars zu seiner Ansicht bekehren. Dieser erwiderte dem Freunde, was Engel der Sohn vermutlich unterschrieben haben würde: „Wenn es dem heiligen Johannes gefallen hätte, soviel Gelehrsamkeit und Mühe anzuwenden, um in seine Apokalypse Verstand hineinzuschreiben, als der ehrliche Campegius um Verstand hineinzuerklären, so würde sie ein ganz erträgliches Buch geworden sein." Wahrscheinlich hat Nicolai diese Anekdote aus Engels Munde, und beide mögen oft über Orthodoxie und Pietismus verhandelt haben.

Daß Engel Madame Lyk zur „Tochter eines armen Landpredigers" gemacht hat, ist wohl weniger eine Folge seiner Abstammung. Der Landpastor spielt seit Fieldings „Joseph Andrews" (1742) und Goldsmiths „Vicar of Wakefield" (1766) eine große Rolle im Roman und findet sich in Thümmels „Wilhelmine", mehrfach im „Sebaldus Nothanker", dutzendweise in „Sophiens Reise" vertreten.

Erwähnenswert ist es, daß Engel die Ammenfrage berührt. Lyk hatte von der Mutterliebe seiner Gattin das Opfer gefordert, „den künftigen Säugling nicht mit eigener Brust zu ernähren". Sie gab nach. Lorenz Stark mißbilligt dies höchlichst,[5]) ohne jedoch pathetisch darüber zu reden wie Hermes.[6])

Die Liebe wird im „Herrn Lorenz Stark" sonderbar behandelt. Hier kommt in Engel der Junggeselle zum Vorschein, in dessen Brust noch dazu, soviel wir wissen, niemals eine Leidenschaft eingezogen ist. Engel macht sich über Karl Stark und Madame Lyk in ähnlicher Weise lustig, wie Nicolai über Säugling und Mariane. Freilich wollte dieser eine Satire auf Jacobi und die Phyllispoeten liefern, während Engel hier einfach von seiner Erfahrung und Begabung verlassen wurde.

[1]) Ebenda S. 255.

[2]) 27. Stück. „Das Zaubermahl." Schriften. Band 2. S. 85—96. 38. Stück. „An Hrn. G*z. Über die Furcht vor der Rückkehr des Aberglaubens." S. 333—374.

[3]) Schröder, J. J. Engel. S. 3. Daffis, S. 5.

[4]) S. 32 f., Anmerkung 1.

[5]) „Herr Lorenz Stark." S. 240.

[6]) „Sophiens Reise." 31778. 2. S. 562; 6. S. 635—638 u. ö.

Mit desto größerer Sicherheit bewegt er sich auf dem Gebiete der Moral, das dem Verfasser des „Philosophen für die Welt“ in allen seinen Teilen geläufig war. Auf diese Schrift weisen auch die Reste allegorisierender Parabeln zurück, die sich im „Herrn Lorenz Stark“ finden. Hatte Engel dort die natürliche Welt in ihren verschiedensten Teilen zur moralischen in Parallele gestellt,[1]) so zieht er im Romane nur die Erfahrungen und Gewohnheiten des Arztes, das heißt des Doktor Herbst, heran. Damals hatte Engel in den „Curmethoden“ durch Gegenüberstellung eines Kraftdoktors und eines süßlichen eine leichtverständliche Satire auf die Genies und die Pietisten geliefert; aber man sah dieser Geschichte an, daß sie behufs der Aufstellung eines moralischen Satzes erfunden war. Im „Herrn Lorenz Stark“ wird man es Doktor Herbst nicht verübeln, daß er alles durch die Brille des Arztes sieht und hiermit seine Umgebung ein wenig ansteckt; denn auch die anderen Personen greifen gelegentlich seine Erzählungen von Kuren und Kranken auf, um einen moralischen Satz durch Analogie zu beweisen. Als Doktor Herbst erklärt,[2]) man dürfe bei einer Krisis nicht eingreifen, zieht der Alte die Lehre daraus, daß er seinen Sohn, dessen Trotz seine Krisis erreicht hat, nicht durch eine Bitte zum Bleiben veranlassen dürfe. Der Witz dabei ist der, daß gerade Doktor Herbst den Alten zu dieser Bitte hat veranlassen wollen und ihm nun umständlich auseinandersetzt, warum der Arzt bei einer Krisis nicht eingreifen dürfe. Der Leser merkt sehr bald, wo der Alte mit seinen vielen Fragen hinaus will, und freut sich über die Naivetät des Doktors.

Ähnliche Vergleiche zieht Engel oft,[3]) die kürzeren auch auf anderen als ärztlichem Gebiete. Doch hat er für dieses eine besondere Vorliebe. So vergleicht der Doktor[4]) die Uneinigkeit zwischen Vater und Sohn einer innerlichen Krankheit, die nur durch das Radikalmittel der Verheiratung des Sohnes gehoben werden kann. Alle sonstigen Versöhnungsversuche „pinseln und pflastern an einem Geschwürchen, das, wenn wir es heute heilen, morgen wieder aufbrechen wird“. Nennt der Doktor ein Gesicht, an dem er sieht, daß der Kranke bald sterben wird, ein hippokratisches Gesicht, so behauptet seine Gattin,[5]) das gleiche Gesicht zeige „die Freiheit der armen Mädchen und Witwen, wenn sie im Abfahren begriffen ist,“ und macht sich

[1]) „Philosoph f. d. W.“ Stück 3. „Die Höhle auf Antiparos.“ 7. „Die Eiche und die Eichel.“ 15. „Der Bienenkorb.“ 22. „Die Curmethoden.“ 23. „Der Ätna.“ 27. „Das Zaubermahl“ und andere mehr.

[2]) „Herr Lorenz Stark.“ S. 92—100.

[3]) „Herr Lorenz Stark.“ S. 272. 273. 331. 332. 333. 356. 377. 378. 379.

[4]) Ebenda. S. 86.

[5]) Ebenda. S. 314 und 315.

auf den Weg, um bei Madame Lyk nach dem hippokratischen Gesichte zu forschen. Interessant ist es, wie Engel auch das Gebärdenspiel zur Allegorie benutzt. Der Doktor bringt dem Alten, der gerade Geldsorten ordnet, die Nachricht, Karl Stark wolle fort. Da fällt dem Alten ein Zweidrittelstück in die Hände, das ihm nicht recht echt scheint. Er besieht es von vorn und hinten, wirft es auf den Tisch, um den Klang zu hören und mustert es endlich aus. „Will von mir? Wohin?" [1]) Hier hat der Leser den Vergleich zu ziehen. Je kürzer die Bilder werden, desto mehr geht die Parabel in die bloße Metapher über, die Engel sonst sparsam verwendet.

In ähnlicher Weise wie Engel geht auch Nicolai im „Sebaldus Nothanker" vor, ganz im Gegensatze zu Thümmels „Wilhelmine", deren Fortsetzung doch sein Roman bilden sollte. Thümmel illustriert immer das Augenblicksereignis durch möglichst fernliegende homerische Gleichnisse mit parodistischer Färbung.[2]) Im „Sebaldus Nothanker" ist bildlicher Ausdruck überhaupt selten,[3]) richtet sich aber sonst in Engels Art auf das Nächstliegende. Herr F. erlebt eine Art von allegorisierender Parabel mit einem verhungernden Weber, der ähnliche Nöte auszustehen hat wie die vertriebenen Prediger, „weil die Vorfahren ein Symbolum für die Weber erdacht, und alle Zeuge, die man weben soll, auf Tuch, Rasch und Leinwand eingeschränkt haben." [4]) Der sterbende Major aber beweist den Satz, daß der Mensch nicht mehr zu leisten brauche, als das, wozu ihn Gott befähigt habe, durch einen Hinweis auf seinen Hühnerhund, der keine Sünde begeht, wenn er eine Sau nicht stellt.[5]) Hermes liebt allegorisierende Parabeln nicht. Er tritt bekannte Vergleiche zwar gern breit,[6]) wählt aber, wenn er einen moralischen Satz illustrieren will, eine Anekdote,[7]) die sich oft zu einer breiten Episode auswächst.

Natürlich trägt Engel die Moral nicht nur im Gewande der Allegorie vor. Als Popularphilosoph sucht er aus jeder Situation moralische Sätze zu folgern, obwohl er der Ansicht war, daß die Moral in der Theorie der Dichtkunst nichts zu suchen habe, wenn man sie auch vom Dichter als Menschen verlangen müsse.[8]) Im vierten Kapitel belehrt Lorenz Stark Herrn Specht, wie ein Mann seine Frau behandeln müsse: „Immer liebreich, nie verliebt: ist die

[1]) S. 66.
[2]) „Wilhelmine." Leipzig 1773. S. 18. 19. 22. 26 u. ö.
[3]) R. Schwinger, a. a. O., S. 42.
[4]) „Sebaldus Nothanker." [3]1799. 2. S. 76.
[5]) Ebenda. S. 133.
[6]) „Sophiens Reise." [3]1778. 1. S. 305. 346. 383.
[7]) Ebenda. 2. S. 143 und 144.
[8]) „Philosoph für die Welt." Band 2. Stück 24. „An Hrn. Z***. Von dem moralischen Nutzen der Dichtkunst." S. 49—67.

Regel.“ [1]) Das vierundzwanzigste Kapitel ist ein Dialog zwischen Doktor Herbst und Herrn Specht über die These, daß und wie man die Wahrheit sagen müsse: „Die Art, wie man die Wahrheit sagt, macht den Unterschied; sonst sagt man sie dem Könige wie dem Bettler.“ [2]) Der Vorteil ist hier, daß die Moral sich zwanglos aus der Geschichte ergiebt, statt daß dem allgemeinen Satze eine Geschichte auf den Leib geschrieben wird.

Ein Element, das sonst im Familienroman reichlich vertreten zu sein pflegt, nämlich die Naturschilderung, [3]) fehlt im „Herrn Lorenz Stark“ völlig. Der Roman spielt im Herbst; denn „der jährliche Abschluß der Handlungsbücher ist nahe,“ [4]) die Chaise hat „den ganzen Sommer hindurch in der Trocknis gestanden,“ [5]) und Karl Stark macht eine Hasenjagd mit. [6]) Wie leicht hätte sich die kleine Reise, die der Sohn zu seiner Zerstreuung unternimmt, während der Vater ihn krank auf seiner Stube wähnt, benutzen lassen! Jeder andere hätte die herbstliche Landschaft mit den Augen des unglücklichen Liebhabers gesehen und geschildert. Aber Engel hat überhaupt nur ein sehr konventionelles Naturgefühl besessen, wie auch die neuerdings von Schröder herausgegebenen Gedichte beweisen. [7]) Dies zeigt auch ein Brief, den er am 21. Januar 1785 an den Hofmaler Frisch schrieb. [8]) Er bittet um die Besorgung einer Gartenwohnung, da es ihm in Berlin zu heiß wird. Die Gegend ist ihm gleichgültig; er verlangt „nichts Schönes, nichts Großes und Kostbares; nur gute Wirtsleute und trockene Zimmer“. Dort will er in seinem „Überrocke“ Frisch besuchen, sein „bißchen Essen“ mitbringen und hofft „vorzüglich so manche noch dunkle und unbestimmte Idee von der Kunst durch seine Unterredungen aufklären und berichtigen zu können“. Von irgendwelcher Sehnsucht nach dem Genusse schöner Natur ist in dem Briefe nichts zu finden. So wird es erklärlich, daß auch der „Herr Lorenz Stark“, wie die meisten bürgerlichen Dramen, im Zimmer spielt.

Allerdings macht aber Engel gelegentlich einen Versuch, zum Ersatz für diesen Ausfall die poetische Seite des Kaufmannsstandes in ähnlicher Weise zu fassen, wie später Freytag in „Soll und Haben“. Der eingeschüchterte Specht liefert uns eine treffliche Beschreibung:

---

[1]) „Herr Lorenz Stark.“ S. 35.
[2]) Ebenda. S. 261.
[3]) „Sophiens Reise“. [3]1778. 1, 52. 53. 371—373. 2, 149. 287. 3, 29. 30. 46. 47. 4, 310—313. 480—484 u. ö.
[4]) „Herr Lorenz Stark.“ S. 54.
[5]) Ebenda. S. 120.
[6]) Ebenda. S. 288.
[7]) C. Schröder, J. J. Engel. S. 62—67.
[8]) Das ungedruckte Original liegt auf der Königl. Bibliothek in Berlin.

„Wenn man denn da in so ein Haus kömmt, und alle die großen Kisten sieht, und die ungeheuren Ballen mit Waaren, und das Gerenne und Getreibe der Leute, und die Frachtwagen, die ab- und die aufgeladen werden, und das ganze volle Dutzend Pferde davor: — ach Herr Doktor! es wandelt einen eine Ehrfurcht an, ein Respekt!“

Schon hier sucht der Roman das Volk bei seiner Arbeit.

IV. Aufbau.

Der „Herr Lorenz Stark“ stellt gegenüber der traurigen Kompositionslosigkeit der meisten zeitgenössischen Romane ein Muster an Straffheit des Aufbaues dar. Der Höhepunkt der Verwicklung, der erfolglose Besuch der Witwe, liegt fast genau in der Mitte. Schmidt hat ihn klüglich in den dritten Akt gerückt, im „Sparsamen“ wäre er in den vierten gefallen — ein technischer Fehler.

Jedes der 35 Kapitel des Romanes bildet ein geschlossenes Ganze, das Engel außerordentlich gewandt entweder mit einer Zusammenfassung der Konsequenzen des Erzählten für die weitere Entwicklung oder mit einer spöttischen Wendung, einem lächelnden Kopfschütteln über das Thun und Treiben der Personen abschließt. Im Anfange scheint das Lustspiel noch durch den Roman durch. Dialogische und nichtdialogische Partien wechseln in den ersten siebzehn Kapiteln derart, daß zwischen mehrere Gesprächskapitel immer ein erzählendes[1] tritt. Später findet der Wechsel absatzweise statt. Das fünfte Kapitel ist ein Monolog Karl Starks mit eingeschobenen Einwürfen des Autors, die früher vermutlich eine andere Person zu machen hatte. Schmidt hat sie Doktor Herbst zugeteilt.[2] Die ursprüngliche Szeneneinteilung macht sich im Anfange auch insofern bemerkbar, als in Kapitel VII—X jedesmal, wenn eine weitere Person ins Zimmer tritt, ein neues Kapitel beginnt.

Die Handlung schreitet vorwärts in der Beseitigung der Vorurteile des Vaters, die von den „Verbündeten“[3] Stück für Stück aus dem Wege geräumt werden. Führerin der Intrigue ist die Doktorin, die als Erbin der guten Geistesgaben des Alten dargestellt wird.

Schließlich findet sich im Aufbau des Romanes doch eine große Ungeschicklichkeit, die richtig wieder der litterarischen Tradition zur Last gelegt werden muß. Der Alte ist eigentlich schon vollkommen besänftigt, da erbittert ihn der Traum, in dem er Karl Stark und Madame Lyk erblickt, aufs äußerste und führt neue Verwicklungen

[1] Kapitel I. VI. XII. XIV. XVII.
[2] „Die deutsche Familie.“ S. 37 ff.
[3] „Herr Lorenz Stark.“ S. 129.

herbei. Der Traum hat dem „Sparsamen“ nicht angehört, Schmidt hat ihn unbekümmert gestrichen.

Träume sind im Romane des 18. Jahrhunderts sehr gewöhnlich. Wir lassen es uns auch gern in Thümmels „Wilhelmine“[1]) gefallen, daß ein Traum die entscheidende Rolle spielt; denn hier leben wir in der von Genien und Amoretten durchflatterten Luft der komischen Epopöe; wir lassen Jung Stilling gern mit Träumen und Gesichten operieren; denn er bewegt sich fern von der sinnlichen Welt. Daß Gellerts Graf, als er nach Sibirien geschleppt wird, träumt, seine Gattin komme ihm an einem Flusse entgegen, ist nicht weiter übernatürlich. Auch bei Hermes wird der Traum eines Pastoren, der seine elende zukünftige Pfarre erblickt, als halbe Erinnerung gegeben,[2]) und Wieland macht ganz besonders vorsichtig vom Traume Gebrauch. Agathon erblickt, während er in den Netzen der Danae gefangen ist, Psyche, seine erste ideale Liebe, im Traume. Keineswegs läßt aber Wieland seinen Helden nun spornstreichs in die Arme der Sitte zurückeilen, sondern der Traum hat nur eine leise vorbereitende Wirkung.[3])

Im Familienromane, in den vier Wänden des Kaufmanns Stark finden wir einen Traum, der als retardierendes Moment auftritt, ungeschickt und stilwidrig. Doch hat Engel zeitlebens eine besondere Vorliebe für Traumdichtungen gehabt, denen er freilich, weil ihm das eigentlich Traumhafte, wie alles Unklare und Verschwommene, nebst dem associativen Faktor,[4]) verhaßt war, meist eine sehr trockene Ausgestaltung gegeben hat. Mit einer Visionsdichtung, dem „Traum des Galilei“,[5]) eröffnete er 1777 den zweiten Teil des „Philosophen für die Welt“. Er läßt dem italienischen Astronomen den Geist des Copernicus erscheinen, der ihn mit den himmlischen Freuden der Weisen bekannt macht, die ihr Leben der Erforschung der Wahrheit und der Anbetung der Gottheit geweiht haben. Vermessen blickt Galilei auf die blöden Erdbewohner herab; da erwacht er im Gefängnisse. Er beweint seinen Stolz, wird bald darauf befreit und verlebt sein Alter blind, aber ruhig und glücklich in Arcetri.

Da dieses Stück großen Beifall fand, ahmte Engel 1795 sich selbst nach und schickte Schiller die „Entzückung des Las Casas“ für die „Horen“[6]) zu. Auf dem Sterbebette bereut Las Casas, das Elend

[1]) „Wilhelmine.“ Leipzig 1773. S. 12—16. 50.
[2]) „Sophiens Reise.“ 1778. 2, 63—67.
[3]) Wieland, Agathon. (Hempel) 1, 210.
[4]) Er vernachlässigt ihn vollständig in der Abhandlung: „Über die Schönheit des Einfachen.“ Schriften. Band 4, S. 267—296.
[5]) In der späteren Anordnung: „Philosoph für die Welt.“ I. 16. S. 239 f.
[6]) Ebenda. II. 35. S. 279.

über die Neger gebracht zu haben. Er hatte empfohlen, sie an Stelle der Indianer zum Sklavendienste nach Amerika zu schaffen. Eine Vision entrückt ihn der Erde, und es wird ihm vergönnt, den Segen zu schauen, den der unselige Rat in Zukunft bringen wird, indem gerade die mißhandelten Sklaven durch das Elend zur Tugend sich bekehren.

Es war Engel aber nicht gegeben, das Bild des freien Weisen zu zeichnen, der „auf seine Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einhergeht.“ [1]) Er schlägt in den moralischen Deklamationen der beiden sterbenden Greise den biblischen Ton an, aber nicht entfernt mit der Kraft und Innigkeit wie Klopstock oder Schiller in Franz Moors Vision, an die man zum Unglück für Engel durch die „Entzückung des Las Casas“ erinnert wird. Von einer Psychologie des Traumes ist in diesen erhabenen Visionen vollends nicht die Rede.

Sie findet sich aber im Traume Lorenz Starks,[2]) einem der ergötzlichsten Kapitel des ganzen Romans. Zunächst ist der Traum durch die Erzählung des Doktors von der Aufopferung Karl Starks für die Witwe beeinflußt; der Alte sieht seinen Sohn die Bücher durcharbeiten. Aber bei dem Namen Lyk erscheint plötzlich die tolle Verschwendung, die zu Lebzeiten des Mannes herrschte. Karl Stark und die Witwe liebäugeln in Maskenkleidern. Der Alte stürzt auf den Hausflur, der zum Tanzsaale wird. Eine zweideutige Dame erfaßt den würdigen Herrn und tanzt im rasendsten Tempo mit ihm herum, bis er vor einem Spiegel Halt macht, sich darin besieht — aufwacht „und sich völlig so atemlos und so eingefeuchtet fand, als ob die geträumte heftige Leibesbewegung wirklich Statt gehabt hätte“.

Hinsichtlich der Ausführung übertrifft Engel hier wieder alle anderen Erzähler. Auch bei Thümmel hat der ehrliche Pfarrer nach der Verlobung einen schweren Traum auszuhalten, aber er wird nur ganz kurz und allgemein charakterisiert.[3]) Lorenz Starks Traum ist eine hübsche Einlage; nur dürfte er im Aufbau des Romanes, wo er als ein halber deus ex machina auftritt, keine so wichtige Rolle spielen. Die humoristische Behandlung des Stoffes, die den Alten sonst verschont, geht hier bis zur offenen Verspottung seines Philistertums, das ihn „nie als in seiner Jugend ein Tänzchen, und auch da nur ein Ehrentänzchen“[4]) hat machen lassen.

[1]) „Philosoph für die Welt.“ 1, S. 255.
[2]) „Herr Lorenz Stark.“ S. 168–177.
[3]) „Wilhelmine.“ 1773. S. 50.
[4]) „Herr Lorenz Stark.“ S. 171.

Überhaupt tritt in dem ganzen Romane keine Figur auf, über die wir nicht einmal lachen dürften, aber stets ist mehr die Situation als der Charakter lächerlich. Die Personen werden vom Dichter ernst genommen, und er mißbraucht sie nicht zum bloßen Possenspiel wie Knigge und zuweilen Thümmel. Auch Nicolai war hierin im „Sebaldus Nothanker" viel weiter als Engel gegangen, indem er seinem Helden als Sternisches „Steckenpferd" eine bornierte Anhänglichkeit an die Apokalypse gab, die sich auch in den tragischsten Situationen nicht verleugnet. Engels humoristische Behandlung ähnelt eher der von Musäus, dessen „Volksmärchen der Deutschen" er gern las.[1])

(Fortsetzung folgt.)

Jean Pauls litterarischer Nachlaß.[2])

Von Josef Müller in München.

D. Vierter Hauptteil.

Faszikel Nr. 14—23. Studienhefte zu einzelnen Werken.

Flegeljahre.

Schon der Titel machte schwere Qual. Jean Paul schrieb darüber an Otto: „Der vernünftigste Titel wäre: Gottwalts lächerliche Begebenheiten und Meinungen. Aber es giebt bessere: Der schwarze Spiegel, ein historischer Roman — Protokolle, zwölf Aktenstücke — hängende Gärten, ein gelehrter historischer Roman — die Zwillinge — Schwefelpasten — Abgußsaal — Flegeljahre Hirtenstücke und Mäusejahre — komische Geschichtskarten — Gottwalt, ein komisch-historisches Schauspiel, 1. Band — das Buch der Seligen, 1. Aktenstock — Verwandlungen — Conduitenlisten — Taschenbuch in Oktav — der Paradiesvogel. Für jeden dieser Titel läßt sich im Werk die vollständigste Beziehung auftreiben. Die Hauptstadt der Bühne heißt Haslau (ich schwankte lang zwischen Barpula und Haslau), das Dorf Elterlein, der Landesfürst von Fläz (letzteres will meiner Frau nicht gefallen, er wird aber selten genannt). Darf ich ihn den

[1]) Vgl. „Philosoph für die Welt." 2, S. 276. — In einem (ungedruckten) Briefe an Friedländer vom 10. Juli 1798 bittet Engel um „irgend ein Opusculum des Weimarischen Humoristen Musäus".

[2]) Vgl. Euphorion 6, 548 ff.; 721 ff.; 7, 61 ff.

98., 99. nennen wie in Reuß? Anfangs wollte ich zu einem Markgrafen greifen und kann's noch. Darf ich? Antworte ja und sende dies zurück! Die unterstrichenen Titel gefallen mir besonders." (Der Brief steht verstümmelt, namentlich bezüglich des Schlusses, in Wahrheit 6, 285.)

Statt Elterlein hatte Jean Paul das Geburtsdorf der Brüder ursprünglich „Klosterdorf" nennen wollen; auch der Name Schillingsfürst taucht mitunter auf. Der Anfang wurde völlig verändert und führte ursprünglich nicht, wie in der jetzigen Gestalt zur Testamentseröffnung, sondern direkt in den Schauplatz der Kinderjahre des Helden, ins Dörfchen Klosterdorf. Da ein Vergleich mit der späteren Fassung sehr interessant ist, gebe ich hier den alten Eingang des Romans:

Erster Gesang.

Ich halte noch damit zurück. Welchen Helden soll ich singen? Der Leser und die Leserin sollen so lange mit mir marschieren, bis wir ihn erwischen. Wir drei wandern aus dem Pestitzer Abendthor heraus, bis nach einer Einviertelstagreise die auf und absteigende Landschaft nur noch die sanften Wellen von Beeten und Rainen gegen die ferne Küste der Berge zieht — die Apfelbäume drängen sich immermehr gegen uns und zuletzt gehen wir oft durch kleine weißrote Waldungen. Endlich folgen wir linker Hand im Süden den sogenannten Himmelsberg mit seinen Klosterruinen ganz entlang; mitten an ihm steigt ein grüner Kirchturm weit hinan und auf seinem Fußgestell schließen sich (kleben sich) drei rotgefärbte und rotbedachte Häuser mit rotblauen und roten Dächern wie gesprenkelte Schneckenklausen an. Es ist der Ort, wo sich der Held aufhält und heißt Klosterdorf.

Dann erscheint der Schulz und seine Frau, „beide sagen, wie Landgatten pflegen, zu einander nichts"; der Held kommt eben aus der Schule, „ein schmächtiger, blasser, kraushaariger Jüngling von 14 Jahren mit einem Folianten, Quartanten, Oktav- und Sedezband unter dem hageren Arm und legt alles auf die vierte Treppentafel ab".

Aus den Aufzeichnungen erfahren wir auch von einer Tochter, die der Schulze im fürstlichen Gebiet geboren werden ließ (sein Haus wurde bekanntlich von der Grenze durchschnitten); die Tochter, welche ein weibliches Gegenstück zu den Brüdern bilden sollte, wurde nachher durch das Judenmädchen Goldine, die verständnisvolle Freundin Walts ersetzt. Es finden sind noch die Angaben: „Das Schloß liegt wie in Gattendorf. Die Vorstadt ist sächsisch. Der Alte hatte dem Sohn ein Museum gebaut. Köditzer Thurm, Kreuzgang. Verpfänden heißt den Pelz zum Kürschner schicken. Armut-Eden. Im trüben Januar scheint die Sonne wenig in die alten Ecken."

Der komische Ausritt Walts zu seinem Notariat nach Haslau in Kapitel 12 mit dem klassischen „Schimmel aus der Apokalypse, der statt des eigenen immer nur fremdes Fleisch trug," ist einerseits

dem eigenen Ausritt Jean Pauls an die Leipziger Universität nachgebildet, andererseits erinnert der Gaul an Pfarrer Vogels Pferd, auf dessen angeblichen Tod Jean Paul eine so beißende Satire fertigte, daß er sich dadurch eine Zeit lang mit seinem Besitzer verfeindete; vgl. Wahrheit 3, 108 und Spazier 2, 110. 141.

Der Dichter trug sich lang mit einer Fortsetzung der „Flegeljahre" und sammelte dazu viel Material; die Idee kam aber nicht zur Ausführung. Das Unvollendetlassen begonnener Dichtungen ist überhaupt ein tragischer Zug an Jean Paul; wir begegnen ihm schon bei seinem ersten Roman, der „Unsichtbaren Loge", der ausdrücklich als erster Band angekündigt wurde; ebenso bei den „Biographischen Belustigungen", dem „Siebenkäs" und später dem „Kometen". Bei keinem Werk ist aber der Abschluß so jäh als in den „Flegeljahren". Gerade als der Liebesknoten sich um Walt und Wina zu schlingen beginnt, als der Kampf um die Erbschaft der Krise zueilt, bricht der Roman mit der nächtlichen Entfernung Vults plötzlich ab. Spazier (5, 14 ff.) will dies aus einem richtigen Instinkt des Dichters rechtfertigen: Mit der ausführlichen Darlegung der so verschiedenen und doch sich so anziehenden Naturen der beiden Brüder in langem Beisammensein sei der Zweck der Dichtung nach dieser Seite erschöpft gewesen und die Entlassung Vults in die weite Welt „wie das Ziel so das Ende der Dichtung". Aber auch die Ausspinnung des Liebesverhältnisses des linkischen Walt mit der hochromantischen Wina bis zum endlichen Heiratsband wäre unpassend gewesen; „es wäre so, als wenn Jean Paul eine glänzende Gräfin geheiratet und seine Jodixer Weihnachtsbirken und die Finkenkloben des dortigen Schulmeisters in die mit Teppichen belegten Säle des gräflichen Palastes seiner Gemahlin mitgebracht hätte." Wina müsse für Walt eine Sternengestalt bleiben, von der er wohl träumen, nach der er sich sehnen, die er aber nicht besitzen dürfe, da er sie wohl für sich erweichen, nicht aber sie überwältigen, sie nicht seiner Manneskraft unterordnen könne. Der Dichter habe darum mit Recht den Helden nur bis auf den Berg geführt, wo er in das erstrebte gelobte Land klar und deutlich hineinzuschauen vermochte, ohne nur zu versuchen, hinabzusteigen.

Diese Anschauung wird niemand befriedigen. Jean Paul mag das Interesse an seiner Dichtung verloren haben; der Mangel der Ausarbeitung aber ist und bleibt ein bedauernswerter Fehler. So blieb das schönste Werk Jean Pauls ein Torso. Immerhin aber hat die Fortsetzung den Dichter noch lange beschäftigt. Aus den zahlreichen Notizen darüber will ich folgendes mitteilen:

Walt Jäger (nach der Testamentsklausel 6 d). Vult prügelt Flitte. (Vults) Entadeln, Erkennen der Eltern, Flucht. Amor — Adelsstolz; wird zuletzt Vater,

adeliges Gut. Vult sei einmal rührend glücklich! Vult sei ärgerlich, daß die Menschen für jede Gabe der Freiheit statt des Dankes bloß die Forderung einer größeren bringen. Vult habe Walt vor einigen Fehlern bewahrt, die im Testamente hoch taxiert waren. Vult nimmt nur Monatslogis wegen der Leichtigkeit zu ziehen und zu wechseln. Vults Nachtblindheit, dann Kurzsichtigkeit. Vult giebt sich für einen Nachtwandler aus. Vult spielt eine Kotzebuerolle, um sie zu verderben. Vults Schlafreden. Vorliebe für Lotto. Seidenhandel, Juden geborgt. Pferdedieb, da man seinen Hund erschießt. Redakteur einer politischen Zeitung. Die pikante Doppelrolle, wo er sein Leben spielt und parodiert. Vults Gefallen bei Fürsten. Je älter, desto intoleranter gegen Kopf und toleranter gegen Herz. Achtung für jede jugendliche Lebensfreude, da er sie so lang schon verlöten sah. „Stets acht' ich das Vieh, schon darum, weil es nicht eitel ist." Zank gegen die Länge der Oper. Die Liebe will starke Fehler nur bestrafen und dann doch vergeben.

Unter dem Titel: „Wünsche und Endscenen" folgt:

Das Lottospiel macht schauerliche Anstalten, läßt ihn schwören. (Vult) kommt mit dem Fallschirm nieder, will bloß das Lotto sprengen. Walt besetzt die Nummer. „Wenn ich gestorben bin, erscheine ich dir und sage die Lottonummer." Eine Sängerin läßt ihn holen, weil er geweint bei ihrem Singen. Er lernt Theologie unter der neuen Krönung. Er will eine Woche lang Prediger sein vor der Hochzeit. Der Vater sei gerade in der größten Verlegenheit, wo der Sohn alles Geld gewinnt. Seine komisch wichtige Vorstellung von einem Autor. Ähnlichkeit der Jurisprudenz und Dichtkunst. Ein Geheimnis werde ihm anvertraut. Scene des Gassenlaufes. Geht nach Liebenstein (diese beiden Ideen sind in den Komet verpflanzt worden). Mit Nachtwandlern gegangen. Poetische Ehre und dann erst Erbschaft erobern. Walt zuletzt auch menschenfeindlich. Male einmal die wahre, sein (ihr) Ich wegwerfende, verklärte Jugendhaft! Walt werde zuletzt immer freier und zu sich kontrastiert! Walt verliere alle seine Fehler, aber im letzten Umschlag liegen Bankozettel. Summa: Poesie und Liebe im Kampf mit der Wirklichkeit. Walt wird die Vollziehung seines eigenen Rechtes an anderen so sauer. In Walt muß künftig Veränderung kommen, Schwärmerei.

Auf einem späteren Blatt:

Walt wird zuletzt überall kräftig. Dedicieret ein Buch dem Fürsten. Flittes Betrug im Testament entdeckt. Vult sei verheiratet. Walt geht zu einem Nachtwandler, merkt nicht, daß es einer ist. Vults Dank an Haslau, wie ein abgehendes Regiment. Möglichkeiten: Vater der Goldine. Einmal eine recht romantische Geschichtsepisode. Der ertrunkene Mohr läßt Farbe abgehen. Fürst gut, aber schwach, streng religiös. Er benennt die umliegenden Dörfer Leipzig, Wien, Berlin, Weimar. Dorf voll Zwerge. Schillingsfürst.

Hettners Vermutung bezüglich der Fortsetzung der Flegeljahre (Deutsche Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts 2, 403): „Wahrscheinlich wurde die Erbschaft durch arglose Unbehilflichkeiten Walts verscherzt," erweist sich darum als falsch. Solch pessimistische Ausgänge lagen dem Dichter fern; zudem wäre durch Ungeschicklichkeiten für Walt wohl eine Verminderung, keineswegs aber ein Entgang der Erbschaft zu fürchten gewesen; die höchste Strafe, ein Viertel, respektive ein Sechstel der Erbschaft ist auf Ehebruch und Verführung (beide ganz undenkbar bei Walt) gesetzt und gegen Prozessierung

schützt kräftig die 16. Klausel. Dagegen hat Hettner recht mit dem Anschließenden: „ein größeres und höheres Besitztum aber sollte dem strebenden Jüngling zu eigen werden: die Klärung zu dem wahren und echten Idealismus, der nicht von dem Leben absieht, sondern in durchgebildeter Weise mit dem Leben versöhnt ist und dasselbe freischöpferisch fortgestaltet. Gleich Wilhelm Meister sollte der Held, der ausgegangen war, seines Vaters Eselinnen zu suchen, ein Königreich finden."

In Faszikel Nr. 17 stoßen wir auf Ideen zum

„Siebenkäs".

Ich schicke einige bisher unbemerkt gebliebene Thatsachen voraus: Der philosophische Busenfreund des Helden erhielt vom Dichter den Vornamen Heinrich aus Rücksicht auf Jacobi; siehe Brief Jean Pauls an Jacobi vom 15. Mai 1799, der so anfängt: „Geliebter Heinrich! lasse Dich mit diesem Zaubernamen citiren, den Du von dem besten und sternischsten König Heinrich IV. von Frankreich geerbt; und wegen dieser Magie wurde auch der an meiner Brust anwohnende Leibgeber so getauft." Reimersche Ausgabe 60, S. 10. Die im Siebenkäs auftretende Höckin und Pfandvermittlerin, die „alte Sabel" ist nach einer Bekannten Jean Pauls Sabine Schnaubert gezeichnet; siehe Brief an Helene Koehler, 22. Juni 1792 in Wahrheit 4, 298. Die satirische Anrede Leibgebers an den Obersanitätsrat Oelhafen im 20. Kapitel ist im wesentlichen schon im Brief Jean Pauls an Hermann, 4. April 1789 (Wahrheit 4, 152) enthalten und knüpft an eine Mitteilung Hallers über einen Narren an, der sich einbildete, er habe keinen Kopf. Nun mögen die Notizen folgen.

Der „Pelzstiefel" (Schulrat) ist eigentlich ihr erster Liebhaber; da sie an einen falschen Namen kopuliert ist, dachte sie, er („Siebenkäs") sei nicht ihr Mann. Sie liebt den Pelzstiefel wegen seines Ernstes. Siebenkäs ertrug alles, nur nicht Angriffe auf seine Ehre. Wer nicht unendlich feine Lebensart hat, gehe in keine Stadt (Berlin), die er nicht genug achtet; seine Gleichgiltigkeit wird noch mehr diesen Mangel an Welt entblößen. Hingegen Achtung, oder doch erzwungene, wird diesen verdecken oder mildern. Es gehört Welt dazu, gering zu achten und doch höflich zu bleiben. Eine Ehe zwischen Kinderlosen muß durchaus neu, ruhig bleiben. Es hatte mich das neunte Kapitel (wo die Mißhelligkeiten mit Lenette eine besonders peinliche Höhe erreichen) gequält; wie hätte ich so manches Kapitel zu schreiben ausgehalten, wenn ich nicht den Trost der besseren vorausgesehen! Natalie ist ein seltsames Wesen; da sie mich beinahe liebt, so bekommst du einmal etwas Gescheidtes ins Dorf.

Das Urbild der Natalie ist Josephine von Sydow, eine innige Freundin des Dichters. Siehe Försters Denkwürdigkeiten 2, 195. 207.

In Faszikel 22 unter den „Combinanda" finden sich Ideen zu einer Fortsetzung des Romans unter der Überschrift „Neuer Siebenkäs". Daraus bieten wir folgendes:

Er wird geadelt. Die Darstellung des vornehmen Lebens. Nataliens Liebesfreude, wo er einmal erhaben oder empfindsam spricht. Nur Fragmente zu geben. Ihm ließ sie die Kälte gegen Kleidung; nur sie war anders. Sie tadelte überhaupt seine ganze Einrichtung. Ihre und seine Liebe wachsen zugleich bei der klaren Einsicht ihres Wesens.

Auflösung des Knotens: Alles wird durch langsam aufsteigendes Licht vermittelt: das Herz und die Gewohnheit wächst unter der Vermittlung, so wird die Ehe immer süßer. Darüber steht: Klären des rechten Menschen geschieht durch eine schnelle Bekehrung. Ihr war Armut und Reichtum einerlei und ihm auch. In ihm wird auf Fehler der Schriftstellerei angespielt; sie ist z. B. ohne Ordnung. Die Liebe muß schlechterdings ertragen lernen; was wäre denn eine, die nichts zu verzeihen vermöchte?

Ein zweiter Abschnitt bereitet die allmähliche Entfremdung der Mesalliance vor:

Seine Berechnung ist widerlich. Er sagt z. B.: Hätten wir 15 Kreuzer mehr für das Kraut gegeben, so hätten wir für das ganze Jahr das Beste. Seine Verhältnisse seien recht weitläufig, weil Geschäfte, fünf Kinder, Geschäftsreisen. Wie alle Vornehmen sparte sie nur an Handwerksleuten, nie bei Gesellschaften. Natalie dem Ertrinken nahe in Arbeiten für ihn. Dieser Scheintod wie bei ihm. Im Leben machte er völlige Umkehrung. Immergrün der Gefühle: ihre Vernichtung für die Gegenwart. Leibgebers Tod zerschneide den Eheknoten! Der Mann begehrt, daß die Frau aus ihrer Alltäglichkeit in seine Erhebung sich stürze. Aber sein Zorn, wenn das Essen seine Gedanken stören soll. Siebenkäs hat lauter Töchter. Sie hat mehr Welt und Sitte; er zu heftig; sein spaßhaftes über sich Scherzen. Sie, obwohl auch heftig, ist in Gesellschaft geregelt und milde, er zankhaft, sich um nichts kümmernd. Quaerenda: 1. Stadt, 2. Freund, 3. Freundin, 4. seine Autorarbeiten. Es kommt zur Ehescheidung. Entscheidungspunkt ist bloß eine wahre Bekehrung, und zwar von männlicher Seite. Entscheidende Versöhnungsrückreise vor Leibgebers Tod. Sein fortgebender Ernst; endlich stirbt er mitten in der schönen Wiederherstellung. Erhabene Scene. Charakter der Kinder. Erster Streit über physische Kindererziehung. Er stirbt dem Freunde nach. Er liebt sie mehr, da sie noch das Einzige aus jener Zeit ist. Hält Natalie ihr Thun für Opfer oder für Gleichstimmung? Sie hatte kein Mitleid mit ihm, weil er zu kräftig war, und doch wollte er eines. Alle Fehler gegen Lenette wiederholen sich hier; also ist's doch nicht die Lage, sondern die angeborene Natur. Sein Unglaube aus Christentum. Er hat mein Hektikfieber. Gegen sein Ende wird er erhabner, Lenetten ähnlicher, der Gattin geehrter. Aber sein Scherz gehe immer sanfter vorüber! Nie machte er im Gespräch von der Satire Gebrauch. Ihr so schädlicher Mangel an Scherzhaftigkeit. Bei beiden steigt die zarte Sittlichkeit und Veredlung und die Verwirrung der Unenigkeit. Ein Mann muß immer die strahlende Sonne für die Frau bleiben; fehlt ihr dies, so bleibt ihr nur Mond übrig. Er sei in einer kleinen Handelstadt wie Hof, wo der weibliche Luxus stärker ist als in großen Städten. Man sollte die Ehe von vorne an wiederholen, um die nachherige besser zu machen. Ein schnelles Kranksein giebt in der Ehe Versöhnung. Am besten ist es, in der Ehe weder zu bitten noch zu erwarten, sondern zu befehlen. Vor der Ehe ist nur Gesinnung, in ihr That und Handlung; daher der Widerspruch. Lieben ist leicht, aber nicht, es zeigen. Was hilft alles Herz der Weiber, wenn hier nicht ihr Kopf durch Männer zu bilden? Sie werde scheintot bei ihm ausgegeben; ausgesponnene, lange Scenen der ewigen Versöhnung — ewig, weil jeder Einwurf, den der Leser machen kann, im Monolog gegeben ist. Kein einziges Wort der Liebe wirkt so stark auf den anderen als ein Wort des Fehlergeständnisses, worin die meiste Liebe ist. Fehler gestehen macht sie erheben und belohnen. Gerade zwei poetische Seelen vergeben einander am wenigsten. Jede hat ein Surplus der Liebe. Dies verträgt kein

Freund. Dichterehe. Das Weib deutt sich leicht in ganz angestrengt schaffende Charaktere, aber nicht in außen unsichtbare Schöpfungsminuten. Die Schwangerschaft verdirbt zuerst die Ehe; besser, sie fiele gleich in die Flitterwochen. Der Unterschied dieser Ehe, daß nie immoralisch, sogar in der Zantrede, gehandelt wird. Widerstreit mehr der Menschlichkeit als der Sittlichkeit. In der Ehe schadet es sehr, daß die Frau nicht mehr so sehr auf die ernsthaftesten Worte des Mannes glaubt als in der Liebe. Auf keine Empfindung, auch nicht die stärkste, ist Verlaß, da sie doch nicht dauert — nur der Entschluß daraus — sondern sogar eine entgegen gesetzte wird. Sie haben lange kein Kind. Weiblicher Schmerz darüber. In der ersten Geburt werden viele Dinge gethan und verboten, die man bei der zweiten nicht mehr zu thun und zu verbieten die Mühe sich giebt. Kein Mann versteht das Weib, aber noch weniger das Weib den Mann.

In diese Reflexionen und Schilderungen hat Jean Paul viel von seinen Eheerlebnissen und stimmungen hineingetragen, so daß er möglicherweise vor Offenbarung zurückscheute. Vgl. meine „Jean Paul Studien" S. 75—81: „Das Eheleben Jean Pauls."

Zu den ausführlichen Mitteilungen, die Förster aus den

Studien zum Titan

Wahrheit 6, 281—347 gegeben hat, trage ich einiges von den dort übergangenen Charakterstudien zu Albano und Schoppe nach.

Albano.

Albano oder der Kampf der Liebe und Ehrsucht.

Sein Hauptzug: Kraft - Woldemar (Romanfigur Jacobis), Reinhard (Maler aus Hof, der vom Plan des Titan unterrichtet war und sogar ein Bild des Helden gemalt und Jean Paul übersandt hatte), Klinger — Blödigkeit und Zaghaftigkeit. Arbeitet zu Nacht, kann nicht schlafen heftiges Gefühl des Unrechts. Wenn er lange zu jemand nicht kam, wurde er böse auf ihn. Wie er bei der Phantasie sogleich steigt und alles möglich machen will. Seine Freude am Gewitter, an der Flamme des Töpfers. Nach dem Zorn wurde er weich. Wütig, wenn ihn jemand über seine Thränen beschreiet. Dadurch daß er eine beleidigte, liebte er sie nachher zu stark. An Menschen, die immer an ein dauerndes Gefühl der Freude gewöhnt sind, schleift sich der Schmerz bald zur Freude ab. Will sich in der Liebe dadurch bezähmen, daß er sich seines Wertes erinnert. Er war aufrichtig, weil er mutig war. Die Beleidigung macht ihn stolz und die Liebe demütig. Widerruft keinen ersten Entschluß. Wie der Brennspiegel wirkt er oft in der heißen Sonne der Liebe am wenigsten. Wirkung des Blumengeruchs auf ihn. Sieht eine Gegend nicht gerne zweimal. Seine Sehnsucht nach einem großen Mann. Sucht aufs geradewohl wie Robinson zu reisen. Die Bewunderung des Verstandes verdeckt ihm die Schwärze des Herzens. Fordert, daß alle Menschen Ausdruck und Genie wie er haben sollen. Vergiebt allen Feinden, nicht den Verachtenden. Sein Ausgenießen und Austernen der Menschen. Mitten im Toben gegen Lehrer läuft er und umarmt ihn. Widerstreit zwischen Menschenliebe und Mut. Er sah beim Weinen Funken. Nur in der Leidenschaft setzt er sich über Gebräuche weg, in der Kälte kann er es nicht. Neigung, wie Cardanus Freunde zu beleidigen. Unersättlich, unruhig, kalt hinter der Hitze. Goethes Liebe zur Natur. Es rührt ihn nur, was durchs Medium der Phantasie hindurchging. Alle Vorzüge, wie sie die Mystiker besaßen. Höchste Wahrhaftigkeit. Haßt die Egoisten und ist selbst einer. Wollte sogar in Liebe und Pflicht frei sein Liebe entschädigt ihn nicht ganz für Stolz. - Gieb Albano mehr Züge, die du bisher Roquairol geben wolltest! Zwingt gern die Weiber zum Geständnis der Liebe.

Schoppe.

„Pompejus-Scioppo“ (dieser Name, in Schoppe germanisiert, wurde beibehalten). Swift, Pope, unverheiratet, keusch. Auch darin den Genies ähnlich, daß er das Lächerliche zugleich hatte, fühlte und darstellte. Leibgeber spiegle sich im Comischen an Sphex wie Albano an Roquairol! Seine Unordnung und Sonderbarkeit in der Kleidung. Seine rührende Liebe zu Albano. Nichts bewegt ihn so sehr wie ein geprügelter Hund, vielleicht wegen der Seltenheit. Macht sich heiter durch Rettichessen. Viel Satieren gegen Roquairol sind gegen Albano. Seine Qual des Herumreisens und isolierten Lebens. Kindisch verschämt.

Gaspard. Thut wie alle Weltmenschen zu Ostern den alten Menschen ab. Welt und Menschenverachtung, keine Liebe. Liebt keine Musik. Konnte alle Verstümmelungen ansehen.

Roquairol. Haupttrieb: Egoismus. Wielands Sohn (nach den Worten: An ihm muß jenes aushöhlende Frühlernen recht ausgemalt werden).

Dian. Herder. Sucht an sich wie an einer Statue die Schönheit der Jugend zu erhalten.

Sphex als Komikus ist im Studienplan sehr weit ausgeführt. Fast alles blieb Rudiment. Der Roman reicht in seinen Skizzen sehr weit zurück (bis ins Jahr 1792) und trug ursprünglich die Bezeichnung: „Das Genie“.

In Faszikel 21 befinden sich gleicherweise die Vorstudien zum Dr. Katzenberger, die aber wenig Mitteilenswertes enthalten. Das Werk ist bezeichnet als „Kontrast zwischen Wissenschaft und Poesie — oder Logik und Blumik — Helle und Duft; ein weibliches Wesen verbinde die Kontraste oder sonst etwas!“ (Man wird danach verstehen, warum ein Techniker und Mathematiker dem eitlen Theaterdichter von Nieß gegenübergestellt wird. Gerade die sprödesten und Jean Paul entlegensten Wissenschaften: Mathematik (Thendobach) und Medizin (Dr. Katzenberger) treten hier der Poesie gegenüber und nicht zum Vorteil dieser. Dr. Katzenberger ist der einzige Roman, in dem die Dichtkunst in ungünstiges Licht kommt, und zwar aus Abneigung Jean Pauls gegen die Komödianteneitelkeit.)

Als hervorstechendste Charakterzüge Dr. Katzenbergers mögen dienen:

Er gebrauche Ringelnattern, um (Diebe) abzuschrecken. Er ließ sich auf seine Tassen ekelhafte Dinge malen. In der schönen Natur über Krankheiten reden. Holt sich aus französischen Gärten abends Porzellan für seine spielenden Kinder. Hätte eine Mißgeburt geheiratet (Züge aus Sphex hereingezogen). Deklamator (Nieß) gehört zum Genielorps.

In Faszikel 15 findet sich die Bemerkung, daß die Kapitel der „Biographischen Belustigungen“ zuerst „Manipel“ hießen; in Faszikel 18 die weitere: „Fixlein wurde allmählich heterodox, aus Furcht tugendhaft.“

Sehr bedeutenden Umfang in Faszikel 16 nehmen ein die Vor- und Nachstudien zum unvollendeten letzten Roman des Dichters, die ihrer Wichtigkeit wegen ausführlicher besprochen werden sollen.

Der Komet.

Die Entwürfe gehen bis auf das Jahr 1811 zurück. 16 Studienhefte von 1811—1821 liegen vor. Über die Grundidee wirft die Bemerkung im Studienheft von 1815 Licht: „Gieb dem neuen Antititan 10 Titel zugleich!" Also ein Gegenstück zum Titan, eine Travestie, deren Mittelpunkt ein komischer Held ist à la Don Quichote.

Spazier, dessen einzige Erbschaft aus dem Nachlaß seines Oheims das Kometenbuch geworden, hat sich in seiner Jean Paul-Biographie 5, 130—169 über Plan und Ausführung dieser letzten Dichtung eingehend verbreitet und aus den Heften mannigfache Aufschlüsse geboten. Mir kommt es zu, über dieses höchst merkwürdige Werk einige sorgfältig gewählte Nachträge zu liefern.

Die Hauptzüge seines Charakters: wohlwollend, Sterne, Don Quichote, mächtige Phantasie, Wieland — Eymann — Heftigkeit. Ziel: Menschen beglücken, in welches er donquichotisch das Freuen setzt. Der Zweck muß immer Satire sein oder Lehre. Nur ich (als Autor und Erzähler) darf den Fürsten aus Ironie den „Herrn" nennen, der Kandidat muß vielmehr Züge von jakobinischem Fürsten trotz zeigen. Kandidat und Erzähler müssen geschieden werden — sage nie „wir"! Worble fühlt sich zu mir hingezogen, ich weniger zu ihm. Was kann wahrscheinlich im 3., 4. (Buch) erscheinen? Hofhaltung — Liebschaft. In jedem Falle wird es eine so schöne, so farbige, so wechselnde Geschichte geben, als ich nur eine in der Geschichte kenne. Die Moralien aber aus dem 3. Band werden folgende sein: (hier witzige Einfälle), und hiemit kann sich ein Leser schon befriedigen. Pathetisch, Fürstenjöhne, die ihren fürstlichen Bräuten und Vätern entgegenreisen, Herzen, die nach Herzen streben, Leute von Scherz, die nur auf Anstöße passen, Wetterpropheten, die sich zu Romandichtern bilden, Streben und Gegenstreben auf jeder Meile und ein Vermehren der Menschen wie Verhältnisse. Residenz — verbotener Baum im Garten. Succession-house — die weiblichen Fehler wie Sonnenflecken; sind sie 14 Tage unsichtbar gewesen, kommen sie an der Ostseite wieder hervor. Die Gespenster fliehen, wenn am Morgen der Hahn kräht. Revolution.

Reiseplan im 3. Band: An dem Helden ist immer festzuhalten. Was der Leser erwartet, ist Charakterstärke. Die erste Residenz, Libettens Ankommen, Richters Wetter. Nikolaus' Erreichzwecke: Braut und Nase und Diamant. Die Inseln könnten für die künftige Planeteinkleidung dienen. Noch besser ließen sich auf den Inseln alle verschiedenen Völkersitten finden und benützen. Der Hofnarr und Kain kommen zu gleicher Zeit. Libette bringe die Geschichte und Worble erzähle sie! Sie sei nur kurze Zeit Hofnarr! Wohin von der Nebelstadt aus? Wie er vom gemeinen Volk geliebt, dann als Fürst anerkannt und so in seinem Glauben bestärkt wird. Bekommt zuletzt soviel Leute, daß er sie nicht beherrschen und ernähren kann. Ein Ziel sei: Entweder seine fortgehende Verunglückung oder das Gegenteil, die Nebenpersonen und ihre Hofkabalen seien nur Mittel. Wie er sich in seiner Not durch die seiner Begleiter retten will. Zeige die Not: 1. Verarmung, 2. gelehrte Verlegenheiten, 3. Entdeckung des Diebes (?). Gerade durch Unglück wird Nikolaus am interessantesten. Einmal schaue er die wirkliche Braut und falle vor ihr nieder oder den wirklichen Vater. Es wird magnetisch prophezeiht, Jean Paul werde den Kometen schreiben. Worble hilft zuletzt durch Magnetismus. Eine Prinzessin findet er nach der anderen. Man liebt ihn immer, weil die Menschenliebe sich immer mehr ins Reinere verklärt. Der

Roman endige schnell und ganz sentimental, besonders da du das eigentlich Komische einem Nachtrag verparen mußt! Bringe die Reden und Briefe der Mitspieler später als Extrablätter, damit du die eigentliche Geschichte Nikolausens nicht störst! Einmal nun ist er mehr ins rein Komische zu verwandeln: also höre er edel auf, ja tragisch sogar! Freilich werde das Buch spottend, recht kurz. Allwisserei werde durch Leidenschaft beschränkt, braucht also nicht durchgeführt zu werden. Das Protegieren der Gelehrten werde sein Unglück! Nicolaus wird zuletzt das edelste Wesen nach vielem Unglück! Der Weg zur Veredlung? Schicksal der Begleiter. Ein Diamant in der Kohle wird ihm gestohlen. Er braucht mehr Zeit zum Machen eines Diamanten, als er Geld zum Ausgeben hat. Federstadt, weil dort die geringsten Kleinigkeiten schriftlich behandelt werden. Worbles Trunksucht. Die Gesellschaft von Eingebildeten mit gläsernen Hintern. Pfändung. Parnasische Encyklopädie. Sein Zorn über vernachlässigte Ceremonien. Süptitzens Angst wegen unkeuschen Scheins, Teufelssystem, Bonnet und Tierliebe. Sein Haß gegen Worble wegen Geschlechtssünden; dieser rät ihm an, mehr die Fürsten nachzuahmen. Worble gerät nachts in eine italienische Maskerade. Seine Neigung zum Katholizismus; ein Pater will ihn bekehren

Dann kommen Liebenau-Scenen. Aufbau des Jerusalem für die Juden. Vgl. Kapitel 14, 2. Nebelstadt (Kapitel 16). Merkblätter:

Gefahr: einmal eine Wespe im Mund, wütender Hund. Was sollen wir Protestanten nichts gegen die Päpste sagen, wenn am Gründonnerstag die Päpste uns verdammen? Ein Bauer und frommer Christ kann mehr über sein Inneres inne werden und philosophieren als ein Historiker, der durch die weite lange Außenwelt um ganze Himmelsaxen von sich entfernt wird. Ein Mädchen kann ihren Liebhaber am leichtesten an der Behandlung alter Frauen erraten. Wie erbärmlich und eingeschrumpft sieht eine abgeblühte Nelke aus, wie viel schöner ein abgeblühter Baum! Ein räuchernder Weihrauch ist so angenehm als Geräuchertes. Soviel Farben und Töne man auch herausgefunden, so giebts doch noch mehr Geschmäcke, einfache Empfindungen, z. B. die reifer Früchte, dann die Küchenmischungen, die nur einfach erscheinen. Zu C. (Caroline?): es ist dein Glück, daß ich in der Herzensgüte noch nicht deines Gleichen gefunden; denn dir würde ich dann untreu bei deines Gleichen. In der Jugend erträgt man leichter jede Rohheit als im Alter, bloß weil man hier mild wirkt und fühlt und jene sich in die Rohheit findet. Das einzige Mittel, eine Autobiographie recht zu machen: Montaignes essays nachzuahmen, nur aber bei Vorausbestimmung der historischen Gegenstände, die kapitelweise kommen. Frau des Gärtners Meier: der gemeine Mann meint, wenn man etwas in seiner Abwesenheit gethan, ohne sie (die Abwesenheit) zu kennen, man habe sie gekannt, und die Frau meint, ich habe eben wegen ihrer Abwesenheit den Kuchen so verteilt. Wie wir aus den Wolken jede beliebige Gestalt formen, so bilden wir auch aus den Gewölken unseres Lebens beliebige Gestalten so lange und länger, als die Wolke gleich bleibt. Man könnte Skeptiker werden, wenn man sich die Menge Systeme und Irrtümer ausmalte, die in der Zukunft erscheinen müssen. Das Weib ist geschlechtsschwach, weil sie angegriffen wird und dazu die weiblichen starken Versuchungen folgen; würden die Männer so angegriffen und bei ähnlicher Stärke (der Genitalien), so fielen sie noch mehr. Eigentlich ist Gott der einzige vertrauteste Freund, vor dem wir in unseren Angelegenheiten uns nicht zu schämen brauchen, da er allein unter allen Wesen keinen Egoismus hat, daher wir bei ihm noch vertrauter sprechen können als bei den Menschen. Unterschied zwischen jüdischem Jehovah und dem Christusvater; bloß bei Gott braucht man keine Umstände zu machen weder im Ort noch Wort. Wie kann jemand unglücklich sein, der frei ist, nämlich von innen heraus? „Die Peterskirche" ist falsch, weil ein Nomen proprium keinen Artikel hat und nur das Genitivzeichen, also bloß: Peterskirche.

Der Wahnsinnige braucht Licht, Wirklichkeit, um das Innere nach dem Außen zu regeln, der Dichter braucht Einsamkeit, um das Innere ohne das Äußere hervortreten zu lassen. Ich ärgere mich stets, daß ich alle die Begeisterung, die ich früher an die Höfer Mädchen verschwendet, nicht meiner Frau habe geben können. Der Widerspruch der Delikatesse der königlichen Prinzen mit ihrer lasterhaften Rohheit in duchesse de Genlis und im Coeur humaine dévoilé von Brétonne. Auch vor den Seinigen muß man sich keine Bequemlichkeit der Rede und Denkart hingehen lassen, weil diese gerade da tiefer verstimmt, als sie wirklich ist. Die Welt sieht der Autor in zu gutem Licht, die Familie in zu schwachem. Wir lieben alle aneinander das Göttliche und wissen nicht, wo es in uns ist, wenn wir selber lieben wollen, aber wie kann denn die Gottheit etwas an uns lieben oder gar ihr Göttliches in uns? Jede Frau ist schwach in Widerstand gegen ihre Neigungen und Menschen, aber allmächtig in Verfolgung ihrer Zwecke. Der Staat versperrt der Leidenschaft ihren Spielraum, aber die Liebe thut ihn weit auf ins Persönliche. Ohne die erregte Geschlechtsphantasie schweigt der Leib jahrelang still und der Mensch bemerkt nicht einmal das Schweigen. Ich habe mir das Salzbergwerk des Wissens durch Lesen so ausgehölt, daß nur noch einige Säulen stehen. In der physischen Liebe ist lauter Wiederkommen der Wechsel, in der geistigen ist jedes Wesen neu und dieses Neue ist in jeder Empfindung neu. Man muß sich die eheliche Liebe nur klar machen, welche ohne die ungewohnte Reizgestalt und neue Reizwerte eine neue Liebe dem Manne zeigt. So wird der Mann ins Innere getrieben, wo allein doch Liebe haust und nicht auf dem äußeren Gesichtsfelde. Schöner Gegensatz des feststehenden Thurmes und der fließenden Thurmmusik. Ich behaupte, keiner der jetzigen Schnellschreiber würde sich in seinen Produkten wiedererkennen, wo er nur ganz die Mühe auf sie wendete wie ich, so vortrefflich würden sie sein. Der aufdämmernde Wolkensaum am Horizont erfreut noch mehr als der blaue Himmel, den er ansagt. Epilepsie ist in psychologischer Hinsicht wichtig, da die willkürlichen Muskeln ohne das Wollen des Geistes sich bewegen. Anstatt unterwegs die Unähnlichkeit der Frau auszumalen, male nötiger die Ähnlichkeiten dir aus mit derselben Phantasie! Nicht der Haß, sondern der Ehrgeiz ist das größte Hindernis der Liebe. Wie die akademischen Diplome dasselbe Lob für ungekannte Mitglieder vorausdrucken, so gilt es für das Lob der Könige In den Tieren ist ein eigener Zug, daß sie stundenlang lauern und warten können für dieselbe Sache. Das Mannah sonst Speise, jetzt Laxanz; ebenso das Christentum. Der Kandidat erzählt die Hoffeste wie ein damaliger Jakobiner, der ihn zwar für einen Fürsten hält, aber heimlich über die Größe der Höfe weg sein und spotten will. Er ahmt in jeder Stadt einen anderen Fürsten nach; in der Kunststadt teilt er Prämien aus an die Künstler, in der Soldatenstadt nimmt er den Offizier an, in der Wolluststadt galant. Er läßt sich lieber von seiner Schwester wie von einer Geliebten heimlich besuchen. Er sei eine Satire auf die Einwirkung der Fürsten in allen Staaten; jeder Fürst zieht irgend eine Sache vor, der eine die Jagd u. s. w. In der Gelehrtenstadt Pension. Dedikation eines schon fertigen Buches. Worble haßt am meisten Soldaten und Philosophie. Keiner achtet den Worble, weil er nur spielt; er aber sieht die Schwächen aller, zumal in der Kleinstadt, er ist der einzige Großstädter und Kosmopolit. Münzstadt. Worble stellt ihm vor, die Hauptsache seien Hofleute, da die Bauern doch unterwegs nicht arbeiten könnten und jene es nicht brauchten. Unterthanen könne er haben, wo er Boden hätte. Der Schwierigkeiten wegen passiere er zuletzt nur Marktflecken und Dörfer. Das Geld sei nicht nur zum Verschenken, sondern für weltbessernde Zwecke. Zank. Der gelehrte Kutscher, der ungelehrte, die Ritterbank. Ließ in alle Zeitungen setzen, der Fürst von Hasenkoppen ginge auf Reisen, um mit seinem Vater zusammenzutreffen. Durch die geworbenen Unterthanen erhalte er schon jetzt die fürstliche Verehrung. Er giebt einmal ein Feuerwerk. Amanda. Er nimmt Gelehrte mit, um auch über die Regierung zu lernen. Ob über ein Kaisertum oder über eine Grafschaft, gleichviel, will nur seine

Leute regieren. Er logiert bei der Rollwenzel. Volle Darstellung ihres Wesens, ihre Liebe zu Jean Paul. Er komme in eigene Verlegenheiten des Unterkommens — ihre Freude, welche ich so recht würzen kann. Wie sie ihm die Wahrheit sagt! Durch das Selbstbewußtsein bekomme er fürstlichen Anstand. Reise in eine bigotte Stadt, wo Gouverneur — Putz und Ceremonien — kriechende Hofdiener — unkeusche, grobe, phlegmatische. Durch eine Universität. Trifft mit einer Leiche zusammen, die man nicht durch die Stadt führen darf. Einer hatte in der Zeitung eine Reisegesellschaft gesucht; jetzt werde er Gesellschafter von N. Hätte gern auch Greise und Jubilare gehabt, ja Kinder für seinen Staat. Unterthanen versteigerung in Baiern; sein Anschaffen der zu regierenden Leute. Gothaischer Hoftalender. Ist Amors Fackel von Talg? von Pech? von Wachs? Dort riecht und dampft sie; nur von Wachs, das Bienen sammeln. Mädchen, die Maiblumen der Jugend. Die Jungfrau ist das Prisma, das den hellen Strahl in Farben teilt; die Frau das zweite, das ihn sammelt in einfaches Weiß. Man spricht von Silberton, Silberblick, nicht von Goldton, Goldblick. Die schöne Seele spricht, die schönere verstummt.

3. Band. Kurzes Vorwort. Nachricht: Die sämtlichen Kapitel werden künftig bloß Inseln genannt. Das nächste heißt: 1. Insel oder Zuckerinsel. Ich habe nämlich im elenden Vorfrühlingswetter mehr als zwanzigmal spazierend auf Mittel nachgesonnen, wie ich eine weitläufigere als wichtige Reisegeschichte so erzählen könnte, daß sie zwar allgemein gefiele, aber doch nicht jeden Fahrweg, jede Kneipe, jeden Thorschreiber, jeden Gasthof auftischte, der unterwegs lag. Oder ist es wirklich der Wille der Welt, daß ich meinen noch rückständigen Stummel von Leben, worin ein Tag ein Jahr ist, indes bei Henoch ein Jahr ein Tag, weil er erst im 365. gen Himmel fuhr, damit verprasse, daß ich so erbärmliche Infinitesimalteilchen von Gradbreiten und -längen sammle und gebe, als da sind: Von Zabitz nach Niederlehra — von Großwanzer nach Mittelwanzer — von Zobitz nach Pestitz, wo sie abends abstiegen im goldenen Satan, als ob sie anders von Z. nach P. hätten kommen können, wenn sie nicht mit ihren Pferden darüber flogen! Die bestimmtesten Reiseangaben liegen zwar vor mir. Damit will ich niemand die Meinung einbilden, als ob mir die bestimmtesten Ortsangaben fehlten: das weitläufige Tagebuch des Kandidaten liegt vor mir, und ich schöpfe leicht aus ihm und ohnehin, insofern ich es selber bin, aus meiner eigenen Quelle. Endlich kam ich nach vielen Spaziergängen in Miedels Garten 7. März oder Felicitas auf den einzig guten, glücklichen Gedanken, bloß die wichtigsten Geschäfte der Reise zu geben und das Geographische nur insofern mit aufzunehmen, als jenes sich in diesem begab. Ausritt, Einkehr, Abritt, Eintreffen, Nachtlager, Wirte schneide ich dadurch weg und gewinne herrlichen Platz für manches historische Kolosseum. War denn aber nur — das gebe ich zu bedenken — ein glücklicherer Name für solche Kapitel auszusinnen als Inseln, historisch? Besonders wenn sie wie mein Archipelagus mehr aus cykladischen als sporadischen bestehen? Sie sind ja nichts als die aus dem weiten Meer auftauchenden Berghäupter und Bergglatzen des unter ihm liegenden, hingestreckten Riesengebirges oder Bergkettengestelles. Denn insularisch nenne ich die Kapitel, weil sie von außen abgerissen erscheinen und doch ihren stillen Zusammenhang unter sich haben und die einzig wahre Geschichte des Helden bilden. Daß ich noch jedes künftige Inselkapitel mit einem besonderen Namen auszeichne, z. B. Spitzbubeninsel, Elbainsel, der auf den inneren Gehalt anspielt, ja anspielt, soll hier nicht weiter hervorgehoben werden. Mir genügt des Lesers eigenes Gefühl. Und so reise ich denn mit einem so großen Riesengefolge ohne alle erlaubte Selbstzufriedenheit dem Kandidaten und dem Reisegefolge nach, und das Erste, was wir alle entdecken, ist die erste Insel oder Zuckerinsel, worüber ich mich ordentlich freue.

Ein späteres Blatt vom 25. August 1820 enthält die Bemerkung:

Auch die Charaktere müssen sich erst noch weiten und sich vom Schlaf zum Handeln ausdehnen, besonders Süptitz, Libette und Renovanz. Beim letzten schmerzt mich die Namensgleichheit mit dem Rudolstädter Kunsthändler, da leider mein Renovanz späterhin unendlich kunsthart, kunstwarm und herzenskalt erscheinen muß. Indes will ich mir durch dieses häßliche Namensdurchschneiden meines Kometen durch eine fremde Bahn nicht den ganzen Lauf desselben hindern lassen.

E. Korrespondenz.

Faszikel Nr. 24 enthält „Correspondenzblätter", Briefe aller Art, die aber fast sämtlich publiziert sind. Doch ist für Berichtigung und Ergänzung immer noch Vieles zu thun. Das Wichtigste soll hier folgen.

1. Der Brief Jean Pauls an Adam Lorenz von Oerthel vom 5. November 1785 in der ersten Gesamtausgabe 62, 319—323 enthält eine Besprechung des Buches: „Völlig entdecktes Geheimnis der Natur, sowohl in der Erzeugung des Menschen als auch in der willkürlichen Wahl des Geschlechts der Kinder" von Joh. Christ. Henke, Organist (!) zu Hildesheim, welche ziemlich lückenhaft ist. Der dritte Satz der zweiten Alinea S. 320 muß heißen: „Denn wenn der besagte Mann z. B. einem Knaben das complementum possibilitatis darzureichen beschlossen hat, so kann ihm das kein Mensch verbieten; denn was braucht er mehr als mitten unter der Zeugung mit der einen Hand nach dem rechten Testikel zu fahren und ihn durch eine leichte Handdrückung zum Erguß der männlichen Samenfeuchtigkeit mit leichter Mühe zu vermögen?" Bei Reimer steht statt des Unterstrichenen: „so sehe nur selbst im Buche nach, wie sein Verfahren sein muß und wie rechts und links zu berücksichtigen ist . . ." Am Schluß der Alinea werden die Weiber als „angenehmes Marggrafenpulver für die größten Kinder" statt für „große" Kinder bezeichnet, was den Gedanken ganz unverständlich macht.

2. In „Wahrheit" 4, 329 ist ein Bruchstück eines Briefes an Wernlein angeführt, worin Jean Paul die Entstehung und Heilung seines Skeptizismus erzählt. Das Thema ist wichtig genug, um die Kenntnisnahme der Fortsetzung wünschenswert erscheinen zu lassen. Hier ist sie:

Ein Hauptgrund meines Skeptizismus war der: Es giebt für jedes Subjekt keine andere Wahrheit als die gefühlte. Die Sätze, bei denen ich das Gefühl ihrer Wahrheit habe, sind meine wahren, und es giebt kein anderes Kriterium. Da aber dies nämliche Gefühl auch die Irrtümer, die es widerlegt, einmal unterschrieb, da es seine Aussprüche ändert nach Stand und Alter und Zustand und Staaten und Ländern und Weltteilen, woher kann ich denn gewiß wissen, daß das chamäleonische Gefühl morgen oder in drei Jahren das nicht zurücknehme, was es heute beschwört? Und bliebe es auch beständig, könnte es nicht bei einem Irrwahn beständig bleiben? Wer steht mir für die Wahrheit des Gefühles als das Gefühl selber? Denn was

man Gründe nennt, ist nur ein verstelltes Appellationsgericht an dieses Gefühl, weil einen Grund vorbringen heißt zeigen, daß der zu begründende Satz ein Teil, eine Folge eines schon begründeten ist, und dieser letztere, dieser begründete Satz mag sich allemal, wenn wir (hier ist offenbar nicht einzuschalten) ewig von Gott durch Gott zu Gott des Gottes gewiß werden sollen, mit bloß gefühlter Wahrheit stützen, weil sonst die ganze Schlußkette an nichts hinge. Daraus folgt aber auch die Ungewißheit, ob ich existiere; denn dieses Existenzpostulat ist auf das bloße Gefühl gebaut. Ich will hoffen, daß ich existiere; ich wüßte nicht, was Sie an mir lobten, wenn ich gar nichts hätte, nicht einmal Dasein.

3. In dem Trennungsbrief von einer Geliebten in Hof vom 4. Dezember 1794 (nicht 1. Dezember, wie Nerrlich S. 182 schreibt), der in Wahrheit 5, 68 mitgeteilt ist, muß nach den Worten: „lostrennen werd' ich mich durch eine stufenweise Absonderung von Ihrem Hause" eingeschaltet werden: „wo mich ohnehin eins ums andere beleidigt." Die Herausgeber des Nachlasses waren in der Rücksichtnahme auf noch lebende Persönlichkeiten sehr ängstlich, wofür außer den gebrachten Proben noch zahlreiche zu liefern wären; so sind im gedruckten Briefwechsel vorkommende Personen meist nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnet.

4. Der Brief an Amöne vom 12. Oktober 1796, worin Jean Paul seine Simultanliebe entwickelt (vgl. darüber mein Buch „Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart", S. 56—63) lautet vollständig:

Es ist gut, daß ins Menschenherz ein wenig mehr Liebe als Blut hineingeht. Ich übe mich zuweilen, daß ich Freunde und Freundinnen und jeden Akteur im Blütenstand der Forcerolle um mich in einen Zirkel stelle und mich frage: Kannst du sie alle nebeneinander (nacheinander ist's leicht) lieb haben? Der Teufel soll (nicht sollte) die Seele holen, wenn sie's nicht könnte? Aber Übung brauchts und dann ist das ganze Herz geläutert und hat im Freunde nur die Freundschaft lieb, im Menschen die Menschheit. Die Ichheit halten Sie für besiegt, weil sie nicht bestritten wird und vermengen das schweigende Ich mit dem stummgewordenen. Ein gen Himmel wachsendes Herz ... (unvollendet).

Das Unterstrichene fehlt bei Förster, Wahrheit 5, 175.

5. In dem Brief Jean Pauls an Friedrich von Oertel vom 1. Oktober 1796, mitgeteilt in Försters „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P. Fr. Richter, München 1863, I, 2, S. 338 muß es Zeile 16 heißen: „daß ich überall Haß, zumal im Heroldschen Hause fand" (bei Förster steht „B . . . . .'schen Hause", um die Leser irre zu führen). Hiezu vergleiche meine „Jean-Paul-Studien" S. 63. In dem anschließenden Brief der „Denkwürdigkeiten" vom 22. Oktober an denselben fehlt der Passus über Goethe: „Goethes Charakter ist fürchterlich; das Genie ohne Tugend muß dahin kommen. Ich antworte nie einem Menschen, der meinen Charakter nicht antastet, obwohl Goethe nur satirisches Kurzgewehr hat und ich Langgewehr. Weh thut es meinem Herzen, daß Goethe ein so nahes wie das des guten Reinhards durchlöchern konnte."

6. Im Brief an Jacobi vom 6. März 1799, Gesamtausgabe 60, S. 8 muß es am Schluß der zweiten Alinea heißen: „Wenn man aus Ihrer poetischen Welt wieder in die Höfer prosaische zurückgefallen ist, so wundert man sich, daß man ein Insasse zweier so unähnlicher Welten sein kann. Deutsche Weiber suche ich zuerst in Niedersachsen und gallische und Teufelsgroßmütter viel südlicher."

7. Der Brief an Jacobi vom 4. Oktober 1799 ist in der ersten Gesamtausgabe 60, 17 verstümmelt. In Alinea 2 heißt es dort: „Fichte les' ich von vorne wieder . . wende aber bei ihm und Bayle, wie die Leute sagen, ein großes Messer an, nicht um damit zu schneiden, sondern um meines daran zu schleifen." Es heißt im Brouillon: „Ich wende Fichte und Bayle wie die Leute ein großes Messer an, nicht um damit zu schneiden, sondern um alles daran zu schleifen."

8. Ebendaselbst S. 39, Zeile 19 und 20 muß es in dem Satz: „Ich möchte wissen, da er alles, was wir bisher für Kenntnisse oder Materie hielten, zum Formalen der Vorstellung zertreibt," heißen: „Kenntnis-Materie".

9. Am schlimmsten steht es mit dem gedruckten Briefwechsel zwischen Jean Paul und Otto, dem umfangreichsten und wichtigsten von allen. Hier haben wir die Hauptquelle für das innere und äußere Leben des Dichters namentlich bezüglich des letzten Decenniums des 18. Jahrhunderts; die Aufschlüsse, die Urteile über Persönlichkeiten ꝛc., die Jean Paul hier giebt, sind am unbefangensten, ungetrübter selbst als die seiner Tagebücher, in denen der Dichter doch immer nach dem künftigen Publikum schielt. Eben deshalb unterlagen diese Aktenstücke seitens der Herausgeber am meisten der Schere. Brix von Förster hat im 46. Band von „Nord und Süd" Heft 138 einige Ergänzungen gegeben und Nerrlich im Osterprogramm des Askanischen Gymnasiums zu Berlin 1889 angeblich eine Zusammenstellung der „wichtigsten" Differenzen veranstaltet. Es ist nun keineswegs meine Absicht, hier eine Revision des gesamten Briefwechsels zu geben; diese kann zweckmäßigerweise nur in Verbindung mit einer Neuherausgabe dieser Korrespondenz geschehen. Nur einige Bemerkungen und Richtigstellungen sollen hier folgen, die von besonderem Interesse für die Litteraturgeschichte und für den Charakter der beteiligten Persönlichkeiten sind.

Der gedruckte Briefwechsel beginnt mit einem Briefe Jean Pauls vom 15. Juli 1790; es liegen aber auch Briefe an Otto von früherer Zeit unter den Manuskripten. So findet sich in einem Briefe des Dichters an Otto vom 9. April 1790 das wichtige Urteil:

Du siehst Wieland, dessen litterarischer Dunstkreis so viele Flecken, Gifte und Blasen an der Sonne um ihn bildet, in seiner nackten Sonnengröße. Verwandte Menschen werden am leichtesten verkannt und am ersten für falsch verschrieen; daher wurden seine Lobredner so an ihm irre, und es hättens doch bloß seine Tadler werden sollen.

Der Briefwechsel enthält auch nicht die zahlreichen Korrespondenzblätter aus der Bayreuther Zeit, die teilweise vom höchsten Wert sind, ist also auch nach späterhin nicht vollständig.

Was die Verstöße des Druckes selbst betrifft, so ist schon in der Vorrede, S. 10 was Nerrlich nicht berichtigt hat, A. von Oerthel zweimal ohne h gesetzt. Es sind ferner die markanten Personen, die in den Briefen vorkommen, meist nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnet, was ebenfalls Nerrlich nur selten verbessert hat. Nicht einmal daß * * * die Stadt Hof bedeute, hat er angegeben. Manchmal z. B. 1, 321, Z. 9 hat dies Zeichen auch andere Bedeutung. Welche? giebt Nerrlich nicht an. Im Einzelnen diene Folgendes:

Im Band 1, S. 119 ist oben die sinnstörende Versetzung des Kommas hinter „gefället" statt nach „christliche". Es muß heißen: „Roms Heidentum war durch frühere Hände gefället als christliche, durch monarchische". S. 257, Z. 8 von unten, ist statt „Ausbruch" „Ausbrütung" zu setzen. S. 258, Z. 6 von oben statt „müßte" „muß". In einem der nächstfolgenden Briefe findet sich die Stelle, die der gedruckte Briefwechsel nicht wiedergiebt:

Ach! ich habe Lipps' großen Kupferstich von Goethe gesehen und ich hätte mit den lebenden Lippen auf die himmlischen gestochenen fallen mögen. Schillers Porträt, oder vielmehr seine Nase darin, schlug wie ein Blitz in mich ein: es stellt einen Cherub mit dem Keim des Abfalls vor, und er scheint sich über alles zu erheben, über die Menschen, über das Unglück und über die — Moral. Ich konnte dieses erhabene Angesicht, dem es einerlei zu sein schien, welches Blut fließe, fremdes oder eigenes, gar nicht satt bekommen.

S. 285, Z. 7 ist statt „seinen Imperativen" „seinem Imperativ" zu setzen und „die, das" zu ergänzen; Z. 13 und 14 sind die Appositionen von „Gerechtigkeit — Keuschheit" in Klammern zu setzen und vor „Ehrliebe" „Menschenliebe, Wahrhaftigkeit" zu ergänzen. Aus diesem oder einem der folgenden Briefe habe ich mir noch die Stelle notiert, die im gedruckten Briefwechsel fehlt:

Wenn ein großer Mann eine große Laterne hat, so wird er, wie bei uns des Nachts, die ihm nicht nahe genug stehen, nur desto blinder machen: daher giebt jetzt das Kantische System wie jede neue Größe eine Zeit lang allen Köpfen Einseitigkeit und Fesseln; das stärkere Licht wird selber Gegenstand und stellt sich also zwischen die Gegenstände. Bloß dem nützt jenes System, der schon vorher sein System hatte und der's also in seines zerlassen kann, oder dem Mann von Kraft Jacobi, und bloß dem schadet es nicht, der's nicht studiert hat, z. B. ich, und es kann also nicht Herr über mich werden. Will ich's aber einmal versehen und die kritische Philosophie wirklich davontragen, so ist mir nimmer zu helfen und ich müßte völlig denken, wie sie es haben wollte.

Eine andere Stelle aus einem Briefe an Otto, der aber nicht in Berlin liegt, über die Kantische Autonomie des Willens habe ich auszugsweise (sie ist ziemlich verworren) in meinem Aufsatze „Jean Pauls philosophischer Entwicklungsgang" im Archiv für Geschichte der Philosophie 1900, S. 381 bekannt gegeben. S. 313, Z. 8 ist P. nicht in „Plotho", wie Spazier 3, 231 wähnt, auch nicht in „Peter männin", wie Nerrlich schreibt, sondern in „Petermann" zu ergänzen. S. 359, Z. 9 von unten ist das famose „Edelsteine", das aber schon im nächsten Jahre bei Herausgabe des 5. Bandes von Wahrheit aus Jean Pauls Leben S. 122 von Förster korrigiert wurde. Nerrlich hat es im Programm, ohne Försters Selbstkorrektur zu erwähnen, nochmals richtig gestellt, in seiner später fertiggestellten Biographie Jean Pauls jedoch S. 267 ganz ruhig wieder die „Edelsteine" hergenommen. In demselben Briefe ist der Passus ausgelassen:

Mein größtes Labsal außer Herder hier ist meine Hausfrau. Nie war ich so stubenglücklich. Ich will nur etwas von unseren Verhältnissen anführen: Ein an sich geräumiger Nachttopf wollte doch nicht zulangen, wenn ich gerade schrieb, weil er und das Tintenfaß (natürlich im umgekehrten Verhältnis) voll und leer wurde. Die Frau sah, daß ich oft die Treppe herab mußte. Sie brachte mir also einen ganz neuen bowlenmäßigen getragen, bei dem ich acht Seiten schreiben kann. (Man muß bedenken, daß Jean Paul bei der Arbeit sich beständig durch geistige Getränke anfeuerte.)

In dem, nicht im Briefwechsel, aber in Wahrheit 5, 174 reproducierten Brief Jean Pauls an Otto vom 7. September 1796, welcher die Krüdener betrifft, ist Z. 10 statt „und" „das heißt auf die Kosten" zu setzen. Z. 14 fehlt der Anfang: „3. Sie kann ja doch dem Abbé trauen. Warum soll sie denn bei der Liebe der Emigranten, bei der Schminke der Aristokratie schlechter sein als ohne? Z. 18 ist statt *** wie auch Z. 4 Charlotte von Kalb zu setzen. Vgl. meine „Jean Paul-Studien" S. 176.

In einem ebenfalls nicht in Berlin liegenden Briefe an Otto vom 7. April 1796 kommt die Stelle vor: „Ich habe das eigne Schicksal in der Welt, daß ich von Bayreuth (Ellrodt) bis nach Leipzig und Berlin, ich mag stehen, wo ich will, allemal zwischen zwei Verliebten stehe als der dritte Mann mit einer schönen lichten Glatze." (Die erwähnten ungedruckten Briefe sind im Privatbesitz des Enkels Jean Pauls, Oberstlieutenant Brix von Förster.)

Im 2. Band S. 165 unten ergänzt Nerrlich wohl das B. in Berlepsch, aber nicht das K. in Kalb (wo es sich um die Lüge der letzteren oder ihres Mannes über die angebliche Verheiratung Jean Pauls handelt). Die Parteinahme Försters und Nerrlichs für die Kalb ist auffallend. Alles für die letztere Kompromittierende wurde unterdrückt oder gemildert. Ernst Förster hat hier die „Lüge" in einen „Wahn"

verschönert. Ebenso ist für den Schwiegersohn des Dichters sehr bezeichnend, daß er S. 188 oben, wo von dem Verhältnis zur Berlepsch die Rede ist, nach den Worten: „Ich habe Oertel alles erzählt, er mußte mein ganzes Betragen billigen" den Nachsatz wegläßt: „das nie gegen ein Weib so moralisch war." Auch S. 276, Z. 8 hat Förster die Keuschheitsbeteuerung Jean Pauls, an Otto 16. Mai 1800 (also kurz vor seiner Heirat) unterdrückt. S. 359, Z. 3 muß nach „andere" „heißere" und statt „heißer" „sinnlicher" stehen. Ich bemerke, daß diese „heißere Verwicklung, die immer sinnlicher wurde, ohne es zu sehr geworden zu sein", die Charlotte von Kalb betrifft.

Im 3. Band ist S. 26, Z. 11 für W. Wernlein einzusetzen und Z. 14, 19. S. 27, Z. 6 u. s. w. für „Kalb" „Titanide", Z. 15 für „öfter" „dreimal"; statt „revolutionär-kühn" Z. 16 muß stehen „revolutionär und kühn", Z. 20 statt „stellte" stellt", Z. 24 statt „nach Paris" „hin". S. 27, Z. 2 ist statt „von dort" „von Paris" zu setzen. S. 30 im Urteil über Schillers Wallenstein Z. 3 statt „gegeben" „abgespielt" zu setzen und vorher „über vierhundert Gulden" (nicht „Thaler", wie Brix von Förster in Nord und Süd ergänzt) „neue Kleider, weil alles Nacht war," einzuschalten. Z. 7 ist statt „fortströmende Handlung" „starkströmende" zu setzen, statt „dramatisierter Zopf" „dramatischer Zopf", Z. 9 ist das „dritte" nach „fertige" zu stellen, für * * * ist Z. 18 „Charlotte von Kalb" zu schreiben und Z. 19 wie auch S. 31, Z. 3 statt „Trennung" „Scheidung". Z. 10 ist für „Entsagen" „Nein" zu setzen. Ganz weggelassen ist der nachfolgende Satz: „Aber es geht leicht, da ich sie ganz kenne; ich muß ihr nur nicht schreiben, sondern sprechen."

S. 178, Z. 3 ist nach „dieses" „Nr. 5" zu setzen, Z. 14 statt „ihre" „ihren". S. 225 letzte Zeile muß es statt „Die gute, sich selber nur nicht fassende Ch. v. K. hat mir eine große Erschütterung gegeben" heißen: „hat viel zu verantworten". Weiterhin S. 226, Z. 5: „Mit der K. bin ich außer Verhältnis, aber durch ihre Schuld" — im gedruckten Text steht „durch ihren Willen". Z. 17 ist das K. . .rt in Kühnert zu ergänzen, S. 227, Z. 9 ff. muß es statt „Herder mit seiner Gattin . . . sie väterlich segnet" heißen: „Herder und seine Frau . . . unsern Bund segnet." S. 255 steht der köstliche Unsinn, den Nerrlich stehen gelassen hat: „Ich habe endlich ein gewisses logisches Uebergewicht über den göttlichen Pegasus erfochten"; es muß heißen: „Goetheschen Pegasus." S. 256, Z. 10 heißt es im Text statt „Hernach mehr davon": „Später mehr." Folgende Nachricht vom 3. März 1800 ist im gedruckten Briefwechsel nicht zu finden: „Ueber meine Karoline kann ich jetzt wieder nicht reden; du solltest nur wissen, was täglich und wie eilig nicht etwa Welten, sondern Weltsysteme, in Nebelflecken gestaltet, durch meine

Seele brausen. Mich wundert nur, daß ich noch den gemeinen Menschenverstand habe." Am schrecklichsten ist der Brief vom 3. Juli 1800 zugerichtet. Z. 3 ist hinter „Unähnlichkeiten" „die der Berlepsch" einzuschalten, Z. 11 ist statt, „abgeneigt" „abspenstig" zu setzen, Z. 14 statt „übertriebenste" „wahnsinnigste", Z. 17 statt „harte Predigt" „(leere unrechtmäßige) liebende Predigt"; Z. 19 ist vor C. „die ihn ohnehin anbetende" zu ergänzen, Z. 20 statt „Krämpfe" „hysterische Krämpfe", statt „verfiel" „stürzte" zu setzen; am Schluß des Satzes fehlt die Einschaltung „(wenigstens nicht vor mir)". Statt: „die Herder stellte mich mit Heftigkeit zur Rede" heißt es im Original: „Die Herder hingegen zankte sich, während C. in Zuckungen lag, mit mir mit Furienaugen — ich war ihr Freund." Der Satz: „Sollte ein Mann dies dulden?" ist von Förster erfunden. Statt „Ich wurde auch wild, aber gewiß nicht zu sehr" ist das Richtige: „aber nicht zu wild". S. 301, Z. 2 ff. muß es statt: „stellte ihrem Entscheiden alles anheim, zeigte ihr aber auch die Kraft meines Entsagens" im Nachsatz heißen: „legte ihr aber das Nein am nächsten", Z. 5 statt „wurde ich zum entschiedenen Nein bestimmt": „Mein zweiter (Brief) sagte das Nein; hier ist der ihre aus Würzburg." (Dieser Nachsatz fehlt in der Berichtigung Nerrlichs.) Dann muß es heißen statt „Herder schrieb mir auf diese Veranlassung nach Berlin": „auf Veranlassung Berl." (vielleicht Berlepsch); der anschließende Satz fehlt ganz: „Wenn ich den Brief habe, antworte ich der C. auf ihren letzten wieder das stillere Nein." Dafür setzt Förster das Nichtssagende: „Aber der Schlag ist geschehen." S. 302, Z. 11 muß statt „in weiten ätherischen Räumen" „in weite ätherische Räume" stehen und Z. 14 der ausgefallene Satz ergänzt werden: „Der Teufel hole die Sinne und bringe mir Engel!" S. 332, Z. 1 von unten ist statt A. „Emanuel" zu setzen. S. 333 ist B. als Berlepsch zu nehmen, Z. 8 ist statt „faßt" „sonst" zu lesen und Z. 10 ist nach „Lippen" zu ergänzen:

Unser Weg ging bergunter das heißt schnell; wir legten in Sekunden Wochen zurück. Sie hatte noch die Brillianten an Finger und Hals, und als ich wahrlich an dem letzteren nicht weiter rückte als ein Rasiermesser an unserm — vergieb mir meine Ungebundenheit, da ich heute toll bin! — so schnallte sie das Collier ab und machte ungebeten die tieferen schönen Spitzen auf. Sie hat Terzien lieber als Secunden (ich wollte, das Publikum wäre so rein wie Du: Himmel, welche Herzenslandkarten muß man nicht in der Tasche lassen!). Ein vornehmes Wesen hat leichter ein Herz als ein Schneeweltchen darüber sogar das erriet ich im Hesperus; ihr Globulus hatte die Farbe und Weichheit der Wolkenflocken; wenigstens drinnen findet ein zeitiger Ixion ein Stück Nebel Juno. Dabei blieb die Doppelglut; aber aus ihrem Anwinden und aus ihrem Wunsch, an mir zu schlafen und aus der Klage bei der letzten Umarmung, daß ich sie damit wieder aus ihrer Ruhe gebracht, war zu leicht auf die Zukunft zu schließen. Ich sagte zu ihr: Du (denn das war bald da) weißt den Teufel, wie den Männern ist, und so ging ich.

S. 331 (nicht 343, wie Nerrlich schreibt), Z. 4 von unten fehlt ein Satz, den ich nicht entziffern konnte; Nerrlich schreibt hier einen Unsinn aufs Gradewohl: „Auch auf dem Thorzettel standen wir so." S. 335, Z. 9 hinter Mädchen folgt noch im Text: „(sie müßten denn den Satan nachahmen.)" Am Schluß der Alinea ist zu ergänzen:

In Berlin, bei der größeren (aber auch unmoralischeren) Freiheit küßten sogar Mädchen zuerst. Freilich greife ich jetzt manchen Opfer Schleierstrick der Sinnlichkeit, an dessen luftfarbiger Unsichtbarkeit sonst die Göttin schwebte, leicht mit Händen. Ich könnte einer Frau die Augen auskratzen, die Sie sinnlich liebten, sagte ein Mann zu mir. Er findet darin gerade die eheliche Eifersucht.

Aus dem Brief vom 12. März 1801 sind auch noch die Worte unbekannt: „Die Kalb ist eine einfältige Lügnerin; so plauderte sie mir zwei Drittel ihrer Briefe ab mit Wortbruch." (Sie verbrannte die Briefe trotz ihres „Versprechens," sie zurückzugeben.) Im Hochzeitbillet an Otto steht: „Tandem felix ließ der edle Tessin auf sein Grab setzen"; es muß „Tasso" heißen.

10. Im Brief von Jean Paul an Heinrich Voß (Sohn des Dichters) vom 5. August 1819 steht: „Die Paulus" (Sophie P. später Gemahlin August W. Schlegels) versichert, Schlegel habe nie ein Wort wider mich gesprochen; wie reimst Du dies mit Deinen Nachrichten?" Es ist bisher noch nicht beachtet worden, welches Intriguenspiel der junge Voß gegen Schlegel in Scene gesetzt, um Jean Paul mit den Schlegels zu verhetzen, wobei er die größten Verleumdungen nicht scheute, wie der Briefwechsel zeigt.

11. Im Brief an Heinrich Voß vom 10. März 1819 (Wahrheit 8, 172) fehlt das Urteil über die Ahnfrau: „Deine Rezension der Ahnfrau ist ganz gerecht; nur verbirgt die Überfülle des Gefühls sich nicht genug hinter kalte Gründe und giebt das Ziel statt der Bahn dahin." Fein ist damit der leidenschaftliche Haß des jungen Voß gegen alle Romantik gerügt. Das andere Urteil über die Ahnfrau im Brief an denselben vom 7. Januar 1819 siehe Wahrheit 8, 172!

Stellen aus nicht veröffentlichten Briefen:

Der Arzt und der Sargmacher verhalten sich wie der Vogelsteller und der Vogelbauermacher. — Die Priester bringen uns Briefe vom Himmel, aber sie sind nicht frankiert. — Die Geistlichen haben den Teufel zum Feldchen im geistlichen Weinberg gemacht. — Der Geizige ist ein lebendiger Geldkasten, der das Geld aufbewahrt, ohne es zu genießen. — Die Ordenssterne sind oft Sternschnuppen. Der Mond ist der Lakai der Erde. — Die Predigten sind Kehrbesen, den Denkunrat aus dem Herzen der Zuhörer wegzukehren. — Eine Apotheke ist das Zeughaus des Todes, ein Arzt die personifizierte Pest. Der Tod ist der erste Meditus und hat das erste medizinische Kollegium gelesen. — Das Bordell der Musen ist die Akademie. — Die Vielweiberei ist wie die Polyhistorie unerlaubt. — Der Puls ist der Perpendikel des menschlichen Uhrwerkes. — Der Mann ist propositio major, das Weib minor, das Kind conclusio. — Der Mond ist die Sonne der Nacht. — O die arme Menschheit! Wenn ich alle drei Fakultäten zu der verwundeten zu-

sammentreten sehe, wie der Theologe durch Inquisition die Glieder sengt und brennt, wie der Jurist das Schwert der Gerechtigkeit gegen die Hände und den Hals erhebt und wie der Arzt für die Labung des Todes das niedere Gerüste baut, so kann ich mich nicht enthalten auszurufen: Das Aderlaßmännchen im Kalender hat, so schlimm es mit ihm steht, doch nicht so viel Wunden als die arme Menschheit! (Zu Briefen an Vogel.)

Wenn Mann und Weib beisammen sind, so nimmt der Schmerz und die Plage keinen Arm als den weiblichen; z. B. wenn ich und Sie beisammen sind, so hat niemand das Vergnügen als ich und niemand Plage als Sie. (An Amöne, 2. Februar 1786.)

In der frühen Maijugend vor dem Ideal des schmachtenden Herzens besudelt keine Sinnlichkeit den seligen Traum. Dann verfliegen die Ideale, die Sinnlichkeit tritt ihre an — später schlafen wir ohne den schönen Traum der ersten Liebe; jene Magie ist durchstrichen. Der Teufel verdient kein Manifest. Sondere Dein Ich von dem Postament des Ich! (An Oertel, 13. Februar 1797.)

Kant ist ein Bayle und Leibnitz; jener hat mehr Dialektik, dieser mehr Metaphysik; jener macht uns seine gelehrten X für ein U des Realen vor, dieser giebt uns dieses. (An Rosegarten, 28. Juni. Jahr nicht angegeben. Da aber im Brief vom Plan des Titan die Rede ist, stammt der Brief wahrscheinlich aus 1797.)

Die ganze idealische Welt kann nur vom innern, nicht vom äußern Menschen beschaut und betreten werden, und es ist gewiß, daß der Irrtum, sie zu verkörpern, der Wunsch, sie zu beleben und zu erleben, noch widersprechender ist als die Sitte der Nordamerikaner, die jeden Traum erfüllen zu müssen glauben und daß es so viel ist als Geister in Körper, Gott in die Welt, Idyllen in Schäfereien verwandeln wollen. (An E. Bernard, geb. Gad; vgl. Denkwürdigkeiten 3, 27. 31.)

Die Ehe ist die Reife der Liebe, die frühere Zeit nur das grüne saure Blattwerk dazu. (An Ahlefeldt, 12. Juli 1800.)

Einzelne Stellen aus den „Mixta" (Faszikel Nr. 25):

Jede Uhr ist eine Weckeruhr, und zwar eine geistige.

Das edelste Säugetier ist eine Amme und eine Mutter.

Der Sonderling ist besser als der Alltagsmensch, der Weise ist besser als beide.

Brief- und Manuskript-Autodafe: Verbrennen heißt den fremden Worten die Luft nehmen oder die Stimme rosten machen. Ein Gedanke des überströmenden Herzens wird zu Asche; sogar du kannst ihn nicht wieder erschaffen aus der Phönixasche. Ach laßt ihr, die ihr bald selbst zu Asche werdet, nicht auch das Geistige zu Asche werden! Briefe berühmter Männer könnt ihr verbrennen, weil sie in ihren Werken sich schon oft genug wiederholt.

Die meisten glauben zu dichten, wenn sie bloß lieben; sie halten ihren Amor für Apollo. Kapitel sind die steinernen Bänke auf der langen Kunststraße eines Kunstwerkes, damit man ausruhe und überschaue; aber sie dürfen nicht Stationen weit auseinanderstehen. Am Tag mag ich keine Wolke, in der Nacht finde ich sie nur erhaben.

Alle Sterne sind Morgensterne, die Blüten das Brautkleid des Jahres.

Himmel, wie unerwartet alt wird man, wenn man die neue Zeit erlebt!

Wenn man das Ungeheuere bedenkt, was schon die Erde und Zeit vergiftet hat, so müßte jetzt ein Giftklumpf sein. Denn da das Beste nur von Einem, das Schlimme von der Gesellschaft geschieht, so müßte die Welt im Gift untergehen, gäbe es nicht stärkere geheime Gegengifte, die aus Nattern Kraftbrühen bereiten.

Sprichst du das Wort Vorsehung aus, so sagst du, was die ganze Geschichte hinten und vorne schon gesprochen. Nehmt ihr nicht die Vorsehung an, so nehmt ihr ein mit Grausen von Jahrtausend zu Jahrtausend fortgehendes Getümmel an, und es ist dann nicht begreiflich, warum es eine Ewigkeit früher angestanden und woher so spät die Ordnung kommt.

Ein ewiger Liebhaber setzt eine ewige Liebhaberin voraus, keine Kindbetterin, keine Hausmutter. Aber es ist gut, einmal geliebt zu haben, und hätte es nicht länger gedauert als einen Thomastag.

Es giebt nicht Gute und Schlechte, sondern Bessere und Schlechtere.

Das Genie ist nicht weniger als der Fürst der Träger einer geliehenen Würde, und beide dürfen nicht mit ihrem geschenkten Werte der Verhältnisse prahlen; nur was beide durch Fleiß und Moralität zu den Gaben zulegen, gehört unter ihre Verdienste. (Unter einem Bildnis des Dichters, gezeichnet von Ernst Förster, gestochen von Semmler.)

Einen Mann bringt nichts mehr auf als Grundsatzlosigkeit (Aus dem „Grundsätzebuch für meine Kinder".)

Wir schließen mit dem Motto des „Freudenbüchleins" in Faszikel Nr. 16: „Schreib' keines, du hast es ja gedruckt in der Seele!" (Über den Optimismus Jean Pauls siehe mein Buch S. 87—116.)

Nachtrag.

Frau und Fräulein Laura Kallenberg, Enkelin und Urenkelin Jean Pauls, haben die Güte gehabt, dem Herausgeber des Nachlasses einige Blätter zur Verfügung zu stellen, welche Notizen des Dichters enthalten. Denselben entnehme ich folgende Gedanken:

Die Deutschen glauben nicht eher, daß ein Dichter Gedichte machen könne, als bis er hinterher einige Anlagen zur Kritik gezeigt oder doch zur Gelehrsamkeit.

Nur die Liebe kann über die Liebe trösten.

Platen: Mit Dichten ists wie mit Zeugen; man liefert durch das Fortsetzen nichts Stärkeres und nicht Üben, sondern Rasten stärkt hier.

Wenn einmal Hohenlohe gewiß weiß, daß sein Gebet die Wunder herunterlockt, so darf er sich auch von keiner weltlichen polizeilichen Macht sein Beten und dessen Wirken nehmen und verbieten lassen.[1])

Die Malerei bekleidet die Welt mit einem verklärten Körper, die Musik begabt sie mit verklärter Seele, und so entsteht aus dem Erdreich ein Himmelreich.

Der Stand hat seine Metallkrone, die Dichtkunst hat ihre Blumenkrone; glücklich aber ist, wer beide vereinen kann. (Zum Andenken an die edle und glückliche Besitzerin dieses Stammbuchs.)

Es ist leichter als Theetrinkerin in der Gesellschaft zu glänzen und das Gute zu schildern; es ist aber schöner und schwerer, als Hausfrau sich in die Einsamkeit zu hüllen und das Gute zu vollbringen. (Zum Andenken an meine liebenswürdige Hauswirtin.)

Auf einem besonderen Blatt:

Jeder Liebhaber ist schlecht, der sich auf Kosten des weiblichen Rufs lieben läßt von der Geliebten; es giebt Opfer, die der eine anbieten, aber der andere (besonders der Mann) nie annehmen darf.

Am Ende hat die neue gegen die Ehe predigende Klasse zuletzt, nachdem das arme Wesen den Ruf umsüs geopfert hatte, doch dasselbe geheiratet; zwei Schlegel, Goethe u. s. w.

[1]) Bezieht sich auf die Wunderkuren des Fürsten Alexander Leopold von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst zu Anfang des Jahrhunderts.

Ein Mädchen kann ihren Ruf opfern, wie eine Mutter von Mädchen — deine schuldlosen Töchter tragen künftig alle Folgen des verstummten und verlornen Rufs; und es ist noch gut, wenn sie mehr durch Ungerechtigkeit als durch Beispiel leiden. Wünschest du ihnen dein Verhältnis?

Ein Mann ist schlecht, der seine Geliebte an den Ort führt, wo eine frühere von ihm im Wochenbett liegt. Denke dir nur ein solches Verhältnis im Roman geschildert und fühle voraus, ob du es tragen und achten würdest!

Die vier letzten Sentenzen stehen in einem Briefentwurf, der an ein Mädchen gerichtet war, das Jean Paul vor einem Liebhaber Namens Axel warnen wollte. Es heißt von ihm: „Sein Haß gegen die Ehe — wer liebt, wählt hier immer — oder will sie das Schicksal seiner Verlassenen teilen? — Was wird der Vater thun und leiden, wenn ein ähnlicher Brief an ihn kommt wie an mich?" Jean Paul muß der Adressatin in diesem Betreff schon früher geschrieben haben; denn dieselbe verlangte zu wissen, woher Jean Paul das (offenbar geheim gehaltene) Verhältnis kenne. Der Dichter nennt seine Quelle nicht; Mahlmann, auf den die Schreiberin geraten, sei es nicht; der Schreiber sei „edel, kräftig, unparteiisch, sich nennend, sie verehrend, sogar Axels Genie anerkennend". Jean Paul erinnert auch an Roquairol im Titan, dem er ihren Geliebten vergleicht. Nach dem Obigen scheint die Adressatin schon Töchter gehabt zu haben, also Witwe gewesen zu sein. Jedenfalls bekundet das Schreiben wieder die Zartheit, die der Dichter für weibliche Ehre empfand.

Es liegt noch ein Briefentwurf an Tieck vor vom 10. Juni, geschrieben vor der Heimkehr aus Dresden, worin sich der Dichter für das poetische „Allerseelenfest für eine Seele", das ihm Tieck im Familienkreis zum Abschied veranstaltet hatte, innigst bedankt. Das Brouillon ist schwer lesbar, enthält auch nichts Besonderes, fällt aber durch die ungewöhnliche Wärme des Tons auf. „Mein teurer Tieck" ist die Anrede, es sei „der Güte zu viel" gewesen und tiefe „Rührung" versichert der Dichter zu empfinden.

Endlich hat der Dichter zwei Siegelproben für die Bayreuther Harmonie entworfen: eine scherzhafte, die Quinte e—h mit fünf Vorzeichen, welche samt den fünf Notenlinien in dreifacher Symbolik an die fünf Direktoren erinnern sollen (das h—e deutet auch Anfangs- und Endbuchstaben der Harmonie an) — und eine mehr ernsthafte: In ein Fünfeck soll Euterpe, die Muse der Harmonie, gegraben werden, „welche die Griechen mit einer Flöte in jeder Hand abbildeten. Beide Flöten könnten dann die zwei Stände andeuten, die bei uns in ein Horn blasen sollen, welches das Oberonshorn des Tanzes sein kann".

Resumé.

Am Schluß meiner Veröffentlichung möchte ich noch dem Wunsch nach Herstellung einer revidierten Gesamtausgabe der Werke

Jean Pauls Ausdruck geben, wobei der Korrespondenz besondere Rücksicht zu schenken wäre. So weit Druckvorlagen vorhanden sind (also vor allem bei den Briefen), ist aber die Textfeststellung zunächst nicht Sache des Philologen oder Litterarhistorikers, sondern des Philosophen, speziell des Graphologen. Es gehört psychologische Methodik dazu, die Handschrift eines namentlich in den Studienbüchern so unleserlich schreibenden Autors wie des unsrigen zu interpretieren. Sind ja doch selbst bei den für den Druck und für Fremde bestimmten Manuskripten, die verhältnismäßig gut geschrieben sind, so heillose Verstöße gemacht worden. Und selbst für den Fachmann ist noch Scharfsinn, umfassende Kenntnis in allen Wissenschaftsbereichen und Einschulung in die Schreibweise des Dichters nötig. Dann erst beginnt die Arbeit des Litterarhistorikers. Hier sind die Lesarten zu vergleichen, vielleicht die Handexemplare des Dichters zu eruieren oder in Ermanglung derselben die von ihm herausgegebene „Ausgabe" zu Grunde zu legen. Manche in den gedruckten Ausgaben zirkulierende Fehler habe ich in meinen Jean Paul-Büchern korrigiert. Über das jetzt gedruckt vorliegende Material hinauszugehen ist jedoch nicht ratsam. Alles zu veröffentlichen ist ganz unmöglich, und vieles ist keineswegs der Herausgabe würdig, höchstens zum Studium für Spezialarbeiten geeignet; dazu genügen aber die Manuskripte. Ich glaube, mit Geschmack alles ausgewählt zu haben, was auch für den, der den Dichter eingehend kennen lernen will, völlig hinreicht. Eine würdige Herausgabe des nun Vorliegenden aber ist eine Ehrensache der Nation.

Grillparzerreliquien.

Mitgeteilt von Anton E. Schönbach in Graz.

Durch Vermittlung meines ehemaligen Schülers, Herrn Dr. Josef Jak, werden mir aus dem Besitze des Herrn Landesgerichtsrates Dr. K. A. Wimmer in Graz zwei Blätter übergeben, mit Grillparzers Schrift bedeckt. Das eine (12 und 26 Centimeter, grobes, graues Kanzleipapier, enthält (31 + 31) die ersten 65 Verse des Gedichtes „Phantasie am Morgen der Niederkunft der Erzherzogin Sophie" 18. August 1830, ohne Überschrift — Jubiläumsausgabe von Grillparzers Gedichten ed. Sauer 1891, S. 237 ff. — Sämtliche Werke, ed. Sauer, 5. Auflage 2, 116 ff. Die Aufzeichnung muß als ein erster Entwurf angesehen werden, an dem zweierlei Korrekturen vorgenommen sind: 1. mit derselben Tinte und Feder

wie die Niederschrift selbst, also im Zuge der Abfassung; 2. nachmals mit Bleistift. Viele von den zweiten Änderungen sind in den gedruckten Text eingegangen, aber keineswegs alle, so daß dieser eine dritte Durcharbeitung darstellt. Überdies giebt es ein Paar Verse, wo mir die Handschrift unzweifelhaft im Rechte zu sein scheint gegenüber dem Druck. Jedesfalls gewinnt man angesichts des Blattes die Vorstellung, daß Grillparzer das Gedicht mit besonderer Sorgfalt behandelte: eine mit Rücksicht auf den heiklen Stoff durchaus nicht verwunderliche Wahrnehmung.

Ich vergleiche nun im Folgenden die Handschrift mit dem Druck und führe die beiden Gattungen von Korrekturen als 1 und 2 an: Am oberen Rande des Blattes steht links 58. mit Tinte, rechts 76 mit Bleistift, Ziffern, die einer beabsichtigten Ordnung der Gedichte angehören werden. Die Tinte von 58.) ist schwärzer und dicker als die der Handschrift, die Ziffern tragen auch einen späteren Charakter, es könnte also höchstens die Bleistiftzahl mit der Bleistiftkorrektur gleichzeitig sein.

6 Polstern] so ursprünglich, dann ausgestrichen und daneben Pol Stern 1. 9 Herrschermauern] Herrscher Mauern. — 10 Herrscherglieder] Königsglieder, übergesetzt: Herrscher 1. — 11 Und, leichthingleitend] Und leicht hingleitend. Fröners] Fröhners. — 12 ruft] spricht, übergesetzt: ruft 1. — Zeit] sey. 13. 20 also] all so. — 15 nicht vor irren ist nachträglich eingeschaltet 1. — 17 sie selbst kein Tadel richtet] von 1, ursprünglich: der Tadel schon Verbrechen. — 18 einst statt Pairs] von 1, ursprünglich: sie gleich Pairs. — Gleiche] Gleichen. 19 sie verdammet] von 1, ursprünglich: richtet. — 21 ob] von 1, ursprünglich: sie. — 22 Erkoren] von 2, ursprünglich: Bestimmet sind Recht, statt s. R. von 1 recht. — 23 Sie doch der Menschheit Los] ursprünglich: Daß sie aus Sie gebessert von 1) der Menschheit Fluch, der; doch, Loos, das von 1. — 24 seiner Flüche beiden] seinen Flüchen beiden. 27 Komma nach Für wahr. — 29 Lenker des Geschickes] ursprünglich: Leiter der Geschicke, am Rande von 1: Lenker seiner Gleise. — 30 Atreid] Atzid. — 31 Kommata nach Zeit und Kraft fehlen, dagegen stehen sie 32 vor und nach wie im Purpur und nach Vermögen. — 35 Octa] Cta. — 36 Der einz'ge Rückweg] so ursprünglich, von 2 übergesetzt: Die einz'ge Rückkehr. — 37 Der würdig ihrer Abkunft, ihres Amts;] ursprünglich: Der würdig ihres Laufs und ihres Stamms, von 2 Die übergesetzt: darnach Punkt. — 38 Götterföhne!] kein Zeichen. — 39 ächzend] wimmernd. — wildzerfleischtem] so 2, ursprünglich: halbz. — 40 Fühlst dich] Und fühlst dich. — halb sterbend] selber gleich, von 2 war halb sterbend zuerst über dich selber, dann Fühlst dich halbsterbend gleich an den Rand geschrieben. — letzten] ärmsten. — 41 Schoß] Schos. — 42 wimmern] so ursprünglich, von 2 übergesetzt: aufschrei'n. — 43 nach bestrafen Punkt. — 44 nach gelangt fehlt das Komma. — 45 sein] seyn. — andres] so 1, ursprünglich: anders. — 46 anders] so ursprünglich, dann von 1 übergesetzt: andres und wieder gestrichen. — nach denkt Komma. — 47 Erst] von 1, ursprünglich: Bis. — die beiden Kommata fehlen. — 48 Senkt Weisheit sich mit einmal] so 1, ursprünglich: Weisheit mit eins sich lagert. — 49 Komma fehlt. — 50 echt] ächt, die Kommata fehlen. — 51 Bis ihn der Tod, bis lebend ihn das Schicksal] ursprünglich: So lange bis der Tod, bis ihn das Schicksal — die Änderung von 2. — 52 Durch eines glücklichen Bewerbers

Hand so ursprünglich, von 2. Korr. zu des — B. mächtige H. — 53 Zorn] Grimm 1, Spruch 2 — vor was Komma. — verhüte] verhüthe! kein Gedankenstrich. — 54 Von der ererbten Krone feindlich trennt] Von dem ererbten Reiche (Krone von 2) feindlich scheidet (trennt von 1). — 56 schmerzbeladne] schmerzbedrängte. — 58 lebt] spottet. — 60 Punkt fehlt. — 61 das Herz] die Brust. — 62 mir dem Bild genaht] ich dieß Blatt ergriff. Von 2 ist an den Rand gesetzt: Deiner ich gedacht und über die Zeile mir dein Bild (ohne genaht). — 65 Es nicht] Und nicht. — quälst] quältest.

Die meisten der vorgenommenen Korrekturen stellen Besserungen dar, dagegen werden die Lesarten der Handschrift vorgezogen werden müssen in 13. 20, wo also matt und sinnlos ist statt des überlieferten all so; in 18, wo nur der Dativ gleichen berechtigt ist, da die Konstruktion nicht von richtet abhängt; 24 ist die herkömmliche Lesart mit seiner Flüche beiden nur verlesen aus dem grammatisch und sachlich gleich notwendigen mit seinen Flüchen beiden; 35 verstehe ich die Fassung des Druckes gar nicht, der den Göttersöhnen ein Amt zuspricht: ihres Laufs und ihres Stamms scheint mir trotz der vier s sachlich und poetisch besser. Auch die Interpunktion gliedert in der Handschrift die Satzgebilde manchmal zutreffender als im Druck. Gewiß sind auch die Änderungen der letzten 20 Verse recht lehrreich, wo mehr als einmal das Poetische gegen das Vorsichtige abgetauscht werden mußte; sie einzeln hier zu erwägen, geht nicht an, es wird Sauer vorbehalten bleiben, sie in größerem Zusammenhange zu verwerten. —

Das zweite Blatt ist ein Brief des alten Grillparzer an Fräulein Katharina Fröhlich. Da die Adresse mit dem Poststempel fehlt, bin ich nicht in der Lage, bestimmt festzustellen, wann dieser Bericht über die Badner Kur geschrieben wurde. Der Inhalt ist ganz unbedeutend, enthält aber doch ein Paar bezeichnende Einzelnheiten. Einen Satz unterschlage ich, weil er bloß medizinisches Interesse hat. Das Stück lautet:

Baden, am 12. Juli.

Liebe Katti!

Gar so brillant als ich neulich nicht blos schrieb, sondern auch glaubte, steht es mit meiner Gesundheit nicht. Die eigentliche Genesung läßt noch immer auf sich warten, die Besserung aber geht nichts desto weniger von Statten. — Was mich am meisten molestirt, ist die geänderte Lebensordnung. Morgens statt Kaffee den mir widerlichen Thee. Statt weißen Wein rother, der mir den Durst nicht löscht, Abends kein Bier, sondern wieder den vom Mittag übrig gebliebenen rothen Wein. Kein Bad in der Schwimmschule, nach dem ich sehnlich verlange. Der Doktor aber ist mit seiner Sorgfalt über alles Lob erhaben. Ich füge mich denn in Gottes Namen. Ich muß durchaus zu Hause essen, so daß ich wenn Sie mich einladen ich nicht einmal mit Ihnen speisen könnte. Und nichts wird gereicht als Suppe und ein halber gebratener Hund. Der Teufel hohl das alles ergebenst

Grillparzer. —

Das Witzchen am Schluß kommt doch schon aus der Laune der Gesundung.

Miscellen.

Allerlei Kleinigkeiten.

Wer die goldenen Lehren großer Geister nicht nur äußerlich dem Wortlaute nach kennen will, sondern auch innerlich zu verarbeiten, sich als dauernden Besitz anzueignen, seinem Fleisch und Blut gleichsam einzuverleiben und thatsächlich zu befolgen sich angelegen sein läßt, dem wird Schillers Kernwort von den Herren mit dem kurzen Gedärm einer Stichflamme gleich in die Seele zucken, wenn er sich dabei belauert, unverarbeitetes, gelegentlich aufgeschnapptes Zeug alsbald weiter geben zu wollen. Bei ganz peinlicher und strenger Innehaltung der Schillerschen Vorschrift dürften demnach alle kleinen Beobachtungen, Bemerkungen, Beiträge, Lückenbüßer, Miscellen u. dgl. auf Daseinsberechtigung keinen Anspruch erheben. Aber wer kann für entlegene Dinge stets allen Stoff zusammenfinden, und wer hat immer Gelegenheit, bereits abgehandelte Dinge wieder aufzunehmen und kleine Nachträge und Beiträge in das Ganze hineinzuweben? Da ist es doch förderlich, wenn von verschiedenen Seiten kleine Funde, die sonst vielleicht Jahre lang nutzlos liegen oder ganz verloren gehen, zur Kenntnis weiterer Kreise gebracht werden, damit andere, denen vielleicht gerade nur eine Kleinigkeit zur Verknüpfung wichtigerer Gedankenreihen fehlte, nicht vergeblich und lange sich abarbeiten um Dinge, die einem andern ungesucht und zufällig ins Gehege kamen.

1. Wedekind, der Krambambulist.

In einem Aufsatze der Altpreußischen Monatsschrift (Neue Folge 32, 296—310) habe ich über Person und Lebensumstände Koromandels, unter dessen Gedichten das bekannte Krambambuli Lied sich befindet, einiges ermittelt. Unter ausdrücklicher Berufung auf diesen meinen Aufsatz als Hauptquelle hat sodann Fränkel in der Allgemeinen Deutschen Biographie einen Lebensabriß Wittekinds, beziehungsweise Wedekinds geboten. Ich hatte dargethan, daß der sonst ganz unbekannte Koromandel Wittekind eigentlich Christoph Friedrich Wedekind hieß und daß er um die Mitte der vierziger Jahre Sekretär des Prinzen Georg Ludwig von Holstein Gottorp war, so lange dieser als Dragonergeneral im Heere Friedrichs des Großen sich befand. Sehr bald nachdem ich meinen Aufsatz veröffentlicht hatte, ging mir von Herrn Bibliothekar Dr. Reicke aus Göttingen eine Benachrichtigung zu, wodurch nicht nur meine Schlüsse erfreulich bestätigt, sondern auch weitere bequem ermöglicht wurden, so daß, wenn damals die kleine Beobachtung veröffentlicht worden wäre, Koromandels Lebensgang vielleicht schon in besserem Zusammenhang und größerer Vollständigkeit in der „Allgemeine Deutschen Biographie" zu lesen stünde. Herr Kollege Reicke schrieb mir am 7. August 1895: „Koromandels Nebenstündiger Zeitvertreib" war ... lange verliehen ... nach Marburg ... erst vor kurzem kam das Buch zurück, ich ... finde auf dem Vorsatzblatte die folgende handschriftliche Notiz „Zur Bibliothek der Königl. Deutschen Gesellschaft eingesandt von dem Hn Verfasser, Dem Herrn Wedekind [so!] würkl. Hofrathe bey Ihro Hochf. Durchl. Dem Herzoge von Holstein, Bischofe zu Lübeck ꝛc. in Eutin 1752." Bischof von Lübeck war seit 1751 Friedrich August von Holstein Gottorp (geboren 1711, gestorben 1785), ein Bruder des Generals, ein ausgezeichneter Fürst, derselbe, der 1774 als Herzog von Oldenburg regierender Landesherr wurde. Wedekind war also von einem Bruder zum andern in den Dienst gekommen und lebte 1752 als Hofrat in Eutin.

Fränkel sagt a. a. O. nicht unzutreffend über diesen Mann, der als Dichter eine sehr niedrige Stufe einnimmt, „sein Name steht und fällt eigentlich mit dem

Krambambuli." Indessen sind manche Einzelheiten über Wedekind auch außer dieser Verfasserschaft des Krambambuli Liedes immerhin erwähnenswert. Im Register zu Lessings sämtlichen Werken, herausgegeben von R. Goedeke, 8. Band 1882, findet man „Koromandel pseud. s. Wittekind 1, 42: 7, 377". An letzterer Stelle wird Koromandel nur angeführt zur Erläuterung eines technischen Ausdrucks aus der Chemie, des Wortes „Capelle". 1, 42 findet man aber von Lessing selber ein Gedicht „Auf einen elenden komischen Dichter. Ein elend jämmerliches Spiel | Schrieb Koromandels stumpfer Kiel" ... wozu der Herausgeber bemerkt „Koromandel ist pseud. s. Wittekind ... Im ersten Druck steht statt dieses Namens: Knochenackers, worunter Lessing höchst wahrscheinlich den Namen seines früheren Zechfreundes Essenfelder ... versteckte." Sollte vielleicht aus den Worten Lessings zu schließen sein, daß Koromandel auch das dramatische Gebiet zu betreten gewagt habe? Nach seinen Anlagen zur komischen Poesie könnte man derartiges dem an Muße wahrscheinlich reichen Hofrat wohl zutrauen, aber ebenso wird man nach den bekannten Proben in keinem Zweifel sein, daß die bessere Muse diesem Dichterling niemals zugelächelt haben könne. Doch von den Gedichten des Nebenstündigen Zeitvertreibs hat mindestens noch eins außer dem Krambambuli Liede sich längere Zeit besonderer Volkstümlichkeit erfreut; das ist S. 114 „Der letzte Wille. 1. Kommt es einst mit mir zum Sterben, | Nun, so setz ich keinen Erben, | Ich mach auch kein Testament" ... 17 sechszeilige Strophen. Mit gleichem Anfang oder noch öfter mit dem Anfang „Paulus sagt, ich müsse sterben" kommt es nicht selten in fliegenden Volksliederdrucken vor, gewöhnlich auf diesen oder jenen Fürsten[1] übertragen, so in den Sammelbänden der Königl. Bibliothek zu Berlin Yd 7901. II. III. IV. Yd 7903 Zürngibl 671. Yd 7910. 53. Yd 7911. 19 (vom Jahre 1797) und 51. Yd 7912. 85 u. ö. Auch das Lied von seiner Dorothe „Das größte Kleinod dieser Erden | Ist wohl ein tugendhaftes Weib" verklang nicht ganz unbeachtet.

2. Marlborough.

Eine Spur, die früher als die sonst bemerkten von dem Vorhandensein des Marlborough Liedes Kunde giebt, hat Bolte in einem Aufsatz über „Niederdeutsche und niederländische Volksweisen" (Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 18. 1892, S. 17) aus einer von ihm in die Zeit um 1770 gesetzten Amsterdamer Handschrift, worin das eine Wort „Marlbroug" zur Bezeichnung der Gesangweise vorkommt, nachgewiesen.

Der von Herrn Reinhel im Euphorion herangezogene Abschnitt aus Pasqué v. Bambergs Buch „Auf den Spuren des Französischen Volksliedes" 1899, S. 84–93, enthält in der That, besonders was die Vorgeschichte des französischen Wortlauts und der Gesangweise betrifft, ausgezeichnete, fast erschöpfende Bemerkungen. Wenn hier eine frühere „burleske Romanze" nachgewiesen wird, die „den Tod eines sagenhaften Helden, des Mambrin, Mambrou, Mabrou" behandelt, wenn von diesem auch in Granada gesungen wurde: „Mambrun se fué a la guerra", wenn ferner die „Schön Dotte" ganz überraschende Anklänge zu dem Malbrough Liedchen enthält und es in der „Antwort einer Demoiselle auf den Tod des Herzogs Biron" aus dem 17. Jahrhundert gar wörtlich heißt: „Ihr Page kam zu ihr: | Nun sage, schöner Page, | Was bringst du Neues mir? | Bringst du mir eine Nachricht | Von meinem Liebsten zu? | Ja, sprach er, ja, Madame, | Doch

[1] Leopold von Dessau † 1747, dessen Sohn Dietrich, unvermählt gestorben 1769, Friedrich der Große und andre mehr. Freiherr von Ditfurth: Die historischen Volkslieder ... 1763 bis ... 1812 S. 46, Nr. 25 „Testament Friedrich's des Großen ... 1. Paulus sagt, ich müßte sterben, | Hab ich aber keinen Erben, | So mach ich mein Testament" ... „Der Anfang auch so: Weil ich nun bald werde sterben, Und hab weiter keine Erben ꝛc."

kostet's eure Ruh" — wenn man diese dankenswerten Nachweisungen vor sich sieht, so wird man kaum ein Glied in der zusammenhängenden Kette der Entwicklung vermissen; zur Entstehung des Malbrough Liedes gehörte wenig mehr, als daß man den Namen auf einen längst vorliegenden Stoff übertrug, wobei zum Überfluß noch zufällig ein fast gleicher Name sich bereits in ähnlichem Sinne darbot.

Tiersot, Histoire de la chanson populaire en France 1889, führt mehrfach das Marlborough-Lied an und S. 90 „une chanson, peut-être la plus répandue en France de toutes nos chansons populaires" beginnend „En revenant des noces", worin die wörtlich auch im Marlborough Lied enthaltenen Zeilen vorkommen „Sur la plus haute branche | Le rossignol chantait." Man sieht, wie viele landläufige Wendungen in den Gassenhauer übergegangen sind.

3. Ännchen von Tharau.

Was man über das Lied bisher erforscht hat und gegenwärtig weiß, steht nachzulesen etwas gedehnt bei F. M. Böhme, Volkstümliche Lieder 1895, S. 288—290. Zur vorläufigen Einführung diene die Stelle bei Hoffmann von Fallersleben, Unsere Volksthümlichen Lieder, 3. Auflage 1869, S. 5, Nr. 21: „Ännchen von Tharau ist die mir gefällt!"

„Verfasser Simon Dach, geboren zu Memel 29. Juli 1605, gestorben zu Königsberg 15. April 1659. Zuerst gedruckt als „Aria incerti autoris" in: Fünfter Theil der Arien — Auff unterschiedliche Arten zum Singen und Spielen gesetzet von Heinrich Alberten, 1644. Nr. 21. Urspr. Text u. Mel. in Erk, Volkslieder 2. Th. 3. Heft Nr. 58. — Von Herder ins Hochd. übertragen: Volkslieder 1. Th. (Lpz. 1778) S. 92—94. Dazu eine sehr beliebte, vielgesungene Melodie von Frdr. Silcher" . . .

Über dies Lied, das man wohl als das bekannteste Stück aus der ganzen Dichtung des deutschen Nordostens bezeichnen darf, ist viel geschrieben und gefabelt worden. Bis in die jüngste Zeit hat man die sich daran knüpfende Sage über des ostpreußischen Dichters Beziehungen zu der schönen Pfarrerstochter von Tharau dichterisch verherrlicht und auf das kleine Poem langatmige Dichtungen mit wahrhaft erstaunlicher Fertigkeit gepfropft. Über die sehr einfachen und dichterischer Einbildungskraft nicht im geringsten günstigen Thatsachen und Lebensumstände, die dem Gedicht in Wirklichkeit zu Grunde liegen, hat Oesterley in seiner Ausgabe der Dachschen Gedichte (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart, 130. 1876: Simon Dach herausgegeben von Österley) S. 34—39 vollkommen erschöpfend und abschließend gehandelt.

Wenn dabei die Geschichte des Liedes selbst, soweit Simon Dach in Betracht kommt, auch klar genug sich darstellt, in zwei Richtungen würde man doch über die merkwürdigen Schicksale des Liedes mehr wissen wollen, sowohl vorwärts wie rückwärts würde sich eine klaffende Lücke finden und würden Ergänzungen möglich sein, indem nirgends über ein etwaiges Fortleben des Liedes in dem langen mehr als ein Jahrhundert umfassenden Zeitraum von Dach zu Herder etwas gesagt wird und ebenso wenig bisher jemand sich mit der Frage befaßt hat, ob Dach für den Wortlaut und Albert für die Gesangweise sich an ein Vorbild anlehnten, vielleicht so nahe daran lehnten, daß sie deshalb sich die Urheberschaft nicht ausschließlich anzueignen wagten und vielleicht deshalb im Druck die Bezeichnung „Aria incerti autoris" gewählt wurde.

In beiden Beziehungen können hier Ergänzungen, wenn auch nur gering fügige, dargeboten werden.

Daß das Lied in Ostpreußen in stetem Gebrauch bis auf Herder geblieben sei, läßt sich wohl annehmen, wenn es auch zu wünschen wäre, daß aus gedruckten oder handschriftlichen Liedersammlungen und fliegenden Blättern jener Gegend das Fortleben des Liedes unzweifelhaft und augenscheinlich belegt würde, was bisher

von keiner Seite geschehen ist. Ob es Herder vielleicht selbst in seiner Heimat hochdeutsch oder niederdeutsch singen hörte oder selbst sang, wird leider auch weder von ihm noch von anderswem berichtet. Einen vereinzelten Beleg dafür, daß das Lied nicht alsbald vergessen wurde, findet man in einem 1725 gedruckten Liederbuche, das aus dem äußersten Westen, also aus dem vom Ursprungsorte des Liedes entferntesten Ende des niederdeutschen Sprachgebiets, nämlich aus Holland stammt. Aus dem „Anke van Tharau" ist hier, da das kleine preußische Nest außerhalb der nächsten Umgebung unbekannt war und so die Bedeutung seines Namens nicht verstanden wurde, lustig und seltsam genug ein flottes „Anke von Trara" geworden, und nicht übel heißt es an Stelle der auf Schrauben gestellten Worte des Vorbilds in Strophe 16 „Dit öß dat, Anke" holländisch „Du bist mijn Anker". Auch sonst sind zahlreiche Abweichungen in der Reihenfolge der Strophen sowohl als in Einzelheiten des Wortlauts, so daß es wohl angebracht erscheinen mag, die beiden Fassungen zum Vergleich nebeneinanderzustellen und somit für Besserung des an vielen Stellen durch mancherlei Mißverständnisse („krabbeln" statt „kabbeln"! „schandig" statt „vijandig"! u. dgl.) schlimm genug verdorbenen holländischen Wortlauts eine Grundlage zu bieten.

Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart 130, S. 420:

1.

Anke van Tharau öß, de my gefällt,
Se öß mihn lewen, mihn goet on mihn gölt.

2.

Anke van Tharau heft wedder eer hart
Op my geröchtet ön löw' on ön schmart.

3.

Anke van Tharau mihn rihkdom, mihn goet,
Du mihne seele, mihn fleesch on mihn bloet.

4.

Quöm' allet wedder gliht ön ons tho schlahn,
Wy jm gefönnt by een anger tho stahn.

5.

Krankheit, verfälgung, bedröfnös on pihn
Sal unirer löwe vernöttinge jyn.

6.

Recht as een palmen bohm äver söck stöcht,
Je mehr en hagel on regen anföcht,

7.

So wardt de löw' ön ons mächtich on groht,
Dörch krybtz, dörch lyden, dörch allerley noht.

8.

Wördest du glihk een mahl van my getrennt,
Verwdeft dar, wor öm de jönne kuhm kennt,

9.

Ek wöll dy fälgen dörch wöter, dörch mär,
Dörch uhß, dörch ihsen, dörch sihndlöcket bähr.

10.

Anke van Tharau, mihn licht, mihne ſönn,
Mihn lewen ſchluht öck ön dihnet henönn.

11.

Wat öck geböde, wart van dy gedahn,
Wat öck verböde, dat lätſtu my ſtahn.

12.

Wat heft de löve däch ver een beſtand,
Wor nicht een hart öß, een mund, eene hand,

13.

Wor öm ſöck hartaget, kabbelt on ſchleyht
Dn glihk den hungen on katten begeyht?

14.

Anke van Tharau, dat war wy nich dohn,
Du böſt mihn dyhſten, mihn ſchahpten, mihn hohn.

15.

Wat öck begehre, begehreſt du ohck,
Eck laht den rock dy, du lätſt my de brohk.

16.

Dit öß dat, Anke, du föteſte ruh,
Een lihf on ſeele wart uht öck on du.

17.

Dit mahckt dat lewen tom hämmliſchen rihk,
Dörch zanden wart et der hellen gelihk.

Alb. 5, 21. (An Johannes Portatius und Anna, Andreas Neanders, pfarrers zu Tharau, tochter, zur hochzeit 1637).

Thirsis Minnewit, 1, 1725, S. 110.

1. Anke von Trara is die mir gezeld;
Sy is myn leben min goed und min geld. (I)

2. Anke von Trara, myn Rykdom, myn goed,
Is miene zeele, mien vleis, und mien bloed. (III)

3. Anke von Trara heeft weder 'er hert,
Op mier gerichtet in lieve ond in smert. (II)

4. Komt 'er dat ongeluk om ons to sch[l]aen,
Wie zind gezind by ein ander te staan. (IV)

5. Gelijk wie ein palmboom her uver zich rigt,
Je meer hem hagel und regen ansigt. (VI)

6. Krankheid, vervolging, bedroefnis und pyn,
Schal unser bet'er vergnuginge zyn. (V)

7. Ik wil dig folgen durch wasser, durch meir,
Durch eis, durch eiser, durch schandig heir. (IX)

8. Wat word de leefd in uns machtig und groot.
Durch kruis, durch lyden, durch allerley noot. (VII)

9. Anke von Trara, mien rykdom, mien zin,
Mien lebe sluit to dienen hem in. (X)

10. Wat heeft de leefde voor een bestant.
Wo nicht ein hart is, ein mond, und ein hant. (XII)

11. Wo man zich haar zagelt, krabbelt, und sleegt.
Und gleicht wie honden und katten bejeegt. (XIII)

12. Anke von Trara dat waar wie nicht doen;
Du bist mien duefke, mien schefke, mien hoen. (XIV)

13. Wat ich gebeede, wart van zy gedaan;
Wat ik verbeede, dat laat zy my staan. (XI)

14. Wat ich gebeede, begeerest du oock,
'k Laat di den rok, und du last mi den brook. (XV)

15. Du bist mien Anker mien soeteste ru,
Und lief und zeele woed ick nu, und du. (XVI)

16. Dat maakt een leben des himmelschen rych.
Durch zamen werd dat der hellen gelych. (XVII)

Die zweite oben in Aussicht gestellte Ergänzung zur Geschichte des Liedes betrifft etwaige Vorbilder desselben. Da lese man folgendes Gedicht, das dem Tachschen unverkennbar ähnelt. Zwar ist dasselbe ein paar Jahre später gedruckt und wahrscheinlich auch einige Zeit später entstanden als das Tachsche; dennoch wird es diesem schwerlich nachgeahmt sein, sondern beide werden vielmehr ein gemeinsames Vorbild gehabt haben, und für Versmaß und Gesangweise, vielleicht auch in manchen Gedanken und Wortwendungen ist das plattdeutsche leider verschollene Lied „Allemahl allemahl geyt et so to" Vorbild gewesen.

Adam Frdr. Werners Teutsche Poemata, Kopenhagen, 1647, S. 72 Ode Auff die Weise Allemahl Allemahl geyt et so to.

I.

Liebste Dorinde, mein einiges Bild,
Du bist mein Trösten, mein Hoffen und Schild.

II.

Nicht acht ich Perlen, nicht Reichthum und Gut,
Was du bey dir hast, ist Leben und Mut.

III.

Was dir das Glück schenckt, das gibt mir die Kunst,
Mein Nahm und dein Ruhm hat lieben und Gunst.

IV.

Du bist an Jugend und Schönheit zwar reich,
Doch ist an fromm seyn dir niemand auch gleich.

V.

Mein Ja ist dein Ja, mein Nein ist dein Nein,
Was nicht mein Will ist, das lässest du seyn.

VI.

Du hast den Rock nur, die Hosen hab Ich,
Wenn ich wil herrschen, so ehrest du mich.

VII.

Wenn ich wil schlaffen, so schläfft du mit mir,
Wenn du wilst schertzen, so schertz ich mit dir.

IIX.

Du weist mein Leben, mein Wesen und Ziel,
Du kennst mein Schreiben, mein Reimen und Styl.

IX.

Nichts reimt so wol sich, als ich und dein Leib,
Du bist, Dorinde, mein einiges Weib.

Diese Ode bildet einen Anhang zum „Ehrengedichte Auff Hn. Bartolus Bartholinus . . . Professors in Kopenhagen Und Jungfrauen Cecilien Marien Globinn Hochzeitfest".

Nun erklärt sich das „Aria incerti autoris" bei Albert vollkommen. Die Melodie, zu welcher Albert eine neue Harmonisierung und S. Dach einen neuen Text verfaßte, war eine volksmäßige, besonders bei lustigen Hochzeitsgedichten gebräuchliche. Sie gehörte zu dem Liede „Allemahl allemahl geht et so to", das die gelehrten Königsberger aus gedruckten Liedersammlungen nicht kannten, das ihnen aber aus dem Volksmunde der überwiegend plattdeutschen Landbevölkerung vertraut sein mochte; so findet auch die Wahl der niederdeutschen Mundart in diesem einen Falle für das „Anke von Tharau" durch S. Dach, dessen zahlreiche Gedichte sonst alle rein hochdeutsch sind, befriedigende Erklärung. Vielleicht gelingt es nun, einen vollständigen Druck des Liedes „Allemahl allemahl geht et so to," das auf diese Weise zu einer gewissen Bedeutung gelangt ist, nachzuweisen; eine weitere Spur von dem Vorkommen und zugleich von mehr als gewöhnlicher Verbreitung und Beliebtheit des Liedes findet sich in einer jener Mischmaschdichtungen, die man im 16. und 17. Jahrhundert aus allgemein bekannten Liederanfängen und sonst abgerissenen Bruchstücken für fröhliche Kreise zusammenstellte. In jener schnurrigen Sammlung solcher Quodlibets aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts „Sieben lächerliche Geschnältz" findet man „Alle tag alle tag gehts so zu, wenn man soll essen setzt man erst zu"; damit ist unzweifelhaft jenes plattdeutsche Gedicht gemeint, und man ersieht aus diesen abgerissenen Zeilen, die sich offenbar auf die mangelhaften Proben, die eine junge Frau zu Beginn der Ehe von ihrer Kochkunst giebt, beziehen, daß man es mit einem Hochzeitsgedichte zu thun hat. Von den „Sieben lächerliche Geschnältz", mit denen Hoffmann im Weimarischen Jahrbuch 3, 126 ff. und Lübben in der Zeitschrift für deutsche Philologie 15, 51 ff. sich obenhin beschäftigt haben, soll auch noch etwas neues mitgeteilt werden. (Vgl. jetzt auch „Straßenleben und Straßenrufe im Anfang des 17. Jahrhunderts." Skizze von Dr. M. Rubensohn. Frankfurter Zeitung, Nr. 44 von Mittwoch den 14. Februar 1900.)

Mit Dachs Urheberschaft des Liedes „Anke von Tharau", beziehungsweise seinem Anteil daran steht es ganz ähnlich wie mit Hauffs Anteil an seinem berühmten Morgenrotliede. Beide lehnten sich aufs engste an eine volkstümliche Vorlage an, beide wagten zunächst nicht die Urheberschaft für sich zu beanspruchen, wie Dach nicht in den Arien, so Hauff nicht im Lichtenstein, wo er das Lied noch ohne die Morgenrot-Strophe als Volkslied giebt, und auch noch nicht in den Kriegsliedern vom Jahre 1824, in denen mehrere Nummern von ihm stets mit seinem Namen bezeichnet stehen, das treffliche Reiterlied aber, obschon bereits mit der

Morgenrot-Strophe vermehrt, als namenloses Volkslied gegeben ist. Bei dem Liede vom Annchen wie beim Morgenrot-Liede wurde durch die spätere und bessere, schnell zu allgemeiner Beliebtheit gelangte Fassung die Vorlage verdrängt, und die Bearbeiter dieser endgiltigen Fassungen sind auf solche Art zu ihren berühmtesten Liedern und dem besten Teile ihres Dichterruhms gelangt. (Fortsetzung folgt.)

Berlin Wilmersdorf. A. Kopp.

Ein neues Dokument zur Urgeschichte des Werther.

In seinem Buche „Goethe in Wetzlar" erwähnt Wilhelm Herbst eine Garbenheimer Dorftradition, wonach der eine Sohn der jungen Frau im Werther, der, wie im Roman auch in Wirklichkeit Hans, und zwar Hans Bamberger geheißen habe und später nach Norddeutschland ausgewandert sei, sich bei der Teilung des kleinen Erbes seiner Mutter statt alles anderen den Holzstuhl ausgebeten habe, auf dem Goethe einst unter den Linden gesessen. Ich war so glücklich, das Schriftstück aufzufinden, auf dem diese Tradition beruht. Der Brief, der eine Reihe interessanter Einzelheiten zur Urgeschichte des Werther enthält, zeigt, daß jenes von Herbst referierte Gerücht nur annähernd das Richtige wiedergab. Ich lasse zunächst den Brief im Wortlaut folgen:

Braunschweig d 12 Xer 1838

Villgeliebter Bruder Hannes ich habe von Meinem Sohn gehört das du den Für mich So merkwilchen[1] Stuhl von gerußamell[2] hast dießen Stuhl habe ich So Vill mahl unter die Linde getragen wo ihm unsere Selige liebe mutter Mußte immer The mußte machen und er ihn unter der linde getrunken hat auch noch den letzten abend vor Seinem ende noh da getrunken hat und mich den abend noch alleine mitnahm weil er mich Vor allen anderen Vorzog bis an den Tauben Stein[3] wo er Sich hinsetzte und mich auf den Schos nahm und mich So Vill Küßte und mir dan einen laub Stohler[4] gab und Sagte ich Solte nun zu Haus geben und die Eltern grüßen als er das Sagte liefen ihm die Tränen über die backen und leider den andern Morgen um 5 uhr kam Schon ein botte das er Sich erSchossen ich und mein lieber Vatter und mutter gingen gleich nach Wetzlar als wir hinkamen lebt er noch weil der Schos ander Saite bei dem uhr durch gegangen der Oberpfahrer Reis Sas bei Seinem bett und bette ehm was Vor ergab mit einer bewegung mit dem zu Verstohn das er oles VerStand ich und meine Eltern Musten zu ihm an das bett treden wo er uns allen die Hand gab und So hat er noch 24 Stunde gelebt nun kanst du lieber bruder Selbst dich an meine Stelle denken wie wichtig mir dißer Stuhl ist ich bitte dich lieber bruder die grösste liebe die du mir als bruder erzeigst wan du mir disen mir zu Merkwircklichen Stuhl Schückst meine Seelige Mutter Sagte mir noch als ich 1800 zu haus war und meine Scheine zum Meister werden holte das ich nach ihrem Tod dißen Stuhl Solte haben Sie ist aber nun todt und hat es Vergeßen euch zu Sagen ich bin Vest über zeugt hätte Sie es auch gesagt das ihr mir ihn geschückt nun bitte ich dich lieber bruder das du mir die einzige bite nicht ab abSchlegst und mir dißen Stuhl Schückst was du dafür Verlangst wil dir gerne als dein Elster bruder bezahlen las mich aber nicht Vergeblich biten und Schicke ihn mir du Must die beine heraus machen und die leine[5] los machen und mache dan eine kleine Kiste

[1]) merkwürdigen.
[2]) dialektischer Anlaut und Metathesis der Endsilbe.
[3]) auf halbem Weg zwischen Garbenheim und Wetzlar.
[4]) im Original nicht ganz deutlich, ich lese Laubsthaler — Laubthaler.
[5]) — Lehne.

und packe ihn ein und dan Mache das Zeichen H. B. und einen frachtbrif mit dem Selben zeichen dabei und Schicke ihn nach Gißen in das Gasthaus zum Hirsch da hatt mir auch der Selige Vatter die butter hingeschickt und ich habe es imer erhalten die Adtresße Anden Schneider Meister Bamberger auf dem Bohllweg haus Nomero 1997 ich bin in der Veste erwartung und rechne auf deine Brüderliche liebe meine bite zu erfüllen alle die Kosten die du da Von hast will ich dir als rechtlicher Bruder bezahlen ich bitte noch mohl ihn mir Sobald als möglich zu Schüten eine großere Freudschaft kanst du mir nicht erzeigen als wann du ihn mir Schülst

Jh Verbleibe dein dich liebender Bruder
nebst Villen grüßen von uns
Johann Heinrich Bamberger

Der Brief beweist also 1. daß Goethe, wenn er seines Werthers Sommer treiben in Garbenheim schildert, ihm nicht bloß Züge von sich selbst lieh, sondern daß auch Jerusalem oft und gerne die ländliche Stille des nahen Dorfes aufgesucht hat und trotz seines sonst bezeugten menschenscheuen und verschlossenen, ja verbitterten und sarkastischen Wesens sich die innige Zuneigung der einfachen Naturkinder in ungewöhnlichem Grade zu erwerben wußte; 2. daß Jerusalem am Nachmittag vor seinem Tode noch an seinem Lieblingsplatze war, während man bisher aus dem Bericht Kestners nur wußte, daß er am Abend vorher auf der Starkenweide, dem lahnabwärts vor dem Sulhöferthor gelegenen Stadtwäldchen herumgeirrt sei; er giebt 3. eine Schilderung der letzten Stunden des Unglücklichen aus dem Mund eines ganz naiven Menschen mit neuen Einzelzügen, deren einer die Thatsache, daß Jerusalem ohne den kirchlichen Segen bestattet wurde, noch markanter macht, als es bisher schon der Fall war; und endlich 4. erklärt uns der Brief das Entstehen der Legende, daß Jerusalem in Garbenheim in dem Wirtschaftsgarten (jetzt Hennop) begraben liege, auf Grund deren sich ein während der Freiheitskriege durch Garbenheim kommender russischer General die auf dem angeblichen Grabe zu Unrecht aufgestellte Urne in seine Heimat schicken ließ, und die der Wirt in seinem Interesse ausbeutete, bis der Regierungspräsident bei einem Besuch in Garbenheim die Beseitigung des falschen Grabes anempfahl. Davon daß der Brief sprachlich und wegen des naiven Stils an sich nicht ohne Reiz ist, daß wir aus ihm erfahren, daß also Johann Heinrich Bamberger derjenige war, der sich den Stuhl ausbittet, auf dem Jerusalem (nicht Goethe) zu sitzen pflegte, und zwar von seinem Bruder Hannes, ferner daß dieser Johann Heinrich, einer der Söhne der jungen Frau im Werther, nach Braunschweig auswanderte und sich dort als ehrsamer Schneidermeister niederließ, wie schon seine Mutter eine Art Näherin gewesen sein muß, ein ihr von Goethe geschenktes Scheergehänge, am Gürtel zu tragen, mit niedlichen bemalten Rococo-Porzellanschildchen hat mir einer ihrer Nachkommen vor kurzem noch gezeigt) — von alle dem will ich erst in zweiter Linie reden. Jedenfalls ist der Brief ein hübscher Beitrag zur Kenntnis der historischen Grundlage von Goethes berühmtestem Prosawerk, und als solchen wollte ich ihn dem Leserkreis des Euphorion als eine bescheidene Jubiläumsgabe nachträglich darbringen.

Wetzlar. Hans Hofmann.

Zur Geschichte des Fauststoffes.

1. Ein Faust-Drama auf der Wiener Possenbühne.

Am 18. Juni 1799 wurde in Wien in dem „k. k. priv. Theater im Freihause auf der Wieden" unter der Direktion Emanuel Schikaneders mit großem Beifall ein Zauberstück aufgeführt, betitelt: „Fausts Leben, Thaten und

Höllenfahrt; ein romantisches Schauspiel mit Arien und Flugwerken in fünf Akten" von Matthäus Voll, die Musik von Joh. Georg Vickl. Das Stück errang einen vollen und nachhaltigen Erfolg und wurde im Laufe des Jahres 1799 noch zehnmal gegeben. Es wurde nicht gedruckt, und ist daher, da es auch handschriftlich nicht erhalten ist, leider heute völlig unbekannt.[1] Es befindet sich aber unter den handschriftlichen Aufzeichnungen Leop. von Sonnleithners, welche im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien aufbewahrt werden, ein Verzeichnis der in dem Stücke auftretenden Personen, woraus man dennoch wenigstens einigermaßen auf den Inhalt und Charakter desselben schließen kann. Diesem Verzeichnis zufolge treten in dem Stück die folgenden Personen handelnd auf:

Dr. Faust.
Dorothee, seine Gattin.
Raynold, Karl } seine Kinder.
Fausts Vater.
Jakob, Fausts Diener.
Lisette, Kammermädchen.
Ein Genius.
Abbadon, erster Fürst der Hölle.
Leviathan, ein Fürst der Finsternis.
Oberin der Feen.
Trinkuli, ihr Mann.
Nadina, ihre Tochter.
Kala, Trilla } Feen.
Ein Raubgraf.
Ein Reisiger.
Selim, Dey in Maroko.
Ali, Harems Aufseher.
Ein Unbekannter. 1. 2. } Sklavin. 1. 2. 3. 4. } Gast einer Dorfschenke.

Die Vermutung, welche durch den Titel erweckt wird, daß nämlich Volls Stück mehr oder weniger nach dem gleichnamigen Roman Klingers gearbeitet sei (derselbe erschien 1791 in erster, 1792 und 1794 in zweiter, 1799 in dritter Auflage), wird durch die Betrachtung dieses Personenverzeichnisses zur Gewißheit. Auch in Klingers Roman werden Fausts Weib, seine Kinder und sein alter grauer Vater[2] einigemale vorgeführt, zu ihnen kehrt Faust in den Pausen zwischen den einzelnen Abenteuern zurück; bei Klinger erteilt Satan, der Beherrscher der Hölle, seinem Lieblingsteufel Leviathan den Auftrag, Faust zu verführen und dessen Seele der Hölle zuzutreiben; Leviathan begiebt sich mit Faust auf weitausgedehnte Reisen, und unter den mannigfachen Abenteuern, die Faust in Leviathans Begleitung besteht, ist eines die Geschichte von dem Raubgrafen, der ein Dorf hat in Brand stecken lassen, und dessen Schloß Faust, nachdem er die Erzählung eines verwundeten Reisigen angehört, durch Leviathan zerstören läßt.[3] Es ist also wohl

[1] Das beklagt unter anderen auch A. von Weilen: Allgemeine Deutsche Biographie 40, 246.

[2] Der Stoff des Doktor Faust war den Wienern bekanntlich schon 1792 durch Paul Weidmanns allegorisches Drama „Johann Faust" (Prag 1775; wieder herausgegeben von Carl Engel, Oldenburg 1877) vorgeführt worden, das dem Dichter unseres Stückes in manchem, wie besonders in dem Auftreten von Fausts Vater, vorbildlich gewesen sein mag. Vgl. Horner, Euphorion 5, 554.

[3] Dieses Motiv der Gegenüberstellung eines in hohem Schloß hausenden hohen Herrn und des bescheidenen Bauernlebens, das der Willkür des Herrn zum Opfer fällt, ist, ein wenig variiert, häufig in Faustdichtungen zu finden. Vergleiche unter anderem die Scene im Urfaust: „Landstraße ..... rechts auf dem Hügel ein altes Schloß, in der Ferne ein Bauerhüttgen", und die Episode von Philemon und Baucis im zweiten Teil des „Faust". Es findet sich auch in einem Drama von Mercier „Le Juge" das Motiv, daß ein Graf die Hütte eines Armen niederreißen läßt, weil sie ihm die Aussicht versperrt. (Anregung Minors im Colleg.)

mit Bestimmtheit anzunehmen, daß das Stück in diesen, zum Teile wesentlichen Punkten eine einfache Dramatisierung der betreffenden Stellen in Klingers Roman gewesen ist. Vielleicht ist auch bei dem Genius, der bei Voll auftritt, an den „Genius der Menschheit", den Klinger seinem Faust erscheinen läßt, zu denken; vielleicht auch kann man, doch mit ziemlich geringer Sicherheit, aus den vier „Gästen einer Dorfschenke" auf eine freie Benützung der Scene bei Klinger schließen, in der Leviathan als feiner Herr Faust in seinem Gasthofe abholt.

Das Alles ergiebt schon ein Gerüste für die Handlung des Wiener Stückes, das jedesfalls ganz in der Tradition der Wiener Zauberpossе mit ihren Maschinenkunststücken, ihrem derben Humor und ihrem märchenhaften Zauberprunk entstanden ist. Voll, der als Theaterdichter in Wien lebte und von dessen Leben wir nahezu gar nichts wissen, hat auch sonst ganz in dieser Art geschrieben. Es wurde also wohl eine Scene in der Hölle vorgeführt, in der der Höllenfürst Abbadon (der wahrscheinlich nach Klopstock so getauft worden war) den Fürsten der Finsternis, Leviathan, mit der Verführung Fausts beauftragte; in einer anderen Scene erschien Fausts Häuslichkeit auf der Bühne - vielleicht nahm er auch von den Seinen Abschied. Dann folgten Fausts und seines Begleiters Leviathan abenteuerliche Fahrten, und hier hat der Dichter bloß die eine Episode von dem Raubgrafen beibehalten, wohl weil es da Feuer und Einsturz gab. Die andern Abenteuer, die in Klingers Roman erzählt werden, ließ er unbenutzt, da er sie für seinen Zweck, das ist das Wiener Volk auf die herkömmliche Art durch Witz und Zauberei zu vergnügen, nicht brauchen konnte. Gleichfalls mit Rücksicht auf diesen Zweck gab er dem Faust den traditionellen Bedienten, den er hier Jacob nannte, und der Faust wie herkömmlich auf seinen Reisen begleiten mußte und dabei durch Späße und große Feigheit das Publikum ergötzte. In der Tradition liegt es ja auch, daß dieser komische Diener ein Seitenstück in einem weiblichen Dienstboten erhält, aber die Naivität des Dichters zeigt sich recht deutlich darin, daß er diesem Seitenstück keinen andern Namen zu geben hat als den zwischen des Kammermädchens im Charakterlustspiel — Lisette. An die Stelle der ernsten und oft tief bedeutenden Abenteuer im Roman von Klinger setzte er oft erprobte Elemente, welche das Wiener Publikum gerade in einem Zauberstück sehr schmerzlich vermißt hätte. Er führte einerseits ein Abenteuer Faustens mit einer Feenfamilie vor (es handelt sich dabei wohl um Nadina, die Tochter der obersten Fee; der Name des Feenobersten, Trinkuli,[1]) läßt wohl eine komische Figur in ihm vermuten), also eine Art Bruchteil einer Zauberoper. Ferner brachte er den Doktor Faust ins Morgenland (das war ja damals in Wien ein ebenso beliebter Zug wie die Feenmärchen) und ließ ihn dort in Marocco eine drollige Geschichte à la „Entführung aus dem Serail" (das ist wohl aus den beiden Sklavinnen und der typischen Figur des Haremaufsehers zu schließen) erleben. Beide Stoffkreise beherrschten ja zu jener Zeit fast völlig die Wiener Volksdramatik (in der Nachfolge einerseits der „Zauberflöte", andererseits der „Entführung"). In dieser praktischen Weise hat sich der Wiener Dichter den Stoff zurechtgeschnitten und mit Schellen benäht, von denen er gar wohl wußte, daß sie den Ohren seines Publikums süß tönen würden. Er hatte sich, wie wir ja wissen, damit nicht verrechnet, und auch die Höllenfahrt Dr. Fausts, die wohl den Schluß des Stückes gebildet haben wird, dürfte nicht wenig zu dem großen Erfolg, den das opus errang, beigetragen haben.

Bei der ersten Aufführung des Stückes wurde Dr. Faust von Herrn Maier, seine Frau von Mlle. Helmböck, die Lisette von Mlle. Wipfel, der Abbadon von

[1]) Der Name Nadina geht wahrscheinlich auf Wielands „Nadine" zurück; der Name Trinkuli hat sein Vorbild jedesfalls in jenem des Spaßmachers „Trinkulo" in Shakespeares „Sturm", der 1798 von Henster als „Der Sturm oder die Zauberinsel" heroisch komische Oper, Musik von Wenzel Müller, für das Leopoldstädter Theater bearbeitet worden war.

Herrn Neukäufler, Fausts Vater von Herrn Giesele (demselben, der sich die Autorschaft an der „Zauberflöte" zusprach) dargestellt; die Kasperlerolle, Dr. Fausts lächerlicher Bedienter Jacob, lag in den Händen des bekannten Komikers des Wiednertheaters, Siegmayers.

Wien. Egon von Komorzynski

2. Eine Faust-Aufführung in Komorn.

In den älteren Jahrgängen der Theater-Zeitschriften und Almanache findet man öfter der Kuriosität halber und zur Kurzweil der Leser jene bekannten marktschreierischen Komödienzettel der Wandertruppen abgedruckt; sie stehen dort mit den Theater-Anekdoten auf einer Stufe und sind wie diese manchmal auch bloß erfunden. Dieser letztere Fall gilt indes nicht von der nachfolgenden, im Brünner Theater-Taschenbuch für das Jahr 1814, S. 40 f. orthographisch getreu abgedruckten Ankündigung einer Faust-Aufführung in Komorn durch eine der zahlreichen deutschen Schauspielergesellschaften, die in Ungarn umherzogen:

Wie (?) heute Samstag den 5ten Juny 1813.
Zur freyen Einnahme
der
Klara Deicherin, Schauspielerin
gegeben
Ein Schauspiel in 3 Aufzügen genannt
Johann Doktor Faust
oder
Kasperl der lustige Geister Zittirer,
wo alle Vorstellungen zum Vorschein kommen
werden. Auch werden heute zwey neue
Schauspielerinne auftreten.

Personen:

Johann Doktor Faust	Hr. Jakob Löbner
Der Fürst	Mad. Deicher
Mefistofeles	Hr. Schreiber
Famulus, Kammerdiener des Faust . .	Hr. Moßer
Kasperl, ein Fazierender	Hr. Deicher
Viele Furien.	

Testamentalische Vorstellung.

Der Keusche Joseph	Hr. Löbner der Junge
Lukretina	Mad. Keiser
Judit	Mad. Berger
Hollofernus	Hr. Neumann
Samson	Hr. Fogt
Dalila	Mad. Löbner.

Hocher Adel! k. k. Militair!
Verehrungswürdige Bürger!

Da dieser Tag blos zu meiner Einnahme bestimmt ist, um meine wirklich sehr üble umständen zu erleichtern, da ich Hobes Leibes bin, und ich keine sichere Stunde mehr habe, und ich so viele broben, wie auch meine Vorgänger Hier in Komorn glücklich von Ihrer Großmuth und Menschen Lieb empfangen haben, so ist meine große Hoffnung, daß Sie mich auch dießmal nicht verlaßen werden, und ich bin dann hinlänglich belohnt und werde mich in diefester Ehrfurcht nennen dero unterdänigste Klara Deicherin, Schauspielerin.

Der Anfang ist um halb 8 Uhr.

Dies Zeugnis für das Fortleben des Volksschauspiels vom Doktor Faust auf der lebendigen Bühne auch noch unseres Jahrhunderts ist nicht das erste der Art, vielmehr eine bloße Bestätigung dessen, was wir ohnehin schon wußten. Die beiden Aufführungen, deren Heine in den Erläuterungen zu seinem Tanzpoem „Doktor Faust" Erwähnung thut, müssen in den zwanziger Jahren stattgefunden haben, und die bei Carl Engel, Deutsche Puppenkomödien, 9. Heft, S. 12, zusammengestellten Daten über Faust-Aufführungen auf Winkelbühnen in München, Hamburg, Offenbach und ostfriesländischen Städten reichen sogar bis in die dreißiger und den Anfang der vierziger Jahre.[1] Dies ist nichts Verwunderliches; das Repertoire der Wandertruppen war naturgemäß zähflebiger und rückständiger Natur. Zumal für ungarische Provinzler mochte der Faust sogar noch 1813 den Reiz der Neuheit besitzen. Viel wichtiger als dieser äußere Umstand ist die Abweichung von der bisher rekonstruierten Form des Volksschauspiels in einem Punkte: die Erscheinungsscene am Hofe des italienischen Herzogs ist zu einer „testamentalischen Vorstellung" ausgestaltet. Daß die Beiziehung der einzelnen Rollen mit Schauspielern, die entweder im stummen Spiel oder, was wahrscheinlicher ist, im Mono- und Dialog agierten, lediglich eine Neueinführung bei der Gesellschaft war, der die Beneficianten angehörte, ist schwerlich anzunehmen; es erleidet somit die fast allgemein verbreitete Ansicht, daß die Erscheinungen nur in Bildern bestanden, die durch eine Zauberlaterne auf eine weiße Wand reflektiert wurden, eine wesentliche Einschränkung. Ob freilich von einer Tradition gesprochen werden darf und wenn, ob sie alt war, muß dahingestellt bleiben. Das Aushilfsmittel des Ersatzes durch Schauspieler ergab sich von selbst, wenn einer Wandertruppe die nötigen Bilder abhanden gekommen oder beschädigt worden waren. Von da zu der weiteren Ausgestaltung in dem Sinne, daß die Darsteller selbst den vordem von Faust gesprochenen erklärenden Text vortrugen und hierbei ex tempore ausschmückten, war nur ein Schritt. In unserem Falle muß die „testamentalische Vorstellung", worin sich übrigens die altrömische Lucretia recht sonderbar ausnimmt, ohne Zweifel etwas Apartes geboten haben. Das erhellt, abgesehen von dem die Neugier reizenden Hinweis der Ankündigung auf das Zumvorscheinkommen „aller Vorstellungen" und das Auftreten der zwei neuen, einer Gelegenheit zur Auszeichnung bedürftigen Schauspielerinnen, aus dem Umstande, daß die darin spielenden Personen abgesondert von den übrigen namentlich angeführt werden. Unter den sechs Erscheinungen mögen die ersten beiden Einzelfiguren gewesen sein, während sich die übrigen vier in je zwei Zweiergruppen gliedern. Es kann aber auch sein, daß der keusche Joseph, für dessen Einführung sich in sämtlichen bekannten Fassungen des Volksschauspiels kein Beleg finden läßt, ohne viel Skrupel mit der nicht minder keuschen Lucretia in irgend einen unsinnigen Zusammenhang gebracht wurde; dann hätten wir in den beiden ein drittes Paar vor uns. Ist dies richtig und stimmen wir der freilich kühnen Rekonstruktion des jüngsten, geistvollsten, aber auch hypothesenreichsten Interpreten des Volksschauspiels, J. W. Brunner, zu (Zeitschrift für deutsche Philologie 31, 87), dann hat die historische Maria von Burgund, der Archetypus der Figur und ursprünglich die einzige Erscheinung im Stücke, auf ihrem Wege über die heilige Jungfrau Maria hinweg bis zur Lucretia und deren irgendwie motivierten Zugehörigkeit zum keuschen Joseph eine höchst merkwürdige Wandlungsfähigkeit an den Tag gelegt.

---

[1] Bei dieser Gelegenheit berichtige ich die in meinem Aufsatze „Zur Geschichte des Volksschauspiels vom Dr. Faust in Wien" (Ein Wiener Stammbuch. Dr. Carl Glossy zum fünfzigsten Geburtstage, Wien 1898, S. 106 ff.) vorgetragene Ansicht, daß die Faust-Aufführung im Theater am Neustift vom 1. November 1783 die letzte glaubwürdig bezeugte durch Berufsschauspieler gewesen sei; sie war nur die letzte im vorigen Jahrhundert, von der wir Kenntnis besitzen.

Über die eigentliche Faustkomödie läßt sich aus dem Ankündigungszettel gar nichts herauslesen, was nicht bereits längst bekannt ist, höchstens das Avancement des Gattungsnamens Famulus zum Range eines Personennamens; offenbar verstand man in diesen Kreisen das Wort nicht mehr. Die an und für sich leichte Rolle des Fürsten, dem nötigenfalls nichts weiter als seine repräsentative Anwesenheit beim Schauspiel im Schauspiel abverlangt werden konnte, wurde der hochschwangeren Clara Fischer mit Rücksicht auf ihren schonungsbedürftigen Zustand zugeteilt; auf das sprichwörtliche Komödiantenelend fällt wieder einmal ein grelles Streiflicht.[1])

Wien. Emil Horner.

[1]) Aus dem übrigen Inhalt des Brünner Theater-Taschenbuchs für das Jahr 1814, gedruckt bei J. G. Traßler, hebe ich hervor: S. 74 ff. „Versuch einer Geschichte des Brünner Theaters", wichtig, weil der anonyme Verfasser zur Geschichte des Theaters im 17. Jahrhundert einen selbstgefundenen Beitrag liefert, indem er schreibt: „Wir finden in den Archiven, daß im Jahre 1669 am 29. November die anwesenden fremden Comödianten um Erlaubniß baten „daß sie in der angehenden Adventszeit, wenigstens in der ersten Woche, und zwar geistliche Comödien agiren mögen." Die Erlaubniß ward ihnen auch und zwar in folgenden Ausdrücken ertheilt: „Wird ihnen zwar verwilligt, jedoch: daß sie nichts, was wider gute Sitten oder modestiam der Adventszeit, produziren, sondern in terminis der geistlichen materiae bleiben sollen. Das Nachspiel mit dem Bätelhäring (i. e. Hannswurst) wird aber aufzuheben seyn, es sey denn, daß auch etwas modestes zur geistlichen Ergötzung durch züchtige Repräsentirung der Personen vorgebracht werden könnte"". . Diese Nachricht ist neu; in den einschlägigen Werken ist sie nicht verzeichnet. Rilles Geschichte des Brünner Stadt-Theaters reicht nicht so weit zurück, J. Meißners Buch über die englischen Komödianten zur Zeit Shakespeares in Österreich noch nicht bis zu diesem Zeitpunkte. — S. 58. Rudolf von Habsburg, Gedicht von Franz Weidmann. S. 62. Theodor Körners Todtenfeyer. Gedicht von Sauer. S. 66. Charakter-Epigramme auf Deutschlands erste Dramaturgen und Tonsetzer auf Schiller, Goethe, Kotzebue, Iffland, Haydn und Mozart von Sauer. S. 68. Deutschlands Dramaturgen, Gedicht von Sauer. S. 85 ff. Der ist der Rechte. Lustspiel in einem Akte von F. J. Korntheuer. S. 127 ff. Der kleine Proteus. Lustspiel in einem Akte von Adam Flet.

Recenſionen und Referate.

Brenner C., Grundzüge der geſchichtlichen Grammatik der deutſchen Sprache. München (Schöpping) 1896. 2.40 M.

Wenn ſich auch die Anzeige vorliegenden Buches durch einen unliebſamen Zufall ſehr verſpätet hat, ſo wird hoffentlich der Dank für die nützliche Gabe dem Herrn Verfaſſer nicht zu ſpät erſcheinen. Brenners „Grundzüge“ bilden eine Erweiterung zu ſeiner mittelhochdeutſchen Grammatik und Verslehre, dürfen aber als Ergänzung zu allen vorhandenen deutſchen Grammatiken kürzerer und auch längerer Faſſung willkommen geheißen werden. Denn ſie bieten eine Fülle von Einzelheiten, die man in anderen Kompendien oft vergeblich ſuchen wird; beſonders lehrreich ſind hier die Bemerkungen über Schreibung, Ausſprache und Mundarten, wobei allerdings die oberdeutſchen am beſten wegkommen. Den Grund hierfür bildet die Beſtimmung des Buches „in erſter Linie für Lehrer des Deutſchen an oberdeutſchen Schulen“. Anfänger freilich dürften zuweilen Mühe haben, die etwas knappen Darlegungen ſich zu verdeutlichen, z. B. S. 35 unten, wo der hiſtoriſche Zuſammenhang nicht klar wird, S. 56, wo lautliche Hinweiſe fehlen, die die urdeutſchen Formen der Adjektivdeklination verſtändlich machen; auch die Schemata über den Ablaut § 10) ſind offenbar nur als Ergänzung zu des Verfaſſers Grammatik zu betrachten.

Im Mittelpunkte der Darſtellung ſteht im Weſentlichen das Mittelhochdeutſche, von wo aus rückwärts — wo nötig bis zum Indogermaniſchen (oder Griechiſchen) — und vorwärts gegriffen wird. Recht zweckmäßig iſt z. B. der Hinweis auf griechiſch-lateiniſche Endungen S. 74 bei der Verbalflexion, nur genügt griechiſch-*oisi* nicht, um für die 3. plur. conj. praes. die Reihe ahd.-ên, got.-aina, ug.-aind zu verdeutlichen: es mußte bis auf idg. **oint* zurückgegangen werden. Gute ſyntaktiſche Darlegungen finden ſich trotz des Verzichtes auf Syntax (S. IV) unter andern bei der geſchichtlichen Entwicklung der Tempora Kapitel 6. Vielleicht wäre dem Neuhochdeutſchen, beſonders der ſogenannten Übergangszeit etwas mehr

kaum zu wünschen, obschon Brenner namentlich in Einzelheiten meist viel mehr bietet, als Bücher von ähnlichem Umfange, die den Titel Deutsche Grammatik führen. Recht ausführlich und anregend sind die zahlreichen Bemerkungen zu den Pronomina und Adverbia.

An Einzelheiten möge es gestattet sein noch folgendes Wenige nachzutragen. S. 2: An Schwester hat sich mundartlich doch auch e gehalten, vergleiche vogtländisch schwaster. — Zu den S. 5 angeführten Beispielen barfuß und Hochzeit kenne ich ostthüringisch die Aussprache barbs'ch, huchz'ch. — S. 5 unten werden Fälle angeführt, wo sich „gefärbte Endvokale" erhalten haben, z. B. ewig, Bräutigam: das i hat wohl der Palatal gedeckt, man denke auch an Wörter wie Spülicht, Röhricht (danach Dickicht, wo — ich — auf Suffix — ahi zurückgeht. — Zu französisch S. 9 frelle säksch = sächsisch. — ἑκατόν S. 10 ist kein gutes Beispiel, da α erst sekundär wie auch ahd. u. — Die Entstehung von letzt (ultimus) auf S. 11, unmittelbar aus lest, kann mich nicht überzeugen: Entlehnung aus dem Niederdeutschen giebt Kluge (Etymologisches Wörterbuch) an. — Zu S. 12 unten: nau = neu in ostthüringischen Mundarten. — Bei Lücke: Lucke, zücken: zucken S. 13 ist doch die Unterscheidung der Bedeutung Ursache der Doppelform. — Zu den Beispielen mundartlichen Umlautes füge häupt = vogtländisch hēt. Ebenda auch ölf nach zwölf (S. 14). — Zu S. 20: Der Grund dafür, daß wir eigentliche Kürzen wie im Mittelhochdeutschen nicht mehr haben, liegt eben wohl darin, daß das Neuhochdeutsche keine wirklich kurzen offenen Silben mehr kennt (him-l u. s. w.). Aus den Kinderliedern ist nichts zu beweisen, da in den angeführten Beispielen die Dehnung durch den Rhythmus bewirkt wird. — S. 36 wird die handschriftliche Schreibung cz für die Affricata erwähnt, wobei Brenner mit Recht bezweifelt, daß diese nach slavischem Vorbilde eingeführt sei: ich meine, dort steht c für t; diese beiden Buchstaben wechseln doch so oft in den Handschriften. — Zu Quehl = Wäscher vergleiche Zwehle = Handtuch. — S. 51 gehören doch vorhanden, zuhanden in die u-Klasse. — Zu Hahn (S. 54) gehört Hahnenfuß (Pflanze). — S. 80: Gerade die Übergangszeit zum Neuhochdeutschen hält an dem Endungs-e des Part. praes. sehr fest. — S. 82 zu wirken: worhte vergleiche ostthüringisch verworcht = verwirrt. — S. 84: wie bei sol auf Schuld, so konnte bei man auf Minne hingewiesen werden. — Ob sich die ī-Verba (S. 77) an die reduplicierende Klasse angelehnt haben (mied nach hielt) bleibt dem Referenten fraglich, da neuhochdeutsche Vermischung verschiedener Klassen nur in einzelnen Fällen, nie aber für ganze Gruppen stattfindet. Eher ist etwa an Dehnung im Plur. praet. zu denken, von wo aus dann wie in anderen Fällen der Vokal des Singular bestimmt wurde. — S. 84 wird der Umlaut in können und anderen auf die Nachstellung und engste Verbindung des i-haltigen Pron. person. zurückgeführt. Ich wage zu glauben, daß —

Brenners Behauptung, S. 1, daß der Umlaut ü weit häufiger gesprochen wurde, als man gewöhnlich durch die Schrift angiebt, zugestanden! — die Ursache für diesen Umlaut gerade oft die Nachbarschaft von Konsonanten ist, die jene Tonerhöhung erleichtern. Also bei künnen wegen des palatalen k (wie bei wöllen infolge des w; wollen ist nur Angleichung an sollen); süln vielleicht wegen des l wie beim Substantivum Hülfe neben Hilfe (Angleichung an hülfe doch wohl ausgeschlossen); müezen aber mag sich an den organischen Umlaut in grüezen, büezen, süezen angelehnt haben.

Zum Schluß den Hinweis, daß das Buch einen metrischen Anhang und eine, leider etwas knappe Auslese mundartlicher Sprachproben enthält — beides dankenswerte Beigaben namentlich für Lehrer an höheren Lehranstalten, denen die „Grundzüge" hiermit überhaupt warm empfohlen seien.

Sondershausen. Friedrich Weidling.

Schmidkontz J., Untersuchungen über deutsche Ortsnamen im Anschluß an die Deutung des Namens Kissingen. Halle (Niemeyer) 1895. 2.40 M.

Unter dem vielsagend klingenden Obertitel „Ortskunde und Ortsnamenforschung im Dienste der Sprachwissenschaft und Geschichte" wird hier auf 93 Seiten über den Ortsnamen Kissingen gehandelt. Nach einer Einleitung, die manche treffliche Gesichtspunkte für die Methodik der Ortsnamenforschung bietet, unternimmt der Verfasser zuerst eine Prüfung der urkundlichen Formen des Namens Kissingen. Es ergiebt sich aber hieraus, daß von 28 Fällen nur etwa die Hälfte mit Sicherheit für den bekannten Badeort an der fränkischen Saale in Anspruch zu nehmen ist, während mit den anderen ein „ausgegangener" Ort Kinzig(ch) in jener Gegend bezeichnet ist. Als Grundform für die ersteren ist bis auf zwei verschwindende Fälle *Kizzicha oder aber auch *Kitzicha zu erschließen, denn ob die Affricata oder Spirans gemeint ist, erhellt nicht mit Sicherheit (Urkunde Nr. 8 auf S. 24 kommt nicht in Betracht); nur jene zwei Fälle weisen auf ein *Kinzicha zurück. Genaue Übereinstimmung mit der heutigen Form findet sich nur ein einziges Mal. Wenn man aber nun weiter (S. 25) findet, daß der Verfasser Kizzicha und Kinzicha gleichsetzt, und wenn man hier liest, daß „die Lautgruppe- in- durch zz (tz) ersetzt" sei, so muß man bedenklich werden. Es wird also wohl dabei bleiben, daß Kinzig und Kissingen verschiedene, auch etymologisch auseinanderzuhaltende Namen sind. Die folgenden etymologischen („textkritischen", wie er sie nennt!) Untersuchungen des Verfassers dürften daher nur bedingten Wert haben. Sie gehen von dem Satze aus, daß Chinzicha und Chizzicha, im 9. Jahrhundert durcheinander gebraucht, Scheideformen einer gemeinsamen Grundform

seien. Anknüpfend an das Örtchen König an der Odenwaldkinzig, das in der Mundart wie auch in Urkunden Kuntich und Ku(ü)n-nich heißt, beruft sich Schmidkontz auf die älteste Schreibung Quinticha und Quinteca, ohne zu bedenken, daß das Q nur dem latinisierenden Schreiber zukommt, und setzt als Grundform für Kissingen *Quinticha an. Stamm *quint wird dann zu neuhochdeutsch Kind in Parallele gesetzt, dazu ein Verbum *quinnan = aufgehen, sprießen u. s. w. gewonnen, und *quint als Brunn, Sprudel gedeutet. Aber nicht zufrieden, jenen Stamm auf die indogermanische Wurzel gen zurückgeführt zu haben, zerlegt der Verfasser diese noch — im ausdrücklichen Gegensatz, wie er zugiebt, zu der allgemeinen Ansicht — in: gue + „Vestimmlaut“ n; diese neue Wurzel soll „ein dauerndes Aufwärtsdrängen“ bedeuten. Eine Begründung solchen Vorgehens fehlt; daß hierbei auch für Kennen, Knie, Kinn und andere mehr ein- und dieselbe Wurzel angenommen wird, dürfte niemandem mehr verwunderlich erscheinen. Die Ausführungen des Verfassers haben, soweit sich Referent erinnert, auch bereits anderwärts Ablehnung gefunden.

Sondershausen. Friedrich Weidling.

Aus deutscher Seele. Ein Buch Volkslieder, zusammengestellt von Ludwig Jacobowski. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 3.30 M.

Es war gewiß ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, auf die lyrische Produktion der Gegenwart durch eine neuangelegte Sammlung von deutschen Volksliedern in ähnlicher Weise fördernd und befruchtend einzuwirken, als zu Anfang des 19. Jahrhunderts und noch später die Sammlung von Arnim und Brentano, „Des Knaben Wunderhorn“, auf den Umschwung und die Fortentwicklung der damaligen zeitgenössischen Lyrik unverkennbaren Einfluß geübt hat. Genaue Umschau auf dem Gebiete des Volksliederschatzes war hiefür ebenso unerläßliche Bedingung als feinfühlige Abschätzung des wahrhaft Bedeutenden unter den Erzeugnissen der Volksmuse.

In der That enthält die vorliegende Sammlung eine nicht geringe Anzahl unvergänglich schöner Lieder. Allein neben solchen echten Perlen deutscher Volkslyrik finden sich doch auch so manche Glasperlen, die in einer Mustersammlung nicht am Platze sind und um so weniger darin hätten vorkommen sollen, als der Herausgeber, wie er S. 319 bemerkt, einzig und allein den „ästhetischen Gesichtspunkt, der die Auswahl geleitet, und die Anordnung des Stoffes“ als „das kleine Verdienst“ ansieht, das er beansprucht. Um nur einige Beispiele anzuführen, wären Verse wie „Ich bin ein armer Vogel“ (S. 34), „Leichter Abschied“ (49) oder das Schnadahüpfel (32)

Madl, magst an'n rod'n Apfl?
Madl, magst a'n Wein aa'?
Magst net a wen'g bal'n?
„Ja, ja, i mag aa'!“

jedenfalls zu streichen gewesen. Da der Herausgeber sich gewissermaßen grundsätzlich jeder erläuternden Bemerkung (außer der Erklärung dialektischer Ausdrücke) enthalten zu sollen geglaubt hat, treten mehrfache Dunkelheiten dem Genusse und Verständnisse der Texte hindernd entgegen, was bei größerer Vorsicht leicht zu vermeiden gewesen wäre. Insbesondere auch hätten Lieder, die schon an und für sich durch ihren mysteriösen undurchsichtigen Inhalt oder durch ihre verderbte Textbeschaffenheit unangenehm auffallen, z. B. „Nachtigall" (S. 2), „Die schöne Hannele" (137), nicht aufgenommen werden sollen.

Mit den für die Einteilung des Stoffes nicht immer glücklich gewählten Überschriften stimmen die darunter enthaltenen Lieder nicht durchweg überein, z. B. steht unter der Abteilung „Glückliche Liebe" eine Reihe von Liedchen und Liedern wie „Das wackre Mägdelein", „Nachtigall", „Moralisches Spinnerlied," „Der ungeheuerliche Freier," „Armes Mädchen," „Was fang' ich an?", „Verschiedene Antwort", „Tanze, Gretchen, tanze" u. s. w., die samt und sonders mit dem Glück in der Liebe nicht das mindeste zu thun haben.

Nicht alle der mitgeteilten Lieder können auf echtes Volkseigentum Anspruch machen; stehen solche wie „Die Schwoagerin" (S. 35; mit den in der steierischen Mundart unerhörten Praeteritis ‚ging', ‚sah'), „Des Schiffers Wunsch" (38), „Verschmähte Liebe" (58), „Das Mädchen und der Mond" (61) und andere in ernstem Verdacht kunstmäßigen Ursprungs, so stellen sich andere bei näherer Untersuchung thatsächlich als nachweisbare Kunstlieder heraus, z. B. hat „Das Grüberl" (31) den Dialektdichter Ign. Castelli („Gedichte in niederösterreichischer Mundart", 3. Auflage, Wien 1852, S. 180), „A Diarndl geht um Holz in Wald" (19) den Freiherrn Anton von Klesheim („'s Schwarzblattl aus'm Weanawald," Wien 1844, S. 17) zum Verfasser, während das Lied „Kimmt a Vogerl geflogen" (53) aus der Zauberoper „Aline" von Adolf Bäuerle (Musik von Wenzel Müller) stammt.

Auch die Textierung der einzelnen Lieder läßt hie und da sehr zu wünschen; dem Herausgeber geht vor allem die Kenntnis süddeutscher Dialekte ab; er schreibt den Herausgebern von Volksliedern viele der von ihnen begangenen Unrichtigkeiten nach. Er erläutert z. B. das Wort klieben durch ‚sammeln,' während es ‚spalten, schneiden' bedeutet; er übersieht in dem Lied „Im Gamsgebirg" (225), daß in der dritten Strophe ein Vers fehlt; er druckt den von der Zeitschrift „Die Jugend" veröffentlichten, undeutsch klingenden „Alten Volksreim" (S. 310) ohne Berichtigung ab u. s. w., u. s. w.

Außer eigentlichen Volksliedern enthält die Sammlung nicht wenige Inschriften, Haus- und Grabsprüche und Stammbuchverse, die strenggenommen in eine Volksliedersammlung nicht gehören; unter ihnen befindet sich manche äußerst schwächliche und nichtssagende Ware, z. B.

der Spottreim auf eine Nasengeschwulst (295), der Spruch vom Schnupftabak (296), vom Longinus (ebenda) . . . .

Bei all diesen Mängeln pflichte ich dem Wunsche des Herausgebers bei, daß die Sammlung, in der ein gesunder Lebenshauch weht, zur Erneuerung des Blutes unserer vielfach verstockten und verdorrten Kunstlyrik dienen möge und daß somit der löbliche Zweck, den sich der Herausgeber setzt, erreicht werde.

Graz. Adalbert Zeitteles.

Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach. I. A. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten 2. Berlin 1899. 2 M.

Dem ersten Hefte dieser Sammlung mit der ersten Hälfte der lateinischen Schülergespräche der Humanisten, dessen Erscheinen in dieser Zeitschrift 6, 109 fg. angezeigt wurde, ist rasch das zweite gefolgt, das mit gleicher Gründlichkeit und Sorgfalt wie jenes bearbeitet ist. Es umfaßt die Zeit von 1524 bis 1564, also genau 40 Jahre wie das erste Heft (1480—1520). Der erste unter den 9 Verfassern, die diesmal behandelt sind, ist Hadrianus Barlandus, ein Flamländer. Er ist (wie vor ihm Hegendorffinus) durch Mosellanus, besonders aber durch Erasmus beeinflußt; seine Gespräche sind satirischer Art, und zwar wird besonders gegen den Adel und die unwürdige Geistlichkeit geeifert, während die alten Klassiker in jeder Hinsicht gepriesen werden, Terentius nicht nur als Muster guter Latinität, sondern auch als Führer zur Tugend. Auch Hermannus Schottennius (Hessus) ist durch Erasmus beeinflußt. Seine Gespräche sind durch mancherlei Angaben über Spiele und Gebräuche interessant; er hat den Schülergesprächen auch eine Sammlung anderer angereiht, die nicht für Knaben bestimmt sind, dabei begegnet ein Kneiplied (S. 144 abgedruckt), das, wie der Herausgeber bemerkt, einem alten Vaganten Ehre gemacht hätte. Bei Sebaldus Heyden, der seit 1524 Rektor der Sebaldusschule in Nürnberg war und der als Musiker und Liederdichter sich Ruhm erwarb, haben die Schülergespräche ihre einfachste Form erhalten und dann bei Ludovicus Vives (Linguae latinae exercitatio 1539) ihre höchste Vollendung. Von diesen sind nicht weniger als 103 Ausgaben und Übersetzungen (darunter die deutsche von Julius Bröring, Oldenburg 1897) angeführt. Sie wurden ja, wie einer der alten Erklärer sagt, „fast in allen Schulen“ „um die Wette erklärt“. Neben der eleganten Sprache nahm für sie ein, daß sie auf engem Raum das ganze Gebiet des täglichen Lebens umfaßten, und es ist von da, den

Bestrebungen der Zeit nach encyklopädischer Zusammenfassung entgegenkommend, nur noch ein Schritt zum Überblick über das ganze Weltall bei der Einführung in die lateinische Sprache, wie es dann die Janua des Comenius ausführte. Mit dieser teilt das Gesprächbuch des Vives auch das Schicksal, daß frühzeitig mehrsprachige Ausgaben veranstaltet wurden, und daß sie (wie der Orbis pictus, der aus der Janua hervorging) bis ins 18. Jahrhundert in Schulen verwendet wurden. — Vives schließt seine Gespräche mit einer Zusammenfassung von richtigen Erziehungsgrundsätzen gegenüber den Grundsätzen der Welt, und auf dieser Bahn schritten dann Nikolaus Winmannus und Martinus Duncanus weiter fort, die auch durch den Inhalt ihrer Gespräche pädagogisch einwirken, nicht nur die lateinische Sprache richtig gebrauchen lehren wollten. Jonas Philologus und Jakobus Zovitius gehören zu den Vorgängern von Vives; der Franzose Mathurinus Corderius schließt die ganze Reihe ab. Er nimmt wieder die alte Art der Schülergespräche auf, und er hat soviel Beifall gefunden, daß nicht weniger als 108 Ausgaben und Übersetzungen seiner Gespräche gedruckt wurden.

Überall sind die Litteraturangaben sehr genau und die Feststellung der Thatsachen erforderte überall großen Fleiß und nicht selten auch Scharfsinn, wir sind also dem Herausgeber dieser Hefte für vielfache Aufklärung eines bisher wenig beachteten Gebietes zu vielem Danke verpflichtet.

Saaz. W. Toischer.

Schillerlitteratur der Jahre 1898 und 1899.

Seiner größeren Ausgabe von Schillers dramatischem Nachlaß, die, wenn sie auch beiweitem nicht einwandsfrei war (außer meinen früheren in dieser Zeitschrift abgedruckten Arbeiten über Demetrius und die Malteser verweise ich jetzt besonders auf Seuffert in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1898, S. 556), doch einen großen und wesentlichen Fortschritt über Goedekes Ausgabe hinaus bedeutete, hat Gustav Kettner einen kleineren, für weitere Kreise bestimmten Abdruck folgen lassen (Schillers dramatische Entwürfe und Fragmente, aus dem Nachlaß zusammengestellt. Ergänzungsband zu Schillers Werken. Stuttgart, Cotta 1899). Wiewohl diese Ausgabe irgend welchen wissenschaftlichen Wert nicht besitzt und es ihr bei ihrer Bestimmung als Supplement zu den landläufigen populären Schillerausgaben ganz fern liegt, die Mängel und Desiderata der großen Ausgabe, auf die zuletzt Seuffert energisch hingewiesen hat, irgendwie decken oder befriedigen zu wollen, sei doch mit wenigen Worten auf sie eingegangen. Sie umfaßt die Texte aller Fragmente der älteren Sammlung, die kleineren (Themistokles, Agrippina, Elfride, Die Polizei, Rosamund, Das Schiff, Die Flibustiers, Das Seestück, das Lustspiel im Geschmack des Bürgergenerals) im vollen und

ungekürzten Wortlaut; bei den größeren (Demetrius, Warbeck, Die Prinzessin von Zelle, Die Malteser, Die Gräfin von Flandern, Die Kinder des Hauses) versucht der Herausgeber durch Kontamination und Verarbeitung verschiedener, ursprünglich getrennter Abschnitte und Sätze einen zusammenhängenden Text herzustellen, der, leicht und glatt lesbar, einen bequemen Überblick über den geplanten dramatischen Aufbau gestattet, während er abweichende oder parallele Meditationen aus andern als den jedesmal gerade zu Grunde liegenden Skizzenblättern in Anmerkungen unter dem Texte nachträgt. Wenn man den Zweck des Buches erwägt, läßt sich gegen dies an sich unwissenschaftliche eklektische Verfahren nichts einwenden. Kettners Ansichten über den Aufbau der einzelnen geplanten Dramen und die chronologische Entwicklung der Skizzenblätter sind im wesentlichen unverändert geblieben: auch ich mag kleine Ausstellungen und Fragezeichen dagegen an dieser Stelle nicht vorbringen; durch derlei gelegentliche Bemerkungen ist der Sache wenig gedient und die Genesis dieser großen Torsi wird ja noch auf lange hinaus die wissenschaftlich kombinierende Phantasie zu neuen und tiefer dringenden Lösungsversuchen anreizen. Nicht ganz vollständig ist auch der doch nur kurze Entwurf der Braut in Trauer aufgenommen; anhangsweise sind zwei kleinere dramatische Werke angefügt, die der älteren Ausgabe fehlen, Körners Vormittag und der Anfang der Übersetzung von Racines Britannicus.

Die Texte habe ich durch Anstellung von einigen Stichproben mit dem älteren Abdruck der Handschriften verglichen und im großen und ganzen genau befunden, obwohl hie und da das Kontaminationsverfahren des Herausgebers über den erforderlichen Respekt vor dem Dichterwort hinaus zur Umschmelzung ganzer Sätze oder Konstruktionen geführt hat. Vom Übel scheint mir auch die zwar massenhaft, aber doch nicht ganz konsequent durchgeführte Modernisierung der Sprache Schillers, die man doch nirgends als dem größeren Publikum unverständlich bezeichnen kann; man sollte doch goldene Dichterworte nicht als Scheidemünze behandeln, vielmehr die Reinheit der Texte als selbstverständliches oberstes Prinzip für Ausgaben, selbst populäreren Charakters, ansehen. Man mag es für geringwertig oder bedeutungslos halten, wenn bei Kettner die Schiller geläufigen Wortformen „monstros", „ahnden", „fodern", „geradenwegs" in die heute üblichen umgesetzt werden, wenn die Verteilung der starken und schwachen Nominalflexion gegen des Dichters Sprachgebrauch im heutigen Sinne verändert wird; aber ist unser größeres Publikum wirklich so sprachunverständig, daß derartige Änderungen notwendig sind? Dann müßten vor allem auch die vielen französischen Eindringlinge in Schillers Umgangssprache (vgl. Euphorion 4, 518), da sie heute nicht mehr üblich, für viele vielleicht nicht ohne Lexikon verständlich sind, durch deutsche Worte ersetzt werden. Aber die Stilkorrektur geht bei Kettner noch weiter: ich habe mir Fälle angemerkt, wo er „ins" in „in das", „ist" in „sei",

„Akt“ in „Aufzug“, „bemerklich“ in „bemerkbar“ umgesetzt hat; das geht jedenfalls über das verzeihliche Maß hinaus, ebenso wie wenn den „Flibustiers“ ihre französische Pluralbezeichnung genommen wird, die Schiller geläufiger war als Archenholzens Form „Flibustier“, die Kettner für weitere Kreise verständlicher zu sein scheint.

Von den in meinen oben genannten Aufsätzen veröffentlichten Korrekturen Kettnerscher Lesungen, die eine Einsicht der Originalhandschriften gewährte, konnten die zu den Malteſern für die vorliegende Ausgabe nicht benutzt werden, da sie noch nicht veröffentlicht waren; so hat sich das unglückselige „Bey . . . .“ statt „Berg Sceberras“ (vgl. Euphorion, Ergänzungsheft 4, 83) aus Goedekes und Kettners Drucken nicht nur in Bellermanns Text, sondern auch in diese neueste Ausgabe (S. 226) verschleppt. Anders verhielt es sich mit meinen Besserungen des Demetriustextes (Euphorion 4, 528): sie lagen Kettner vor und waren in den neuen Abdruck aufzunehmen; sonderbarerweise ist das aber nur eklektisch geschehen. Die Verse 160. 216. 769. 1302 erscheinen wieder ganz unverändert (S. 38. 40. 59. 81); Vers 720 (S. 56) steht noch immer „schießt vor“ statt „schießt her“, S. 99 „Freiheit“ statt „Frechheit“; im Samborakt Vers 245 (S. 134) ist sogar das für Schiller unmögliche „in jeden Zeiten“, ein Hörfehler Lottens, trotz meiner eingehenden Begründung stehen geblieben. Mir ist dies eklektische Verfahren unverständlich geblieben. Beiläufig seien hier gleich zwei Fehler des Textes der Polizei verbessert: S. 263 (große Ausgabe 78, 4) muß es „verfertigen“ statt „anfertigen“ heißen und S. 257 (71, 6) hat Schiller richtig marayer und nicht marager aus seinem Mercier abgeschrieben (vgl. schon Stettenheim, Schillers Fragment Die Polizei S. 67). Auf andres komme ich später gelegentlich zurück.

Von der richtigen Erwägung ausgehend, daß eine streng chronologische Anordnung der einzelnen Entwürfe noch immer nicht möglich ist, hat Kettner stoffliche Gruppen gebildet: Geschichtsdramen aus moderner Zeit, Dramen mit der einfachen Technik der klassischen Tragödie, phantastisch-romantische Stoffe, Sujet des entdeckten Verbrechens, marine Stücke, Kleineres. Diese Anordnung hat mancherlei für sich, wenn man sich gegenwärtig hält, daß die dichterische Phantasie und Invention natürlich von diesem Schematismus und seinen Grenzscheiden nichts weiß, und daß viele Fäden von einem Gebiet ins andre laufen. Meiner Überzeugung nach sollte jedoch die Anordnung einer Ausgabe zu Grunde gelegt werden, die die Entwürfe in Schillers eigenem großen Planverzeichnis (dessen Faksimile dem Kalender beigegeben ist) zeigen. Ich stimme Kettners Ansicht (Schillerstudien S. 1), daß dieses Verzeichnis im Sommer 1802 niedergeschrieben sei, nicht bei, meine vielmehr mit Bellermann (Schillers Werke 10, X), daß sich die Niederschrift durch eine Reihe von Jahren hinzieht und immer vervollständigt wurde, sobald ein neuer Entschluß zur Gestaltung eines

Stoffes gefaßt war. Vellermann nimmt 1798—1803 als Entstehungszeit an; ich möchte den Anfangstermin noch etwas weiter hinaufrücken, rund in die erste Zeit der Verbindung mit Goethe, in der zunächst die Malteser, die an erster Stelle genannt werden, im Mittelpunkt des Interesses standen; auch nach 1803 mag noch einzelnes zugeschrieben sein. Mit Recht betont Vellermann auch, daß Schiller im Jahre 1802 keine Veranlassung haben konnte, sich die Titel längst vollendeter Stücke aufzuzeichnen und gleich wieder durchzustreichen. Trifft diese Auffassung einer sukzessiven Niederschrift das Richtige, so haben wir aber damit, meine ich, eine relative Chronologie für alle Entwürfe, die das Verzeichnis enthält: die wenigen sicheren Daten, die wir haben, passen in den Rahmen dieser Ansicht, soviel ich sehe, trefflich hinein. Natürlich geschah die Fixierung eines dramatischen Planes im Verzeichnis nicht notwendig im Moment des ersten dafür aufsteigenden Interesses, sondern wenn nach mehr oder weniger oft wiederholter Meditation sich die Grundlinien des Planes zu formen begannen oder der feste Entschluß der Bearbeitung sich kristallisierte. Je weiter getrennt in jenem Verzeichnis zwei Dramentitel stehen, um so größeren Zwischenraum werden wir zwischen beiden anzusetzen haben, um so weniger liegt die Möglichkeit vor, beide in dieselbe Phase der Schillerschen Entwicklung zu verlegen: so wird es, um die Endpunkte als instruktivstes Beispiel herauszugreifen, nicht möglich sein, die Elfride in die Zeit der Malteser oder, wie Kettner (S. 19) will, des Wallenstein zu versetzen; daß sie wahrscheinlich ins Jahr 1804 gehört, habe ich schon früher (Euphorion 6, 145 Anmerkung) von einem ganz andern Punkte aus zu erkennen geglaubt, wobei immerhin der erste Gedanke um Jahre zurückliegen mag.

In den Einleitungen zu den einzelnen Plänen orientiert Kettner kurz und übersichtlich über Entstehung, Quellen und dichterischen Wert der Entwürfe, indem er die gesicherten Ergebnisse der bisherigen Forschungen ansprechend zusammenfaßt. Besonders erfreulich war es mir zu sehen, daß Kettner seine frühere Ansicht von Schillers Äußerung an Frau von Staël über seinen Warbeck als einer absichtlichen Mystifikation (vgl. Euphorion 4, 534 und nun auch Vellermann 10, 135) nicht mehr aufrechterhält (S. 9) und daß er mit mir (Euphorion, Ergänzungsheft 4, 86; vgl. wieder Vellermann 10, 3) die älteste Anregung zu den Maltesern bei Watson, nicht mehr bei Vertot sucht. Neues ist mir in der Einleitung, abgesehen von Kleinigkeiten, wie z. B. dem Hinweis auf Platos Gastmahl für die Weiterbildung des Freundschaftsbundes in den Maltesern (S. 16), der mir nicht hinreichend begründet erscheint, nicht aufgestoßen. Die beiden größten Lücken in der Quellengeschichte der Schillerschen Entwürfe sind nach wie vor unausgefüllt: die historische Ableitung der marinen Dramen und der eigenartigen Gräfin von Flandern muß erst ein künftiger glücklicher Zufall ermöglichen. Daß die letztere im wesentlichen auf freier Er-

findung beruhen soll (S. 21), davon habe ich mich nie überzeugen können. Auch Kettners Hypothese, der Entwurf sei aus der im Jahre 1795 für die Horen geplanten romantischen Erzählung erwachsen, scheint mir nicht glücklich und hat nur das eine Verdienst, die unbewiesenen Vermutungen über diese rätselhafte Novelle in Versen um eine neue ebenso unbewiesene vermehrt zu haben. —

Ich darf hier gleich meine Neubearbeitung eines der wichtigsten von Schillers Briefwechseln anreihen (Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt, dritte vermehrte Ausgabe mit Anmerkungen von Albert Leitzmann. Stuttgart, Cotta 1900). Diese neue Auflage des Briefwechsels ist die erste, welche durchweg auf einer Vergleichung der Originalhandschriften beruht und diese ganz unverkürzt zum Abdruck bringt. Die Briefe Schillers, im Humboldtschen Archiv zu Tegel bewahrt und schon von Jonas für seine große Briefausgabe verglichen, ergaben trotzdem noch einige neue Lesungen. Unverhältnismäßig reicher aber gestaltete sich die Ausbeute einer Einsicht in die Originalschreiben Humboldts, und ich konnte hier meine ältere Erfahrung aufs neue bestätigt sehen, daß fast kein Satz, jedenfalls aber keine Seite von Humboldt ohne Fehler gedruckt worden ist. Fünf Briefe und ein Gedicht in Canzonenform aus der Radowitzschen Sammlung in Berlin hatte ich schon früher im Euphorion 3, 64 abgedruckt, das Ergebnis einer Kollation zweier schon gedruckter Nummern aus dem Schillerarchiv in Weimar an derselben Stelle vorgelegt; der ganze übrige Rest der Originale mit einer einzigen Ausnahme, die ich aus Urlichs' Briefen an Schiller übernehmen mußte, fand sich, von den Fachgenossen unbemerkt und unbeachtet, im Cottaschen Archiv in Stuttgart. Was die Totalität des Abdrucks betrifft, so konnten natürlich die Rücksichten, die Humboldt 1830 bestimmten, den Bestand des Briefwechsels so unbarmherzig zu dezimieren, heute nicht mehr maßgebend sein. Aber auch über die in der zweiten Auflage von 1876 enthaltenen Zusätze hinaus erwiesen sich die Handschriften fast aller Briefe Humboldts reich an bisher ungedruckten, teilweise sehr bedeutenden und interessanten Stellen, von denen ich wenigstens eine Reihe der wichtigsten hier kurz mustern möchte, ohne irgendwie eine erschöpfende Würdigung des neuen Textes geben zu wollen.

Die Hauptmasse der ungedruckten Abschnitte betrifft Goethe. In Bezug auf ihn war der greise Humboldt bei der ersten Redaktion des Briefwechsels für den Druck mit besonders weitgehender Rücksicht und Schonung zu Werke gegangen: da er noch am Leben war, glaubte Humboldt alles, was nicht unbedingt lobend und anerkennend war, und zwar nicht nur jeden Tadel seines Wesens oder seiner Werke, sondern auch jedes kühler abwägende kritische Wort ausmerzen zu sollen. Instruktiv für diese Tendenz ist schon der Vergleich einiger gedruckter Stellen mit dem jetzt zum ersten Mal aus den Handschriften gewonnenen ursprünglichen

Wortlaut: hatte der geschulte Philolog Humboldt seiner Zeit gewiß mit Recht geurteilt, daß Goethe „nur sehr mäßig“ griechisch verstehe S. 193), so wurde diese Bemerkung 1830 durch Weglassung des „sehr“ abgeschwächt und durch Hinzufügung eines „vielleicht“ eine in Wirklichkeit gar nicht vorhandene Inkompetenz des Beurteilenden angedeutet; das Lob des Goetheschen Märchens, daß ihm nichts in deutscher Litteratur „gleich käme“ (S. 206), wurde noch überboten durch die Hyperbel einer zudem ganz undeutschen Wendung, daß ihm nichts „auch nur von fern ähnlich käme“. Diese Tendenz führte stellenweise bis zu direkter Fälschung in majorem Goethii gloriam. So hatte Humboldt von den Bekenntnissen einer schönen Seele geschrieben: „Es ist nicht zu leugnen, daß das sechste Buch unerträgliche longueurs und Tiraden hat“ (S. 230); daraus wurde 1830: „Der so schwierige Gegenstand des sechsten Buchs ist vortrefflich behandelt.“ Ähnlich an derselben Stelle S. 231 vom Charakter der schönen Seele: „daß die Heilige dadurch nur noch mehr zu einem trockenen und immer mehr oder weniger widrigen Gerippe herabsinkt“ (über den Sinn von „widrig“ vgl. meine Anmerkung zur Stelle); im Druck gemildert: „dadurch zu einer gewissen Trockenheit herabsinkt.“ Wie wir nun sehen und auch bei seiner scharfen kritischen Veranlagung von vornherein annehmen konnten, war Humboldts Verhältnis zu Goethe in der Mitte der neunziger Jahre durchaus nicht das kritikloser Bewunderung oder Anbetung. So wird an mehreren Stellen (S. 68. 136. 188. 206) mit den damals stückweise erscheinenden Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten scharf ins Gericht gegangen: ihr langweiliger Ton könne das Märchen anstecken, die Reden des Fräuleins seien grob, das Gespräch schleppend, die Geschichte halte sich leidlich u. s. w. Auch das sechste Buch des Wilhelm Meister wird schleppend, vieles darin altfränkisch und kleinbürgerlich genannt (S. 115). Sehr geistvolle kritische Worte widmet Humboldt an einem andern Orte (S. 97) Goethes realistischem Dichtercharakter, mit dessen glänzenden Vorzügen auch gewisse Fehler verbunden seien, die es ihm schwer fallen würde zu vermeiden. Zwei längere Stellen (S. 76. 162) berichten ausführlich von Goethes Aufenthalt in Karlsbad 1795 und mit sichtlicher Freude an dem „artigen Abenteuer“ von seinem dortigen Verkehr mit den Jüdinnen Marianne Meyer und Rahel Levin. Andres muß hier unerwähnt bleiben. Hingewiesen sei nur noch auf die köstlichen Proben zeitgenössischer Berliner Salonkritik über die römischen Elegien, Wilhelm Meister und die Horen (S. 61. 75. 76. 208): sie lassen uns die psychologischen Stimmungen oder besser Mißstimmungen empfinden, auf deren Boden dann die Saat der Xenien erwuchs.

Auch abgesehen von Goethe enthalten die neuen Zusätze mancherlei Interessantes. Daß Schiller im Herbst 1792 den Plan hatte, gemeinsam mit Humboldt eine Zeitung ins Leben zu rufen (S. 45), war bisher nicht bekannt; man erinnere sich, daß er wenige Jahre später für Cottas

Zeitungsplan trotz aller Bemühungen nicht zu gewinnen war; man darf vermuten, daß die Entwicklung der französischen Angelegenheiten, für die beide Männer sich lebhaft interessierten, den Gedanken dazu eingab. Hübsch ist eine im ersten Druck wohl als zu anmaßend unterdrückte Stelle in der berühmten Humboldtschen Analyse der Schillerschen Dichterindividualität, weil sie uns einen Einblick in Jenaer Gespräche über Klassifizierung dichterischer und philosophischer Genies und die Synthese beider in konkreten Beispielen gewährt: schrieb Humboldt fast gleichzeitig an Jacobi S. 49, in Schiller strebe der Geist eigentlich das philosophische und poetische Genie ineinander zu verschmelzen, und er sei dadurch Schöpfer einer ganz neuen Art von Poesie, so heißt es hier S. 197 geradezu, die Idee, die beide in Jenaischen Gesprächen manchmal beschäftigt habe, sei nicht unrichtig, daß nämlich Schiller gleichsam die Veranlagung Kants mit der Goethes verknüpfe und gerade durch diese Verknüpfung der höchste Dichterkranz zu erringen sei. Wie bedauernswert überhaupt, daß sich für Schillers und Humboldts Gespräche kein Eckermann fand, daß auch Humboldt selbst nie den Versuch gemacht hat, die Gewalt und Herrlichkeit Schillerscher Rede, die er in der klassischen Vorerinnerung so begeistert schildert, der Nachwelt zu erhalten. — Es erscheint fast selbstverständlich, daß Humboldt in dem berühmten und psychologisch für beide Teile so interessanten brieflichen Waffengang zwischen Schiller und Fichte für jenen gegen diesen, die „oßmannstädtische Majestät", wie er ihn nennt, Partei nahm. Schiller hatte Fichtes Kundgebung vom 27. Juni 1795 an Humboldt nach Tegel gesandt und dieser erwidert mit einer schneidend scharfen Analyse und Kritik des ganzen Mannes als Gelehrten und Menschen, die sich stellenweise zu beißender Satire zuspitzt S. 58; ähnlich, nur kürzer urteilt er später S. 99 über einen verlorenen Brief Fichtes an Schiller, denselben, auf den Schillers herrliche Konzepte vom 3. und 4. August des gleichen Jahres die Antwort bilden. Trotzdem später von Seiten Humboldts Fichtes Persönlichkeit und Philosophie unbefangenere Würdigung erfahr, kommt doch in den Zeiten der Gründung der Berliner Universität die alte Antipathie wieder in voller Schärfe zu Tage. — Ferner seien noch erwähnt: eine längere, sehr anerkennende Stelle über Humboldts Jugendfreund Gentz S. 160, deren Unterdrückung wohl durch eine innere Entfremdung motiviert sein mag, die seit den Freiheitskriegen und dem Wiener Kongreß trotz fortgesetzter äußerlich freundschaftlicher Beziehungen und zeitweilig gewechselter Briefe zwischen beiden vorhanden war vgl. auch Gebhardt, Wilhelm von Humboldt als Staatsmann 2, 448; ein Bericht über Rehbergs Besuch in Jena im September 1794 S. 54; ein treffendes Urteil über den zweiten Band der Voßischen Gedichte S. 64. Auch von einer Bearbeitung der Emilia Galotti durch Ramdohr S. 55 wußte man bisher nichts: das Zeugnis Humboldts ist von Erich Schmidt in seinen Lessing² 2, 628 aufgenommen worden.

Im Anhang ist ein tiefempfundener und gedankenreicher Brief Humboldts an Körner vom 8. Juni 1805 über Schillers Tod mitgeteilt, der, obwohl 1856 in der Minerva abgedruckt, doch unbeachtet geblieben war; ich durfte das im Besitz des Schwäbischen Schillervereins befindliche Original vergleichen. An dies Schreiben schließt sich ein kurzer Briefwechsel, den Humboldt und Körner im Februar bis Mai 1830 über die Herausgabe der Schiller-Humboldtschen Korrespondenz geführt haben: die Briefe Humboldts hatte, wenn auch mit Fehlern, schon Jonas in seinen „Ansichten über Ästhetik und Litteratur" mitgeteilt, die Antworten Körners entstammen dem Archiv in Tegel. Die letzteren bringen manchen kleinen Zug, manche nicht unwichtige Notiz über Schiller aus der rückschauenden Erinnerung des alten Jugendfreundes. Nur eine Stelle will ich hier ausheben, weil sie Licht auf eine noch immer schwebende Kontroverse wirft (vgl. Euphorion 6, 139). Humboldt hatte bei Körner angefragt, ob Schiller bei Ausarbeitung der Philosophischen Briefe in der Thalia schon Kenntnis von der Kantischen Philosophie gehabt habe; Körner in seiner Antwort verneint das mit vollem Recht und fügt begründend hinzu (S. 332): „Die Philosophischen Briefe entstanden aus Materialien, die er in seinen früheren Papieren gefunden hatte und worzu er damals wenig hinzufügte .... Mir hatte Schiller die Rolle des Rafael in den Philosophischen Briefen zugeteilt, er verlor aber bald die Lust an dieser Arbeit und vielleicht mit durch meine Schuld." Das ist eine urkundliche und durchaus glaubwürdige Bestätigung der Annahme Minors, daß die Theosophie des Julius wirklich aus Schillers Stuttgarter Akademiejahren stammt und in der Dresdener Zeit nur leise überarbeitet wurde; Körners unzweideutige Aussage stimmt also vollständig zu Schillers eigenem Zeugnis (Sämtliche Schriften 4, 40), das demnach keine schriftstellerische Fiktion sein kann. Kuno Fischers und Harnacks gegenteilige Ansicht, die neuerdings auch Bellermann (13, 75) bestreitet, dürfte damit endgiltig widerlegt sein. Auch Harnacks neueste Argumente für Dresdener Entstehung der Theosophie (Euphorion 6, 536) sind dadurch gegenstandslos geworden; in einer eigenen speziellen Untersuchung über Sprache und Stil der Philosophischen Briefe hoffe ich später nochmals darauf zurückzukommen.

Eine weitere Neuerung der dritten Auflage gegen die beiden früheren ist der eingehende Kommentar. Statt eines sehr lückenhaften Registers, das die zweite Auflage aufwies, sind ausführliche, dem Text Schritt für Schritt folgende Erläuterungen, eine tabellarische Übersicht über die gesamte ursprünglich vorhandene Korrespondenz auf Grund der Aufzeichnungen in Schillers Kalender und der in den sonstigen Briefwechseln beider Männer enthaltenen Andeutungen und ein erschöpfendes Register beigegeben. Die Einzelanmerkungen habe ich versucht durch einen Text zu verbinden und so das Material für die Geschichte dieses Freundschaftsbundes und das Fortleben Schillers in Humboldts Andenken möglichst

vollständig zusammenzustellen. Ein Jugendporträt Humboldts, der ja in unsrer Schillerlitteratur nur als Greis, wie Schiller ihn nie gekannt hat, abgebildet zu werden pflegt, aus Familienbesitz ist dem Buche als Titelbild beigefügt: es ist ein Reliefmedaillon aus dem Jahre 1796 vom damaligen Weimarer Hofbildhauer Martin Klauer, dessen Medaillonporträts den lebhaften Beifall Goethes gefunden haben. —

Von biographischen Werken über Schiller habe ich dem Buche Harnacks schon früher eine besondere Besprechung (Euphorion 6, 135) gewidmet. Eine der drei noch immer fragmentarischen großen Lebensdarstellungen, deren ich dort im Eingange gedenke, ist indessen wenigstens um einen kleinen Schritt vorwärts gekommen: Richard Weltrich hat seinen beiden 1885 und 1889 ausgegebenen Lieferungen eine dritte (S. 641—900), die Schlußlieferung eines ersten Bandes, folgen lassen (Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. Stuttgart, Cotta 1899) und giebt zugleich (S. 725) die Versicherung ab, daß das ganze Werk in nicht zu ferner Zeit in drei Bänden abgeschlossen sein soll. Die vorliegende Lieferung behandelt in ihrer vorderen Hälfte (S. 641—722) Schillers letzte Stuttgarter Wochen seit den graubündener Händeln, die den Konflikt mit dem Herzog unheilbar verschärften, bis zu seiner Flucht, über deren Motive und moralische Berechtigung eingehend gehandelt wird; die hintere Hälfte (S. 723—874) bringt in Form eines umfänglichen Anhangs eine lange Reihe „Nachweise und Nachträge", im ganzen hundert Nummern, von denen die meisten über eine große Zahl von Seiten sich erstrecken; am Schluß ist ein Register zum ganzen Bande und eine Stammtafel der Vorfahren Schillers angefügt.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, Weltrichs biographische Methode nochmals eingehend zu kritisieren; es ist das von berufener wie unberufener Seite oft genug geschehen; was mich persönlich betrifft, so bekenne ich mich im ganzen und einzelnen einig mit der Würdigung, die Minor im Anzeiger für deutsches Altertum 12, 274 seiner Zeit der ersten Lieferung hat zu teil werden lassen. Weltrichs Darstellungsmethode ist natürlich in der vorliegenden dritten Lieferung dieselbe geblieben wie in ihren beiden Vorgängerinnen und ihre von Minor hervorgehobenen starken Mängel, die mir nur teilweise mit dem subjektiven Ideal des Verfassers von einer Biographie zusammenzuhängen scheinen, kann auch der Ansatz einer Selbstverteidigung, der uns jetzt (S. 726. 729) geboten wird, nicht entschuldigen, wie überhaupt die hin und wieder in den Anhang eingestreuten Polemiken zu den unerfreulichsten Teilen des Buches gehören (ergötzlich sind dabei höchstens die Rangunterschiede, die der Verfasser zwischen seinen Gegnern statuiert, vgl. S. 824. 830). Weltrich fällt S. 852 über Hauffs Schubartbuch das Urteil: „Freilich ist es formlos, ohne jede künstlerische Gestaltung, in den meisten Teilen mehr eine Mate-

rialiensammlung, eine kritische Studie über Schubart und die Schubartlitteratur, mehr die Vorarbeit zu einer Biographie als ein biographisches Gemälde; die Masse der litterarhistorisch-kritischen Auseinandersetzungen, welche die Erzählung auf Schritt und Tritt unterbrechen, steht in gar keinem Verhältnis zur biographischen Verarbeitung des Stoffes"; mit diesen Worten charakterisiert er meines Erachtens treffend auch sein eigenes Werk. Die unselige Neigung zu langen geschichtlichen oder allgemein reflektierenden Exkursen, die ganz unvermittelt in den biographischen Bericht eingestreut sind (vgl. Minor S. 285), herrscht auch in der vorliegenden Lieferung: die 17 Seiten Betrachtungen über die moralische Berechtigung der Flucht Schillers fördern die Erkenntnis der Sachlage recht wenig; kurz dahinter bringt es der Verfasser fertig, die dramatische Spannung der letzten Stuttgarter Tage durch einen trockenen Exkurs über die Geschichte des Theaters in Württemberg und die mangelhafte Entwicklung des dramatischen Sinnes bei den Schwaben 18 Seiten lang aufzuhalten, bis der Leser gänzlich erschlafft ist. Fast schlimmer noch wirken die vielfach hart ans Nüchterne und Schulmeisterliche streifenden Erörterungen allgemeinen Inhalts, die allerorten den Schritt des Lesers wie widerspenstiges Strauchwerk hindern: so über die Prinzipien geschichtlicher Wirksamkeit (S. 665), über den kategorischen Imperativ des Genies S. 676), über das Undramatische der schwäbischen Natur, das durch Worte Vischers und Bismarcks erläutert und bis in die altgermanische Urzeit hinaufgeleitet wird (S. 679), über die Bevorzugung der Oper vor dem Schauspiel mit einem Ausfall auf das moderne Gesamtkunstwerk, der rein sachlich durchaus zu billigen ist (S. 680), über die verschiedenen Charakterseiten des Menschen, für deren Konstatierung ein Wort von Wolfgang Kirchbach nötig ist (S. 711), über Vornamenanordnung und Vornamenpsychologie (S. 735) u. s. w. Zu dem biographischen Text der Lieferung möchte ich nur eine kleine Bemerkung machen: die S. 705 versuchte Ehrenrettung Kapfs, dem mit Recht (vgl. Euphorion 6, 141) ein ungünstiger Einfluß auf den Stuttgarter Schiller zugeschrieben worden ist, kommt nur dadurch zu Stande, daß aus seinen afrikanischen Briefen die belastenden Stellen tendenziös verschwiegen werden; das Richtige lehrt Müller, Schillers Jugenddichtung und Jugendleben S. 122.

Aus dem Inhalt des Anhangs möchte ich folgende Stellen hervorheben, um hie und da Bemerkungen anzuknüpfen. S. 725 (vgl. auch S. 762 kurzer Überblick über die neuere Schillerlitteratur: er ist mehrfach stark polemisch gehalten und eine oratio pro domo; die Echtheit des Bildes von Schillers Mutter, das Müllers Buch über sie eröffnet, wird mit Recht bestritten. S. 737 über Schillers Geburtstag: aus einer Kombination aller gesicherten Zeugnisse wird gegen Urlichs und Düntzer der 10. November als nun wohl endlich festgelegtes Datum gewonnen. S. 753 über Schillers Vetter und Paten, den gleichnamigen Studiosus: zum

ersten Mal wird seine Verwandtschaft mit dem Dichter und sein Geburtsdatum richtig festgestellt; danach ist er am 18. September 1737, also sechs Jahre später, als man bisher annahm, als Sohn des Bäckers Hans Georg Schiller, Neffen des Großvaters des Dichters, in Steinheim an der Murr geboren; für die Stelle in Körners bekanntem Londoner Brief, die zweifellos auf Johnson und nicht auf den Studiosus geht, muß uns eine andre nicht minder ergötzliche Nachricht entschädigen, die ich schon vor Jahren publiziert habe (Archiv für neuere Sprachen 90, 32 Anmerkung), die aber nicht nur Weltrich entgangen zu sein scheint, weshalb sie hier wiederholt sei.[1]) S. 764 über Schillers Ludwigsburger Kindheit und Karl Eugens Einwirkungen auf den Dichter: Kuno Fischers Ansicht von dem magischen Glanze dieser Jugendjahre und seine Hypothesen über das Verhältnis zwischen Herzog und Dichter, sowie seine Auffassung vom Charakter des ersteren werden mit Recht zurückgewiesen; hiermit wie mit seinen Erörterungen über Sturz verfällt er selbst der sonst von ihm so arg verspotteten Entlehnungssucht. S. 766 über Schillers Lehrer an der Ludwigsburger Lateinschule: ihre Persönlichkeiten werden zum ersten Mal genauer bestimmt und charakterisiert; falls Schiller, was wahrscheinlich ist, auch die oberste Klasse besuchte, genoß er den Unterricht Schwindrazheims, dessen Kasualgedichte er später im Repertorium besprach. S. 781 gegen die neuerlich mehrfach hervorgetretene zu günstige Bewertung der Militärakademie als Erziehungsanstalt. S. 788 über den dortigen Unterrichtsgang: das von Minor herausgegebene poetisch-stilistische Schulheft soll kein Diktat in der Stunde, sondern Abschrift eines Manuskripts des Lehrers sein; der neuerdings aufgetauchte Aufsatz über den Einfluß des Weibes auf die Tugend des Mannes ist, wie auch mir scheint, keine Schillersche Originalleistung, vielmehr vielleicht ein Diktat Abels, leicht

[1]) Reinhold Forster berichtet in einem ungedruckten Briefe an Boie (im Besitz der Königlichen Bibliothek in Berlin) vom 12. November 1776: „Ein gewisser schwülstiger Schwabe, genannt Schiller, der den Hawkesworth verunteutscht hat, übersetzet dies Werk (Robertsons Geschichte von Amerika für Reich und Weidmanns Erben, welche dem englischen Buchhändler 200 Pfund Sterling bezahlen, um nur die Bögen gleich zu bekommen, wie sie die Presse verlassen. Dieser gute Schiller ist zuweilen etwas verrückt im Kopfe. Einer seiner Landsleute, ein Goldmacher, hat ihn zum Goldmachen und der Rosenkreuzbrudergesellschaft bekehrt; da arbeitet nun der Mensch im Kohlenstaube, und da er ohnedem nicht sehr reinlich ist, so wird er vollends ein Cynicus und, um recht fromm zu werden, welches das große Geheimniß erfordert, kasteiet er seinen Leib; dadurch ist nun seine Gestalt der des Don Quixote so ähnlich geworden, daß man ihn nicht unterscheiden kann. Er ist lang, mager, hat tief im Kopfe liegende Augen, die von einem verborgenen Feuer funkeln; er ist so bleich und zugleich so gelb, daß er aussieht wie eine Haut im Rauche. Er ist sehr von sich selbst und von seinen Fähigkeiten eingenommen und glaubt, daß seine Vorrede zum Hawkesworthischen Werke das non plus ultra der Beredsamkeit und des menschlichen Verstandes sei. Ich bitte, lesen Sie dieselbe doch nur! Wehe unserm armen Vaterlande! Mit dieser elenden Brut von Übersetzern werden alle Werke der Ausländer verhunzt in die Hände der Deutschen gegeben."

überarbeitet, was Weltrich wahrscheinlich zu machen nicht gelungen ist. S. 800 über Schillers Briefe an Dalberg: hier hat sich das betrübende Resultat ergeben, daß der Abdruck bei Jonas auf einer durchweg unzuverlässigen Kollation beruht und abgesehen von vielen Kleinigkeiten selbst eine Reihe grober Entstellungen enthält; Weltrich giebt leider nur den authentischen Wortlaut der von ihm im Texte der Biographie citierten Stellen, während wir für eine vollständige Kollation gern ein Paar Exkurse hingegeben hätten. S. 810 zur Laurafrage: die Persönlichkeit Wilhelmine Andreäs ist nun wohl endgiltig eliminiert (vgl. Euphorion 6, 141); über das sexuelle Element in Schillers Jugenddichtung und Jugendleben habe ich mich ebendort und besonders S. 137 ausgesprochen; interessant ist ein briefliches Urteil Reinhards über die Anthologie (S. 829). S. 834 gegen Krauß' im Euphorion 4, 98 vorgetragene Erklärung des Epigramms „Grabschrift", die ich für die einzig richtige halte (vgl. Euphorion 6, 142). S. 836—845 Abels handschriftliche Aufzeichnungen über Schiller, soweit sie die Stuttgarter Zeit betreffen: der zusammenhängende Abdruck ist sehr dankenswert, zumal mancherlei neues darin enthalten ist; am interessantesten ist wohl der Bericht vom Bestehen einer „geheimen Verbindung" zwischen Schülern und Lehrern, zu der auch Schiller gehörte; die Spiegelung des Jünglings in dem Urteil seines bedeutendsten Lehrers verdient durchgängig Beachtung. S. 849 zur Beurteilung Schubarts: besonders die Motive zu seiner Verhaftung werden behandelt und ein kurzer kritischer Überblick über die Litteratur, einen Mann betreffend, gegeben, der leider einen kongenialen Darsteller seines Lebens noch nicht gefunden hat. S. 856 das sehr interessante Urteil Wielands und Goethes über die Räuber in einem Briefe des ersteren an Werthes vom 6. März 1782, dessen Wortlaut in Petersens nachgelassenen Papieren auf uns gekommen ist. Endlich S. 858—874 zur Genealogie der Familie Schiller, die wesentlich durch Forschungen Haffners nunmehr zurück bis in die fünfte Generation vor dem Dichter als sicher aufgehellt gelten darf: nicht, wie man seither annahm, Großheppach, sondern Neustadt bei Waiblingen ist der älteste erkennbare Stammort der Familie. —

Die Beziehungen des Dichters zu Erfurt sind der Gegenstand eines Schriftchens von Albert Pick (Schiller in Erfurt. Halle, Kaemmerer 1899). Dasselbe Thema ist schon 1870 von Boxberger ziemlich erschöpfend behandelt worden und nur wenige geringwertige Nachträge konnten beigebracht werden. Wirkliche Beziehungen zwischen Schiller und Erfurt bestanden nur während der Jahre 1789—1791: durch Lotte kam der Dichter Karoline von Dacheröden, der intimen Freundin der Schwestern Lengefeld, und den Freunden des Dacherödenschen Hauses, in erster Linie Dalberg nahe, mit dem sich dann eine dauernde Verbindung erhielt; während jener Jahre kam er zuweilen nach Erfurt und hielt dort auch seine zweimonatliche Nachkur nach dem Besuche Karlsbads im Herbst 1791.

Später wird uns erst wieder im Mai 1803 ein Besuch einer militärischen Festlichkeit in Erfurt bezeugt. Nur dadurch, daß der Verfasser allerhand Erfurtisches, das nicht Schillers Persönlichkeit direkt betrifft, hineinzog, wie z. B. Timmes Kritik der Räuber, Sophie Albrecht, Fräulein von Arnim, war es möglich, einen zusammenhängenden Faden zu spinnen, und das Gewebe ist noch immer locker und fadenscheinig genug geblieben. Ein Paar Kleinigkeiten seien hervorgehoben: die urkundlichen Daten über Timme (S. 7), ein äußerst spaßhafter Prolog der 1782 in Erfurt spielenden Ilgnerschen Truppe mit Erwähnung der Räuber (S. 11), Nachrichten über Aufführungen der Räuber in Erfurt 1782 durch Dilettanten und 1805 durch Schuhmachergesellen (S. 12), die biographischen Notizen über die in der Wielandsforschung konfundierten Brüder Baumer an der Erfurter Universität (S. 18), Sophie Albrechts Hymne auf Schiller (S. 23), zwei Stammbucheinträge Schillers von 1791 für Justi und Engelschall, einer aus Juvenal, der andre aus Wielands Musarion (S. 51). Unangenehm ist die Überfülle von Druckfehlern in dem dünnen Heftchen, dessen Sprache stellenweise schwülstig und phrasenhaft ist; die Darstellung beginnt mit einer Parallele zwischen den verschiedenen „Schillerstädten oder doch Schillerstätten" und den sieben griechischen Städten, die sich um die Geburt Homers stritten, und schließt mit dem Wortlaut der Erfurter Polizeiverordnung von 1897, die dortige Schillerstraße betreffend! Bedauerlicher als solche Geschmacklosigkeiten ist der Umstand, daß sich der Verfasser sowohl in Schillers Werken wie in der Schillerlitteratur häufig mangelhaft orientiert zeigt: bei der in dem Hymnus der Sophie Albrecht gefeierten Schillerschen Leonore fällt ihm Fiesco nicht ein und er setzt ein Fragezeichen hinter den Namen (S. 24); die Behauptung, daß Humboldt seine Frau im Winter 1789—1790 kennen gelernt habe (S. 33), ist unrichtig; S. 44 wird noch immer Herchenhahn als Hauptquelle des Wallenstein aufgeführt; nach S. 45 soll Professor Dominikus, von dem wir nur wissen, daß er Schiller beim Quellenstudium für Wallenstein bibliothekarisch unterstützte, der „erste Veranlasser" der Dichtung gewesen sein; von Schillers geplanter Denkschrift für Ludwig XVI., die durch Zacharias Becker ins Französische übersetzt werden sollte, spricht der Verfasser mit Berufung auf eine obskure Quelle wie von einer unaufgeklärten Sache (S. 56), während wir doch durch Schillers eigene Briefe (3, 231. 233. 234. 246) genau darüber orientiert sind; S. 69 wird berichtet, daß Schillers Exemplar von Murrs Übersetzung des „Haoh Kioh Tschuen" sich jetzt in der Erfurter Bibliothek befindet und daß Schiller eine Neubearbeitung dieses chinesischen Romans geplant habe, nicht aber, daß der Anfang davon erhalten und in den Sämtlichen Schriften 15, 1, 372 gedruckt ist. —

Allgemeinere Themata, größere Ausschnitte aus Schillers Gedankenwelt behandeln die Schriften von Udo Gaede (Schillers Abhandlung

über naive und sentimentalische Dichtung. Studien zur Entstehungsgeschichte. Berlin, Duncker 1899., Heinrich Borkowski (Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele in Schillers Leben, Philosophie und Dichtung. Königsberg, Teichert 1898 und Otto Pietsch (Schiller als Kritiker. Königsberg, Gräfe und Unzer 1898). Gaede behandelt nicht die äußere Entstehungsgeschichte der grundlegenden Schillerschen Abhandlung von 1795/96; ihre Daten sind, soweit sie uns aus den Briefen Schillers entgegentreten, hinreichend bekannt und bedurften kaum erneuter Zusammenstellung, zumal keinerlei Vermehrung des Materials zu verzeichnen ist. Er giebt vielmehr eine kurze Übersicht der Gedankenentwicklung der Abhandlung in Rücksicht auf die Genesis und Ausbildung der hauptsächlichsten Begriffe und versucht den Einfluß Kants und Goethes auf sie scharf herauszuarbeiten. Die Darlegung fußt ganz auf den bekannten Arbeiten von Harnack, Berger, Stein und besonders Kühnemann; ich kann nicht finden, daß irgend ein neuer Gesichtspunkt, eine neue Kombination vom Verfasser geliefert worden ist, ja nicht einmal, daß die zu Grunde liegenden Gedankenreihen jener Arbeiten überall ganz klar wiedergegeben sind, so daß mir auch der Zweck der ganzen Schrift nicht klar geworden ist und ich mir nicht recht denken kann, für welchen Leserkreis sie berechnet sein mag. Sehr störend ist, daß Schillers Briefe noch immer nach den Einzelausgaben, die an Goethe sogar nach Nummern citiert werden; man sollte sich doch gewöhnen, ein für allemal nach Jonas' Sammlung zu citieren, zu der ja doch jeder greifen muß, der das Bild des Epistolographen Schiller in seiner ganzen imponierenden Größe erfassen will. Ein recht unangenehmer Druckfehler ist S. 29 in einem Citat stehen geblieben. — Borkowskis Arbeit ist aus einer gelegentlich ausgesprochenen Anregung Kuno Fischers erwachsen, es möge Schillers Verhältnis zum Unsterblichkeitsglauben genauer untersucht werden. Sie verfolgt die Aussprüche des Dichters über eschatologische Dinge, speziell über Natur und Bestimmung des menschlichen Geistes, von der mit dem Kirchenglauben kombinierten Philosophie und Theosophie der Stuttgarter Jugendjahre durch die materialistischen Stimmungen der Folgezeit bis zu der endgiltigen Festigung einer spiritualistischen Grundansicht durch Kant, gemäß deren er auf der Höhe des Lebens im lebendigen Gefühle unsrer diesseitigen Bestimmung jedes nähere Eingehen auf die an sich postulierte Unsterblichkeit auf sich beruhen ließ, nicht aus Unglauben, sondern in der Überzeugung von der wissenschaftlichen Unlösbarkeit des Problems und aus Widerwillen gegen den sinnlichen Mißbrauch dieser Lehre. Die Darstellungsweise des Verfassers ist häufig recht breit, stellenweise (so in den Spekulationen S. 100) auch unklar; sein orthodox-christlicher Standpunkt kommt hie und da (namentlich S. 91 Anmerkung) in einer Form zu Worte, die der Objektivität der Untersuchung nicht vorteilhaft ist. In der Schillerlitteratur zeigt sich der Verfasser ziemlich gut orientiert: nur daß

er die Kinderbriefe an Moser für echt hält (S. 7. 17), hätte ihm nicht zustoßen sollen. Daß die Erwähnung der Seelenwanderung in Schillers Abgangsdissertation durch Lessings Erziehung des Menschengeschlechts angeregt sein soll (S. 17), ist unwahrscheinlich, da eine Anknüpfung an Bonnets Ansichten weit näher liegt. — Pietsch untersucht in seiner recht brauchbaren und tüchtigen Abhandlung nicht, wie man nach dem Titel erwarten könnte, Schillers kritische Methode, wie sie sich allmählich bei ihm ausgebildet und modifiziert hat, sondern stellt wesentlich referierend in dankenswerter Weise seine kritisch-ästhetischen Überzeugungen und Urteile aus Prosaschriften und Briefen zusammen, ohne zur Gewinnung höherer Gesichtspunkte oder größerer Zusammenhänge vorzudringen. Er gliedert Schillers kritische Arbeit in drei Perioden nach Shaftesbury, Kant, Goethe, den sein Geistesleben nacheinander umbildend bestimmenden Persönlichkeiten. In ihrem ganzen Verlauf bemerkt er dementsprechend dreierlei verschiedene Verhalten der ästhetisch-künstlerischen Veranlagung in Schiller zur moralischen: in der ersten Periode wiegen moralische Gesichtspunkte bei weitem vor, in der zweiten regt sich schon stark die Opposition des Künstlers, in der dritten kommt die rein ästhetische Betrachtungsweise zu endgiltigem Durchbruch. Das letztere Faktum spiegelt sich, wie treffend S. 137 bemerkt wird, in der Rangordnung der naiven und sentimentalischen Poesie. Nicht alle einschlägigen Aufsätze Schillers sind vom Verfasser mit gleicher Hingabe und Vertiefung behandelt: während z. B. die in letzter Zeit mehrfach in ihrer großen Bedeutung besser gewürdigte Matthissonrezension eingehend besprochen, die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung gebührend berücksichtigt wird, ist das, was über Anmut und Würde, über die ästhetischen Briefe und besonders über die Xenien ausgeführt wird, ganz unzureichend und mager; auch Schillers vornehmste speziell kritische Leistung, die Briefe über Wilhelm Meister, ist nicht glanzvoll genug herausgearbeitet. —

Ein dankbares Kapitel aus der Geschichte der litterarischen Nachwirkung Schillers behandelt Gustav Reinhard (Schillers Einfluß auf Theodor Körner. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte. Straßburg. Trübner 1899). Die Arbeit stammt aus Elsters Schule und beruht in Anlage, Gesichtspunkten und Terminologie auf dessen Prinzipien der Litteraturwissenschaft, soweit diese überhaupt für das Thema des Verfassers in Betracht kamen. Schillers Einfluß auf Körner, schon zeitgenössischen Freunden und Kritikern des Dichters deutlich und von ihnen bereits mehrfach als verderblich und zu flacher Schablone verführend erkannt, in allen Litteraturgeschichten hervorgehoben, war bisher doch noch nie eingehend untersucht worden; nur gelegentliche Bemerkungen in den Körnerschriften von Bischoff, Feierfeil und Welsmann lagen vor. Auch die vorliegende Arbeit erschöpft den Stoff nicht, stellt vielmehr eine Fortsetzung in Aussicht, in der Körners Syntax und Metrik auf Schillersche Ein-

wirkung hin untersucht werden sollen. Behandelt sind nach einer Einleitung, die die verschiedene Wertschätzung Körners bei Mit- und Nachwelt bespricht, in fünf Kapiteln die psychologischen Beziehungen beider Dichtercharaktere, gemeinsame poetische Motive, sprachliche Anklänge, der bildliche Ausdruck und der Wortschatz. Die beiden Dichtern gemeinsamen Motive, die besonders stark natürlich auf dem dramatischen Gebiete hervortreten, sind mit aller nur wünschenswerten Vollständigkeit zusammengestellt (die von Jonas behauptete Abhängigkeit der Hedwig von Schillers geplantem zweiten Teil der Räuber wird S. 50 mit vollem Rechte als nicht plausibel abgelehnt); höchstens könnte man für den Eingang der Rosamunde (2, 262 Zimmer) einen Hinweis auf Schillers Semele vermissen. Recht befriedigend wegen der reichen Fülle des wohlgeordneten Materials sind auch die beiden Schlußkapitel über den bildlichen Ausdruck und den Wortschatz, die eine Reihe wertvoller Beiträge zur Erkenntnis auch der Schillerschen Dichtersprache bringen und Goedekes lückenhafte Wortverzeichnisse vielfach ergänzen. Was beider Dichter Vorliebe für neue und kühne Nominalcomposita betrifft, so hätten neben den zahlreichen Übereinstimmungen der Phraseologie auch so individuelle Körnersche Neubildungen wie „Eisenfreude" und „Eisenbraut" im Schwertlied 1, 113. 114) gewürdigt werden sollen. Was ich weiter noch durchgängig hier vermisse, ist eine Erwägung darüber, inwieweit etwa beiden Sängern gemeinsame Worte Gemeingut der poetischen Dichtersprache der Zeit oder doch wenigstens ihnen beiden nicht allein eigentümlich gewesen sind. Eine Antwort darauf kann freilich nur auf Grund ausgiebiger eigener Sammlungen lexikalisch-stilistischer Art gegeben werden, da die vorliegenden Wörterbücher meist im Stich lassen; aber wenn der Verfasser z. B. S. 123 von dem Worte „Morgenduft" behauptet, daß es „im Anfang dieses Jahrhunderts noch seltener" gewesen sei, so durfte ihm schon einfallen, daß Goethe es in der „Zueignung" (Vers 95) verwendet. Im allgemeinen läßt er sich über die Häufigkeit oder Seltenheit einer Komposition bei andern Dichtern überhaupt nicht aus. Eine ähnliche Frage hat man das Recht für die Schillerschen Metaphern in Bezug auf ihre Originalität oder Allgemeingiltigkeit aufzuwerfen: auch hier stehen wir erst in den Anfängen einer vergleichenden stilistisch-litterarhistorischen Betrachtung, die zugleich Blicke in die Psychologie einzelner Dichter gestatten würde; denn es ist nicht ganz dasselbe, wenn z. B. „wilde Triebe" bei Schiller und Körner (S. 115) und in Fausts Monolog im Studierzimmer (Vers 1182) erscheinen. Erst eine vergleichende Behandlung einer ganzen Periode oder Dichtergeneration, die Gemeinsames und Originelles zu sondern gestattete, würde eine solche Sammlung ihres rein statistischen Charakters entkleiden können. Bei weitem nicht erschöpft hat der Verfasser die Fülle sprachlicher Anklänge an Schiller, die sich sowohl in den älteren lyrischen wie in den dramatischen Werken Körners in fast unzählbarer Menge aufweisen lassen. Dorothea Schlegels Ausspruch, daß

Körners Werke aus lauter Reminiszenzen aus Schiller bestünden, ist zweifellos übertrieben; aber trotzdem giebt es zahllose Stellen seiner Dichtungen, die man kaum anders charakterisieren kann wie als eine Mosaik aus Schiller. Körners Diktion erscheint förmlich durchtränkt von Schillerschen Wendungen. Die kleine Nachlese zu des Verfassers Sammlungen, die ich unten gebe, ist mir aus einer kursorischen Lektüre erwachsen und macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch.[1]) Namentlich würden die „Knospen" noch eine sehr reiche Ausbeute an Parallelstellen ergeben. Wunderbarerweise sagt der Verfasser S. 58: „Leider ist die Frage, ob Körner wissentlich bei Schiller auch in sprachlicher Richtung Anleihen gemacht hat, nicht zu entscheiden." Ich halte wissentliche Benutzung der Schillerschen Diktion für psychologisch höchst unwahrscheinlich, abgesehen natürlich von direkten Citaten wie den S. 65. 97 besprochenen; die Nachahmung ist eine durchaus unbewußte, sie ergab sich unwillkürlich bei einem Jüngling, der seit seinen Kinderjahren „in Schillers Werken lebte und webte" (S. 48) und sich ohne strenge Selbstkritik dem leichten Flusse seiner poetischen Sprachbehandlung willig hingab. Auch mit einem andern Urteile des Verfassers kann ich nicht übereinstimmen: „Die Fessel Schillers in der Sprache hat Körner nie zerbrechen können, ja er hat es nicht einmal versucht, eigene Bahnen zu gehen" (S. 70). Schon eine oberflächliche Betrachtung lehrt, daß überall da, wo Körner sich in metrischen Formen bewegt, die Schiller niemals oder doch nur selten gebraucht hat, also namentlich in seinen Alexandriner- und Knittelversdramen der Einfluß der Schillerschen Diktion ganz merklich geringer ist als in den Jambendramen, für die Schillersche Muster in großer Zahl vorhanden waren. Freilich bilden jene Stücke nur eine vorübergehende Episode in Körners dichterischer Entwicklung. Sicher ist jedenfalls, daß keine zweite Dichtergestalt einen stärkeren Einfluß auf Körners Schaffen gewonnen hat als Schiller. Wie selten ist etwa ein Anklang an Goethe: mir ist nur der Schluß des

[1]) „In der Erde dunklem Schosse blühen uns die schönsten Lose" (1, 9): vgl. Glocke 235. 243. — „Zu den blauen Höh'n" (1, 10): vgl. Pegasus im Joche 92 und Eleusisches Fest 99. — „Mit Zentnerschwere" (1, 11): vgl. Verschleiertes Bild zu Sais 46. — „Und knirschend fühlt er da des Staubes Siegel auf seiner Stirn" (1, 19): vgl. Kettner in der Zeitschrift für deutsche Philologie 17, 412 Anmerkung. — „An Ufers Grün" (1, 33): vgl. Piccolomini 1761. — „Er weiß, wie die Würfel, die eisernen, fallen" (1, 49): vgl. Die Schlacht 4 und Fiesco 5, 5. — „Zum Steine füge kühn den Stein" (1, 76): vgl. Eleusisches Fest 176 und Gunst des Augenblicks 26. — „In der Jugend Prangen" (1, 179): vgl. Glocke 62. — „Er ist ein heitres Sternenkind, wie alle Joviskinder sind" (1, 205): vgl. Piccolomini 986. — „Wilder stürmt' ich in der Brüder Reih'n" (1, 217): vgl. Glocke 69. — „Der Schöpfung Marksteine" (2, 44): vgl. Die Größe der Welt 24. — „Pechkranz" (2, 147): vgl. Piccolomini 1915. — „Und ständ' die Welt in Waffen gegen mich" (2, 299): vgl. Stickelberger, Parallelstellen bei Schiller S. 111. — „Die Hölle steht vernichtet; König der Könige, du hast gerichtet!" (2, 360): vgl. Gang nach dem Eisenhammer 231. Im allgemeinen sei auf Stickelbergers Abhandlung verwiesen.

zweiten Aktes der Hedwig „Der Himmel sinkt, die Hölle hat mich wieder!“ (2, 237) aufgestoßen, dem Fausts Ostermonolog (Vers 784) doch wohl zum Vorbilde gedient hat. Wünschenswert wäre eine Untersuchung über den Einfluß Novalis' und Kotzebues auf Körners Dichtungen: jener ist in allen Bergmannsliedern und auch etlichen andern Gedichten der „Knospen“ spürbar; an diesen fühlte sich bei den Dramen des Wiener Hoftheaterdichters Dorothea Schlegel erinnert, die uns zugleich Lektüre und Hochschätzung Werners durch Körner bezeugt (2, 139).

Zur Einleitung, die die zeitgenössischen Urteile über Körner verzeichnet und bespricht, seien noch ein paar Bemerkungen und Nachträge gegeben. Mit Recht legt der Verfasser auf die sehr ausführlichen Urteile Wilhelm von Humboldts und die trotz ihrer Kürze doch inhaltreichen Bemerkungen Goethes besonders großen Wert: von Humboldts Charakteristik in seinem Briefe an den Vater Körner vom 28. November 1812 sagt er S. 6 treffend, daß sie zum Besten gehöre, was über den Dichter geschrieben worden sei. Leider sind Humboldts Worte in dem Abdruck bei Jonas (Briefe an Körner S. 135), auf den natürlich auch der Verfasser sich stützt, durch zwei belangreiche und einige kleinere Irrtümer entstellt, die ich hier nach der Handschrift berichtige: nicht das „theoretische“, sondern das „theatralische“ Streben hält Humboldt (S. 136) für unendlich notwendig für den Dichter neben dem poetischen und meint (S. 137), sein unmittelbares „Geschäft“ (nicht „Gefühl“) bringe den Dichter in Gefahr, für Gehalt zu nehmen, was keiner sei.[1] Auch den an psychologischen Bemerkungen reichen Brief Humboldts vom 1. Juli 1812 (S. 128) hätte der Verfasser citieren sollen, zumal er manche authentische Bestätigung für seine Aufstellungen im ersten Kapitel (z. B. S. 14 über Körner als Student, S. 15 über seine Charakterfestigkeit gegen die Gefahren einer großen Stadt) bringt: daß Humboldt hier zweimal von Körners „entschiedenem Talent“ redet, wörtlich wie Goethe in seinem Briefe vom 23. April des Jahres an den Vater des Dichters, erklärt sich vielleicht daraus, daß Goethe diese kurze Charakteristik auch mündlich in dieser Fassung anwandte, als er Mitte Juni Humboldt bei seiner Durchreise in Karlsbad sah (vgl. Goethes Tagebücher 1, 294). Weiter kommt ein Brief Humboldts an Goethe vom 9. (nicht 7.) September desselben Jahres (Briefwechsel S. 245) in Betracht, der ein ausführliches Urteil über den Zrinn enthält, dessen stumme Katastrophe eine Sonderbarkeit sei vgl. auch Dorothea 2, 138). Was Goethes eigene Stellung zu Körner angeht, so wäre noch auf sein wohlwollendes Urteil von 1821 (Goethejahrbuch 1, 309) zu verweisen, sowie Biedermann, Goethe und Dresden S. 17 zu vergleichen (über Theodors projektierten Weimarischen Aufenthalt spricht

[1] Ferner ist zu lesen: 135, 27 „es“ statt „und“; 28 „aber“ statt „eben“; 136, 9 wieder „es“ statt „und“; 23 „ernsteren“ statt „ernsten“; 137, 15 „gehaltreicheren“ statt „gehaltreichen“.

der Vater auch Goethejahrbuch 8, 60); die dort citierte Stelle über den „Vetter aus Bremen" steht jetzt auch in Goethes Gesprächen 3, 163. Sein Altersfreund Zelter teilte Goethes günstige Meinung durchaus nicht: er findet, Hedwig sei ein den Räubern nachgequältes Stück, in Rosamunde sei der Stoff durch große lange Worte aufgespreizt und -getakelt (Briefwechsel 2, 164. 3, 334); den „Nachtwächter" lobt er daneben trotz der „alten Intrigue" (2, 189). Daß er dem Jüngling jedwede individuelle Entwicklungsmöglichkeit abspricht („mehr, als er war, wäre er schwerlich worden" 3, 334), erinnert an die herzlosen Worte Philipp Veits nach Körners Tode (Dorothea 2, 208); hier sah doch wohl der feine Seelenkenner Humboldt klarer, wenn er sich von dem Aufenthalt unter Goethes Augen eine vertiefende Wirkung auf Körner versprach. Daß Zelter mit seiner kritischen Ablehnung in Berlin nicht allein stand, lehrt uns Ludwig Robert (Briefe an Tieck 3, 152), der Körners Popularität und Verdienst an der Größe freilich eines der Gewaltigsten mißt, Heinrichs von Kleist.

Eine Schrift von Emil Mauerhof, nach Kürschner Kunstphilosoph und Lyriker in Rom, (Schiller und Heinrich von Kleist. Zürich und Leipzig, Henckell und Co. 1899) hier als ernstgemeinte Leistung zu behandeln würde ich vor den Lesern dieser Zeitschrift nicht verantworten können. Nicht Litteraturgeschichte treibt der Verfasser (nennt er doch S. 7 die Litterarhistoriker mit pharisäischer Einbildung „Irrlehrer der öffentlichen Meinung, nicht so sehr aus Bosheit wie aus Unverstand"), sondern subjektivste Kunstphilosophie. Seine Schrift ist ein himmelstürmender Panegyricus auf Kleist, nebenher auf Shakespeare, und zugleich eine unverschämte Schmähschrift auf Schiller, daneben auch auf Goethe, Hebbel und andere: Kleist aber hat solche phrasenhaften Tiraden nicht nötig und gegen die geschmacklose und widerwärtige Verunglimpfung Schillers legen wir die entschiedenste Verwahrung ein. Treffend bemerkt der Verfasser S. 136, „daß die geschwätzigen Narren wie gewöhnlich das große Wort in der Welt führen"; seine Ausführungen haben wenigstens das zweifelhafte Verdienst, hie und da zur Erheiterung zu gereichen. Um des Verfassers Stil und Schreibweise zu charakterisieren, seien hier einige der Attribute zusammengestellt, mit denen Schiller und seine dichterischen Gestalten von ihm belegt werden: „knabenhafte Unreife", „unsinnig", „Phrase" (eine Lieblingsbezeichnung), „geschminkte Fratzen", „durch und durch Lüge", „stumpfsinnig", „Faselhans, Faselei", „kostümierte Wachsfiguren", „milchfarbener Biedermann" (vom Wallenstein), „klägliche Ohnmacht des Verstandes", „Mumpitz", „albern", „äußerliche Pose", „Gesalbader", „Quaselei", „studierte Grimassen", „Pfuscherei", „Monstrum", „scheußliche Mißgeburt", „konfus", „dickthuerisch", „Bestie", „Bombast", „Flausen", „streberhaftes Gelüst" (von Schiller gegenüber Goethe und Shakespeare) u. s. w.; nebenher fällt auch für Goethe einiges derartige ab: „dramaturgische Stümpereien", „dramatische Fehlgeburten", „groteske Lüsternheit", „Kannibalismus", „ausge-

sprochener Blödsinn". Derartige gefällige Stilblüten sind fast auf jeder Seite zu finden. Sachlich ist auch nicht das allermindeste beigebracht, was Beachtung verdiente, wogegen der, den es danach gelüstet, allerhand merkwürdige Neuigkeiten hier lernen kann: was Kleists Amphitryon eigentlich bedeutet (S. 13), daß der „Zerbrochene Krug" eigentlich ein vierter Akt eines Dramas ist (S. 17), daß „der Götheverein" (!) „jetzt" Urkunde auf Urkunde aus den Archiven gräbt (S. 24), daß Hebbels Gestalten „mehr oder weniger fast alle verrückt" sind, „die einen zeitweilig, die andern dauernd" (S. 116), daß Shakespeares Sturm und Kleists Prinz von Homburg Allegorien sind, jener für den „Künstler und die Gesellschaft", dieser für „Genie und Vorsehung" (S. 136), daß Widmanns „Jenseits von Gut und Böse" in eine Reihe mit Calderon und Grillparzer gehört (ebenda) u. s. w. Daß es auch mit der Bildung des Verfassers nicht weit her ist, nimmt nach dem allem nicht wunder: S. 152 citiert er einen unmöglichen lateinischen Hexameter, der von Horaz sein soll, S. 166 läßt er Decius Mus statt Marcus Curtius einen Abgrund füllen. Die deutsche Sprache darf ihm für die Neuschöpfung der schönen Worte „bühnisch" (S. 99) und „menscherlich" (S. 107) dankbar sein.

Jena. Albert Leitzmann.

Gebhardt B., Wilhelm von Humboldt als Staatsmann. 2. Band. Bis zum Ausscheiden aus dem Amte. Stuttgart, Cotta 1899.

Wie voraus zu sehen war, ist dieser zweite Band ungleich interessanter und bedeutender als der erste. Wohl umfaßt er bei einer fast gleichen Bogenzahl nur sechs Jahre der staatsmännischen Thätigkeit Humboldts, jener elf, trotzdem wird man diesmal den Vorwurf der Breite, den wir dem ersten Band wenigstens für einzelne Teile machen mußten, nicht erheben können. Das Feld des Humboldtschen Wirkens ist eben für 1813 bis 1819 ein viel weiteres, die Gegenstände desselben viel wichtiger als zwischen 1802 und 1813. Dort waren nur seine Verhandlungen mit der Kurie, seine Leitung des Unterrichtswesens und seine doch ziemlich untergeordnete diplomatische Thätigkeit in Österreich bis zum Prager Kongreß zu verfolgen; hier sein Anteil am Wiener Kongreß, seine Arbeiten zur deutschen und später zur preußischen Verfassung, seine Wirksamkeit im Staatsrat und als Minister, endlich der Konflikt, der zu seinem Ausscheiden aus dem Amte führte. Alle diese Punkte hat Haym berührt und wem es nur darum zu thun ist, die Grundzüge von Humboldts Wesen als Politiker kennen zu lernen, wird sich immer noch an jenen halten können, auch nach Gebhardt sind die entsprechenden Kapitel Hayms noch nicht veraltet. Aber eine Menge Lücken werden hier ausgefüllt, eine Menge neuer Einzelnheiten bekannt gemacht, das wohlbekannte Bildnis durch viele feine Züge neu belebt und das Kolorit erhöht. So was Humboldts Haltung in der polnischen

und sächsischen Frage betrifft, über die Haym mit ein paar Worten hinweggehen mußte. Aber auch Treitschkes Vorwurf, Humboldts Bericht vom 20. August 1814 trage alle Schuld an den Fehlern der preußischen Politik auf dem Wiener Kongreß, kann Gebhardt zurückweisen, er zeigt unter anderem an einer Gentzischen Äußerung, daß die Auffassung Humboldts von der Gesinnung Österreichs gegen Preußen nicht zu optimistisch war. Angenehm empfinden wir die billige Beurteilung der österreichischen Haltung in der sächsischen Frage und die maßvolle Zurückweisung der Treitschkeschen Invektiven auch in diesem Punkte. Wir lernen dann eine Reihe von Denkschriften und Gutachten Humboldts zur deutschen Frage kennen, die eine wertvolle Ergänzung der einschlägigen großen Arbeiten, die schon Pertz und Schmidt (Geschichte der deutschen Verfassungsfrage) geben konnten, liefern. Zugleich lehrt eine auf Grund des in den letzten Decennien so reich zu Tage getretenen neuen Materials angestellte Erwägung dessen, was damals überhaupt in der deutschen Frage erreichbar war, daß Hayms scharfes Wort „eine starke deutsche Verfassung half er wesentlich mitverspielen und verscherzen“ ungerecht war, ja daß Humboldt sogar in nicht ganz untergeordneten Dingen einen für die deutsche Sache günstigen Einfluß auf seine Regierung sowohl, wie auf die österreichischen Staatsmänner nahm; so bekämpfte er siegreich die Stein-Hardenbergsche Idee von der Ausschließung aller ostelbischen preußischen Gebiete, des Erzherzogtums Österreich und der böhmischen Länder vom Bunde (Protokoll einer Konferenz vom 8. September 1814 und Beilage zum Protokoll vom 9.), so bestimmte er Metternich zu einem entschiedeneren Auftreten gegen die allzu anmaßende bayrisch-württembergische Opposition. Deutlicher als bei Haym treten auch seine Anstrengungen hervor, die Wirkungen des unglückseligen Gespräches Friedrich Wilhelms mit dem Zaren vom 5. November zu parieren. Von Arbeiten zur Ausgestaltung des einmal beschlossenen deutschen Bundes ist seit Haym manches Neue schon vor Gebhardt veröffentlicht werden; so eine große Denkschrift über die Grundzüge einer preußischen Bundespolitik, wie er sie empfahl, vom 30. September 1816 (von Konstantin Rößler in der Zeitschrift für preußische Geschichte IX) eine andere über das Verhältnis des Bundes zur katholischen Kirche (bei Meier, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage), eine dritte über die Preßfreiheit (von Ulmann in den Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte VII). Gebhardt benutzt und analysiert sie nicht nur alle, er wägt auch ihre Bedeutung für den Moment sowohl wie für die Zukunft verständig-gewissenhaft ab. Die Denkschrift vom 30. September nimmt er gegen ihren eigenen Herausgeber in Schutz und konstatiert die vielfache Übereinstimmung der Ansichten Humboldts über den Weg, den Preußen am Bunde zu gehen habe, mit denen Bismarcks aus den Fünfzigerjahren. Auch bringt Gebhardt zu dem Neuen noch Allerneuestes, so ein Gutachten vom April 1817 über die Kompe-

tenz des Bundestages Privatbeschwerden gegenüber. Alle die Schriften sind doch auch charakteristisch für den Schriftsteller Humboldt, und wer eine neue Gesamtdarstellung seines Lebens und Wirkens unternähme, dürfte sie nicht übersehen. Seine Stellung zur preußischen Verfassungsfrage war schon Haym ganz klar, die Denkschrift vom 4. Februar 1819 hat schon Pertz bekannt gemacht und auch in die Werke Humboldts wurde sie aufgenommen. Aber höchst erwünscht und lehrreich ist Gebhardts Vergleich derselben mit den gleichzeitigen Ansichten der Doktrinär-Liberalen, wie sie Rotteck repräsentiert, der Feudalen vom Schlage Hallers, der Stabilitätsprediger wie Gentz: Humboldt gehört keiner dieser Gruppen an, am meisten berührt er sich mit Dahlmanns vermittelnder Darlegung in dem „Rat über Verfassung" von 1815. Der Vergleich der Humboldtschen mit einer gleichzeitigen von Hardenberg (bei Stern, Geschichte Europas I) zeigt — und auch dies ist, glauben wir, richtig — daß in dieser Frage zwischen den beiden Männern gar kein prinzipieller Gegensatz bestand. Wohl war ihr Verhältnis in jenen Jahren nicht das beste, aber dies kam daher, weil Hardenberg fürchtete (mit Unrecht), Humboldt wolle ihn überflüssig machen und an seiner Stelle Staatskanzler werden — Humboldt aber der Meinung war, das Staatskanzleramt, wie es damals bestand, sei ein Hindernis für die Führung der Geschäfte in den Ministerien. Sehr schön faßt Gebhardt am Schluß alle Züge der politischen Wirksamkeit Humboldts zusammen, seine Thaten und seine Schriften, die mehr als bei irgend einem anderen Staatsmann seine wahren Thaten sind. Indem er dann diese Wirksamkeit und ihre Resultate mit der Gesamtpersönlichkeit seines Helden in Beziehung setzt, kommt er freilich genau zu demselben Ende wie Haym — jener hatte gesagt: „Unendlich mehr wirkte er durch das, was er war, als durch das, was er schuf und handelte," und Gebhardt schließt: „Über allem was er geleistet hat, steht was er war."

Wien. Eugen Guglia.

Ludwig Börnes Gesammelte Schriften. Vollständige Ausgabe in 6 Bänden nebst Anhang: Nachgelassene Schriften in 2 Bänden. Mit Börnes Porträt, einem Briefe in Faksimile und einer biographisch kritischen Einleitung von Alfred Klaar. Leipzig, Max Hesses Verlag 1899. 6 M.

Während seines kurzen Aufenthaltes in Braunschweig (September 1828) hatte L. Börne mit dem Buchhändler Vieweg jun. fruchtlose Verhandlungen wegen Herausgabe seiner „Gesammelten Schriften" gepflogen, wozu man ihn in Berlin ermuntert hatte; schrieb ihm doch unter anderem derselbe Jul. Ed. Hitzig, dem er neun Jahre später als Tollhäusler galt, er wolle Haus für Haus auf seine Schriften kollektieren gehen. Am Rheine, in Rüdesheim und Geisenheim begann er bereits allmählich mit der Sichtung seiner

zerstreuten Arbeiten und trat zugleich auf Anraten H. Heines mit Campe in Verbindung, welchem er gegen ein Honorar von 4000 Thalern das fünfjährige Verlagsrecht seiner gesammelten Schriften überließ. Ein launiger Prospekt sollte das Publikum zur Subskription einladen. „Freunde haben es mit Verdruß, Gleichgiltige als einen Tadel, auch einige Übelwollende es mit Schadenfreude ausgesprochen: ich könnte kein Buch schreiben. Aber, habe ich denn eines geschrieben? Und was ist's! Ein Buch ist Wein im Fasse, ein Blatt Wein in der Flasche — wenn Wein ist hier und dort: wer trinken will, muß das Faß doch anzapfen, wer lesen will, muß das Buch in Kapitel füllen. Auch habe ich gedacht, für Bücher sei jetzt die Zeit zu eilig und beschäftigt — die Welt ist auf Reisen ..... Was ich immer gesagt, ich glaubte es. Was ich geschrieben, wurde mir von meinem Herzen vorgesagt, ich mußte. Darum, wer meine Schriften liebt, liebt mich selbst. Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege, das ist recht schlimm, ich weiß es, denn ich begreife, daß ich darum kein Schriftsteller bin. Der wahre Schriftsteller soll thun wie ein Künstler. Seine Gedanken, seine Empfindungen hat er sie dargestellt, muß er sie frei geben, er darf nicht in ihnen bleiben, er muß sie sachlich machen ...."

Und die Verlagsbuchhandlung fügte diesen aus „Hannover, November 1828" datierten Worten folgende geschäftliche Notiz bei: „Wir haben den Verlag dieser Schriften übernommen, und werden uns bestreben, daß sich das Aeußere derselben durch schönen Druck und Sauberkeit des Papiers vor ähnlichen Werken auszeichne und so den innern Gehalt würdig darstelle. Um die Anschaffung zu erleichtern, eröffnen wir den Weg der Subscription. Das Ganze wird aus mindestens 120 Bogen bestehen, welche in 8 Theile zerfallen. Der Subscriptions-Preis für das Ganze ist 5 Rthlr. Die ersten 4 Theile werden in der kommenden Oster-Messe und die letzten 4 Theile in der darauf folgenden Michaelis-Messe ausgegeben. Nach Erscheinung der ersten Hälfte wird der Subscriptions-Preis erlöschen, und dagegen der Ladenpreis von 8 Rthlrn. eintreten. Das Format wie diese Anzeige wird beibehalten. Sammler, welche uns den Betrag einsenden, erhalten auf sieben Exemplare das achte frei." Die meisten Journale nahmen die Ankündigung Börnes in ihre Spalten auf; abfällig äußerte sich nur der Philister mit der Hausnummer 50 in den „Blättern für litterarische Unterhaltung vom 19. Januar 1829": „Das Mißfällige an dieser Ankündigung läßt sich nicht allegiren; wollte man den darin angestimmten Ton des Hrn B. unwürdig, also süßlich oder affectirt nennen, oder übertrieben bescheiden, oder gar versteckt anmaßend, so würde man immer noch nicht ganz ausdrücken, was man eigentlich zu sagen beabsichtigte." Hingegen jubelte Julius Sobernheim in der „Berliner Schnellpost vom 11. Juni 1829": „Wenn unter den tausend litterarischen Contrebanden, die so viel Verfasser unserer Tage, um keinen Zoll an die

unparteiischen Douanen des Geistes zu zahlen, in finstrer Gedankennacht und auf ungebahnten Schriftstellerwegen in das geräumige Treibhaus der intellectuellen Welt mühsam hinschleppen, so ist es ein wahres Jubiläum fürs Herz, ein Feiertag für den Geist, ein herrliches Intermezzo für das ewige Bonmot von gestern, wenn ein Mann wie Börne, mit den reifen Früchten seiner Muse am litterarischen Horizonte erscheint. Und es steigt der Cours des Humors, da er auf Börnes Wage liegt und die Akten des guten Geschmacks gehen in die Höhe, und die Lichtfunken des treffenden Witzes flammern am Zenith des Gediegenen. Zählen wir einmal die großen Humoristen Deutschlands, wie viel finden wir? Hamann, Hippel, Lichtenberg, Jean Paul und Hoffmann und zum Theil Ludwig Tieck und endlich Börne und nun Punktum." — Fünf lange Wintermonate arbeitete Börne in Hannover mit andauerndem Eifer. Allein der erwartete Erfolg blieb anfänglich aus und trotz alles beinahe enthusiastischen Lobes der zünftigen Kritik (W. Menzel, W. Neumann und Anderer) — auch später. Noch lange mochte H. Heine zu Campe spotten: „Der Börne kostet ihnen zu viel, und will noch immer nicht ziehen," und auf die gereizte Antwort Campes: „Aber Börne wird ziehen, wenn Sie längst vergessen sein werden," ebenso bissig: „Das ist ein Unglück für ihn und für Sie, daß so lange darauf gewartet werden muß." Erst das Erscheinen des sogenannten 9.—14. Teiles, das heißt der „Briefe aus Paris" veranlaßte eine gesteigerte Nachfrage und dem Verleger lohnenden Ertrag. Der große Humorist — dem es um ein Wort Karl Goedekes zu gebrauchen — nur an Geschlossenheit der Form fehlte, um eine rein künstlerische Wirkung auszuüben, hatte inzwischen der ewig sensationslüsternen Welt eine Hekatombe patriotisch-politischer Pikanterien und Paradoxen . . geboten. — —

Diese erste von L. Börne selbst besorgte Gesamtausgabe umfaßte:

1. (XXX—210 S.) und 2. (VI—198 S.) Dramaturgische Blätter. 1829.
3. (VIII—255 S.) und 4. (329 S.) Vermischte Aufsätze. Erzählungen. Reisen. Zwei Abtheilungen. 1829.
5. (VI—290 S.) Schilderungen aus Paris. 1829.
6. (210 S.) Fragmente und Aphorismen. 1829.
7. (VI—314 S.) Kritiken. 1829.
8. (132 S.) Aus meinem Tagebuche. 1832.
9. (VIII—319 S.) 1832; 10. (VIII—316 S.) 1832; 11. (VIII—326 S.) 1833; 12. (VIII—372 S.) 1833; 13. (VI—312 S.) 1834; 14. (VI—319 S.) 1834; Briefe aus Paris.

Später debutierten Hoffmann und Campe mit einer Reihe von „unveränderten" und „wohlfeilen" Titelausgaben; wenigstens liegen mir z. B. nicht weniger als vier verschiedene Exemplare einer „zweiten Auflage" vor, welche ich des besseren Unterschiedes wegen mit a, b, c, d bezeichnen will.

1. (XXX—210 S.) 1835. 2. (VI—198 S.) 1829.
3. (VIII—255 S.) 1835. 4. (329 S.) 1835.

5. (VI—290 S.) 1840.
6. (210 S.) 1840.
7. (VI—316 S.) 1840.
8. (132 S.) 1832.

Exemplar b.

1. (XXX—210 S.) 1832. 2. (VI—198 S.) 1829.
3. (VIII—255 S.) 1840. 4. (329 S.) 1840.
5. (VI—290 S.) 1840.
6. (210 S.) 1840.
7. (VI—316 S.) 1840.
8. (132 S.) 1832.

Exemplar c.

1. (XXX—210 S.) 1835. 2. (VI—198 S.) 1835.
3. (VIII—255 S.) 1835. 4. (329 S.) 1835.
5. (VI—290 S.) 1835.
6. (210 S.) 1835.
7. (VI—316 S.) 1835.
8. (134 S.) 1832.

Die letzten zwei Seiten (S. 133—134) füllt folgende kulturhistorisch-interessante, später nicht wieder abgedruckte Erklärung der Verlagsbuchhandlung vom 1. März 1832 „an die geehrten Herren Subscribenten auf Börnes Schriften".

„Als wir im November des Jahres 1828 die Herausgabe der Börne'schen Schriften ankündigten, versprachen wir für den damals bestimmten Preiß 120 Bogen in 7 oder 8 Theilen zu liefern. Nun füllten die ersten 7 Theile 117 Bogen. Das gegenwärtig erfolgte 8te Bändchen beträgt 8 Bogen; mithin lieferten wir fünf Bogen mehr, als wofür wir uns verpflichtet haben. Der 9te und 10te Band dieser Schriften erschienen, als Fortsetzung, bereits im abgewichenen Herbst, zugleich unter dem zweiten Titel: „Briefe aus Paris 1830—1831". Dieses ist die Schrift, die, im freilich verschiedenen Sinne, ebenso sehr die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Publikums erregt, als die Beachtung der Regierungen in Anspruch genommen hat, so daß sie in Preußen, Baiern, Dänemark, Hamburg und Frankfurt sogar verboten und confiscirt ist. (Oesterreichs gedenken wir hier nicht, weil dahin der gleichen Bücher überall nicht zugelassen werden.) Ja der Verleger, obschon derselbe sich bewußt ist, bei dem Verlage dieser Briefe alle Vorschriften der Preßvormundschaft erfüllt zu haben — und während der Verfasser des Buches seinen Namen ehrlich auf dem Titel genannt hat — ist wegen der rein merkantilischen Besorgung des Absatzes dieses Buches von dem hiesigen Fiskal peinlich angeklagt worden, wovon der Erfolg zu erwarten steht.

Ein Seitenstück zu dieser Verfolgung der Preßfreiheit ist — in unserem hiesigen Bereiche — das Verbot einer ebenfalls bei uns erschienenen Broschüre, betitelt: „Don Miguel der I. Usurpator des Portugiesischen Thrones gr. 8. 108 S." eines der Auszeichnung werthen Büchleins, in welchem die Rechte der Königin Donna Maria da Gloria mit besonderer Sachkenntniß und kräftiger Darstellung vertheidigt sind. Das Buch ist in Folge der Denunciation eines unserer Mitbürger, des hiesigen Kaufmanns de Vivanco, der zugleich Ritter und Königl. Spanischer General-Consul ist, verboten worden und zwar, weil die, in die Ereignisse des unglücklichen Portugals so mächtig eingreifenden Intriguen der verstorbenen Königin von Portugal, die bekanntlich eine Infantin von Spanien war, so ohne Scheu zur Schau gestellt sind." —

Exemplar d[1]) unterscheidet sich von Exemplar a nur dadurch, daß der 3. und 6. Teil den Vermerk trägt „Hamb. 1840" (VIII, 255 S. Vermischte Aufsätze, Erzählungen, Reisen 1. Abteilung; beziehungsweise 210 S. Fragmente und Aphorismen.

Da diese verschiedenen Exemplare der „zweiten Ausgabe" verschiedene Typen aufweisen, scheint Campe nicht ohne Grund jenen berüchtigten Prozeß und 14jährigen Kampf mit der pietätvollen Erbin des litterarischen Nachlasses heraufbeschworen zu haben, der im Juli 1861 dahin endete, „daß Börnes Werke nicht mehr als herrnlose Beute betrachtet werden dürften."

1837: Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Fünfzehnter Teil: Menzel der Franzosenfresser. Paris, bei Theophile Barrois fils Buchhändler, Rue de Richelieu No. 14. Gedruckt bei Paul Renouard, rue Garancière No. 5. IV—160 S.

1838: Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Fünfzehnter Teil: Menzel der Franzosenfresser. Zweite Auflage. Paris, bei Theophile Barrois fils Buchhändler, Rue de Richelieu No. 14. Gedruckt bei Paul Renouard, rue Garancière No. 5. IV—158 S.

Nach Börnes Tode erschien bei Fr. Brodhag [Scheible, Rieger und Sattler], mit dem er noch bei Lebzeiten Unterhandlungen wegen einer Neu Ausgabe gepflogen hatte:

Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Dritte vermehrte und rechtmäßige Ausgabe. Stuttgart, Fr. Brodhagsche Buchhandlung 1840. 8.

1. XXXIII—396 [1] S. — 1 Porträt. Dramaturgische Blätter.
2. VIII—497—[1] S. Vermischte Aufsätze Erzählungen. Reisen.
3. VI—447—[1] S. Kritiken, Fragmente und Aphorismen.
4. VI—369—[1] S. Schilderungen aus Paris 1822—1823. Aus meinem Tagebuche
5. VIII—413—[1] S. — 1 Tafel — 1 Facsimile. Vermischte Aufsätze. Dramaturgische Blätter. Aphorismen. Briefe aus Frankfurt. Kritiken.

Diese dritte Ausgabe unterscheidet sich besonders in zwei Beziehungen von den früheren; während die ersten vier Teile eigentlich den acht Bänden der Hamburger Ausgabe entsprechen, sind jetzt mehrere Aufsätze ergänzt und vervollständigt durch Einschaltungen derjenigen Stellen, welche ursprünglich dazu gehörten und welche Börne weggelassen hatte; diese Einschaltungen sind durch besondere Zeichen (*) kenntlich gemacht. Überdies bietet der fünfte Teil oder Supplementband eine Nachlese von solchen Aufsätzen, die aus verschiedenen Zeitschriften jetzt zum ersten Male zusammengestellt wurden. Deshalb veranstaltete damals auch die Brodhagsche

[1]) Von den mir vorliegenden verschiedenen Exemplaren der Teile 9—14 „Briefe aus Paris" gruppieren sich zwei Exemplare wie folgt: 9. (VIII—230 S.) 1832. 10. (VIII—229 S.) 1832. 11. (VIII—232 S.) 1833. 12. (VIII—256 S.) 1833. 13. (VI—232 S.) 1834. 14. (VI—232 S.) 1834.

Verlagsbuchhandlung einen in Format und sonstiger Ausstattung der ersten Hamburger Gesamtausgabe ganz entsprechenden Neudruck des fünften sogenannten Supplementteiles als: Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Sechzehnter Teil. Stuttgart, Brodhagsche Buchhandlung 1840. VIII—438—[1] S.

Nunmehr veröffentlichten die Erben des litterarischen Nachlasses: Nachgelassene Schriften von Ludwig Börne. Mannheim, Friedrich Bassermann 1844—1850.

1. (VII—349 S. — 1 Porträt) und 2. (VII—318 S.) 1844. Briefe und vermischte Aufsätze aus den Jahren 1819, 1820, 1821, 1822.

3. (VIII—346 S.) 1847. Briefe aus den Jahren 1824, 1825, 1826, 1827, 1828.

4. (VII—367 S.) 1847. Briefe und vermischte Aufsätze aus den Jahren 1828, 1829.

5. (VII—430 S.) 6. (VII—352 S.) 1850. Anhang zu den Briefen aus Paris. Briefe aus der Schweiz 1830, 1831, 1832, 1833. Vermischte Aufsätze und Aphorismen.

Börnes Französische Schriften. Herausgegeben von Cormenin und übersetzt von E. Weller. Bern, Druck und Verlag von Jenni, Sohn 1847 (208 S.), sind eine wortgetreue Übersetzung von: Fragments politiques et littéraires par Ludwig Boerne. Précédés d'une Note par M. de Cormenin. Et d'une Notice biographique sur l'auteur Pagnerre. Éditeur Rue de Seine, 14 bis. 1842. 16°. XXXIX—243 S.

Im Anschlusse an die erste Gesamtausgabe erschien nunmehr: Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Siebzehnter Teil. Französische Schriften und Nachtrag mit einer Biographie des Verfassers. Leipzig, Verlag von Wilhelm Kori 1847. VIII—391—[1] S. [Zweite (Titel-) Auflage. Leipzig, Verlag von E. O. Weller 1849. VIII—391—[1] S.] Der Herausgeber E. Weller vereinigte hier mit seiner oben genannten Übertragung der „Französischen Schriften" die in Gutzkows Biographie (Litterarische Anstalt J. Rütten. Neue Ausgabe, das ist zweite Auflage, Frankfurt a. M. 1845) veröffentlichten Briefe Börnes und die von Arthur Müller im zweiten Bande (S. 3—180) seiner „Modernen Reliquien" (Berlin, Ad. Gumprecht 1844—1845) gebotene wertvolle Nachlese, als: I. Vermischte Aufsätze: Der allgemeine Anzeiger der Deutschen. Nachträge zum Konversations-Lexikon. Der kleine Hamann. Freiheit und Gleichheit ohne Revolution. Weibliche Beiträge zum Konversations-Lexikon. Vertrauliche Briefe. Der Mitarbeiter wider Willen. An den Herrn Redakteur des echten Schwarzwälders. Die Kunst alt zu werden. Ein Brief aus Frankfurt. II. Kritiken: Die Spanische Johanna von Schaden. Etwas über den deutschen Adel u. s. w. Von Fouqué und Perthes. Mosely-Hall von Cooper. Drei Romane von Cooper. Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde von Lembert. Materia medica. Zeitgeschichte. Sendschreiben des Deutschen Michels u. s. w. Romane, keine Romane, mehr als Romane. Deutsches Kochbuch von Hallberg. Moyse par Lemercier.

Deutschland und keine Revolution u. s. w. Souvenirs de la Sicile par Forbin. Abhandlungen aus dem deutschen Civilprozesse von Goldschmidt. III. Fragmente und Aphorismen (1—85). — Damit war die sogenannte erste und relativ vollständigste Gesamtausgabe, welche mit Hinzurechnung der „Nachgelassenen Schriften" von 1829—1850 dauerte, endlich abgeschlossen. Nach dem feierlichen Friedensschlusse mit „der Verleger aller Blüte" erschienen:

Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Neue vollständige Ausgabe. Hamburg, Hoffmann & Campe; Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt (Rütten und Löning) 1862. 8°.

1. (VI—389 S. — 1 Porträt.) 2. (VI—422 S.) Erzählungen. Reisen. Vermischte Aufsätze.
3. (VI—426 S.) Schilderungen aus Paris (1822 und 1823).
4. (VIII—358 S.) Dramaturgische Blätter.
5. (VII—390 S.) Dramaturgische Blätter (Fortsetzung). Kritiken.
6. (VI—456 S.) Kritiken (Fortsetzung). Briefe aus Frankfurt. Menzel, der Franzosenfresser.
7. (409 S.) Fragmente und Aphorismen. Französische Aufsätze (Fragments politiques et litteraires).
8. (VIII—296 S.) 9. (VIII—268 S.) 10. (317 S.) 11. (VIII—292 S.) 12. (399 S.) Briefe aus Paris.

Diese in Druck und äußerer Ausstattung bis zum heutigen Tage nicht mehr erreichte Ausgabe bietet vor allem einen Neudruck der Stuttgarter Edition, überdies: „Fragments politiques et litteraires", „Menzel der Franzosenfresser" und die „Briefe aus Paris". Dabei sind nicht unwesentliche Änderungen in der Anordnung der Schriften getroffen worden. Die „Briefe aus Paris" erscheinen mit durchgehends fortschreitender Zahlenbezeichnung aller ursprünglich in drei Sammlungen enthaltenen 115 Briefe; als passender Abschluß der „Aphorismen" wurde die bisherige vierte Nummer gewählt; der Text überhaupt einer sorgfältigeren Revision unterworfen; wichtig ist auch die von M. Reinganum entworfene biographische Skizze Ludwig Börnes. Bloßer Nachdruck der letzten Ausgabe waren: Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Vollständige Ausgabe. Wien, Tendler und Comp. (Julius Grosser) 1868. 12 Bände. 16°, und Ludwig Börnes Gesammelte Schriften. Vollständige Ausgabe in drei Bänden. Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. [1877]. 8°. Einiges Interesse gewährt nur die dem zwölften Bande der Wiener Ausgabe einverleibte Biographie Börnes von K. Grün, die bei Reclam gänzlich entfällt.

Zwölf Jahre später erschien ursprünglich in Lieferungen eine heute ziemlich selten gewordene, im Bücherlexikon von Heinsius als nicht vollständig und vergriffen bezeichnete neueste Volks- und Familienausgabe: Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Vollständigste Ausgabe. Stuttgart, Wörlein & Co. 1880. 8°.

1. (VI—251 S. — 1 Porträt) und 2. (268 S.) Erzählungen. Reisen. Vermischte Aufsätze.
3. (266 S.) Schilderungen aus Paris (1822 und 1823).
4. (IV—210 S.) Dramaturgische Blätter.
5. (IV—242 S.) Dramaturgische Blätter (Fortsetzung). Kritiken.
6. (294 S.) Kritiken (Fortsetzung). Briefe aus Frankfurt. Menzel der Franzosenfresser.
7. (270 S.) Französische Aufsätze. Fragmente und Aphorismen.
8. (IV—267 S.) 9. (306 S.) 10. (174 S.) 11. (123 S.) Briefe aus Paris. Nachtrag.
12. (V—338 S.) Briefe und vermischte Aufsätze aus den Jahren 1819, 1820, 1821, 1822. Einige Briefe Börnes aus seinen letzten Lebensjahren. Ludwig Börne, sein Leben und Wirken. Erinnerung an Börne. Der Sturm auf Börnes Grab (1840).

Diese Ausgabe schließt sich vollkommen an seine letzten drei Vorgänger an; die wenigen Änderungen sind geringfügiger Natur. So ist z. B. die fortlaufende Zählung der „Briefe aus Paris" wieder aufgegeben; die französischen Aufsätze erscheinen nicht im Originale, sondern in Wellers Übersetzung. Neu hingegen ist der Wiederabdruck der zwei ersten Bände der „Nachgelassenen Schriften", die Gutzkows Biographie entnommenen „Briefe" Börnes aus seinen letzten Lebensjahren, sowie eine von den Herausgebern gebotene „Nachlese" ziemlich verschollener Börniana aus der „Frankfurter Zeitung", „Gartenlaube", den „Populär-wissenschaftlichen Monatsblättern zur Belehrung über das Judenthum für Gebildete aller Confessionen" u. s. w. als: „Die Musik", „Zuschrift an die Loge zur aufgehenden Morgenröthe in Frankfurt a. M."; Brief an Börnes Vater; Stellen aus einem Vortrag gehalten in der „Loge zur aufgehenden Morgenröthe" zu Frankfurt a. M. im Jahre 1809. Zwei Briefe Börnes an Dr. Pinhas in Cassel. Ein Brief Ludwig Börnes an seinen Bruder Philipp Jacob Baruch modo Börne. An Herrn Dr. jur. Reinganum in Frankfurt a. M. — Von geringerem Werte ist die biographische Skizze Börnes, sowie die beiden „Gedichte auf Börne". —

Ludwig Börnes Gesammelte Schriften. Vollständige Ausgabe mit erläuternden und historischen Anmerkungen. Rybnik, Verlag von M. Bartels 1884. 12 Bände. 8°, sind ein wortgetreuer Abdruck der Wörleinschen Ausgabe auf besserem Papier und schönerem Druck; neu sind nur die übrigens dürftigen erläuternden und historischen Anmerkungen; die fortlaufende Zählung der Briefe aus Paris ist wieder hergestellt; eliminiert die Gedichte: „Erinnerung an Börne. Der Sturm auf Börnes Grab" (1840). Ludwig Börnes Gesammelte Schriften. Neue, vollständige Ausgabe in 12 Bänden. Berlin, Bibliographische Anstalt [A. Warschauers Buchdruckerei] (1893) ist analog Reclam, ein Nachdruck ohne jeglichen Wert.[1])

[1]) Die amerikanischen Gesamtausgaben stehen mir leider nicht zur Verfügung als: Ludwig Börnes sämtliche Werke. 5 Bände. New-York, Josef Wied 1858. 8°. Ludwig Börnes sämtliche Werke. 5 Bände. (XXXVI, 368; 365; 387, 414 und 328 S.) Philadelphia, Schäfer und Konradi 1868. 8° u. s. w.

Der neueste Herausgeber Alfred Klaar bietet vor allem wiederum einen wortgetreuen nicht immer korrekten Abdruck der von Reinganum besorgten Gesamtausgabe, aus den „Nachgelassenen Schriften" die beiden ersten Bände vollständig; aus dem vierten Bande den 122. Brief, das heißt den darin mitgeteilten Brief an die Cottasche Buchhandlung vom 1. August 1829, sowie „Fragmente und Aphorismen"; aus dem sechsten Bande „Vermischte Aufsätze und Aphorismen". Die biographische Einleitung ist eine äußerst stimmungsvolle Verarbeitung des bereits seit Jahren bekannt gewordenen Materiales im Anschlusse an die geistvolle Gedenkrede A. Klaars anläßlich der Prager Centennalfeier Börnes. Leider sind nicht genügend berücksichtigt die seither erfolgten wichtigen Publikationen in der „Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland", „Euphorion" u. s. w.

Im Gegensatze zu Heine ist die Börne-Forschung und Börne-Litteratur sehr dürftig. Ohne die Verdienste der neuesten Volksausgabe, das heißt seines Herausgebers irgendwie schmälern zu wollen, kann man beruhigt sagen, das Bedürfnis nach einer würdigen Gesamtausgabe, sowie einer Biographie etwa im Anschlusse an Elsters meisterhafte Heine-Edition bleibt nach wie früher vorhanden.

Wien. Michael Holzmann.

Richter Kurt, Ferdinand Freiligrath als Übersetzer. Berlin, A. Duncker 1899. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Franz Muncker. Nr. 11.) 2.70 M.

F. Freiligrath hat, wenn wir von vereinzelten, der Kinder- und der Schulstube entstammenden Reimereien (vgl. W. Buchner, Ferdinand Freiligrath 1, 20. 23 f. abfehen, zur selben Zeit, als er sich zuerst in eigener Lyrik versuchte, oder vielleicht noch früher (Buchners Angaben a. a. O. S. 39 scheinen dafür zu sprechen begonnen, nichtdeutsche Poesie in seine Muttersprache zu übertragen, und ist auf diesem Gebiete noch lange nach dem Erlöschen unmittelbarer Schaffenskraft fast bis an sein Lebensende unermüdlich thätig geblieben. Entweder ins Jahr 1826 oder kurze Zeit danach fallen die ältesten seiner Übertragungen, welche ebenso wie die lyrischen Erstlinge sogleich eine staunenswerte Wort- und Versgewandtheit bekunden; und noch nahezu ein Halbjahrhundert später legte die in der „Gegenwart" veröffentlichte Wiedergabe elf Bret Hartescher Gedichte Zeugnis ab für ungeschwächte Meisterschaft des Nachbildners. Allerdings hat sich Freiligraths Interessenkreis sehr bald nach jenen vielversprechenden Anfängen in gewisser Beziehung merklich verengert: vom Gymnasium her der beiden alten Idiome, von seiner Soester Lehrlingszeit her des Italienischen, Französischen und Englischen mächtig, schränkt er sein Arbeitsfeld schon frühzeitig auf die Litteratur der beiden letztgenannten Sprachen ein; nur

gereimte Übersetzungen das „Odi profanum vulgus" 1829; zuerst gedruckt 1831, zum Teil wieder Beilage 285 der Münchner Allgemeinen Zeitung 1896 und anderer Horaz-Oden, ferner Proben aus Virgil und Anakreon, so viel ich weiß, ungedruckt, zeigen den jungen Dichter mit dem klassischen Altertum wetteifernd, von vornherein indes im Nachtheil, da hier ganz im Gegensatz zu sonstiger Freiligrathscher Praxis auf die Form des Originals Verzicht geleistet wird; was die italienische Dichtung betrifft, so läßt uns bloß die elegante Wiedergabe eines einzigen Fragments, des Chors aus dem „conte di Carmagnola" (Akt 2, Scene 6) Manzonis zuerst 1838 in den „Gedichten"; jetzt „Gesammelte Dichtungen" 2, 5 ff. ahnen, was Freiligrath auch hier zu leisten vermocht hätte. Aber selbst die französische Lyrik beschäftigt den Dichter anhaltend nur bis 1838: zuerst und vor allen V. Hugo, dann andere Romantiker, wie Lamartine ein Nachzügler noch 1849, Musset, Jean Reboul, die Desbordes Valmore. Seine erste und stärkste litterarische Liebe, die zur englischen Dichtung, bleibt auch seine letzte: mit Byron und Scott, Wordsworth und Coleridge mißt er sich schon um 1826 und vereinigt dann in den „Gedichten" 1838 eine vielleicht allzu strenge Auslese aus der Fülle des bis dahin übersetzten Materials zu einer köstlichen Anthologie zeitgenössischer englischer Romantik. Coleridge und Moore nehmen hier den größten Raum ein, an ihnen und an Burns erweist Freiligrath seine völlig ebenbürtige Kunst. In den „englischen Gedichten aus neuerer Zeit" 1846 verschiebt sich dann das Bild parallel zur gleichzeitigen Entwickelung der Litteratur; wohl herrscht die Romantik und namentlich Freiligraths Liebling Felicia Hemans noch vor, schon aber deuten sich neue Richtungen, die soziale mit Ebenezer Elliott wie die speziell sogenannte victorianische mit Tennyson und die nordamerikanische Schule Longfellow an. Die Dichtung der sozialen Anklage Thomas Hood wird 1849 und 1851 in den „neueren politischen und socialen Gedichten" wieder aufgenommen, litterarhistorisches Interesse führt den Meister auf Robert Herrick, Edmund Spenser, Philip Sidney, Shakespeare (Venus und Adonis 1849) und andere Renaissancedichter zurück, und aus der Litteratur der Vereinigten Staaten gewinnt Freiligrath dem deutschen Publikum 1857 Longfellows song of Hiawatha, 1868 den genialen Sonderling Walt Whitman den von neuem zu „entdecken" einige Journalisten sich im abgelaufenen Jahre ganz überflüssig bemühten und noch 1872, wie erwähnt, Bret Harte, wenigstens den Lyriker Bret Harte. Die zeitgenössischen Engländer treten nunmehr in der anfangs der siebziger Jahre für die Gesamtausgabe zusammengestellten Gruppe „Übersetztes. Neueres und Neuestes." (Gesammelte Dichtungen 4, 47—145) hinter den Cinque- und Seicentisten einer-, den modernen Amerikanern andrerseits zurück; dennoch geben auch sie Freiligrath gleichsam noch in zwölfter Stunde Gelegenheit zu zwei unnachahmlichen Bravourstücken, wir meinen die Verdeutschung der Macaulayschen Gedichte „Horatius"

und „Schlacht bei Naseby“. Wie die Thätigkeit des Übersetzers Freiligrath chronologisch über den Zeitraum seiner originalen Dichtung hinausgreift, so überwiegt sie dieselbe auch quantitativ: von den sechs Bänden der jüngsten (6.) Auflage der Gesammelten Dichtungen, nach der wir citieren, enthalten vier fast ausschließlich, dann noch der dritte zu einem nicht unerheblichen Teile Übersetzungen, die denn freilich eben durch Freiligrath weiten Kreisen so vertraut geworden sind, daß das Mißverhältnis zwischen eigenem und fremdem Gut, wenn konstatiert, geradezu überraschend wirkt.

Kurt Richter ist nicht der erste, der an die Bearbeitung eines so verlockenden Themas herantritt. Zwei Vorläufer, O. Weddigen und die Tochter des Poeten, Frau Käthe Freiligrath-Kroeker, nennt er selbst S. 12; wenn ihm ein Plauener Programm von 1896 (E. Breitfeld, F. Freiligraths Übersetzungen aus V. Hugo) entging, läßt sich das wohl entschuldigen. Daß zwei an keineswegs abgelegenen Stellen vor wenigen Jahren veröffentlichte Aufsätze (W. Buchner, Unbekanntes und Ungedrucktes von F. Freiligrath, Euphorion, 1. Ergänzungsheft (1895) S. 122 ff.; J. Schwering, Unbekannte Jugendgedichte und Übersetzungen von F. Freiligrath, Beilage 285 der Münchner Allgemeinen Zeitung 1896) übersehen worden sind, fällt schon schwerer ins Gewicht und hat sich auch unmittelbar gerächt. Wurde so die doch wahrhaftig nicht übergroße Freiligrath-Litteratur nicht völlig ausgeschöpft, so gebricht es noch mehr an der Kenntnis der allerdings zahlreichen und nicht immer leicht zugänglichen ausländischen Dichter, welche hier in Betracht kommen, so daß sich Richter wiederholt durch die von Freiligraths Wiedergabe herausgegriffenen Proben zu unzulänglichen oder schiefen Charakteristiken verleiten lassen hat. Besonders auffällig erscheint dabei die Ungleichmäßigkeit in den Angaben benutzter Vorarbeiten oder vielmehr in der Benutzung dieser Arbeiten selbst. Wer sucht überhaupt in einer Studie wie der vorliegenden bibliographische Notizen zu Hugo und Coleridge? Wollte aber der Verfasser in diesen beiden Fällen Rechenschaft über die ihm dienlich gewesenen Vorarbeiten geben, warum fehlen dann analoge Nachweise zu Musset oder Longfellow? Wenn wir hinzufügen, daß sich Richters Sprache nicht sonderlich gelenkig, die Darstellung in unangenehmem Gegensatz zum Dargestellten völlig farblos, keineswegs aber korrekt erweist, so dürfen wir damit die Reihe allgemeiner Gravamina schließen, um, dem Gange der trotz alledem verdienstlichen Untersuchung Richters folgend, ihre Resultate in Kürze wiederzugeben, ihre kleinen Irrtümer zu berichtigen, unsere eigenen Meinungen, wo sie von denen des Verfassers abweichen, zu begründen.

Einleitend (S. 1—4) beleuchtet Richter den innigen Zusammenhang zwischen dem poetischen und dem nachbildenden Schaffen Freiligraths, zwischen diesen „zweierlei Bethätigungen eines und desselben Geistes“, wie

er weiter unten (S. 100) zutreffend sagt, und wendet sich sodann Freiligraths Übersetzungen aus dem Französischen und speciell seinen Verdeutschungen Hugoscher Lyrik zu. Zwar sehen wir nicht ein, wie es Richtern „unzweifelhaft" (S. 7) geworden sein mag, daß jenes handschriftliche Heft aus dem Jahre 1829, von dem Buchner a. a. O. 1, 39 spricht, auch Übersetzungen aus Hugo enthielt oder enthält: das Gegenteil ist wahrscheinlich, da der Inhalt des Heftes, wie von Buchner beschrieben, sich offenbar mit den gleichzeitig in den Münsterschen Allgemeinen Unterhaltungsblättern abgedruckten Übersetzungen deckt und unter diesen (vgl. Euphorion a. a. O.) V. Hugo nicht vertreten erscheint. Freiligraths Beschäftigung mit Hugo dürfte vielmehr kaum über 1832 zurückreichen; wo sich für sie das erste sichere Zeugnis, sei's durch eine Briefstelle, sei's durch den Abdruck eines übersetzten Gedichtes in einer Zeitschrift findet, hätte Richter ermitteln sollen. Genug hiervon; 1836—1838 bildet Freiligrath für den 6., 9. und 11. Band einer von Sauerländer in Frankfurt a. M. publicierten deutschen Gesamtausgabe der bis dahin erschienenen Werke Hugos große Partien der Lyrik nach, veröffentlicht dann 1845 eine einerseits gekürzte, andererseits erweiterte Neubearbeitung seines Anteils an der Frankfurter Edition und nimmt 1870 den 1845er Text, wiederum indes nach Streichung einzelner Gedichte, in den 4. Band der 1. Auflage seiner eigenen Gesammelten Dichtungen auf: eine Anordnung, die in wenig consequenter Weise auch von den nach Freiligraths Tod erschienenen Auflagen, welche doch sonst allenthalten (vgl. 6 Band 1—4) über die vom Dichter gezogenen Grenzen hinausgehen, peinlich respectiert wird. Richter macht dankenswerte Mitteilungen über das quantitative Verhältnis des Textes von 1870 zu denen von 1845 und 1836, schweigt aber leider über die Auswahl, die Freiligrath 1836 aus Hugo selbst getroffen hat; sollte in der (uns nicht zugänglichen) Frankfurter Gesamtausgabe eine lückenlose Übersetzung Hugos vorliegen, so mußte dies konstatiert, im anderen Falle und ebenso auch für 1845 und 1870 der Gesichtspunkt festgestellt werden, von dem aus Freiligrath so viele Gedichte Hugos nach und nach und noch für den Text letzter Hand auszuscheiden für nötig befunden hat.

S. 9—42 erörtert der Verfasser sorgfältig und nicht ohne Feinfühligkeit die von Freiligrath dem französischen Urtexte gegenüber aufgewandte Arbeit, die metrischen, die stilistischen, die sprachlichen Mittel und Kunstgriffe des Übersetzers, die Fülle von Anregungen stofflicher und formaler Natur, die dem Dichter aus solchem Bemühen zu gute kamen. Dem Resultate, welches Richter aus seinen Untersuchungen gewinnt, daß nämlich „V. Hugo in Freiligrath einen geistesverwandten Dolmetscher und einen begeisterten, rasch lernenden Schüler gefunden" und derart „der deutschen Dichtkunst einen Teil dessen, was er der deutschen Romantik verdankt, reichlich vergolten hat", wird man unbedenklich zustimmen können. Von den Ansichten freilich, welche der Verfasser über die Übersetzungskunst als solche

entwickelt, gilt dies nicht. Wir können ihm keineswegs folgen, wenn er S. 10 f., von unklaren und irrigen Prämissen ausgehend, die Parole ausgiebt, bei antiken Autoren sei für den Übersetzer „manche Abweichung in Sprache und Versmaß" geradezu „bedingt", und mit den Verdeutschungen moderner fremder Litteraturen verhalte es sich ganz anders. In der That ist eine solche Trennung, für die nur eine Überwertung des alten Gegensatzes „metrice" und „rhythmice" sprechen könnte, ganz unstatthaft, weder durch die Erfahrung noch im Wesen der Sache begründet. Sowohl die Struktur der deutschen Sprache als die bisher erzielten glänzenden Leistungen deutscher Übersetzungskunst gestatten, wenn schon irgend etwas normiert werden soll, die Regel aufzustellen: bei Übertragung fremdsprachlicher metrischer Dichtung, gleichviel ob antiker, mittel- oder neuzeitlicher, ist das Versmaß des Originals so lange zu wahren, als nur irgend möglich, das heißt, so lange nicht die Übersetzung, als selbständige deutsche Dichtung betrachtet, erhebliche inhaltliche oder formelle Einbuße erleidet. Freiligrath allerdings hat, wie bereits oben bemerkt, bei Übertragung antiker Dichtungen (alle derartigen Versuche fallen in seine Knaben- und früheste Jünglingszeit) die ursprüngliche Form fallen gelassen und den Reim angewendet, dessen er auch in eigener Poesie fast nie entraten konnte, eben weil er dieses Kunstmittel so souverän beherrscht hat wie außer Rückert kein anderer deutscher Lyriker.

Der Verfasser unterzieht ferner die Metrik der Freiligrathschen Hugo-Übersetzungen einer genauen Prüfung, konstatiert relativ sehr wenige Abweichungen von den Formen der Originale und begründet dieselben; aus Minors Neuhochdeutscher Metrik 1893 S. 263 hätte die Erkenntnis des Freiligrathschen Alexandriners vertieft werden können. S. 14 lesen wir es handelt sich um äußere, grammatische Motivierung der beim Übersetzen aus dem Französischen ins Deutsche nothwendigen Abänderungen): „Die französische Sprache ist reich an einsilbigen Wörtern, während sich die deutsche eines Überflusses hieran nicht erfreut; die französischen Konstruktionen sind genauer ? als die deutschen Satzgefüge, die allerdings größere Mannigfaltigkeit hierfür entschädigt." Von diesen beiden Behauptungen ist uns die letztere nicht ganz verständlich, trifft indes, wenn wir ihren Sinn richtig erfaßt haben sollten, den Kern der Frage ebensowenig als die erstere: eine kleine, eben an V. Hugo und daneben an Béranger, zugleich an ihren Übersetzern vorgenommene statistische Zählung läßt das Überwiegen der französischen über die deutschen Monosyllaben keineswegs so groß erscheinen, als daß darin für den deutschen Übersetzer ein wesentliches Hindernis erblickt werden könnte: in viel höherem Grade käme hier in Betracht, was in der französischen Verslehre élision heißt. — Wenn Richter S. 10 einige Litteratur über Theorie und Entwicklung der Übersetzungskunst zusammentrug, durfte er neben vielem andern wenigstens F. D. Gruppes Geschichte der „Deutschen Übersetzerkunst" 1859 nicht übersehen,

noch auch sich auf die eine Anführung aus A. W. Schlegel beschränken; vgl., um viele Einzelcitate zu sparen, die treffliche Zusammenstellung bei D. F. Strauß, Gesammelte Schriften 2 (1876), 124 ff. — Die Stilmittel, deren sich Freiligrath bedient, um die zwischen Sprache und Sprache klaffenden Abgründe zu überbrücken, sind keine anderen als die allgemein üblichen und jedem Übersetzer fast mechanisch geläufigen; ihre Erörterung hätte deshalb eingeschränkt werden können.

Welchen Gewinn hat nun Freiligrath aus seiner intensiven Beschäftigung mit Hugo für sein eigenes Schaffen gezogen? In der erschöpfenden Beantwortung dieser litterarhistorisch gewiß nicht unwichtigen Frage (S. 20—39) liegt das Hauptverdienst der Richterschen Arbeit. Freiligraths geistige Flucht zu den abenteuerlichen Scenen, den brennenden Farben, den wilden Leidenschaften des Orients und wieder seine fast reumütige Rückkehr zu vaterländischen Stoffen findet sich, wie überzeugend dargethan wird, bei V. Hugo bis ins Detail vorgebildet. Den Parallelismus in der eigentümlichen politischen Entwicklung Hugos und Freiligraths hätte der Verfasser durch Hinweis auf das von Schwering a. a. O. abgedruckte Preisgedicht auf Friedrich Wilhelm III. (1829) noch überzeugender gestalten können: der junge Westfale erscheint da in politicis gar nicht so weltferne, wie Richter S. 26 annimmt, sondern bleibt in begeistertem Royalismus hinter dem Dichter der Ode „La naissance du duc de Bordeaux" ebensowenig zurück, als zwanzig Jahre später sein revolutionäres Pathos dem der châtiments weicht. Wie im Großen, so berühren sich die beiden Poeten auch im Kleinen in der Vorliebe für effektvolle Greuel- und wieder für idyllische Kinderscenen, in genial phantastischer Naturbeseelung, in den epigrammatisch zugespitzten Abschlüssen, vor allem im Bilderschatze. Der deutsche Dichter geht aus diesem Vergleiche, trotzdem er zunächst immer nur als der Empfänger angesehen werden kann, mit hohen Ehren hervor.

Auf schwachen Füßen steht dagegen, was Richter über die aus V. Hugo stammende Bereicherung des Freiligrathschen Sprach-, speciell Wortvermögens zu sagen weiß. Warum muß der deutsche Dichter den Eigennamen Jannina, der sich S. 39 mitten in eine Menge orientalischer Appellativa verirrt hat, „unmittelbar" aus V. Hugo entlehnt haben? Jannina, die Residenz des durch seine Kämpfe gegen die Sulioten und die Pforte, nicht minder durch den Besuch Lord Byrons allbekannten Ali Pascha (1741—1822)? Wir haben in unserer Geschichte des deutschen Philhellenismus (Euphorion, 2. Ergänzungsheft 1896) S. 99. 140. 142. 167 ff. für die große Popularität Alis von Jannina in Deutschland Belege beigebracht, welche wir heute leicht auf das Doppelte vermehren könnten: hat doch kein geringerer als Goethe eine Episode aus Alis Laufbahn, die Gewinnung der albanesischen Seestadt Parga (1814) als dramatisches Sujet empfohlen (Hempel 29, 647). Und was die angeblichen Gallicismen Freiligraths anlangt, die von Richter S. 40 ff. auf

den Einfluß V. Hugos zurückgeführt werden, so handelt es sich in den von ihm angezogenen Beispielen fast durchwegs teils um echt deutsches Sprachgut, teils um allerdings französische, aber längst vor Freiligrath mehr oder minder fest eingebürgerte Lehnwörter. „Bord" in der Bedeutung „Ufer" findet sich, spätere Autoren zu geschweigen, z. B. bei Wieland, Geßner, J. H. Voß; „Trott" bei Zachariä, Wieland, Thümmel, Bürger, Goethe („Spute dich, Kronos! Fort den rasselnden Trott!"), auch Verbindungen wie Freiligraths „Im scharfen Trotte" schon bei Kretschmann und J. G. Müller. In der Wendung „im Bann sein" = „im Bereich sein" („Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren") werden wir keinen Gallicismus, vielmehr den auch bei Goethe, Möser und anderen nachweisbaren archaisierenden Gebrauch eines deutschrechtlichen Terminus erblicken; „Lärmkanone" mag immerhin einem französischen canon d'alarme entsprechen: weder für den Begriff selbst noch für seine Benennung brauchen wir uns den Nachbarn im Westen verpflichtet zu fühlen, vgl. Talvj, Volkslieder der Serben 2 (1826), 155 „Nach dem Thurm kehrt' eilig sie zurücke, Feuert dorten ab die Lärmkanone". Warum hat der Verfasser nicht die landläufigen Nachschlagewerke zu Rate gezogen?

Kürzer und im allgemeinen zustimmend können wir über den restierenden Teil der Untersuchung berichten, der sich, zumeist chronologisch der Entwicklung folgend, über die Nachbildungen Musſets und anderer Franzosen, sodann britischer und nordamerikanischer Dichter verbreitet. Richter erblickt in dieser Verlegung des Arbeitsgebietes von romanischem auf germanischen Boden zugleich eine Abkehr von der großtönenden Phrase zu unmittelbarerem, wahrerem Gefühlsausdrucke — wenn wir das Enthymem von S. 50 richtig ergänzen —, er zeigt, wie der Übersetzer sich noch enger an die Form der englischen als vordem an die der französischen Originale anschließt, bleibt aber die Erklärung für die von ihm selbst konstatierte Thatsache schuldig, daß Freiligrath gelegentlich längere Verse, als seine Vorlage bietet, verwendet und häufig die der englischen Metrik so lieben Binnenreime beseitigt hat: hier (und nicht bei den Franzosen) hätte von dem Monosyllabenreichtum der zu übersetzenden Sprache, hier sodann von ihrer außerordentlichen Reimerzeugungsfähigkeit die Rede sein müssen.

Überall sucht Richter das Verhältnis Freiligraths zum jeweiligen Übertragungssubstrat für Freiligraths originale Dichtung litterarhistorisch fruchtbar zu machen. Die Nachforschung, inwieweit das Englische, das für Freiligrath ja keineswegs bloß eine Litteratur-, sondern jahrelang auch Geschäfts- und Umgangssprache war, auf seinen deutschen Wort- und Formenschatz eingewirkt hat, ergiebt, weil vorsichtiger als die oben erwähnte analoge geführt, S. 97 f. annehmbare Resultate. Auch in der hohen Bewertung der Übersetzung des Longfellowschen song of Hiawatha stimmen wir mit Freiligrath selbst und Richter völlig überein. Vor dem ganz

seltsamen ästhetischen Urteil über Shakespeares Venus and Adonis (S. 83; vgl. auch S. 28) hätte den Verfasser gerade die dazu citierte Schrift, Max Kochs treffliche kleine Shakespearemonographie S. 124 f., schützen sollen. Mit einem Rückblicke auf das durchwanderte Gebiet schließt Richter sein Buch, dessen Ergebnisse gestatten, auf Freiligrath, wenn auf irgendwen, die Worte seines Jugendlieblings V. Hugo anzuwenden: „Les vrais traducteurs ont cette puissance singulière d'enrichir un peuple sans appauvrir l'autre, de ne point dérober ce qu'ils prennent, et de donner un génie à une nation sans l'ôter à sa patrie."

Einige thatsächliche Berichtigungen und nötige Ergänzungen mögen, ihres ganz accidentellen Charakters halber hier vereinigt, den Schluß der Besprechung bilden. S. 7: V. Hugos Oden sind nicht 1822, sondern von diesem Jahre oder sogar von 1821 an, wenn Quérards La France littéraire 4 (1830), 158 nicht irrt, bis 1828, die „orientales" nicht 1827, sondern 1829 erschienen. Mit den S. 7 angeführten Titeln ist die Zahl der lyrischen Publikationen Hugos natürlich keineswegs erschöpft. — S. 24 lautet Z. 2 richtig: „Djinns au vol furieux, danses des bayadères." — S. 25: Freiligraths Tante und Verlobte hieß Lina Schwollmann. — S. 29: in V. Hugos Orientale „marche turque" (vgl. Oeuvres complètes, éd. défin., poésie 2, 99 ff. und Freiligrath[6] 4, 223 ff.) handelt es sich nicht um den Gegensatz zwischen dem Mannesideal eines Türken und einem „feigen Christenhunde", sondern einem tapfern wird ein feiger Muselman kontrastiert. — S. 34 sind zwei Freiligrathsche Titel miteinander verwechselt: der Verfasser meint statt des „Divans der Ereignisse" das stofflich freilich nahverwandte Gedicht „Der Scheik am Sinai". — S. 48: der sogenannte Ettrick- (nicht Ettrik-) schäfer, ein namhafter englischer Naturdichter (1772—1835) heißt richtig Hogg; hier wäre ein kleiner Fehler Freiligraths oder Buchners (1, 114) zu verbessern gewesen. — S. 61: Die Fügung: „Coleridges Christabel, das sich in derselben Atmosphäre bewegt" weckt in ihrem auffälligen Widerspruch gegen deutschen Sprachgebrauch die Vermutung, dem Verfasser sei das Schauergedicht des lake-poet fremd geblieben: woran freilich nicht viel liegt. — S. 90 ist Cooper mit Cowper verwechselt. Wo Bernardin de Saint-Pierre dem Indianer Eingang in den Stoffkreis der französischen Litteratur verschafft haben soll, ist uns nicht bekannt; der Verfasser dachte doch nicht etwa an die „chaumière indienne"? — S. 96: es ist unrichtig, daß erst Ida Freiligrath 1883 Freiligraths Verdeutschung von Byrons „Mazeppa" der Öffentlichkeit übergeben hat; diese Jugendarbeit unserers Dichters erschien bereits 1825 in den Münsterschen Allgemeinen Unterhaltungsblättern vom 2. Oktober- bis zum 2. Decemberheft, vgl. W. Buchner, Euphorion, 1. Ergänzungsheft (1895) S. 129. Der 1832 im Mindener Sonntagsblatt abgedruckten Übertragungen aus

Byrons The giaour (vgl. Buchner 1, 61) mußte hier unbedingt Erwähnung geschehen. — S. 101: Manzonis „conte di Carmagnola" ist nicht das einzige Drama, aus dem Freiligrath eine lyrische Stelle übersetzt hat; vgl. 4, 58 das Grablied aus Cymbeline. — S. 104: Gustav Legerlotz' Versuch, das berühmte „My heart 's in the Highlands" in deutschem Dialekt wiederzugeben, steht nicht so vereinzelt da, als der Verfasser meint; vgl. E. Lindner, Fartblihndijer zëpserscher Liederposchen[2] (1879), 84. Die mundartlichen Nachbildungen Burnsscher Lyrik von B. Prinz (1869),[1] A. Corrodi (1870),[2] J. Ehlers (1877),[1] uns gleichmäßig unerreichbar, liefern vielleicht interessante Seitenstücke. Auf die Vorliebe unserer Dialektpoeten für den großen schottischen Volksdichter haben wir gelegentlich hingewiesen, vgl. Euphorion 4 (1897), 829.

Noch eine Frage zum Schluß. Welche Bewandtnis hat es mit der uns leider unzugänglichen) Publikation: „Molières sämtliche Werke. Übersetzt von L. Braunfels, F. Demmler, E. Duller, F. Freiligrath, W. von Lüdemann, M. Runkel, E. Weyden, O. L. B. Wolff, L. Lax und anderen. Herausgegeben von Louis Lax.", welche Aachen 1837 f. in fünf Bänden und 1838 einbändig erschien? In welchem Verhältnis steht Freiligrath zu dieser Unternehmung, von welcher der Verfasser gar keine Notiz nimmt? Mag sein, daß Freiligrath hier ebensowenig zur wirklichen Mitarbeiterschaft gelangte wie an den unter Leitung F. Bodenstedts bei Brockhaus 1869—1872 erschienenen 38bändigen „Dramatischen Werken" Shakespeares, deren stattliche Übersetzerliste auf den ersten Bänden der Sammlung mit Freiligraths Namen prunkt, bis an dessen Stelle der des Philologen N. Delius erscheint. Eine Briefstelle (Buchner 2, 374 aus dem Jahre 1867, die Richter nicht ignorieren durfte, giebt nähere Auskunft über die unverwüstliche Arbeitslust des greisen Dichter-Übersetzers, mit welcher nun allerdings die Arbeitsfähigkeit nicht mehr gleichen Schritt halten konnte. „Mein Antheil an Bodenstedts Unternehmen," schrieb Freiligrath, „wird sich auf Lear, Cymbeline und Wintermährchen beschränken." Daß er diese Arbeit seinem Volke nicht mehr schenken konnte, ist tief zu beklagen.

Wien. Robert Franz Arnold.

Meyer Richard M., Die deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts. (Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung .... Herausgegeben von Paul Schlenther.) Berlin, G. Bondi 1900. 10 M.

Das große Sammelwerk, dem das vorliegende Buch angehört, ist in unserer Zeitschrift (6, 772—779) von Jodl bereits charakterisiert

[1] plattdeutsch.
[2] schweizerdeutsch; vgl. auch dessen Studie „R. Burns und P. Hebel" (1873), Nr. 182 der Virchow-Holtzendorffschen Vorträge, S. 37 ff.

worden und dort sind auch die Bedenken dargelegt, die sich gegen die Abgrenzung der Geschichte des geistigen Lebens nach Jahrhunderten erheben. Die hundert Jahre von 1800—1900 bilden litterarhistorisch keine Einheit, das Jahr 1800 macht in unserer Litteraturgeschichte keinen Einschnitt oder Abschnitt; kaum die Jahre 1805 oder 1815, eher die Jahre 1830—1832. Meiner Ansicht nach bildet sogar erst das Jahr 1848 die große Wasserscheide zwischen der klassisch-romantischen Litteratur des 18. Jahrhunderts und der neuen heute noch herrschenden Richtung. Sowie der Litterarhistoriker des 18. Jahrhunderts, um eine Einheit zu gewinnen, gezwungen war, bis zum westphälischen Frieden zurückzugehen und seine Darstellung bis zu Goethes Tod fortzuführen, so wird auch der zukünftige Litterarhistoriker des 19. Jahrhunderts in einer abschließenden Darstellung um eine bis zwei Generationen ins 18. Jahrhundert zurückgreifen müssen bis zum Auftreten Klopstocks oder zum mindesten Goethes, und wie weit er seine Grenzpfähle ins 20. Jahrhundert wird vorschieben müssen, das kann heute niemand ermessen. Auch Meyer geht von ähnlichen Voraussetzungen aus, indem er den Schwerpunkt seiner Darstellung in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts verlegt. Er verzichtet auf eine ausführliche Darlegung der kritischen Philosophie, wie sie zum Verständnis unsres Geisteslebens unentbehrlich ist, er verzichtet auf eine zusammenhängende Darstellung des Goetheschen Einflusses, wie sie Jodl in dem Buche Zieglers vermißte, er betrachtet die Romantik durchaus als ein Produkt des 18. Jahrhunderts, mit dem er wie mit einem gegebenen Faktor rechnen kann; selbst eine so fesselnde Erscheinung wie Kleist lockt ihn noch nicht zum Verweilen. Erst bei Raimund und Grillparzer setzt seine eigentliche Darstellung ein. Immermann, Platen, die Droste, Heine sind die ersten Dichter, die er ausführlich charakterisiert. Nun gewinnt die Schilderung mit jedem Decennium mehr an Wärme und Farbe. Gottfried Keller wird als die größte dichterische Erscheinung des Jahrhunderts liebevoll herausgearbeitet. Je mehr er sich der Gegenwart nähert, desto freier und frischer, desto selbständiger und ungezwungener fühlt er sich und bei der Charakteristik der letzten zwei Decennien steht er auf der Höhe seiner Leistung. Meyer macht auch kein Hehl daraus, daß ihm die im Fluß begriffene Entwicklung der Gegenwart wichtiger und sympathischer ist als die abgeschlossenen Phasen der Vergangenheit, daß er mit allen Fasern seines Wesens an der neuesten Litteratur hängt, daß er als ein durch und durch moderner Mensch mit der modernsten, der werdenden, ja der Zukunftslitteratur sich verwachsen fühlt und er ist geneigt, die kritische Betrachtung der Zustände der Gegenwart als die Blüte der Geschichtschreibung anzusehen: nur solche Perioden könnten mit wirklichem Einfühlen und Mitfühlen dargestellt werden, die noch wirksam sind. „Hätte ich nicht mitfühlende Freude an dem Ringen gerade der Gegenwart — ich hätte dies Buch wohl ungeschrieben gelassen" gesteht er S. 748. Und indem er mit Wundt (Logik

2, 418. 420) an eine Objektivität in der historischen Darstellung nicht glaubt, am wenigsten wenn sie die eigene Zeit betrifft, fährt er fort: „Aber das ist klar, daß hier eben dem Fühlen, dem Raten sogar Raum gestattet werden muß. Ich wenigstens habe nicht, wie vielleicht der oder jener litterarische Kritiker, das Gefühl, hoch über der Arbeit des Tages zu stehen — ich fühle mich mitten inne im Gedränge. Und deshalb darf man nicht verlangen, daß ich die Trennungen und Berührungen der Gruppen so klar übersehe, wie es erst möglich sein kann, wenn vieles sich ‚ausgelebt' hat, was jetzt noch jung ist. Ganz naiv muß man hier nachzeichnen dürfen, wie die Primitiven: die Perspektive steckt erst in den Anfängen. Manche Figur, die auf dem zweiten Plan steht, wird bei uns noch mit Gestalten des Vordergrundes gleiche Höhe haben. Licht und Schatten können wir noch nicht fein abtönen. Aber wir suchen zu erzählen, was wir erleben; das ist immer etwas." In der That liegt in diesem Schlußteil das Hauptverdienst des ausgezeichneten Werkes, und ich für meinen Teil hätte gewünscht, daß Meyer die zwei Kapitel von 1880—1900 ihrer ersten Anlage entsprechend noch viel breiter ausgeführt hätte, während man jetzt die nachträglich kürzende Hand an vielen Orten merkt. So haben Th. Mundt und später R. Prutz die Litteratur ihrer Zeit mit Glück zu fassen gesucht; so hat sich der von Meyer leider vernachlässigte Ruge zum Merker und Warner der zeitgenössischen Produktion aufgeschwungen. So hat Julian Schmidt durch ein ähnliches Werk einem Mann wie Scherer den vorläufigen Standpunkt der modernen Litteratur gegenüber angewiesen, so ist Schönbach mit seinen Essays in „Lesen und Bildung" weiten Kreisen zum Führer geworden. Gelingt es Meyer, wie der unerhört rasche Absatz des umfangreichen Buches zu beweisen scheint (die zweite Auflage, das vierte bis neunte Tausend umfassend, ist bereits erschienen), mit seinen wohlüberlegten, feinsinnigen Urteilen durchzudringen, gelingt es ihm, dem ratlos zwischen den Extremen hin und her taumelnden Publikum Halt und Richtung zu geben und die weitere Forschung und Kritik auf die rechten Wege zu weisen, glückt es ihm gar, einzelne hervorragende dichterische Zeitgenossen über sich selbst aufzuklären, auf ihr Schaffen Einfluß zu gewinnen und ihrer tastenden Unsicherheit zum Leiter zu werden, so wird ihm für seine hingebenden Bemühungen der schönste Lohn zu teil werden.

Obwohl Meyers Buch einer Sammlung angehört, in der jedem einzelnen Zweige der geistigen und materiellen Kultur Deutschlands eine selbständige Betrachtung gewidmet ist, so greift er doch selbst in seiner Darstellung nach allen Seiten möglichst weit aus. Überall betont er den Zusammenhang der geistigen mit der politischen Entwicklung, wie dieser im 19. Jahrhundert — abweichend von anderen Zeiträumen — unverkennbar ist. Ohne die Litteraturgeschichte einseitig für eine Geschichte der Ideen auszugeben, zeigt er doch, wie alle philosophischen, religiösen und socialen

Richtungen in der Litteratur sich wiederspiegeln. Der Geschichte der Wissenschaft räumt er mit Scherer einen bedeutenden Platz in der Litteraturgeschichte ein, und es gehört zu den wichtigsten Resultaten des Buches, wie er Dichtung und Wissenschaft in ihren Wandlungen denselben Entwicklungsgesetzen unterworfen zeigt. Dem gesprochenen Wort schenkt Meyer eine größere Beachtung als alle bisherigen Litterarhistoriker; er skizziert die Geschichte der Predigt, noch mehr die der parlamentarischen Beredsamkeit und macht uns auf eine selbständige Darstellung begierig, die er diesem Thema widmen wird. Auf die im Laufe des geschilderten Zeitraumes so mächtig zunehmende Publizistik hat er stets den Blick gerichtet, bedeutende Publizisten, Journalisten und Kritiker werden selbst Gegenstand der Kritik; Männer wie Kürnberger kommen zu ihrem Recht; der einzige Harcort, den Kaufmann 458 ff. zu Ehren gebracht hat, ist ihm entgangen. Auf die Erwähnung des für die Theatergeschichte epochemachenden Schreyvogel durfte Meyer ebenso wie auf eine ausführliche Charakteristik Raupachs, der Birch-Pfeiffer und anderer Bühnenschriftsteller zu Gunsten der Theatergeschichte verzichten; seine musikalischen Exkurse werden ebenso in einem andern Band ihre Ergänzung finden.

Bei alledem steht die Dichtung, die Frage nach dem künstlerischen Wert der einzelnen dichterischen Schöpfungen im Mittelpunkt der Darstellung. Ohne auf ein einzelnes ästhetisches System eingeschworen zu sein, ist er reich an einzelnen wertvollen ästhetischen Urteilen. Für die Übereinstimmung von Inhalt und Form, von innerer und äußerer Form hat er den schärfsten Blick; überall sind Sprache, Stil und Metrik knapp aber bezeichnend beurteilt; die feinsten stilistischen Beobachtungen sind kunstvoll in die Darstellung verwoben. Dennoch ist er gegen das hinter dem gesteckten Ziel Zurückgebliebene, gegen das Mißlungene und Verfehlte nicht allzu schroff oder gar ungerecht und kann daher zusammenfassend in der Einleitung sagen: er bemühe sich, die Geschichte der deutschen Litteratur darzustellen als die Geschichte der litterarischen Bestrebungen unseres Volkes, mögen sie nun zu einer Erweiterung des Stoff- und Formengebietes geführt haben, mögen sie vollendete künstlerische Leistungen ergeben haben oder nicht. (S. 5.)

Wichtiger aber als all dies ist Meyer doch die dichterische Persönlichkeit. „Was würde uns aber schließlich das ganze Bild rastloser Entwicklungen bedeuten, wenn uns die Menschen nicht interessierten, in deren Seele sich dies große Drama vollzog? Daß wir Charaktere und Talente wie Annette von Droste und Heinrich Heine, Gottfried Keller und Theodor Fontane, Marie von Ebner-Eschenbach und Gerhart Hauptmann studieren und schildern dürfen — das bleibt doch das größte Vorrecht, dessen die neuere Litteraturgeschichte sich zu erfreuen hat. Wir fassen also unsere Aufgabe so, daß wir vor allem die Individuen als Träger der Entwicklung darzustellen haben, und die ‚Ideen' nur, insoweit sie sich in der Folge

dieser Persönlichkeiten abspiegeln. Es ergiebt sich damit für uns eine ganz bestimmte Anordnung. Wir wollen die jedesmal frisch auf den Plan tretenden Kämpfer und Eroberer der Reihe nach betrachten und dann, in regelmäßigen Abständen, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Ergebnis ihres Wirkens. Für die Autoren selbst halten wir uns im wesentlichen an die Chronologie ihrer Geburtsjahre .... Indem wir jede Figur für sich zu betrachten suchen, glauben wir das leise Wachstum einer stetigen Entwicklung am besten beobachten zu können. Größere Gruppen sind freilich nicht immer zu vermeiden." (S. 5 f.)

Die chronologische Reihenfolge der Schriftsteller zum Prinzip ihrer historischen Anordnung zu machen halte ich für sehr richtig. Es ist ungefähr die Generationenlehre von Lorenz, vom politischen Leben aufs geistige übertragen. Die geistige Physiognomie der Zeit ändert sich nicht bloß alle dreißig Jahre, wenigstens ist das im 19. Jahrhundert nicht mehr so. Alle fünfzehn, alle zehn, alle fünf Jahre sind solche Änderungen bei näherem Zusehen bemerkbar. Schon vor hundert Jahren sagt einer der zahlreichen Säkularbetrachter (Wessenberg, Der Geist des Zeitalters, Zürich 1801, S. 4 f.): „Die Geschichte lehrt, auch abgesehen von jedem Einzelnen besonderen Lebenslaufe, daß gewöhnlich innerhalb zehn Jahren sich alles, oder beynah' alles, was dem Menschen interessant ist (die Natur selbst ausgenommen), wesentlich ändert." Am nächsten gehören die Gleichaltrigen zusammen, weil sie trotz aller Verschiedenheit der Geistesanlage denselben Bildungseinflüssen zu derselben Zeit unterliegen, weil sie, selbst wenn ihr thatsächliches Eingreifen in die Litteratur durch Decennien getrennt ist, die entscheidende Ausbildung ihres Geistes in denselben Jugendjahren durchmachen. Daß hinter diesen natürlichen Zahlen keine Spielerei und keine Mystik steckt, zeigt leicht eine Musterung der lebenden Schriftsteller, wie ich sie nach diesem Grundsatze im Jahre 1893 vorgenommen habe (Beilage zur Bohemia Nr. 130. 132. 136. 142): die Achziger wie Jordan und Pichler, die Siebziger wie Heyse und die Ebner, die Sechziger wie Wilbrand und Fittger u. s. w. weisen die nächste Verwandtschaft auf und gehören ein- für allemal zusammen. —

Auch das zweite von Meyer angewandte Einteilungsprinzip ist, an und für sich betrachtet, sehr richtig. Fassen wir einmal die Jahrhunderte als Einheiten auf, so ergeben sich die Jahrzehnte als Unterabteilungen von selbst, und wie wir mit den Worten: das 16., das 17., das 18. Jahrhundert bestimmte Begriffe verbinden, so thun wir dies auch, wenn wir von den zwanziger, dreißiger, vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts sprechen. Meyer hat diese landläufigen Ausdrücke schärfer gefaßt und besser begründet und hat mit seinem auf das Wesentliche und Typische gerichteten Blick die Signatur jedes Zeitalters zu erkennen gesucht. Dadurch, daß im 19. Jahrhundert mehrfach wichtige politische und soziale Ereignisse an den Anfang oder an den Schluß eines Decenniums fielen, wie die Juli-

revolution ins Jahr 1830, die Februarrevolution ins Jahr 1848, der deutsch-französische Krieg ins Jahr 1870, die Entlassung Bismarcks ins Jahr 1890, kann das Dekadensystem gestützt werden, obwohl Meyer selbst gelegentlich darauf aufmerksam macht, wie die Einschnitte oft auch in die Mitte der Decennien fallen. (S. 42.)

Jedes der beiden Einteilungsprinzipien läßt sich also an und für sich rechtfertigen. Das Unhaltbare und Verhängnisvolle liegt lediglich darin, daß sie Meyer kombinierte und so keines rein und sicher durchführte. Das Widerspruchvolle liegt darin, daß das erste Prinzip rein biographisch, das andere rein litterarhistorisch ist. Als Biograph faßt Meyer die einzelnen Persönlichkeiten ganz richtig an der Wurzel, er gräbt eine Schicht tiefer als der Litterarhistoriker graben kann und darf. Darum ist bei jedem Dichter die Jugend das entscheidende; darum brechen so viele selbstbiographische Darstellungen mit dem Beginn der Mannesjahre ab, wie die Goethes; darum wird jede richtig angelegte Dichterbiographie mehr oder weniger einer Pyramide gleichen. Für den Biographen wird die Zeit, in der eine Ansicht, ein Werk, ein Plan sich bildet, wichtiger sein als der Zeitpunkt der Ausgestaltung, des Abschlusses, des Hervortretens, der Wirkung; für den Biographen Fontanes werden die vierziger Jahre, für den der Ebner die fünfziger, für den Anzengrubers die sechziger Jahre die kritischen sein. Für den Geschichtschreiber der Litteratur gilt gerade das Umgekehrte. Für ihn ist ein Dichter erst vorhanden im Moment seines litterarischen Auftretens, ein Werk erst im Augenblick seines Erscheinens (als Ganzes oder als Fragment), seiner Aufführung oder seiner handschriftlichen Verbreitung, wenn diese auf weitere Kreise sich erstreckt wie bei Goethes Iphigenie. Die Wirkung eines Werkes ist für den Litterarhistoriker wichtiger als die Entstehung. Von der Dramatikerin Ebner-Eschenbach nahm die Zeit der fünfziger Jahre kaum Notiz — auch Meyer scheint ihre gedruckten Dramen nicht zu kennen (die Wiener Universitätsbibliothek besitzt Exemplare davon), wenigstens charakterisiert er sie nicht mit einigen Worten, wie das sonst auch bei viel unbedeutenderen Werken seine Gewohnheit ist — erst in den siebziger Jahren wird sie als Erzählerin bekannt, erst in den achtziger und neunziger Jahren übt sie eine größere Wirkung aus, deshalb gehört sie in diesen Zeitraum und nicht in jenen, zum mindesten muß sie eine doppelte Behandlung erfahren, wie dies auch für Fontane unvermeidlich ist. Nach Meyers Prinzip würde Goethe als Gesamterscheinung nicht etwa in den neunziger oder achtziger oder siebziger — nein in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu behandeln sein, was selbst für Wieland zu früh wäre. Die konsequente Verfolgung des biographisch-chronologischen Einteilungsprinzipes hätte zu einer natürlichen Gruppenbildung geführt, wie sie uns längst geläufig ist. Die Hallenser Anakreontiker des 18. Jahrhunderts, die Stürmer und Dränger, die Göttinger Dichter, die älteren und die jüngeren Romantiker,

die Freiheitsdichter stehen sich — wenige Ausnahmen abgerechnet — im Alter sehr nahe: an ihrer inneren Zusammengehörigkeit wird daher niemand rütteln. Mehr oder weniger gilt dies auch von dem jungen Deutschland, von den Tendenzdichtern der vierziger Jahre, vom Münchener Dichterkreis, von den Stürmern der achtziger Jahre, wie ja auch Meyer diese Gruppen nicht ganz umgehen kann. Er hätte sie noch stärker zusammenschließen und durch neue vermehren und ergänzen sollen. Oder er hätte das biographische Prinzip ganz fallen lassen müssen und wie Prutz, wie Julian Schmidt synchronistisch — nach Decennien — die „neuen Menschen" zusammenstellen müssen. Jetzt werden vielfach Persönlichkeiten aneinander gerückt, die wenig oder nichts miteinander zu thun haben, der Widerspruch zwischen Text und Kapiteleinteilung (Kolumnenüberschrift) wirkt verwirrend, falsche Vergleichungen, gezwungene Übergänge ergeben sich und der ziemlich einfache Gang unserer Litteratur erscheint auf diese Weise als ein sehr komplizierter.

Noch ein dritter Einteilungsgrund läge nahe, den Meyer in der Vorrede schroff abweist: der landschaftliche. Gewiß hat Meyer recht, wenn er von einer Überschätzung minderwertiger Dialektlitteratur, bodenständiger Mittelmäßigkeit, schwächlicher Heimatskunst nichts wissen will. Aber deswegen, weil ein Prinzip falsch angewendet oder einseitig übertrieben wird, braucht es selbst noch nicht falsch zu sein. Vielleicht gleichen sich die Unterschiede im Charakter der deutschen Stämme und Landschaften einmal so sehr aus, daß man ein einheitliches Bild unserer Litteratur wird entwerfen können. Heute wurzelt sie noch sehr stark in der einzelnen Landschaft, nicht bloß bei den politisch vom Mutterlande getrennten Stämmen, sondern auch im Reiche selbst. Giebt es nun eine so weit verbreitete und reich gegliederte Dialektlitteratur von solcher Kraft, Gesundheit und Urwüchsigkeit, von solcher Eigenartigkeit und wenn man will Rückständigkeit wie die oberösterreichische, steirische, tyrolische, schwäbische, bayrische u. s. w., so muß sie mit die Grundlage der allgemeinen Darstellung der deutschen Litteraturgeschichte bilden, auch wenn nicht alle einzelnen Werke dieser Dialektdichter zum Gemeingut des ganzen deutschen Volkes geworden sind. Hier scheint mir Meyers sonst bewundernswerte Belesenheit, die sich auf alle modernen Litteraturen erstreckt, immerhin Lücken aufzuweisen; wenigstens findet er für Stelzhamer kein bezeichnenderes Wort als einmal ein abgeblaßtes „trefflich" und ein andersmal ein allgemeines „Originalität". Hier wäre das Erdreich aufzuwühlen, wie Meyer so viele andere Maulwurfsarbeit mit großem Nutzen vollführt hat. Hier träten die Dichter zu vielfach neuen Gruppen zusammen, neue Vergleichungspunkte ergäben sich und für die meisten der schon jetzt geschätzten und bewunderten Dichter fänden sich neue Beweise für die Richtigkeit des zeitgenössischen oder historischen Urteils aus den bisher unergründeten Tiefen echtester Stammesart. Die deutsche Litteraturgeschichte muß noch einmal von unten auf geschrieben werden;

die Gipfel werden zwar dieselben bleiben, aber sie werden vielfach in neuem und hellerem Licht erstrahlen.

Wenn nun die wenigen Wünsche und Ergänzungen, die ich zum Schlusse vorbringen will, um für die mir gebotene reiche Anregung einigermaßen meine Dankbarkeit zu bekunden, grade Dichter meiner engeren Heimat betreffen, so mag mir das nicht bloß als Überschätzung der heimatlichen, von Jugend auf vertrauten Litteratur ausgelegt werden, die ich hier ganz anders bewertet und beurteilt finde, als ich dies zu thun gewohnt bin. Der schöne Abschnitt über Grillparzer macht mir nicht den Eindruck, als ob er mit Hilfe der letzten Auflage der Werke und der jetzt schon ziemlich angewachsenen Litteratur über den Dichter gearbeitet wäre. Daß Meyer die Lyrik Grillparzers ebenso stiefmütterlich behandelt wie die Hebbels und Immermanns, werde ich mit meinem Widerspruch nicht ändern. Aber ungerecht bleibt es immer, einen Lyriker durch seine schwächsten Gelegenheitsgedichte zu charakterisieren. Welch Zerrbild könnte man auf diese Weise von Heines, ja selbst von Goethes Lyrik entwerfen und für eine litterarische Charakteristik ausgeben. Daß die Esther schon 1863 gedruckt war, sei nur nebenbei bemerkt (S. 68).

Eine Überprüfung verlangt der Abschnitt über Bauernfeld. „Der letzte Krieger" mag fehlen trotz seiner historischen Wichtigkeit. Aber kann man sich von des liebenswürdigen Mannes durch mehr als 70 Jahre erstreckender Thätigkeit eine Vorstellung machen ohne Erwähnung seiner besten Werke, wie „Landfrieden" oder „Aus der Gesellschaft". Überhaupt beruht die herkömmliche Klage über unsern gänzlichen Mangel an guten Lustspielen doch auch auf einer mangelnden Kenntnis unsrer Schätze. Kann man sich etwas reizenderes denken als Halms „Verbot und Befehl", das alle seine Trauerspiele aufwiegt und das keine Litteraturgeschichte erwähnt? Übrigens irrt sich Meyer, wenn er aus dem zufälligen Umstande, daß Halm in Krakau geboren ist, einen Einschlag slavischen Blutes bei ihm annimmt. Er ist so wenig ein Pole, wie etwa der in Ungarn geborene Lenau ein Magyare oder der in Krain geborene Anastasius Grün ein Slovene. — Der Zufall offenbar hat Meyer ein vereinzeltes Werk von Enk zugeführt. Die reiche Schriftstellerei des unglücklichen Mannes, den Vischer mit großer Ungerechtigkeit zum „Philosophen des Wurstelpraters" gestempelt hat, verdiente eine erneute Durchsicht; es ist ein Juwel darunter wie „Don Tiburzio", den ein Nichtösterreicher wie Bächtold warm ins Herz geschlossen hatte. — S. 576 wäre das Jahr von Morres Tod einzufügen. — Für Anzengruber hat Meyer gute Gewährsmänner gehabt, die er, wie sonst die erreichbare Litteratur, vorsichtig und dankbar benutzt hat. Aber in einem Punkte ließen sie ihn im Stich. Für Anzengruber ist das Wiener Lokalstück der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre, das an die Namen Elmar, Toldt, O. F. Berg, Kaiser und viele andere geknüpft ist, zum mindesten ebenso wichtig, wie die ähnliche Produktion von Perinet bis Bäuerle für

Raimund. Neben dem Berliner und Hamburger Lokalstück sollte daher das Wiener nicht fehlen. — In einem grundsätzlichen Gegensatz zu Meyer und seinem Gewährsmann Necker befinde ich mich in Bezug auf die Auffassung des schriftstellerischen Charakters der Frau von Ebner, den aus ihren litterarischen Satyren abzuleiten, eine Versündigung an ihrem großen und reichen Talent ist. Doch muß dies einer selbständigen Darlegung vorbehalten bleiben; bedauerlich ist es, daß Meyer die vorzüglichen Aufsätze von Hofacker über sie, die unsere Bibliographie verzeichnet, entgangen sind. — Dürfte ich mich nun noch mit einigen Namen hervorwagen, die ich aus dem engeren Heimatskreis vermisse, so wüßte ich nicht, wo ich beginnen sollte: von Castelli bis Misson eine Lücke in unserer Dialektdichtung; der teure Name der Gräfin Wickenburg, der edle Grasberger, die feurige belle Grazie, die betriebsame und erfolgreiche Bertha von Suttner, der als Dichter wie Übersetzer als vortrefflich anerkannte Friedrich Adler: sie alle hätten dieselbe oder vielleicht sogar größere Berechtigung genannt zu werden wie viele andre, die Meyer gekannt und gewürdigt hat.

Schlechten Büchern widerspricht man nicht, man ignoriert sie. Meyers Buch hat schon dadurch eine große Lebenskraft bewiesen, daß es viel Widerspruch über sich ergehen lassen mußte. Es wird diesen Widerspruch siegreich überleben und, wie ich hoffe, oftmals und immer neu verjüngt in die Welt ausziehen. Es wird immer neue und immer dankbare Leser finden.

Prag. August Sauer.

Bibliographie.[1])

1. Zeitschriften.

Bearbeitet von Adolf Hauffen in Prag.

Philologische und litterarhistorische Zeitschriften.

Jahresberichte für **neuere deutsche Litteraturgeschichte.** 7. Band. (1896.) 4. Abteilung.

I. Allgemeiner Teil. — I, 13. Schmidt Leopold, Musikgeschichte. — IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — IV, 2. Sauer A., Lyrik. — IV, 3. Fürst R., Epos.

Anzeiger für **deutsches Altertum** und **deutsche Litteratur.** Band 26. Heft 1.

Roethe G., Könnecke: Bilderatlas. — Anerkennend. Mit wertvollen Berichtigungen, Vorschlägen und Nachträgen. S. 4. Über Murners Handzeichnungen. S. 9. Die Illustrationen der Reformationsstreitschriften. S. 15 ff. Hinweise auf Bilder zur Theatergeschichte. S. 20 ff. Bericht über das reichhaltige Göttinger Silhouetten-Stammbuch von Carl Schubert. S. 24 ff. Porträts.

Michels V., Schriften über Murner. — Uhl, Voß, Ott, Popp. — Mit Beobachtungen zur Metrik Murners.

Hoenig B., Fürst: Vorläufer der modernen Novelle.

Vondrák W., Murko: Deutsche Einflüsse auf die böhmische Romantik.

Zeitschrift für **deutsche Philologie.** 32. Band. Heft 1.

Binz G., Ein Basler Fastnachtsspiel aus dem 15. Jahrhundert.

Behaghel O., Ich habe geschlafen. — Über die Verbindung von haben mit dem praticipium praeteriti intransitiver Verba.

Köhler W., Voß: Murners An den großmächtigen Adel. Kück: Die Schriften Cronbergs.

Bahder K. von, Kern: Das starke Verb bei Grimmelshausen.

Meyer Richard M., Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. — Ablehnend.

Krauß R., Erich Schmidt und Hartmann: Gedichte Uhlands.

Meier John, Horn: Deutsche Soldatensprache. — Mit Nachträgen.

Mensing O., Evers: Deutsche Sprach- und Litteraturgeschichte. I.

Ellinger G., Rubensohn: Griechische Epigramme.

---

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1899 zu ergänzen.

Seedorf H., Bericht über die Verhandlungen der germanistischen Sektion der 15. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen.

Geiger L., Zu Goethes Clavigo. — Zu Zeitschrift 32, 384—386.

Zeitschrift für **vergleichende Litteraturgeschichte.** Neue Folge.

Band 13. Heft 4/5. Band 14. Heft 1/3. Gaismaier J., Über Kerners „Reiseschatten". Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. I. Entstehung. II. Schattenspiele. Marionetten. III. Die Satire auf die Gegner. IV. Die übrigen Personen der Dichtung. V. Volksbücher, Volkslieder, Märchen. VI. Aufnahme und Beurteilung.

Band 13. Heft 4/5. Fränkel L., Andrea Guarna, Johann Spangenberg und das „Bellum grammaticale". 1. Allgemeine Orientierung. 2. Übersicht der Hauptgegenargumente.

Aspelin E., Lamottes Abhandlungen über die Tragödie verglichen mit Lessings Hamburgischer Dramaturgie. III. IV. (Schluß.)

Bormann W., Zwei Hauptstücke von der Tragödie. — Einleitung. I. Schuld und Sühne. 1. Der Tod in seiner besonderen Bedeutung in der Tragödie. 2. Alte und neue Tragödie. Schicksal, Weltordnung, Zufall. 3. Charaktere, Schicksalslage und Handlung. Das Dichterschaffen. 4. Poetische Gerechtigkeit und Notwendigkeit und ihr Ausdruck durch den Tod. Abweisung der Straftheorie. 5. Tod als Handlung, Sinnbildlichkeit des dramatischen Spiels. Pessimismus. Die Seele als Kraft gegenüber der Welt. 6. Versöhnung und Erhebung. Der irdisch glückliche Ausgang. 7. Offenbarung der Seele in ihrem ganzen Reichtum und ihren edlen Kräften. Niedrige Charaktere. Selbstmord. 8. Leiden und Buße. 9. Unverdientes Leiden. Großes Vergehen. 10. Verdientes Leiden. Bewunderung. 11. Bewußtsein und Schuld. Mißverstandene Idealisierung der Straftheorie. 12. Grauen des Todes. Der Tod als Arzt. Einheit der antiken und modernen Tragik.

Geppert F., Zwei Lustspiele Ludwig Wielands. — Vergleicht die von E. Wolff für Kleistisch erklärten Lustspiele mit anderen Arbeiten L. Wielands und bringt neue innere und äußere Beweisgründe für Wielands Verfasserschaft bei.

Bolte J., Über den Ursprung der Don Juan-Sage. I. Der Burlador de Sevilla. II. Die Leontiussage. III. Die Sage von dem zu Gast geladenen Totenschädel. IV. Die Elemente des Burlador.

Nehring W., Anklänge an das Nibelungenlied in mingrelischen Märchen?

Putz K., Bemerkungen zu Friedrich Rückerts Poetischem Tagebuch.

Bolte J., Golz: Genovefa.

Farinelli A., Schneider: Spaniens Anteil an der deutschen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts. — Ablehnend. Mit einer großen Reihe wichtiger Nachträge und Berichtigungen.

Heft 6. Dreicher K., Zu Arigos „Blumen der Tugend".

Katona L., Die Ofenpester Handschrift der Gesta Romanorum.

Neuschel K., Die Quelle von Chamissos Gedicht „Die Jungfrau von Stubbenkammer".

Band 14. Heft 1/3. Landau M., Die Erdenwanderungen der Himmlischen und die Wünsche der Menschen.

Tistel Th., Kleine Lesefrüchte und Archivsplitter. VI. Ein Urteil Friedrich Wageners über Theodor Körner. VII. Müllner und Schreyvogels „Donna Diana". VIII. Ein Notschrei der Witwe Müllners. IX. Travestie des Spruches: „Ich will heut schlafen gehen, Zwölf Engel . . .".

Kluge F., Zu den Faustiplittern. I. Ein Zeugnis. II. Faustanekdoten.

Golz B., Die neueste Genovefa-Litteratur. — Görres. Brüll. Rauftl.

Zeitschrift für den **deutschen Unterricht.** 14. Jahrgang.

Heft 1. 2. Staedler K., Das wahre Lied von der Glocke. Zum Jubiläum.

Heft 1. Benischlag F., Volkskunde und Gymnasialunterricht.

Münch W., Sprache und Ethik.

Heft 2. 3. 4. Schwarze W., An Goethes Hand unter südlichem Himmel.

Heft 3. Mähly J., Sprache und Sprachlaune.

Lyon O., Der Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht und das deutsche Lesebuch.

Sprenger R., Zu Kleist, Prinz von Homburg, Vers 734.

Glöde O., Zum mecklenburgischen Wortschatz.

Nr. 4. Heynemann D. F., Kupfernickel, Nickel und Kobalt. — Namenerklärungen.

Reuschel K., Nächtlicher Gottesdienst auf dem Meere. Drei deutsche Dichtungen und ihre Vorlage. — Chamisso, Die stille Gemeinde. Prutz, Bretagne. Eichendorff, Stille Gemeinde. Die Vorlage bot Emil Souvestres Dernier Breton.

Goetze A., Volksetymologien in slavischen Ortsnamen.

Petsch R., Volksrätsel bei Johann Peter Hebel.

Zeitschrift des **allgemeinen deutschen Sprachvereins.** Jahrgang 15.

Nr. 1. Buchdrucker B., Die Häßlichkeit der Fremdwörter.

Behaghel O., Welcher.

Lohmeyer K., Heinrich von Treitschke und Gustav Freytag über den allgemeinen deutschen Sprachverein. — Nachtrag dazu in Nr. 2.

Nr. 2. Brenner O., Verdeutschung der Monatsnamen. — Der Gesamtvorstand hat an die Zweigvereine die Anfrage gerichtet, ob die Ersetzung unserer Monatsnamen durch deutsche erreichbar sei, ob der Verein für deutsche Monatsnamen eintreten solle und wenn ja, für welche. Die überwiegende Mehrheit der Antworten lautete verneinend. Da es in der That keine allgemeinen, anerkannten, passenden und ansprechenden deutschen Monatsnamen giebt, so hat es der Gesamtvorstand einstimmig abgelehnt, für eine Verdeutschung unserer Monatsnamen Schritte zu thun.

F., Vom militärischen Stil.

Franke K., Schützet gute alte deutsche Wörter in der Schule. — Nachtrag zu 13, Nr. 2.

Nr. 3. Brunner A., Der Turnvater Jahn als Sprachmeister.

Nr. 4. Fischer K., Unsere Muttersprache im 19. Jahrhundert.

Wissenschaftliche Beihefte zur **Zeitschrift** des **Allgemeinen deutschen Sprachvereins.** Heft 17/18.

Behaghel O., Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch. — Einzelne Anschauungen und Aufstellungen dieses anregenden Festvortrags werden näher begründet in den ihm folgenden Ausläufen: Zur deutschen Wortstellung. — Das e im Dativ der Einzahl männlicher und sächlicher Hauptwörter. — Zum Wortlaut der politischen Reden Bismarcks.

Zeitschrift für **deutsche Wortforschung.** 1. Band.

Diese von Friedrich Kluge begründete neue Vierteljahrschrift „will den altbewährten Zeitschriften keinen Abbruch thun, auch nicht die Zahl der allgemein germanistischen Fachblätter vermehren. Es will eine Sammelstätte sein, in dem die Nachträge und Berichtigungen zu unseren großen Wörterbüchern eine Unterkunft finden, bis zu einer endgiltigen Aufarbeitung. Es will durch Klärung über Wesen und Inhalt der Wortforschung die großen Aufgaben der Zukunft vorbereiten und einleiten. Es will der Gegenwart dienen, indem es durch ernsthafte Einzelarbeit das Verständnis der Muttersprache belebt und vertieft". Das neue Unternehmen will auch die Geschichte der Wörterbücher berücksichtigen, wichtige Sprachquellen neu drucken, kleine Mitteilungen, Rezensionen und Umfragen bringen.

Heft 1. Behaghel O., Zeitwörter, die von Hauptwörtern abgeleitet sind.

Meyer R. M., Der Übermensch, eine wortgeschichtliche Skizze.

Pietsch P., Lutherisches.

Gombert A., Der Verfasser des neuen Froschmäuslers vom Jahre 1796.
Kleemann S., Der Kampf gegen das Fremdwort.
Kleemann S., Nachlese zu Kluges „Deutscher Studentensprache".
Kluge F., Die ältesten Belege für Philister.
Kluge F., Beiträge zur Geschichte der Soldatensprache. I. Das niederländische Lied.
Kluge F., Badener oder Badenser.
Behaghel O., Zur Bildungssilbe —er.
Bolte J., Einem den Görgen singen.
Kleine Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatz.

Zeitschrift für **hochdeutsche Mundarten.** Jahrgang I.

Diese von O. Heilig und Ph. Lenz begründete neue Zeitschrift will Beiträge über neuere und ältere Dialekte des ober- und mitteldeutschen Sprachgebietes bringen, und zwar etymologische, grammatische, lexikalische und (soweit sie die Dialektlitteratur betreffen) litterarische Untersuchungen, alte und moderne Texte und Bücherbesprechungen.

Heft 1 2. Wagner Emma und Horn W., Verbalformen der Mundart von Großen-Buseck bei Gießen.
Lenz Ph., Die Flexion des Verbums im Handschuhsheimer Dialekt.
Weise O., Die Zahlen im Thüringer Volksmunde.
Göpfert E., Aus dem Wortschatze eines erzgebirgischen Chronisten. — Christian Lehmann, Historischer Schauplatz 1699.
Holder A., Die Berechtigung der Stammeslitteraturgeschichte, besonders auch der volksmundartlichen.
Heilig O., Texte in alemannischer Mundart. — Darunter auch Sagen.
Unseld W., Schwäbische Sprichwörter und Redensarten.

Jahrbuch des **Vereins** für **niederdeutsche Sprachforschung.** 25. Jahrgang.

Krause G., Die Mundarten im nordwestlichen Teile des Kreises Jerichow. I.
Weimer H., Laurembergs Scherzgedichte, die Art und die Zeit ihrer Entstehung. — Die bisherigen Ansichten darüber. Das Verhältnis von H (Handschrift) zu D (Druck). Das Datum von H. Ist H die älteste Fassung? Das Metrum. Die Fremdwörter in den Scherzgedichten. Der gelehrte Charakter der Alexandrinerpartien. Rücksichtnahme auf die Leser. Der Kampf gegen das Franzosentum und gegen den Trachtenwechsel. Zusammenfassung der Resultate. Mutmaßliche Gestalt und Entstehungszeit des Urtextes.
Sprenger R., Zu Fritz Reuters „Kein Hüsung" und „Stromtid".
Euling K., Jacob Scracz: Handschrift, Lieder und Spruchgedichte. Kollation des Radbuches.

Chronik des **Wiener Goethe-Vereins.** Band 14.

Nr. 1/2. 3/4. Szanto E., Zu Goethes archäologischen Studien.
Nr. 1 2. Castle E., Goethes Paria-Legende. — Bericht nach einem Vortrage. Ruland K. und Martin E., Nochmals Goethes Reliquien. — Zu Band 13 Nr. 12.
Nr. 3 4. Ruland K., Aus dem Goethe-Nationalmuseum.

Litteraturblatt für **germanische** und **romanische Philologie.** Jahrgang 21.

Nr. 1. Horn W., F. Schmidt: Die Rieser Mundart.
Nr. 2. Behaghel O., Schiepek: Satzbau der Egerländer Mundart.
Tevrient H., Ewart: Goethes Vater.
Nr. 3. Kluge F., Lembke: Studien zur deutschen Waidmannssprache.
Behaghel O., Martin und Lienhart: Elsässisches Wörterbuch.

Brenner O., Ehrenfeld: Studien zur Theorie des Reimes. I.
Bahlmann O., Lateinische Litteraturdenkmäler 13. 14.

Archiv für das Studium der **neueren Sprachen** und **Litteraturen.** Band 104. Heft 1/2.
Morris M., Goethes Pandora.
Consentius E., Zur Quellenfrage von Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges. Vorläufige Mitteilung.
Köster A., R. M. Meyer: Goethe. 2. Auflage.

Die neueren Sprachen. Band 7.
Heft 7. 8. Hoffmann H., Die schlesische Mundart. II.

Zeitschrift für **französische Sprache** und **Litteratur.** XXII. 1. 2.
Golther W., Bemerkungen zur Sage und Dichtung von Tristan und Isolde.
Mangold W., Friedrich der Große und Molière.
Horn W., Zur Lautlehre der französischen Lehn- und Fremdwörter im Deutschen. (Forsetzung.)

The modern quarterly of language and literature. Nr. 5.
Grey W. W., English Translations of Lenore.

Modern Language Notes. XV.
Nr. 1. Wilson, The Boese Geist in The Cathedral Scene, Faust. I.
Nr. 3. Hohlfeld, Joh. Rautenstrauch und Goethes Götz.
Senger, Faust-Interpretations.

Taal en Letteren. IX. Nr. 12.
Poll K., Goethe en J. Winkler Prins.

Revue Hispanique. Nr. 17.
Une lettere inedite de Guillaume de Humboldt.

Zeitschriften für Pädagogik und Schulgeschichte.

Neue Jahrbücher für das **klassische Altertum, Geschichte** und **deutsche Litteratur** und für **Pädagogik.**
Zweiter Jahrgang. III. und IV. Bandes Heft 9. Berger K., Heinemann: Goethe.
Neumann A., Hebbels Werke.
Heft 9. 10. Schwabe E., Die älteste deutsche Zeitschrift für höheres Schulwesen. — Acta scholastica seit 1741.
Mertz G., Die Pädagogik der Jesuiten und der Pietisten. (Schluß.)
Messer A., Individualgeist und Gesamtgeist.
Clemen O., Stegreifdichtungen.
Heft 10. Steinweg C., Zum Macbeth Shakespeares, Schillers und Davenants.
Münch W., Ästhetische und ethische Bildung der Gegenwart.
Dritter Jahrgang. V. und VI. Bandes Heft 1. 2. Fiebiger O., Aus den Briefen eines alten Fürstenschulrektors. — Briefe von August Jonathan Weichert in Grimma an Karl August Böttiger in Dresden 1810—1830.
Heft 1. Brandenburg E., Zur Geschichte der deutschen Reformation und Gegenreformation. — Besprechung der Bücher von Loserth und Gustav Wolf.
Die Fragen der Schulreform auf der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen 1899. I. Hornemann F., Gedanken über das Wesen

und die Organisation des Gymnasiums in unserer Zeit. II. Schlee E., Die Reformschule und der Unterricht in den Sprachen. II. Wernicke A., Weltwirtschaft und Nationalerziehung.

Heft 2. 3. 4. Kröger A., Leibniz als Pädagog. Eine quellenmäßige und systematische Darstellung. Erziehungs- und Unterrichtswesen im Sinne von Leibniz.

Heft 2. Dziatzko E., Die Beziehungen des Bibliothekswesens zum Schulwesen und zur Philologie.

Volkelt J., Eine Kantische Idealpädagogik.

Brandstätter K., Die Friedensidee in geschichtlicher Übersicht dargestellt.

Baldamus A., Schweizer: Wallensteinfrage.

Heft 3. Fauth F., Zur pädagogischen Psychologie und Physiologie.

Friedrich R., R. M. Meyer: Litteratur des 19. Jahrhunderts.

Pädagogisches Archiv.

Band 41. Nr. 11. Valentin V., Goethes Faust in der Schule.

Nr. 12. Knebel G., Die Ausbildung künstlerischen Sehens und künstlerischer Genußfähigkeit in unseren höheren Schulen.

Band 42. Nr. 1. Valentin V., Litteraturhistorik und Ästhetik in der Schule. — Antwort auf Euphorion 5, 184. [Eine Erwiderung halte ich nicht für notwendig. A. S.]

Nr. 3. 4. Mähliß J. F., Zur Charakteristik der Sprache Schillers.

Zeitschrift für **Philosophie** und **Pädagogik.** 7. Jahrgang.

Heft 1. 2. Zillig P., Zur Frage der ethischen Wertschätzung.

Heft 2. Flügel O., Die Bedeutung der Metaphysik Herbarts für die Gegenwart.

Pädagogische Studien. XXI. 1. 2.

Bliedner A., Gerhart Hauptmann und die deutsche Schule.

Rheinische Blätter für **Erziehung** und **Unterricht.**

LXXIII. 6. Köhler, Zur Methodik der deutschen poetischen Lektüre.

LXXIV. 2. 3. Hassel G. von, Psychologische Erörterungen an Schillers Gedichten.

Lehmann O., Goethesche Balladen.

Zeitschrift für die **österreichischen Gymnasien.** 51. Jahrgang.

Heft 2. Weilen A. von, Erich Schmidt: Lessing. 2. Auflage. — Genauester Vergleich mit der ersten Auflage, der „die große Leistung des Schriftstellers" klarlegt.

Weilen A. von, Goltz: Genovefa. Ranftl: Tiecks Genovefa.

Lentner F., Schulerlässe des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar.

Heft 3. Jaskulski E., Über den Einfluß der vorkritischen Ästhetik Kants auf Herder. 1. Die philosophische Methode Kants. 2. Die Aufsätze, Skizzen, Pläne aus dem Jahre 1766. 3. Die Fragmentensammlung „Über die neuere deutsche Litteratur" 1767. 4. Die Kritischen Wälder. 5. Die Jahre 1769—1800.

Weilen A. von, Bernays: Schriften.

Lentner F., Herder über das Deklamieren.

Blätter für das **Gymnasialwesen.** 36. Band. Heft 1. 2.

Höger, Ein alter Fehler im Texte von Schillers „Braut von Meissina".

Hey O., Noch einmal der „Fehler" in Schillers „Braut von Meissina".

Zeitschrift für das **Realschulwesen.** 25. Jahrgang.

Heft 1. 2. Swoboda W., Eine deutsche Musteraussprache?

Heft 3. Stefan A., Zur Orthographie des Deutschen.

Bayerische Zeitschrift für **Realschulwesen.** Neue Folge. VII. 4.

Assmus R., Martin Greif.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **Erziehungs-** und **Schulgeschichte.** Jahrgang 10.

Heft 1. Franke A., Aus der Geschichte der Dorfschule Tothen im Großherzogtum Sachsen-Weimar (1590—1811).

Weniger L., Zur Geschichte der Ratichischen Reformbewegung in Weimar.

Schneider M., Versuch einer Reform des Gymnasial-Unterrichtes am Gymnasium Illustre zu Gotha 1772.

Mentz G., Die Statuten der Universität Jena 1591.

Heft 2. Schmidt F., Zur Geschichte der Erziehung der Bayerischen Wittelsbacher. (Nachtrag zu Monumenta Germaniae Paedagogica XIV.)

Ockel H., Ein Gutachten über das Schulwesen in Bayern 1670.

Tering J., Bestallungsbrief für den Schulmeister Böckh zu Babenhausen 1682.

Muth K., Studienbetrieb in N.-Altach unter Abt Joscio Hamberger 1700—1740.

Greiner J. H., Thurnauische Schulordnung 1738.

Miller A., Aus der Zeit des Werdens der bayerischen technischen Hochschule.

Monatshefte der **Comenius-Gesellschaft.** 8. Band. Heft 9 10.

Wolfstieg A., Zur Hundertjahrfeier von Schleiermachers Reden über die Religion.

Keller L., Otto Brunfels. Ein Gottesgelehrter, Arzt und Naturforscher des 16. Jahrhunderts.

Kirchner, Die Grundgedanken des comenianischen Erziehungssystems.

Müller J., Eine bis jetzt unbekannte deutsche Schrift des Comenius.

Der praktische Schulmann. 48. Band.

Nr. 6. Glaser E., Die Tellsage und Schillers Wilhelm Tell. Der Ursprung der Tellsage.

Nr. 7. Hummel, Schillers Aufenthalt in Gohlis.

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für **Philosophie.**

1. Abteilung. Archiv für Geschichte der Philosophie. 13. Band. Heft 2. 3.

Steck R., Herbart in Bern.

Müller Josef, Jean Pauls philosophischer Entwicklungsgang.

2. Abteilung. Archiv für systematische Philosophie. VI. 1.

Goldschmidt L., Kants „Widerlegung des Idealismus". II.

Zeitschrift für **Philosophie** und **philosophische Kritik.** Band 116.

Heft 1. Adickes E., Ethische Prinzipienfragen. (Erörterungen im Anschluß an einige Werke der neueren ethischen Litteratur.)

Zeitschrift für **Psychologie** und **Physiologie** der **Sinnesorgane.**

Band 21. Heft 6. Pick A., Psychiatrische Beiträge zur Psychologie des Rhythmus und Reimes.

Band 22. Heft 3. Ettlinger M., Zur Grundlegung einer Ästhetik des Rhythmus.

Heft 6. Lipps Th., Ästhetische Einfühlung.

Kantstudien. Band IV.

Heft 2 3. Rickert H., Fichtes Atheismusstreit und die Kantische Philosophie. Eine Säkularbetrachtung.

Wentscher M., War Kant Pessimist? II.

Stange C., Der Begriff der „hypothetischen Imperative" in der Ethik Kants.

Dorner A., Kants Kritik der Urteilskraft in ihrer Beziehung zu den beiden anderen Kritiken und zu den nachkantischen Systemen.

Talbot E. B., The relation between human consciousness and its ideal as conceived by Kant and Fichte.

Spitzer H., Baich: Essai critique sur l'esthétique de Kant.

Mitteilungen: Wieder ein neues Kantbild. (Mit Abbildung.)

Heft 4. Vorländer K., Kant und der Socialismus.

Paulsen F., Kants Verhältnis zur Metaphysik.

Mitteilungen: Reicke R., Lose Blätter aus Kants Nachlaß. — Sembritzki J., Neues über Kants Vorfahren. — Simmel G., Über das Verhältnis von Kant und Goethe. — Miniaturbildnis Kants (mit Abbildung). — Kantreliquien bei Jakob Grimm. — Neu gefundene Kantbriefe.

Neue metaphysische Rundschau. Band 3. Heft 1.

Carus P., Goethe ein Buddhist.

Theologische Zeitschriften.

Archiv für **Religionswissenschaft.**

Band 2. Heft 4. Roscher W. H., Vier Briefe Mannhardts.

Band 3. Heft 2. Karlowicz J., Germanische Elemente im slavischen Mythus und Brauch.

Theologische Studien und **Kritiken.** Nr. 2.

Knaake, Bemerkungen zum Briefwechsel der Reformatoren.

Stimmen aus **Maria-Laach.** Band LVII. Nr. 3.

Schmid Th., Ein Bühnenfestspiel aus alter Zeit.

Jahrbuch für **Philosophie** und **spekulative Theologie.** XIV. 3.

Miaskowski C. von, Erasmiana. Beiträge zur Korrespondenz des Erasmus von Rotterdam mit Polen.

Der Katholik. 80. Jahrgang.

Heft 1. Miscellen: Ungedruckter Brief vom Augsburger Reichstag 1530.

Heft 4. 5. Schäfer J., V. J. Hundhausen (1835—1900).

Zeitschrift für **katholische Theologie.** 1900. I. Quartalheft.

Nositz Rieneck R. von, Das Triumvirat der Aufklärung. I. Zur Charakteristik der Aufklärung, ihrer publizistischen Erfolge und ihrer sozialpolitischen Richtungen.

Beiträge zur **bayerischen Kirchengeschichte.** VI.

Nr. 3. Schornbaum K., Ein Nachtrag zu dem Briefwechsel Luthers und Melanchthons.

Kolde Th., Ein Brief Melanchthons an Bürgermeister und Räte in Augsburg.

Nr. 4. Lippert F., Bücherverbrennung und Bücherverbreitung in der Oberpfalz-Kurpfalz im Jahre 1628.

Neue kirchliche Zeitschrift.

X. Nr. 11. Noth, Schleiermachers Reden über die Religion.

XI. Nr. 2. Kawerau G., Geburtstag und Geburtsjahr Luthers.

Nr. 3. Schultze B., Ein unbekanntes lutherisches Konfirmationsbekenntnis aus dem Jahre 1529.

Deutsch-evangelische Blätter.

XXIV. 12. Erinnerungen an die letzten Lebenstage und den Tod Schleiermachers.

XXV. 2. Beyschlag W., Deutschland im Laufe des 19. Jahrhunderts.
Heinzelmann W., Goethes Stellung zu den höchsten Bildungsfragen.

Protestantische Monatshefte. IV. Nr. 2. 3.
Kuck E., Ludwig Feuerbachs Religionsphilosophie.

Der Protestant. III. Nr. 45.
Goethe und das Christentum.

Zeitschriften für Kunst und Musikgeschichte.

Zeitschrift für **bildende Kunst.** 11. Jahrgang. Heft 4.
Vogel J., Nochmals die Bildnisse Winckelmanns. — Mit Bildnis Zu 10, 154.

Jahrbuch der **kunsthistorischen Sammlungen** des allerhöchsten **Kaiserhauses.** Band 20.
Dollmayer H., Albrecht Dürers Meerwunder. — Dürers Stich giebt die auch von Kaspar von der Roen und Hans Sachs behandelte Stammsage der Merowinger nach Fredegar.
Giehlow K., Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Gebetbuches Kaisers Maximilian I.
Modern H., Die Zimmernschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek. Ein Beitrag zur Geschichte der Ambraser Sammlung und der k. k. Hofbibliothek. I. Die Ambraser Handschriften. II. Der Zimmernsche Katalog. III. Die Zimmernsche Bibliothek. IV. Die Herren von Zimmern in Diensten des Erzhauses. V. Graf Wilhelm von Zimmern. VI. Die Zimmernschen Handschriften in den kaiserlichen Sammlungen. Genaue Beschreibung nebst Schriftproben, Nachbildungen von Initialen und Bildern.
Voltelini H. von, Urkunden und Regesten aus dem k. u. k. Haus-Hof- und Staatsarchiv in Wien.

Jahrbuch der **königlich preußischen Kunstsammlungen.** Band 20.
Schmid H. A., Holbeins Thätigkeit für die Baseler Verleger.

Monatshefte für **Musikgeschichte.** 32. Jahrgang. Heft 1—5.
Nagel W., Zur Geschichte der Musik am Hofe von Darmstadt.

Zeitschriften für Bibliothekswesen.

Centralblatt für **Bibliothekswesen.** 16. Jahrgang.
Heft 9. Stübel, Zur Bibliographie der Geschichtswerke von Eytzing, Vor, Meteren und Strada.
Heft 10/11. Ettlinger E., Studien über die Urprovenienzen von Handschriften der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe.
Falk F., Zu E. Wellers Repertorium (Reformationslitteratur).
Jahrgang 17. Heft 1—6. Meier G., P., Die Fortschritte der Paläographie mit Hilfe der Photographie.
Heft 2. Gebhardt O. von, Gefälschte Büchertitel.
R. S., Meyer: Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts.
Heft 4. Geiger K., Robert von Mohl als Vorstand der Tübinger Universitätsbibliothek (1836—1844).
Heft 5/6. Heidenheimer H., Ein indirektes Zeugnis für Johannes Gutenberg als Erfinder der Druckkunst.

Beiblatt: **Blätter** für **Volksbibliotheken** und **Lesehallen.** Jahrgang 1. Nr. 1/2.

Graesel A., Zur Einführung.

Buchholtz A., Die Volksbibliotheken und Lesehallen der Stadt Berlin.

Reyer E., Die Entwicklung der Volksbibliotheken in Österreich.

Bücherschau.

Mitteilungen des **österreichischen Vereins** für **Bibliothekswesen.** III. Nr. 3. 4. IV. Nr. 1. 2. Weilen A. von, Zur Wiener Theatergeschichte. (Fortsetzung.)

III. Nr. 3. 4. Leut H. von, H. von Zeißberg.

Bohatta J., Die k. u. k. Familien-Fideikommis-Bibliothek.

IV. Nr. 1. 2. Ahn F., Johann Mannels lateinische Druckwerke (1575—1605). Ein Beitrag zur Bibliographie Österreich-Ungarns.

Leut H. von, Alfred Göldlin von Tiefenau.

Zeitschrift für **Bücherfreunde.** Jahrgang 3.

Heft 7. 8. Schwetschke E., Novae epistolae obscurorum. Eine klassische Spottschrift aus der Zeit der Frankfurter Nationalversammlung.

Heft 7. Zur Westen W. von, Der künstlerische Buchumschlag. III.

Heft 8. Genée R., Schillers „Räuber" in den ersten Drucken nebst den wichtigsten Theaterzetteln.

Schlossar A., Taschenbücher und Almanache zu Anfang unseres Jahrhunderts. II. Österreich und die Schweiz.

Heft 9. Franke W., Deutsche Stammbücher des 16. bis 18. Jahrhunderts. Mit einer Blütenlese von Sprüchen.

Kellen T., Über welche Frauen ist am meisten geschrieben worden. — Marie Antoinette, Jeanne d'Arc, Maria Stuart.

Borovsky F. A., Die dritte Ausgabe des Psalteriums vom Jahre 1457.

Täschner R., Die großen deutschen Antiquariate. Das Baersche Antiquariat in Frankfurt am Main.

Heft 10. Forrer R., Alte und moderne Neujahrswünsche und ihre künstlerische Wiedergeburt.

Karpeles G., Der Ackermann aus Böhmen.

Schnorrenberg J., Heinrich Lempertz sen. und seine Goethesammlung. Mit 11 Faksimiles. — Die Sammlung „Goethe im Mittelpunkte seiner Zeit" des am 7. Februar 1898 verstorbenen Kölner Antiquars Lempertz enthält 1500 Nummern, darunter 86 Goethebildnisse, viele Briefe von, an und über Goethe, von denen Proben mitgeteilt werden, Handzeichnungen Goethes, Medaillen, Dokumente und anderes. Die Sammlung soll jetzt verkauft werden, möge sie vor Zersplitterung bewahrt bleiben!

Beer R., Die Zimmernsche Bibliothek. — Instruktives Referat über den betreffenden Aufsatz von Modern im 20. Bande des Jahrbuchs der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses.

Heft 11/12. Meisner H. und Luther J., Die Anfänge der Buchdruckerkunst. Schleinitz O., Die Bibliophilen. Bernard Quarisch.

Zobeltitz F. von, Zur Reform der Buchausstattung.

Jahrgang 4. Heft 1. Geiger L., Litterarische anonyme und pseudonyme Satiren 1777—1820. — Darunter eine Satire auf Nicolai, eine Parodie auf Lavaters Reise nach Kopenhagen 1793. Satiren auf die Romantiker.

Zobeltitz F. von, Aus Franz Freiherrn Gaudys Jugendtagen. Ein Kindertagebuch, Mutterbriefe, Gelegenheitsgedichte und Karikaturen. — Mit Faksimiles seiner Zeichnungen und mit Porträts Gaudys.

Leiningen-Westerburg K. E. Graf zu, Österreichische Bibliothekzeichen.

Ullrich H. von, Unbekannte Übersetzungen von Schriften Daniel Defoes.

Zeitschriften für Volkskunde.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.

Band 9. Heft 4. Fränkel L., Volkskundliches aus Johann Wilhelm Wolfs Kölner Jugenderinnerungen. — Auszüge aus des bekannten Mythologen und Sagensammlers Wolfs (1817—1855) Schrift „Aus der Kindheit" 1862.

Dörler A., Tiroler Teufelsglaube. (Schluß.) — Mit Sagen, Liedern und Sprüchen.

Schukowitz H., Kriegs- und Schlachtensagen aus dem Marchfelde.

Gerhardt M. und Petsch R., Uckermärkische Kinderreime. (Schluß.)

Petak A., Alte deutsche Weihnachtslieder aus dem Lungau.

Kleine Mitteilungen: Eysn Marie, Gestickte Liebestüchel. — Schütte O., Aus dem Herzogtum Braunschweig. (Johannisfeuer, Spinnstube, Feuerreiter, Text der Glockentöne.) — Otto P., Gebräuche und Spiele, sowie Aberglauben aus Fröhden. — Wieth F., Aus der Grafschaft Glatz (Bauernhimmel, Spottverse, Scene eines Heiratsantrages).

Heusler A., Bücher: Arbeit und Rhythmus. 2. Auflage.

Band 10. Heft 1. Meyer R. M., Goethe und die deutsche Volkskunde.

Vier Briefe Wilhelm Mannhardts an Wilhelm Schwartz und ein Brief von Schwartz an Mannhardt. Als Anhang: Zwei Briefe Karl Müllenhoffs an Schwartz.

Schell O., Bergische Hochzeitsgebräuche.

Schütte O., Braunschweigische Segen.

Petsch R., Ein Kunstlied im Volksmunde. — „Mariechen" von J. Chr. von Zedlitz.

Stiefel A. L., Zu Hans Sachsens „Der plint Meßner".

Piger F. P., Faschingsgebräuche in Prutz im Oberinnthal.

Hartung O., Zur Volkskunde aus Anhalt.

Kleine Mitteilungen: Zillner Anna, Vom Walser Birnbaum. — Kohl F. F., Zwei Tiroler Volkslieder.

Heft 2. Bartels M., Was können die Todten? — Mitteilung zahlreicher Sagen.

Petzold A., Pfingstquaas. — Pfingstbräuche in der Zeitzer Gegend.

Raff Helene, Münchener Stadtsagen und Sprüche.

Bolte J., Volkstümliche Zahlzeichen und Jahreszahlrätsel.

Passler E., Ein Hochzeitsbrauch aus dem Wippthale in Tirol. — Mit vielen Liedern und Melodien.

Weinhold K., Zum Hochzeitcharivari.

Reichhardt R., Volksanschauungen über Tiere und Pflanzen in Nordthüringen.

Kleine Mitteilungen: Ein Brief Wilhelm Mannhardts an Ernst Kuhn. — Weinhold K., Ulrich Jahn. — Schütte O., Deutung der Tierstimmen im Braunschweigischen. — Schütte O., Braunschweigische Tauf- und Hochzeitsgebräuche. — Aberglaube und Besprechungen aus Zöllmersdorf in der Nieder-Lausitz.

Das deutsche Volkslied. Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege.

Jahrgang 1. Heft 6—10. Vancsa M., Ein oberösterreichisches Schnadahüpfel und seine Schicksale.

Pommer J., Deutsches Lied auf den heiligen Christ-Tag. — Aus Schladming 1824.

Fraungruber H., Die Aufgabe der Gesangsvereine.

Fraungruber H., Wie der Steirer tanzt. — Mit Berücksichtigung des Lenauschen Gedichtes: Der Steirertanz.

Pommer J., Sonderbare Bergnamen. Mitteilung einzelner Volkslieder, Jodler, Rufe, Melodien u. s. w.

Jahrgang 2. Heft 1—3. Bender Augusta, Das echte deutsche Volkslied.

Pommer J., O Diandle tiaf drunt' im Thal. — Dieses berühmte Kärntnerlied stammt in Wort und Weise von Dr. Mitterdorfer her.

Liebleitner K., Das deutsche Volkslied in Tirol.

Mitteilungen und Umfragen zur **bayerischen Volkskunde.** 5. Jahrgang. Nr. 2—4.

Schmidkonz J., Volksfeste in Irmelshausen.

Brenner O., Arbeit und Gesang. — Bücher: Arbeit und Rhythmus.

Petsch R., Volkstümliche Bilderschriften.

Brenner O., Sind Märchen für Kinder schädlich? — Die Frage wird verneint.

6. Jahrgang. Nr. 1. 2. Beyhl J., Altwürzburger Volkssitte.

Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde.

3. Jahrgang. Nr. 6. John A., Goethe und die Volkskunde.

4. Jahrgang. Nr. 1. 2. Märchen und Schwänke des Egerlandes.

Sagen des Egerlandes.

Uhl H., Absroth. Sitten und Bräuche.

Blätter für **Hessische Volkskunde.** 1. Jahrgang. Nr. 1—6.

Schulte O., Die zwei Hochzeiten im Junkerlande.

Strack A., Der Ehestand im Volksliede.

Strack A., Kinderpoesie.

Heyding, Sagen aus der Umgegend von Gießen.

Horn W., Über Orts- und Flurnamen.

Blätter für **Pommersche Volkskunde.** 8. Jahrgang. Nr. 1—8.

Haas A. und Knoop O., Neue Volkssagen aus Pommern.

Volksmärchen aus Pommern.

Haas A., Eine Spukgeschichte aus dem Jahre 1696.

Haas A. und Knoop O., Volkstümliches aus der Tierwelt. 1. Der Wolf. 2. Die Fliege. 3. Der Hering. 4. Die Fledermaus. 5. Der Maulwurf. 6—11. Fische und Schlangen. 12—14. Vögel. 15. Hase. 16. Gans.

Karbe U., Vier Sagen von der neumärkisch-pommerschen Grenze.

Haas A., Beiträge zur pommerschen Volksmedizin.

Haas A., Zwei Spiellieder von der Insel Rügen.

Brunk A., Volkslieder aus Pommern.

Gloede H., Erzählungen aus Fiddichow.

Kinderreime.

Brunk A., Volksrätsel aus Neuhoff bei Leba.

Haas A., Erzählungen und Schwänke.

Mitteilungen des Vereins für **Sächsische Volkskunde.**

I. Band. Nr. 11. 12. Seelig Th., Aufzeichnung der Walddistriktsbenennungen in der Dresdener Haide 1734.

Mann, Reime und Sprüche in Oberlausitzer Mundart. (Schluß.)

Müller Alfred, Zu den Volksliedern. — Zu Nr. 8 und 9.

Wanckel, Beiträge zur sächsischen Volkskunde. 1. Inschriften. 3. Lieder.

II. Band. Nr. 1. John E., Von Sachsens Bauern an der altenburgischen Grenze.

Mitteilungen der **Schlesischen** Gesellschaft für **Volkskunde.**

VI. Nr. 4. 5. Hahn J., Zwei schlesische Volksfeste.

Patschovsky W., Drei schlesische Volkslieder.

Popig G., Eine altschlesische Bauernhochzeit.

Gusinde R., Sanct Kümmernis in Schlesien.

Gusinde R., Zur schlesischen Pfingstbitte.

Drechsler P., Liebesklage. Niederschlesisches Lied.

Pradel F., Volkstümliches aus Goldberg in Schlesien. — Lieder, Reime.
VII. Nr. 1. Oehl W., Chrestkendla-Spiel. — Text mit Bemerkungen von F. Vogt.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde.

Jahrgang 3. Heft 4. Hoffmann-Krayer E., Luzerner Akten zum Hexen- und Zauberwesen. IV.
Süttterlin G., Gebräuche in Birseck. II. — Mit einem Zimmermannsspruch.
Reber B., Sagen aus dem Saasthal in Wallis.
Jahrgang 4. Heft 1. Meier S., Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt.
Hoffmann-Krayer E., Bibliographie über schweizerische Volkskunde 1899.

Zeitschriften für Geschichte, Geographie und Kulturgeschichte.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. VII. Jahrgang.
Heft 1 2. Gelzer H., Burckhardt als Mensch und Lehrer.
Breysig K., Die Entwicklung der europäischen Völkergesellschaft und die Entstehung des modernen Nationalismus. III.
Heft 3/4. Nöldeke C., Ein altes Kriegslied.
Kamann J., Briefe aus dem Brigittenkloster Maihingen (Maria-Mai) im Ries 1516—1522. (Schluß.)
Scheidel G., Aus Weimars Glanzperiode. Drei ungedruckte Briefe an Leo von Seckendorff. I. Geistiges Leben im Tiefurter Kreise. Luise von Göchhausen. 20. August 1801. II. Ein Picknik in Ettersburg. Carl Bertuch. 22. April 1802. III. Ein Familienfest bei Egloffstein. Carl Bertuch. 27. Dezember 1802.
Scheidel G., Herzog Karl August von Weimar und Karoline Jagemann.

Historische Zeitschrift.

84. Band. Heft 1. Lenz M., Ein Apologet der Bismarck-Memoiren. Erwiderung an Theodor Schiemann.
Heft 2. Riezler S., Paul Laymann und die Hexenprozesse. Zur Abwehr.
Heft 3. Bailleu P., Zur Geschichte des Jahres 1809. — Mit Briefen.
85. Band. Heft 1. Fester R., Über den historiographischen Charakter der Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck.

Historisches Jahrbuch. Jahrgang 20.
Heft 2/3. 4. Widemann J., Die Passauer Geschichtsschreibung bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts (M. Hansiz).
Heft 4. Schlecht J., Vier Cochlaeus-Briefe.
Jahrgang 21. Heft 1. Rübsam J., Aus der Urzeit der modernen Post 1425—1562.

Historische Vierteljahrschrift. Jahrgang 3. Heft 1. 2.
Heigel K. Th. von, Die Beziehungen der Herzöge Karl August und Max Josef von Zweibrücken zu Preußen.
Waas Ch., Napoleon I. und die Feldzugspläne der Verbündeten von 1813.
Schulz Hans, Schweizer: Wallenstein-Frage.
Masslow O., Bibliographie zur deutschen Geschichte.

Deutsche Geschichtsblätter. Band I.
Heft 1. 2. Hantzsch V., Die landeskundliche Litteratur Deutschlands im Reformationszeitalter.
Heft 6/7. Witte H., Studien zur Geschichte der deutsch-romanischen Sprachgrenze.
Gmelin J., Die Verwertung der Kirchenbücher.

Erläuterungen und **Ergänzungen** zu **Janssens Geschichte** des **deutschen Volkes.** I. 4.

Lemmens L., P.. Pater Augustin von Alfeld († um 1532). Ein Franziskaner aus den ersten Jahren der Glaubensspaltung in Deutschland.

Historisch-politische Blätter.

Band 124. Heft 9. Lindemanns Litteraturgeschichte.

Band 125. Heft 1. 2. 4. 5. 7. 9. 10. Pöllmann A., Kreuz- und Querzüge durch die neuere katholische Poesie. I. Eine wichtige Vorbetrachtung. „Wir definiren somit die katholische Poesie als jene sprachliche Darstellung des Schönen, welche vom Standpunkte der katholischen Weltauffassung, respektive Religion aus unternommen wird." II. Anthologie und allgemeine Biographie. III. Friedrich Wilhelm Grimme. IV. V. Unsere periodische Litteratur. VI. Drei katholische Lyriker (Eichert, Herbert, Kreiten).

Heft 1. 2. Zu den Lagen an der Jahrhundert-Wende.

Nostitz-Rieneck R. von, Die Weltanschauung der Gegenwart und die Zukunft des Katholicismus.

Günther E., Zum 300jährigen Geburtstag Calderons. — Giebt auch einen Überblick über die deutschen Calderon-Übersetzungen.

Heft 3. R. W., Unser Verhältnis zu Goethe.

Heft 5. Weber A., Gutenberg und seine Erfindung.

Heft 8. A. F., Eine neue christliche Ästhetik. — Gietmann und Sörensen: Kunstlehre.

Heft 10. Rauftl J., Die altdeutschen Passionsspiele.

Biographisches Jahrbuch und **deutscher Nekrolog.** 3. Band.

Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1898. — Geiger: Rudolf Brockhaus. — Meyer Ed.: Georg Ebers. — Schleuther: Theodor Fontane. — Bettelheim: Hans Grasberger. — Frey: Konrad Ferdinand Meyer. — R. M. Werner: Karl Werner. — Spitzer: Robert von Zimmermann.

Ergänzungen und Nachträge zum deutschen Nekrolog von 1896 und 1897. Brümmer: Daniel Sanders. — Mayr, Georg von: Wilhelm Heinrich von Riehl.

Totenliste 1896.

Korrespondenzblatt des **Gesamtvereins** der **deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.** Jahrgang 47.

Nr. 9. 10. Straßburger Festnummer. Wiegand, Friedrich der Große in Straßburg.

Witte H., Neuere Beiträge des Reichslandes zur Ortsnamenforschung.

Zimmermann P., Herzog August der Jüngere zu Braunschweig auf der Universität Straßburg.

Nr. 11/12. Varrentrapp, Straßburgs Einwirkung auf Goethes historische Anschauungen.

Mitteilungen der **Anthropologischen Gesellschaft** in **Wien.** Band 29. Heft 4.

Baucalari G., Forschungen und Studien über das Haus. IV. (Nachtrag.) Volksmäßige Benennungen der Gegenstände der Landwirtschaft. V. Volksmäßige Benennungen am und im Hause.

Zeitschrift für **Socialwissenschaft.**

II. Jahrgang. Heft 10. 11. Steinmetz S. R., Die neueren Forschungen zur Geschichte der menschlichen Familie.

III. Jahrgang. Heft 2. 3. Vierkandt A., Das Kulturproblem.

Heft 5. Schultze Fritz, Zur evolutionistischen Ethik.

Zeitschrift des **deutschen** und **österreichischen Alpenvereins.** Band XXX.

Zwiedineck-Südenhorst H. von, Die Ostalpen in den Franzosenkriegen. III. Der Feldzug von 1809.

2. Bücher.

Zusammengestellt von August Sauer.

1. Allgemeines. Litteraturgeschichte. Ästhetik.

Allgemeines. Grundriß der Germanischen Philologie herausgegeben von H. Paul. 1. Band. 5. Lieferung. Straßburg, Trübner. 4 M.

Aus dem Inhalt: Siebs Th., Geschichte der Friesischen Sprache.

Vergleichende Litteraturgeschichte. Bénazet Al., Quelques mots sur l'étude comparée des littératures. Paris, Maisonneuve. Sonderabdruck aus Revue de linguistique et de philologie.

Betz Louis-P., La littérature comparée. Essai bibliographique. Introduction par Jos. Texte. Straßburg, K. J. Trübner 1900. 4 M.

Inhalt: Préface. — Introduction par Joseph Texte. — I. Études théoriques. — II. Les rapports littéraires généraux de la France, de l'Allemagne, de l'Angleterre, de l'Italie et de l'Espagne. — III. La France et l'Allemagne. — IV. La France et l'Angleterre. — V. L'Angleterre et l'Allemagne. — VI. L'Italie. — VII. L'Espagne (et le Portugal). — VIII. Les littératures du Nord. — IX. Les littératures slaves. — X. La France, l'Allemagne et l'Angleterre dans leurs rapports littéraires avec quelques autres pays. — XI. Études sur l'influence de la Poésie Provençale. — XII. L'Antiquité grecque et romaine (et l'Orient) dans les littératures modernes. — XIII. Appendice: L'Histoire dans la Littérature. — Index (liste alphabétique des auteurs).

Deutsche Litteraturgeschichte. Bartels Adf., Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. 3. Auflage. Leipzig, E. Avenarius. 4 M.

Goedeke Karl, Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. 2. Auflage, fortgeführt von Edm. Goetze. 21. Heft. (7. Band, S. 385—576.) Dresden, L. Ehlermann. 4.20 M.

Inhalt: 7. Buch. Zeit des Weltkrieges. Phantastische Dichtung. 6. Kapitel. Dichter aus Norddeutschland. (Fortsetzung.) § 304. Mecklenburg. Lübeck. Hamburg. Schleswig-Holstein. § 305. Pommern. Brandenburg. Preußen. Posen. — 7. Kapitel. Deutsche Dichtung im Auslande. § 307. I. Ostsee-Provinzen. II. Dänemark. III. Elsaß. IV. Amerika. — 8. Kapitel. Besondere Richtungen. § 308. Mundartliche Dichter. Peter Hebel und Andere. § 309. Autodidakten.

Jeder Abschnitt dieser musterhaft gearbeiteten Lieferung weist gegenüber der ersten Auflage zahlreiche und wesentliche Verbesserungen und Vermehrungen auf; insbesondere werden sich die Freunde Hebels über die Vollständigkeit freuen, in der man seine Gedichte hier überblickt. Zu kurz gekommen ist lediglich der Abschnitt „Amerika", in dem nicht einmal die Namen der einzelnen Dichter verzeichnet sind. Dafür erwarten wir von der Fortsetzung des Werkes gründliche Abhilfe. Sollte sich unter den zahlreichen Germanisten Nordamerikas kein geeigneter Mitarbeiter finden lassen?

Graf M., Die Wundersucht und die deutsche Litteratur des 18. Jahrhunderts. Eine litterar- und kulturgeschichtliche Skizze. Programm. München.

Huch Ricarda, Blüthezeit der Romantik. Leipzig, H. Haessel. 8 M.

Lorenz Max, Die Litteratur am Jahrhundert-Ende. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 3 M.

Aus dem Inhalt: Der Naturalismus. — G. Hauptmann. — Das jüngste Wien. — „Herostrat". — Hebbels „Herodes und Mariamne". — Zwei Lyriker. — Frauenwerke. — Vom Dichter des „Johannes". — „Die drei Reiherfedern". — Theodor Fontane.

Lublinski S., Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. 1. Band. Die Frühzeit der Romantik. 2. Band. Romantik und Historizismus. (Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwicklung. Band 12 und 13.) Berlin, Cronbach. à 2 M.

I. Band: 1. Geistige Struktur Deutschlands um 1800. 2. Das Publikum. 3. Ideale der Romantik. 4. Populäre Romantiker. 5. H. von Kleist. — II. Band: 1. Revolution, Romantik und Reaktion. 2. Preußen und Hegel. 3. Die Litteratur im Zeitalter der Restauration. 4. H. Heine. 5. Der Liberalismus und die deutsche Bildung.

Moeller-Bruck Arth., Die moderne Litteratur in Gruppen und Einzeldarstellungen. Berlin, Schuster & Loeffler. 50 Pf.

4. Band. Die deutsche Nüance. — 5. Band. Mysterien.

Muth Karl (Veremundus), Die litterarischen Aufgaben der deutschen Katholiken. Gedanken über katholische Belletristik und litterarische Kritik, zugleich eine Antwort an seine Kritiker. Mainz, Kirchheim. 1.50 M.

Otto Aug., Bilder aus der neueren Litteratur. 3. Heft. Wilhelm Raabe. Minden, Marowsky. 1.40 M.

Schnedermann Frz., Die deutsche Nationallitteratur. Ihr innerer Gang im Zusammenhange mit der Sittengeschichte dargestellt. Leipzig, Dörffling & Francke. 2 M.

Das aus dem Pfarrhaus zu Leutzsch datierte Vorwort dieses Buches nennt Vilmar und Rud. Hildebrand als die Hauptgewährsmänner. Von letzterem sind allerdings mündliche Äußerungen (z. B. S. 87) und Vorträge (z. B. S. 98) benutzt; aber die litterarische Grundanschauung geht viel mehr auf ersteren zurück. Der Titel ist irreführend. Es sind bloß einzelne fast unzusammenhängende Bilder aus der Geschichte der Litteratur; die Namen Wieland und Herder werden kaum genannt; Goethe wird nur als Lyriker behandelt; mit Schiller bricht der Verfasser ab. Unsere „gebildeten Familien" würden zur geistigen Armut verurteilt sein, wenn sie sich dieses Buch zum Führer durch die deutsche Litteratur erwählten.

Tumlirz Carl, Die Schwankungen des litterarischen Geschmackes und ihre Ursachen. Vortrag. (Aus „Czernowitzer Zeitung"). Czernowitz, Pardini. 60 Pf.

Landschaften. Österreich. Zeidler Jakob, In Sachen der „Deutsch-Österreichischen Litteraturgeschichte", herausgegeben von Nagel und Zeidler. (Eine Charakteristik.)

Gegen Sandvoß' Besprechung in den Preußischen Jahrbüchern Band 98.

Bienenstein Karl, Die Dialektdichtung der deutsch-österreichischen Alpen. Ausgewählt und herausgegeben (Allgemeine National-Bibliothek Nr. 230—235). Wien, C. Daberkow. à Nr. 20 Pf.

Eine sehr dankenswerte Auswahl von Dialektgedichten aus Niederösterreich, Oberösterreich und Salzburg, Steiermark und Kärnten, Tirol und Vorarlberg. Wir vermissen Lieder aus Krain, besonders aus Gottschee. Störend wirkt, daß der Name des Verfassers nicht unter jedem einzelnen Gedicht steht. — Eine entsprechende Sammlung deutsch-böhmischer Dialektgedichte bereitet A. Hauffen für die „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen" vor.

Dichtungsgattungen. Lyrik. Adler Fr., Moderne Lyrik. (Sammlung Gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.) Prag, Härpfer. 15 Kreuzer.

Bern Max, Ahoi! Deutsche Meereslyrik. Für alle Freunde deutscher Seefahrt und der deutschen Flotte ausgewählt. Illustriert von C. Schön. Berlin, K. Sigismund. 4 M.

Crome A., Das Kirchenlied. Vortrag. Schwerin, Bahn. 90 Pf.

Neue Lieder der besten neueren Dichter fürs Volk zusammengestellt von L. Jacobowski. Berlin, M. Liemann.

Imelmann J., Donec gratus eram tibi. Nachdichtungen und Nachklänge aus drei Jahrhunderten. Zusammengestellt. Berlin, Weidmann. 1.60 M.

Darin deutsche Nachdichtungen der horazischen Ode von G. R. Weckherlin, Balde-Herder, von Gottsched und der Gottschedin, Hagedorn, S. G. Lange, Chr. Ew. von Kleist-Ramler, J. Chr. Blum, Schiller, Ramler, Herder, Fr. A. Eschen, Voß, Werthes, Kannegießer, R. Westphal, A. Bacmeister, J. Poeschel, Geibel, Lucian Müller, O. F. Gensichen, E. Bardt, K. Staedler.

Kopp Arth., Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit. Im Anschluß an die bisher ungedruckte von-Crailsheimsche Liederhandschrift der Königlichen Bibliothek zu Berlin quellenmäßig dargestellt. Berlin, Besser. 6 M.

Mühlenpfordt F., Einfluß der Minnesinger auf die Dichter des Göttinger Hains. Dissertation. Leipzig.

Schmidt-Temple A., Studie zur Hamburger Lyrik im Anfang des 18. Jahrhunderts (Kantate. Serenata. Oratorium). C. F. Hunold. I. Dissertation. München 1898.

Schneidewien Max, In Sachen des Nationalliedes. Hameln, Th. Fuendeling. 90 Pf.

Uhl Wilh., Das deutsche Lied. Acht Vorträge. Leipzig, E. Avenarius 1900. 3 M.

Inhalt: 1. Der Straßburger Kreis. 2. Der Halberstädter Kreis. 3. Der Göttinger Kreis. 4. Der Berliner Kreis. 5. Der Heidelberger Kreis. 6. Die Gesellschaftspoesie der Befreiungskriege. 7. Die gelehrte Periode. 8. Die Periode der Praxis.

Drama. Bulthaupt Heinr., Dramaturgie des Schauspiels. Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. Mit einem Anhang: Der Entwicklungsgang der deutschen Dramatik bis zur Gegenwart. Fünfte vermehrte Auflage. Oldenburg und Leipzig 1900.

Der Verfasser wendet seinem verdienstvollen Werk bei jeder neuen Auflage neue Sorgfalt zu; dennoch bleibt es im einzelnen hinter der Forschung stark zurück; so werden z. B. Grillparzers Werke nach der vierten statt nach der fünften Auflage citiert S. 106; Klaars Buch über den „Ottokar" wird ignoriert S. 103, Houbens Untersuchungen über Gutzkows Dramen sind nicht erwähnt u. s. w.

Friedmann Siegism., Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts in seinen Hauptvertretern. Übersetzt von Ludw. Weber. 1. Band. Leipzig, C. Meyers graphisches Institut. 5 M.

Inhalt: H. von Kleist. — Grabbe. — Hebbel. — Otto Ludwig. — Grillparzer.

Grosse, Zwei Arnstädter „Heilige Christ-Komödien". Programm. Arnstadt.

Jäger M., Die Comedy vom jüngsten Gericht, ein altes Volksschauspiel von Altenmarkt bei Radstadt. Nach der einzigen Handschrift herausgegeben. I. Programm. Salzburg.

Jaskulski Kornel, Über den Einfluß der socialen Bewegungen auf das moderne deutsche Drama. Populär-wissenschaftlicher Vortrag. Czernowitz (H. Pardini). 60 Pf.

Kaiser Adf., Die Fastnachtspiele von der Actio de sponsu. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Fastnachtsspieles. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 3 M.

Ästhetik. Poetik. Bücher Karl, Arbeit und Rhythmus. 2. Auflage. Leipzig, Teubner. 6 M.

Buck Gertrude, The metapher, a study in the psychology of rhetoric. Michigan, Arbor.

Dippe, Der Begriff des Schönen in der neueren Ästhetik. Programm. Soest.

Gietmann Gerh., S. J., Allgemeine Ästhetik (Gietmann und Joh. Sörensen, S. J., Kunstlehre in 5 Teilen. 1. Teil). Freiburg i. B., Herder. 4.20 M.

Kunze Wilh., Beiträge zur Entstehungsgeschichte der neueren Ästhetik. Dissertation. Berlin (Mayer & Müller). 1.50 M.

Maydorn Bernh., Wesen und Bedeutung des modernen Realismus. Kritische Betrachtungen. Leipzig, Avenarius 1900. 1.50 M.

Meier P. S., Der Realismus als Princip der schönen Künste. Eine ästhetische Studie. Programm. Sarnen.

Naumann Gust., Geschlecht und Kunst. Prolegomena zu einer physiologischen Ästhetik. Leipzig, H. Haessel. 3 M.

Oertel R. O., Die Naturschilderung bei den deutschen geographischen Reisebeschreibern. Dissertation. Leipzig.

Poensgen M., Geschichte der Theorie der Tragödie, von Gottsched bis Lessing. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Ästhetik. Dissertation. Leipzig.

Rée Paul Joh., Modern. Der rechte Weg zu künstlerischem Leben. Eine apologetische Studie. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann 1900. 60 Pf.

Ueberhorst Karl, Das Komische. Eine Untersuchung. 2. Band. Das Fälschlich-Komische. Besondere Erscheinungen des Komischen. Witz, Spott und Scherz. Nachträge zur Lehre vom Wirklich-Komischen. Definitionen und Klassifikationen. Leipzig, G. Wigand. 18 M.

Weitbrecht Carl, Das deutsche Drama. Grundzüge seiner Ästhetik. Berlin, Harmonie. 6 M.

Inhalt: I. Das Dramatische. II. Der Stoff. III. Die dramatische Handlung. IV. Die Charaktere. V. Kompositionsgesetze. VI. Tragödie und Komödie. VII. Die dramatische Sprache. VIII. Poetisch und Dramatisch, Dramatisch und Theatralisch.

Ziegler Johs., Das Associationsprincip in der Ästhetik. Eine Studie zur Philosophie des Schönen. Leipzig, E. Avenarius 1900. 1.20 M.

Ziegler Johs., Das Komische. Eine Studie zur Philosophie des Schönen. Leipzig, E. Avenarius 1900. 80 Pf.

Sammelwerke. Allgemeine Deutsche Biographie. 222. und 223. Lieferung. (Band XLV, Lieferung 2 und 3.) Ziegler—Zumkley. Leipzig, Duncker & Humblot.

Aus dem Inhalt: Ambros Ziegler, Benediktiner 1684—1739 (Lauchert). — Christoph Ziegler, Philolog und Archäolog 1814—1888 (A. Wintterlin). — Clemens Ziegler, religiöser Schriftsteller aus dem Anfang der Reformationszeit, geboren um 1480 (Ludwig Keller). — Friedrich Wilhelm Ziegler, Schauspieler und dramatischer Dichter 1750—1827 (H. A. Lier). — Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen, Dichter und Geschichtschreiber 1663—1696 (Erich Schmidt). — Hieronymus Ziegler, Humanist und Schuldramatiker des 16. Jahrhunderts, geboren um 1514, gestorben 1562 (J. Bolte). — Jakob Ziegler, Astronom und Geograph, geboren um 1470, gestorben 1549 (Günther, Lauchert). — Karl Ziegler (Pseudonym: Carlopago), Dichter 1812—1877 (H. A. Lier). — Kaspar Ziegler, Rechtsgelehrter und deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts 1621—1690 (Max. von Waldberg). — Werner Karl Ludwig Ziegler, Theolog und Philolog 1763—1809 (H. Klenz). — Christian Ziegra, hamburgischer Lokalhistoriker 1719—1778 (l. u.). — Adolf Ziemann, Germanist 1807—1842 (Edward Schröder). — Christoph Ziemssen, Schriftsteller im Gebiete der Kirchen- und pommerschen Specialgeschichte 1791—1868 (Hädermann). — Johann Christoph Ziemssen, prattischer Theolog und Universitätslehrer 1747—1824 (Hädermann). — Ludwig Ziemssen, Erzähler und Publicist 1823—1895 (L. Fränkel). — Theodor Ziemssen, Geistlicher

und Pädagog 1777—1843 (Häckermann). — Tilemann vom Zierenberg, Chronist aus dem Ende des 15. Jahrhunderts (P. Zimmermann). — Joh. Wilh. Zierold, evangelischer Theologe 1669—1731 (P. Tschackert). — Moritz Alex. Zille, Theolog, freimaurerischer Führer und religiöser Lyriker 1814—1872 (L. Fränkel). — Tuiskon Ziller, Pädagog 1817—1882 (W. Rein). — Nicolaus Zillich, katholischer Exeget 1716—1758 (Lauchert). — Christoph Friedr. Zilliger, 1647—1693 und Joh. Georg Zilliger, geboren 1683, Buchdrucker (P. Zimmermann). — Franz Valentin Zillner, salzburgischer Historiker 1816—1896 (Hauthaler). — Johs. Georg Zimmer, Buchhändler und Geistlicher 1777—1853 (Heinr. Zimmer mit Benutzung des Zimmerschen Familien-Archivs). — Patritius Benedict Zimmer, katholischer Theologe und Philosoph 1752—1820 (Lauchert). — Ernst Christoph Philipp Zimmermann, hessischer Theologe und Kanzelredner 1786—1832 (Wilh. Diehl). — Georg Zimmermann, der Biograph Mercks 1814—1881 (R. A. Fritzsche). — Joh. Jakob Zimmermann, Theolog 1695—1756 (v. Schultheß-Rechberg). — Joh. Georg Zimmermann, Arzt und Popularphilosoph 1728—1795 (Rud. Fischer). — Joh. Georg Zimmermann, Pädagog 1754—1829 (Wilh. Diehl). — Justus Joh. Georg Friedr. Karl Zimmermann, Theolog und Prediger 1803—1877 (Wilh. Diehl). — Joh. Liborius Zimmermann, evangelischer Theologe 1702—1734 (Ed. Jacobs). — Michael Zimmermann, Buchdrucker zu Wien zwischen 1553—1565 (J. Franck). — Robert von Zimmermann, Philosoph 1824—1898 (B. Münz). — Balthasar Friedr. Wilh. Zimmermann, Popularhistoriker und Dichter 1807—1878 (Th. Schön). — Joh. Oswald von Zimmermann, katholischer Theologe, gestorben 1680 (Lauchert). — Wilhelm Werner Freiherr von Zimmern, Chronist 1485—1575 (G. Tumbült). — Julius Wilh. Zinegref, deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts 1591—1635 (M. von Waldberg). — Gustava Sophia Agneta Zinck, geborene Naddatz, Dichterin 1821—1895 (L. Fränkel). — Ignaz Vinzenz Zingerle von Summersberg, Germanist 1825—1892 (Osw. von Zingerle). — Josef Zingerle, Theolog 1831—1891 (A. Zingerle). — Pius Zingerle, Orientalist 1801—1881 (E. Siegfried). — Burkard Zink, augsburgischer Chronist 1396—1474 oder 1475 (F. Frensdorff). — Joh. Wilh. Zinkeisen, Historiker und Publicist 1803—1863 (Ernst Friedlaender). — Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und Pottendorf, Stifter der Brüdergemeinde 1700—1760 (P. Tschackert). — Christian Renatus Graf von Zinzendorf, evangelischer Liederdichter 1727—1752 (P. Tschackert). — Justus Zinzerling (Jodocus Sincerus), Jurist, Philolog und Geograph, geboren 1580, gestorben um 1620 (V. Hantzsch). — Augustin Zippe, katholischer Geistlicher 1747, gestorben nach 1800. — Ernst Otto Konrad Zitelmann (Konrad Telmann), Schriftsteller 1854—1897 (L. Fränkel). — Karl Zittel, Pfarrer und Führer der liberalen kirchlichen und politischen Bestrebungen in Baden 1802—1871 (W. Hönig). — Kathinka Therese Zitz, geborene Halein, Belletristin 1801—1877 (L. Fränkel). — Ernst Heinrich Zober, Historiograph 1799—1869 (Häckermann). — Georg Zoega, Altertumsforscher 1755—1809 (Ad. Michaelis). — Sigmund Zois Freiherr von Edelstein, Gelehrter, Schriftsteller und Mäcen 1747—1819 (P. von Radics). — Georg Joachim Zollikofer, Theolog und Schriftsteller 1730—1788 (D. Jacoby). — Kaspar Zollikofer, Schweizer Theologe der pietistischen Richtung 1707—1779 (l. u.). — Jakob Zovitius, neulateinischer Dramatiker aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (J. Bolte). — Joh. Ehrenfried Zschackwitz, Rechtslehrer und Publicist 1669—1741 (R. Brode). — Jakob Friedr. Emil Zschokke, Pfarrer, Schriftsteller und Philanthrop 1808—1889 (Ernst Zschokke). — Joh. Heinrich Daniel Zschokke, Dichter 1771—1848 (J. J. Bäbler). — Anton Wilhelm Florentin von Zuccalmaglio, Forscher, Dichter und Kritiker 1813—1869 (Jak. Schnorrenberg). — Vincenz

Jacob von Zuccalmaglio, Dichter und Sagenforscher 1806—1876 (Jak. Schnorrenberg). —

Bächtold Jak., Kleine Schriften. Mit einem Lebensbilde von W. von Arx. Herausgegeben von Theodor Vetter. Mit Porträt und Bibliographie. Frauenfeld, Huber. 4.80 M.

Inhalt: Jakob Bächtold. — Erste Abteilung: Vorrede zur Inauguraldissertation: Der Lanzelet des Ulrich von Zatzikhoven. — Die Verdienste der Zürcher um die deutsche Philologie und Litteraturgeschichte. — Josua Maler (Pictorius). — Litterarische Bilder aus Zürichs Vergangenheit. — Toast an der Goethe-Feier in Stäfa. — Zweite Abteilung: Skizzen aus Elsaß und Lothringen. — Aus dem Wallis. — Von der Vogelweide. — Bibliographie.

Der handliche schöngedruckte Band erneut unsere Trauer über den zu früh geschiedenen Mitarbeiter und Fachgenossen. Ein fein abgetöntes Lebensbild von Freundes Hand ist vorangestellt. Die erste Abteilung reiht an die kleineren Beiträge zur Geschichte der deutschen Litteratur in der schweizerischen Heimat, die seinem großen Werk die Bahn brachen, den Artikel über Mörike aus der Allgemeinen Deutschen Biographie, der uns für die nicht zu stande gekommene umfangreichere Arbeit über diesen Dichter Ersatz leisten muß. Aus der zweiten Abteilung lernen wir den gediegenen Gelehrten als flotten Erzähler und Reiseberichterstatter kennen. Was von dichterischer Anlage in ihm steckte, kommt hier zum Durchbruch. Eine sorgfältig angelegte Bibliographie zieht die Summe dieser vielseitigen ergebnisreichen Wirksamkeit.

Benschlag Willib., Zur deutsch-christlichen Bildung. Populär-theologische Vorträge. Zweite Auflage in überwiegend neuer Auswahl. Halle a. S., Strien. 5 M.

Aus dem Inhalt: Luthers Hausstand in seiner reformatorischen Bedeutung (1883). — Lessings Nathan der Weise und das positive Christentum (1863). — Goethes Faust in seinem Verhältnis zum Christentum (1877). — Protestantisches in Goethe (1899). — Novalis und seine geistlichen Lieder (1893). — David Friedrich Strauß (1879). — Ein Blick in das jungdeutsche naturalistische Drama vom Standpunkt der inneren Mission (1895).

Biese Alfred, Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. Berlin, Gaertner. 6 M.

Aus dem Inhalt: II. Das Problem des Tragischen und seine Behandlung in der Schule. — VI. Zur Behandlung Lessings in Prima. — VII. Zur Behandlung Goethes in Prima. — VIII. Das Naturschöne im Spiegel der Poesie als Gegenstand des deutschen Unterrichts. — IX. Die Naturlyrik Ludwig Uhlands und Eduard Mörikes. — X Theodor Storm und Eduard Mörike. — XI. Die Poesie des Meeres und das Meer in der Poesie. — XII. Die Poesie des Sternenhimmels und der Sternenhimmel in der Poesie. — XIII. Die romantische Poesie des Gebirges. — XIV. Die Poesie der Holsteinischen Heide. — XV. Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten — XVI. Die Aufgaben der Litteraturgeschichte.

Biese's philosophisches Hauptwerk ist den Lesern dieser Zeitschrift aus Spitzers Anzeige bekannt. Seine Bücher über die „Entwicklung des Naturgefühls" und über „Lyrik und Lyriker" zeigen einen feinsinnigen Kenner und Deuter der Poesie aller Zeiten und Völker. Seine kleineren hier gesammelten Aufsätze bewegen sich in denselben Gedankenkreisen, nur daß überall auf die Schule besondere Rücksicht genommen wird. In den Dichtungen seiner beiden Lieblinge Mörike und Storm weiß er immer neue Schönheiten aufzudecken; die Geheimnisse des Meeres und der heimischen Heidelandschaft immer von neuem zu enthüllen; nur macht ihn diese Vorliebe blind gegen andere Dichter; wer das „Meer in der Poesie" zum Gegenstand seiner Betrachtung macht, sollte an Meeresdichtungen wie der „Sappho" und „Des Meeres und der Liebe Wellen" nicht achtlos vorübergehen (vgl. Anzeiger für deutsches Altertum 37, 325). Am wichtigsten wäre für uns der letzte Aufsatz: Die Aufgaben der Litteraturgeschichte; aber einseitige Vorliebe für eine bestimmte Art vergleichender Studien, wie sie seiner Begabung am nächsten liegt, verführt

Briefe zu ungerechten Ausfällen gegen jede andere Richtung litterarhistorischen Betriebes, und während er die Betrachtungsweise seines hegelianischen Lehrers verspottet, will er doch der Zeit seine eigene Weltanschauung zur alleinseligmachenden aufdrängen. Gewiß wäre es verdienstlich, wenn Steins Anregung zur Folge hätte, daß die Litteraturen auch für alle anderen ästhetischen oder sittigenden Gefühle, wie Kunstsinn, Freundschaft, Wohlthätigkeitssinn, Liebe, Furcht, Rache, Reue, Mitleid, Aufopferungsfähigkeit in derselben Weise eingehend durchmustert würden, wie Biese dies für das Naturgefühl gethan hat; nur halte ich das nicht für die eigentliche und wichtigste Aufgabe der vergleichenden Litteraturgeschichte, sondern auch nur für eine Spezialität, die keineswegs die Berechtigung in sich schließt, sich über die Seuche des Spezialismus in trivialer Weise lustig zu machen (S. 301). A. S.

Fest-Schrift der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dargeboten von den öffentlichen höheren Lehranstalten Bremens. Bremen, G. Winter 5 M.

Aus dem Inhalt: Schaefer Th., Äschylos' Prometheus und Wagners Voge. — Brenning Em., Die Gestalt des Sokrates in der Litteratur des vorigen Jahrhunderts.

Begrüßungsschrift der deutschen Philologen-Versammlung zu Bremen, dargebracht von dem Realgymnasium zu Vegesack. Bremen, G. Winter. 80 Pf.

Aus dem Inhalt: Werry F., Zur Vorgeschichte des Realgymnasiums zu Vegesack. — Nagel, Über imitative und induktive Methode. — Vollert F., Bemerkungen zum Nationalitätsgedanken.

Geiger Ludw., Dichter und Frauen. Abhandlungen und Mitteilungen. Neue Sammlung. Berlin, Gebr. Paetel. 7 M.

Aus dem Inhalt: 1. Aus Therese Hubers Herzensleben I. Therese und ihre Mutter. II. Therese und F. L. W. Meyer. — 2. Ein Porträt Carolinens, nebst erläuternden Aktenstücken. 1. Anhang: Huber und Schlegel. 2. Anhang: Das Bad über Schlegel bei Frau von Staël. — 3. Briefe von Dorothea an A. W. Schlegel mit Antworten des Letzteren 1818–1835. — 4. Ungedruckte Gedichte von Karoline von Günderrode. — 5. Rosa Maria Assing. — 6. Ernestine Reiske. — 7. Henriette von Lüttwitz. (Eine vermeintliche Liebe Goethes.) — 9. Otto Roquette.

Glasenapp Greg. von, Essays. Kosmopolitische Studien zur Poesie, Philosophie und Religionsgeschichte. Riga, Jonck & Poliewsky. 6 M.

Gorra Egidio, Fra drammi e poemi. Saggi e ricerche. Milano, U. Hoepli. L. 6.50.

Aus dem Inhalt: Una romanza spagnuola nella poesia popolare e nel teatro: l'Alarcos. di Fed. Schlegel. — Delle origini del dramma moderno.

Grimm Herm., Fragmente. Berlin, W. Spemann. 10 M.

Beiträge zur romanischen Philologie. Festgabe für Gustav Gröber. Halle, Niemeyer. 16 M.

Aus dem Inhalt: 8. Schneegans H., Groteske Satire bei Molière? Ein Beitrag zur Komik Molières. — 11. Voßler K., Benvenuto Cellinis Stil in seiner Vita. Versuch einer psychologischen Stilbetrachtung. — 12. Thuran G., Geheimwissenschaftliche Probleme und Motive in der modernen französischen Erzählungslitteratur.

Harnack Otto, Essais und Studien zur Litteraturgeschichte. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn. 6 M.

Aus dem Inhalt: Über klassische Dichtung. 1896. — Über Lyrik. 1892. — Über litterarhistorische Methode. Zum ersten Erscheinen der Zeitschrift „Euphorion". 1894. — Goethes Tagebücher. 1891. — Über die Entstehung des „Faust". 1888. 1899. — Eine neue Faust-Erklärung. 1893. — Entwürfe und Ausführung

des zweiten Teiles des Faust. 1889. — Über Goethes „Pandora". 1893. — Über Goethes „Löwenstuhl". 1895. — Über den Gebrauch des Trimeters bei Goethe. 1891. — Goethe und Wilhelm Humboldt. 1888. — Goethe und Heinrich Meyer. 1889. — Goethes Kunstanschauungen in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. 1894. — Raffael Mengs' Schriften und ihr Einfluß auf Lessing und Goethe. 1892. — Zu Goethes Maximen und Reflexionen über Kunst. 1898. — Über Goethes Verhältnis zu Shakespeare. Ein Vortrag. 1896. — Victor Hehns Goethebuch. 1888. — Goethes Beziehungen zu russischen Schriftstellern. 1890. — Bemerkungen über die Normen einer neuen Ausgabe von Goethes „Maximen und Reflexionen". 1892. — Über neue Goethesche Sprüche. 1894. — Ein Goetheproblem. 1898. — Klassiker und Romantiker. 1892. 1899. — Über Goethes Monadenlehre. 1899. — Zu „Don Carlos". 1898. — Zwei litterarische Aufsätze Napoleons des Ersten. 1890. — Neue Dramen. 1896. — Poesie und Sittlichkeit. 1891. — Zwei Schauspieler. 1891. — Über Avonianus' Dramatische Handwerkslehre. 1895.

Harnack rechtfertigt diese Sammlung seiner kleineren gedruckten Aufsätze, deren einige auch in unserer Zeitschrift erschienen sind, damit, daß er hoffe, durch die Vereinigung des Zerstreuten die Gesichtspunkte, von denen aus er die Erscheinungen und die zu Grunde liegenden Probleme der Litteraturgeschichte und Ästhetik beurteilt habe, deutlich hervortreten zu lassen und die Einheitlichkeit seiner Betrachtungsweise zu bekunden. In der That gewährt die feste ästhetische Grundlage Harnacks Forschungen und Kritiken eine seltene Sicherheit und Geschlossenheit. Es ist die „klassische Ästhetik der Deutschen", wie er sie selbst in seinem bekannten Buche dargestellt hat, an der er festhält, deren Grundsätze er auch der späteren, sogar der modernen dichterischen Produktion gegenüber mit Glück zu Geltung bringt und deren bleibenden Wert er gegen alle Angriffe eifrig verficht. Viele der älteren Aufsätze sind sorgsam ergänzt, der „Über die Entstehung des Faust" (S. 87—98) und über „Klassiker und Romantiker" (S. 270—280) gänzlich umgearbeitet. Hier, wo Harnack gegen Minor und Walzel scharf polemisiert, wird die weitere Forschung einzusetzen haben. Neu ist der mit dieser Polemik zusammenhängende Aufsatz „Über Gothes Monadenlehre", worin der Einfluß Schellings auf Goethe an einer wichtigen Einzelheit nachgewiesen wird.

Rethwisch Ernst, Aufsätze und Tagesschriften. Leipzig, A. Strauch. 5 M.

Ribbeck Otto, Reden und Vorträge. Leipzig, Teubner. 5 M.

Aus dem Inhalt: I. 2. Griechenland und Deutschland. — III. In memoriam. 1. Rede zur Feier des Gedächtnisses Kaiser Wilhelm I. 2. Nekrolog auf Karl Bursch. 3. Nekrolog auf Hermann Petersen. 4. Zu Friedrich Ritschls Gedächtnis. 5. Zu Julius Cohnheims Gedächtnis. 6. Zu Johann Jakob Baeyers Gedächtnis. 7. Zu Anton Springers Gedächtnis.

Schönbach Ant. E., Gesammelte Aufsätze zur neueren Litteratur in Deutschland, Oesterreich, Amerika. Graz, Leuschner & Lubensky. 6 M.

Aus dem Inhalt: Vorwort. I. Deutschland. 1. Schiller und die moderne Bildung. 2. Uhland als Dramatiker. 3. Rede zum Uhlandtage. 4. Zu Gustav Freytags 70. Geburtstage. 5. Arthur Fitger. 6. Ludwig Steub. 7. Karl Müllenhoff. II. Oesterreich. 8. Joseph Schreyvogel-Wolf. 9. Grillparzer. 10. Eduard von Bauernfeld. 11. Anastasius Grün. 12. Hermann von Gilm. 13. Gottfried von Leitner. 14. Ludwig Anzengruber. 15. Zur Geburt des „Euphorion".

In Erinnerung an das einstige Zusammenwirken mit jüngeren Freunden und Kollegen, denen der Verfasser dankbar empfundenen Anteil an seinen Studien und Arbeiten gewährte, hat er meinen und R. M. Werners Namen diesem Buche vorgesetzt. Will es sich demnach auch nicht für mich geziemen, dieses Buch zu loben, so darf ich es doch mit herzlichen Worten in dieser Zeitschrift begrüßen,

bei deren Entstehen er das Geleitwort gesprochen hat. Wie sich Schönbachs Buch über Lesen und Bildung überraschend schnell einen weiten Kreis von Verehrern und Anhängern erworben hat, so werden auch diese glänzenden Essays, diese warmherzigen Charakteristiken, diese begeisterten und zur Begeisterung fortreißenden Reden, von denen jedes einzelne Stück eine zündende Wirkung bereits geübt hat, in ihrer Vereinigung einen noch größeren Erfolg haben. Im Begriffe, die Ernte vieljähriger hingebender Forscherthätigkeit auf dem Felde unserer älteren Litteratur einzuheimsen, neigt der Verfasser jetzt dazu, seine Beschäftigung mit der neueren Litteratur fast wie einen Um- und Irrweg anzusehen, wenigstens meint er diese Abschweifung vor sich selbst entschuldigen zu müssen und legt in einer geistreichen und lesenswerten Vorrede den Zusammenhang der Forschung über ältere und neuere Litteratur in methodischer Hinsicht dar. Wir aber preisen ihn und uns glücklich, daß er mit weitem Blick und frei von nervöser Hast auch andere Wege abgeschritten hat als diejenigen, welche ihn in manchen seiner Untersuchungen vielleicht rascher ans Ziel geführt hätten, und halten den Nutzen, den er daraus für sein eigentliches Arbeitsgebiet gewonnen hat, für unermeßlich. Wir meinen auch, daß die neueren Litteraturen, insbesondere die seiner engeren Heimat noch oftmals ihren Zauber auf den unermüdlichen Leser ausüben und ihm wider Willen Schätze abringen werden, die zu bergen eine neue Sammlung bestimmt sein wird. A. S.

Schönbach Ant. E., Über Lesen und Bildung. Umschau und Ratschläge. 6. Auflage. Graz, Leuschner & Lubensky. 4 M.

Stümcke Heinr., Zwischen den Garben. Essays. Leipzig, Friesenbahn. 1.50 M.

Urban Erich, Praeludien. Berlin, Habel. 2.40 M.

Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte.

Geschichte der Wissenschaften. Allgemeines. Cantor Mor., Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. 2. Band. 2. Halbband. Von 1550—1668. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 12 M.

Dühring Eug., Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 4. Auflage. Leipzig, C. G. Naumann. 10 M.

Guilland Antoine, L'Allemagne nouvelle et ses historiens (Niebuhr-Ranke-Mommsen-Sybel-Treitschke). Paris, Félix Alcan 1900. 5 Fr.

Schroeder H. R. Paul, Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus. Vom Uranfang bis auf den heutigen Tag. Leipzig, A. Strauch. 12 M.

Stammhammer Jos., Bibliographie des Socialismus und Communismus. 2. Band. Nachträge und Ergänzungen bis Ende des Jahres 1898. Jena, G. Fischer. 13 M.

Zittel Karl Alfr. von, Geschichte der Geologie und Paläontologie bis Ende des 19. Jahrhunderts. (Geschichte der Wissenschaften. Neuere Zeit. 23. Band.) München, R. Oldenbourg. 13.50 M.

Locales. Waldeyer Wilh., Zur Geschichte des anatomischen Unterrichts in Berlin. Rede. Berlin, A. Hirschwald. 1 M.

Geist-Jacobi G. P., Mittelalter und Neuzeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Heilkunde in Frankfurt am Main und der deutschen Zahnheilkunde. Nach archivalischen Quellen bearbeitet. Berlin, Berlinische Verlagsanstalt. 4 M.

Weisgerber H., La corporation des chirurgiens-barbiers de Ribeauvillé 1680—1791. [Aus „Bulletin de la soc. pour la conservation des monuments hist. d'Alsace".] Straßburg (J. Noiriel). 2 M.

Neumann Wilh. Ant., Über die orientalischen Sprachstudien seit dem 13. Jahrhundert mit besonderer Rücksicht auf Wien. Inaugurationsrede. Wien, A. Hölder. 1.60 M.

Gelehrtengeschichte. Lampe E., Die reine Mathematik in den Jahren 1884–1899. Nebst Aktenstücken zum Leben von Siegfried Aronhold, weil. Professor der Mathematik (1860—1883) an der Königlichen technischen Hochschule zu Berlin. Berlin, W. Ernst & Sohn. 1.60 M.

Schwärzler Casp., Dr. Josef Ritter von Bergmann und seine Briefe an Gebhard Flatz. [Aus: „Bote für Tirol und Vorarlberg".] Innsbruck, Wagner. 60 Pf.

Der Vorarlberger Bergmann, geboren 1796, lebte seit 1815, dann wieder von 1828 an in Wien, wo er seine Wohnung im unteren Belvedere hatte, zuletzt als Direktor des k. k. Münz- und Antikenkabinetes. Er starb 1872. Sein Briefwechsel mit dem Historienmaler Gebhard Flatz, einem in Rom lebenden Vorarlberger, erwähnt mehrfach auch litterarisch bekannte Persönlichkeiten, so Schlegel, Zacharias Werner, ferner Toni Adamberger, verehelichte Arneth, und deren Kreis, J. G. Seidl, Sebastian Brunner, „die Geißel der jüdischen politischen Zeitungsschribenten", die Maler Schwind und Steinle, den Bildhauer Max (Prag), die Bischöfe Feßler und Rudigier, Prälat Stülz, Alois Flir und Andere. Er war Lehrer der Söhne des Erzherzogs Karl für Geschichte und lateinische Sprache, was ihn mit diesen hohen Herren in länger dauernde Berührung brachte. J. J.

Büchner Ludw., Im Dienste der Wahrheit. Ausgewählte Aufsätze aus Natur und Wissenschaft. Mit Biographie des Verfassers von Alex Büchner. Gießen, E. Roth. 6 M.

Hofrat Dr. Carl Claus, vormals Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der Universität zu Wien .... Bis 1873 Autobiographie, vollendet von v. Alth. Herausgegeben vom Verein für Naturkunde zu Kassel. Marburg, Elwert. 1 M.

Curtze M., Nicolaus Coppernicus. Eine biographische Skizze. (Sammlung populärer Schriften, herausgegeben von der Gesellschaft Urania zu Berlin. Nr. 54.) Berlin, H. Paetel 2 M.

Des Professors Catharinus Dulcis Leben, von ihm selbst beschrieben. Mit Anmerkungen von Ferd. Justi. Marburg, Elwert. 1 M.

Düntzer Heinr., Mein Beruf als Ausleger. 1835—1868. Leipzig, E. Wartig. 3.50 M.

Inhalt: 1. Auf der Schule. 2. Auf der rheinischen Hochschule. 3. Berlin bis zur Promotion. 4. In Köln bis zur Habilitation. 5. Neun Jahre Privatdocent in Bonn. 6. Bis zu Goethes Jubeljahr. 7. Neun weitere Jahre bis zu Varnhagens Tod. 8. Gefaßt unermüdetes Wirken bis zu Böckhs und Welckers Tod. 9. Abschluß.

Gauß Carl Frdr. und Wolfg. Bolyai, Briefwechsel. Herausgegeben von Franz Schmidt und Paul Stäckel. Leipzig, B. G. Teubner. 16 M.

Wibbelt Augustin, Joseph von Görres als Litteraturhistoriker. (Schriften der Görres-Gesellschaft 1899. II.) Köln, Bachem. 1.50 M.

Briefwechsel zwischen Akademiker Kunik-St. Petersburg und W. von Gutzeit-Riga in den Jahren 1876—1894. Riga, Kymmel. 1.40 M.

Sueß Ed., Rede zur Enthüllung des Hasner-Denkmales. Wien, A. Hölder. 60 Pf.

Pizis R., Kepler als Geograph. Eine historisch-geographische Abhandlung. Dissertation. München.

Koelliker A., Erinnerungen aus meinem Leben. Leipzig, W. Engelmann. 9 M.

Münz Bernh., Moriz Lazarus. Zur Feier seines 50jährigen Doktorjubiläums (30. November 1899). Berlin, F. Dümmlers Verlag. 1 M.

Klemperer G., Justus von Liebig und die Medicin. Vortrag. Berlin, A. Hirschwald. 60 Pf.

Just. von Liebig und Chrn. Frdr. Schönbein, Briefwechsel 1853—1868. Mit Anmerkungen, Hinweisen und Erläuterungen versehen und herausgegeben von Geo. W. A. Kahlbaum und Ed. Thon. (Monographien zur Geschichte der Chemie. Herausgegeben von Geo. W. A. Kahlbaum. Heft 5.) Leipzig, J. A. Barth. 6 M.

Leineweber R., Salomon Jakob Morgenstern, ein Biograph Friedrich Wilhelms. I. Dissertation. Göttingen.

Köhler W., Johann Friedrich Naumann. Sein Leben und sein Werk. Biographische Skizze. Gera-Untermhaus, F. E. Köhler.

Stein Armin (H. Nietschmann), Johann Friedrich Oberlin. Ein Lebensbild. Halle, E. Strien. 2.70 M.

Hartmann Frz., Die Medizin des Theophrastus Paracelsus von Hohenheim. Vom wissenschaftlichen Standpunkte betrachtet. Leipzig, Friedrich. 3 M.

Sudhoff Karl, Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften. II. Teil. 2. Hälfte. (Paracelsus-Handschriften, gesammelt und besprochen. 2. Hälfte.) Berlin, G. Reimer. 10 M.

Traber J., Lehrer Joseph Plaß, der Geschichtschreiber der Oberpfalz. Eine Stizze seines Lebens und Wirkens. Donauwörth, L. Auer. 15 Pf.

Faraday and Schoenbein, Letters 1836—1862. With notes, comments and references to contemporary letters ed. by Geo. W. A. Kahlbaum and Francis V. Darbishire. Basel, B. Schwabe. 12 M.

Kahlbaum Geo. W. A. und Ed. Schaer, Christian Friedrich Schönbein 1799—1868. Ein Blatt zur Geschichte des 19. Jahrhunderts. (Monographien zur Geschichte der Chemie. Herausgegeben von Geo. W. A. Kahlbaum. Heft 4.) Leipzig, J. A. Barth. 6 M.

Böhm Edler von Böhmersheim Aug., Zur Biographie Friedrich Simonys. Wien, Lechner. 1.20 M.

Unger Frz. und Steph. Endlicher, Briefwechsel. Herausgegeben und erläutert von G. Haberlandt. Berlin, Gebr. Borntraeger. 5 M.

Schwerdfeger J., Bernhard Varenius und die morphologischen Kapitel seiner „Geographia generalis" (Amsterdam 1650). Ein Beitrag zur Geschichte der Geographie. Programm. Troppau.

Dietz Th., Dr. August Friedrich Christian Vilmar, weil. ord. Professor der Theologie zu Marburg, als Hymnolog. Eine Zusammenstellung seiner hauptsächlichsten Leistungen auf hymnologischen Gebiet. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 2.40 M.

Kohlrausch F., Gustav Wiedemann. Nachruf. (Aus: „Verhandlungen der deutschen physikalischen Gesellschaft".) Leipzig, J. A. Barth. 60 Pf.

Koerber Fel., Karl Friedrich Zöllner. Ein deutsches Gelehrtenleben. Nebst einem vollständigen, alphabetischen Sachregister zu den wissenschaftlichen Werken F. Zöllners. (Sammlung populärer Schriften, herausgegeben von der Gesellschaft Urania zu Berlin, Nr. 53.) Berlin, H. Paetel. 2.40 M.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Allgemeines. Lamprecht Karl, Die kulturhistorische Methode. Berlin, R. Gärtner. 1 M.

Heydenreich Ed., Archivwesen und Geschichtswissenschaft. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 1 M.

Günther Rhold., Kulturgeschichte der Liebe. Ein Versuch. Berlin, C. Duncker. 7 M.

Chamberlein Houston Stewart, Das 19. Jahrhundert. I. Band. Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 3. Lieferung. München, F. Bruckmann. 6 M.

Inhalt: Staat. — Die Germanen als Schöpfer einer neuen Kultur. — Geschichtlicher Überblick.

Bornhak F., Unser Vaterland. Geschichte des deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Berlin, Bruer & Co. 6 M.

Henne Mor., Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Ein Lehrbuch. 1. Band. Das deutsche Wohnungswesen. Leipzig, S. Hirzel. 12 M.

Liebe Geo., Der Soldat in der deutschen Vergangenheit. Mit 183 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem 15.—18. Jahrhundert. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Geo. Steinhausen. I.) Leipzig, E. Diederichs. 4 M.

Steinhausen Geo., Der Kaufmann der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Geo. Steinhausen. II.) Leipzig, E. Diederichs. 4 M.

Kaser Kurt, Politische und soziale Bewegungen im deutschen Bürgertum zu Beginn des 16. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf den Speyrer Aufstand im Jahre 1512. Stuttgart, Kohlhammer. 5 M.

Des kurfächsischen Rates Hans von der Planitz Berichte aus dem Reichsregiment in Nürnberg 1521—1523. Gesammelt von Ernst Wülcker. Nebst ergänzenden Aktenstücken bearbeitet von Hans Virck. Leipzig, Teubner. 26 M.

Cornelius C. A., Historische Arbeiten vornehmlich zur Reformationszeit. Leipzig, Duncker und Humblot. 13 M.

Inhalt: I. Die Münsterischen Humanisten und ihr Verhältnis zur Reformation. II. Die Niederländischen Wiedertäufer während der Belagerung Münsters 1534—1535. III. Zur Geschichte der Münsterischen Wiedertäufer (Aufsätze aus der Allgemeinen Deutschen Biographie. 1. Joh. Bokelson. 2. Joh. Kloprys. 3. Bernt Knipperdollinck. 4. Jan Mathyszoon. IV. Zur Geschichte Calvins. 1. Der Besuch Calvins bei der Herzogin Renata von Ferrara im Jahre 1536. 2. Die Verbannung Calvins aus Genf im Jahre 1538. 3. Die Rückkehr Calvins nach Genf. 4. Die Gründung der Calvinischen Kirchenverfassung in Genf 1541. 5. Die ersten Jahre der Kirche Calvins 1541—1546. 6. Calvin und Perrin 1546—1548. Beilagen: I. Schreiben des Jean de la Maison Neuve an seinen Vater. II. Die Prozesse Perrin und Magnifique. V. Über die deutschen Einheitsbestrebungen im 16. Jahrhundert. VI. Kirchenpolitische Aufsätze. VII. Gedächtnisrede auf J. von Döllinger. VIII. Biographische Aufsätze (aus der Allgemeinen Deutschen Biographie) und Nekrologe (aus den Sitzungsberichten der Münchener Akademie): Karl Cornelius. August von Druffel. Ferd. Gregorovius. Fr. W. K. Kampschulte. Carl Spruner von Merz. IX. Verzeichnis der Schriften von C. A. Cornelius.

Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken. I. Abteilung. 1533—1559. Herausgegeben durch das Königlich preußische historische Institut in Rom und die Königlich preußische Archiv-Verwaltung. 9. Band. Nuntiatur des Verallo 1546—1547 ... bearbeitet von Walt. Friedensburg. Gotha, Perthes. 35 M.

Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken. 1585 (1584) —1590. 1. Abteilung. Die Kölner Nuntiatur. 2. Hälfte. Ottorio Mirto Frangipani in Köln. 1587—1590. Herausgegeben und bearbeitet von Steph. Ehses. (Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem Institut in Rom herausgegeben von der Görres-Gesellschaft. 7. Band.) Paderborn, Schöningh. 22 M.

Preußische und österreichische Akten zur Vorgeschichte des siebenjährigen Krieges. Herausgegeben von Gust. Berth. Volz und Geo. Küntzel. (Publi-

kationen aus den Königlich preußischen Staatsarchiven. 74. Band.) Leipzig, S. Hirzel. 36 M.

Heigel K. Th., Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches. 1. Band. Vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Feldzug in der Champagne. 1786—1792. (Bibliothek deutscher Geschichte.) Stuttgart, Cotta. 8 M.

Kaufmann Geo., Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. (Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung. Herausgegeben von P. Schlenther. IV. Band.) Berlin, G. Bondi. 10 M.

Kraemer Hans, Das 19. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Kulturgeschichte in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern. 2. Band. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 12 M.

Pfister Alb., Das deutsche Vaterland im 19. Jahrhundert. Eine Darstellung der kulturgeschichtlichen und politischen Entwicklung, für das deutsche Volk geschrieben. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8 M.

Ziegler Theobald, Individualismus und Sozialismus im Geistesleben des 19. Jahrhunderts. Vortrag. Dresden, von Zahn & Jaensch.

Hartmann Otto, Die Volkserhebung der Jahre 1848 und 1849 in Deutschland. Mit einem Vorwort von L. Quidde. Vom Preisgericht der deutschen Volkspartei mit dem ersten Preise gekrönt. Berlin, H. Bermühler. 2 M.

Stein Ludw., An der Wende des Jahrhunderts. Versuch einer Kulturphilosophie. Freiburg i/B., J. C. B. Mohr. 7.50 M.

Uhde Wilh., Am Grabe der Mediceer. Florentiner Briefe über deutsche Kultur. Dresden und Leipzig, C. Reißner. 2.40 M.

Landschaften. Baden. Badische Bibliothek. Systematische Zusammenstellung selbständiger Druckschriften über die Markgrafschaften, das Kurfürstentum und Großherzogtum Baden. I. Staats- und Rechtskunde. 2. Band. 2. Zeitraum: Das Großherzogtum. Justiz. Die kirchlichen Verhältnisse. Finanzwesen. Kriegswesen. Die materiellen und Prozeß-Rechte. Karlsruhe, A. Bielefeld. 5 M.

Kindler von Knobloch J., Oberbadisches Geschlechterbuch. Herausgegeben von der badischen historischen Kommission. 2. Band. 1. Lieferung. Heidelberg, C. Winter. 6 M.

Müller Leonh., Badische Landtagsgeschichte. 1. Teil. Der Anfang des landständischen Lebens im Jahre 1819. Berlin, Rosenbaum & Hart. 4.50 M.

Wolfram L., Die Illuminaten in Bayern und ihre Verfolgung. Auf Grund aktenmäßigen Befundes dargestellt. I. Programm. Erlangen.

Brandenburg. Die Provinz Brandenburg in Wort und Bild. Herausgegeben von dem Pestalozzi-Verein der Provinz Brandenburg. Berlin, Leipzig, J. Klinkhardt. 4.50 M.

Hie gut Brandenburg alleweg! Geschichts- und Kulturbilder aus der Vergangenheit der Mark und aus Alt-Berlin bis zum Tode des Großen Kurfürsten. Herausgegeben von Rich. George. Berlin, W. Paulis Nachfolger. 6.50 M.

Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. 16. Band. 2 Teile. Berlin, Reimer. 44 M.

1. Teil. Ständische Verhandlungen. III. (Preußen. II. Band.) 1. Teil. Herausgegeben von Kurt Breysig. 2. Teil. Herausgegeben von Mart. Spahn.

Schulenburg, Graf von der, Nordsteimke und Die von Steimker. Ein Beitrag zur braunschweigischen Orts- und Familiengeschichte. München. (Braunschweig, H. Wollermann.) 2.50 M.

Dronke, Die Eifel. Aus den nachgelassenen Papieren des Verfassers herausgegeben von K. Cüppers. Köln, P. Neubner. 5 M.

Elsaß. Grandidier, Nouvelles oeuvres inédites. Publiées sous les auspices de la société industrielle de Mulhouse, Tome 4. Alsatia sacra ou statisti-

que ecclésiastique et religieuse de l'Alsace avant la révolution. Avec des notes inédites de Schoepflin. II. Colmar, H. Hüffel. 6 M.

Kern Geo., Bilder aus der Geschichte des Elsaß. Geschichtliche Skizzen über Daniel Specklin — Hohlandsberg — Kienzheim — Kaysersberg — Lichtenberg — Leopold der Fromme. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 1 M.

Hansische Geschichtsquellen. Herausgegeben vom Verein für hansеatische Geschichte. Neue Folge. 1. Band. Berlin, Paß und Garleb. 9 M.

Siewert Frz, Geschichte und Urkunden der Rigafahrer im 16. und 17. Jahrhundert.

Hessen. Glagau Hans, Anna von Hessen, die Mutter Philipps des Großmütigen. (1485—1525.) Eine Vorkämpferin landesherrlicher Macht. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 3.60 M.

Schulze E., Ungedruckte Briefe des Prinzen Leopold von Hessen-Homburg und seiner Geschwister. 1804—1813. Programm. Homburg v. d. Höhe.

Poelchau Arth., Die livländische Geschichtslitteratur im Jahre 1898. Riga, Kymmel. 1 M.

Veröffentlichungen zur niedersächsischen Geschichte. [Aus: „Hannoversche Geschichtsblätter".] Hannover, M. & H. Schaper. à 1 M.

Heft 1. Reformation und Gegenreformation im Fürstentum Hildesheim.

Heft 2. Ein Amtsbuch des Klosters Walsrode.

Österreich. Mayer Frz. Mart., Geschichte Österreichs mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. 2. Auflage. 1. Band. Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1526. 1. Lieferung. Wien, Braumüller. 2 M.

Rapp Ludw., Königin Magdalena von Österreich, Stifterin des königlichen Stiftes zu Hall in Tirol. Ein Lebensbild aus dem 16. Jahrhundert. 2. Auflage. Brixen, Weger. 2 M.

Deiter H., Niederdeutsche Gelegenheitsgedichte auf die ostfriesische Fürstenfamilie aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Programm. Aurich.

Fleischmann Otto, Geschichte des pfälzischen Aufstandes im Jahre 1849. Nach den zugänglichen Quellen geschildert. Kaiserslautern (E. Crusius). 6 M.

Hannecke Rud., Pommersche Geschichtsbilder. 2. Auflage sämtlicher bisher erschienener Skizzen und Kulturbilder des Verfassers. Stettin, L. Saunier. 4.50 M.

Preußen. Prutz Hans, Preußische Geschichte. 1. und 2. Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. à 8 M.

Inhalt: 1. Die Entstehung Brandenburg-Preußens (von den ersten Anfängen bis 1655). — 2. Die Gründung des preußischen Staates (1655—1740).

Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. von Stägemann. Herausgegeben von Frz. Rühl. 1. Band. (Publikation des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen.) Leipzig, Duncker & Humblot. 10 M.

273 Briefe und Aktenstücke aus den Jahren 1806—1815, vorwiegend Briefe an Stägemann, unter anderm von Altenstein, K. G. von Brinkmann, J. F. Cotta, Fichte, Gentz, Iffland, F. L. Jahn, Jean Paul, Karl Müchler, Adam Müller, Fr. Nicolovius, Niebuhr, Sack, Scheffner, Max von Schenkendorf, Schmidt von Werneuchen, Schön, Solger, J. H. von Wessenberg; ferner zahlreiche Briefe an Scheffner, unter anderm von Arndt (Nr. 214, 19. März 1813: „O die Fürsten! Fürsten! Hätten wir sie doch, wo wir sie haben wollten! Ich würfe sie alle in Einen Scheiterhaufen und mich als Zugabe obenein"), Brinkmann, Chr. G. Körner, Schön, Süvern. Endlich hebe ich hervor: Brinkmann an Rahel Levin; Jean Paul an J. F. Cotta; Max von Schenkendorf an Stein. Der 2. Band wird auch die Briefe Stägemanns an Delsner und seinen Briefwechsel mit Friedr. Schulz enthalten.

Koser Rhold., König Friedrich der Große. II. Band. 1. Hälfte. Friedrich der Große im 7jährigen Krieg. (Bibliothek deutscher Geschichte.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 4 M.

Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen. 25. Band. Berlin, A. Duncker. 10 M.

Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde. XIX. Bonn, H. Behrendt. 8 M.

Tille Armin, Übersicht über den Inhalt der kleineren Archive der Rheinprovinz. 1. Band.

Welck Heinr. Frhr. von, Georg der Bärtige, Herzog von Sachsen. Sein Leben und Wirken. Ein Beitrag zur deutschen Reformationsgeschichte. Braunschweig, R. Sattler. 4.80 M.

Schweiz. Bibliographie der schweizerischen Landeskunde .... herausgegeben von der Centralkommission für schweizerische Landeskunde. Faszikel III. Bern, K. J. Wyß. 4 M.

Inhalt: Landes- und Reisebeschreibungen. Ein Beitrag zur Bibliographie der schweizerischen Reiselitteratur, 1479—1890, zusammengestellt von A. Wäber.

Strickler Joh., Die alte Schweiz und die helvetische Revolution. Mit litterarischen Beigaben. Frauenfeld, Huber. 2.30 M.

Zeller-Werdmüller H., Vor 100 Jahren. Aus zeitgenössischen Aufzeichnungen und Briefen. Zürich, F. Schultheiß. 3.60 M.

Tirol. Schatz A., Tirolensien-Bibliothek des Herrn Dr. Franz Innerhofer. Programm. Meran.

Lentner Ferd., Kriegspolitische Denkwürdigkeiten aus Tirols Befreiungskämpfen. Das Jahr 1797. Innsbruck, Wagner. 1.80 M.

Württemberg. Württembergische Geschichtsquellen. Herausgegeben von der württembergischen Kommission für Landesgeschichte. 4. Band. Stuttgart, Kohlhammer. 6 M.

Urkundenbuch der Stadt Eßlingen. 1. Band. Bearbeitet von Adf. Diehl unter Mitwirkung von K. H. S. Pfaff.

Steiff Karl, Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs. Im Auftrage der württembergischen Kommission für Landesgeschichte gesammelt und herausgegeben. 1. Lieferung. Stuttgart, Kohlhammer. 1 M.

Ortschaften. Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert. Herausgegeben durch die historische Kommission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. 26. und 27. Band. Leipzig, S. Hirzel.

26. Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Lübeck. 2. Band. 16 M. — 27. Dasselbe. Magdeburg. 2. Band. 9 M.

Werner Lorenz, Geschichte der Stadt Augsburg von der Zeit ihrer Gründung bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Reichs. Augsburg, M. Rieger. 5 M.

Urkundenbuch der Stadt Basel. Herausgegeben von der historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel. Basel, R. Reich.

4. Band. Bearbeitet durch Rud. Wackernagel. 26 M.

7. Band. Bearbeitet durch Johs. Haller. 29.20 M.

Streckfuß Adf., 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage. In gekürzter Darstellung und bis in die neueste Zeit fortgeführt von Leo Fernbach. (Neue illustrierte Ausgabe in einem Bande.) Berlin, A. Goldschmidt. 12 M.

Tünzelmann E., Aus Bremens Zopfzeit. Stillleben in einer Reichs- und Hansestadt. Bremen, G. A. von Halem. 3.20 M.

Beck C. H., Cannstatter Chronik über die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nach Urkunden, Aufzeichnungen und Erinnerungen zusammengestellt. 1. Lieferung. Cannstadt, G. Hopf. 30 Pf.

Hund Andr., Colmar vor und während seiner Entwicklung zur Reichsstadt. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 2.40 M.

Jerde Fritz, Bilder aus dem alten Elberfeld. Elberfeld, Baedeker. 2.80 M.

Jäckel M., Beiträge zur Geschichte der Stadt Forchheim im 16. Jahrhundert. Programm. Bamberg 1898.

Zum 300jährigen Jubiläum von Freudenstadt. Von einem Freunde Freudenstadts. (Aus: „Unterhaltungsblatt des Schwarzwälder Boten".) Freudenstadt, J. Schlaetz. 60 Pf.

Brumme Franz, Das Dorf und Kirchspiel Friedrichswerth (ehemals Erffa genannt) im Herzogtum Sachsen-Gotha. Mit besonderer Berücksichtigung der freiherrlichen Familie von Erffa. Eine thüringische Ortschronik. Gotha (C. F. Windaus). 4 M.

Krackowizer Ferd., Geschichte der Stadt Gmunden 2. Band. Gmunden, Mänhardt. 5 M.

Teichl Ant., Geschichte der Herrschaft Gratzen unter Zugrundelegung des Urbars vom Jahre 1553. Gratzen (Prag, Calve). 8 M.

Guericke H., I. Das Postwesen vor 200 Jahren in einer kleinen deutschen Stadt. Nach Urkunden des Stadtarchives zu Helmstedt. — II. Aus Helmstedts Vergangenheit auf kirchlichem Gebiete. Helmstedt, F. Richter. 1 M.

Geschichte der Stadt Kahla. 1. Band. Urkunden zur Geschichte der Stadt Kahla. Herausgegeben vom altertumsforschenden Verein zu Kahla. Bearbeitet von H. Bergner. Kahla (F. Beck). 5 M.

Armstedt Rich., Geschichte der königlichen Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen. (Deutsches Land und Leben in Einzelschilderungen. Landschafts-urkunden und Stadtgeschichten. II. Städtegeschichten. 2. Band.) Stuttgart, Hobbing & Büchle. 8 M.

Röbbecke F. Thdr., Beiträge zur Chronik der Stadt Meerane (1863—1899). Meerane in Sachsen, O. Röbbecke. 80 Pf.

Kühne Ewald, Geschichte des Dorfes Mehringen. Dessau (Aschersleben, O. Bennewitz). 2.50 M.

Warnecke Thdr., Beiträge zur Geschichte der Stadt Münder. Osnabrück (Hannover, Feesche). 1.50 M.

Spielmann C., Achtundvierziger Nassauer Chronik. Darstellung der Ereignisse in Nassau im Jahre 1848. Wiesbaden, Plaum. 2.50 M.

Richter Wilh., Geschichte der Stadt Paderborn. 1. Band. (Bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts.) Mit Urkunden und Statuten, bearbeitet von Carl Spancken. Paderborn, Junfermann. 4.50 M.

Hernmarck G. T., Erinnerungen aus dem öffentlichen Leben eines Rigaschen Kaufmanns. 1849—1869. Hinterlassene Niederschrift. Berlin, J. Guttentag. 3 M.

Brandes Leop., Aus Ronneburgs schwerer Vergangenheit. Die großen Brände am 19. Mai und 14. Juni 1829. Zum 70jährigen Gedenktage nach alten Schriften, Tagebüchern und mündlichen Überlieferungen zusammengestellt. Ronneburg, Brandes. 40 Pf.

Hiederer Joh., Die Schreckenstage von Stadtamhof im April 1809. Ein Beitrag zur Lokalgeschichte von Stadtamhof, Steinweg und Reinhausen. Vortrag. Regensburg, Habbel. 20 Pf.

Albert P., Steinbach bei Mudau. Geschichte eines fränkischen Dorfes. Freiburg i. B., Lorenz & Waetzel.

Hartmann J., Wildbad Berichte aus sechs Jahrhunderten. Stuttgart, Holland & Josenhans. 1.50 M.

Boos Heinrich, Geschichte der rheinischen Städtekultur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Worms. 3. Band. Berlin, J. A. Stargardt. 6 M.

Familien. Friesen Ernst Frhr. von, Geschichte der reichsfreiherrlichen Familie von Friesen. 2 Bände. Dresden, C. Heinrich. 20 M.

Rentwig Heinr., Schaffgotschiana in der reichsgräflich Schaffgotschschen Majoratsbibliothek zu Warmbrunn. Leipzig, Harrassowitz. 2.50 M.

Weißker Max Adf., Beiträge zur Geschichte und Genealogie der Familie Weißker. Dresden, Selbstverlag. 15 M.

Personen. Heydemann B., Aus den Papieren des päpstlichen Nuntius Alexander. Programm. Berlin.

Andreae-Roman A., Aus längst vergangenen Tagen. Erinnerungen eines alten Mannes. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 5 M.

Bamberger Ludw., Erinnerungen. Herausgegeben von Paul Nathan. Berlin, G. Reimer. 7.50 M.

Hackenberg Karl E., Der rote Becker. Ein deutsches Lebensbild aus dem 19. Jahrhundert. Leipzig, J. Baedeker. 4 M.

Bismarck. Kaiser und Kanzler-Briefe. Briefwechsel zwischen Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck. Gesammelt und mit geschichtlichen Erläuterungen versehen von Johs. Penzler. Leipzig, Fiedler 1900.

Eine bequeme Zusammenstellung der bisher zerstreut gedruckten Briefe und Aktenstücke (134 Nummern) mit ausführlichen Erläuterungen.

Andler Charles, Le prince de Bismarck. Paris, Bellais. 3.50 Frcs.

Booth John, Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck. Herausgegeben von Heinr. von Poschinger. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei.

Bodelschwingh Frz. von, Betrachtungen eines Patrioten über Bismarck und seine Zeit. Berlin, H. Walther. 2 M.

Grunow J., Buschs Tagebuchblätter und die deutsche Presse. Ein Kapitel aus dem Kampfe um Bismarcks Andenken. Zur Abwehr herausgegeben. Leipzig, Grunow. 30 Pf.

Tiest-Taber von, Berichtigung von Unwahrheiten ꝛc. in den Erinnerungen des Fürsten Bismarck und deutsches Rechtsbewußtsein. Zürich, C. Schmidt. 3 M

Kaemmel Otto, Kritische Studien zu Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. Leipzig, F. W. Grunow. 2 M.

Lenz Max, Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck. Berlin, Gebr. Paetel. 2 M.

Marcks Erich, Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. Versuch einer kritischen Würdigung. Berlin, Gebr. Paetel. 2 M.

Wilmowski Gust. von, Meine Erinnerungen an Bismarck. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Marcell von Wilmowski. Breslau, E. Trewendt. 4 M.

Boyen Herm. von, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771—1813. Neue, bearbeitete Ausgabe in zwei Bänden. Stuttgart, R. Lutz. 9 M.

Joachim Erich, Johann Friedrich von Domhardt. Ein Beitrag zur Geschichte von Ost- und Westpreußen unter Friedrich dem Großen. Berlin, A. Asher & Co. 10 M.

Schuller Rich., Theodor Fabini. Ein sächsischer Heldenjüngling aus großer Zeit. Hermannstadt, W. Krafft. 1.70 M.

Friedrich E. R., „Vielgeprüftes Leben!" Eine wahre Lebensgeschichte. Meerane. (Leipzig, F. E. Bilz.) 2.50 M.

Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel. Leipzig, S. Hirzel. 4 M.

Der Wert dieses Briefwechsels liegt mehr auf nationaler und politischer als auf litterarischer Seite. Das deutsche Einigungswerk kettet die beiden großen Patrioten trotz mancher Abweichungen im einzelnen aneinander; neben schönen Zeugnissen flammender Begeisterung finden sich kräftige Ausbrüche des Unmuts. An die vertraulichen Blätter des freundschaftlichen Briefwechsels reihen sich die schon bekannt gewesenen öffentlichen Dokumente gegenseitiger Wertschätzung und

Anerkennung: Freytags Rede bei Treitschkes Weggang von Leipzig; die Widmungen der historischen und politischen Aufsätze Treitschkes an Freytag in der 1., 4. und 5. Auflage; die von Treitschke entworfene Adresse der Universität Berlin bei der Erneuerung von Freytags Doktordiplom und des letzteren feine humorvolle Antwort. Zwei der letzten Briefe drehen sich um die Fremdwörterfrage. Doves Einleitung bietet in knappen, kräftigen Zügen eine prächtige Schilderung der beiden Charakterköpfe, die man gerne zu größeren Essays erweitert sähe.

Euler Carl, Friedrich Friesen. 2. Auflage. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn. 1.50 M.

Pieth F., Die Mission Justus von Gruners in der Schweiz 1816—1819. (Nach seinen Berichten im Königl. Preußischen geheimen Staatsarchiv in Berlin.) Dissertation. Berlin.

German Wilh., Der fränkische Dichter und Bauer, Mathematiker und Buchdrucker Stephan Heuß. Ein Lebensbild. Schw. Hall, German. 65 Pf.

Grabherr Joi., Johannes Fehly, Pfarrer von Thüringen und Direktor auf Jagdberg. Ein Lebensbild. Bregenz, J. N. Teutsch. 60 Pf.

Hausrath Adf., Alte Bekannte. Gedächtnisblätter. I. Zur Erinnerung an Julius Jolly. Leipzig, S. Hirzel. 5 M.

Arneth Alfr. Ritter von, Biographie des Fürsten Kaunitz. Ein Fragment. [Aus: „Archiv für österreichische Geschichte".] Wien, C. Gerold & Sohn. 4.30 M.

Kist Leop., Denkwürdigkeiten aus alter und neuer Zeit. Steyl, Missionsdruckerei. 13.50 M.

Asmus Rud., G. M. De La Roche. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Karlsruhe, J. Lang. 2.50 M.

Friedrich Leitschuh. Eine biographische Skizze. Mit einem Vorwort von M. Kopfstein. Bamberg, Handelsdruckerei und Verlagshandlung. 60 Pf.

Böhtlingk Arth., Carl Friedrich Nebenius. Der deutsche Zollverein, das Karlsruher Polytechnicum und die erste Staatsbahn in Deutschland. Eine kulturhistorische Studie. Karlsruhe, Jahraus 2 M.

Reber B., Erlebnisse eines jungen Arztes. Schweizerisches Sitten- und Kulturbild aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. [Aus: „Sonntagsblatt des Bund".] Bern. 1.50 M.

Pastor Ludw., August Reichensperger. 1808—1895. Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiete der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses dargestellt. 2 Bände. Freiburg i/B., Herder. 20 M.

Tannehl Gust., Julius Schmidt. Ein Lebensbild. Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. Halle, O. Hendel. 1.50 M.

Scholz, Werden und Wachsen. Erinnerungen eines Arztes. 2. Teil. Leipzig, E. H. Mayer. 3 M.

Mentz Geo., Johann Philipp von Schönborn, Kurfürst von Mainz, Bischof von Würzburg und Worms 1605—1673. Ein Beitrag zur Geschichte des 17. Jahrhunderts. 2. Teil. Jena, G. Fischer. 7.50 M.

Toeppen M., Des Bürgermeisters Samuel Wilhelmi Marienburgische Chronik. 1696—1726. III. Programm. Marienburg.

Moltwo Ludw., Hans Carl von Winterfeldt. Ein General Friedrichs des Großen. (Historische Bibliothek. Herausgegeben von der Redaktion der historischen Zeitschrift. 9. Band.) München, R. Oldenbourg. 5 M.

Kirchengeschichte. Theologie.

Allgemeines. Richter Arwed, Über einige seltenere Reformations-Flugschriften aus den Jahren 1523—1525. Programm. Hamburg (Herold). 1.50 M.

Funk F. X. von, Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen. 2. Band. Paderborn, F. Schöningh. 8 M.

Moeller Wilh., Lehrbuch der Kirchengeschichte. (Sammlung theologischer Lehrbücher.) 3. Band. Reformation und Gegenreformation. Bearbeitet von Gust. Kawerau. 2. Auflage. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 10 M.

Nippold Frdr., Kleine Schriften zur inneren Geschichte des Katholicismus. 2. Band. Abseits vom Kulturkampf. Jena, Costenoble. 10 M.

Thudichum F., Rechtgläubigkeit und Aufklärung im 18. Jahrhundert. (Aus: „Beilage zur Allgemeinen Zeitung".) Köln, Neubner. 50 Pf.

Landschaften. Zagel G., Die Gegenreformation im Bistum Bamberg unter Fürstbischof Neithard von Thüngen 1591—1598. Dissertation. Erlangen.

Diehl Wilh., Zur Geschichte des Gottesdienstes und der gottesdienstlichen Handlungen in Hessen. Gießen, J. Ricker. 5 M.

Schmidt W., Die Kirchen- und Schulvisitation im Heyberger Kreise vom Jahre 1529 nebst Urkunden. Programm. Berlin.

Rembert Karl, Die „Wiedertäufer" im Herzogtum Jülich. Studien zur Geschichte der Reformation, besonders am Niederrheine. Berlin, Gaertner. 16 M.

Mecklenburg. Koch Rud., Die Reformierten in Mecklenburg. Festschrift zum Jubiläum des 200jährigen Bestehens der evangelisch-reformierten Gemeinde zu Bützow, nach amtlichen Quellen bearbeitet. Schwerin, Herberger. 3 M.

Schnell H., Die Einführung der Reformation in Mecklenburg. Eine Festgabe zum 350jährigen Jubiläum der mecklenburgischen Landeskirche. 20. Juni 1549—1899. Güstrow, Opitz & Co. 50 Pf.

Bibl Viet., Die Organisation des evangelischen Kirchenvereins im Erzherzogtum Österreich unter der Enns von der Erteilung der Religionskonzession bis zu Kaiser Maximilians II. Tode (1568—1576). [Aus: „Archiv für österreichische Geschichte".] Wien, C. Gerolds Sohn. 2.50 M.

Witt F., Quellen und Bearbeitungen der schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte. Systematisch und chronologisch zusammengestellt. (Publikationen des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte. I. Reihe [große Schriften]. 1. Heft. Kiel, H. Eckardt. 4 M.

Württemberg. Württembergische Väter. Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. 1. Band. Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.

Inhalt: Claus W., Von Bengel bis Burk. Bilder aus dem christlichen Leben Württembergs.

Märkt Adf., Die württembergischen Waldensergemeinden 1699—1899. Eine Festschrift zur Feier ihres 200jährigen Bestehens. Stuttgart. Pinache (Oberamt Maulbronn), Selbstverlag. 60 Pf.

Hattler Frz., S. J., Missionsbilder aus Tirol. Geschichte der ständ. tirolischen Jesuitenmission von 1719—1784. Beitrag zur Geschichte der religiös-sittlichen Kultur des Landes und der socialen Wirksamkeit der Volksmissionen. Innsbruck, F. Rauch. 4 M.

Ortschaften. Zimmer Eman., P., Albendorf, sein Ursprung und seine Geschichte bis zur Gegenwart. Breslau, Müller & Seiffert. 1.75 M.

Partsch L., Kirchliche und schulische Verhältnisse der Stadt Buchholz während der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts. [Aus: „Beiträge zur Geschichte der Stadt Buchholz".] Buchholz, A. Handreka. 2 M.

Braunewetter Arth., Die evangelische Oberpfarrkirche zu St. Marien in Danzig. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1 M.

Heindl, P. Emmermam, O. S. B., Das Pfarrdorf Erling bei Andechs in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Ergänzung und 2. Teil zu des Verfassers Buch: „Der heilige Berg Andechs". München, Lentner. 2 M.

Buchwald und Kirchhofer, Zur Geschichte der Frauenkirche von ihrer Erbauung im Jahre 1349 bis auf die Gegenwart. Festschrift zur Jubiläumsfeier. Görlitz, H. Tzschaschel. 30 Pf.

Pyl Thdr., Geschichte der Greifswalder Kirchen und Klöster. Nachträge. 3. Heft. Geschichte des Georghospitals. Greifswald, Abel. 2.40 M.

Riegel Joh., Geschichte der St. Kajetans-Hofkirche, der Theatiner und des Königlichen Hof- und Kollegiatstiftes in München. München, Freiburg i. B., Herder. 5 M.

Eckart Rud., Urkundliche Geschichte des Petersstiftes zu Nörten, mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte von Nörten und der umliegenden südhannoveranischen Landschaft. Nörten (Hildesheim, Gerstenberg). 1.80 M.

Schmid J., Die Anfänge der Reformation im Erzstift Salzburg (1517—1525). Programm. Fürth.

Geller F., Aus der Geschichte der Brüdergemeine in Straßburg i. Els. Leipzig, F. Jansa. 50 Pf.

Personen. Kampschulte F. W., Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf. 2. Band. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Walt. Goetz. Leipzig, Duncker & Humblot. 8 M.

Brenz. Bauer Geo., Johannes Brenz, der Reformator Württembergs. Sein Leben und Wirken, dem evangelischen Volk erzählt. Preisgekrönte Festschrift. (Eine Festgabe zu seinem 400. Geburtstag.) Stuttgart, Kohlhammer. 40 Pf.

Hegler Alfr., Johannes Brenz und die Reformation im Herzogtum Wirtemberg. Rede. Freiburg i. B., Mohr. 1 M.

Horn. P. Johs., O. F., 16 Predigten über die himmlische Glückseligkeit, gehalten im Advent 1534 zu München. Aus dem Codex lat. 9058 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek herausgegeben von P. Parthenius Minges, O. Fr. Min. München, J. J. Lentner. 1.20 M.

Trechsel E. Friedr., Der Gottesgelehrte Heinrich Albert Immer, der Philosophie und Theologie Doktor und der letztern Professor an der Hochschule in Bern. Ein Lebensbild. Bern, K. J. Wyß. 4 M.

Pfülf Otto, S. J., Bischof von Ketteler (1811—1877). Eine geschichtliche Darstellung. 3 Bände. Mainz, F. Kirchheim. 20 M.

Kögel Gfr., Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken. 1. Band. 1829—1854. (Ordination.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 6 M.

Evers Joh., Senior D. Lindenberg. Ein Lebensbild aus der neueren lübeckischen Kirchengeschichte. Vortrag. Lübeck, Quitzow. 50 Pf.

Luther. D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. 15. und 16. Band. Weimar, Herm. Böhlaus Nachfolger. 23.50 und 19.60 M.

Der Anfang Juli 1899 ausgegebene 15. Band enthält zunächst die Schriften des Jahres 1524, soweit sie nicht aus Zweckmäßigkeitsrücksichten bereits in früheren Bänden mitgeteilt oder in späteren mitzuteilen sind (vgl. Vorwort S. IV). Die sachkundige und umsichtige Bearbeitung durch Pastor Lic. O. Albrecht ist unter anderm zwei besonders eingreifenden Schriften zu gute gekommen, der „An die Ratsherren, daß sie christliche Schulen aufrichten sollen" und der „Von Kaufshandlung und Wucher". Die größere Hälfte des Bandes nehmen die Predigten des Jahres 1524 ein, von denen 63, zum größten Teile ungedruckt, hier nach den Handschriften Rörers und Roths unter kritischer Verwertung der nicht zahlreichen zugehörigen Drucke gegeben werden. Im ganzen hat Luther im Jahre 1524 an 59 Tagen 93 Predigten gehalten; 19 von diesen, welche einer schon 1523 begonnenen Predigtreihe über die Genesis angehören, stehen bereits im 14. Bande der Weimarer Ausgabe, die übrigen 11 eröffnen eine weitere, am 2. Oktober 1824 begonnene, bis 2. Februar 1527 reichende Predigtreihe über die Exodus, die der im Dezember 1899 ausgegebene 16. Band vorlegt. Sie umfaßt 77 Predigten, deren Abgrenzungen im einzelnen die vor

handene Überlieferung aber nicht überall zweifellos erkennen läßt. Die Grundlage der Textherstellung bildet der Jenenser Codex Bos. o 17 k, der neben den Nachschriften Rörers auch solche Bugenhagens und eine Anzahl von Predigten in doppelter Überlieferung enthält. Ihm tritt eine dreifache gedruckte Überlieferung zur Seite: 1. „Ein Unterrichtung, wie sich die Christen in Mosen sollen schicken", 1526 erschienen, inhaltlich sich deckend mit Predigt Nr. 29. Vorhanden in sieben hochdeutschen Ausgaben, einer niederdeutschen und einer lateinischen Übersetzung. 2. „Auslegung der zehn Gebote" 1528 erschienen, beginnend mit der „Unterrichtung" in überarbeiteter Fassung, im übrigen den Inhalt der Predigten Nr. 30—37 umfassend. Von ihr sind vier verschiedene Ausgaben nachzuweisen. 3. Aurifabers Bearbeitung der Predigten Nr. 1—28, auf Grund anderer gleichzeitiger Nachschriften 1564 im ersten Eislebener Ergänzungsbande veröffentlicht. — Das Verhältnis der Überlieferungen wird durch Paralleldrucke und die beigefügten Lesartenverzeichnisse deutlich gemacht. Über die Arbeitsteilung zwischen dem Herausgeber D. Buchwald und den beiden Redaktoren berichtet das Vorwort. Die Anmerkungen greifen bald in theologisch-kirchengeschichtliches, bald in sprach- und litteraturgeschichtliches Gebiet hinüber; allen Richtungen der Texterklärung gleichmäßig gerecht zu werden, ist bei dem außerordentlichen Reichtum mannigfaltigster Beziehungen nicht im ersten Anlauf möglich, aber auch nach dieser Seite hin wird jeder künftige Band der Ausgabe hoffentlich einen Fortschritt bedeuten. A. B.

Dr. Mart. Luthers 25 Psalmen, dem Veit Dietrich ausgelegt 1530 auf der Feste Koburg. Mit Anmerkungen versehen, revidiert und herausgegeben von Ed. Böhl. Gütersloh, Bertelsmann. 2.40 M.

Oergel Geo., Vom jungen Luther. Beiträge zur Lutherforschung. Erfurt, J. G. Cramer. 1.50 M.

Elze Thdr., Luthers Reise nach Rom. Berlin, A. Duncker. 2.50 M.

Köhler W., Luther und die Kirchengeschichte, nach seinen Schriften, zunächst bis 1521. (Beiträge zu den Anfängen protestantischer Kirchengeschichtsschreibung.) I. (untersuchender) Teil. 1. Abteilung: Die Ablaßinstruktion, die Bullen, Symbole, Concilien und die Mystiker. Erlangen, F. Junge. 4.50 M.

Dewischeit Curt, Georg Rörer, der Geschwindschreiber Luthers. Berlin, F. Schreyer. 50 Pf.

Görigk Emil, Erasmus Manteuffel von Arnhausen, der letzte katholische Bischof von Camin (1521—1544). Ein Lebens- und Charakterbild. Braunsberg, Huye. 1 M.

Maurach Carl, Eines livländischen Pastors Leben und Streben, Kämpfen und Leiden. In seinem 75. Jahre niedergeschrieben. Leipzig, A. Deichert Nachfolger. 4.25 M.

Richard J. W., Philipp Melanchthon, the protestant preceptor of Germany 1497—1560. (Heroes of the reformation.) London, Putnam. 6 Sh.

Meyer F. B., Blätter vom Baum meines Lebens. Erinnerungen aus dem Tagewerk eines Geistlichen. Berlin, Deutsche evangel. Buch- und Tractat-Gesellschaft. 1.20 M.

Joh. Jak. Mosers theologische Gedanken von der ehelichen Beiwohnung unbekehrter, erweckter und wiedergeborener Personen. Nach der — einzigen — Ausgabe vom Jahre 1743 aufs neue herausgegeben. Leipzig, A. Strauch. 2 M.

Wendland Johs., Albrecht Ritschl und seine Schüler im Verhältnis zur Theologie, zur Philosophie und zur Frömmigkeit unserer Zeit, dargestellt und beurteilt. Berlin, G. Reimer. 2.80 M.

Rogge Bernh., Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen aus meinem Leben. 2. Band. Von 1862 bis 1899. Hannover, C. Meyer. 5 M.

Rothe. Mezger Paul, Richard Rothe. Ein theologisches Charakterbild. Berlin, Reuther & Reichard. 1.20 M.

Spörri Herm., Zur Erinnerung an Richard Rothe. Hamburg, Seippel. 1 M.

Schleiermacher. Fischer M., Schleiermacher. Zum 100jährigen Gedächtnis der Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Berlin, Schwetschke & Sohn. 3 M.

Mechau M., Schleiermachers Auffassung vom Wesen der Religion in seinen „Reden über die Religion". Dissertation. Erlangen.

Schneider Frdr., Domdekan Franz Werner .... Geboren 21. Oktober 1770 zu Mainz, gestorben daselbst 16. Februar 1845. Ein Gedenkblatt. Mainz, L. Wilckens. 1 M.

Witz C. A., Paulus Speratus, ein Prediger des Evangeliums in Wien und Iglau. Vortrag. Wien, Stähelin & Lauenstein. 40 Pf.

Eck Sam., David Friedrich Strauß. Stuttgart, Cotta. 4.50 M.

Tholuck. Kähler Mart., August Tholucks Gedächtnis, gefeiert im 100. Jahre seiner Geburt von der theologischen Fakultät in Halle. Rede. Leipzig, A. Deichert. 50 Pf.

Kähler M., Mittelstraße 10. Erinnerungen an August und Mathilde Tholuck im 100. Jahre nach seiner Geburt. Leipzig, Deichert. 1 M.

Egli Emil, Analecta reformatoria. I. Dokumente und Abhandlungen zur Geschichte Zwinglis und seiner Zeit. Zürich, Zürcher & Furrer. 5.60 M.

Buchdruck und Buchhandel.

Heitz Paul, Originalabdruck von Formschneiderarbeiten des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, meist aus verschollenen Einblattdrucken, Katechismen, Gesangbüchern, Volksbüchern, Kalendern, Praktiken, Heiligenbildern, Gebets- und Wallfahrtszettel aus Straßburger Druckereien. Schlußfolge. Tafel CXXX—CLXVI. Mit erläuterndem Text nebst einem Nachtrag zu Band I und II herausgegeben. Straßburg, Heitz. 6 M.

Junker Carl, Der Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler 1859—1899. Festschrift anläßlich des vierzigjährigen Bestandes des Vereines im Auftrage des Vorstandes verfaßt. Wien.

Inhalt: 1. Die Entstehung einer österreichischen Buchhändler-Vereinigung. 2. Der Verein der österreichischen Buchhändler 1859—1888. 3. Der Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler 1888—1899.

Der Versuch, die Buchhändler Österreichs zu einer selbständigen Organisation zu vereinigen, reicht noch in die vierziger Jahre zurück, kam aber erst im Jahre 1859 durch den thatkräftigen Rud. Lechner zur Ausführung. Seitdem wirkt der Verein mit großer Energie, aber unter bedeutenden Schwierigkeiten und mit wechselndem Glück nicht bloß für die Gleichmäßigkeit des buchhändlerischen Betriebes in der ganzen Monarchie, für freiere Bewegung und für die anderen Standesinteressen, sondern auch für regelmäßige, leider mehrfach unterbrochene Verzeichnisse der in Österreich erscheinenden Bücher. Auch ein großes Lexikon aller von 1740 bis 1870 erschienenen österreichischen Werke in deutscher Sprache wurde auf Anregung des Vereines von Jos. Bermann ausgearbeitet, das 78.100 vollständige Titel und über 8000 Verweisungen hätte enthalten sollen. Der Druck kam aber der großen Kosten wegen nicht zu stande. „Die Zettel wurden später zum Teile von A. Einsle alphabetisch geordnet und in einem großen Kasten mit 96 Laden im Vereinslokale untergebracht."

Verlags-Katalog von Hermann Paetel in Berlin. 1884—1899. Berlin, Hermann Paetel.

Bibliotheken und Archive.

Gottlieb Thdr., Die Ambraser Handschriften. Beitrag zur Geschichte der Wiener Hofbibliothek. I. Bücheriammlung Kaiser Maximilians I. Mit einer Einleitung über älteren Bücherbesitz im Hause Habsburg. Leipzig, M. Spirgatis. 8 M.

Krackowizer Ferd., Das Archiv von Schlüsselberg im oberösterreichischen Landesarchive zu Linz. Geordnet und beschrieben. Herausgegeben vom oberösterreichischen Landesausschusse. Linz, Ebenhöch. 2 M.

Bibliographie und Publicistik.

Karl Georgs Schlagwort-Katalog. Verzeichnis der im deutschen Buchhandel erschienenen Bücher und Landkarten in sachlicher Anordnung. 3. Band. 1893—1897. 1. Lieferung. Hannover, L. Lemmermann. 1.30 M.

Ch. G. Kayſers Bücher-Lexikon. 29. Band 5. Lieferung und 30. Band 1. Lieferung. Leipzig, Ch. H. Tauchnitz. 18 M.

Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Litteratur. 3. Band. Alphabetisches nach Schlagworten sachlich geordnetes Verzeichnis von Aufsätzen, die während des Jahres 1898 in circa 520 zumeist wissenschaftlichen Zeitschriften deutscher Zunge erschienen sind, mit Autoren-Register. Herausgegeben unter Mitwirkung von E. Roth und M. Grolig von F. Dietrich. 4. Band. Januar bis Juni 1899. Unter besonderer Mitwirkung von E. Roth und mit Beiträgen von A. L. Jellinek und M. Grolig herausgegeben von F. Dietrich. Leipzig, F. Dietrich. 16 und 15 M.

Salomon Ludw., Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. 1. Band. Das 16., 17. und 18. Jahrhundert. Oldenburg, Schulze. 3 M.

Inhalt: 1. Die Anfänge des deutschen Zeitungswesens. 2. Die Presse im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges. 3. Die Presse im Zeitalter Friedrichs des Großen.

Der schönen und dankbaren Aufgabe, die der Verfasser dieses Buches sich stellte, hat er sich in sehr unvollkommener Weise entledigt. Vielleicht ist es für einen Einzelnen überhaupt unmöglich, dieses ausgedehnte Gebiet zu beherrschen, und nirgends sind zahlreichere Vorarbeiten notwendiger als hier. Jede größere Zeitschrift und Zeitung verlangt eine Monographie; die kleineren dürften am besten in landschaftlichen Gruppen zu bewältigen sein. Es hat mich schon längst gewundert, daß es noch niemandem eingefallen ist, „Forschungen zur Geschichte des Zeitungswesens" nach Art von Litzmanns Theatergeschichtlichen Forschungen zu begründen. Salomon hat es aber freilich sogar unterlassen, die vorhandenen Vorarbeiten zu benutzen, wie ich wenigstens für das 18. Jahrhundert nachweisen kann; er hat die Zeitschriften nicht systematisch durchgearbeitet, die Proben und Citate machen den Eindruck des zufällig Herausgerissenen. Über die wertvollsten und wichtigsten Zeitschriften, wie über Lessings Litteraturbriefe bildet er sich überhaupt kein eigenes Urteil, sondern verschanzt sich hinter einer unbedeutenden Äußerung — Rodenbergs. Für Salomon existiert weder Schmidts Lessing noch Wanieks Gottsched; er weiß nicht, daß Ellinger Nicolais „Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland", Weilen Gerstenbergs „Briefe über die Merkwürdigkeiten der Litteratur" neu herausgegeben hat. Er kennt weder Partheys Register zur Allgemeinen Deutschen Bibliothek, noch das Burckhardts zum Deutschen Merkur, noch Oppermanns Buch über die „Göttinger gelehrten Anzeigen"; braucht man sich dann darüber wundern, daß er auch von Hallers berühmten Recensionen in dieser Zeitschrift nichts weiß, daß

er Böhmkes Programm über Wielands publicistische Thätigkeit (Oldenburg 1883) ebensowenig kennt, wie Vetters Arbeiten über die Diskurse der Maler, wie Karl Jacobus Arbeit über die ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs, wie Brandls wichtige Recension von Kawczynskis Buch u. s. w., u. s. w. So weiß er nicht, daß Zachariae Redakteur der Braunschweigischen Anzeigen gewesen ist, er kennt Moesers erste Zeitschrift „Versuch einiger Gemälde von den Sitten unsrer Zeit (Hannover 1747)" nicht, er nennt den durch Heinses Teilnahme wichtigen „Thüringischen Zuschauer" ebensowenig wie Lessings Theatralische Bibliothek oder Hamburgische Dramaturgie, ohne die eine Geschichte des Zeitungswesens im 18. Jahrhundert ein Unding ist. Beim Nordischen Aufseher fehlt ein Hinweis auf Lessings Besprechung, bei Nicolai wird zwar auf Goethes Faust, aber nicht auf die Xenien verwiesen und unbegreiflicherweise hat er sich auch die übrigen Charakteristiken der deutschen Journale durch die Xeniendichter entgehen lassen. — Liest man nun gar, daß die Berlinische Monatsschrift zur Gattung der „moralischen Wochenschrift" gehören soll, mit der sie so gut wie nichts gemein hat, so verdrießt es einen, kleinere Fehler auszuheben und weitere Ergänzungen zu liefern. Das Werk muß ganz neu gemacht werden und auf die Fortsetzung würden wir gerne verzichten.

Theater und Musikgeschichte.

Theater. Allgemeines. Borinski Karl, Das Theater. Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. (Aus Natur und Geisteswelt. 11. Bändchen.) Leipzig, Teubner. 90 Pf.

Knispel Herm., Bunte Bilder aus dem Kunst- und Theaterleben. Darmstadt, J. C. Herbertsche Hofbuchdruckerei. 3.50 M.

Perfall Karl Freiherr von, Die Entwicklung des modernen Theaters. Vortrag. (Veröffentlichungen der dramatischen Gesellschaft Bonn. Nr. 1.) Godesberg, Schlosser. 50 Pf.

Zabel Eug., Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken. I. Das deutsche Theater. Oldenburg, Schulze. 5 M.

Inhalt: Die Kunst des Vortrags. — Aus dem Nachlaß B. Auerbachs. — Zur Erinnerung an K. Werder. — G. von Moser. — Der „Meister von Palmyra" von A. Wilbrandt. — Zur Charakteristik des Bühnenerfolgs. — H. Sudermanns neueste Dramen. — G. Hauptmann und seine neuesten Dramen. — Dramen von E. von Wildenbruch. — Zwei Dramen von P. Lindau. — Drei Dramen von L. Fulda. — Wiener Autoren. — Bei den Meiningern. — A. l'Arronge. — Im. Kant auf der Bühne und im Leben. — Neuere Dramatiker. — Die „Renaissance" als Lustspiel. — Künstlerporträts: Charlotte Wolter. F. Mitterwurzer. A. Sonnenthal. B. Baumeister. Fr. Haase. L. Barnay. G. Engels. A. Vollmer. A. Matkowsky. J. Kainz. Jenny Lind.

Städte. Gedenkschrift zur Eröffnung des Stadttheaters in Graz am 16. September. Graz, Kienreich. 1 M.

Hamel Rich., Hannoversche Dramaturgie. Kritische Studien und Essays. Hannover, M. & H. Schaper. 4 M.

Archiv und Bibliothek des großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters in Mannheim 1779—1839. Im Auftrag der Stadtgemeinde herausgegeben von Frdr. Walter. 2 Bände. Leipzig, S. Hirzel. 10 M.

Inhalt: 1. Das Theater Archiv. Repertorium mit vielen Auszügen aus den Akten und Briefen, Inhalts-Angaben u. s. w. — 2. Die Theater-Bibliothek. Katalog der gedruckten Bücher, Manuskripte und Musikalien der älteren Periode nebst einem Repertoire der Dalbergschen Zeit.

Ein nicht bloß für die Geschichte des Mannheimer Theaters wichtiges Quellenwerk. Der erste Band veröffentlicht das Theater-Archiv in Regestenform, wobei die bekannten Publikationen von Koffka, Pichler und Martersteig vielfach ergänzt und berichtigt werden. Für Schillers Beziehungen zu Mannheim ergiebt sich direkt nichts Neues; dennoch wird auch die Schillerforschung daraus mannigfachen Gewinn zu ziehen wissen. Das wertvollste sind die „Iffland-Akten" S. 330–433, seinen Verkehr mit Dalberg, die Vorgeschichte des Berliner Engagements und anderes betreffend. Aus der späteren Zeit dürften die S. 459 f. verzeichneten (nicht abgedruckten) Briefe von Schriftstellern über den Verlauf ihrer Werke allgemeinere Bedeutung haben. Zur Ergänzung hat der Herausgeber die einschlägigen Akten des Kreisarchivs zu Speier und München, sowie des Generallandesarchivs in Karlsruhe herangezogen. Dagegen wurde der Plan, die auf der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München befindlichen, für die Mannheimer Theatergeschichte bedeutsamen Briefe Seylers, Gotters und Ifflands an Dalberg dieser Publikation einzuverleiben, fallen gelassen, da die Direktion dieser Bibliothek eine Gesamtausgabe der daselbst vorhandenen Dalbergschen Korrespondenz zu veröffentlichen beabsichtigt. Es sind daher S. 16 f. nur die Schreiber dieser 252 Briefe aufgezählt und S. 18 die Daten der Ifflandbriefe mitgeteilt. Der zweite Band verzeichnet die Manuskripte und Bücher der Bibliothek sowohl nach den Titeln der Stücke wie nach den Autoren, deren Nachweisung dem Herausgeber allerdings nicht überall gelungen ist. Über die wichtigsten Manuskripte (Shakespeare, Schiller, Goethe, Zauberflöte) folgen S. 118—158 einige sehr dankenswerte Bemerkungen auch zur Textgeschichte der betreffenden Werke. Den Schluß bilden die chronologischen und alphabetischen Verzeichnisse der von 1778—1803 aufgeführten Stücke. Gute Register erhöhen die Benutzbarkeit des Werkes, dem wir aus anderen Theater-Archiven zahlreiche Nachfolger wünschen.

Wien. Lothar Rud., Das Wiener Burgtheater. (Dichter und Darsteller. Herausgegeben von Rud. Lothar. II.) Leipzig, E. A. Seemann. 3 M.

Steinhauser R., Das deutsche Volkstheater in Wien 1889—1899. Denkschrift zur Feier des 10jährigen Bestandes dieser Bühne, herausgegeben vom Vereine des deutschen Volkstheaters in Wien. Wien, Künast. 2.40 M.

Weilen A. von, Geschichte des Wiener Theaterwesens von den ältesten Zeiten bis zu den Anfängen der Hoftheater. (Die Theater Wiens. 1. Band.) Lieferung 4—7. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Inhalt: III. Das Theater am Kaiserhofe. 2: Die italienische Oper und ihre Zeit. (Schluß.) IV. Das Theater der Stadt Wien. 1. Die Wandertruppen. 2. Joseph Anton Stranitzky und seine Zeitgenossen. 3. Gottfried Prehauser und Joseph von Kurz.

Dieses von uns bereits in seinen Anfängen mit freudigem Dank begrüßte Werk ist nun in rühmlichster Weise zu Ende geführt worden. Hatte der Verfasser in dem ersten Kapitel mit der Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit der Nachrichten zu kämpfen gehabt und galt es dort jede kleine Notiz sorgfältig zu prüfen und auszuschöpfen, so lag die Schwierigkeit der Darstellung bei den späteren Kapiteln in der Kunst, des überreichlichen Materials Herr zu werden und das Wichtigste und Wesentlichste überall herauszuarbeiten. Und das ist Weilen in vollem Maß gelungen. Daß ihn die Freude an dem noch unberührten Stoffe dazu verführte, die Geschichte der italienischen Oper breiter zu behandeln als unbedingt notwendig gewesen wäre, giebt Weilen in der Vorrede selbst zu. Es zogen aber auch die andern Teile des Werkes aus dieser liebevollen Beschäftigung mit der Oper einen unschätzbaren Gewinn, indem es Weilen gelang, ihre Einwirkung auf das recitierende Drama der Folgezeit aufzudecken und die wahrscheinlich von Stranitzky herrührenden, von Weiß herausgegebenen Haupt- und Staatsaktionen nahezu sämtlich als einfache, und zwar ganz leichte Überarbeitungen von Opern des Wiener Hofes zu erweisen (S. 132). Ähnliche Quellennachweise glückten Weilen

auch für die im letzten Kapitel besprochene extemporierte Komödie; Calderon, Molière, Regnard werden als Quellen einzelner Stücke erkannt (S. 142 f.). Gegen den Schluß zu scheint der Verfasser geeilt zu haben: Philipp Hafner kommt entschieden zu kurz. Aber auch hier, wie in dem ganzen Werke, ist der künftigen Forschung der richtige Weg gewiesen und Weiten selbst wird die ihm liebgewordenen Pfade gewiß oft noch betreten.

Schauspieler. Ludwig Gabillon. Tagebuchblätter — Briefe — Erinnerungen. Gesammelt und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. Wien, A. Hartleben. 6 M.

Musik. Allgemeines. Bachmann Frz., Grundlagen und Grundfragen zur evangelischen Kirchenmusik. Gütersloh, Bertelsmann. 3 M.

Komponisten und Künstler. Meißner G., Carl Friedrich Curschmann. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Liedes zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig.

Mayer-Reinach A., Carl Heinrich Graun als Opernkomponist. Dissertation. Berlin.

Riggli Arnold, Adolf Jensen. (Berühmte Musiker. Lebens- und Charakterbilder. Herausgegeben von Heinr. Reimann.) Berlin, „Harmonie". 4 M.

Plaschke Olga, Amalie Joachim. Blätter der Erinnerung. Berlin, „Harmonie". 1 M.

Liszt. Louis Rud., Franz Liszt. (Vorkämpfer des Jahrhunderts. Eine Sammlung von Biographien. 2. Band.) Berlin, G. Bondi. 2.50 M.

Liszt Frz., Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. 4. Band. Briefe an die Fürstin Caroline Sayn-Wittgenstein. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8 M.

Fleischer Osk., Mozart. (Geisteshelden — Führende Geister — Eine Sammlung von Biographien. 33. Band. Der VI. Sammlung 3. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co. 2.40 M.

Scholz Bernh., Musikalisches und Persönliches. Berlin, Spemann. 4 M.

Procházka Rud. Freiherr, Johann Strauß. (Berühmte Musiker. Herausgegeben von Heinr. Reimann. 10. Band.) Berlin, „Harmonie". 4 M.

Wagner. Glasenapp Carl Fr., Das Leben Richard Wagners, in 6 Büchern dargestellt. 3. Ausgabe. 2. Band. 2. Abteilung (1853—1864). Leipzig, Breitkopf & Härtel. 7.50 M.

Kastner Emerich, Chronologisches Verzeichnis der ersten Aufführungen von Richard Wagners dramatischen Werken. Mit Registern, nach Städten und nach Werken geordnet. 2. Auflage. Mit Nachträgen bis 1899. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1 M.

Lemaire J., L'amour dans le drame Wagnérien. Tristan et Iseult. Paris, impr. Wattier frères.

Wernicke Alex., Richard Wagner als Erzieher. Ein Wort für das deutsche Haus und für die deutsche Schule. Langensalza, Beyer & Söhne. 1 M.

Kunstgeschichte.

Allgemeines. Gabelentz H. v. d, Zur Geschichte der oberdeutschen Miniaturmalerei im 16. Jahrhundert. Dissertation. München 1898.

Haenel E., Spätgothik und Renaissance. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Architektur vornehmlich im 15. Jahrhundert. Dissertation. Leipzig.

Schmarsow A., Reformvorschläge zur Geschichte der deutschen Renaissance. Akademieschrift. Leipzig.

David von Schönberrs Gesammelte Schriften. Herausgegeben von M. Mayr. 1. Band. Kunstgeschichtliches. Innsbruck 1900. 16 M.

Inhalt: Einleitung. I. Malerei und Plastik in Tirol und Vorarlberg. — II. Die Kunstbestrebungen der Habsburger in Tirol. — III. Hans Radolt. — IV. Hans Ried. — V. Das goldene Dächlein. — VI. Die vier ältesten Ansichten von Innsbruck. — VII. Christoph Geiger. — VIII. Kaspar Rosenthaler. — IX. Geschichte des Grabmals Kaisers Maximilian I. und der Hofkirche zu Innsbruck. — X. Das älteste katholische Gesangbuch in Deutschland, die älteste Druckerei und die älteste Papierfabrik in Tirol. — XI. Sebastian Scheel. — XII. Paul Dax. — XIII. Die Glashütte in Hall. — XIV. Zur Geschichte der Ambraser Sammlung. — XV. Tizian in Innsbruck. — XVI. Ein fürstlicher Architekt und Bauherr. — XVII. Wenzel Jamnitzers Arbeiten für Erzherzog Ferdinand. — XVIII. Andrä Yllmer. — XIX. Alexander Colin und seine Werke. — XX. Bestellung und Ankauf niederländischer Tapeten durch Erzherzog Ferdinand. — XXI. Der spanische Saal zu Ambras und seine Meister. — XXII. Thomas Neidhart. — XXIII. Das Schloß Velthurns. — XXIV. Ein vergessenes Werk Guido Renis für die Kapuzinerkirche in Breisach. — XXV. Das Schloß Runkelstein bei Bozen. — XXVI. Geschichte und Beschreibung der alten landesfürstlichen Burg in Meran. — XXVII. Kunstgeschichtliche Notizen.

Diese dankenswerte Gesamtausgabe der Schriften des als Kunstforscher und Kulturhistoriker angesehenen Innsbrucker Archivdirektors Schönherr (geb. 1822, gest. 1897) kommt zunächst der Kunstgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts zu gute; im zweiten Bande: „Geschichtliches und Kulturgeschichtliches" dürfte mehreres für Germanisten Interessante enthalten sein, da Schönherr über des Kaiser Max litterarische Bestrebungen wiederholt gehandelt hat. In dem vorliegenden Bande finden wir den zuerst 1864 publicierten Aufsatz über „Hans Ried, den Schreiber des Heldenbuches in der k. k. Ambraser-Sammlung" abgedruckt. Aus der biographischen Skizze, die der Herausgeber beisteuert, entnehmen wir, daß die litterarische Erstlingsarbeit Schönherrs „Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör, Patriarch-Erzbischof von Erlau" betraf. Sie ist in den „Katholischen Blättern aus Tirol" 1848, S. 265 ff. 291 ff. erschienen. Von 1846—1848 hatte Schönherr am Polytechnikum in Wien studiert und sich dort auch um Kunst und Theater gekümmert, worüber mehrere an seinen damals zu Hall in Tirol lebenden Vater gerichtete Briefe Aufschluß geben. J. J.

Tille Alex., Bilderverzeichnis der Bode-Tilleschen Faust-Galerie zur Ausstellung im Ausstellungssaale des Archiv- und Bibliothekgebäudes der Stadt Köln vom 5 bis 30. November 1899. Köln, J. G. Schmitz. 2 M.

Wilser Ludw., Germanischer Stil und deutsche Kunst. Heidelberg, A. Emmerling & Sohn.

Ortschaften. Kern Geo., Die Totentänze zu Basel — Kienzheim — Luzern. Geschichtliche Skizzen. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 1 M.

Stehle Bruno, Der Totentanz von Kienzheim im Ober-Elsaß. (Aus: Jahrbuch des Vogesen-Clubs.) Straßburg, J. H. E. Heitz. 2 M.

Franz Wilhelm Kreuchaufs Schriften zur Leipziger Kunst 1768—1782. (Leipziger Neudrucke. Herausgegeben von G. Wustmann. 2. Bändchen.) Leipzig, Hinrichs. 1.20 M.

Inhalt: Zuschrift an Herrn Gottfried Winkler 1768. — Oesers Gemälde in dem Kabinet des Herrn Gottfried Winkler 1768. — Gellerts Monument 1774. — Oesers neueste Allegoriegemälde 1782.

Aus dem Nachwort: „Der Verfasser der kleinen Kunstschriften, die in diesem Heft zum ersten Mal unter seinem Namen vereinigt sind, gehörte zu dem Kreise der Leipziger Kaufleute des 18. Jahrhunderts, dit, wie es in einer dieser Schriften selbst heißt, ‚die Vorteile ihrer Handelschaft auf die Wissenschaften verwendeten und ihre Glücksgüter mit den schönen Künsten teilten'. Auch Goethe hat ihn als Student in Leipzig kennen gelernt und nennt ihn in ‚Dichtung und Wahrheit' unter den Leipziger Kunstfreunden und Kunstsammlern .... Die Originale dieser

Schriften sind sämtlich selten geworden .... Nun hat zwar schon Dürr in seiner Monographie über Oeser einen großen Teil davon wieder abdrucken lassen, aber zerschnitten und verteilt, so daß man von dem Ganzen keinen rechten Eindruck bekommt. Es schien daher der Mühe wert, sie für die Freunde der Stadtgeschichte noch einmal vollständig und bequem zusammenzustellen. Gewähren sie auch stilistisch keinen großen Genuß wegen ihres fortwährend blumigen und schönrednerischen Stils, so sind sie doch inhaltlich entschieden wertvoll. Die Zuschrift an Winkler ist eine der lehrreichsten kleinen Quellenschriften zur Geschichte Leipzigs im 18. Jahrhundert. Sie steckt voller Anspielungen auf die damaligen litterarischen und Kunstzustände Leipzigs und giebt in jeder Zeile Anlaß zum Denken, Fragen und Forschen. Gäbe es ein ‚Historisches Seminar' für die Geschichte Leipzigs — was gar nicht übel wäre — so müßte dort jedes Jahr die Interpretation dieser Zuschrift mit als Aufgabe gestellt werden. Die Kreuchaufsche Beschreibung des Oeserschen Theatervorhangs wird man gern mit denen von Clodius und von Goethe vergleichen. Die kleine Schrift über Gellerts Monument, das Beste, was Kreuchauf geschrieben hat, ist nicht bloß für die Stadtgeschichte von Wert, sie streift auch die Geschichte der sächsischen Industrie ...."

Rée Paul Johs., Nürnberg. Entwicklung seiner Kunst bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts. (Berühmte Kunststätten, Nr. 5.) Leipzig, E. A. Seemann. 4 M.

Künstler und Kunstfreunde. Kroker Ernst, Die Ayrerische Silhouettensammlung. Eine Festgabe zu Goethes hundertundfünfzigstem Geburtstage. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher. 10 M.

Der vorliegende Band führt uns eine längst vergessene Kunst in ihren besten Schöpfungen vor Augen. Er bietet eine reichhaltige Auswahl aus der Silhouettensammlung des fürstlich Schönburgischen Rates und Justizamtmannes Georg Friedrich Ayrer (geb. 1744, gest. 1804), die sich heute vollständig im Besitze des Herausgebers, eines Urenkels des kunstfertigen Silhouettenschneiders, befindet. Ayrer studierte von 1762 bis 1767 an der Universität Leipzig die Rechte, und erhielt darauf durch Gellerts Vermittlung eine Stelle als Informator und Reisebegleiter des jungen Grafen Otto Karl Friedrich von Schönburg, mit welchem er die Jahre 1774—1779 abermals in Leipzig zubrachte, und hier Gelegenheit hatte, viele hervorragende Persönlichkeiten kennen zu lernen. 1776—1777 bereiste er mit ihm Süd- und Norddeutschland und die Schweiz, wo sie ein Jahr blieben. Auch Frankreich wurde besucht. Ayrers treuer Begleiter auf diesen Fahrten war nebst seinem Zögling sein Stammbuch, in welchem sich manch einer, auf den die damalige Zeit stolz war, verewigt hat. Um die Erinnerung an bedeutende und ihm teuere Zeitgenossen desto fester zu bewahren, pflegte Ayrer sie auch zu silhouettieren. Er war ein großer Meister in dieser Kunst, und repräsentiert in derselben, wie Kroker sagt, den Charakter der ersten, strengen Zeit, welche das Hauptgewicht auf schmucklose Porträtähnlichkeit legte.

Die von Ayrer silhouettierten Personen sind zumeist Gelehrte und Dichter. Unter den ersteren erwähnen wir Goethes Freund und Lehrer Adam Friedrich Oeser, den Abt Jerusalem, Moses Mendelssohn, Garve, Lavater, unter den letzteren Gellert, Chr. Fel. Weisse, Bodmer, Joh. Ad. Schlegel, Rabener, Zachariae, Klopstock, Gleim, Uz, Mathias Claudius, Herder, Bürger, Gotter, Hölty, Boie, Leisewitz, die beiden Grafen Stolberg, Goethe. Einige Mitglieder der Schönkopfischen Tafelrunde zu Leipzig, sowie Albert und Lotte (die letztere als junge Frau in einer Silhouette, welche der bisher bekannten vorzuziehen ist) verdienen besondere Beachtung. Auch namhafte und beliebte Schauspieler, wie Mme. Koch, Brockmann, Eckhof, Brandes und Frau, hat Ayrer silhouettiert. Der Herausgeber berichtet in der Vorrede viele interessante Details über die Beziehungen seines Urgroßvaters zu den genannten Personen. Ein breiter Raum ist in derselben auch der Genealogie der Familie Ayrer gewidmet, welche seit

dem 16. Jahrhundert eine Reihe von gewerblich, wissenschaftlich und litterarisch bedeutenden Männern hervorgebracht hat. Das Buch wird jedem Freunde deutscher Litteraturgeschichte willkommen sein, und ist dank seiner wahrhaft geschmackvollen und reizenden Ausstattung gewiß eine der schönsten Festgaben zu der 150. Wiederkehr von Goethes Geburtsfeier. W. v. W.

Schaarschmidt Ed., Eduard von Gebhardt. Eine Künstlerbiographie. München (Verlagsanstalt F. Bruckmann). 30 M.

Vellermann H., August Eduard Grell. Berlin, Weidmann. 4 M.

Schmid Max., Klinger. (Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuß. XLI.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 4 M.

Prockich, Freiherr Bernhard August von Lindenau als Kunstfreund. Ein Beitrag zu seiner Biographie. Programm. Altenburg.

Geschichte der Philosophie.

Allgemeines. Mayer Glob., Die Lehre vom Erlaubten in der Geschichte der Ethik seit Schleiermacher. Leipzig, Deichert. 1.40 M.

Philosophen. Meyer M., Ludwig Feuerbachs Moralphilosophie in ihrer Abhängigkeit von seinem Anthropologismus und seiner Religionskritik. Dissertation. Berlin.

Rickert Heinr., Fichtes Atheismusstreit und die Kantische Philosophie. Eine Säkularbetrachtung. Berlin, Reuther & Reichard. 80 Pf.

Frohschammer. Altenberger Alb., Jakob Frohschammers philosophisches System im Grundriß. Nach Frohschammers Vorlesungen herausgegeben. Zweibrücken, F. Lehmann. 3.50 M.

Friedrich J., Systematische und kritische Darstellung der Psychologie Jakob Frohschammers. Dissertation. Zürich.

Kant. Bell J. H., With what right is Kant's critique of pure reason called a theory of experience? Dissertation. Halle.

Fischer Kuno, Geschichte der neuern Philosophie. 5. Band. Immanuel Kant und seine Lehre. 2. Teil. Das Vernunftsystem auf der Grundlage der Vernunftkritik. 4. Auflage. Heidelberg, C. Winter. 16 M.

Hacks J., Über Kants synthetische Urteile a priori. IV. Programm. Kattowitz.

Lefkovits M., Die Staatslehre auf Kantischer Grundlage. Dissertation. Bern.

Ludwich Arth., Kants Stellung zum Griechentum. Kritische Miscellen (XII—XX). Programm. Königsberg. 30 Pf.

Leibniz. Hahn R., Die Entwicklung der Leibnizischen Metaphysik und der Einfluß der Mathematik auf dieselbe, bis zum Jahre 1686. Dissertation. Halle.

Hohenemser Ernst, Die Lehre von den kleinen Vorstellungen bei Leibniz. Dissertation. Heidelberg, F. W. Rochow. 1.30 M.

Jaiper J., Leibniz und die Scholastik. Eine historisch-kritische Abhandlung. Dissertation. Leipzig.

Rall H. F., Der Leibnizische Substanzbegriff mit besonderer Beziehung auf seine Entstehung und sein Verhältnis zur Körperlehre. Dissertation. Halle.

Werckmeister Walth., Der Leibnizische Substanzbegriff. Halle, M. Niemeyer. 2 M.

Pape Geo., Lotzes religiöse Weltanschauung. Berlin, Stovnik. 1.50 M.

Marx. Falkenfeld Max, Marx und Nietzsche. Leipzig, W. Friedrich. 60 Pf.

Maiaryk Th. G., Die philosophischen und sociologischen Grundlagen des Marxismus. Studien zur socialen Frage. Wien, Konegen. 12 M.

Woltmann Ludw., Der historische Materialismus. Darstellung und Kritik der Marxistischen Weltanschauung. Düsseldorf, Michels. 4.50 M.

Nietzsche. Horneffer Ernst, Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung. Leipzig, C. G. Naumann. 1 M.

Grimm Ed., Das Problem Friedrich Nietzsches. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 4 M.

Naumann Gust., Zarathustra-Kommentar. 1. Teil. Leipzig, H. Haessel. 3 M.

Ziegler Theob., Friedrich Nietzsche. (Vorkämpfer des Jahrhunderts. Eine Sammlung von Biographien. 1. Band.) Berlin, G. Bondi. 2.50 M.

Schopenhauer. Rappaport Sam., Spinoza und Schopenhauer. Eine kritisch-historische Untersuchung, mit Berücksichtigung des unedierten Schopenhauerschen Nachlasses dargestellt. Berlin, Gaertner. 3 M.

Weigt K., Die politischen und socialen Anschauungen Schopenhauers. Dissertation. Erlangen.

Pfungst Arth., Ein deutscher Buddhist. (Oberpräsidialrat Theodor Schultze.) Biographische Skizze. Stuttgart, Frommann. 95 Pf.

Geschichte des Unterrichts.

Allgemeines. Neumann R., Der evangelische Religionsunterricht im Zeitalter der Reformation. Dissertation. Berlin.

Rauch Erwin, Geschichte der Pädagogik und des gelehrten Unterrichts, im Abrisse dargestellt. Leipzig, A. Deichert Nachfolger. 2.40 M.

Landschaften. Kimpel Heinr. Thdr., Geschichte des hessischen Volksschulwesens im 19. Jahrhundert. 1. Band. 1800—1866. Kassel, Baier & Co. 4 M.

Waneck A., Das Realschulwesen Mährens 1848—1898. (Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte desselben.) Programm. M.-Ostrau.

Toischer Wendelin, Die ältesten Schulen Österreichs. Programm. Prag.

Schmidt Frdr., Geschichte der Erziehung der pfälzischen Wittelsbacher. Urkunden nebst geschichtlichem Überblick und Register. (Monumenta Germaniae paedagogica. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellanien aus den Landen deutscher Zunge. Herausgegeben von Karl Kehrbach. XIX. Band.) Berlin, A. Hofmann & Co. 22.50 M.

Höhere Schulen. Entholt Herm., Geschichte des Bremer Gymnasiums bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Bremen, G. Winter. 1.20 M.

Breslau. Rudkowski W., Die Stiftungen des Elisabeth-Gymnasiums. I. 1293—1500. Im Anhange: Urkunden zur Schlesischen Schulgeschichte. Programm. Breslau.

Gronau A., Zur Geschichte des Königlichen Gymnasiums in Elbing. I. Programm. Elbing.

Liesen B., Die älteste bisher ungedruckte Schul- und Studienordnung des Emmericher Gymnasiums. Programm. Emmerich.

Pauck W., Beiträge zur Geschichte des Stralsunder Schulwesens vor 1560. Programm. Stralsund.

Festschrift zur Gedenkfeier des hundertjährigen Bestehens des Gymnasiums zu Wetzlar.

Darin: Hofmann Hans, Goethe am Rhein. Pädagogisches im Werther.

Jung Herm., Das Gymnasium zu Zweibrücken und die Zweibrücker Kirchenschaffnei. Eine historische Skizze und eine Rechtsfrage. Zweibrücken, Lehmann. 40 Pf.

Universitäten. Verzeichnis der Berliner Universitätsschriften 1810—1885. Nebst einem Anhang, enthaltend die außerordentlichen und Ehren-Promotionen. Herausgegeben von der Königlichen Universitätsbibliothek zu Berlin. Berlin W. Weber. 36 M.

Reh, Statuta facultatis philosophicae in academia Francofurtana. Programm. Groß-Strehlitz.

Stalmann, Das herzogliche philologisch-pädagogische Institut auf der Universität zu Helmstedt (1779—1810). 1. Teil. Darstellung. Programm. Blankenburg, Brüggemann. 50 Pf.

Die deutsche Karl Ferdinands-Universität in Prag, unter der Regierung Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I. Prag, Calve. 8 M.

Pädagogen und Schulmänner. Bachofner Heinrich, Seminardirektor. Ein Lebensbild, mit Auszügen aus seinen Briefen. Zürich, Depot der evangelischen Gesellschaft. 4 M.

Sallwürk E. von, Adolf Diesterweg. Darstellung seines Lebens und seiner Lehre und Auswahl aus seinen Schriften. 1. Band. (Bibliothek pädagogischer Klassiker. Eine Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit, herausgegeben von Frdr. Mann. Band 36.) Langensalza, Beyer & Söhne. 3.50 M.

Goerth Albr., Friedrich Dittes, in seiner Bedeutung für Mit- und Nachwelt dargestellt. Leipzig, J. Klinkhardt. 1.50 M.

Magnus K. H. L., Regierungs- und Schulrat Albert Hechtenberg. Das Leben und Streben eines Meisters der Schule. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1.50 M.

Schleinitz O., Herbarts Verhältnis zu Niemeyer in Ansehung des Interesses. Dissertation. Leipzig.

Köberlin K., Andreas Mertens und das Gymnasium bei St. Anna in Augsburg in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Programm. Augsburg.

Pestalozzis sämtliche Werke. Herausgegeben von L. W. Seyffarth. 1—3. Band. Liegnitz, C. Seyffarth. 12.10 M.

Brause A., Johann Gottfried Stallbaum. Ein Beitrag zur Geschichte der Thomasschule in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. III. Programm. Leipzig.

Die deutsche Litteratur in der Schule.

Wilh. Königs Erläuterungen zu den Klassikern. Leipzig, H. Beyer. à Band 40 Pf.

24. Stecher Rich., Erläuterungen zu Uhlands Balladen.

25. Böhme Walth., Erläuterungen zu Herders Cid.

28. Bischoff Erich, Erläuterungen zu Schillers Räubern.

Goethe. Stoffel J., Goethes Iphigenie auf Tauris erklärt. (Deutsche Dramen und epische Dichtungen für den Schulgebrauch erläutert. VI.) Langensalza, Beyer & Söhne. 80 Pf.

Goethe W. von, Reineke Fuchs. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Handwerck. Leipzig, Freytag. 90 Pf.

Goethe, Faust. 1. Teil. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Herm. Steuding. Leipzig, G. Freytag. 1 M.

Nohle C., Der zweite Teil von Goethes Faust für den deutschen Unterricht im Zusammenhange dargestellt. Programm. Berlin.

Stifter Adb., Studien und Bunte Steine. Auswahl. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Karl Fuchs. Wien und Prag, F. Tempsky. 1 M.

Meisterwerke unserer Dichter. Herausgegeben und mit kurzen Erläuterungen begleitet von O. Hellinghaus. Münster, Aschendorff. à 30 Pf.

69. Uhland L., Ernst Herzog von Schwaben. Trauerspiel.

70. Uhland L., Ludwig der Bayer. Schauspiel.

Stoff- und Motivgeschichte.

Harnack Otto, Über die Verwendung historischer Stoffe in der Dichtung. Rede. Darmstadt.

Lebermann N., Belisar in der Litteratur der romanischen und germanischen Nationen. II. Programm. Nürnberg.

Brüll F., Die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa nach dem noch ungedruckten, bisher verschollenen Text des Johannes Seinius. Programm. Prüm.

Nießen J., Die Hohenzollern im Glanze der Dichtung .... gesammelt und herausgegeben. Mettmann, Frickenhaus. 3.60 M.

Castle Ed., Die Isolierten. Varietäten eines litterarischen Typus. (Urica und Eduard. Die drei Paria. Herr und Sklave.) Berlin, A. Duncker. 2 M.

Gusinde Konr., Neidhart mit dem Veilchen. (Germanistische Abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von Frdr. Vogt. XVII. Heft.) Breslau, M. & H. Marcus. 9 M.

Arnold Rob. F., Geschichte der deutschen Polenlitteratur. 1. Band. Von den Anfängen bis 1800. Halle, M. Niemeyer. 8 M.

Inhalt: 1. Mittelalter und Reformationszeit. 2. Schlesien. 3. Die deutsche Polenlitteratur des 17. Jahrhunderts. 4. Die Zeit der Sachsen. 5. Thorn und Danzig. 6. Vom Tode August III. bis zur ersten Teilung. 7. Die erste Teilung. 8. 9. Von der ersten bis zur zweiten Teilung. I. Die Erschließung Polens. II. Litterarische Wechselwirkungen. 10—12. Der Untergang Polens. I. Die Mai-Verfassung. Die zweite Teilung. Kosciuszko. II. Die dritte Teilung. Illuminaten und Obskuranten. III. Die Dichtung. 13. Der Anteil Österreichs. 14. 15. Der Anteil Preußens. I. Thorn und Danzig. II. West- und Südpreußen. — Anhang.

Bornstein Paul, Die Dichter des Todes in der modernen Litteratur. Berlin, Ebering. 75 Pf.

Nagaz Jak., Die dramatischen Bearbeitungen der Geschichte Hans Waldmanns. Chur (Hitz). 1.20 M.

Schweizer Paul, Die Wallenstein-Frage in der Geschichte und im Drama. Zürich, Fäsi & Beer. 7 M.

Volkskunde.

Allgemeines. Andresen Karl Gust., Über deutsche Volksetymologie. 6. Auflage, besorgt von Hugo Andresen. Leipzig, O. R. Reisland. 6.40 M.

Bruinier J. W., Das deutsche Volkslied. Über Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 7. Bändchen.) Leipzig, Teubner. 90 Pf.

Inhalt: Des deutschen Volksliedes Pflege in der Gegenwart. 2. Wesen und Ursprung des deutschen Volksgesanges. Der Priestersänger. 3. Skop und Spielmann. Heldensang. 4. Geschichte und Märe. 5. Leben und Liebe.

Förstemann A., Über populäre Metonymien. II. Programm. Magdeburg.

Frömmel Otto, Kinder-Reime, Lieder und Spiele. 1. und 2. Heft. Leipzig, E. Avenarius. 1.80 M.

Geßmann G. W., Die Pflanze im Zauberglauben. Ein Katechismus der Zauberbotanik. Mit einem Anhang über Pflanzen-Symbolik. Wien, Hartleben. 3.60 M.

Hottenroth Frdr., Deutsche Volkstrachten — städtische und ländliche — vom 16. Jahrhundert an bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts. (II.) Volkstrachten aus West- und Nordwest-Deutschland. Frankfurt a M., H. Keller. 24 M.

Knortz Karl, Folkloristische Streifzüge. Erster Band. Oppeln, Maske 1900. 5 M.

Inhalt: Schulmeister in Litteratur und Folklore. — Neujahrsgebräuche. — Der erste April. — Der weiße Hirsch. — Letzeburger Deitsch. — Die Biene. — Der Rabe. — Das Salz. — Der Speichel. — Rübezahl. — Die Bohne. — Tage- und Wächterlieder. — Vorbedeutungen. — Amerikanische Sprichwörter und Redensarten. — Peter Schlehmihl. — Prometheus. — Spiele. — Vom lange Asmus un seim amerikanische Skizzebüchelche. — Der böse Blick. — Zur Erinnerung an den Urschwaben G. Heerbrandt. — Die plattdeutsche Litteratur Nordamerikas. — Zwewle, Knowloch un Marau. — Vor und nach der Hochzeit. — Ein Zauberbüchlein. — Allerheiligen. — Bei- und Spitznamen.

Küffner Geo. M., Die Deutschen im Sprichwort. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Heidelberg. Winter. 1.20 M.

Rolland E., Flore populaire, ou Histoire naturelle des plantes dans leurs rapports avec la linguistique et le folk-lore. T. 2. Paris, Rolland.

Petsch R., Neue Beiträge zur Kenntnis des Volksrätsels. (Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. IV.) Berlin, Mayer & Müller. 3.60 M.

Inhalt: Ältere deutsche Rätselbücher. A. Die „unwirklichen Volksrätsel". I. Weisheitsproben. II. Halslösungsrätsel. III. Scherzfragen. B. Die „wirklichen Volksrätsel". Allgemeines. Die Rahmenelemente. Die Kernelemente. Benennungen. Beschreibungen. Anhang. 1. Das Rockenbüchlein. 2. Über die Herausgabe von Volksrätseln.

Wigand Paul, Der menschliche Körper im Munde des deutschen Volkes. Eine Sammlung und Betrachtung der dem menschlichen Körper entlehnten sprichwörtlichen Ausdrücke und Redensarten. Frankfurt a/M., Alt. 1.50 M.

Landschaften. Badisches Sagenbuch. II. Abteilung. Sagen Freiburgs und des Breisgaus. Herausgegeben durch J. Waibel und H. Flamm. Freiburg i/B., J. Waibel. 5 M.

Höfler M., Das Jahr im oberbayerischen Volksleben mit besonderer Berücksichtigung der Volksmedicin. [Aus: „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns".] München, F. Bassermann. 1.50 M.

Crone W., Aus der Heimat. Sagen und sagenhafte Erzählungen des Kreises Bersenbrück. Gesammelt und erzählt. Lingen, R. van Acken.

Spindler C., Elsässisches Trachtenbüchlein. Leporello-Album. Straßburg, Schlesier & Schweikardt. 1.50 M.

Satter Joh., Volkstümliche Tiernamen aus Gottschee. Gottschee (Klagenfurt, A. Raunecker). 60 Pf.

Eckart Rud., Südhannoversches Sagenbuch. 4 Hefte. Leipzig, B. Franke. 3.50 M.

Justi Ferd., Hessisches Trachtenbuch. 1. Lieferung. (Veröffentlichungen der historischen Kommission für Hessen und Waldeck. I. 1. Lieferung.) Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 6 M.

Jänner G., Die Mythen des Hörselberges und seiner Umgebung. Gotha, Gläser. 50 Pf.

Mielke Rob., Die Bauernhäuser in der Mark. Berlin, P. Stankiewicz. 1 M.

Wossidlo Rich., Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Gesammelt und herausgegeben. 2. Band. Die Tiere im Munde des Volkes. 1. Teil. Wismar, Hinstorff. 3.60 M.

Sieß L., Sagen aus dem oberen Mühlviertel. 5. Bändchen. Rohrbach. (Linz-Urfahr, Verlag des katholischen Preßvereines.) 20 Pf.

Lemke E., Volkstümliches in Ostpreußen. 3. Teil. Allenstein, W. E. Harich. 3 M.

Camenisch Nina, Geschichten und Sagen aus Alt Fry Rhätien. Davos, H. Richter. 5 M.

Haas A., Schnurren, Schwänke und Erzählungen von der Insel Rügen. Gesammelt und herausgegeben. Greifswald, J. Abel. 2 M.

Müllenhoff Karl, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg. Anastatische Reproduktion des zweiten Abdrucks der Auflage vom Jahre 1845. Kiel, Liebscher. 10 M.

Hunziker J., Das Schweizerhaus, nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt. 1. Abschnitt: Das Wallis. Aarau, Sauerländer & Co. 10 M.

Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten.

Allgemeines. Götze A., Zur Geschichte der Adjektiva auf -isch. Dissertation. Leipzig.

Grimm J. und W., Deutsches Wörterbuch. Leipzig, Hirzel.

Vierten Bandes Erste Abteilung. III. Teil. Zweite Lieferung. Gevatter — Gewähren. Bearbeitet von H. Wunderlich.

Zehnten Bandes. Erste und zweite Lieferung. Seeleben — Sein. Bearbeitet von und unter Leitung von M. Heyne.

Heintze Alb., Deutscher Sprachhort. Ein Stilwörterbuch. 1. Lieferung. Leipzig, Renger. 2 M.

Hellwig J., Die Stellung des attributiven Adjektivs im Deutschen. Ein Beitrag zur historischen Syntax. Gießener Dissertation.

Hauschild O., Die verstärkende Zusammensetzung bei Eigenschaftswörtern im Deutschen. Programm. Hamburg.

Liebich Bruno, Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache als Grundlage für ein System der Bedeutungslehre. Nach Heynes deutschem Wörterbuch bearbeitet. Breslau, Preuß & Jünger. 10 M.

Scarpa V. G., La lingua tedesca e i suoi dialetti. Turin, Clausen. 1.50 M.

Sütterlin Ludw., Die deutsche Sprache der Gegenwart. (Ihre Laute, Wörter und Wortgruppen.) Ein Handbuch für Lehrer, Studierende und Lehrerbildungsanstalten. Auf sprachwissenschaftlicher Grundlage zusammengestellt. Leipzig, R. Voigtländer. 5.40 M.

Kanzleisprache. Kemmler L., Versuch einer Darstellung des Lautstandes der Aschaffenburger Kanzleisprache in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. II. Die Konsonanten. Programm. Dillingen.

Studentensprache. Kindleben Christ. Wilh., Studenten-Lexikon. Wortgetreuer Abdruck der Originalausgabe. Halle 1781. (Bibliothek litterarischer und kulturhistorischer Seltenheiten. Nr. 7.) Leipzig, Adolf Weigel.

Fremdwörter. Denecke A., Tonkunst, Bühnenwesen und Tanz. Verdeutschung der hauptsächlichsten in der Tonkunst, der Schauspielkunst, dem Bühnenbetrieb und der Tanzkunst vorkommenden entbehrlichen Fremdwörter. (Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. IX.) Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 60 Pf.

Dunger Herm., Wider die Engländerei in der deutschen Sprache. Vortrag. Erweiterter Abdruck aus der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 30 Pf.

Geucke Ed., Verdeutschung der im kaufmännischen Verkehr vielfach noch vorkommenden Fremdwörter. Als Unterstützung der Bestrebungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins den Mitgliedern der Deutschen Möbeltransportgesellschaft gewidmet. Lauenstein, Selbstverlag des Verfassers.

Mundarten. Haag C., Die Mundart des oberen Neckar- und Donaulandes (schwäbisch-alemannisches Grenzgebiet: Baarmundarten). Programm. Reutlingen 1898.

Ritters H., Etymologische Streifzüge auf dem Gebiete des Niederdeutschen unter besonderer Berücksichtigung der Dithmarscher Mundart. Programm. Hamburg.

Schiepek Jos., Der Satzbau der Egerländer Mundart. 1. Teil. (Beiträge zur Kenntnis deutsch-böhmischer Mundarten. Im Auftrage des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen herausgegeben von H. Lambel. I.) Prag, J. G. Calve. 6 M.

Martin E. und H. Lienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten. 1. Band. Straßburg, Trübner. 20 M.

Crecelius Wilh., Oberhessisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten Weigands, Diefenbachs und Hainebachs, sowie eigener Materialien bearbeitet im Auftrage des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. 3. und 4. Lieferung. J—Z. Darmstadt, A. Bergsträßer. 10 M.

Autenrieth, Pfälzisches Idiotikon. Ein Versuch. Zweibrücken. F. Lehmann. 4.50 M.

Dütschke G., Sprachliches zur Heimatkunde des Kreises Schwelm, sowie zur Einführung in Art und Ergebnisse der Ortsnamenforschung. Programm. Schwelm.

Einzelne Schriftsteller. Fundinger K., Die Darstellung der Sprache des Erasmus Alberus. Laut- und Flexionslehre. (Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Schriftsprache im 16. Jahrhundert.) Dissertation. Heidelberg.

Urbach A., Über die Sprache in den deutschen Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans. Dissertation. Greifswald.

Lindmeyr Bernh., Der Wortschatz in Luthers, Emsers und Ecks Übersetzung des „Neuen Testaments". Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Straßburg, Trübner. 2.50 M.

Baesecke Geo., Die Sprache der Opitzischen Gedichtsammlungen von 1624 und und 1625. Laute, Flexionen, Betonung. Göttinger Dissertation. Braunschweig (Leipzig, G. Fock). 2 M.

Hans Sachs. Hagfors Edwin, Syntaktische Freiheiten bei Hans Sachs. II. Acta Soc. Scient. Fennicae. Helsingfors.

Püschel H., Der syntaktische Gebrauch der Konjunktionen in den Adverbialsätzen bei Hans Sachs. Ein Beitrag zur deutschen Grammatik des 16. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig.

Hildner J., Untersuchungen über die Syntax der Konditionalsätze bei Burchard Waldis. Ein Beitrag zur Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Dissertation. Leipzig.

Fünfzehntes und sechzehntes Jahrhundert.

Drucke und Holzschnitte des 15. und 16. Jahrhunderts in getreuer Nachbildung. Straßburg, J. H. E. Heitz.

I. Häbler Konr., Das Wallfahrtsbuch des Hermannus Künig von Vach und die Pilgerreisen der Deutschen nach Santiago de Compostela. 4 M.

II. Hampe Th., Gedichte vom Hausrat aus dem 15. und 16. Jahrhundert. In Faksimiledruck herausgegeben. Mit einer Einleitung. 6 M.

III. Heitz Paul, Neujahrswünsche des 15. Jahrhunderts. Mit 44 Abbildungen in Original-Größe. 2. billige Ausgabe. 6 M.

Kück Ed., Schriftstellernde Adelige der Reformationszeit. I. Sickingen und Landschad. Programm. Rostock.

Hans Sachs und Johann Fischart nebst einem Anhang: Brant und Hutten. Ausgewählt und erläutert von Julius Sahr. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 80 Pf.

Emerton Ephraim, Desiderius Erasmus of Rotterdam. (Heroes of the reformation edited by S. M. Jackson. III.) London. Putnam's sons. 6 Sh.

Freund J., Huttens Vadiscus und seine Quelle. Dissertation. Marburg.

Inhalt: I. Die Drucke der deutschen Triadensammlung und ihr Verhältnis zu Huttens Badiscus. — II. Die deutschen Triaden und die Sprüche des Badiscus. — III. Der Autor der deutschen Triadensammlung (Crotus Rubeanus). — IV. Der anonyme Dialog „Pugna Pietatis et Superstitionis".

Reuchlins Verdeutschung der ersten olynthischen Rede des Demosthenes (1495). Herausgegeben von Frz. Poland. (Bibliothek älterer deutscher Uebersetzungen. Herausgegeben von August Sauer. 6.) Berlin, E. Felber. 2 M.

Hans Sachs. Abele W., Die antiken Quellen des Hans Sachs. (Schluß.) Programm. Canstatt.

Mummenhoff Ernst, Das Hans Sachsfest in Nürnberg am 4. und 5. November 1894. Im Auftrage der Festleitung. Nürnberg, Selbstverlag der Festleitung.

Inhalt: I. Vorbereitungen zum Feste. II. Die Festtage. III. Stimmen der auswärtigen Presse.

Die verrauschende Feststimmung der Nürnberger Ehrentage in allen Einzelheiten durch Wort und Schrift für alle Zeit festzuhalten war ein glücklicher Gedanke der Festleitung. Durch die genaue Beschreibung der Hans Sachs-Ausstellung und durch die Reproduktion einzelner wichtiger Ausstellungsgegenstände (Handschriften, Holzschnitte, Bücher, Bilder) erhält die schön ausgestattete Schrift auch wissenschaftlichen Wert.

Siebzehntes Jahrhundert.

Zöllner Frdr., Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft, vornehmlich unter dem Fürsten Ludwig zu Anhalt-Cöthen. Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 1.80 M.

Voigt G., Die Dichter der aufrichtigen Tannengesellschaft zu Straßburg. Programm. Groß-Lichterfelde.

Scheid Nikolaus, P. Nikolaus Avancini J. S., ein österreichischer Dichter des 17. Jahrhunderts. Programm. Feldkirch.

Inhalt: I. Leben und Wirken. — II. Der vaterländische Dichter. 1. Die patriotischen Marienoden. 2. „Der Hofpoet der Ferdinande". 3. Der Fürstenspiegel. 4. Das Kaiserjubiläumsbuch. — III. Würdigung des Dichters.

Bornemann A., Paul Fleming. (Veranlassung zu seiner Reise. — Seine Gelegenheitsdichtung.) Programm. Stettin.

Schwab Hans, Der Dialog in den Schauspielen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Programm. Troppau.

Charakteristik der Schauspiele des Herzogs nach den Gesichtspunkten: Charakterzeichnung, lustige Person, sprachlicher Ausdruck, Bühne, Scenenwechsel, Auf- und Abtreten der Personen, Monolog, Dialog, Personenzahl. Der Titel verspricht insofern mehr, als weder ausschließlich der Dialog charakterisiert wird, noch die einzelnen Charakteristiken, wie eigentlich beabsichtigt ist, streng aus dem Wesen des Dialogs abgeleitet werden. Am besten gelungen ist der Abschnitt über den Dialog selbst S. 23—29. F. Spina.

Menz H., Die Quellen von Joachim Rachels erster Satire: „Das poetische Frauenzimmer oder böse Sieben." Dissertation. Freiburg i/B.

Inhalt: Einleitung. Die Quellen von Rachels Satiren überhaupt. — I. Semonides' von Amorgos Jamben über die Weiber. — II. George Buchanans lateinische Übersetzung der Jamben des Semonides über die Weiber. — III. Sebastian Scheffers Choriamben „de novem mulierum pellibus". — IV. Friedrich Taubmanns „Gynaeceum Poeticum". — V. Johann Peter Titz' „Poetisches Frauen Zimmer". — VI. Balthasar Kindermanns Schrift „Die Böse Sieben". Der Ursprung des Ausdrucks „Böse Sieben". — VII. Die Quellen des Eingangs von Rachels erster Satire (Vers 1—24).

Martin Montanus' Schwankbücher (1557—1566) herausgegeben von Johann Bolte (217te Publikation des litterarischen Vereins in Stuttgart). Tübingen.

Inhalt: Einleitung (I. Montanus' Leben und Schriftstellerei. II. Bibliographie). 1. Wegkürzer (1557). Kapitel 1—42. Zusätze der Ausgabe von 1565. Register. 2. Andreützo (1557). 3. Thedaldus und Ermilina. 4. Guiscardus und Sigismunda. 5. Cymon und Iphigenia. 6. Gartengesellschaft. Kapitel 1—115. Register. 7. Von untreuen Wirten. — Anhang verwandter Stücke I—XLIX. — Anmerkungen. Erste Zugabe: Neues über Michael Lindener (Sein Tod. Zwei Bilderbogen). Zweite Zugabe: Über Bernhard Hertzogs Schiltwacht (1560).

Zesen Philipp von, Adriatische Rosemund 1645. Herausgegeben von M. H. Jellinek. (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 160—163.) Halle, Niemeyer. à 60 Pf.

Einleitung. I. Original und Neudruck. II. Orthographie. 1. Quantitätsbezeichnung. 2. Gebrauch von á, ó, ú, eu. 3. Sonstige Eigentümlichkeiten. III. Quellen. IV. Dichtung und Wahrheit in der Adriatischen Rosemund.

Achtzehntes Jahrhundert.

Hindrichson Geo., Brockes und das Amt Ritzebüttel. 1735—1741. III. Programm. Cuxhaven. (Hamburg, Herold.) 1.50 M.

Daffis Hans, Johann Jacob Engel als Dramatiker. (Münchener Dissertation.) Berlin 1898.

Die vorliegende Dissertation giebt sich als Teil einer größeren Arbeit, die auch Engels dramaturgische Thätigkeit behandeln wird. Sie dürfte die vorläufig fehlende nähere Begründung für die absprechende Beurteilung der „verworrenen" Poetik und der „ihrer ganzen Anlage nach verfehlten" Mimik bringen.

Hier behandelt Daffis namentlich den Einfluß von Lessings Dramen auf die Engels und verfolgt ihn bis in die kleinsten Einzelheiten. Seitab steht das Singspiel „Die Apotheke", das sich ganz auf den Bahnen Christian Felix Weißes hält. Dagegen gehört der „Dankbare Sohn" und der „Edelknabe" in das Gefolge der „Minna", „Eid und Pflicht" in das der „Sara", während das Fragment „Stratonice" teils vom „Werther", teils vom „Philotas" abhängig ist. Der Nachweis, daß Engel Goldonis „La moglie saggia" bereits 1770—1772 in dem mit Goldoni „überschwemmten" Leipzig, nicht erst 1779 in Berlin übersetzte, ist Daffis, meiner Überzeugung nach, vollständig gelungen.

Auf S. 42, wo Daffis sich von Gotlieb Merkel abhängig macht, fehlt ein Hinweis auf die gänzliche Unzuverlässigkeit dieses Anekdotenfabrikanten.

Verwunderlich ist es, daß Daffis nicht die Verfasser der Recensionen in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" bestimmt. Partheys Register der Mitarbeiter giebt hierzu doch die beste Handhabe. Die Bestimmung ist zuweilen insofern schwierig, als sich die Chiffre des betreffenden Mitarbeiters oft erst unter dem folgenden Artikel findet. Aber Versuche in dieser Richtung mußten gemacht werden; denn manches Urteil rückt durch die Persönlichkeit des Kritikers in ein ganz anderes Licht. Den „Dankbaren Sohn" (S. 11) hat wahrscheinlich Eschenburg, den „Edelknaben" (S. 19) Biester, den „Diamant" (S. 23) sicher Musäus besprochen.

Die Briefform von Garves Aufsatz über „Werthers Leiden" im „Philosophen für die Welt" hält Daffis für eine fingierte Einkleidung. Er glaubt, Engel sei als Adressat zu denken, und will den Brief auf eine Disputation Engels mit Garve, mit dem er „damals in Leipzig eng befreundet war und gewiß alle neuen litterarischen Erscheinungen durchsprach", zurückführen. Garve verließ im Winter 1772 Leipzig, kann also nicht 1774 mit Engel über den „Werther" disputiert

haben. Die Briefform ist nicht fingiert; denn die beiden Briefe Garves an Weiße vom 19. November 1744 und vom 11. März 1775, durch deren Verschmelzung der Aufsatz entstand, liegen gedruckt (Breslau, 1803) vor. Auch sonst zieht Daffis die Briefwechsel Garves, in denen viel von Engel die Rede ist, nicht heran.

Da Engel nicht als Adressat des Briefes gedacht werden kann, beweist dieser nichts für seine Beschäftigung mit dem „Werther". Deshalb setze ich die „Stratonice" zehn Jahre später als Daffis an. In den „Kurmethoden", die zuerst in der zweiten Auflage des „Philosophen für die Welt" 1787 erschienen, wird satirisch auf den Schluß des „Werther" angespielt. Also wird sich Engel damals mit ihm beschäftigt haben.

Im einzelnen möchte ich noch nachtragen, daß die Einwirkung von Lessings „Emilia Galotti", die Engel mehrfach analysiert hat, sich auch auf seine Bearbeitung von Shakespeares „Viel Lärm um nichts", auf den „Vermählungstag" erstreckt. Die Anfangssituation ist dieselbe: Am Vermählungstage bei Lessing, am Abend vorher bei Engel, spinnt man Intriguen gegen die Braut. Shakespeares Claudio wird bei Engel zum Appiani, Hero zur Emilia, die er Laurana nennt, Leonato zum Odoardo. Auch der Dialog hat Lessingsche Färbung gewonnen. Daffis liefert dagegen den wertvollen Nachweis, daß Engel gleichzeitig von Anvers „Komedia von der schönen Phönicia" abhängig ist.

Alles in allem bietet die Arbeit von Daffis die notwendige Ergänzung zu dem rein biographischen Aufsatze C. Schröders über Engel, da sie das Verhältnis Engels zu Lessing einer gründlichen und im wesentlichen erschöpfenden Untersuchung unterwirft. Robert Riemann.

Redden R., Quellenstudien zu Gellerts Fabeln und Erzählungen. Dissertation. Leipzig.

Briefwechsel zwischen Gleim und Uz herausgegeben und erläutert von Carl Schüddekopf (218te Publikation des Litterarischen Vereins in Stuttgart [Tübingen], 50ster Jahrgang, 1899, 3te Publikation). Tübingen.

Mit diesem Band thut der Litterarische Verein einen verheißungsvollen Schritt in das 18. Jahrhundert, dem viele andre nachfolgen mögen. Ich habe mich mit diesem Briefwechsel viele Jahre lang beschäftigt und manches daraus in meinen älteren Arbeiten verwertet, von einer Veröffentlichung des Ganzen aber absehen müssen, weil damals kein Verleger dafür zu gewinnen war. Umsomehr freue ich mich jetzt, die mir vertrauten Blätter in schönster Anordnung und sorgfältigster Wiedergabe gedruckt zu sehen, die älteren wichtigeren Briefe unverkürzt, die späteren mit Streichung des Belanglosen, alles mit einem reichhaltigen aus dem Vollen schöpfenden Kommentar versehen, der meine Untersuchungen vielfach ergänzt, z. B. bei den Freundschaftlichen Briefen, S. 464 f. Schüddekopf zieht in den Anmerkungen auch andere Handschriften heran, so den Briefwechsel zwischen Gleim und Ramler, der wohl eine ähnliche Veröffentlichung verdiente, Briefe an Gleim von Rost (S. 459), Krause (S. 473. 476), Karl Christian Gärtner (S. 480), Joh. Georg Schlosser (S. 523) und Gleims Briefwechsel mit Uzens Schwester (S. 524 ff.), den Briefwechsel zwischen Uz und der Karschin (S. 502 ff.), Briefe von Uz an J. B. Michaelis (S. 517 f.). Die Veröffentlichung der Reliquien aus Rudnicks Nachlaß stellt Schüddekopf S. 450 in Aussicht.

Goethe. Allgemeines. Bewer Max, Ein Goethepreis. Dresden, Druckerei Glöß. 90 Pf.

Grimm Herm., Goethe. Vorlesungen. 6. Auflage. Berlin, Besser. 7 M.

Großheim Emil von, Lexikon zur Goethe-Litteratur. Biographisches Nachschlagebuch über diejenigen Personen, mit welchen Goethe vorzugsweise verkehrt, oder über welche derselbe in seinen Schriften ein Urteil gefällt hat und über die Schriftsteller, welche über „ihn" geschrieben haben. Quakenbrück (E. Eckhart). 2 M.

Jacobi, Mehr Goethe. Berlin, G. H. Meyer. 2 M.

Menasci G., Goethe. Firenze. Barbèra. 2 L.

Ruland Carl, Das Goethe-Nationalmuseum zu Weimar. 2. Auflage. Erfurt, Villaret. 50 Pf.

Vilmar Otto, Zum Verständnisse Goethes. Vorträge, vor einem Kreise christlicher Freunde gehalten. 5. Auflage. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 3 M.

Witkowski Geo., Goethe (Dichter und Darsteller. Herausgegeben von Rudolf Lothar. I.) Leipzig, E. A. Seemann. 4 M.

Festschriften und Festreden. Goethe-Gedenkblatt zur Erinnerung an den 150. Geburtstag. Breslau, Dülfer. 25 Pf.

Rheinische Goethe-Ausstellung .... in der Aula der königl. Kunstakademie zu Düsseldorf, Juli bis Oktober 1899. Leipzig, Wartig. 4 M.

Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift. Frankfurt a M., Gebrüder Knauer. 15 M.

Inhalt: Festgruß zur hundertfünfzigsten Wiederkehr von Goethes Geburtstag. Die Geburt Goethes. Transparent von Moritz von Schwind. Gemälde von Otto Donner-von Richter. — Valentin V., Goethes Beziehungen zu Wilhelm von Diede. Mit sechs ungedruckten Briefen Goethes. — Pallmann Heinr., Die Familien Goethe und Bethmann. — Mentzel C., Der junge Goethe und das Frankfurter Theater. — Bernus, Alexander Freiherr von, Zwei Bilder aus Goethes Jugendzeit. — Hering Rob., Zum Erdgeist in Goethes „Faust". — Jung R., Friedrich Georg Goethe, des Dichters Großvater. — Heuer C., Goethe und seine Vaterstadt.

Goethe-Festschrift zum 150. Geburtstage des Dichters. Herausgegeben von der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. Redigiert von August Ströbel. Prag, J. G. Calve. 3 M.

Aus dem Inhalt: Arleth Emil, Einige Bemerkungen zu Goethes Thätigkeit als Naturforscher. — Biedermann Woldemar Freiherr von, Gräfin Giannini. — Geiger Ludw., Aus einem Briefe der Adele Blumenbach an Therese Huber. — Grimm Hermann, Der 28. August 1899. — Hausteín Adalbert von, Das Unüberwindliche in Goethes Dichterpersönlichkeit. — Jungbans Sophie, Eine kurze Betrachtung zum 150. Geburtstage Goethes. — Kossak M., Goethe als Dramaturg. — Meyer Richard M., Goethe als Studentenvater. — Sauer Aug., Zu Goethes Gesprächen. 1. Goethes Verkehr mit Frau Seebeck. 2. Grillparzers Besuch bei Goethe. [Die Stelle in G. Kühnes Deutschen Charakteren (Leipzig 1865. 3, 360), die mir bei der Abfassung des Aufsatzes nicht zugänglich war, lautet: „Das Beste über persönliche Begegnung mit ihm hat Grillparzer mündlich geäußert: Bei seinem Anblick befiel es mich anfangs, als stünd' ich vor einem Jupiter omnipotens: dann plötzlich übertam es mich, als sei ich vor meinen Vater getreten, dem ich all mein Herz eröffnen und beichten durfte." In diesem Zusammenhang hätte ich noch auf die Verse (Werke 1, 213) hinweisen sollen: ‚Einer nur ist mir erschienen, Aber ich ertrug ihn nicht, Und der Abglanz seiner Mienen Ward statt Flügel mir Gewicht. Schien er wie ein Zeus zu schreiten, Mir hielt er ein Chronos vor, All den Unterschied der Zeiten, Ach! und all, was ich verlor.'] — Swoboda Adalb., Goethe und die bildende Kunst. — Weizsäcker Paul, Goethe und der Steindruck.

Weimars Festgrüße zum 28. August 1899. (Goethes Vaterstadt und dem Freien Deutschen Hochstift dargebracht von der Großherzoglichen Bibliothek, dem Goethe-National-Museum, dem Goethe-Schiller-Archiv.) Weimar, Böhlau. 3 M.

Inhalt: Bojanowski P. von, Johann Caspar Goethe in Venedig. — Ruland C., Des Herrn Rath Haushaltungsbuch. — Briefe Goethes an Christiane. Frankfurt 1814. Aus dem Goethe-Schiller-Archiv.

[Brockhaus Rud.], Zum 28. August 1899.

Inhalt: Vorwort. — Zur Einführung. — Verzeichnis von Goethes Handschriften-Sammlung. Brief an Gräfin Auguste zu Stolberg 1775. — Brief

an Frau von der Recke. 30. May 1785. — Brief an Reichardt. 24. Februar 1790. — Das Gedicht Sehnsucht. Etwa 1802. — Brief von Eichstädt mit Goethes Antwort. 4. April 1804. — Distichon gegen Campe. 1804. — Brief an Eichstädt, den letzten Tag 1805. — Das Sonett „Die Liebende schreibt". Winter 1807 1808. — Brief an Gräfin Auguste von Bernstorff, geborene Gräfin zu Stolberg. 17. April 1823. — Ein zahmes Xenion. Etwa 1826. — Belehnungsscene aus Faust. — Aus der Schlußscene des zweiten Teils des Faust. — Goethes Visitkarte und die Todesanzeige.

Es ist die letzte kostbare Gabe des unvergeßlichen Rudolf Brockhaus, die er kurz vor seinem Tode zum Abschlusse gebracht hatte und die uns seine beiden Söhne in Ausübung doppelter Pietät jetzt darbieten. Es sind die schönsten und zugleich beziehungsreichsten Goethe Blätter seiner wertvollen Handschriftensammlung, in ausgezeichneter, getreuer Wiedergabe, mit feinsinnigen, aus voller Fachkenntnis geschöpften Bemerkungen und Erklärungen begleitet. Von schwärmerischen Jugendtagen über arbeitsfreudige Jahre des Mannesalters bis an die Schwelle des Todes begleiten wir den Dichter und verfolgen den Wechsel der uns vertrauten Handschrift von der sorgsamsten und saubersten Reinschrift bis zur flüchtigsten, kaum mehr zu entziffernden Bleistiftkritzelei der letzten Faustentwürfe. Einen würdigeren Abschluß hätte die rastlose und von so großem Erfolg gekrönte Sammlerthätigkeit des vortrefflichen Mannes nicht finden können.

Fischer Kuno, Goethe und Heidelberg. Festrede zur städtischen Goethefeier. (Goethe-Schriften 5.) Heidelberg, C. Winter. 1 M.

Geiger Ludw., Goethe in Frankfurt am Main 1797. Aktenstücke und Darstellung. Frankfurt a M., Litterarische Anstalt. 3.60 M.

Inhalt: I. Briefe Goethes 5.—24. August 1797. — II. Tagebuch 3.—25. August 1797. — III. Sonstige Quellen und Litteratur. — IV. Goethe in Frankfurt. Darstellung des Herausgebers.

Golther Wolfgang, Goethe. Festrede. Leipzig, S. Hirzel. 40 Pf.

Hirth Geo., Er — Pathologisch? Ein Beitrag zur Feier von Goethes 150. Geburtstag. [Aus: „Goethe-Nummer der Münchner Jugend".] München, G. Hirth. 50 Pf.

Goethe. Eine Biographie in Bildnissen. Zu Goethes 150. Geburtstage. [Aus: „Könnekes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur". 2. Auflage.] Marburg, Elwert. 3 M.

Kauffmann Frdr., Goethe. Vortrag. Itzehoe, Th. Broderien. 60 Pf.

Kraft Frdr., Zur Erinnerung an die Goethefeier der Goetheschule in Offenbach am Main. Offenbach (Frankfurt a M., A. Detloff). 2 M.

Martini August, Goethe in Koblenz und Umgegend. Festrede. Koblenz, W. Groos. 80 Pf.

Mentzel E., Der Frankfurter Goethe. Frankfurt a M., Litterarische Anstalt. 1 M.

Schmidt Erich und Veit Valentin, Festreden bei der akademischen Feier in Frankfurt am Main zu Goethes 150. Geburtstag, veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift und der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a M., Gebr. Knauer. 1.50 M.

Schreuck Burchard von, Zu Goethes 150. Geburtstage. Ein Gedenkblatt. [Aus: „Düna-Zeitung".] Riga (Jonck & Poliewsky). 70 Pf.

Teweles Heinr., Ein Beitrag zur Goethe-Feier in Prag. Prag, A. Haase. 1 M.

Vogel Jul., Goethes Leipziger Studentenjahre. Ein Bilderbuch zu Dichtung und Wahrheit als Festgabe zum 150. Geburtstage des Dichters. Leipzig, Meyers graph. Institut. 4 M.

Inhalt: I. Der Dichter. II. Die Stadt und ihre Bewohner. III. Die Universität und ihre Verwandten. IV. Käthchen Schönkopf. — Freunde und Genossen. V. Feier und die Seinigen. VI. Lieder und Werke. VII. Dresden. Abschied.

Weißenfels Rich., Der junge Goethe. Freiburg i B., Mohr. 75 Pf.

Einzelheiten. Goethe J. W. von, Meine Religion. Mein politischer Glaube. Zwei vertrauliche Reden. Zusammengestellt und herausgegeben von Wilh. Bode. Berlin, Mittler & Sohn. 1 M.

Burkhardt C. A. H., Zur Kenntnis der Goethe-Handschriften. Wien, Verlag des Wiener Goethe-Vereins.

Carel G., Voltaire und Goethe als Dramatiker. II. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte. Programm. Berlin 1898.

Ebrard Wilh., Alliterierende Wortverbindungen bei Goethe. 1. Teil. Programm. Nürnberg (M. Edelmann). 2.40 M.

Fischer Andr., Goethe und Napoleon. Eine Studie. Frauenfeld, Huber. 2.60 M.

Gaedertz K. Thdr., Bei Goethe zu Gaste. Neues von Goethe, aus seinem Freundes- und Gesellschaftskreise. Ein Schwänchen zum 150jährigen Geburtstage des Dichters. Leipzig, G. Wigand. 6 M.

Inhalt: Neue Mitteilungen über München Herzlieb. — Goethe-Erinnerungen von Alwine Frommann. — Goethe, Gries und Fr. K. Meyer. — Aus Frauenbriefen über Goethe und seinen Freundeskreis. — Zwei Damen der Weimarer Hofgesellschaft. — Eduard d'Alton. — Goethe und B. G. Niebuhr. — Karl von Schlözer als Erlkönig-Komponist. — Briefe von und an Goethes „Urfreund" Knebel 1772—1832. 1—40. — Goethe-Briefe in der Königlichen Bibliothek zu Berlin. — Staatsminister von Goethe und das Königlich preußische Kultusministerium. — Preußens Privilegium für Goethes Werke. — „Kleine Blumen, kleine Blätter" I—XII.

Gaedertz Karl Thdr., Goethe und Maler Kolbe. Ein deutsches Künstlerleben. 2. Auflage. Leipzig, G. Wigand. 2 M.

Prodnigg H., Goethes Ansichten über Grundfragen der Kunst und Ästhetik mit besonderer Rücksicht auf die Zeit zwischen der italienischen Reise und den ersten Einflüssen der romantischen Schule. Programm. Prag.

Schmidt, P., Die Religiosität der „Frau Rat" (Goethes Mutter) und das Verhältnis Goethes zum Christenglauben. Zur Erinnerung an den 150jährigen Geburtstag Goethes nach den Goethe betreffenden Arbeiten von Luthhardt und Vogel. Leipzig und Döbeln, Jacobi & Zocher. 75 Pf.

Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. 2. Teil. Herausgegeben von Carl Schüddekopf und Oskar Walzel. (Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. 14. Band.) Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft.

Inhalt: Einleitung. Goethes Briefwechsel mit: I. F. L. Zacharias Werner. II. Adam H. Müller. III. Heinrich von Kleist. IV. Clemens Brentano. — V. Ludwig Achim von Arnim. VI. Bettina von Arnim. VII. Jacob und Wilhelm Grimm. VIII. Friedrich und Caroline de la Motte Fouqué. IX. Adalbert von Chamisso. X. Karl Immermann. XI. August Graf von Platen. XII. Heinrich Heine. XIII. Joseph von Eichendorff. — Anhang: I. Achim und Bettina von Arnim an Riemer. II. Bettina von Arnim und Kanzler von Müller. — Anmerkungen. — Register.

Sell Karl, Goethes Stellung zu Religion und Christentum. Vortrag mit Erläuterungen. Freiburg i. B., Mohr. 1.80 M.

Vogel Th., Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 2.80 M.

Werke. Joh. Wolfg. von Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, Böhlau.

1. Abteilung. 19. Band. 4.20 M.

Inhalt: Die Leiden des jungen Werther. — Briefe aus der Schweiz. — Bearbeiter: B. Seuffert und Eduard von der Hellen; Redaktor: Erich Schmidt.

1. Abteilung. 22. Band. 3.60 M.

Inhalt: Wilhelm Meisters Lehrjahre. 4.—6. Buch. — Herausgeber: Carl Schüddekopf; Redaktor: Hermann Grimm.

3. Abteilung. 10. Band. 4.20 M.

Inhalt: Tagebücher 1825—1826. — Herausgeber: Ferd. Heitmüller mit B. Suphan und J. Wahle; Redaktor: B. Suphan.

Goethes Werke. Auswahl in sechzehn Bänden. Mit einem Bildnis Goethes, sowie einer Einleitung: Goethes Leben und Werke von E. M. Prem. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Lichtenberger E., Étude sur les poésies lyriques de Goethe. 2e édition. revue et corrigée. Paris, Hachette et Cie. 3.50 Frcs.

Düntzer Heinr., Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 14. und 19. Bändchen. a und b. Leipzig, E. Wartig. à 1 M.

14. Goethes Iphigenie auf Tauris. 7. Auflage.

19. a und b. Goethes Faust. 1. Teil. 6. Auflage.

Goethe, Die Mitschuldigen. Ein Lustspiel. Der Handschrift des Dichters nachgebildet. (Ausgabe der Gesellschaft der Bibliophilen.) Herausgegeben von Geo. Witkowski.] Leipzig, J. J. Weber. 12 M.

Ein wohlgelungenes Faksimile der dreiaktigen Fassung der Mitschuldigen in Goethes Handschrift aus dem Jahre 1769 auf der Leipziger Universitätsbibliothek. Die Handschrift stammt aus Friederikens Besitz und an einer Stelle hat sie einen Schreibfehler Goethes eigenhändig gebessert („Wirth" für „Keller"); zum Vergleich ist im Anhang S. 17 ein Stammbuchblatt in ihrer Schrift wiederholt. Die aufblühende Gesellschaft der Bibliophilen ist zu dieser ihrer ersten Veröffentlichung zu beglückwünschen.

Krüger M., Goethes „Geschwister" und Scribes „Rodolphe ou frère et soeur." Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Programm. Görlitz.

Fischer Kuno, Goethe-Schriften. 1. Goethes Iphigenie. Festvortrag. 3. Auflage. Heidelberg, C. Winter. 1.20 M.

Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt, nach der Göchhausenschen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt. 4. Abdruck. Weimar, Böhlau. 2 M.

Geist Herm., Wie führt Goethe sein titanisches Faustproblem, das Bild seines eigenen Lebenskampfes, vollkommen einheitlich durch? Weimar, Böhlau. 6 M.

Bnlower Otto, Goethes Faust. Zeugnisse und Exkurse zu seiner Entstehungsgeschichte. Berlin, Weidmann. 7 M.

Herder. Herders sämtliche Werke. Herausgegeben von Bernhard Suphan. 32. Band. Berlin, Weidmann. 6 M.

Inhalt: Aus Herders Frühzeit. I—XXXI. — Predigten in Riga. I—XX. — Entwürfe aus der späteren Zeit in Weimar. I—VIII.

Grohmann Wilh., Herders nordische Studien. Berlin, W. Süßerott. 1.50 M.

Inhalt: I. Herders nordische Studien, geschichtlich entwickelt. II. Herders Kenntnis der nordischen Litteratur. III. Herders Übersetzungen. IV. Übersicht über die Verarbeitung nordischer Studien in Herders Werken. V. Ästhetisches. Schluß: Herder und Grimm. — Anhang: Text zu Resenius Völuspa 1673 und 1665. Text der nicht veröffentlichten Völuspaübersetzungen Herders. Text zu „Frau Utf".

Großmann F., Herder und die Schule. Programm. Berlin.

Hübner Joh., Christ-Comoedia. Ein Weihnachtsspiel. Herausgegeben von Frdr. Brachmann. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von Aug. Sauer. Nr. 82. Neue Folge Nr. 32.) Berlin, B. Behr. 60 Pf.

Lampe K., Studien über Iffland als Dramatiker mit besonderer Berücksichtigung der ersten Dramen. Celle, K. André. 2 M.

Neubürger Emil, Goethes Jugendfreund Friedrich Maximilian Klinger. Frankfurt a M., Mahlau & Waldschmidt. 60 Pf.

Kuhnau Joh., Der musikalische Quack-Salber (1700). Herausgegeben von Kurt Benndorf. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von Aug. Sauer. Nr. 83—88. Neue Folge Nr. 33—38.) Berlin, B. Behrs Verlag. à 60 Pf.

Im Anhang eine Scene aus: „Der politische Quacksalber" von Christian Weise.

Lessing. Borinski Karl, Lessing. (Geisteshelden. [Führende Geister.] Eine Sammlung von Biographien. 34. und 35. Band. Der VI. Sammlung 4. und 5. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co. 4.80 M.

Consentius Ernst, „Freygeister, Naturalisten, Atheisten —", ein Aufsatz Lessings im Wahrsager. Leipzig, E. Avenarius. 1.20 M.

Aus inneren Gründen nimmt Consentius einen Aufsatz in Mylius' Wahrsager (6. Stück, 6. Februar 1749) für Lessing in Anspruch. Die Beweisführung ist aber nicht ganz überzeugend und in Lessings Werke wird der Aufsatz zunächst noch keine Aufnahme finden können. Immerhin scheint es notwendig zu sein, sich mit Mylius und seinen Zeitschriften noch eingehender zu beschäftigen, als es bisher geschehen ist.

Kont J., Lessing et l'antiquité. Étude sur l'hellénisme et la critique dogmatique en Allemagne au XVIIIe siècle. T. 2. Paris, Leroux.

Schmidt Erich, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 2 Bände. Zweite, veränderte Auflage. Berlin, Weidmann. 18 M.

Schmidts Lessingbiographie genießt heute einen Weltruf. In der sicheren Beherrschung des ausgedehnten Stoffes, in der abschließenden Behandlung aller schwebenden Fragen, in der einheitlichen alles durchdringenden Auffassung, in der Weite des Gesichtskreises, in der künstlerischen Gestaltung, in der lebendigen, anregenden und fortreißenden Darstellung war schon die erste Auflage ein Meisterwerk. Indem Schmidt aber vielfach die Zügel noch straffer anzieht, durch Umstellung, Änderungen oder Kürzungen ausgleichend wirkt, die neueren Forschungen verwertet oder ablehnt, ergänzt oder weiterführt, endlich das Werk stilistisch durchwegs feilt, bringt er es seinen gesteigerten Anforderungen näher und stellt das noch höhere und tadellosere Muster einer Dichtermonographie auf, das unter den Leistungen der jüngeren Litterarhistoriker seines Gleichen nicht hat.

Ziehen J., Kunstgeschichtliche Erläuterungen zu Lessings Laokoon. Programm. Frankfurt a/M.

L. Boschulte, Zur Charakteristik der Poesie Matthissons, insbesondere über ihr Verhältnis zur Poesie Höltys und Klopstocks. Dissertation. Jena.

Schiller. Schillers sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit einem Porträt, einer Biographie und Charakteristik Schillers von Gust. Karpeles. Leipzig, M. Hesse. 6 M.

Kontz Albert, Les drames de la jeunesse de Schiller. Paris, Leroux.

Schwerdtfeger W., Die litterarhistorische Bedeutung der Schillerschen Musenalmanache (1796—1800). Dissertation. Leipzig, Fock.

Volkmann F., Schillers Philosophie. Berlin, Rühe. 60 Pf.

Weiß Karl, Schiller, Wilhelm Tell und die Welt der Frauen. Den Frauen gewidmet. Zürich, Th. Schröter. 1.60 M.

Langmesser Aug., Jakob Sarasin, der Freund Lavaters, Lenzens, Klingers und anderer. Ein Beitrag zur Geschichte der Genieperiode. Mit einem Anhang: Ungedruckte Briefe und Plimplamplasko, der hohe Geist. Zürich, E. Speidel. 4 M.

Wieland. Bauer F., Über den Einfluß Laurence Sternes auf Chr. M. Wieland. (Fortsetzung.) Programm. Karlsbad.

Behmer Carl August, Laurence Sterne und C. M. Wieland. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Frz. Muncker. IX.) Berlin, A. Duncker. 1 M.

Des Grafen von Zinzendorf geistliche Gedichte. Eine Auswahl zur Erinnerung an den Tag seiner Geburt vor 200 Jahren. Herausgegeben von H. Bauer und G. Burckhardt. Leipzig, F. Jansa. 3 M.

Neunzehntes Jahrhundert.

Alexis Willib., Erinnerungen. Herausgegeben von Max Ewert. (Aus dem Neunzehnten Jahrhundert. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von K. E. Franzos.) Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt 1900. 6 M.

Inhalt: Willibald Alexis. Von M. Ewert. — Erinnerungen: I. Im Nonnenkloster zu Breslau (1806). II. Die Kosaken (1813). III. Mein Marsch nach Frankreich (1815). IV. Litterarische Erinnerungen. Walladmor. Dreimal in Weimar. Meine Zeitgenossen. V. Theater Erinnerungen (1841). Das Berliner Hoftheater. Das Berliner Volkstheater.

W. H., John Winckelmann, Das Leben eines niedersächsischen Dichters. Berlin, W. Süßerott. 2 M.

Adb. von Chamissos Werke in 4 Bänden. Mit Porträt, einer Biographie und Charakteristik Chamissos von Adf. Bartels. Leipzig, M. Hesse. 1.75 M.

Furcht Walth., Richard Dehmel. Seine Bedeutung, sein Verhältnis zu Goethe, Lenau und zur Moderne. Minden, Bruns. 1 M.

Bantwitz Arth., Die religiöse Lyrik der Annette von Droste-Hülshoff. (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie. Veröffentlicht von Emil Ebering. (XX.) Germanische Abteilung. Nr. 9.) Berlin, E. Ebering.

Lanznaster, P. Frz. Ant., O. Fr. Min., Alois Flir. Eine biographisch-litterarische Studie. Herausgegeben zu Flirs 40. Todestage . . . Im Anhang: Dessen Novelle: Der Glücksschuß. Innsbruck, Wagner. 3.20 M.

Houten Heinr., Studien über die Dramen Carl Gutzkows. I. Hinterlassene Dramen-Entwürfe. II. Ein weißes Blatt. Jena, H. Costenoble. 2.50 M.

Wilh. Hauffs sämtliche Werke in 6 Bänden. Mit Porträt und einer Biographie Hauffs von Adf. Stern. Leipzig, M. Hesse. 3.50 M.

Lollis Ces. de, Gerardo Hauptmann e l'opera sua letteraria. Firenze. Le Monnier. 2 L.

Hebbel. Hebbels Werke. Herausgegeben von Karl Zeiß. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 4 Bände. 8 M.

Inhalt: 1. Band. Vorwort. Hebbels Leben und Werke. Gedichte. Mutter und Kind. Erzählungen und Novellen. — 2. Band. Judith. Maria Magdalene. Michel Angelo. Agnes Bernauer. Gyges und sein Ring. — 3. Band. Die Nibelungen. Ästhetisches. — 4. Band. Genovefa. Herodes und Mariamne. Meine Kindheit.

Bartels Adf., Christian Friedrich Hebbel. (Dichter-Biographien. 3. Band. Universal-Bibliothek. Nr. 3998.) Leipzig, Reklam. 20 Pf.

Böhrig K., Die Probleme der Hebbelschen Tragödien. Dissertation. Leipzig.

Poppe T., Studien zur Charakteristik des Hebbelschen Dramas. Dissertation. Berlin.

Heine. Franzos Karl Emil, Heines Geburtstag. Berlin, Concordia. 75 Pf.

Kaufmann Max, Heine und Platen. Züricher Diskussionen. Nr. 16. 17. Zürich, Speidel. 1.20 M.

Karpeles Gust., Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit. Leipzig, A. Titze.

E. T. A. Hoffmanns sämtliche Werke in 15 Bänden. Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung von Ed Grisebach. Mit drei Selbstporträts Hoffmanns,

einem Faksimile seiner Handschrift und zwölf die Originale der ersten Ausgabe wiederholenden Illustrationen. Leipzig, M. Hesse. 8 M.

Reuter Otto, Ludwig Jacobowski. Werk, Entwicklung und Verhältnis zur Moderne. Berlin, S. Calvary & Co. 1 M.

Jean Paul. Christoph F., Über den Einfluß Jean Paul Friedrich Richters auf Thomas De Quincey. Programm. Hof.

Müller Josef, Jean Paul-Studien. München, H. Lüneburg. 2.80 M.

Inhalt: Einleitung. I. Jean Paul als Mensch. 1. Willensdisziplin. 2. Ausgleich der Gegensätze. 3. Das Liebesleben Jean Pauls. A. Schwarzenbach und Hof. B. Die Beziehungen zu adeligen Damen. C. Das Eheleben Jean Pauls. 4. Sonstiges zum Leben Jean Pauls. 1. Die Freundschaft im Leben Jean Pauls 2. Das Verhältnis zu seiner Mutter. 3. Die Excentricitäten des Dichters. 4. Die Alkoholfrage. 5. Honorar. 6. Aussprache des Namens. II. Jean Paul als Dichter. 1. Allgemeines über seine Schaffungsweise. 2. Der Cynismus in der Dichtung Jean Pauls. 3. Titel, Vorreden und Kapitel der Dichtungen Jean Pauls. 4. Jean Pauls Romane im einzelnen. III. Jean Paul als Sprachschöpfer. IV. Jean Paul als Politiker. — Nachtrag I (Briefe). Nachtrag II (Bemerkungen).

Keller. Baldensperger Fernand, Gottfried Keller. Sa vie et ses oeuvres. Paris, Librairie Hachette & Cie.

Köster Alb., Gottfried Keller. 7 Vorlesungen. Leipzig, B. G. Teubner. 2.40 M.

Warkentin Roderich, Heinrich von Kleist in seinen Briefen. Vortrag. Heidelberg, C. Winter. 80 Pf.

Eine unbedeutende Arbeit, deren Veröffentlichung überflüssig war.

Höveler P., Adolf Kolping als katholischer Volksschriftsteller. Eine bescheidene Festgabe zum Jubeltage des Gesellenvereins. Düsseldorf, L. Schwann. 50 Pf.

Thdr. Körners sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 2 Bänden. Mit ... Biographie und Charakteristik Körners von Eug. Wildenow. Leipzig, M. Hesse. 1.60 M.

Ferd. Lassalles Gesamtwerke. Herausgegeben von Erich Blum. 1.—3. Band. Politische Reden und Schriften. Leipzig, Pfau. à 3 M.

Schroeter Adb., Josef Lauff. Ein litterarisches Zeitbild. Wiesbaden, Bechtold & Comp.

Sintenis F., Nicolaus Lenau. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. 321. Heft.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei.

Lingg Herm. von, Meine Lebensreise. Autobiographie. (Zeitgenössische Selbstbiographien. I.) Berlin, Schuster & Loeffler. 5 M.

Ludwig I., König von Bayern, Gedichte. In einer Auswahl mit Einleitung neu herausgegeben von Rud. Greinz. (Universal-Bibliothek. Nr. 3981. 3982.) Leipzig, Reklam. 40 Pf.

Meßner Jos., Ausgewählte Werke. 4. Band. Herausgegeben und eingeleitet von Paul Meßner. Prachatitz (Leipzig, J. C. Hinrichs). 2.50 M.

Inhalt: Treu. — Jens-Trutz. — Kleine Götter. — Viola d'amour. — Katzen-Raphael.

Frey Adf., Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 6 M.

Karl Morres Gedichte und humoristische Vorträge. Herausgegeben von Leo Harand. Graz, Leykam. 2 M.

Mosen Jul., Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Max Zschommler. 4. Band. Leipzig, A. Strauch. 3 M.

Karl Oberleitners dichterische Werke. 4 Bände. Leipzig, G. H. Meyer. 20 M.

Oehlenschläger. Andersen V., Adam Oehlenschläger. Et Livs Poesie. Ungdom. Kiobenhavn. 1.50 M.

Baldensperger F., Quae in Oehlenschlaegerii carmine 'Aladdin' inscripto e germanicis litteris pendeant (these). Nancy, imp. Berger-Levrault et Cie.

Des Grafen Aug. von Platen Tagebücher. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. von Laubmann und L. von Scheffler. 2. (Schluß-) Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 18 M.

1. Januar 1818 bis 12. September 1834.

Brandes Ernst, Aus Fritz Reuters Leben. Programm. Straßburg.

Andries J., Der rheinisch-westfälische Dichter Emil Rittershaus. Sein Leben und Wirken. Programm. Köln.

Rodenberg Jul., Erinnerungen aus der Jugendzeit. 2 Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 8 M.

Inhalt: 1. Band. 1. Heinr. Marschner. 2. Berliner Anfänge. — 2. Band. 1. Ein Frühvollendeter (Emanuel Deutsch). 2. Ferdinand Freiligrath.

Des Grafen A. Fr. von Schack gesammelte Werke. 3. Auflage. 10. (Schluß-) Band. Episteln und Elegien. — Nachgelassene Dichtungen. Stuttgart, Cotta. 3 M.

Schaumberger. Heinrich Schaumbergers Werke in Auswahl. 5. Bände. Wolfenbüttel, Zwißler. 15 M.

Mullmann Wilh., Heinrich Schaumberger. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens. Zur Enthüllung des Schaumberger-Denkmals in Neustadt (Coburg). Neustadt. Wolfenbüttel, Zwißler. 50 Pf.

Biese Alfr., Heinrich Seidel und der deutsche Humor. Stuttgart, Liebeskind.

Uhland. Uhlands Werke in 4 Bänden. Mit Porträt, einer Biographie und Charakteristik Uhlands von Rud. von Gottschall. Leipzig, M. Hesse. 1.75 M.

Manne Harry, Uhlands Jugenddichtung. Dissertation. Berlin.

Inhalt: 1. Die Antike. 2. Klopstock, Bürger und die Göttinger. 3. Schiller und die schwäbischen Dichter. 4. Ossian und Fouqué. 5. Die mittelhochdeutsche Dichtung. 6. Die ältere Romantik. 7. Goethe. 8. Das Volkslied.

Berdrow Otto, Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 7 M.

Vogl Joh. Nep., Balladen und andere Gedichte. In Auswahl herausgegeben und mit einer Biographie des Dichters eingeleitet. (Allgemeine Nationalbibliothek. Nr. 228—229.) Wien, C. Daberkow. à 20 Pf.

Hoeber Karl, Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Dichtungen. 2. Auflage. Paderborn, F. Schöningh.

Wichert Ernst, Richter und Dichter. Ein Lebensausweis. (Zeitgenössische Selbstbiographien. II.) Berlin, Schuster & Loeffler. 6 M.

Nachrichten.

H. Bohatta und M. Holzmann in Wien arbeiten seit längerer Zeit an einem Lexikon der deutschen Anonyma und sehen Einsendungen für diesen Zweck gern entgegen.

In Düsseldorf wird ein Goethe-Denkmal errichtet werden.

Alexander von Humboldts Briefe an Dr. Samuel Spiker aus dem Jahrzehnt von 1830—1840 sind von der Königl. Bibliothek in Berlin erworben worden.

Frau Elisabeth Förster-Nietzsche bereitet eine Gesamtausgabe der Briefe Friedrich Nietzsches vor, deren erster Band voraussichtlich im Herbste dieses Jahres erscheinen wird.

In der Maisitzung der Gesellschaft für deutsche Litteratur hielt Herr Franz Schultz einen Vortrag über Görres als Germanisten; Herr W. Münch trug eine größere Reihe Aphorismen zur menschlichen Naturgeschichte vor.

Entgegnung.

Wenn ich mir schon jetzt, obschon der Schluß noch nicht erschienen ist, die Erlaubnis der Redaktion erbeten habe, um die Angriffe, die Herr J. Müller auch diesmal wieder in seinen Publikationen aus Jean Pauls litterarischem Nachlaß gegen mich gerichtet hat, zu beleuchten, so geschieht dies, weil das bis jetzt Vorliegende zur Beurteilung des Charakters dieser Angriffe vollkommen ausreicht; sollte der Schluß noch Anlaß zur Erwiderung geben, so hoffe ich, auch dann bei der Redaktion nicht vergeblich anzuklopfen. In meiner Anzeige von Herrn Müllers Jean Paul-Studien (Litterarisches Centralblatt 1900, Nr. 13) sah ich mich genötigt, die Thatsache zu konstatieren, daß er mir gegenüber wiederholt Unwahrheiten, Verdächtigungen und Verdrehungen vorbringt; diese Anzeige erschien am 31. März; Herr Müller hat sich bis jetzt nicht bewogen gefunden, die von mir erhobenen Beschuldigungen zurückzuweisen: ich bin nun leider auch der vorliegenden Publikation gegenüber genötigt, in ähnlicher Weise zu urteilen.

1. Herr Müller erklärt, ich hätte in meiner „Textredaktion" von Jean Pauls Briefen an Otto nur einige Schreibfehler richtig gestellt, dagegen die ungeheueren Lücken nicht ausgefüllt, die Engherzigkeit und Feigheit verursacht hätten. Wenn ich nun gleich im Anfange unter anderem feststelle, daß statt „Strickstrumpf" „meine Hosen", statt „findet und genießt" „riecht und frisset", statt „trinken" „saufen", statt „mehr verdorben sein" „mehr Dreck dran sein" zu lesen ist, so dürften diese und andere Richtigstellungen schwerlich als solche von Schreibfehlern zu erachten sein. Diesem Anfange entspricht aber meine ganze Publikation; genau in derselben Weise verhält es sich mit der Behauptung der von mir nicht ausgefüllten Lücken: ich bezeichne also auch diesmal wieder den von Herrn Müller gegen mich erhobenen Vorwurf als Unwahrheit.

2. Am Schlusse seiner Übersicht über die Brieflitteratur schreibt Herr Müller: „Die Akademischen Blätter brachten .... teilweise noch ungedruckt gebliebene Briefe Jean Pauls an Frau von Krüdener. Einen Brief Jean Pauls an einen jungen Dichter veröffentlichte Nerrlich in der Nationalzeitung .... Weiteres werde ich in meinen ... Jean Paul-Studien nachholen." Dem gegenüber gilt zunächst, daß die Akademischen Blätter nicht Briefe an, sondern von Frau von Krüdener brachten; daß sodann diese Veröffentlichung von mir herrührt, verschweigt Herr Müller ebenso wie die sonst noch von mir herausgegebene Brieflitteratur, so z. B. die Briefe von Charlotte von Kalb, Karoline Herder, die im Euphorion und anderwärts veröffentlichten Briefe Jean Pauls selbst u. s. w. In welchem Verhältnis sie, was die Bedeutsamkeit anlangt, zu dem stehen, was Herr Müller selbst bisher aus Jean Pauls Nachlaß ans Licht gebracht hat, darüber darf ich natürlich an dieser Stelle kein Urteil aussprechen, und so überlasse ich es denn auch anderen, die Art, in welcher Herr Müller meiner Briefpublikationen gedacht hat, mit dem ihr gebührenden Wort zu bezeichnen, um so eher, als ja auch, wenigstens was mich angeht, die verheißene Nachlese unterblieben ist.

3. Wenn mir Herr Müller vorwirft, ich hätte ähnlich wie Förster ein chaotisches Durcheinander bei meinen Publikationen gegeben, ohne jede chronologische Folge, so paßt der Vergleich mit Förster nicht, denn diesem lag der ganze Nachlaß mit einem Male vor; eben deshalb aber ist auch die an sich unbestreitbare Thatsache mir in keiner Weise zum Vorwurfe zu machen: mir ist der Nachlaß erst nach und nach eine Reihe von Jahren hindurch zugänglich geworden, zum Teil nur mit Überwindung nicht geringer Schwierigkeiten; niemand wird also verlangen, daß ich jedesmal, wenn ich etwas fand, mit der Veröffentlichung warten sollte, bis etwa noch etwas dazu käme. Wenn nun weiter Herr Müller es auch für frappierend erklärt, daß in meiner Kürschner-Ausgabe die chronologische Folge nicht eingehalten sei, so gehört diese Behauptung in der Form, wie sie sich bei Herrn Müller findet, zu den irreführenden, denn niemand wird daraus schließen, daß, wie dies that-

sächlich der Fall ist, vom zweiten Bande ab die chronologische Folge gewahrt ist. Herr Müller fährt nun freilich fort, ich hätte die Jugendschriften mit späteren und spätesten vereint im ersten Bande als „Kleinere Schriften" zusammengefaßt und hier die zeitliche Ordnung nicht eingehalten. Aber dann müßte der erste Satz anders geformt werden, außerdem gilt Folgendes: Mein erster Band enthält zwei Teile: 1. Kleine Schriften (nicht Kleinere) zur Philosophie und Religion; 2. Satiren und Idyllen. Diese eine zweite Abteilung ist nun allerdings — in summa etwas über anderthalbhundert Seiten — nicht chronologisch, lediglich aber deswegen, weil der von mir befolgte, den Inhalt berücksichtigende Gesichtspunkt mir wichtiger erschien. Daß ich andererseits im ersten Teil chronologisch verfahren, verschweigt Herr Müller, nicht bloß dies: er erhebt hier gegen die chronologische Reihenfolge der letzten drei Schriften eine vom Inhalt her genommene Einwendung.

4. Wende ich mich nun zu den Publikationen Herrn Müllers selbst, so hat er sich allerdings durch Hinweis auf einige Irrungen meinerseits ein Verdienst erworben. Doch einerseits ist keine einzige von diesen so wichtig, wie seine eigene Verwechselung von Briefen an und von Frau von Krüdener, und es fehlt auch sonst bei ihm nicht an Ungenauigkeiten, andererseits wird kein Unbefangener, der die Fülle des von mir Publicierten und von Herrn Müller überhaupt nicht Erwähnten in Betracht zieht, auf Grund dieser Irrungen in dem Tone von mir sprechen, der Herrn Müller beliebt hat. Gerade in diesem Teile nun geht er aber weiterhin in einer Weise gegen mich vor, zu deren Charakterisierung ich in der deutschen Sprache kein Wort finde, da müßte ich schon zum Lateinischen greifen. a) Er wirft mir bei meiner Wiedergabe einer Gymnasialrede „zahlreiche Verstöße" vor; schon das, heißt es weiter, sei seltsam, daß ich durchweg die erste Fassung, nicht die vielen Verbesserungen des Autors bringe; als einziges Beispiel zum Erweis der letztgenannten Behauptung führt er die Vertauschung von „Form" und „Materie" an. Wenn er nun fortführt: „Herrlich schreibt," „Herrlich setzt," „der folgende Satz fehlt," so wird natürlich jedermann dies als Beispiele meiner „Verstöße" ansehen; in Wahrheit jedoch handelt es sich hier genau wie bei Materie und Form um das von Jean Paul selbst an Stelle des ersten Textes Gesetzte, und Herr Müller verschweigt es, daß an Stelle des von ihm als fehlend bezeichneten Satzes sich in meinem Abdruck eine andere Wendung findet. Vergleicht nun weiterhin ein Unbefangener den gesamten von mir gegebenen Text mit dem von Herrn Müller benutzten Manuskripte, so wird ihm sehr bald sonnenklar, daß ich meiner Sinne nicht mächtig gewesen sein müßte, wenn ich von den mir vorliegenden verschiedenen Lesarten jedesmal die ausgestrichene gewählt haben sollte. Es bleibt also nur die Möglichkeit, daß mir, wie dies thatsächlich der Fall war, 1882, als ich diese Rede abdrucken ließ, ein anderer, unkorrigierter Text vorgelegen hat. Dieser findet sich nun freilich nicht in dem von Herrn Müller als Fascikel 13 bezeichneten Teile des Nachlasses, ja es ist möglich, daß er sich auch anderweitig nicht findet, aber auch aus Müllers Jean Paul-Studien S. 31. 87 ist nichts anderes zu folgern als daß, wenn Herr Müller wirklich gewissenhaft alles durchforscht hat, auch anderes, was mir ehedem vorgelegen, sich in der Königlichen Bibliothek zu Berlin nicht findet; schreibt doch auch Müller selbst: „Es fehlen manche von den Erben erwähnte und teilweise auch veröffentlichte Schriften." Auf diesen zweiten Text wird nun wohl auch ebenso das allerdings unsinnige „Alles" wie die Auslassung des „Tüchtigen" zurückzuführen sein; was endlich den von Herrn Müller als fehlend gerügten Satz: „Schwierigkeiten" (Jean Paul schreibt „Schwierungen") . . . angeht, so habe ich in meinem Abdruck durch Punkte ausdrücklich auf diese Auslassung hingewiesen; Herr Müller wäre nur konsequent gewesen, wenn er dies (vgl. Band VII, Heft 1) damit erklärt hätte, ich hätte die Stelle nicht lesen können.

6. Herr Müller tadelt mich endlich, daß ich Försters „leichtfertige Textredaktion" des Aufsatzes „Vergleichung des Atheismus mit dem Fanatismus" (Jean

Paul schreibt: „Atheism und Fanatism“) „wortwörtlich mit all ihren Fehlern“ nachgeschrieben, er höhnt mich als Textverbesserer und meint, die eine Änderung komme einer Fälschung gleich. Mir blieb allerdings nichts anderes übrig als mich an Förster zu halten, einfach deshalb, weil dieser Aufsatz damals, als die Kürschner-Ausgabe erschien, mir im Original nicht zugänglich war.

Herr Müller meint, damit schließe ich, es sei für den Geist meiner Arbeiten charakteristisch, daß ich vom Lobe der Dummheit nur die Angriffe auf die Theologen, Philologen und Philosophen, nicht aber auch die auf die Mediziner und Juristen mitgeteilt habe; aus dem Vorliegenden dürfte aufs neue erhellen, wie sehr ich berechtigt war, gerade diesen Teil herauszugreifen, freilich müßte statt „Dummheit“ ein anderes Wort stehen.

Berlin. Paul Nerrlich.

Antikritik.

Mit Herrn Nerrlich zu streiten ist eine etwas klebrige Arbeit, was auch schon andere Leute empfunden haben. Ich werde jedoch auf den Ton meines Gegners nicht eingehen, sondern nur kurz folgendes zur Aufklärung geben.

Ich habe auf die Kritik, welche Nerrlich meinen Jean Paul-Studien im Litterarischen Centralblatt am 31. März angedeihen ließ, nichts geantwortet, weil der Kritiker, soweit er nicht meine Richtigstellung seiner „Versehen“ „dankbar“ quittierte, nur Beschimpfungen vorgebracht hat. „Unwahrheit, Verdächtigung und Verdrehung“ soll sein meine Behauptung, daß Nerrlich Feuerbachianer und Atheist sei. Ich nannte Nerrlich Feuerbachianer bezüglich seiner Auffassung der Liebe; Nerrlich verherrlicht ja in schwungvollen Worten das homo homini deus S. 393 seiner Biographie und in Band 1, S. XXXI der von ihm besorgten Kürschnerschen Ausgabe wie auch sonst oft. Atheist heiße ich den, der keinen persönlichen Gott anerkennt; den Gottesglauben zieht aber Nerrlich zum Überdruß bei jeder Gelegenheit ins Lächerliche. Unwahrheit soll auch sein meine Behauptung, Nerrlich habe Jean Paul die Sinnlichkeit abgesprochen. Nun lese man bei Nerrlich S. 369, Z. 6. Dort steht: „Jean Paul selbst fehlte zur Liebe die Sinnlichkeit.“ Auch der „wunderliche Trost“, den Nerrlich die Stirn hat abzustreiten, findet sich wörtlich S. 111, Z. 10 von unten. Dann sagt Nerrlich: „Hieher gehören Vorwürfe wie S. 5 und S. 19 und S. 40 und S. 94 Mitte; schlimme Unterstellungen endlich finden sich S. 8, S. 31 und S. 87 Mitte.“ Das heißt Herr Nerrlich, Unwahrheiten, Verdächtigungen ꝛc. „konstatieren“!! Nerrlich giebt nicht einmal an, was hier Unwahrheit sein soll, geschweige daß er auf meine Argumente eingeht, und er verlangt, ich solle auf so etwas replizieren! Die einzige wirkliche Berichtigung ist, daß nicht Duboc, sondern Nerrlich selbst der Urheber der famosen „Don Juan- und Roquairol-Natur“ Jean Pauls ist. Um so schlimmer für Nerrlich!

Die heutige „Berichtigung“ ist noch elender. Was 1. den Briefwechsel mit Otto betrifft, so war es sehr unvorsichtig von Herrn Nerrlich, daß er den Schluß der Nachlaß-Publikation nicht abgewartet hat. Wird man es für möglich halten, daß jemand, der so krasse Fehler, Lücken, absichtliche und unabsichtliche Änderungen des Textes, wie ich oben konstatierte, die zu einer grundfalschen Auffassung der Vorgänge, besonders der Liebesverhältnisse des Dichters führen mußten, übersehen oder mitverschuldet hat, eine solche herausfordernde Sprache zu führen wagt? Ich konstatiere, daß Nerrlich nicht eine einzige meiner obigen Korrekturen vorgenommen hat! Zwei oder drei Berichtigungen sind teilweise von ihm gegeben, was ich jedesmal bemerkt habe. Sogar neue Textfehler hat Nerrlich begangen; so spricht er S. 368 von einem Jäger, der einen Hasen in immer engeren Kreisen „umschleicht“. Das muß ein langgedehnter Mensch sein, der sich in weiten Spiralkreisen um einen verfolgten Hasen legen kann! Auch die bewußte

Änderung „auffflocht" für „auflocht" im „Frendel" gehört hieher. Dabei bemerke ich noch, daß ich keineswegs darauf ausging, Nerrlich Textfehler oder -Übersehen nachzuweisen. Diese Arbeit wäre mir zu mühsam. Ich habe gegenwärtig auch nicht das Berliner Manuskript, sondern nur meine Aufzeichnungen zur Hand, welche sich einzig auf die in meinen „Studien" behandelten Materien beziehen, vor allem auf das Liebesleben Jean Pauls, das ich S. 29—81 meines Werkes gründlich revidierte. Den ganzen Band 4 und größtenteils auch 1 und 2 des Briefwechsels habe ich bei den obigen Korrekturen beiseite gelassen. Es ist also ein verhältnismäßig kleiner Teil, der schon so gewaltige Fehler aufwies, auch nach der angeblichen Revision Nerrlichs.

2. Hier findet sich die Richtigstellung, daß die Briefe der „Akademischen Blätter" nicht von, sondern an Jean Paul waren. Daß die Veröffentlichung von Nerrlich herrührte, habe ich nicht absichtlich verschwiegen, wie ich hier überhaupt nicht eine vollständige Aufzählung und Kritik aller bisherigen Publikationen geben wollte. Dieselbe gab ich in meinen Studien am zuständigen Ort. Wenn Nerrlich bezüglich der Bedeutsamkeit seiner und meiner Veröffentlichung eine hochtrabende Parallele zieht und die Anerkennung der Fachwissenschaft für sich erwartet, so will ich die Triumphstimmung Nerrlichs gelassen ertragen. Es gehört wirklich Mut dazu, nach solchen Leistungen noch Anerkennung zu erhoffen. Die Vergleichung ist schon lächerlich. Nerrlich war ja mein Vorgänger; natürlich hat er das Wertvollste vorwegnehmen können. Aber es ist eben um so bedauerlicher, daß er das wirklich Bedeutsame meist übersehen oder verstümmelt hat, daß er keine Ordnung, überhaupt nicht die elementarsten methodischen Forderungen eingehalten hat, so daß der Nachfolger statt Erleichterung nur Erschwerung der Arbeit hat, da er erst alle Sünden Nerrlichs korrigieren muß. Es stünde viel besser, namentlich auch für das Verständnis des Dichtercharakters, wenn Nerrlich nie sich mit Jean Paul beschäftigt hätte. Er ist schon des starken Subjektivismus wegen zum Historiker verdorben.

3. Zu diesen gewundenen Phrasen bemerke ich nur, daß meine Kritik wortwörtlich zutrifft. Ich habe nur behauptet, daß die „Satiren und Idyllen" nicht chronologisch geordnet sind. Daß die andern Teile chronologisch richtig stehen, habe ich eben dadurch anerkannt; sonst würde ich es ebenfalls gerügt haben. Muß man einem Autor, der einen Teil seiner Arbeit schlecht behandelt hat, noch ein Fleißbillet ausstellen, daß er nicht auch die übrigen Teile verdorben hat?

4. Diese konfuse Erörterung zu verstehen ist mir unmöglich. Ich habe gefunden, daß Nerrlich öfter den ausgestrichenen Text gedruckt hat. Bei der Herausgabe des „Lobs der Dummheit" oder sonst wo, wie ich mich genau erinnere, hat sich Nerrlich sogar gerühmt, daß er die erste Fassung des Textes genommen, während doch jeder Mensch die letzte, überdachte Fassung bei einem Autor zu Grunde legt. Und nun will er einen andern Text gehabt haben. Sonderbar, daß dieser rettungslos verschwunden ist. Er müßte ja sonst „nicht seiner Sinne mächtig gewesen sein!" Also Jean Paul soll das „unsinnige" Alles ꝛc. in einem früheren Text geschrieben haben? Wie sagt doch ein gewisser Lessing in einem ähnlichen Fall? „Horaz muß Schmitzer gemacht haben, damit der Pastor von Laublingen keine gemacht habe." Aber gerade bei dem „unsinnigen" Alles für Altes ist die Entstehung sehr leicht zu erklären, nämlich für jemand, der beim Abschreiben nicht denkt. Jean Paul schreibt in der That die t den l sehr ähnlich, indem erstere stets oben eine weite Schleife zeigen.

Zum Übrigen habe ich nichts zu erinnern. Es spricht für sich selbst.

München. Josef Müller.

Schlußwort der Redaktion.

Insoweit Nerrlichs Entgegnung gegen die Redaktion des Euphorion gerichtet ist, habe ich folgendes zu bemerken:

Der Herausgeber einer Zeitschrift, die sich nicht einseitig auf den engsten Kreis von Gesinnungs- und Parteigenossen beschränken will, wird sich nicht mit dem Verfasser eines jeden Beitrages von vornherein identificieren können. Bei Müllers Aufsatz habe ich noch dazu ausdrücklich einen Vorbehalt gemacht. Nach wie vor aber bin ich der Meinung, daß die einheitliche Durchforschung des weitschichtigen Jean Paul-Nachlasses eine höchst dankenswerte und wichtige Arbeit ist, deren Ergebnisse nirgends besser am Platz sein konnten als in dieser der Untersuchung und Stoffsammlung gewidmeten Zeitschrift. Sollten auch einzelne Lesungen oder Vermutungen Müllers einer Nachprüfung nicht stand halten, an seinen Ergebnissen im großen und ganzen würde dadurch nichts geändert. Er hat sie selbst oben scharf formuliert. Entschiedener als bisher wurde nachgewiesen, daß alle bisherigen Ausgaben von Jean Pauls Werken und Briefen völlig ungenügend seien, und die Forderung einer großen kritischen Ausgabe des Dichters mit Benutzung des Nachlasses, wozu sich Philologen und Sachkenner die Hand reichen müssen, kann nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden, wer immer den Plan zur Ausführung bringen mag, ob die zunächst dazu berufene Akademie oder eine Privatvereinigung von Gelehrten und Litteraturfreunden nach Art der Goethegesellschaft. Es wurde aber weiter im einzelnen gezeigt, daß jedes Werk Jean Pauls einer genauen Untersuchung mit Zuhilfenahme des handschriftlichen Materials bedürfe, wenn wir zu einer wirklichen Kenntnis des Dichters und seiner historischen Stellung vordringen wollen, und auch diese Forderung wird nicht mehr zu umgehen sein. Schon jetzt kann ich eine aus dem Prager Seminar hervorgegangene Arbeit über den Kometen als in Vorbereitung befindlich ankündigen, die anzuregen die Beschäftigung mit Müllers Aufsätzen mich veranlaßt hat. Erst wenn mehrere solche Untersuchungen vorliegen, wird es möglich sein, eine abschließende Monographie über den Dichter zu liefern, wie sie etwa dem Franzosen Firmery bei seinem tüchtigen Buch, das eben nur aller Vorarbeiten entbehrte, vorgeschwebt hat. A. S.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. April, im Satz am 3. August 1900.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Ästhetik, Sozialpolitik und Entwicklungslehre.[1])

Von Hugo Spitzer in Graz.

II.

Zeichnet sich Reichs Eisenacher Rede durch die Glut der Empfindung, die Poesie der Sprache und die Fülle interessanten Materials aus, so der Vortrag Burckhards über „die Kunst und die soziale Frage", welcher als erstes Stück in sein Büchlein Aufnahme gefunden, durch die mit größter Eleganz und Feinheit der Darstellung gepaarte Klarheit der Gedanken und die musterhafte Durchsichtigkeit der Beweisführung. Die ganzen inneren Beziehungen des Gegenstandes treten aufs Bestimmteste in der Anordnung und Vertheilung des Stoffes bei Burckhard hervor; was logisch zusammengehört, sondert sich auch alsbald vom Übrigen in dem beredten Vortrage; selbst der bloße Schein, Ungleiches zu vermengen und zu verwechseln, wird sorgfältig vermieden.

Die einfache Trennung des inhaltlichen und des formalen Momentes in der Kunst, diese so trivial scheinende und doch so fundamental wichtige Unterscheidung erweist sich für Burckhard auch als das beste Mittel zur Orientirung in dem Problem, als die verläßlichste Richtschnur der Untersuchungen. Daß sie nicht unter solchem schulmäßigen Namen auftritt und nicht eigens herausgehoben wird, thut nichts zur Sache. Bringt sie der Wiener Ästhetiker doch in einer Weise zur Geltung, welche faktisch die Disposition seines ganzen Essays bestimmt! Über die Möglichkeit und psychologische Notwendigkeit, daß soziale Ideen in der Kunst ihren Ausdruck finden, verbreitet sich der erste Teil des Vortrages. Da die Kunst jeder Periode, wie Burckhard treffend bemerkt, an die Bedürfnisse

[1]) Vgl. Euphorion, 4. Ergänzungsheft, S. 1 ff.

ihrer Zeit anknüpft und eine Loslösung vom Gesamtleben nicht verträgt, da eine scharfe und gänzliche Scheidung der kunstästhetischen und der anderen Kulturbedürfnisse unmöglich ist, so versteht es sich von selbst, daß von dem Augenblicke an, als überhaupt soziale Gesinnungen in der Menschheit erwachen, die Künste und namentlich diejenigen unter ihnen, welche in höherem Maße der deutlichen Aussprache von Ideen, der allgemein verständlichen Kundgebung von Gesinnungen fähig sind, also in erster Linie die Poesie, in den Dienst sozialer Ideen treten. Mit wenigen, ungemein glücklich gewählten Beispielen belegt Burckhard dieses Verhältnis: er zeigt, wie die Dichter der frühesten Zeiten auch am wenigsten ethisch oder sozial geartet sind, indem sie vor allem solche Eigenschaften preisen, welche zunächst nur für den individuellen Träger selbst vorteilhaft erscheinen, wie aber sehr bald auch im engeren Sinne sittliche Anlagen und Handlungen Gegenstand dichterischer Verherrlichung werden, wie die Poeten des abendländischen Mittelalters mit denjenigen des alten Orients im Lobe der Freigebigkeit wetteifern, wie unter christlich-religiösem Einflusse die Milde und Barmherzigkeit gefeiert wird, — kurz wie man in der Poesie mehr und mehr das Bewußtsein des Wertes von Antrieben verrät, welche die sozialen Gegensätze zu versöhnen und auszugleichen oder wenigstens zu mildern bestimmt sind. Noch späteren Entwicklungsphasen gehört eine von Burckhard ebenso kurz als treffend charakterisierte Kunst an, welche scheinbar denen ihrer Vorgängerinnen gerade entgegengesetzte Ziele verfolgt, indem sie überhaupt nicht Vorzüge und Tugenden, weder individuelle, noch soziale, sondern Mängel, Schwächen und Laster zum bevorzugten Gegenstande ihrer Darstellungen macht, so daß der oberflächlich Urteilende sich versucht fühlen möchte, bei ihr geradezu eine Stellungnahme zu Gunsten des Schlechten und Unsittlichen zu vermuten. Wer jedoch in den Sinn der feinen Äußerungen Burckhards über diese Kunst eindringt, der begreift sofort, daß der Schein trügt: einerseits will die lebhafte, selbst grelle Schilderung des Lasters zur Beseitigung oder doch Eindämmung desselben anspornen — beiläufig gesagt, geht diese Tendenz schon daraus hervor, daß neben dem moralisch Verwerflichen in mindestens gleichem Umfange und mit genau dem nämlichen Eifer, der nämlichen Treue auch andere, sittlich indifferente Übel: physische Verkümmerung, Leiden und Gebrechen aller Art geschildert werden, für die eine besondere Neigung bei den Künstlern vorauszusetzen vernünftigerweise doch nicht angienge — und anderseits entspringt das kecke Sichhinwegsetzen über sittliche Schranken in manchen Fällen der vielleicht irrigen, aber immerhin ehrlichen subjektiven Überzeugung, daß diese Schranken, diese

geltenden Normen in Wahrheit gar nicht sittlich sind, weil sie dem letzten und höchsten Ziele alles ethischen Lebens widerstreiten, ist also der Kampf gegen die herrschende Sittlichkeit selbst von moralischen Motiven geleitet. Es wäre darum nicht minder thöricht als ungerecht, diese eigenartige, fast stets auch in dem ästhetischen Princip des Naturalismus wurzelnde, eine Vorliebe für den Reiz des Charakteristischen, im Gegensatze zum Zauber der reinen Schönheit, an den Tag legende Kunst ethisch in Bausch und Bogen verurteilen und ihr ohneweiters das Brandmal der Immoralität aufdrücken zu wollen; auch dann würde dies nicht erlaubt sein, ja dann erst recht nicht, wenn auf ihre sämtlichen Erscheinungen ohne Ausnahme das Kriterium paßte, welches Burckhards Essay für die fragliche Richtung angiebt, wenn sie nämlich, zwar nicht in ihrer Vorstellung von dem sittlichen Endzweck, wohl aber in der Ansicht von den Mitteln zu dessen Erreichung, in tiefgreifender Opposition gegen die ältere Kunst stünde, sofern ihr die zur Wohlfahrt Aller führende soziale Ausgleichung nur durch eine gründliche Änderung der Gesellschaftsverfassung, einen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse erreichbar scheint, wogegen nach ihrer Meinung die freiwillige, mildthätige Abgabe vom Überfluß an die Dürftigen in Anbetracht jenes Zieles immer versagen müßte. Eine solche Anschauung, welche auf dem Gedanken ruht, daß es möglich sei, durch äußere, rechtlich-ökonomische Institutionen das ethische Ideal zu verwirklichen, die Glückseligkeit Aller herbeizuführen, mag lächerlich, kindisch, utopistisch — man brauche derartige Ausdrücke, so viel man will! — sein, mag von einer gänzlichen Verkennung der wahren Quellen des menschlichen Glückes Zeugnis ablegen, — unsittlich ist sie gewiß nicht; ja, der kühne Gedanke, welchen Burckhard mehr andeutet als ausspricht, daß die radikal-soziale Kunst, weit entfernt, ein Zeichen sittlichen Verfalles vorzustellen, vielmehr nicht nur einer späteren, sondern auch einer höheren Stufe der ethischen Entwicklung entspreche und auf eine Kräftigung des moralischen Bewußtseins schließen lasse, scheint in der That unanfechtbar; denn es springt in die Augen, daß das sittliche Gefühl um so lebhafter auf moralische Übel jeder Art reagieren muß, je feiner und stärker entwickelt es ist, so daß bei höherer Ausbildung dieses Gefühls Zustände, über die sich der rohe und stumpfe Sinn gleichgiltig hinwegsetzt, bereits als unerträgliche empfunden werden. Gerade die vollkommenere, wärmere, kraftvollere Sittlichkeit also wird Verhältnisse, welche von dem ethischen Ideal weit abliegen, mit allen, selbst den gewaltsamsten Mitteln zu ändern den Drang fühlen, wenn nicht die klare Verstandeseinsicht in die Unmöglichkeit einer völligen und sofortigen Verwirklichung des Ideals als Dämpfer oder Hemmschuh wirkt.

Es zeigt sich hier, wie wichtig es ist, die verschiedenen Gesichtspunkte moralischer Beurteilung auseinanderzuhalten. Schon durch Jodls Essay: „Morals in history" ist die doppelte Bedeutung klar gemacht worden, welche dem Begriffe des sittlichen Fortschrittes zukommt. Dieser Fortschritt kann in der Vervollkommnung, Läuterung, Veredelung der sittlichen Principien bestehen, in ihrer allmählichen Annäherung an das sittliche Ideal, das heißt in der immer besseren Eignung zur Herbeiführung der Verhältnisse, welchen das moralische Leben mit innerer Notwendigkeit als seinem letzten Ziele zustrebt; es kann aber unter sittlichem Fortschritte auch einfach das Zunehmen der relativen Zahl jener Personen verstanden werden, die den jeweils herrschenden Moralgrundsätzen gehorchen, ihnen nachleben und sie in Thun und Lassen verwirklichen, gleichgiltig, wie viel oder wie wenig diese Grundsätze selber wert sind, ob sie einer hohen oder niederen Stufe der ethischen Entwicklung entsprechen, ob sie in der geraden Bahn liegen, die zum ethischen Ideal hinführt, oder einen Abweg vorstellen, der von der civilisierten und gesellschaftlich organisierten Menschheit kraft der unaufhebbaren Bedingungen ihres Bestehens und Gedeihens wieder verlassen werden muß. Diese beiden Arten des moralischen Fortschrittes stehen selbstverständlich in keinem inneren Zusammenhange und sind durchaus unabhängig voneinander. Man begreift ohneweiters, wie eine progressive Entwicklung der ethischen Normen in dem Sinne stattfinden kann, daß sich dieselben als immer tauglichere, verläßlichere Mittel zur Erreichung des unbewußt verfolgten ethischen Ideals bewähren, ohne daß im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung die Summe der Individuen wächst, welche diesen Normen sich willig unterwerfen und sie mit Strenge in ihrer Lebensgestaltung durchführen, und wie umgekehrt die Anzahl der gewissenhaften, vor den ethischen Vorschriften sich beugenden, das Sittengesetz in ihrem thatsächlichen Verhalten so rein als möglich ausprägenden Menschen sich erhöhen kann, ohne daß das Gesetz, welches auf solche Weise mehr Gehorsam findet als zuvor, selbst ein besseres, der inneren Entwicklungstendenz der menschlichen Gesellschaft gemäßeres würde. Ja, man könnte von vorneherein vielleicht sogar eher einen gewissen, wenn auch nur zeitweiligen Antagonismus dieser beiden Formen moralischen Fortschrittes vermuten. Denn es scheint eine ziemlich plausible Annahme, daß gerade dann, wenn die Menschheit irgendwo dem Ideal beträchtlich näher rückt, wenn sich ihr ethischer Horizont dank dem Auftreten sittlich genialer Persönlichkeiten mit einem Male in gewaltigem Umfange erweitert, wenn daher ein Kampf zwischen alter und neuer Sittlichkeit entbrennt, — daß dann eben infolge dieser unvermeidlichen Wirren und Konflikte der

moralisch tüchtige Bevölkerungsbruchtheil, die Menge der rechtschaffenen, im einen oder anderen, im alten oder neuen Geiste sittlich guten Individuen hinter der relativen Ziffer zurückbleibt, die früher erreicht wurde, wo eine einzige Richtschnur Allen vor Augen stand, wo man nicht fürs Vergangene oder Gegenwärtige sich zu entscheiden gezwungen war, eine solche peinliche Wahl vielmehr dem Menschen erspart blieb und daher auch Zweifel an der Berechtigung sittlicher Gebote überhaupt keine Nahrung fanden. Danach also müßte geradezu gesagt werden, daß die zwei Formen der ethischen Perfektion unseres Geschlechtes nicht bloß nicht Hand in Hand gehen, sondern daß im Gegenteile die Erhebung des sittlichen Niveaus in der einen mit der wenigstens vorübergehenden Herabdrückung desselben in der anderen Hinsicht unvermeidlich verknüpft sei.

Aber, wie dem auch sein möge, die Unterscheidung der beiden Begriffe an und für sich ist jedenfalls von der allergrößten Bedeutung. Nur der Mangel eines Bewußtseins der völligen Differenz dessen, was man auch wohl als objektiven und subjektiven sittlichen Wert bezeichnen könnte, hat jene Irrtümer verschuldet, denen selbst Moralphilosophen ersten Ranges vor noch gar nicht langer Zeit anheimgefallen sind. Beneke hätte in seiner „Grundlegung zur Physik der Sitten" unmöglich die seltsame Lehre vortragen können, daß nicht nur ein aller höheren Antriebe bares, lediglich „den Genüssen der Gaumenlust" gewidmetes Leben, sondern sogar herzloser Egoismus, der sich um fremden Schmerz und fremde Lust nicht kümmert, unter Umständen, nämlich bei grob hedonistischen oder brutal egoistischen Grundsätzen des so Lebenden und Gesinnten, zwar Widerwillen, ja vielleicht Haß erwecke, jedoch der sittlichen Beurteilung nicht unterliege, also nicht sittlichen Tadel herausfordere, wenn der Philosoph diese Beurtheilung nicht ausschließlich bloß auf die subjektive Seite, das Maß der Unterwerfung unter die anerkannten und vom Individuum selbst fixierten Prinzipien eingeschränkt hätte. Nur deshalb, weil Beneke das objektive Moment in der Schätzung der Sittlichkeit und des sittlichen Fortschrittes ignorirte, durfte er den paradoxen Satz aussprechen, daß, so lange der Mensch „streng nach seiner Wertgebung handelt", „ihn wohl der Vorwurf des Unedeln, oder des Thierischen, oder der eigenliebigen Beschränktheit, aber nicht der der Unsittlichkeit treffen" könne. Beneke hat damals eben — um die Begriffsfassungen des einen durch die eines anderen Denkers zu erläutern — die Sittlichkeit ausschließlich in die „innere Freiheit" gesetzt und diese allein von den fünf ethischen Ideen Herbarts zum Fundament seiner Moralphilosophie gemacht. Weil er sich aber schließlich doch der Einsicht nicht erwehren konnte, daß eine Wert-

gebung noch unter anderen Gesichtspunkten als dem der inneren Freiheit stattfindet, daß auch der Egoist aus Prinzip verächtlich und der ohne bewußte Grundsätze, bloß aus seiner Natur heraus, großherzig und edel handelnde Mensch bewunderungswürdig ist, so blieb ihm nichts übrig, als mehrere Maßstäbe für die Beurtheilung des Menschenwertes — natürlich abgesehen von der thatsächlich außerethischen Schätzung der intellectuellen und physischen Tüchtigkeit, der socialen Position und der ästhetischen Vorzüge — anzunehmen, ja sogar „Tugenden" zu statuieren, die sich nur auf die „Wertgebung" und „Lebensansicht", aber nicht auf die „Sittlichkeit" beziehen. Damit verwandelte sich nun freilich die ganze Neuerung im Grunde aus einer sachlichen in eine bloß terminologische und zudem kann eine Terminologie wohl nicht sehr glücklich genannt werden, die höchst wertvolle „Tugenden" aus dem Bereiche des Ethischen ausschließt, die von menschlicher „Güte", menschlicher „Vollkommenheit" sprechen heißt, welche mit „Sittlichkeit" nichts zu thun haben.

Derartigen Mißgriffen, wie sie noch Beneke in seiner ethischen Erstlingsschrift begangen, ist jetzt für alle Zeit vorgebeugt und die Moralphilosophie hat durch die ihr von Jodl dargebotene Formulierung zweifellos einen ihrer größten prinzipiellen Fortschritte vollzogen. Aber selbst mit der Trennung jener beiden Begriffe der moralischen Menschheitsentwicklung ist noch nicht alles geleistet, dessen es zum Verständnis für die so verwickelten Erscheinungen des sittlichen Lebens, für die überaus feinen und zarten Nuancen, welche sich in der Sphäre der Moral dem forschenden Geiste darbieten, bedarf. Die klaren Bestimmungen jener Jodlschen Abhandlung fordern noch eine Ergänzung nach anderer Richtung und finden dieselbe auch faktisch in Konzeptionen, welche längst Gemeingut der wissenschaftlichen Ethik geworden sind. Nicht bloß Jodl selbst hat in historisch-kritischer Darstellung oft und oft gezeigt, daß es eine der vornehmsten Aufgaben des Moralphilosophen ist, das den sittlichen Vorschriften entsprechende Handeln von der sittlichen Gesinnung zu unterscheiden; vielmehr ist die Unerläßlichkeit dieser Sonderung wirklich schon seit Langem fast von allen Ethikern anerkannt und in der alten Entgegensetzung von Moralität und Legalität wenigstens theilweise zum Ausdrucke gebracht worden. Dies führt aber neuerdings zur Differenz von objektiv und subjektiv Sittlichem, wenngleich in ganz verschiedener Bedeutung. Begründete dort der Umstand, daß das sittliche Ideal sich vervollkommnen, das Maß der Hingebung an dasselbe aber gleichbleiben kann und umgekehrt, die Nothwendigkeit solcher Distinktion, so ergiebt sie sich hier in anderer Gestalt, das heißt mit anderem Begriffsinhalt aus der Thatsache, daß, sofern das sittliche Ideal

oder das summum bonum als ein durch gewisse äußerliche Verhaltungsweisen zu verwirklichender, aber die lebendige sittliche Gesinnung nicht schon wie bei Gizycki nach dessen zweiter Formulierung in sich schließender Zustand — sei es als Benthamsche Maximisation der Lust, sei es als gerechteste Verteilung des Glückes unter die Einzelnen — gefaßt wird, die dem nämlichen Ideal Zustrebenden aus sehr verschiedenen, sittlich mehr oder minderwertigen Motiven um die Herbeiführung dieses Zustandes sich bemühen können. Zufällige Verhältnisse werden es gewiß oft mit sich bringen, daß Mancher, von bloßem Eigennutz oder noch schlechteren Beweggründen getrieben, sich in den Dienst des ethischen Ideals stellt, an der Realisation des summum bonum arbeitet, und in diesem Falle wird selbst der objektive Wert der Grundsätze, nach welchen der Erfolg des Handelns als sittlich wünschenswert oder sittlich bedauerlich bestimmt wird, wird selbst die Güte oder Entwicklungshöhe der herrschenden Sittlichkeit also dem Verhalten einen subjektiv ethischen Wert zu verleihen außer stande sein. So kann, je nachdem man sich an die eine oder die andere der beiden Bedeutungen hält, sowohl die Möglichkeit des Vorhandenseins subjektiver beim gleichzeitigen Mangel objektiver als auch umgekehrt diejenige des Bestandes objektiver ohne wahre subjektive Sittlichkeit behauptet werden. Menschen können von tiefster subjektiver Moralität erfüllt, von der größten Rechtschaffenheit durchdrungen sein, so daß sie nichts gegen ihr Gewissen thun und sich lediglich von den durch die Moral ihrer Zeit und ihres Volkes sanktionierten Antrieben leiten lassen, und doch können, wenn eben die Zeit- und Landesmoral wenig taugt, das heißt einer niederen Stufe der Evolution des sittlichen Bewußtseins entspricht, die Bestrebungen dieser Personen insoferne objektiv unmoralisch sein, als sie sich nicht auf das Ziel richten, welches, vom höchsten geschichtlichen und philosophischen Standpunkt betrachtet, das wahre Endziel der ethischen Menschheitsentwicklung vorstellt. Nach der anderen Bezeichnungsweise darf im Gegenteil, wenn der Zweck des Strebens, losgelöst von den Motiven, also genauer und richtiger geredet: der faktische Totaleffekt der gewollten oder gewünschten Handlungen auch nur durch die augenblicklich in Geltung stehende Sittlichkeit, keineswegs jedoch durch das Zusammentreffen mit der Grundtendenz alles ethischen Lebens legitimiert wird, das Streben noch immer objektiv sittlich heißen, ohne daß es hierdurch im mindesten einen Anspruch auf subjektive Moralität erlangt, falls es nicht auch aus moralischen Gesinnungen hervorfließt. Denn bei der unentbehrlichen Gefühlsgrundlage des sittlichen Handelns wird kein noch so äußerlicher Utilitarismus es zu einer derartigen Materialisation des höchsten Gutes bringen, daß

der Unterschied der Motive gleichgiltig wird; seine eigenen Voraussetzungen würden ihn Lügen strafen, wenn er so weit ginge, eine aus gemein egoistischen und eine aus altruistischen Gründen zuwege gebrachte Vermehrung des allgemeinen Wohlseins sittlich gleich zu taxieren: müßte ja doch die in solcher Schätzung liegende Billigung des nackten Egoismus, sobald sie allgemein geworden wäre oder nur überhaupt das Verhalten der Menschen zu beeinflussen angefangen hätte, in kürzester Zeit die schwersten Schädigungen des Gemeinwohles nach sich ziehen und auf diese Weise den Ultrabenthamisten auch schon von der Unhaltbarkeit seiner Position überzeugen.

Gleichwohl läßt sich eine gewisse Diskrepanz zwischen den Thatsachen, worauf die erstere, und denjenigen, worauf die zweite Unterscheidung von subjektiver und objektiver Moralität beruht, oder zwischen dem Endzweck der Moral und den ihr allein zur Verfügung stehenden Mitteln nicht in Abrede stellen. Jenes Verhältnis nämlich, durch welches die Tendenz aller Sittlichkeit auf Herstellung möglichst allgemeiner Wohlfahrt verdeckt und scheinbar verleugnet wird und welches man am besten die unvermeidliche teleologische Insuffizienz der sittlichen und der Rechtsnormen nennen könnte, entspringt aus zwei Ursachen, deren eine in dem allgemeinen Gebots-, beziehungsweise Verbotscharakter der bestimmten, auf äußere Akte bezüglichen rechtlich-sittlichen Vorschriften, die andere jedoch eben in der Notwendigkeit nicht bloß des die freiwillige Unterordnung unter diese Vorschriften bewirkenden Pflicht- und Ehrgefühls, sondern auch der mannigfachen natürlich-altruistischen Gefühle für die Realisierung der sittlichen Lebenszwecke liegt. Es ist klar, daß die strenge Allgemeinheit der ethischen und zumal der in diesen enthaltenen juridischen Gesetze im Einzelfalle oft genug die Glückssumme vermindert, statt sie zu vermehren, also der vollständigen Erreichung des sittlichen Endziels entgegensteht, und daß sie doch andererseits, wie paradox es auch klingen mag, gerade wieder durch dieses Endziel bedingt wird, aus dem einfachen Grunde, weil man die Bestimmung des definitiven Lusteffektes einer Handlung für die Gesamtheit unmöglich dem schwankenden, unzulänglichen, häufig trügerischen Urteile des Einzelnen überlassen kann, ein sittliches Universalgebot: „Handle so, daß aus deinen Thaten möglichst viel Glück und eine möglichst vollkommene Ausgleichung der Glücksgüter entspringt", ohne besondere Vorschriften, in denen sich gleichsam die Erfahrung der Generationen über die Durchschnittswirkungen gewisser Maßnahmen verdichtet, demnach im höchsten Grade gefährlich wäre. Da sieht sich denn die Gesellschaft gezwungen, wirklich solche specielle Normen aufzustellen, deren Befolgung zwar im

einzelnen nicht selten ihre letzte Absicht verfehlt, aber nach dem Zeugnis der Geschichte, nach den der ethisch-juridischen Legislation zu Grunde liegenden Wahrnehmungen vieler Geschlechter doch wenigstens im großen Ganzen dieser Absicht gerecht wird und die allgemeine Wohlfahrt erhöht, während bei Abwesenheit der Normen die Zahl der schmerzvollen Zusammenstöße zunehmen, das Glück aller daher trotz einzelner Vorteile und Bequemlichkeiten sich verringern müßte. Gäbe es kein Gebot: „Du sollst nicht stehlen", das grausam und unerbittlich in jedem Fall strengste Beobachtung heischt, so würde sicherlich manche Qual gemildert, manches Elend beseitigt werden, da der Arme von dem Überfluß des Reichen so viel, als er eben benötigt, sich aneignen dürfte: fehlte aber überhaupt der Begriff des Eigentums und damit die Notwendigkeit des unbedingten Diebstahlverbotes, so würde, indem Jeder sein Bedürfnis für dringlicher hielte als das der Andern, ein Kampf Aller gegen Alle entbrennen, mit einem Gefolge von Leiden, welches denn doch noch viel schlimmer wäre als alles Ungemach, das die Institution des Eigentums und die darin begründete Allgemeinheit des juridischen Gesetzes mit sich bringt. Und zur Allgemeinheit gehört auch die streng verpflichtende Kraft. Mit bloßen Ratschlägen der Gemeinschaft an den Einzelnen, bestünden sie gleich in dem Rate, einer Regel stets und ausnahmslos, also nicht nur, wo ihr Wert sichtbar ist, zu folgen, wäre wenig genützt: man würde sie beachten oder in den Wind schlagen, je nachdem sie unserem das Urteil immer täuschenden und bestehenden Eigennutz gerade zusagten oder nicht: das soziale Interesse bedarf deshalb der harten, strikten, rücksichtslosen Forderungen, damit die Quelle des Leids nicht noch viel reichlicher fließe, als es dieses erbarmungslose Gesetz will, damit das kleinere Übel nicht durch ein ungleich größeres verdrängt werde. Es ist Kants unsterbliches Verdienst, diese Allgemeinheit der Rechts- und Sittengesetze oder, was dasselbe besagt, das Vorhandensein bestimmter, unbedingt geltender Normen auf ethisch-juridischem Gebiete mit solchem Nachdrucke wie kein Philosoph vor ihm betont zu haben. Hatte der große Denker schon in den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" das Moment der materialen Allgemeinheit der sittlichen Pflichten, wie es wenigstens für die christliche und humane Ethik gilt, hervorgehoben, das heißt jene Eigenschaft derselben, kraft deren sie Berücksichtigung des Interesses Aller und nicht bloß des Wohls und Weh es dieser oder jener Person fordern, und hatte er aus eben diesem Umstande die Notwendigkeit der festen, unbeugsamen sittlichen Grundsätze so wie eines diese Grundsätze tragenden ästhetisch-moralischen Gefühls abgeleitet, weil die weichen, allzu impressionistischen Tugenden des „Mitleids" und der „Gefäl-

ligkeit" mehr von dem Gegenwärtigen und Nahen gerührt werden, das Zukünftige und Ferne jedoch viel weniger zur Triebfeder für Handlungen nehmen, sonach bei ausschließlicher Herrschaft über das Gemüt allerlei Ungerechtigkeiten erzeugen und jene gebotene Richtung auf das Gesamtwohl vermissen lassen, — hatte solcherart Kant schon 1766 die materiale Allgemeinheit der sittlichen Pflichten in helles Licht gestellt, so war ebenfalls bereits vor der Abfassung des ersten seiner kritischen Hauptwerke die formale Allgemeinheit der Sittengesetze und die ganze Bedeutung des Problems, welches dieser formale Charakter der rechtlich-ethischen Normen einschließt, von dem Philosophen erkannt worden. Aber nicht nur auf das Problem wies die in den „Vorlesungen über die Metaphysik", welche man trotz Arnoldt und Thon wohl in die Siebzigerjahre wird verlegen müssen, gebotene Formulierung des obersten Moralprinzips oder, was für Kant eins war, die Definition der Würdigkeit, glückselig zu sein, sehr deutlich, wenn gleich nicht mit ausdrücklichen Worten hin, auch die einzig mögliche Lösung des Problems, die einzige nämlich, zu der man gelangt, ohne den berechtigten eudämonistischen Standpunkt verlassen zu müssen, hatte Kant damals schon gefunden. Die erwähnte Formulierung des Moralprinzips in dem Satze: „Wenn wir uns so verhalten, daß daraus, wenn sich Jedermann so verhielte, die größte Glückseligkeit entspringen würde, dann haben wir uns so verhalten, daß wir der Glückseligkeit würdig sind", enthält in der That diese Lösung, wie sie durch keine bessere, vollkommenere ersetzt werden kann, und vergleicht man damit die Ausführungen des Abschnittes: „Von dem Ideal des höchsten Gutes" in der „Kritik der reinen Vernunft", so muß man die bestimmteste Überzeugung gewinnen, daß nicht etwa die Unvereinbarkeit der Allgemeinheit und schlechthin verbindenden Kraft der Sittengesetze mit dem berechtigten, universellen Eudämonismus, sondern vielmehr das Bestreben, neben diesem universellen auch den seinem Wesen nach antiethischen, individuellen, egoistischen Eudämonismus zu retten, Kants Zweifel an der Zulänglichkeit des so glücklich entdeckten Prinzips wachrief und die verhängnisvollen Konzessionen an die Theologie veranlaßte. In um so seltsamerem Gegensatze zu diesem unbewußten und uneingestandenen, aber mittelst religiöser Vorstellungen zweifellos durchgeführten Versuche einer Aufrechthaltung des egoistischen Eudämonismus steht die andere Seite in der Fortentwicklung der Kantschen Ethik, jene Wiederaufnahme und eigenartige Umprägung der schon 1764, wenn auch unter anderem Namen gebildeten und zum Schlusse der „Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral" dargelegten Konzeption eines kategorischen

Imperativs, einer „Notwendigkeit der Zwecke (necessitas legalis)", wie es damals bei Kant hieß, das heißt eines unbedingten, nicht bloß hypothetischen Sollens — jene Umprägung dieser Konzeption, die schließlich zur vollkommenen Formalisierung und Rationalisierung der Ethik und Entleerung alles Gehalts aus den sittlichen Begriffen führte. Es kann jedoch nicht eindringlich genug gesagt werden, daß die strenge Allgemeinheit der rechtlich-sittlichen Normen nur auf dem Boden des Eudämonismus ein interessantes, ernstes, hochwichtiges Problem ist; denn nur, wenn man des Zwiespaltes inne wird, der zwischen den Konsequenzen des formalen Charakters der Gesetze und dem eudämonistischen Endziele der Sittlichkeit besteht, kann und muß sich die Frage erheben, ob man trotzdem an der Auffassung der Moral- und Rechtsgebote als eines Systems von Mitteln zur Erreichung dieses Endziels festhalten dürfe, thürmt sich somit eine Schwierigkeit auf, die mit allen Kräften überwunden werden muß. Für die aprioristisch rationalistische Ethik ist die Allgemeinheit der Rechts- und Sittengesetze selbstverständlich, aber eben darum auch bedeutungslos und des Nachdenkens nicht wert.

Schon diese Normen von allgemeinem Befehlscharakter und mit ganz bestimmtem Inhalte bedürfen nun, um wirksam zu werden, das heißt um sich Befolgung zu erzwingen, eines emotionellen Faktors, einer Gefühlsgrundlage, ob man sie Pflichtgefühl, Achtungsgefühl, Gewissen oder anders nenne. Die gesellschaftliche Einrichtung, daß die Übertretung mancher Gesetze mit Strafen belegt wird, könnte ihnen noch lange nicht den im Gesamtinteresse erwünschten Gehorsam schaffen, wenn nicht auch dort, wo es leicht scheint, der Strafe zu entgehen, das Pflicht- oder Rechtsgefühl zur Einhaltung der Gebote nötigte. Ja, die Strafen selber wirken, je höher die Civilisation entwickelt ist, um so weniger durch das, was sie an unmittelbarer und eigentlich realer Pein enthalten, und um so mehr durch die Scheu des zu Bestrafenden vor dem Schimpfe, der Ehrenkränkung abschreckend: sie setzen auf solchen Kulturstufen also bereits eine moralische oder wenigstens für die Moral verwertbare, wichtige und selbst unentbehrliche Gefühlsanlage voraus, um ihrem Zwecke entsprechen, ihre wohlthätige Bestimmung in vollem Umfange erfüllen zu können. Allein mit dem Pflicht- und Ehrgefühl, deren Genesis zu erörtern hier Raum und Anlaß fehlen, ist es offenbar nicht gethan, soll die Sittlichkeit über die dürftigsten und rohesten Anfänge hinausgelangen und sich zu schönerer, reicherer Blüte entfalten. Auf dem bloßen Respekt vor den in der nächsten Umgebung herrschenden Anschauungen von Gut und Böse, ohne stete Inanspruchnahme der altruistischen Gefühle und sorgfältigste Pflege derselben, kann sich wohl die Moral wilder und barbarischer Völkerstämme, aber gewiß

nicht die höchste, die christliche und modernhumane Sittlichkeit aufbauen. Sogar Kant, der Ethiker des starren Pflichtgefühls, hat in jener ästhetischen und charakterologischen Schrift aus dem Jahre 1766, welche für wahre Tugenden bereits ausschließlich die in der reinen Achtung vor den sittlichen Grundsätzen wurzelnden erklärte, Mitleid und Gefälligkeit wenigstens als „adoptierte Tugenden" gelten lassen, ohne deren Hilfe es die Moral nie zu lebendiger Wirksamkeit bringt, während ihm der Ehrgeiz trotz der kaum geringeren Brauchbarkeit für die Durchsetzung der ethischen Gebote nur ein „Tugendschimmer" zu heißen verdiente, und er hat auch später, in seiner kritischen Periode, wie sehr sich gleich die Einseitigkeit seines ethischen Rigorismus steigerte, die bedeutsame Rolle dieser Affekte nicht völlig verkannt. Allerdings — auch darin tritt vielleicht etwas von dieser Einseitigkeit zu Tage — umschrieb er den Kreis der „vollkommenen" Pflichten so, daß nur diejenigen, welche bestimmte, scharf zu kennzeichnende Verhaltungsweisen vorschreiben und deren Verletzung also ein unbedingtes Verbot treffen kann, darin befaßt waren, und rechnete er hingegen die Forderungen, die aus dem sittlichen Wert der altruistischen Gefühle sich ergeben, wenn schon nicht diese allein, zu den „unvollkommenen Pflichten". Aber diese Bezeichnungsart ließe sich mit ebenso gutem, ja besserem Rechte umkehren. Die Gebote, deren Überschreitung selbst das Strafgesetz ahndet, enthalten freilich die ersten, elementarsten, für die Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung unerläßlichsten und insoferne „vollkommensten", allein andererseits doch auch wieder die niedrigsten, unvollkommensten Pflichten, jenseits deren Bereiches erst die specifisch moralische Sphäre beginnt, wenn man die Sittlichkeit im engeren Sinne und das Recht einander gegenüberstellt. Das Recht gebietet Handlungen und Unterlassungen, die Sittlichkeit befiehlt oder empfiehlt Gesinnungen; das Recht sagt: „Du darfst nicht stehlen, nicht defraudieren, nicht morden, dich keiner Bigamie schuldig machen", die Sittlichkeit mahnt zu Treue, Dankbarkeit, Mildherzigkeit, Wohlwollen; durch das Recht wird uns jedesmal ein bestimmter Auftrag erteilt, durch die Sittlichkeit ein Feld zugewiesen, das wir in der mannigfachsten Weise bepflanzen und beackern können. Das altruistische Gefühl in seinen verschiedenen Sondergestaltungen, welches so unleugbar ein Fundament der Moral, obgleich keineswegs, wie Schopenhauer, und noch dazu von einem einzigen Specialtypus dieses Gefühls, angenommen hat, das ganze Fundament derselben ausmacht, ist nun, wie gesagt, gleichfalls eine Quelle dessen, was zuvor die teleologische Insufficienz des ethischen Lebens genannt wurde. Es verleitet uns fort und fort, mehr von dem eigenen Interesse preiszugeben, als der andere durch solche Preisgebung gewinnt; es treibt uns zu Opfern für Unwürdige

und fügt dann zu dem Bedauern über die Erfolglosigkeit unserer Anstrengungen den Schmerz des erlittenen Undankes; es macht uns dadurch, daß es uns verführt, das kleine Leid des Einen mit Erschöpfung all unserer Kräfte zu lindern, unfähig, der viel größeren, empfindlicheren Not des Andern abzuhelfen; es schließt überhaupt seiner Natur nach, als affektiver Erregungszustand des Bewußtseins, bis zu einem gewissen Grade den kalten und nüchternen Maupertuis-Benthamschen Kalkül aus; kurz, es hat eine Unzahl „dysteleologischer" Folgen, wenn dieser von Haeckel für biologische Thatsachen geprägte Ausdruck auf das moralphilosophische Gebiet übertragen werden soll. Zwar läßt sich andererseits nicht verkennen, daß zwischen dem Walten des sympathischen Affektes und jener teleologischen Insufficienz der Sittlichkeits- und Rechtsformen, welche aus deren strikter Allgemeinheit hervorgeht, eine Art Ausgleichungs- oder Ergänzungsverhältnis besteht, daß die letztere durch das erstere in höchst merkwürdiger und für die Aufgaben der Sittlichkeit bedeutungsvoller Weise korrigiert wird: das altruistische Gefühl mildert die Härte des Gesetzes; das Diebstahlsverbot z. B., um bei dem früheren Exempel zu bleiben, würde sich für den Armen noch viel peinlicher fühlbar machen, wenn nicht die zu sittlichen Pflichten erhobenen, milden Regungen des Herzens dem Unglück entgegenarbeiteten, welches die mitleidlose Universalität der Rechtsnorm über viele verhängt. Indes hebt diese Beziehung, kraft welcher der eine Mangel der ethischen Grundeinrichtungen den anderen teilweise kompensiert, doch die Thatsache nicht auf, daß die sympathischen Gefühle auch ihrerseits, wofern sie sich frei und voll ausleben, mancherlei Unzukömmlichkeiten bereiten, daß sie sich ebenfalls, obgleich in anderer, wenn man will, entgegengesetzter Richtung wie die schlechterdings giltigen Gebote, von dem Ziel entfernen, welchem unbewußt das ethische Leben zusteuert. Dessenungeachtet — und damit kehren nun diese Erörterungen zu ihrem Kernpunkte zurück — sind beide Gruppen von Gefühlen, das Pflicht-, Rechts- und Ehrgefühl auf der einen und die von dem abstrakten Gerechtigkeitssinn ganz verschiedenen, wiewohl ihm großenteils als Basis dienenden sympathischen oder altruistischen Gefühle auf der anderen Seite, für eine wenigstens approximative Erreichung des Zieles, für eine Annäherung an dasselbe in jenem Maße, welches zur Zeit überhaupt möglich scheint, nicht zu entbehren. Man braucht nur die schon oben gepflogene Überlegung anzustellen; man braucht sich bloß zu fragen, welche Folgen es hätte, wenn die specifisch ethischen Gesinnungen, alles Pflichtgefühl und aller natürliche Altruismus, plötzlich aus dem sozialen Getriebe ausgeschaltet würden, so daß sich jeder nur von der Rücksicht auf seinen eigenen Vorteil leiten ließe, jeder nur sein eigenes Glück suchte, und zwar das Glück,

wie es bei vollster Gleichgiltigkeit sowohl gegen die Schicksale der Mitmenschen, als gegen deren gute oder schlechte Meinung an gewisse äußere Bedingungen geknüpft erscheint, — man braucht sich wirklich bloß die Konsequenzen eines solchen Zustandes zu vergegenwärtigen, um sich sogleich zu überzeugen, welch gutes Recht die Ethik hat, Legalität und Moralität zu trennen und die wahre Sittlichkeit ausschließlich in die Gesinnung zu verlegen. Mag eine Handlung noch so sehr dem Gesamtinteresse dienen, noch so ausgiebig das allgemeine Wohl fördern, ihr sittlicher Wert beginnt erst da, wo die ethischen Gefühle als Triebfedern ins Spiel kommen. Die in Gedanken vorgenommene Elimination dieser Gefühle mit ihren unausbleiblichen Folgen zeigt dem stumpfsten Sinne, daß wirklich auf ihnen und auf ihnen allein der ganze kunstvolle Bau der Sittlichkeit ruht. Nur so weit sie thätig sind, darf man erwarten, daß das Leben der gesellschaftlich organisierten Menschheit auch über die Grenzen jenes Gebietes hinaus, welches der materielle Rechtszwang sichert, sich in der Richtung nach den letzten ethischen Zielen bewegen werde; ohne ihren Einfluß müßte es dem Zufall anheimgestellt bleiben, ob da und dort, bei einzelnen Anlässen, der rücksichtslos für sich selbst Sorgende, ohne es zu wollen, durch eine seltsame Verkettung der Umstände auch den Anderen, der Allgemeinheit Dienste erweist. Daß trotzdem, selbst beim lebendigen Walten der ethischen Gesinnungen, jene Bewegung nur ganz im allgemeinen stattfindet und daß insbesondere, wie früher angedeutet, ein eigentümliches Zusammen- und Einanderentgegenwirken der beiden in gewisser Hinsicht antagonistischen Hauptarten sittlicher Gefühle benötigt scheint, damit die Zwecke der Moral nicht in noch weiterem Umfange verfehlt werden, thut nichts zur Sache: steht es ja doch immerhin fest, daß ohne Gesinnungen, also ohne das, was das subjektiv Sittliche in dem zweiten Sinne dieses Terminus ausmacht, auch das objektiv Sittliche beider Bedeutungen vollends in nichts zerstöbe und ein eitles, hohles, nie und nimmer zu verwirklichendes Hirngespinst bleiben müßte.

Man sieht hieraus, wie die erläuterten Gegensätze von subjektiver und objektiver Moralität zum tiefsten Grunde der Sittlichkeit hinunterführen und die beiden Hauptthatsachen des ethischen Lebens an den Tag bringen: einerseits den von Kant, Herbart, Schopenhauer und dem spekulativen Idealismus, aber auch von einzelnen Positivisten, z. B. Dühring, teils ausdrücklich, teils stillschweigend geleugneten teleologischen Charakter der rechtlichen und sittlichen Normen, welcher durch deren mit der strengen Allgemeinheit gegebene Insufficienz, das heißt ihr Fehlschlagen oder Versagen im einzelnen Falle wohl verwischt, aber nicht aufgehoben wird und dem neuerdings Anerkennung verschafft zu haben vornehmlich das Verdienst der zwei

großen Nach-Kantischen Eudämonisten: Bentham und Ludwig Feuerbach ist, andererseits die notwendige affektive Basis der Sittlichkeit, die Bentham übersah oder doch nicht gebührend würdigte, während sie Feuerbach, auch in diesem Stück der rationalistisch-autonomistischen Ethik und dem gemeinen Utilitarismus sich gleichmäßig überlegen zeigend, wenigstens zum Schlusse seiner grandiosen moralphilosophischen Denkerarbeit nach ihrer vollen Bedeutung erkannte. Wäre das Sittliche grund- und ziellos oder nur in der reinen, formalen, sich selbst genügenden Vernunftbethätigung gegründet, diente es nicht gewissen Zwecken, die anzustreben die Vernunft sich auf praktischem Gebiete ebenso gebunden fühlt, wie sie auf theoretischem das Material der Anschauung als ein Gegebenes hinnehmen, davon ausgehen und immer wieder zur Interpretation desselben zurückkehren muß, dann ließen sich weder die Wandlungen des sittlichen Ideals, die Veränderungen des Inhaltes der in verschiedenen Geschichtsperioden und bei verschiedenen Völkern giltigen sittlichen Vorschriften begreifen, noch hätte man irgend ein Kriterium, um auszumachen, ob eine dieser Wandlungen einen Fortschritt oder einen Rückschritt bedeutet; die ethische Höherbildung der Menschheit könnte dann ausschließlich in dem steigenden Grade jener Unterwerfung der Einzelnen unter das herrschende Moralgesetz bestehen, welche die subjektive Sittlichkeit in dem ersten hier erläuterten Sinne ausmacht. Nicht besser, ja vielleicht noch schlimmer läge die Sache für alle diejenigen, die eine endgiltige, letztinstanzliche Wertbestimmung auf ethischem Gebiete erlangen zu können hoffen, wenn die sittlichen Normen den einfachen Ausfluß von Gefühlen, gleichsam die natürliche Reaktionsweise solcher Gefühle unter gewissen Bedingungen vorstellten, sei es, daß ein einziges sittliches Grundgefühl, sei es, daß eine Mehrzahl moralschaffender Gefühlstypen existierte, oder — es wäre das übrigens nur eine Specialisierung des ersteren Falles, eine eigenartige Gestaltung des moralischen Grundgefühls, welche dasselbe als den specifisch ästhetischen Emotionen zugehörig erkennen ließe — wenn die Gebote der Sittlichkeit dem unmittelbaren, nicht weiter zu begründenden Beifall, der sich an die Wahrnehmung bestimmter Handlungs- und Empfindungsweisen knüpft, ihren Ursprung dankten, wie das Kant in seiner ersten Behandlung der ethischen Grundfragen, vom Jahre 1764, und später, mit der damaligen Position Kants aufs genaueste übereinstimmend, Herbart, der Hauptvertreter der ästhetischen Moralauffassung, gelehrt haben. Denn unter diesen Voraussetzungen könnte überhaupt nicht, auch nicht einmal für das einzelne Stadium der ethischen Menschheitsentwicklung, das sittliche Sollen gegenüber dem natürlichen Wollen gerechtfertigt werden; es entspränge wohl aus den sogenannten moralischen Gefühlen, soweit

eben deren Herrschaft reicht, eine gewisse Wertgebung, aber es ließe sich nicht absehen, warum diese Wertgebung vor der in anderen Gefühlsanlagen wurzelnden den Vorzug verdient, warum Willensantriebe, wenn sie im Individuum von Natur aus nun einmal stärker sind, unterdrückt oder verdrängt werden müßten von Impulsen, die aus einem schwächeren Gefühl, sei dieses Mitleid, Wohlwollen oder ästhetisches Gefallen an bestimmten Willensverhältnissen, hervorgehen und die dementsprechend auch selbst von minder kräftiger Art sind; kurz, es wäre diesfalls mit der Sanktion der Sittlichkeit mißlich bestellt, wofern man nicht nach Schopenhauerschem Muster zur Magie geheimnisvoller metaphysischer Beziehungen seine Zuflucht nehmen wollte, zu Konzeptionen also, bezüglich deren es außerdem noch mehr als fraglich erschiene, ob ihre Absicht — von der wissenschaftlichen Bedenklichkeit solcher Vorstellungsarten ganz abgesehen — in der That erreicht werden könnte. Erst der Gedanke einer den moralischen Regungen innewohnenden unwiderstehlichen Tendenz, die entgegenstehenden Gefühle zurückzudrängen und zu überwältigen, ihrer in immer höherem Maße Herr zu werden, könnte so etwas wie eine Sanktion des Sittlichen schaffen und den Begriff des Sollens als einer besonderen Form des Seins oder Werdens entstehen lassen; aber dann gienge, bei der notwendigen Gebundenheit der Gefühlserregung an gewisse Anlässe und bei der Bestimmtheit der von den moralischen Gefühlen inspirierten Handlungen hinsichtlich ihres emotionellen Effektes für andere Wesen, die Betrachtungsweise von selbst in die teleologische der Feuerbachschen Gestalt über und unterschiede sich von der letzteren zu ihrem Nachteile bloß dadurch, daß sie jede Rechenschaft über die Gründe des von ihr angenommenen Verhältnisses, des allmählichen Überwucherns und Vorherrschendwerdens einer besonderen Gefühlsgruppe vermissen ließe. Es leuchtet ja ein: nur wenn der innere Zwang und Drang, der die moralischen Gefühle im Laufe der Zeit prävalieren macht, nicht ein „innerer" in der strengsten Bedeutung des Wortes ist, kann man an sein wirkliches Vorhandensein glauben, weil dann auch seine Ursachen sichtbar sind. Wenn nämlich, wie es der fundamentale Satz Feuerbachs, dieses Columbus-Ei der philosophischen Ethik, ausspricht, das dem eigenen Glückseligkeitstriebe scheinbar widerstreitende „Du sollst" der sittlichen Pflicht bloß ein Echo vom „Ich will" des Glückseligkeitstriebes der Anderen ist, da das Phänomen des Sollens in seinem ganzen Umfange niemals aus dem einzelnen, isolierten Menschen, auch nicht aus der von Kant zu Grunde gelegten „reinen praktischen Vernunft" desselben ableitbar scheint, da nie der Einzelne sich aus eigenem Antriebe das „Du sollst" zurufen kann, sobald in diesem Befehle mehr liegt als eine Forderung der Klugheit, des wohl-

verstandenen Eigennutzes, wenn sonach, mit Feuerbachs eigenen Worten zu reden, „die Glückseligkeit, aber nicht die in eine und dieselbe Person zusammengezogene, sondern die auf verschiedene Personen vertheilte, Ich und Du umfassende, also nicht die einseitige, sondern die zwei- oder allseitige", „das Prinzip der Moral" ist, dann wird es allerdings nicht minder leicht verständlich, daß die sittlichen Gefühle, deren Bethätigung eben den zahllosen, miteinander oft in Konflikt geratenden Glückseligkeitstrieben die beste Ausgleichung schafft, unter den vielerlei Emotionen eine besonders ausgezeichnete Stellung haben, mehr und mehr erstarken, mehr und mehr Geltung gewinnen, als daß der sittlich empfindende Mensch seine eigene Gefühls- und Begehrungsweise auch den Andersgearteten ansinnen und gewissermaßen aufdrängen darf, ohne befürchten zu müssen, seine Zumutung würde von diesen als thöricht und sinnlos zurückgewiesen werden. Die absolute Gefühlsethik dagegen, welche die gerade vom universell eudämonistischen Standpunkte aus so selbstverständliche Thatsache mißdeutet, daß aus jenem das „Du sollst" erzeugenden „Ich will" bloß ursprünglich, so zu sagen im vormoralischen Stadium, der ganze, volle, unbeschränkte Glückseligkeitstrieb des Individuums heraustönt, während, sobald die Sittlichkeit einmal wirklich ins Leben getreten ist, dieses „Ich will", als dessen getreue Wiederspiegelung das moralische „Du sollst" erscheint, einen enger begrenzten, nicht mehr wahllos jedes Lustverlangen einschließenden Inhalt hat, — die Gefühlsethik, welche diese Thatsache mißdeutet, daher die genetische Sittlichkeitstheorie ablehnt und solch bestimmtes „Ich will", solche bestimmtere, aus bestimmten Gefühlen hervorfließende Wünsche oder Begehrungen schon von vorneherein und nicht etwa, weil bei ihrer Erfüllung der Glückseligkeitstrieb Aller am besten fährt, zu Grundlagen der Moral macht, muß offenbar, um die Überordnung des Sittlichen nicht ganz in der Luft schweben zu lassen, in gewisse Affekte und Gesinnungen eine rätselhafte Neigung und Fähigkeit zur Ausbreitung, eine mysteriöse Werbekraft, eine Art Infektiosität hineinlegen und schließlich muß sie doch noch ein gutes Teil der Feuerbachschen Lehre von der Unentbehrlichkeit des Ich und Du zur Moralzeugung gelten lassen, weil zur Werbung eben ein Werbender und Geworbener, zur Infektion ein Inficierendes und Inficiertes gehören oder ohne Bilder: weil es bei der unleugbaren Schwäche der moralischen Gefühlsreaktion in manchen Individuen zum Mindesten notwendig erscheint, daß ethisch besser begabte Genossen mit Forderungen an diese sittlich Stumpfsinnigen herantreten, um auch in ihnen das Bewußtsein von Verpflichtungen zu wecken, das sich aus ihrer eigenen, natürlichen Gemütsveranlagung nicht ergeben würde. Indes, wie dem auch sein möge: ohne die im Lauf der Geschichte mit zwingender Gewalt sich

kundgebende Überlegenheit der moralischen Gefühle fehlte es den Geboten der Sittlichkeit, wenigstens der vollkommeneren, altruistischen, an jeder Legitimation sowohl für die Einzelnen, die sich durch unsittliches, grobegoistisches Verhalten in ihrem Inneren nicht gepeinigt oder beunruhigt, in ihrer subjektiven Wertschätzung nicht herabgesetzt fühlen, als noch viel mehr für die primitiven Gemeinschaften, in deren brutalem Sittengesetz sich kaum Spuren von echtem Altruismus entdecken lassen, bei welchen daher auch Mangel altruistischer Gesinnung nicht als Tadel oder Vorwurf gilt. Die Verbreitung der moralischen Gefühle in immer weitere Kreise aber, ihre fortwährende Einpflanzung in Menschen, die zuvor ihrer entbehrt hatten, oder, da man von Einpflanzung strenge genommen doch nicht sprechen kann, ihre seitens der Übrigen erfolgende Pflege und Kräftigung in Personen, in welchen sie von Hause aus schwach entwickelt waren, dies würde, vorausgesetzt, daß die moralischen Emotionen wenigstens teilweise altruistischer Natur sind und daß andererseits Streben nach Lust und Fliehen vor Unlust das Grundgesetz des einzelnen Willens bedeutet, auch schon von selber eine ganz bestimmte Richtung der von diesen Gefühlen diktierten Handlungen mit sich bringen; es würde dadurch das Verhalten der Menschen mit der Zeit notwendig in dem Sinne unificiert werden, daß es immer mehr die Herstellung der größtmöglichen allgemeinen Wohlfahrt zur Wirkung hätte. Ja, man muß sagen: sogar bei größter Ohnmacht der altruistischen Affekte und äußerster Seltenheit der Individuen, welche denselben wahrhaft zugänglich sind, wäre die Richtung auf die Förderung des Gesamtwohles zu konstatieren; denn sie ist mit diesen Gefühlen selbst gegeben, eins mit deren Natur, zumal auch der höchste Altruismus das eigene Glücksbedürfnis nicht ausschließt, vielmehr, wie Comte so schön gezeigt hat, in solchem Bedürfnis seine unerläßliche Basis und Direktive besitzt. Nur hätte die Tendenz dann nicht die Mittel, sich durchzusetzen. Die schwachen, nur da und dort erwachenden, in der Menschheit auf verschwindende Weise zerstreuten Gefühle wären außer stande, dem Leben unserer Gattung, indem sie es in bestimmte Bahn drängen, ein teleologisches Gepräge aufzudrücken; die altruistische Sittlichkeit mit dem immanenten, von ihrem Wesen unzertrennlichen Zielstreben käme über die bloße Anlage aus denselben Gründen nicht hinaus, aus welchen ihre Sanktion oder Legitimation unmöglich erschiene. Aber, wie gesagt, erst mit der Möglichkeit solcher Sanktion, erst mit der vollzogenen Umwandlung der Gefühlsmoral in die teleologische könnte ein überragender Standpunkt gewonnen werden, welcher eine Vergleichung der mannigfachen, in der Geschichte sich ablösenden Moralsysteme nach ihrer relativen Vollkommenheit verstattete, während sonst die Erkenntnis des Wechsels,

auch wenn dieser an irgend einem Punkte zufällig eine höhere Bewertung, also ein Erstarken und Überhandnehmen der selbstlosen Gefühle zeigte, bloß die Bedeutung einer Thatsachenfeststellung hätte, ein rein historisches, aber nicht meritorisches Urteil, eine bloße Wort-, aber nicht Wertbestimmung in sich schlösse. In der That wäre ja „sittlich" im letzteren Falle eine einfache Kollektivbezeichnung für gewisse, als innerlich zusammengehörig sich darstellende und daher mit einem gemeinsamen Namen ausgezeichnete Erscheinungen, — Erscheinungen, deren specifische Differenz immerhin mit in einer besonderen lokalen und temporären Wertschätzung derselben bestehen mag, ohne daß doch über den Wert dieser Wertschätzung selbst, das heißt über ihre Berechtigung gegenüber anderen, durch andere Morallehren vertretenen Beurteilungsweisen entschieden werden könnte.

Nicht minder klar ist der zweite Zusammenhang. Wären die Zwecke, auf die sich die sittliche Legislation, wenn auch unbewußt und uneingeständlich, richtet, auf jedem beliebigen Wege, das heißt mit jeder beliebigen Gesinnung bloß durch gewisse äußerliche Anordnungen und Vorkehrungen der Gesellschaft zu erreichen, könnte man zur Annäherung an das ethische Ideal die mannigfachen Gefühle missen: das Pflichtgefühl sowohl wie jene altruistischen Affekte, die man trotz der Möglichkeit, daß aus ihrem durch Vernunft nicht geregelten Walten da und dort dem sittlichen Endzweck widerstreitende Handlungen hervorgehen, an und für sich als moralische aufzufassen und zu bezeichnen pflegt, dann erschiene es wieder durchaus gleichgiltig, welchen Beweggründen eine That entstammt, wenn sie nur die faktischen Ziele des ethischen Lebens befördert. Allein die Voraussetzung trifft eben nicht zu und daraus ergiebt sich abermals, wiewohl in anderer Richtung, ein Gegensatz von objektiver und subjektiver Sittlichkeit. Vergebens bemüht sich der Utilitarismus, diesen Gegensatz zu verwischen, die Differenz von Moralität und Legalität aufzuheben. Man kann dem klassischen Utilitarier Mill unbedenklich beipflichten, wenn er sagt: „Wer einen Mitmenschen vom Ertrinken rettet, thut, was moralisch recht ist, ob nun sein Beweggrund die Pflicht ist oder die Hoffnung, daß er für seine Mühe bezahlt werde"; nur muß man sich bewußt bleiben, daß hier lediglich von der objektiven Moralität der Handlung, von demjenigen also, wofür seit langem auch der Ausdruck: „Legalität" gebraucht wird, die Rede ist. In der That läßt sich bei Anerkennung des teleologischen Charakters der Sittlichkeit die Konsequenz nicht umgehen, daß, je nachdem die allgemeine Wohlfahrt durch eine bestimmte Handlungsweise vermehrt oder vermindert wird, die Art zu handeln das Gepräge der äußeren Moralität, das heißt des Zusammentreffens mit den letzten ethischen Zielen besitzt oder entbehrt. Dies braucht aber keineswegs so verstanden

zu werden, daß eine unmittelbare Beförderung der sittlichen Endabsichten im einzelnen Falle stattzufinden hätte, so daß die sofortige Erhöhung des Glückes der Gesamtheit das ausschließliche Merkmal jenes Zusammentreffens abgeben würde. Im Hinblick auf die oben erörterte sekundäre ethische Zwecksetzung, auf die Notwendigkeit der Ausbildung fester äußerer Normen, wie sie namentlich das Rechtsgebiet und die dem Rechte näher liegenden Regionen der Sittlichkeit, das Bereich der „vollkommenen Pflichten" Kants ausfüllen, kann vielmehr Legalität da fehlen, wo, wie bei dem Diebstahle des heiligen Crispinus zu Gunsten der Armen, der Effekt zweifellos in einer Vermehrung der universellen Glückssumme besteht, also der Grundsatz: „Finis sanctificat media" gegen die fixe ethisch-rechtliche Jurisdiktion durchgeführt wird, und tritt sie umgekehrt auch und zwar ganz besonders da zu Tage, wo einfach die Gesetze befolgt, die Normen eingehalten werden. Mit solcher Einhaltung der Norm kann das Gemeinwesen zunächst im gegebenen Falle zufrieden sein und es giebt dieser Zufriedenheit eben durch Konstatierung der Legalität Ausdruck. Wenn thatsächlich das geschieht, was das Gesamtwohl erfordert und was zumal durch die im Interesse dieses allgemeinen Wohles aufgestellte Norm vorgeschrieben wird, so ist äußere Moralität vorhanden. Ihr aber steht die subjektive oder, wenn man will, innere Sittlichkeit gegenüber und diese erscheint so wenig durch das nächste konkrete Ziel des einzelnen Willensaktes, welches nach Mill allein ausschlaggebend sein würde, als durch den faktischen Erfolg des Wollens und Handels bedingt. Das hat wohl schon Demokrit eingesehen. Der Schöpfer der kritischen Erkenntnistheorie ist auch der Urheber der wissenschaftlichen Ethik: er hat nicht nur das innerste Wesen aller Wertgebung überhaupt in der notwendigen Beziehung auf Lust und Unlust aufgedeckt, sondern auch schon das Grundgesetz der sittlichen Beurteilung enthüllt, indem er erklärte, Gutsein heiße nicht kein Unrecht thun, sondern keines wollen. Das Nichtwollen des Unrechtes im Sinne Demokrits aber kann nur einem Abscheu vor dem Unrecht als solchem entspringen, nur die Motive, die Gesinnung, aber nicht den speciellen Willensakt betreffen, da ja die Zurechnung der bloß aus physischen Ursachen mißlungenen That viel zu selbstverständlich ist, als daß der große antike Denker das Bedürfnis gefühlt haben könnte, solche Trivialität eigens hervorzuheben. Und daß schon für Demokrit der Schwerpunkt der sittlichen Beurteilung in der Gesinnung lag, ist ja begreiflich genug. Denn offenbar erscheint es als eine Halbheit von Seite des Utilitarismus, sein Kriterium der Moralität von dem materiellen Effekte der Handlung unabhängig zu machen und es doch ganz in dem äußeren, realen Zwecke derselben zu suchen. Entweder — oder! Entweder entscheidet der Erfolg,

die thatsächliche Vermehrung der Lustsumme in der Gesellschaft, und dann darf sich auch derjenige nicht rühmen, moralisch gehandelt zu haben, der die gute Absicht bloß deshalb nicht vollführen konnte, weil seine physischen Kräfte versagten; oder es kömmt auf die der jeweiligen Willensrichtung entsprechenden Generalwirkungen an, ohne Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse, unter welchen sich diese Willensrichtung bethätigt, und auf die Mittel, die ihr zu Gebote stehen, und dann handelt der Egoist, der im einzelnen Falle dank einer besonderen Kombination von Umständen seinen Nebenmenschen und der Allgemeinheit in Verfolgung des eigenen Vorteils nützt, ebenso wenig innerlich oder subjektiv moralisch als etwa derjenige, der einen Andern ins Wasser wirft, um ihn zu tödten, und ihn dadurch bloß von einer fieberhaften Krankheit befreit. Legt man bei der ethischen Beurteilung Gewicht auf die Absicht, in welcher eine Handlung geschieht, so muß man auch Gewicht auf die Motive legen, die selbst wieder die Absicht bestimmen: denn wie aus dem konkreten Ziele, das sich der Mensch steckt, die einzelne That entspringt, genau so entspringt aus den als Neigungen, Gesinnungen in seinem Innern schlummernden Motiven eine ganze Summe von Zwecken und damit von einzelnen Handlungen und Verhaltungsweisen. Die Entscheidung in der ersten Alternative aber kann wohl nicht zweifelhaft sein. Nicht nur Mill, sondern jeder Utilitarier, auch der extremsten Gattung, bezieht die moralische Qualification zum mindesten ausschließlich auf die Absicht und niemals auch noch auf den von äußeren Verhältnissen, von der physischen Stärke, Gewandtheit ꝛc. abhängigen Grad der Verwirklichung, er legt somit gerade unter der Voraussetzung des Utilitätsprinzips einen Maßstab an, womit nicht Aktuelles, sondern Potentielles gemessen wird. Und das erscheint wieder ganz selbstverständlich, weil ja die moralischen Wertbegriffe, wenn auch nicht mit deutlichem Bewußtsein, zu dem Zwecke geprägt worden sind, um mittelst ihrer das menschliche Thun und Lassen zu leiten. Wie aber könnte man angesichts der beständigen Konflikte, in welche der Egoismus mit der Gerechtigkeit und der Wahrnehmung des allgemeinen Interesses gerät, eine solche Leitung bewerkstelligen und den Handlungen die durch das Gesamtwohl vorgezeichnete Richtung geben zu können hoffen, wenn man nicht auch die Gesinnungen, ja diese in erster Linie zum Gegenstande der Wertschätzung machte?! Den Erfolg, unbeschadet der Absicht, moralisch zu tadeln oder zu preisen, hätte keinen Sinn: denn Lob wie Tadel würde doch auch im künftigen Falle nur die Absicht zu beeinflussen vermögen und höchstens noch die auf die Ausführung verwandte Willensenergie und Sorgfalt, welche durch Werturteile zu kräftigen und zu schärfen Erzieher und Vorgesetzte sich ja in der That an-

gelegen sein lassen, keinesfalls jedoch dasjenige, was eben nicht anders sein, nicht anders erfolgen kann, weil es der Machtsphäre des Wollenden entzogen ist. Kaum viel besseren Sinn aber als solch verkehrte Schätzungsweise hätte es, dem sittlichen Urteil, wie Mill verlangt, die nächste, objektive Absicht der einzelnen Handlung zu Grunde zu legen. Ist doch diese Absicht bloß ein Glied einer Kette, ein einzelnes Stück in einem ganzen System von Zwecken, die, als äußere Geschehnisse aufgefaßt, gar nicht wesentlichen Bestand haben, sondern alle zusammen erst einer inneren Zwecksetzung, der Verknüpfung mit subjektiven Befriedigungsformen ihr Dasein danken! Würde also eine That gelobt, ohne daß man sie ausdrücklich aus solcher Verbindung löste, so hätte der Thäter volles Recht, das ihm um des Nutzens der Handlung willen gespendete Lob zu mißdeuten und für sein ganzes Zwecksystem, sein ganzes seelisches Streben in Anspruch zu nehmen. Daß dies aber falsch und auch den Intentionen der Utilitaristen nicht gemäß wäre, hat schließlich Mill, von J. L. Davies in die Enge getrieben, selber eingeräumt. „Die Moralität der Handlung," sagt er in seiner Verteidigung gegen Davies' Einwürfe, „hängt gänzlich von der Absicht ab — das heißt von dem, was der Handelnde thun will. Aber der Beweggrund, das heißt das Gefühl, welches diesen Willen zum So-handeln in ihm hervorruft, macht auch, wenn es nicht einen Unterschied in der Handlung verursacht, keinen in der Moralität: obgleich es einen großen Unterschied für unsere moralische Wertschätzung des Handelnden begründet, zumal wenn es eine gute oder schlechte gewohnheitsmäßige Neigung anzeigt — einen Hang des Charakters, aus welchem der Wahrscheinlichkeit nach nützliche oder schädliche Handlungen fließen werden." Was Mill leugnen wollte, ist damit zugestanden: es ist eine neuerliche Unterscheidung eingeführt, die weder von dem äußeren Gepräge der Handlung noch von der unmittelbaren Absicht ausgeht und die Bestimmung der Moralität dieser letzteren, der äußeren Moralität wesentlich ergänzt. Die einzige Differenz, welche Mill von dem antiutilitarischen oder vielmehr antiegoistischen Gesinnungsethiker trennt, liegt darin, daß jener die Prädikate erst dem ganzen wollenden Individuum zugeschrieben wissen will, die dieser auf Grund der nämlichen Thatsachen schon von dem einzelnen Willensakte aussagt.

Noch die Aufklärungsphilosophen des vorigen Jahrhunderts gaben sich der Täuschung hin, daß auf bloßen Egoismus ein System der Sittlichkeit gegründet werden könne. Es handle sich eben nur darum, gesellschaftliche Einrichtungen zu treffen, kraft deren Jeder selbst am besten zu Teile kommt und den größten Gewinn einheimst, wenn er auch für das Interesse der Anderen thätig ist. Ja, es wurde stillschweigend vorausgesetzt, daß solche Einrichtungen zur Zeit wirklich

schon bestehen. Volneys Darstellung der Ethik, der „Catechisme du citoyen français" oder „la loi naturelle", wie sich die Schrift später betitelte, schließt mit den charakteristischen Imperativen: „Erhalte dich! Belehre dich! Mäßige dich! Lebe für deine Nächsten, damit sie leben für dich!" So entpuppt sich dem Verfasser der „Ruinen" die Sittlichkeit in ihrem tiefsten Kerne als Klugheit. Der Altruismus selber stützt sich auf den Egoismus und erhält erst durch den letzteren seine Rechtfertigung. Es ist geradezu ein Musterbeispiel der hypothetischen Imperative Kants, welches Volney mit seinem Postulat der Nächstenliebe geboten. Noch bei Bentham, dem Sohne der Aufklärungszeit, wirkt diese Denkweise so stark nach, daß man häufig den Eindruck empfängt, auch die Sittlichkeit der Benthamschen Moralphilosophie sei im Grunde nur verständiger Egoismus, ihre Unsittlichkeit nur Mangel an Voraussicht und Willensstärke. Wenn die „Deontology" in den fingierten Lebensläufen von Walter Wise und Timothy Thoughtleß — schon die Namen sind bezeichnend! — den Gegensatz des guten und schlechten Menschen nebst den Schicksalen, welche sittliche Gesinnung auf der einen Seite, unsittliche auf der anderen nach sich zieht, zu erläutern sucht, so stellt sie uns in Wahrheit einen ganz anderen, zwar nicht völlig aus der ethischen Sphäre herausfallenden, aber doch viel weniger bedeutsamen, weil beschränkteren und moralisch abgeleiteteren Gegensatz: den des zielbewußten, klug berechnenden, mit fester Konsequenz seine Pläne verfolgenden, zäh und widerstandskräftig die Versuchungen und Hemmnisse überwindenden Mannes hier und des sorglos in den Tag hineinlebenden, nur um den Augenblick bekümmerten, daher bald in Not geratenden und schließlich durchs Elend auf die Bahn des Verbrechens gedrängten, damit aber zu wirklich unsittlichem Verhalten, zur Unterdrückung des Pflichtgefühls verleiteten Bruders Liederlich dort vors Auge. Solchermaßen übt die Doktrin des persönlichen Nutzens auch selbst auf die thatsächliche Moralgestaltung, auf die Ansichten von dem Gewichte der einzelnen Pflichten und dem Werte der einzelnen Tugenden ihren verderblichen Einfluß aus: die irrige Weise der Begründung fälscht bis zu einem gewissen Grade sogar den Inhalt der sittlichen Forderungen.

Heute nun ist man über den individuellen Utilitarismus wohl ziemlich allgemein hinausgeschritten. Man begreift jetzt, daß die stete und unausbleibliche Beförderung des eigenen Profits durch das sittliche Rechtthun eine haltlose Fiktion vorstellt; man weiß — und insbesondere E. Pfleiderer hat dies in hochverdienstlicher Weise dargelegt —, daß den egoistischen Eudämonismus, aber auch nur diesen, die Vorwürfe in der That treffen, die man fälschlich an die Adresse des Eudämonismus überhaupt zu richten pflegte. Es giebt ein ein-

ziges System, welches die durchgängige Befriedigung des Eigennutzes beim sittlichen Handeln garantiert: — dasjenige nämlich, das manche supranaturalistische Religionen mit der Lehre von den jenseitigen Belohnungen und Strafen zurecht gelegt haben und für ihre Bekenner bereit halten. Darauf beruht das Ergänzungsverhältnis zwischen der Moral und einer solchen Religion, die wirksame Unterstützung, welche jene durch diese erfährt und die eine Art Gegensätzlichkeit beider nicht bloß nicht ausschließt, sondern vielmehr zur inneren Bedingung hat. Die Moral fordert, die Religion giebt; die Moral schlägt dem Egoismus grausame Wunden, welche von der milden Hand der Religion wieder geheilt werden; die Moral ist der harte Gebieter, die Religion der teilnehmende, hilfsbereite, dienstwillige Freund; die Last der Pflichten wandelt der Glaube mit seinem Zauberstabe in die Lust der Erwartung himmlischer Freuden um. Bei dieser Sachlage wäre es gewiß beispiellos thöricht, wollte man der religiösen Weltanschauung jede Kraft, den Egoismus als Antrieb zur Erfüllung der sittlichen Pflicht zu benutzen und auf diese Weise die ethischen Zwecke ausgiebig zu fördern, streitig machen. Aber es frägt sich, ob die den religiösen Ideen innewohnende Fähigkeit, Gehorsam gegen die Moralgesetze zu erzwingen, für die ethische Leitung des ganzen Lebens ausreicht, so daß, wenn nur der Glaube an die einstige Vergeltung stark genug ist, schon jene bloßen „Drohungen und Verheißungen" allein, von denen Kant als von unentbehrlichen Motivationsmitteln gesprochen hat, den Menschen in allen Lagen das Gute, sittlich Gebotene thun lassen, und diese Frage scheint nun wieder sehr bestimmt verneint werden zu müssen. Man mag sonst über die spekulative Philosophie Deutschlands urteilen, wie man will, unstreitig bleibt es ein schönes Verdienst derselben, das Bewußtsein der Unzulänglichkeit auch einer derartig modificierten, den Jenseitsgedanken zuhilfenehmenden Egoismusmoral geweckt zu haben. Insbesondere geschah dies durch die leidenschaftliche Polemik der Spekulativen gegen Kants Ethikotheologie. Mit einem an Fanatismus grenzenden Feuereifer haben Fichte und der jugendliche Schelling diese Lehre bekämpft, welche für alle um der Pflicht willen gebrachten Opfer reichliche Entschädigung in einem künftigen Leben verheißt, in ihrer ersten Gestalt neben den ohnmächtigen, dem Gemüte bloß eine unfruchtbare Zustimmung abringenden moralischen „Ideen" noch wirksamer, thatbestimmender „Maximen" bedarf und die Motive der letzteren in egoistischen Hoffnungen und Befürchtungen findet, aber auch später in der reineren und konsequenteren Ausbildung, wo sie lediglich das dem Pflichtgefühl entspringende Handeln als moralisch betrachtet, immer noch dem Ideal des höchsten Guts zu Liebe eine schließliche, endgiltige Harmonie zwischen Glückseligkeit und Tugend

in Aussicht stellt. Es war offenbar nicht bloß die Idee des Absoluten, wie er sie bei Spinoza vorfand, was den jungen Fichteaner Schelling, den idealistischen Metaphysiker der reinen That, so mächtig zu dem naturalistischen oder doch halbnaturalistischen Seinsphilosophen hinzog, und zwar schon zu einer Zeit, wo er von der nachherigen allgemeinen Annäherung an des Letzteren Standpunkt noch weit entfernt blieb: — die Reinheit der Spinozistischen Ethik, das Fehlen einer äußeren Vermittlung zwischen Tugend und individueller Glückseligkeit in ihr stellt vielmehr den anderen, klar am Tage liegenden und von Schelling selbst ausgesprochenen Grund der sonst so befremdlich scheinenden Sympathie vor. Denn nichts Höheres, versicherte Schelling, könne gedacht werden als der Satz Spinozas: „Seligkeit ist nicht Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst," und so führte sich denn umgekehrt die immer weiter gehende Entfremdung Kant gegenüber sicher zum großen Teile auch auf die Abneigung zurück, welche Fichtes Gesinnungsgenosse gegen „die ganze Idee von belohnender Glückseligkeit" hegte, dieses „Assignat, mit dem man dir, empirischer Mensch! deine sinnliche Genüsse für jetzt abkauft, das aber nur dann zahlbar seyn soll, wenn du selbst der Zahlung nicht mehr bedürftig bist". Aus den Briefen, die zwischen Hegel in Bern und dem in Tübingen zurückgebliebenen Freunde gewechselt wurden, spricht eine tiefe Erbitterung gegen den „moralischen Beweis", welcher der Kantschen Ethik ihre ganze Hoheit und Reinheit zu nehmen drohte. Die „Objectivität der Gottheit", gegen die Hegel in den theologisch-philosophischen Frühversuchen aus der Zeit des Berner Aufenthaltes so schwere und, wie schon Haym bemerkt hat, wundersam an den Geist der Feuerbachschen Religionskritik gemahnende, deren Resultate förmlich vorherverkündende Anklagen schleuderte, war den kühnen Stürmern nicht oder wenigstens nicht bloß deshalb ein Dorn im Auge, weil nach Fichtes Lehre schon das Prädikat der „Existenz" eine Entwürdigung des Begriffes höchster Vollkommenheit bedeuten sollte, auch nicht allein wegen der Trivialität der gemeinen Physiko-Theologie, deren läppische Art Hegel inmitten der erhabenen Schauer und Schreckuisse des Haslithales mit zwingender Klarheit zum Bewußtsein gekommen war, sondern vor allem wegen der Erniedrigung der Sittlichkeit, die der befehdete Standpunkt nicht unmittelbar im menschlichen Herzen wurzeln läßt, die ihrer Selbstgenügsamkeit beraubt und in ein Mittel zur Erzielung künftigen Profites verwandelt wird. Daher das harte Wort Schellings in der Schrift aus dem Jahre 1795, den „Philosophischen Briefen über Dogmatismus und Kriticismus", daß „der Ungerechte" die Gerechtigkeit „eben deswegen", weil er sie „in sich nicht fand", „in eine andere Welt, in die Hände eines strafenden Richters, übergeben

mußte". Von solchem Geiste erfüllt, bezeichnete es Fichte als das Wesen des „wahren Atheismus", daß man „der Stimme seines Gewissens nicht eher gehorchen will, bis man den guten Erfolg vorher zu sehen glaubt", wollte er das „Schulgeschwätz" niederschlagen, „damit die Religion des freudigen Rechtthuns sich erhebe": — „das System, in welchem von einem übermächtigen Wesen Glückseligkeit erwartet wird", schalt er „das System der Abgötterey und des Götzendienstes" und noch in der „Anweisung zum seeligen Leben", als der Jenaer Radikalismus längst verflogen war, legte er Denen, die sich mit der Hoffnung himmlischen Lohnes schmeicheln, höhnend die Gebetsformel in den Mund: „Herr! es geschehe nur mein Wille und dies zwar in der ganzen, eben deswegen seeligen, Ewigkeit; und dafür sollst du auch den Deinigen haben, in dieser kurzen, und mühseeligen Zeitlichkeit."

Was jedoch alle diese Angriffe auf die religiös vermittelte Selbstsuchtmoral erfolgreich machte und ihnen einleuchtende Berechtigung lieh, obschon sich die Angreifer selbst um ernsthafte Begründung nicht gekümmert hatten, das war nicht sowohl die Besorgnis, es möchte, sobald einmal irgendwelche Fortschritte des theoretischen Erkennens den Glauben an die Wirklichkeit der Demonstrationsobjekte des ethiko-theologischen Beweises zerstört hätten, auch die ausschließlich auf diese Objekte gestützte Sittlichkeit allen Halt verlieren und rettungslos in sich zusammenbrechen, als vielmehr die Erwägung gewisser allbekannter, bei der Motivation des menschlichen Wollens ins Spiel kommender Verhältnisse. Ob man auch gar nicht zu rechtem, klarem Bewußtsein solcher Erwägung gekommen sein mochte, sie vollzog sich unbemerkt dennoch und bewirkte die sofortige Zustimmung zur Fichte-Schellingschen Betrachtungsweise. Handelt es sich doch um höchst einfache, naheliegende Dinge, die in exakter Form, und zwar für sich, außer allem Zusammenhang mit dem in Rede stehenden, theologisch-moralischen Problem, von wissenschaftlichen Ethikern schon damals festgestellt worden waren! In der That hatte Bentham unter den Momenten, nach welchen die „natürliche Sanktion" die Güter bewertet, mit gutem Grunde auch dasjenige der zeitlichen Nähe oder Entfernung namhaft gemacht. Dieses Kriterium der „propinquity or remoteness", welches die „Introduction to the principles of morals and legislation" als viertes der Kriterien aufführt, wie sie sich für die individuelle Wertschätzung einer Gefühlsursache bei exklusiver Betrachtung der eigenen fühlenden und wertbestimmenden Person und des isolierten Gefühls als solchen, mithin ohne Rücksicht auf den allfälligen naturnotwendigen Zusammenhang dieses Gefühls mit anderen Emotionen und auf die allfällige ebenso unvermeidliche Erzeugung von Lust oder Unlust in anderen Individuen durch die

fragliche Gefühlsursache, ergeben, steht allerdings in einem gewissen, von Bentham nicht bemerkten oder doch nicht eigens hervorgehobenen Gegensatze zu den übrigen Wertmerkmalen. Man begreift nämlich ohneweiters, daß dasselbe im Grunde irrationell ist und bei völliger, unbedingter Herrschaft des Verstandes über das Begehrungsvermögen in Wegfall kommen müßte. Der Einfluß der Zeitdistanz auf den Willen hat insoferne zweifellos einen pathologischen Zug, der namentlich in extremen Fällen, wie in dem berühmten Beispiele des „Système de la nature" vom Trinken vergifteten Wassers infolge unzähmbaren, brennenden Durstes eines in der Wüste Verschmachtenden, sichtbar wird und der nur beim Zusammenfallen dieses vierten Benthamschen Wertbestimmungsgrundes mit dem dritten, der „certainty or uncertainty" — einer in Wirklichkeit gewiß sehr häufig vorkommenden Koincidenz —, verschwindet. Allein, ob verständig oder unverständig, die Vorstellung des Maßes der zeitlichen Entfernung ist thatsächlich ein negativer psychologischer Faktor von hoher Wirksamkeit und schon diese Thatsache genügt, um die schwersten Bedenken gegen die Moral des puren Eigennutzes, auch wenn eine supernaturalistische Basis sie über den Vorwurf handgreiflicher Undurchführbarkeit erhebt, rege zu machen. Zu der Ferne der jenseitigen Schicksale aber gesellt sich als ein weiteres, in demselben Sinne wirkendes, nämlich die Motivationskraft des Ausblickes in die Zukunft außerordentlich abschwächendes, die zeitliche Entlegenheit auch hier faktisch mit Ungewißheit verbindendes oder teilweise in die letztere überführendes Moment der Mangel jeder Erfahrung sowohl von den angedrohten Strafen als von den verheißenen Belohnungen, genauer geredet: die mit der zunehmenden Bildung immer größer werdende Schwierigkeit, die Freuden und Leiden im Jenseits einfach nach der Analogie von Zuständen auszumalen, auf welche sich die wirkliche Erfahrung erstreckt. Freilich ist für den tief gläubigen Gebildeten nur das Wie, nicht das Daß unsicher; aber schon die erstere Ungewißheit reicht hin, den an die Jenseitsvorstellung geknüpften Gefühlen einen großen Teil der Kraft zu rauben, welche ihnen sonst als Triebfedern des sittlichen Handelns eigen wäre. All diesen Verhältnissen trägt die theologische Ethik selber in wohlbedachter Weise Rechnung; sie bedient sich nicht bloß der Himmelshoffnung und Höllenfurcht zur Führung der Willen; sie appelliert vielmehr, indem sie Liebe zu Gott und innere Achtung vor dem göttlichen Gesetz, wie sie im Pflichtgefühl lebendig ist, fordert, auch ihrerseits an die specifisch moralischen Gesinnungen, an die Liebe, das Pflichtgefühl überhaupt; sie setzt somit Hebel an, die auch bei Verwendung unter anderen Umständen und gänzlich herausgelöst aus dem theologischen System sich wirksam erweisen müssen, so daß es jedenfalls als das

Beste, Sicherste, Verläßlichste erscheint, die ganze Moral einfach auf diese Gemütskräfte zu gründen. Mit einem Worte, es steht fest: ohne ethische Gefühle können wohl einzelne, dem Sittengesetz entsprechende Handlungen vollführt werden, aber es ist unmöglich, bei Abwesenheit sittlicher Gesinnung die sittlichen Postulate zu allgemeinerer Geltung zu bringen. Wo solche Gesinnung nicht herrscht, winkt auch keine Aussicht auf allmählich fortschreitende Verwirklichung des ethischen Ideals. Ein Verhalten, das, anderen als moralischen Beweggründen entsprungen, gleichwohl der moralischen Norm nicht widerstreitet, kann darum nur zufällig mit den Forderungen der Sittlichkeit in Einklang gekommen sein, trägt nur zufällig den Charakter des Gemeinnützigen, Menschenfreundlichen, Gesellschaftsgemäßen an sich, und auf die Konstatierung dieses bedeutungsvollen, von der Ethik nie zu übersehenden Verhältnisses zielt eben in letzter Instanz die Unterscheidung von Legalität und Moralität, äußerer und innerer, objektiver und subjektiver Sittlichkeit ab, — eine Unterscheidung, die unerläßlich ist, sollen nicht heillose Verwirrung und schwere, verhängnisvolle Irrtümer über die Voraussetzungen des sittlichen Lebens platzgreifen.

Die vorstehenden moralphilosophischen Betrachtungen haben scheinbar weit von dem Gegenstande abgeführt, aber sie waren doch zur Klärung desselben nicht unnütz und der große Raum, der ihnen gegönnt wurde, rechtfertigt und lohnt sich durch die Kürze, mit der nun, nachdem alles das ins Reine gebracht ist, die wichtigste, durch die soziale Kunst unserer Zeit angeregte Frage beantwortet werden kann. Diese Frage, deren Bedeutung in der That alle übrigen zurückdrängt, die sich auf dem Wege der geplanten Untersuchung etwa noch erheben mögen, wurde schon früher bezeichnet und als Anlaß zu den Exkursen aufs ethische Gebiet kenntlich gemacht: es ist diejenige nach dem sittlichen Werte, der sittlichen Berechtigung der sozialen Kunst. Nur Leute, welche aller Urteilsfähigkeit in philosophischen Dingen bar sind, könnten unter Berufung auf die Freiheit und Selbständigkeit des künstlerischen Lebens vielleicht einwerfen, daß die Kunst überhaupt nicht mit dem sittlichen Maßstab gemessen werden dürfe. Denn ein Anderes ist es offenbar, den schönen Künsten ein eigenes Lebensgebiet einräumen, mit aller Bestimmtheit die philisterhafte oder, wie bei Proudhon, ethisch-politischem Fanatismus entstammende Vorstellung ablehnen, daß Dichter, Maler und Bildhauer nur im unmittelbaren Dienste der Moral, der Gerechtigkeit ihren Beruf ausüben dürfen, und ein Anderes die Wahrheit begreifen, daß jede einzelne künstlerische Richtung, so gut wie jede Kunstgattung und wie die Kunst im ganzen, erst vor dem Richterstuhle der Ethik ihre Existenzberechtigung

zu erweisen hat. Teilt dieses Schicksal, sich vor dem Tribunal der Sittlichkeit verantworten und rechtfertigen zu müssen, die Kunst doch mit sämtlichen Menschenwerken! Jede freie Hervorbringung des menschlichen Willens trifft unbarmherzige, schonungslose Verurteilung, jede hat ihre Daseinsrecht verwirkt, sobald die Moral sie mißbilligt. Und zwar ist hier nicht bloß an die Moral im weitesten Sinne zu denken, die das Seinsollende auf allen Gebieten und ohne Einschränkung festsetzt; denn für diese ist es selbstverständlich, daß sich ihren Entscheidungen auch die Kunst zu unterwerfen hat, ja, ein eigenes Betonen der Abhängigkeit der letzteren von der so gefaßten Sittlichkeit wäre ein Pleonasmus, weil es doch schon in eben diesem Begriffe der Sittlichkeit liegt, daß ihre unbedingt giltigen, durch keinen höheren Gerichtshof aufhebbaren Vota sich schlechterdings auf alles erstrecken, was durch Menschenkraft geschaffen und durch menschliches Bemühen vernichtet werden kann. Vielmehr hat auch die Moral in der engeren Bedeutung, die altruistische oder humane, vollsten Anspruch, jede menschliche Unternehmung und Thätigkeitsrichtung darauf hin zu prüfen, inwieweit sie ihren eigenen, den moralischen Forderungen entspricht oder zuwiderläuft. Denn diese Forderungen sind die wichtigsten, vornehmsten von allen, die überhaupt aus irgend einem Gesichtspunkte erhoben werden können; ihre Erfüllung hat den größten Wert, ist dringlicher, unerläßlicher als alles andere, und wo sie mit den Geboten des egoistischen Interesses sich kreuzen, da müssen diese antiethischen Postulate schon deshalb hinter sie zurücktreten, weil die Sittlichkeit ohnedies nur den unberechtigten, gesellschaftswidrigen, seine Grenzen überschreitenden Egoismus zum Heile der Gesamtheit verpönt, den berechtigten und natürlichen im großen ganzen aber nicht bloß nicht aufhebt, sondern nach Comtes und Feuerbachs tiefen Darlegungen vielmehr zur notwendigen Grundlage hat. So giebt es denn auch über die humane, altruistische Moral hinaus keine höhere Instanz mehr, welche die von jener gefällten Urteile abrogieren und annullieren könnte. Künste und Kunsttendenzen müssen es sich gleich allen übrigen Lebensäußerungen und Kulturformen, nicht mehr und nicht weniger, gefallen lassen, vor diesen obersten Gerichtshof gestellt zu werden und von ihm das Erkenntnis auf Sein oder Nichtsein entgegenzunehmen. Können sie den Nachweis erbringen, daß sie, wenn auch durch noch so komplicierte Vermittlung, auf noch so verschlungenen und lange sich hinziehenden Wegen das Glück der Menschheit befördern und den altruistisch-ethischen Zielen zusteuern, so ist ihnen volle Freiheit gesichert, unterliegt ihr Schaffen keinerlei Beschränkungen; stellt es sich umgekehrt aber heraus, daß sie, ob sogleich oder durch sehr entfernte Folgen, der Allgemeinheit zum Schaden gereichen und un-

sittliche Gesinnung einschließen, so haben sie ihr Daseinsrecht verwirkt. Eine Appellation gegen diesen Richterspruch der Moral an was immer für eine Lebensmacht erscheint, wie gesagt, völlig unzulässig.

Ein Vorläufer von Paul Gerhardts Lied: „Befiehl du deine Wege", aus dem Jahre 1629.

Mitgeteilt von Heinrich Borkowski in Königsberg i/Pr.

Der fünfte Vers des siebenunddreißigsten Psalmes: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen," ist öfters in der geistlichen Poesie der evangelischen Kirche verwertet worden. Nicht zum ersten Male, aber am vollkommensten von Paul Gerhardt in seinem bekanntesten Liede (1656). Es ist von allen übrigen poetischen Umschreibungen jener Psalmstelle nicht annähernd erreicht worden, weder von Benjamin Schmolcks „Befiehl dem Herren deine Wege, Betrübtes Herz, und hoff auf ihn," noch von dem sonst tief empfundenen und schöne Gedanken in angemessener Form enthaltenden Liede Henriette Catharinens von Gersdorf:

„Befiehl dem Herren Deine Wege
Und mache Dich von Sorgen los",

noch von Johann Olearius'

„Befiehl nur Deine Wege
Dem Herren früh und spat",

am allerwenigsten von der gekünstelten, unpoetischen, der Reflexion entspringenden Reimerei Joh. Hübners, des Rektors am Johanneum zu Hamburg. Diese poetischen Versuche fallen in den Anfang des 18. Jahrhunderts.

Die folgenden Verse[1]) des Barons von Winnenburg stehen ihrem poetischen Werte nach auf der Stufe der eben genannten Lieder, aber sie gehören doch einer viel früheren Zeit an, aus der heraus sie beurteilt werden müssen, und sind, wenn man von der einen Strophe Joh. Mathesius', des Pfarrers in Joachimsthal († 1565):

„Befihl dem Herren Deine sach
schweig, leid, bet, wart, brauch glimpff, thu gmach,
Bewar Glauben vnd gwissen fein,
Gott wil Dein schutz vnd Vater sein",

absieht, die älteste größere poetische Verarbeitung jener Stelle.

[1]) Archiv Schlobitten $\frac{3}{72}$ 29.

Wilhelm, Baron von Winnenburg, schickt das Lied in einem Schreiben d. d. Dillenburg 1/11 September 1629 dem Reichsburggrafen und Grafen Christoph zu Dohna[1]) nach dem Haag. Er ist der Schwiegervater des Bruders von Christophs Gemahlin Ursula von Solms-Braunfels. In einem Postscriptum schreibt er an ihn: „Hier bey vberschicke E. L. ich auch zur Danckſagung vor die mir hirbevorn verehrette tractättlein ein kleineß liedttlein, so ich zur Zeidtt, alß man midtt der persecution, (darmidtt eß doch itzo Gott lob zimlich still ist, weiß nichtt waß die Franckforter Meß bringen würdtt,) so hardtt drauwette, mir zu trost componierte, vndtt ob eß woll der würdikeidtt nichtt ist, hoffe ich doch E. L. werdenſt im besten versthen, vndtt auff vndtt ahnnemen."

Es ist kein kunstgeübter Sänger, der hier seine Weise anstimmt, aber ein gutes, frommes, tapfres Christenherz, das, während die Kanonen vor Herzogenbusch donnern, Graf Heinrich von Bergen, General der spanischen Armee, in die Niederlande einbricht, Wesel ein Waffenplatz der Feinde wird, die Herrschaft Winnenburg und Beilstein in die Gewalt des Feindes geraten, Not und Elend des Krieges allenthalben groß ist, voll rührenden Gottvertrauens nach oben blickt und Worte innigen Gebetes stammelt. Und Töne wahrer Empfindung waren in der Poesie jener Zeit sehr selten, fast nur im Kirchenliede zu finden.

Ein Liedtt auff den 5ten Versicul deß 37ten Psalm:

Befell dem Herren Deine Wege,
vndtt hoffe auff Ihn, Er
würdtß woll machen.

In der Melodey,

Wo Gott der Herr nichtt bey
vnß heldtt.[2])

Im Jharr,
1629.

1.

Befele Gott die wege Dein,
Auch alle Deine sachen : :
Vndtt hoffe auff Ihn gantz allein,
Gott der würdtt eß woll machen,
Sein wordtt laß Deine richtschnurr sein,
Vndtt befell Ihm die wege Dein,
Dan Er würdtt eß woll machen ·/.

[1]) Siehe über ihn Euphorion, drittes Ergänzungsheft 1897 S. 1 ff. und 5. Band, S. 669 ff.

[2]) von Justus Jonas 1524. Melodie: b b g b d c c b.

2.

Dan ob eß schon gefärrlich stedtt,
Jn diesen letsten Zeiten, : :
Midtt Gotteß Kirch, derß hardt erghett,
Weill Sie von allen seitten,
Gequeldtt würdtt, ... [1]
Befell doch Gott die wege Dein,
Gott der würdtt eß woll machen ⁊.

3.

Gott hadtt versprochen vndtt gesagtt,
Daß Er vnß woll erretten, : :
Wan wier thuen woß Jhm behagtt,
Vndtt von Jhm nichtt abtretten,
So will Er vnß bewaren fein,
Drumb befell Gott die wege Dein,
Er würdtß gewiß woll machen ⁊.

4.

Soldtt sichß ahnlaßen noch so schwer,
Alß eß itzundtt thutt scheinen, : :
So will doch vnser Gott vndtt Herr
Beschutzen all die seinen /
Daß Sie nichtt soln verlaßen sein,
Befell nhur Gott die wege Dein,
Gott der würdtt eß woll machen ⁊.

5.

Wan Du ahnsichst die alten Zeidtt
Vndtt jharr, so längst verfloßen :⁊:
Wie dazumall viell fromer leudtt
Gewesen sindtt in großem,
Elendtt, jhamer, nhott, angst vndtt pein,
So befell Gott die wege Dein,
Gott der würdtt eß woll machen ⁊.

6.

Denck wie Sie der Herr hadtt bewardt
Jn übell vndtt gefaren : :
Wan Sie wurden gedruckett hardtt,
Midtt Drangsaln wunderbaren,
Vndtt doch darauß erlösett sein,
Befell nhur Gott die wege Dein,
Gott der würdtt eß woll machen ⁊.

7.

Weill nhun Gott alleß machen will,
Nach seinem Wollgefallen, : :
So thue Du Jhm halten still,
Jn diesen Drübsaln allen,
Bleib bestendig bey dem wordtt sein,
Vndtt befell Gott die wege Dein,
So würdtt eß Gott woll machen ⁊.

[1] Die zweite Hälfte des Verses fehlt, wahrscheinlich infolge eines Versehens des Schreibers.

8.

Beständiglich verley vnß Herr
Darumb, in rechtem glauben : :
Vndt dem satan trafftlich wher,
Daß er nichtt thu weg rhauben
Den auß vnserer Hertzen schrein,
Befele Gott die wege Dein,
Gott der würdt eß woll machen ·.

9.

Drumb sey getrost ô Hertze mein
Vndt laß Dichß nicht ahnfechten :/:
Ob Gotteß vndt die feinde Dein
Dich wolten gantz außächten,
Gott würdt Dir beschern ein hütlein,
Drum befell Gott die wege Dein,
Dan Er würdt eß woll machen ·.

10.

Endtlich ô Herr Gott bidt ich dich,
Daß Du mir wollest geben : :
Daß ich möge wandtlen Christlich,
In allem meinem leben,
Vndt vnß bleib bey dem worte sein
Befell drumb Dir die wege mein,
Du würsts Herr Gott woll machen ·.

11.

Amen, Amen sprech ich darauff,
Vndt thu mich Gott befelen, : :
Nim mich Herr in Deinen schutz auff,
Behudt mich vor der hellen,
Befell Dir drauff die wege mein,
Vndt hoffe auf Dein gutt allein,
Du würsts Herr Gott woll machen ·.

12.

Lob, ehr, vndt preiß sey Gott Vatter,
Vndt Jesu Christ seinem Sonn :/:
Dem Heilgen Geist auch gleiche ehr
Hoch im himelischen tron ·.
Ich befell Gott die wege mein,
Vndt hoffe auff die gnade Sein,
Dan Gott würdt eß woll machen ·/.

Amen, Amen, Amen ·/.

Johann Jakob Engels „Herr Lorenz Stark".

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Familienromans.[1]

Von Robert Riemann in Leipzig.

(Schluß.)

V. Charakterzeichnung und Charakterentwicklung.

Der außerordentliche Aufschwung, den die Charakterzeichnung im 18. Jahrhundert nimmt, vollzieht sich weniger auf dem Gebiete des Romans als auf dem der kleinen Prosageschichte. Freilich ist der Einfluß des rührenden Lustspiels und des bürgerlichen Dramas auch hier wirksam, tritt jedoch nicht so stark hervor.

Goethes „Werther" weckte das Gefühl für realistische Darstellung. Zwar überwiegt hier das Interesse für rein innerliche Erlebnisse nicht nur stellenweise, sondern in ganzen großen Partien, aber trotzdem wird das Bedürfnis nach Wirklichkeit und Gegenwart vollauf befriedigt. So hatte denn auch Johann Heinrich Merck den „Werther" allen jungen Dichtern als ein „Beispiel der Nachfolge und Warnung" hingestellt, nicht von unbekannten Ländern und Abenteuern zu fabeln, sondern das Nächstliegende darzustellen. Dichten soll nur, wer „den Epischen und Dramatischen Geist in den gemeinsten Scenen des häuslichen Lebens erblickt und das Darzustellende davon auf sein Blatt zu fassen weiß."[2] Mit einer ähnlichen Freude wie den „Werther" begrüßte Merck auch den „Sebaldus Nothanker",[3] obwohl dieser in letzter Linie mehr Tendenzroman ist und das Hauptgewicht nicht in der Freude an der Darstellung liegt. Es fehlte an Dichtern, die es verstanden, dem Unwichtigen durch die Darstellung Wichtigkeit zu geben. Daher schrieb Merck noch im Jahre 1778 einen skeptischen Aufsatz „Ueber den Mangel des Epischen Geistes in unserm lieben Vaterland", der die Frage untersucht, warum es noch keinen deutschen Roman gebe.[4] Merck stellt als fundamentale Wahrheit den Satz auf: „Zum epischen Wesen gehören wackre Sinnen."[5] Er rät daher,

---

[1] Vgl. oben S. 266 ff.

[2] Allgemeine deutsche Bibliothek. XXVI. 1. S. 104 ff. — Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. III. 3. 1. S. 369 ff.

[3] R. Schwinger, Nicolais Roman „Sebaldus Nothanker" S. 170.

[4] Der Teutsche Merkur vom Jahre 1778. Erstes Vierteljahr. Jänner. S. 48—57.

[5] Ebenda. S. 53.

ein Weib, einen Jäger, einen Soldaten, überhaupt den gemeinen Mann beim Erzählen der geringsten Begebenheit zu beobachten. „Er eilt nicht schnell zum Schluß, wie der philosophische Erzähler; er drängt keine Begebenheiten, er mahlt aus.“ [1]) Hier soll der Dichter den einzelnen Eindruck schätzen und wiedergeben lernen.

Gleichzeitig versuchte Merck, seine Forderungen praktisch zu verwirklichen, indem er mit diesem Aufsatze im „Teutschen Merkur“ die „Geschichte des Herrn Oheims“ veröffentlichte, der ihr Gegenstück: „Herr Oheim der Jüngere“ drei Jahre später folgte.[2]) Hier finden sich Anläufe zum realistischen Familienroman; das Glück des Familienlebens ist jedoch nicht Hauptthema, sondern im Vordergrunde steht der Gegensatz des Landlebens zum Hofe und zur Stadt. Die sentimentale Naturseligkeit wird verspottet; Merck zeichnet Leute, die mit der Natur wirklich verwachsen, naiv in ihr leben, statt über sie zu reflektieren. Um den Realismus so hoch als möglich zu treiben, verwendet er einen Kniff, auf den sich moderne Veristen viel zu Gute thun. Er erwähnt in der Erzählung den „Teutschen Merkur“ und die Geschichte „Herr Oheim der Jüngere“ zeigt sogar einen Sekretär, der die „Geschichte des Herrn Oheims“ gelesen hat und ihr nachzuleben beschließt. Doch findet er im bäuerlichen Dasein ein Haar nach dem anderen und begiebt sich schließlich an den Hof, um die Lehre reicher geworden, daß es seliger sei zu nehmen als zu geben.

Die Bedeutung der theoretischen und praktischen Bestrebungen Mercks liegt weniger auf dem Gebiete der Charakterzeichnung, als auf dem der Milieutechnik. In der „Geschichte des Herrn Oheims“ ruht hierauf derart das Hauptgewicht, daß sie stellenweise den Charakter einer landwirtschaftlichen Abhandlung annimmt. Merck wollte die Erzählung als Ganzes realistischer machen. Gleichzeitig setzen derartige Bestrebungen bei der Einzelfigur ein.

Die Zeichnung der „Characters“ war im 17. Jahrhundert in England mit John Earles[3]) aufgekommen und hatte sich von der Aufstellung bestimmter Berufstypen allmählich zur Zeichnung individueller Charaktere entwickelt, namentlich in den moralischen Wochenschriften, zu deren Nachahmungen auf deutschem Boden Engels „Philosoph für die Welt“ gehört, in dem er seine ersten Versuche, die Poesie der Kleinstadt zu gestalten, der Öffentlichkeit übergab. Auch seinen „Herrn Lorenz Stark“ hat er nicht einen Roman, sondern ein „Charaktergemälde“ genannt und schon damit diesen

[1]) Ebenda. S. 55. — Über die volksthümlichen Elemente im Wertherstil siehe Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, Jena 1875, S. 256—261.

[2]) Der Teutsche Merkur 1781. Viertes Vierteljahr. Windmond. S. 144 ff.

[3]) Vgl. Rudolf Fürst, Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert. 1897. S. 19 und 32.

kleinen Versuchen an die Seite gestellt. Sie beginnen, wie das bei „Characters" gewöhnlich ist, sämtlich mit dem Namen des Helden und einer vorläufigen Schilderung seiner Eigenheiten.[1] Es liegt etwas ungemein Behäbiges in einem Einsatze wie: „Herr Joseph Timm, ein ehemaliger Landeigentümer, der jetzt von seinen ansehnlichen Renten lebte, hegte in seinen letzten Lebensjahren den unauslöschlichsten Haß gegen das Speculieren."[2] Eine primitive Technik beginnt so mit dem Helden; eine raffiniertere wird mit einem bunten und bewegten Bilde anfangen, uns einen Augenblick in Ungewißheit lassen, welche Figur uns vornehmlich interessieren soll, und dann mehr und mehr diese zum Orientierungspunkte des Gemäldes machen.[3]

Übrigens steht „Joseph Timm" dem „Herrn Lorenz Stark" sehr fern, obwohl es in Engels letzten Lebensjahren entstanden ist. Es zeichnet das Charakterbild eines Mannes, der bei seiner Wut gegen alle Spekulation einen Sohn hat, der nicht an die Existenz des Ich glaubt, sondern es erst setzen muß. Es ist ein Angriff auf Fichte, der eben nach Engels Ansicht jener Sohn ist, der „sein bischen Menschenverstand" verloren hat.

Schon eher finden wir dem „Herrn Lorenz Stark" verwandte Motive in Engels „Elisabet Hill",[4] die bald die Betschwester, bald die Weltdame spielt, in jedem Falle aber die erste Rolle im Städtchen. Da sie jeder nach seinen Prinzipien beurteilt, sieht sie jeder anders und jeder falsch bis auf den Leinewandhändler, der als Grund der vielen Wandlungen die Eitelkeit erkennt. Der Doktor, der Geistliche und der Rektor stellen Berufstypen dar; der Leinewandhändler mit dem gesunden Urteile ist eine Individualität, und wenn er über Elisabet Hill spricht, klingt es fast wie die Reden des alten Stark über Modedamen überhaupt und Madame Lyk insbesondere.

Am nächsten steht dem Romane „Tobias Witt",[5] ein Stück, in dem Engel eifrig die gute, warme, behagliche, kleinbürgerliche Atmosphäre unter der Devise: „Ne quid nimis" verteidigt. — Merkwürdig, daß Engel sich sein Leben hindurch als Bürger dieser gemäßigten Zone fühlte oder wenigstens in seinen Schriften so that

[1] Vgl. Mercks „Lindor" und Wielands „Bonifaz Schleicher".

[2] „Philosoph für die Welt." Band 2. Stück 34. S. 264—278.

[3] Vgl. die Schilderung von Mariannens Rückkunft in „Wilhelm Meisters Lehrjahren", die Wanderung von Steller und Brix, mit der Achim von Arnims „Kronenwächter" einsetzen, die Wirtshausscene am Anfange von Otto Ludwigs „Heiterethei" u. ä. m. Die Beispiele ließen sich unendlich häufen.

[4] „Philosoph für die Welt." II. 25. S. 68 ff. Das Stück erschien zuerst im zweiten Bande 1777.

[5] Ebenda. Band I. 6. S. 87 ff. Das Stück erschien zuerst 1775. Vgl. auch „Poetik". S. 442.

während er doch in Gotha und in Berlin sich mit Gewandtheit in der schwülen Hofluft bewegte und der Devise häufig untreu ward, wenn es ihm einkam, die Partei der bedrängten Unschuld gegenüber fürstlicher Willkür zu nehmen oder sich über die Borniertheit hochstehender Persönlichkeiten lustig zu machen, wovon uns viele Anekdoten berichten. — Tobias Witt stellt zur Warnung vor allem Extremen immer zwei Geschichten nebeneinander, aus denen er die Lehre zieht, daß die aurea mediocritas das einzig Richtige sei. Man soll nicht in Trübsinn verfallen wie Herr Veit und nicht leichtsinnig herumflattern wie Herr Flink, sondern hübsch die Mitte halten wie Herr Tobias Witt, docieret dieser Herrn Till. In der gleichen Art folgen noch zwei Dialoge über Stolz und Schüchternheit, Geiz und Verschwendung. Zehn Charaktere werden in aller Geschwindigkeit hingeworfen, drei, mit denen, und sechs, über die der Hauptcharakter spricht. Hier liegt der Hauptfehler aller dieser kleinen Versuche. Engel zeichnet zu schnell, um feinere Schattierungen anbringen zu können; er deutet alles mit wenigen Strichen an und giebt Karrikaturen statt der Charaktere. Vielleicht zielte Merck auf Engel mit der Lobrede auf die Naivetät des gemeinen Mannes, der nicht „schnell zum Schluß eilt wie der philosophische Erzähler“, sondern ausmalt. Mercks Artikel erschien 1778, ein Jahr nach der Veröffentlichung von „Tobias Witt“. Indessen war die oberflächliche Skizzierung der Charaktere im Roman an der Tagesordnung. Der Postkutschenroman mit seiner rasch wechselnden Scenerie und dem Auftreten immer neuer Figuren verführte leicht zur Schnellzeichnerei. Viele Beispiele liefert Hermes;[1]) auch Nicolai wirft solche Figuren hin;[2]) ganz besonders leichtsinnig ist Thümmel in der „Wilhelmine“. Die Beschreibung der Hochzeitsgäste des Pfarrers bringt eine Menge von Karrikaturen, die eigentlich nur eine Eigenschaft haben.[3]) Ein auffallendes Beispiel bildet auch Johann Karl Wezels 1776 ebenfalls im „Teutschen Merkur“ erschienene „Ehestandsgeschichte des Herrn Philipp Peter Marcks“, in der die sechs Frauen des unglücklichen Mannes mit possenhaftem Witz grob und äußerlich gekennzeichnet werden. In der geschmacklosesten Weise ist das Ganze in sechs Ehen eingeteilt und mit derben Zoten verziert.

Ganz hat sich Engel auch im „Herrn Lorenz Stark“ von der Schnellzeichnerei noch nicht freigemacht. Aber er deutet nur Charaktere, die der Handlung ferne stehen, in dieser kurzen Weise an, so Wraker,

---

[1]) „Sophiens Reise.“ 31778. Band 1. S. 123—126 (Gastwirtstochter), 156 und 157 (Amtmann) u. ö.

[2]) Schwinger, a. a. O. S. 261 bei Besprechung der „Typen“.

[3]) „Wilhelmine.“ Leipzig 1773. S. 68.

der sich auf seine alten Tage noch ein Hauskreuz aufpackt,[1] oder Horn,[2] den harten Gläubiger der Witwe.

Dagegen erinnert die ganze Manier der Einführung der Personen sehr an die älteren Versuche. Der Roman beginnt: „Herr Lorenz Stark galt in ganz H . . . . ., wo er lebte, für einen sehr wunderlichen, aber auch sehr vortrefflichen alten Mann.“ Dann giebt Engel eine vorläufige Charakteristik;[3] in der Geschichte folgt die speciellere, indem ein Zug nach dem andern hervortritt, und aus jeder Situation sich eine Bereicherung des Bildes, das wir von dem alten Herrn haben, ergiebt.[4] In noch feinerer Weise wird der Sohn erst nach der Auffassung des Alten,[5] dann seiner wahren Natur nach[6] dargestellt. Und über Herrn Specht, der dann erscheint, hören wir erst das Urteil von Vater[7] und Sohn,[8] ehe der Dichter das seinige[9] giebt oder vielmehr nur andeutet und ihn durch sein Benehmen charakterisiert.

Äußerst wichtig ist es, daß Engel auf die Entwicklung der Charaktere großes Gewicht legt. Er setzt hier Bestrebungen fort, die durch die ganze zeitgenössische Litteratur hindurchgehen und in letzter Linie auf die pädagogischen Neigungen des Jahrhunderts zurückführen. „Ehe denn Basedow kam, war das deutsche Reich von der Erziehungssucht schon inficiert,“[10] aber durch ihn kam die Sache erst recht in Schwung. Plötzlich richtet sich das Hauptinteresse auf die Kinderjahre und statt der Helden aus klassischer Vorzeit wird ein „Edelknabe“[11] zum Mittelpunkte eines Dramas gemacht. Gellerts Versuch, die Entwicklung und Erziehung der „Schwedischen Gräfin“ in ihrer Jugend zu zeichnen, hatte nur eine sehr oberflächliche und skizzenhafte Darstellung geliefert. Hermes geht von der Idee aus, die Lebensgeschichte der „Allerabscheulichsten“ zeige, daß sie verkehrt erzogen worden seien,[12] will dieser Verkehrtheit steuern und überschwemmt seinen ganzen Roman mit pädagogischen Betrachtungen und Beispielen von guter Kinderzucht. Dabei wird er gelegentlich derart platt, daß man begreift, ein wie fruchtbares Feld hier für

---

[1] „Herr Lorenz Stark.“ S. 202—212. 369 und 370.
[2] Ebenda. S. 181—183.
[3] Ebenda. S. 3 - 10.
[4] Ebenda. S. 19 und 20. 27. 29. 33—35. 38 und 39. 57 und 62 u. s. w.
[5] „Herr Lorenz Stark.“ S. 8 und 9.
[6] Ebenda. S. 37—45.
[7] Ebenda. S. 23.
[8] Ebenda. S. 23.
[9] Ebenda. S. 24. 27. 37.
[10] Vgl. Musäus, Physiognomische Reisen. Altenburg 1778. 1. Heft. S. 69.
[11] Engel schrieb seinen „Edelknaben“ 1772. Schriften. Band 5. S. 71—149.
[12] „Sophiens Reise.“ ^{3}1778. 3. S. 651.

die Satire geschaffen wurde. So führt denn auch Musäus in den „Physiognomischen Reisen“, die sich oft gegen Hermes richten, einen Hauslehrer ein, der sich bei der jungen Frau eines alten Mannes ins warme Nest zu setzen weiß. „Er physiognomisiert mit ihr und zur Vergeltung philanthropisiert sie mit ihm.“ [1])

Eine wie große Rolle die Kinder im „Werther“ und im „Götz“ spielen, ist bekannt.[2]) Auch im „Herrn Lorenz Stark“ zeigt sich noch das Interesse für Kinder, von dem die ganze Bewegung ihren Ausgang nahm. Der Alte beschäftigt sich sehr gern mit Kindern,[3]) ebenso Schlicht.[4]) Die Doktorin erkennt Madame Lyk in der Kunst der Erziehung für ihre Meisterin,[5]) „weil sie ihre Kinder mit einem Blicke, mit einem Winke regiert, und das niemal im Bösen, immer in Liebe.“ Durch eine Erzählung des rührenden Benehmens der Kinder bei dem Kummer der Mutter wird Lorenz Stark zur Hilfeleistung endgiltig bestimmt. — Bald gieng man dazu über, die Erziehung als Hauptbedingung der Entwicklung eines Charakters zu betrachten. Die Verfasser der kleinen Charakterbilder im „Teutschen Merkur“ gehen darauf aus, die Genesis jedes Charakters zu zeichnen. Wieland sucht im „Bonifaz Schleicher“ [6]) die Entwicklungsgeschichte eines Heuchlers in seinen frühesten Kinderjahren zu gestalten, Merck liefert dagegen im „Lindor“ [7]) das Charakterbild eines jungen Idealisten, der trotz seiner „Perspicacität“ überall fehlgreift. Schließlich tritt er aus seiner Besonderheit heraus, adaptiert sich der Allgemeinheit, „und alles näherte sich bei ihm dem Köhlerglauben.“ [8])

Man kann diesen Geschichten zum Vorwurfe machen, daß sie eigentlich nicht das Werden eines Charakters, sondern nur das Werden einer Eigenschaft darstellen. Eine weitere Klasse bilden diejenigen Geschichten, die zeigen, wie sich ein Charakter unter dem Einflusse einer Leidenschaft von Grund aus verändert. Dahin gehört Lenzs „Zerbin“,[9]) den er selbst einmal in der Geschichte das „erste wahre Gemälde einer Männerseele“ [10]) nennt. Hier ist es die Liebe, die diese Umwälzung hervorbringt. Die Erzählung geht sehr bald in die beliebte Geschichte von der Kindsmörderin über, die jedoch in diesem

[1]) „Physiognomische Reisen.“ 1. S. 62 ff.

[2]) Erich Schmidt (Richardson, Rousseau und Goethe, S. 199—204) weist nach, daß die Kinder bei Goethe weit natürlicher und naiver sind als bei Rousseau in der „Neuen Heloise“, wo sie vielmehr altklug und affektiert erscheinen.

[3]) „Herr Lorenz Stark.“ S. 6. 7. 8. 350—354. 370. 373. 377.

[4]) Ebenda. S. 301. — [5]) Ebenda. S. 270 und 271. — [6]) „Merkur“. 1776.

[7]) „Lindor, eine bürgerlich-teutsche Geschichte.“ Der Teutsche Merkur vom Jahre 1781. Drittes Vierteljahr. Erntemond. S. 107—123.

[8]) Ebenda. S. 122.

[9]) Zuerst erschienen 1776. Schriften. Berlin 1828. 2. 143—170.

[10]) Ebenda. S. 156.

Falle unschuldig enthauptet wird, da sie ein totes Kind geboren hat. Zerbin begeht Selbstmord aus Verzweiflung über die Hinrichtung seiner Geliebten. Hier lassen sich natürlich auch Beispiele aus der älteren Litteratur anführen; entwickelt sich doch in „Manon Lescaut" der Ritter des Grieux zum Wollüstling, Falschspieler, Heuchler und Mörder nur durch seine unglückliche Neigung zu Manon. Das herrlichste Beispiel der Zerstörung eines Charakters durch die Liebe bildet Goethes „Werther".[1])

Hermes sagt:[2]) „So gewiß ist's, daß die Erste Liebe, ob erlaubt oder sträflich, Eindrücke macht, welche oft das ganze Leben nicht haben kann." Aber während die Vorläufer des Bildungsromanes, der „Agathon" und der „Ardinghello", diese Eindrücke wirklich in ihrem Gesamtumfange darzustellen suchten, hält Hermes die Liebe überhaupt für „etwas Erniedrigendes"[3]) und stellt mit Vorliebe den entsittlichenden Einfluß der Leidenschaft dar.[4]) Indessen macht er einen Versuch, die Einwirkungen der Jugenderziehung und die der ersten Liebe zu verknüpfen. Jucunde stirbt an gebrochenem Herzen, weil ihre Erziehung ihr die Möglichkeit benimmt, gegen ihre Liebe zu Pastor Radegast zu kämpfen. Ihr Vater hatte sie in strenger Absonderung erzogen und ihr einen Abscheu gegen das männliche Geschlecht eingeflößt, der natürlich dem ersten guten Eindrucke für immer erliegt und die Wirkung dieses Eindruckes ins Ungeheure steigert.

Im übrigen tritt bei Hermes eine sehr merkwürdige Form der Charakterentwicklung auf. Er führt die Personen ein, zeigt ihre gute Seite, dann ihre schlechte, vertieft sich in diese soweit, bis die Charaktere seine Sympathie völlig verlieren, und kommt öfters schließlich beim Gegentheil an. So geht es mit der Heldin des Romans. Hermes gesteht auch unverfroren ein, er habe „durch sein unvermeidliches zweimaliges Farbengeben die Erste Grundzeichnung der Charaktere oft nur mit Mühe zu sehen" vermocht.[5]) Naiv ist es auch, wenn er die Frau Kübbuts, die er sonst sympathisch schildert, schließlich, als ihre Tochter sich vermählt hat, benutzt, um zu zeigen, daß das „Hofmeistern der Schwiegermütter nichts fruchte".[6]) Plötzlich ist aus der unglücklichen Witwe eine zänkische Alte geworden, und Hermes entschuldigt diese Charaktervertauschung mit den Worten: „Freilig war Madame Kübbuts gut: aber war sie denn damals Schwiegermutter?"[7])

[1]) Vgl. hierüber namentlich Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe. S. 162.

[2]) „Sophiens Reise." [3]1778. 4, 582.

[3]) „Sophiens Reise." [3]1778. 6, 136.

[4]) Ebenda. 1, 310—335. 454—630. 2, 220—237. 251—254. 257—290. 302—332. 4, 334—377 u. ö. — [5]) Ebenda. 5, 100. — [6]) Ebenda. 3, 481.

[7]) Ebenda. 3, 430.

Hermes meinte, das beste Material für eine gute Erziehungskunst käme zusammen, „wenn, Mehrere zusammen, jeder über die Anfänge Seines Guten und Bösen Untersuchungen anstellte.“[1] Diese Forderung erfüllt der autobiographische Roman. Johann Heinrich Jung eignete sich mit seiner traumhaften Verstiegenheit weniger zur Selbstbeobachtung als der kritische Grübler Karl Philipp Moritz, dessen „Anton Reiser“ 1785 zu erscheinen begann. Er wollte „vorzüglich in pädagogischer Rücksicht“ „die Aufmerksamkeit des Menschen mehr auf den Menschen selbst heften und ihm sein individuelles Daseyn wichtiger machen.“[2] Immer wieder betont er die Wichtigkeit der „ersten Eindrücke“[3] und kleinsten Umstände. Er verlangt, man solle in Erwägung ziehen, „daß dieß künstlich verflochtne Gewebe eines Menschenlebens aus einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten besteht, die alle in dieser Verflechtung äußerst wichtig werden, so unbedeutend sie an sich scheinen.“[4] Hier handelt es sich nicht mehr um den bloßen Einfluß der Erziehung oder um das Werden einer einzelnen Eigenschaft oder die Wirkung einer Leidenschaft, sondern der Werdegang eines Charakters wird auf Schritt und Tritt mit einer unheimlichen Genauigkeit belauert und beobachtet, die Ausbildung jeder Fähigkeit, die Entwicklung jedes Gemütszustandes wird im Zusammenhange dargestellt. Ein Fortschritt war hier nur noch möglich, wenn man den Helden aus dieser engen Umgebung herausriß und die große Welt auf ihn wirken ließ, wie es Goethe im „Wilhelm Meister“ gethan hat.

Engel hatte sich diesen Bestrebungen schon 1775 angeschlossen. In den „Briefen über Emilia Galotti“ rät er den Romandichtern, ihre Ideen von der Bühne zu nehmen und Charaktere, die der Dramatiker nur in einzelnen Situationen zeigt, „weiter zu entwickeln und bis zu ihrer ersten Entstehung zu verfolgen.“ Wie Shakespeare den Leidenschaften, solle der Romandichter den Charakteren „von ihrer ersten Anlage bis zur letzten völligen Ausbildung schrittweise nachgehen.“[5] So sehr Merck auf volle sinnliche Vergegenwärtigung dringt, so sehr verlangt Engel Erschließung des psychologischen Verständnisses. Er hat in dieser Beziehung auch späterhin seine Ansichten nicht geändert. Man könnte eine Annäherung an Merck vermuten, wenn man in der „Poetik“ liest,[6] „dichterisches Genie sei die Fähig-

[1] Ebenda. 5, 255.
[2] Seufferts Neudrucke, Nr. 23. Moritz, Anton Reiser mit Einleitung von L. Geiger. S. 3.
[3] Ebenda. S. 9. 22. 30. 31.
[4] Ebenda. S. 105.
[5] „Philosoph für die Welt.“ I. Stück 10. S. 149 und 150.
[6] S. 22 und 23. 160 und 161. 321.

keit, Ideen von einem hohen Grade von Lebhaftigkeit hervorzubringen," aber das im ersten Augenblicke bestechende und an den „Epischen Geist" erinnernde Wort „Lebhaftigkeit" erhält eine derartige Interpretation, daß es vielmehr das Gegenteil beweist. Die Lebhaftigkeit entspringt hauptsächlich aus der „Beziehung auf menschliches Glück oder Elend"[1] der „unruhigen Ahnung des Ausganges"[2] und verwandten Gesichtspunkten. Die bloße sinnliche Vergegenwärtigung hat Engel immer für weniger verdienstlich gehalten als die Darstellung einer Entwicklung.

Diejenige Persönlichkeit, deren Entwicklung besonders genau im „Herrn Lorenz Stark" geschildert wird, ist der Sohn Karl Stark. Er war ein unruhiger Lebemann; aus seinen lustigen Gewohnheiten reißt ihn das dem sterbenden Lyk gegebene Versprechen und die Liebe zur Witwe, so daß eine radikale Besserung seines Charakters eintritt. Doktor Herbst sagt zu Lorenz Stark:[3] „Ein unerwarteter, ihm ganz neuer Eindruck, ein unwiderstehliches Gefühl rissen ihn hin. Aber einmal gethan, diese That: sollte sie ohne Spur, wie ein Blitz, haben verschwinden können? sollte sie kein Andenken an sich zurückgelassen, nicht durch dieses Andenken mächtig auf ihn gewirkt haben?"

Engel bemerkt ausdrücklich, daß hier „die Hauptbildnerinn an dem Herzen des Sohns, die Liebe",[4] vergessen ist. Das Gewicht, das er dieser beilegt, weist uns zurück auf Hermes, aber auch auf Nicolais „Sebaldus Nothanker"; denn dort wird Säugling hauptsächlich durch seine Liebe zu Mariane von poetischer Verstiegenheit zu prosaischer Vernünftigkeit bekehrt, nachdem die Geliebte dieselbe Entwicklung durchgemacht hat.

Wunder nehmen muß es allerdings, daß Engel sich für die Darstellung einer Charakterentwicklung einen Helden aussucht, der das dreißigste Jahr hinter sich hat. Aber der Aufklärungsroman stellt, wie Heine nachweist,[5] überhaupt gern Personen in vorgeschrittenem Lebensalter dar, weil er sich nicht gern mit dem überschäumenden Sturm und Drang der Jugend befaßt. Daher geht Engel auch auf das unruhige Vorleben Karl Starks nicht näher ein, sondern läßt ihn erst auftreten, als er männlicher Reife fortschreitend sich nähert. Bei einem anderen Dichter würde der Hauptteil der Darstellung hierauf entfallen und der Kontrast nach Möglichkeit gesteigert werden.

---

[1] „Poetik." S. 161 und 162.
[2] Ebenda. S. 335.
[3] „Herr Lorenz Stark." S. 360 und 361.
[4] Ebenda. S. 362.
[5] C. Heine, Der Roman in Deutschland von 1774—1778. Halle a. S. 1892. S. 43.

Bedauerlich ist es, daß die Personen im „Herrn Lorenz Stark“ allzu häufig über Charakterentwicklung theoretisieren und alles genau bis ins kleinste klarlegen, statt dem Leser nur Fingerzeige zu geben und seinem Nachdenken das Weitere zu überlassen. In Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ sagt die Baronesse zum Geistlichen: „Ihre Geschichte sei unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz weiter nachzudenken.“ Diese Forderung ist bei Engel nicht erfüllt. Als ein echter Aufklärer traut er dem Leser nichts zu und erklärt jeden Gedanken, bis ihn der Mindestbegabte fassen kann. Das empfindet man als eine Beleidigung, wenn man ihn liest.

VI. Dialog.

In den kleinen Charaktergemälden wie im „Herrn Lorenz Stark“ geht der Dichter, so oft nur möglich, in den Dialog über, und die gleiche Praxis beobachten auch die anderen Romanschriftsteller dieser Epoche. Das bürgerliche Drama in Prosa riß plötzlich die Schranke ein, die zwischen Erzählungskunst und Bühnendichtung bestand. Lessings meisterhafter Dialog forderte zur Nachahmung heraus, und schließlich ging man so weit, die Erzählung überhaupt in Gespräche aufzulösen. Als Schöpfer solcher Buchdramen sind namentlich Meißner und Klinger bekannt. Engel nimmt eine vermittelnde Stellung ein. Da er seine Aufmerksamkeit auf das Werden und Gewordensein der Charaktere richtet, muß er auch größere erzählende Partien einschieben.

Der Dialog im älteren Abenteuerroman war meist preciös und stelzfüßig. Noch in Gellerts „Schwedischer Gräfin“ ist der Mangel jeder individuellen Färbung auffällig. Vieles wird in indirekter Rede gegeben, und Gellert stellt sich selbst ein Armutszeugnis aus, wenn er von Carlson sagt:[1]) „Er wünschte unzähligemal in der Sprache des Affects, daß Andreas gestorben seyn möchte, ehe er den Athem zur Entdeckung dieses Geheimnisses hätte schöpfen können.“ Der Dichter ist eben der „Sprache des Affects“ nicht gewachsen.

Hemmend tritt der Entwicklung des Dialoges die von Richardson übernommene Briefform entgegen, obwohl er sie mit dem Gespräche zu vereinigen wußte. Goethe verzichtet im „Werther“ fast ganz auf den Dialog. Dagegen stürzen sich Hermes und Heinse in die größten Unwahrscheinlichkeiten. In „Sophiens Reise“ ist der Dialog häufig so gelehrt, daß der Verfasser mit gewohnter Gemütsruhe zugiebt,

[1]) Gellerts sämtliche Schriften. Berlin und Leipzig 1867. 4, 238. — Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe. S. 34.

Sophie, die alles getreulich berichtet, habe ihn nicht verstehen und behalten können.[1])

Überhaupt nehmen die gelehrten Gespräche einen großen Raum ein und dienen dazu, Belesenheit und Gelehrsamkeit des Autors zu zeigen. Bei Hermes wird über alles und jedes, bei Nicolai über Lehrmeinungen und Kleidertrachten der Geistlichen, „Übersetzungsmanufakturen"[2]) und Schundlitteratur, bei Heinse[3]) über bildende Kunst und Philosophie, Altertümer, Neugriechisch und Altgriechisch, bei Knigge in der „Reise nach Braunschweig"[4]) über Kotzebue und die Bühnenkunst überhaupt gesprochen.

Eine Abart des gelehrten Gespräches ist der alternierend explizierende Dialog, der in Wielands „Agathon" vorherrscht. Die Personen sprechen in aneinandergereihten Monologen von sehr langer Ausdehnung, die trotz der Grazie des Ausdrucks den Charakter der Abhandlung tragen. Allerdings wirft sich der Dichter mit einer wahren Wollust immer wieder in Disputationen über Tugend und Begierde, naive Sittlichkeit und verfeinerte Sinnlichkeit, aber die Personen sollen beweisen und deshalb reden sie voll aus. Zu Gunsten der abgerundeten Darstellung der gegenteiligen Meinungen wird die psychologische Wahrscheinlichkeit vernachlässigt. So entsteht nur eine Gegenüberstellung der Meinungen und der Beweise, die für sie zu erbringen sind. Der Weg, den das Gespräch zu nehmen hat, wird nach objektiven statt nach subjektiven Kriterien geregelt: Der Dialog wird zur Disputation.

Im „Sebaldus Nothanker" läßt sich eine andere Gattung beobachten, die man das Schulgespräch nennen könnte. Der Dialog wird so angelegt, daß der eine Sprecher naiv borniert, der andere sehr wohl unterrichtet ist.[5]) Der Autor identifiziert sich mit dem klugen, den Leser mit dem beschränkten Zuhörer. Darunter leidet die Wirkung. Aber Nicolai läßt den guten Nothanker wenigstens zu Worte kommen, während er in Thümmels „Wilhelmine" vor Verlegenheit niemals eine Silbe zu reden weiß. Das Gegenüber spricht allein, so daß nicht einmal der Anschein eines Dialoges entsteht. Als der Held bei der Verlobung zuviel getrunken hat, hören wir zwar, er habe „Verschwendung mit süßen, rührenden Worten" getrieben, aber Thümmel spart sich die Mitteilung und läßt wieder Wilhelmine allein reden.

---

[1]) „Sophiens Reise." [3]1778. Band 1. S. 44. 140—153. 2. S. 442—458. 3. S. 571—594.

[2]) „Sebaldus Nothanker." [4]1799. 1. S. 111.

[3]) Heinse, „Ardinghello." (In H. Laubes Ausgabe 1838.) Band 1. S. 15—20. 33—38. 41—46. 49—54. 206—212. 230—260 u. ö. Band 2. S. 92—170.

[4]) Erschienen 1792.

[5]) Schwinger, F. Nicolais Roman „Sebaldus Nothanker." S. 262.

Auch bei Hermes finden sich neben den gelehrten Dialogen Schulgespräche.[1]) Doch darf man ihm nachrühmen, daß er bewußt die Sprache der einzelnen Personen scheidet und jeder Person ihren eigenen Stil giebt. Sophie schreibt anders als Puff oder Malgré oder Radegast, und Professor T. spricht sogar vom „drolligten Ton“ Puffs.[2]) Aber Hermes geht auf den Pfaden Fieldings und karrikiert, statt zu charakterisieren. Auf diesem Gebiete leistet er Gutes. Einen das Deutsche radebrechenden Franzosen, einen betrunkenen Major, ein unglaublich naives Mädchen weiß er einzuführen;[3]) vom Dialekt macht er in trefflicher Weise Gebrauch;[4]) die tolle Studentenwirtschaft macht sich auch in ihrer Sprache prächtig;[5]) ein einziger Brief eines Kriegsrats läßt seinen ganzen albernen Charakter erkennen;[6]) der karrikierte Dialog zwischen Sophie und ihrem Verehrer Puff verfehlt seine Wirkung nicht;[7]) aber, wenn Hermes ernst wird, versagt seine Begabung. Ein etwas ungeschickter Dialog zweier Liebenden, die sich trennen müssen, darf noch leidlich genannt werden;[8]) eine unfreiwillige Komik bringt jedoch Mariane hervor, die den Prediger Radegast bewegen will, ihr zu entsagen, um Jucunde zu retten, und anfängt:[9]) „Meine Lungen haben gelitten, mein Magen ist geschwächt.“

Engel hat sich viel mit der Theorie des Gespräches beschäftigt. Schon 1774 veröffentlichte er die „Fragmente über Handlung, Gespräch und Erzählung“.[10]) Er macht darin den Versuch einer neuen Einteilung der Dichtungsarten, weil ihm die hergebrachte, die Roman und Drama weit voneinander trennt, nicht mehr genügt. Für ihn fallen beide unter den Begriff des pragmatischen Werkes, der Handlung im prägnanten Sinne des Wortes, die eine Begebenheit ihrer Entwicklung nach darstellt, entweder durch Erzählung oder durch direkte Wiedergabe im Dialog.[11]) Dieser ist die Krone der Dichtkunst, das Höchste, was sie zu leisten vermag; denn der letzte und eigentliche Schauplatz aller Handlung ist die denkende und empfindende Seele,[12]) die durch die Sprache die Handlung in die Erscheinung

[1]) „Sophiens Reise.“ ³1778. 3, 222—235.
[2]) Ebenda. 3, 292.
[3]) Ebenda. 1, 140—153.
[4]) Ebenda. 1, 288—290.
[5]) Ebenda. 1, 404—448.
[6]) Ebenda. 3, 336 und 337.
[7]) Ebenda. 1, 350—356.
[8]) „Sophiens Reise.“ ³1778. 3, 20—26.
[9]) Ebenda. 5, 468.
[10]) „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste.“ Leipzig. 1774. XVI. 2, 177—256. Schriften. Band 4. S. 101—266.
[11]) Schriften. Band 4. S. 222.
[12]) Ebenda. S. 149.

treten läßt. „Es ist unglaublich, wie sehr sich die Seele den Worten einzudrücken, wie sie die Rede gleichsam zu ihrem Spiegel zu machen weiß, worin sich ihre jedesmalige Gestalt bis auf die feinsten und zartesten Züge darstellt."[1]) Daher ist die dialogische Form zur Schilderung von Charakteren unendlich fähiger als die erzählende,[2]) und der Dichter soll, nach der Vorschrift des Aristoteles und dem Beispiele Homers und Richardsons, ins Dramatische übergehen, sobald es auf Schilderung der Seele ankommt.[3]) Der Erzähler hat vor dem Dramatiker den Vorzug, daß er nicht auf die Gegenwart beschränkt ist, sondern Vergangenheit und Zukunft in die Darstellung mit einbeziehen kann.[4]) Auch steht es ihm frei, den Stoff von mancherlei Seiten zu fassen[5]) und über die Handlungen seiner Personen zu reflektieren.[6])

In der 1783 erschienenen „Theorie der Dichtungsarten"[7]) huldigt Engel im wesentlichen denselben Anschauungen.[8]) Da jedoch das Werk zu Schulzwecken geschrieben ist, demonstriert er seine Ansichten an ausgewählten Beispielen. Als Muster guter Dialogführung werden Shakespeares „Heinrich IV." und „Hamlet", sowie Lessings „Emilia Galotti" angezogen.[9])

Im „Herrn Lorenz Stark" wird der gelehrte Dialog kaum durch das Gespräch über die Krisis[10]) halbspöttisch angeschlagen und sogleich wieder abgebrochen. „Kein Griechisch weiter!" ruft der Alte.[11]) Dagegen finden sich etliche Schulgespräche, zu denen die geistige Hilflosigkeit Spechts den Anlaß giebt.[12]) Der alternierend explicierende Dialog erscheint an einer Stelle, wo er wohl berechtigt ist, nämlich als der Doktor und Lorenz Stark endgiltig über Vergangenheit und Zukunft des Sohnes reden.[13]) Ein derartiges einmaliges Auftreten dieser Form ist anders zu beurteilen als der gewohnheitsmäßige Gebrauch in Wielands „Agathon". Überall aber ist die Rede der einzelnen Personen individuell gefärbt, und statt des karrikierenden Dialoges wird bewußt der charakterisierende angewendet.

---

[1]) Schriften. Band 4. S. 224 und 225.
[2]) Ebenda. S. 248.
[3]) Ebenda. S. 235—237.
[4]) Ebenda. S. 262.
[5]) Ebenda. S. 254.
[6]) Ebenda. S. 257.
[7]) Schriften. Band 11. Hauptstück 9. Formen.
[8]) Ebenda. S. 542—547.
[9]) Schriften. 11. S. 550—558.
[10]) „Herr Lorenz Stark." S. 92—100.
[11]) Ebenda. S. 98.
[12]) S. 31—36. 258—262.
[13]) S. 359—368.

Nietzsche hat mit seinem bekannten philologischen Scharfblick einmal geäußert, ein Satz sei schon falsch verstanden, wenn er in unrichtigem Tempo vorgetragen werde. Engels Praxis kann diesen Satz illustrieren. Gerade in Bezug auf das Tempo kontrastieren der Doktor und seine Gemahlin vortrefflich. Er spricht langsam und nachdrucksvoll, ist ungemein logisch und behandelt den kleinsten Punkt als eine breit zu erörternde Frage; seine runden, wohlüberlegten Sätze leitet er gern ein mit:[1] „Gesetzt auch“ oder: „Ich bitte Sie zu erwägen“ oder: „Nehmen Sie einmal an.“ Man höre nur, mit welchen breiten Reflexionen dieser Pedant eine Rede beginnt:[2] „Sie können's nicht sonderbar finden, wenn ich behaupte: daß eine einzige That, zu welcher glückliche oder unglückliche Umstände einen Menschen hinrissen, ihn von Grundaus verändern, ihm gleichsam eine neue Seele einhauchen kann.“ So geht er oft vom Allgemeinen aufs Besondere.

Der Doktor spricht Largo, seine Gattin Scherzando.[3] Seine Rede geht langweilig und methodisch vor, die ihre hüpft flott, neckisch, leicht und flüchtig von Punkt zu Punkt, vernachlässigt so manches und hat fortwährend etwas zu widerrufen oder nachzuholen, was sie aber nur selten mit einem „Oder wenn“, „Aber nein“ thut;[4] meist bleibt der Einwand der anderen Person überlassen. Sind die Sätze ihres Gemahls durch zahlreiche Konjunktionen verknüpft und verhäkelt, so ist ihr das Asyndeton eigentümlich. Sie ruft ihrem Gatten zu:[5] „Kurz, sie macht einen Besuch bei dem Vater, bittet den Vater, gefällt dem Vater, bezahlt ihre Schulden, heiratet den Bruder.“ Ebenso erzählt sie Lorenz Stark:[6] „Ich hatte einzukaufen, mußte vorbei.“ In der schalkhaften Beschreibung des verliebten Bruders kommt noch die Anaphora hinzu:[7] „Ich sehe ihn blässer, magerer werden; sehe ihn alle Heiterkeit, allen Frohsinn verlieren; sehe ihn hinwelken mitten in der Gesundheit: wie kann ich da ruhig bleiben?“ Daß Engel hier vollkommen bewußt gearbeitet hat, beweisen die „Fragmente über Handlung, Gespräch und Erzählung, wo er ausdrücklich von den „Inversionen der Rede“, den „Verbindungen, die gemacht und die nicht gemacht werden“, spricht.[8] In der „Poetik“ finden sich ähnliche Betrachtungen.[9]

---

[1]) S. 57. 60. 61. 85. 86. 94–98. 142—146. 156. 158. 160—162. 185. 235. 237. 238. 241. 252. 307—309. 314.

[2]) S. 359.

[3]) S. 77—83. 87. 149. 186—189. 211. 265—271. 314—318. 334—342. 347. 370.

[4]) S. 77. 79. 181. 197.

[5]) „Herr Lorenz Stark.“ S. 186 und 187.

[6]) S. 75.

[7]) S. 341.

[8]) Schriften. 4. S. 226 und 227.

[9]) „Poetik.“ S. 553.

Karl Stark spricht Prestissimo. In ganz anderer Art wie seine Schwester ist auch er ein Schnellsprecher. Er redet aufgeregt und leidenschaftlich in kurzen, übereinander stürzenden Sätzen, die nicht leicht und gefällig, wie die der Schwester, sondern stoßweise hervorkommen.[1] Die rhetorische Frage ist seine Lieblingsform.[2] Er fährt Specht an:[3] „Was es giebt? Was Sie wollen? hab' ich gefragt. — Borgen etwa? Noch ehe die alte Schuld ganz getilgt ist? Oder wieder Nachrichten von der Wittwe, Ihrer Nachbarin, bringen?“ Als echter Schwächling sucht Karl Stark den Mangel an Kraft und Entschlossenheit durch Ungestüm und Heftigkeit zu ersetzen. Man vergleiche nur die Art, wie Doktor Herbst über Horn spricht,[4] mit der, wie sein Schwager gegen ihn deklamiert:[5] „Horn? ..... Ha, der elende, nichtswürdige Geizhals! So hat er mir doch das Wort nicht gehalten, das ich so mühsam, mit sovielem Zureden von ihm erpreßte! — Ich Thor! Warum bezahlt' ich auch den Bettel nicht gleich? — Und was beschließt denn mein Vater? Was will er thun?“

Mit diesen leidenschaftlichen Ausbrüchen kontrastiert aufs beste die vorsichtige, ängstliche Manier des Schleichers Specht, der niemandem widerspricht, jede Behauptung einschränkt, abwechselnd seine Frau und Lorenz Stark citiert, nichts als verzagte, halb in der Kehle stecken bleibende, Satzbrocken herausstottert.[6]

Monsieur Burgs wenige hämische Bemerkungen über seinen Oheim sprudeln rasch nacheinander hervor, wogegen Schlicht kurz, knapp und steif, gelegentlich mürrisch und grob seine Meldungen macht und seine Meinung abgiebt.[7] Die Mutter spricht, wenn sie aufgeregt ist, die richtige, unlogische, unkluge, übertriebene Frauensprache, sonst lange Sätze, die man sich in gedehntem Tone, mehr als bedachtsam vorgetragen, zu denken hat.[8] Die Witwe genießt, wie der Pfarrer in Thümmels „Wilhelmine“, den Vorzug, nie zu Worte zu kommen; sie hat immer Anliegen und ist stets zu schüchtern sie auszusprechen.

Lorenz Stark redet ruhig, spöttisch und ironisch, wie Engel selbst, der jedermann, unbekümmert um Stand und Geschlecht, am liebsten ironisch nahm. Was ein unbefangener Beobachter von

---

[1] „Herr Lorenz Stark.“ S. 14. 15. 17. 24. 37. 113. 306. 385–392.
[2] S. 17. 18. 19. 25. 113. 294. 298. 306. 384. 388. 390.
[3] S. 25.
[4] S. 182.
[5] S. 298.
[6] S. 24—36. 244—262 passim.
[7] S. 117—121. 285—287. 293—301.
[8] S. 72. 73. 122. 123. 206. 373—379.

dem Dichter sagte, gilt auch von seiner Lieblingsfigur:[1] „Der Mann hat gewiß Genie, fühlt sich aber ziemlich, spricht gern in dem Ton der Entscheidung.“

An Lorenz Stark läßt sich zeigen, wie Engel die der Einzelfigur zugeteilte individuelle Redeweise der Situation anpaßt. In der folgenreichen ersten Unterredung mit dem Sohne[2] spricht der Alte anfangs in ruhigen Sätzen, die mit kleinen Winken und Anspielungen durchsetzt sind.[3] Karl Stark wird heftig, der Alte bleibt seiner Herr und unterbricht ihn nur durch scharf pointierte Sätzchen, z. B. ruft der Sohn:[4] „... doch wird mir jede Zerstreuung, jedes elende Vergnügen gemißgönnt.“ — „Du sprichst sehr hart, aber sehr wahr. Jedes elende Vergnügen.“ — „Elend — weil es mir nichts, oder eine Wenigkeit kostet. Was hab' ich denn verloren, wenn ich verlor?“ — „Das Kostbarste, was wir haben: die Zeit.“ Jetzt wird Karl Stark ausfallend und wirft dem Vater übertriebene Wohlthätigkeit vor, was diesen in wirklichen Zorn versetzt. Er geht in ein rasches Tempo über:[5] „Dacht' ich es doch, daß der junge Mensch noch würde mein Vormund werden! Wegzuwerfen? Was verstehst du darunter? Was heißt bei dir wegwerfen? Sprich!“ Gleich darauf gewinnt er seine Ruhe zurück und schlägt im Bewußtsein seiner Tugend einen etwas pathetischen Ton an:[6] „Und wenn sie mich einst die lange Straße hinabtragen, und ich hier alles dahintenlasse, so hoff' ich, es soll da mancher mit Thränen in seinen Augen sprechen: Schade um den rechtschaffenen Mann!“

Wie jeder bereits herausgehört hat, war Engels Muster in Theorie und Praxis Lessing.

VII. Mimik und Physiognomik.

Auffällig sind im „Herrn Lorenz Stark“ die bis aufs Kleinste genauen Angaben über Minenspiel und Gesten, die jede Situation lebhaft illustrieren und den Dialog zum Bühnenbilde ergänzen.[7]

[1] Vgl. C. F. Rincks „Studienreise 1783 1784.“ Herausgegeben von Moritz Geyer, Altenburg 1897. Vgl. besonders den 22. Dezember.

[2] „Herr Lorenz Stark.“ S. 12—21.

[3] S. 13. 14. 16.

[4] S. 18.

[5] S. 19.

[6] S. 20.

[7] „Herr Lorenz Stark.“ S. 27. 62. 66. 68. 73. 74. 76. 78. 83. 87. 88. 94. 99. 109. 111. 126. 127. 129. 130. 137. 145. 147. 151. 154. 157. 162. 165. 180. 188. 189. 215. 243. 245. 247. 248. 249. 251. 253. 257. 258. 280. 283. 285. 293. 294. 295. 296. 299. 300. 319. 323. 324—325. 327. 333. 337. 339. 340. 343. 346. 347. 348. 350. 368. 370. 371. 378. 379. 384. 390. 392. 395. 397. 398.

Was fängt der Alte nicht alles mit seinem Stutz an, den er bald auf das schwerhörige, bald auf das andere Ohr zieht! Jede Handbewegung, jeder Blick, Gang und Haltung dienen dem Ausdrucke der seelischen Erregung. Schon die Zeitgenossen sahen hierin einen der größten Vorzüge von Engels Roman und rühmten die „scharf der Natur abgesehene Andeutung des mimischen Ausdrucks".[1])

Die englischen Humoristen verwenden die Mimik in karrikierender Weise. Das Muster Hogarths, der in seinen Bilderchklen ganze Romane in der Gebärdensprache liefert, ist für sie weit weniger fruchtbar geworden als für die deutschen Dichter, obwohl Fielding einzelne Charaktere von ihm entlehnte. Auch sind im „Joseph Andrews" nur sehr fragmentarische Ansätze zu theoretischer Erörterung vorhanden. Der ehrliche Adams disputiert mit einem Wirte über Physiognomik, und ebenso unterhalten sich einmal ein heruntergekommener Komödiant und ein elender Versemacher darüber, ob am Niedergange der Bühne schlechte Verse oder schlechte Mimen Schuld seien. Doch werden diese Themen ganz beiläufig erörtert, und der Schauspieler geht sogar nur auf Sprache und Betonung ein.

Im deutschen Romane des 18. Jahrhunderts tritt die Mimik hier und da sporadisch auf, und bei näherem Zusehen erkennt man, daß diese Erscheinungen untereinander im Zusammenhange stehen und die langsame Entwicklung einer Technik darstellen, die mit Engel ihren Höhepunkt erreicht. Anfangs wird auf das Äußere wenig Gewicht gelegt. Gellert gesteht in der „Schwedischen Gräfin" sein Unvermögen offen ein, wenn er sie schreiben läßt:[2]) „Man verderbt durch die genauen Beschreibungen oft das Bild, das man seinen Lesern von einer schönen Person machen will. Genug, mein Graf war in meinen Augen der schönste Mann."

Es ist ein weiter Weg von diesem Verfahren bis zu dem Engels. Drei Faktoren sind in der Hauptsache wirksam: Die Bühne, die Physiognomik und die bildende Kunst. Nebenher verdient noch erwähnt zu werden, daß das Silhouettieren, schon ehe man etwas von Physiognomik wähnte, eine Modetändelei war.[3])

Die Schauspielkunst nahm auf den kleinen Bühnen dieser Epoche einen neuen Aufschwung. Das intime Spiel entwickelte sich, und namentlich im bürgerlichen Drama begann die Gebärde eine große Rolle zu spielen. Mit allem Nachdruck weist Diderot darauf hin,[4])

[1]) Neue allgemeine deutsche Bibliothek. LXXXVII. 1. S. 191.
[2]) Gellerts sämtliche Schriften. 4. Teil. S. 203.
[3]) Vgl. Musäus, „Physiognomische Reisen." 3. Altenburg 1779. S. 55.
[4]) „Von der dramatischen Dichtkunst." Lessings Übersetzung. Hempel. XI. 2. S. 312.

„daß es ganze Scenen giebt, wo es unendlich natürlicher ist, daß sich die Personen bewegen, als daß sie reden.“

Solche Scenen sind namentlich die, wo der Mensch die Gabe zu reden verliert und seiner Verzweiflung nur durch ein stummes Spiel Ausdruck verleihen kann. So benimmt sich bei Prevost d'Exiles der Ritter des Grieux, als er Manon Lescaut im Hause seines Todfeindes, ähnlich, als er sie auf dem Häscherwagen findet. Man wird natürlich auf die Gebärde zuerst da aufmerksam, wo sie die Sprache vertritt, und wird dann leicht dazu kommen, Reden und Gesten im Zusammenhange zu verfolgen, wie sie auf der Bühne sich finden!

Lessing schenkte den Schauspielern in der „Hamburgischen Dramaturgie“ so lange Beachtung, bis ihre Eitelkeit jede Kritik unmöglich machte. Früher schon, als er in der „Theatralischen Bibliothek“ einen Auszug aus dem „Schauspieler“ von Remond von Ste. Albine veröffentlichte, hatte er ein Werk über die „körperliche Beredsamkeit“ versprochen. Es erschien niemals. Die ein Jahr später[1]) von Löwen herausgegebenen „Kurzgefaßten Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes“ waren in keiner Weise zum Ersatze geeignet, und so konnte noch 1785 Engel an die Verheißung seines großen Vorbildes anknüpfen.

Um 1770, also wiederum in der für die deutsche Erzählungskunst so unendlich wichtigen Zeit, wird die Bewegung lebhafter und tritt ins Gebiet des Romans über. Schon 1769 geht Hermes in „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ oft auf das stumme Spiel ein; allerdings ist er auch hier zum Karrikieren geneigt. Er beschreibt das schweigende Staunen und Entzücken einer im Konzertsaal versammelten Menge, die eine Italienerin singen hört[2]) oder das vom Trotz abscheulich entstellte Gesicht Koschchens[3]) oder die grotesken Gebärden des biederen Puff.[4]) Chodowiecki schöpft aus „Sophiens Reise“ die Anregung zu einer Reihe von Kupferstichen, die wiederum auf Hermes zurückwirken. Fortan hat er bei jeder Situation eine mögliche Illustration im Auge und dankt Chodowiecki für seine Förderung, indem er im sechsten Bande der dritten Auflage (1778) Herrn Puff aus der Geschichte heraustreten und sagen läßt:[5]) „Solche Kupfer verdienten sechzig Bogen Zusatz.“ Ebenso gesteht er häufig zu, er habe sich eine Scene beiweitem nicht so schön gedacht, wie Chodowiecki sie dargestellt habe.[6])

[1]) Hamburg 1755. Engel, „Mimik.“ 1. S. 82.
[2]) „Sophiens Reise.“ (1769). 1. Teil. S. 270.
[3]) Ebenda. S. 376 und 377.
[4]) Ebenda. 2. Teil (1770). S. 269 und 276.
[5]) „Sophiens Reise.“ 31778. Band 6. S. 703.
[6]) Ebenda. S. 129 u. ö.

Wie Chodowiecki greift auch Lavater die Anregungen der ersten Auflage von „Sophiens Reise" auf, um bestimmend auf die weiteren einzuwirken. Er bringt das Porträt des Dichters, feiert seinen „metaphysisch-moralischen Roman" und hält die physiognomischen Stellen desselben der Einverleibung in die „Physiognomischen Fragmente" für würdig.[1] Dies von 1775—1778 erschienene Werk bildet zunächst das große Sammelbecken, in dem sich alle bisher beobachteten Strömungen vereinigen.

Lavater rechnete die ganze Mimik zur Physiognomik, wie aus seiner Äußerung erhellt:[2] „Stimme, Gang, Stellung, Gebärden, Kleidung — alles an dem Menschen ist physiognomisch — alles, was der Mensch berührt, und was durch seine Hände geht, was in seinen Kreis tritt — nimmt etwas von ihm an." Er gedenkt der großen Schauspieler und preist namentlich Garrick, der es so weit in der Physiognomik gebracht habe, daß er den Charakter von beinahe jeder Physiognomie durch seine eigene ausdrücken könne.[3]

Chodowiecki wird von Lavater als „beinahe der einzige" bezeichnet, „der fast allen seinen Figuren die volle ungehemmte Freiheit, die dem Leben eigen ist, einzuhauchen weiß"; sein Stich „Les Adieux de Calas" wird enthusiastisch verherrlicht. Ebenso kommentiert Lavater Hogarth. Diese Erläuterungen setzte Lichtenberg, der Lavater im „Fragment von Schwänzen" so grausam mitgenommen hatte, später mit ganz anderer Tendenz im „Göttingischen Taschenkalender" fort, nicht im Dithyrambenstil, sondern mit witziger Schärfe.[4] Sie erschienen 1794—1799 gesammelt, und Engel gewann ihnen mehr Geschmack ab als Lavaters großem Werke.[5] Lichtenberg war auch dem englischen Zeichner eher gewachsen als Lavater, der seine Fragmente „zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" schrieb, sich von der Darstellung des Lasters mit Grausen abwandte und geneigt war, Hogarth um ihrer willen Vorwürfe zu machen.[6] Die Abwehr Lavaters gegen Lichtenberg ist matt. Er empfiehlt, seine Schriften zu lesen „und — wie man will, entweder nach der Schärfe des Witzes, oder nach dem Gehalte von bestimmten Beobachtungen zu prüfen."[7]

[1] „Physiognomische Fragmente." Dritter Versuch. 1777. S. 214.

[2] Vierter Versuch. 1778. S. 417. Ueber den Zusammenhang von Physiognomik und Mimik vor Lavater vergleiche: Oberländer, Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert (Hamburg und Leipzig 1898). S. 171 bis 173. Auf Lavater selbst wird hier allerdings nicht genügend eingegangen.

[3] Erster Versuch. 1775. S. 181.

[4] Vgl. W. Hogarths Zeichnungen mit Erklärungen von Lichtenberg, herausgegeben von Dr. Franz Kottenkamp. Stuttgart 1873. Vorwort.

[5] In dem S. 291 citierten Briefe bittet Engel um „Lichtenbergs witzigen Kommentar über Hogarth."

[6] „Physiognomische Fragmente." Erster Versuch. S. 96 ff.

[7] Ebenda. 4. 1778. S. 469.

Der positive Kern der „Physiognomischen Fragmente“ ist schließlich die Lehre von der Harmonie „zwischen moralischer und körperlicher Schönheit“.[1] Jeder moralisch gute Gemütszustand verändert das Gesicht zur Schönheit, jeder schlechte zur Häßlichkeit. Physiognomische Veränderungen registrieren alle Erlebnisse; das Antlitz des Menschen ist sein Führungszeugnis. „In allen Theilen des Angesichts geben also verhältnismäßig, oft wiederholte Gemütszustände, häßliche oder schöne bleibende Eindrücke.“[2] Lavater weist auf Jünglinge hin, die ihre ursprünglich schöne Bildung „durch Geilheit und Unmäßigkeit sehr verhäßlicht haben“,[3] und diese Jünglinge treten fortan oft genug im Roman auf. Hochmodern klingt die Gegenüberstellung der Sätze: „Es werden Züge und Bildungen geerbt. Es werden moralische Dispositionen geerbt.“[4] Alles faßt schließlich Lavater in die beiden Formeln zusammen: „Je moralisch besser; desto schöner. Je moralisch schlimmer; desto häßlicher.“[5]

Diese Physiognomik mit moralischer Spitze gefiel namentlich Hermes, der schon vorher unbewußt nach demselben Rezept verfahren war. Legt man die erste Auflage von „Sophiens Reise“ neben die dritte, die nach dem Erscheinen der „Physiognomischen Fragmente“ herauskam, so sieht man die ungeheure Einwirkung Lavaters, der auch wiederholt citiert wird.[6] Hermes giebt die „ganz untrüglichen Kennzeichen der Wahrheit und der Lügen“ an,[7] und wenn es ihm 1770 genug war, vom vermeintlichen Bruder der Sophie zu sagen: „Ein Mensch, dem ich Galgen und Rad aus den Augen lese,“[8] so erhalten wir jetzt eine Beschreibung dieses Menschen, die sich bis auf das „zweifarbige Gebüsch von Augenbrauen“, die „scharf gespannte Oberlippe“ und den „bebenden Gang“ erstreckt.[9]

Goethes Begeisterung für Lavater, der ihn zum Mitarbeiter an den „Fragmenten“ preßte, war bekanntlich vorübergehender Natur. In „Dichtung und Wahrheit“ steht er dem „seltsamen Werke“, das man „wohl als genial-empirisch, als methodisch collectiv ansprechen“ dürfe, sehr kühl gegenüber.

Im „Werther“ geht Goethe fast nirgends auf Physiognomik ein. Zwar will Werther aus den Gesichtszügen eines Herrn Schmidt schließen, „es sei mehr Eigensinn und übler Humor, als Eingeschränkt-

[1] Ebenda. 1, 57—78.
[2] Ebenda. S. 63.
[3] Ebenda. S. 67.
[4] Ebenda. S. 73.
[5] Ebenda. S. 63.
[6] „Sophiens Reise.“ 31778. Band 5. S. 27. Band. 6. S. 702.
[7] Ebenda. 2. S. 28 und 29.
[8] „Sophiens Reise.“ 2. Teil. 1770. S. 424.
[9] „Sophiens Reise.“ 31778. Band 2. S. 636 und 637.

heit des Verstandes, die sich ihn mitzuteilen hinderte." Die Kennzeichen werden aber nicht angegeben. Dagegen liebt Goethe im „Werther" die lebendige Gruppenbildung, und Lotte unter den Kindern, die Damen beim Gewitter, Werther im Spiel mit den Kleinen gegenüber dem pedantischen Doktor sind ebenso sprechende als bekannte Zeugnisse. Auch braucht man über die sorgfältige Angabe der Kleidung Lottes und Werthers kein Wort zu verlieren.[1])

Wieland schenkt im „Agathon" der Physiognomik und Mimik keine sonderliche Beachtung. Heinse, der doch sonst sinnlich lebhafte Bilder giebt, hat im „Ardinghello" statt seinen Gebärdenspiels nur wilde Theatercoups wie: „Hier sprang er auf, vor Freuden ganz außer sich, daß die Gläser vom Tische flogen."[2])

Zur Mimik gehört ruhige, stille Beobachtung, und die war weniger Sache der Genies als der Aufklärer. Da aber Lavater der Abgott der Genies war, so finden wir zunächst eine starke Opposition der Aufklärung gegen alle Versuche, vom Äußern auf das Innere zu schließen. Jede Satire übertreibt. Dies thut Lichtenberg in seinen Angriffen auf Lavater ebensosehr wie Musäus in den „Physiognomischen Reisen", die vornehmlich Hermes und Lavater angreifen. So findet der reisende Physiognomiker im Stiftskonvent auf dem Erzgebirge „nur das beliebte Heyrathssystem des Herrn Hermes, welches Kernbuch nach allen drey rechtmäßigen Auflagen sich hier befand, und die physiognomischen Fragmente".[3]) Auch der Titel der Parodie von Musäus, die genau der Einteilung der Fragmente folgt, trifft zum Teil die Physiognomik, zum Teil die Reiseromane, was jedermann empfand, da sie von 1778 bis 1779 erschien, also den verspotteten Werken auf dem Fuße folgte. Die Anregung hatte Musäus durch Lichtenberg empfangen.[4])

Er wendet sich gegen das Interesse an Äußerlichkeiten überhaupt. Cramer hatte in der 1777 und 1778 erschienenen Schrift: „Klopstock in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa" viel Wesens von dem rotplüschenen Rocke des Barden gemacht und bemerkt, aus der Art, wie er die Tabakspfeife in die Höhe halte, wenn er am Ofen stehe, strahle das Gefühl: „Ich bin Klopstock." Nach diesen Kennzeichen entdeckt der reisende Physiognomiker mit dem „Adlerblick" seiner Zunft Klopstock in einem Leipziger Nachtwächter und Festdichter. Zu seinem Bedauern muß er hören, daß mehr Leute Plüschröcke tragen, und der Grund für das Aufwärtsschwingen der Pfeife

[1]) Vgl. C. Heine, Der Roman in Deutschland von 1774–1778. S. 72.
[2]) „Ardinghello." H. Laubes Ausgabe von 1838. Band 1. S. 21.
[3]) „Physiognomische Reisen." Zweytes Heft. Altenburg 1778. S. 161.
[4]) Drittes Heft. S. 59. Viertes Heft. S. 120.

lediglich in der „Beschaffenheit des Tobacks liegt, wenn er feucht ist und schlecht brennt“.[1])

Auch sonst blamiert sich der reisende Physiognomiker überall. Er ist hinter einer Sophie her, die ebensosehr an Sophie von La Roches Sophia von Sternheim[2]) wie an Sophie Albertine von Hohen* erinnert, die Hermes incognito die Reise von Memel nach Sachsen antreten ließ.[3]) Die Lehre von der Harmonie wird durch das „physiognomische Halsgericht“ verspottet. Der Vorsitzende entdeckt ohne jede Beihilfe der Tortur nach rein physiognomischen Kennzeichen den Zürcher Weinvergifter und kann in seiner Überzeugung kaum durch den Umstand irre gemacht werden, daß die ganze Weinvergiftung ins Reich der Fabel gehört.[4]) Der Reisende kommt schließlich, verlacht, geprellt und bestohlen, durch seine schlechten Erfahrungen zu dem Vorsatze, „viel vom Metier zu schwatzen, alles zu beschauen, darüber fleißig zu disputieren und nichts davon zu glauben.“

Die Satire ist geschickt und wirksam durchgeführt. Selbst Goethe, der sonst nicht viel von Musäus hielt, fand, er habe Lavater „ziemlich gut beleuchtet“.[5]) Musäus war einseitig in seiner Verwerfung des Interesses für das Äußere. Nicolai macht im „Sebaldus Nothanker“ nur gegen Lavater Front, nicht gegen die Zeitströmung, die ihn hervorgebracht hatte. Auch hier muß die Lehre von der Harmonie herhalten. Nicolai fällt über die Kennzeichen des verdächtigen Menschen, namentlich das „weit gegen das Ende der Nase vor sich gehende Nasläppchen“ witzelnd her.[6]) Dagegen finden sich Ansätze zur Mimik. Der eitle Oberst hat die Gewohnheit, „gemeiniglich eine weise Miene anzunehmen und den Zeigefinger an die Nase zu legen, als sagte er etwas gar Tiefsinniges.“[7]) Besonders bemerkenswert ist die historische Darstellung der Kleidertrachten der Berliner Geistlichen,[8]) die ihre symbolische Bedeutung haben und ihren Einfluß auf Gang und Bewegung üben.

Der ganze Aufklärungsroman verhält sich in ähnlicher Weise der Physiognomik gegenüber reserviert und legt mehr Gewicht auf die Mimik. Moritz giebt im „Anton Reiser“ Beispiele von verkehrten Urteilen auf Grund der Gesichtsbildung[9]) und führt näher den Fall des überall unterdrückten und herumgestoßenen Menschen aus, der die

[1]) Zweytes Heft. S. 50—85.
[2]) Zweytes Heft. S. 11 wird offenbar auf sie als Madame Leydens angespielt.
[3]) Erstes Heft. S. 99. Zweytes Heft. S. 22 und 23.
[4]) Viertes Heft. 1779. S. 28—42 und 58—90.
[5]) Goethes Gespräche. 1, 83.
[6]) „Sebaldus Nothanker,“ [4]1799. Band 1. S. 184 und 185.
[7]) Ebenda. Band 2. S. 225.
[8]) Ebenda. S. 104—111. Dazu Chodowieckis Kupfer.
[9]) Vgl. „Anton Reiser.“ S. 141 und 142.

Augen nicht mehr aufzuschlagen wagt und mit einem Armsünder-gesichte herumschleicht.[1] „Wehe ihm dann, wenn er einem eingebildeten Menschenkenner, wie es so viele giebt, in die Hände fällt, der nach dem ersten Eindruck, den seine Miene auf ihn macht, sogleich seinen Charakter beurteilt." Moritz bleibt nicht ganz konsequent; an anderer Stelle legt er selbst dem „ersten Anblick" großes Gewicht bei.[2]

Da Mängel der Kleidung zu Anton Reisers Leiden gehören, wird sein Anzug immer sorgfältig beschrieben, und wir sehen ihn nacheinander den roten Soldatenrock, die graue Bedientenkleidung und den blauen Chorknabenmantel aus alten Schürzen tragen, bis er endlich zur Deklamationsübung das erste Kleid von feinem Tuch erhält.

Auf die Mimik legt Moritz, der mit Iffland auf dem Schultheater von Hannover in Stücken Engels auftrat,[3] großen Wert. Er hatte als Schüler die Ackermannsche und Schrödersche Truppe spielen sehen, mit Ekhof verkehrt und durch seine Flucht aus Hannover das Signal zu einer Massenauswanderung von der Schule auf die Bühne gegeben. Diesen Neigungen entsprechend sehen wir ihn von frühester Jugend an die Gesten aller Personen beobachten, mit denen er in Berührung tritt.[4] Er beginnt mit einem lebhaften Interesse für die Gebärden der Kanzelredner,[5] das sich dann dem Schauspieler zuwendet und schließlich in die theoretische Frage ausläuft: Worin besteht das Wesen der mimischen Begabung?[6] Die endgiltige Lösung dieses Problems war freilich Goethes „Wilhelm Meister" aufbehalten.

Wir sind jetzt wieder bei der Bühne angekommen. Lavaters Versuch, das ganze Gebiet für die Moral in Anspruch zu nehmen, war schließlich doch mißlungen. Einem Theaterpraktiker wie Engel fiel es zu, das vorhandene Material nach rein künstlerischen Gesichtspunkten in ein System zu ordnen, das von den Bedürfnissen der Bühne seinen Ausgang nahm.

Engel war seit langem mit dem Theater bekannt. Als Leipziger Student nahm er an Privataufführungen teil[7] und schrieb für die Kochsche Schaubühne Prologe und selbständige Dramen.[8] Dann ging er mit Seyler nach Gotha und trat mit Gotter in Verkehr,[9]

[1] „Anton Reiser." S. 146 und 147. Vgl. S. 214.
[2] Ebenda. S. 275.
[3] Ebenda. S. 314 und 318.
[4] Ebenda. S. 47. 52. 137. 138 und 139.
[5] Ebenda. S. 64—69. 71. 110. 131.
[6] Ebenda. S. 347.
[7] C. Schröder, J. J. Engel. Schwerin 1897. S. 11.
[8] Ebenda.
[9] Ebenda. S. 17.

der einen lange fortgeführten Briefwechsel zur Folge hatte. In Berlin bearbeitete er die Dramen Babos und Törrings für die Bühne, dichtete Gelegenheitsstücke und Theaterreden,[1] und sammelte als fleißiger Theaterbesucher einen Schatz von Beobachtungen, die er schließlich in die zweibändigen „Ideen zu einer Mimik“ einordnete. Mit ihnen wollte er Lessings Versprechen einlösen.[2] Bereits 1782 kündigte er das Werk im „Teutschen Merkur“ an und forderte zur Pränumeration auf, da er es im Selbstverlage erscheinen ließ. Die Anfertigung der Kupfer durch Meil dauerte aber noch drei Jahre, so daß erst 1785 der erste, 1786 der zweite Band herauskam.[3] Inzwischen erschien 1783 die „Theorie der Dichtungsarten“. Auch in ihr finden sich Betrachtungen über Mimik.[4] Engel weist darauf hin, daß bei Beschreibung seelischer Zustände die Schilderung der Art, wie sie sich äußern, eines der wichtigsten Hilfsmittel des Dichters ist. Will man sich den Zorn vorstellen, so vergegenwärtigt man sich seine äußeren Symptome: den starren Blick, die gerunzelte Stirn, die abwechselnde Farbe u. s. w.[5] Zum Beleg liefert er eine Anzahl von „psychologischen Gemälden“ aus Klopstocks Messias.[6] Auf die gleiche Art wie die Zustände werden abstrakte psychologische Gegenstände wie „das Entsetzen“ oder „die Religion“ geschildert.[7] Zu diesen gehören auch die Charaktergemälde. Der Dichter giebt von den „unterscheidenden Eigenschaften eines moralischen Wesens“ ein Bild „theils durch Schilderung unterscheidender physiognomischer Züge, denen sich oft die Seele so unverkennbar eindrückt“; — das vorsichtige „oft“ ist an dieser Stelle sehr bedeutsam — „theils dadurch, daß er die bleibenden bestimmenden Ursachen, oder sehr ausgezeichnete einzelne Äußerungen und Folgen der Charaktere angiebt, durch welche er das Allgemeine durchschimmern läßt“; theils durch die Energie des Stils, Metaphern, Allegorien, Figuren. Dann folgen Beispiele aus Goethe, Klopstock und Clodius.[8]

Auch in der „Mimik“ ist Engel vorsichtig gegenüber der Physiognomik. Er betont nur den Unterschied beider Theorien. Die eine geht auf „feste bleibende Züge“, die andere auf „vorübergehende körperliche Bewegungen“. Die Physiognomik hat schon an Interesse verloren, „weil man keine sichern allgemeinen Grundsätze fand, die sich auch, aus wohlbekannten Ursachen, nicht so leicht mögten finden

[1] Ebenda. S. 25. — [2] „Mimik.“ 1. S. 10—12.

[3] Oberländer giebt S. 173 und 212 irrthümlich die Jahre 1782 und 1785 für das Erscheinen der beiden Theile an. Auch Oberländers Urtheil über Engels „Tüftelei“ und „prächtige Phrasen“ halte ich für durchaus verfehlt. Dagegen ist der Nachweis, daß Leipzig die eigentliche Geburtsstadt der modernen deutschen Schauspielkunst ist (S. 63), auch für unseren dort begonnenen Roman wichtig.

[4] Schriften. 11. S. 154. 544. — [5] „Poetik.“ S. 290—294. — [6] Ebenda. S. 295—299. — [7] „Poetik.“ S. 299—301. — [8] Ebenda. S. 301—306.

lassen."[1] Eine Anknüpfung an Lavaters Bemerkungen über Mimik lehnt Engel ab, weil der Standpunkt der Betrachtung ein ganz verschiedener ist. „Fremde, nicht schon vorher durchdachte, Ideen könnten mir leicht die ganze Folge meiner eignen verwirren."[2]

Engels Beobachtungen erhalten in den „Ideen zu einer Mimik" durch wissenschaftliche Betrachtungen erst ihren eigentlichen Wert. Er verarbeitet die Alten, geht auf Mendelssohns Lehre von den Empfindungen ein und setzt sich überhaupt mit Philosophen und Physiologen auseinander.[3] Er macht Ansätze zur kritischen Betrachtung des Gebärdenspiels unkultivierter Völker, berücksichtigt Herders Forschungen über den Ursprung der Sprache und unterzieht die Versuche zur Erneuerung der Pantomime einer genauen Prüfung.

Engels „Poetik", „Mimik" und die Abhandlung „Über die musikalische Malerei"[4] bilden zusammen ein geschlossenes Werk. Überall kehrt der Hauptgesichtspunkt Engels, die Scheidung in Malerei und Ausdruck, wieder. Malerei sucht, im Gebärdenspiel wie in der Programmmusik, das vorgestellte Objekt nachahmend darzustellen; Ausdruck giebt nur die Empfindung wieder, die es erregt. Der Ausdruck ist immer geboten, die Malerei nur dann erlaubt, wenn sie mit dem Ausdrucke der inneren Empfindung zusammenfällt.

Für eine ausführliche Analyse der „Ideen zu einer Mimik" ist hier nicht der Ort; ich will daher nur noch Engels bekannten und oft geschmähten Widerwillen gegen das Drama in Versen historisch zu rechtfertigen suchen. Engel ist sich vollkommen darüber klar, daß die hohe Ausbildung der Mimik im 18. Jahrhundert und der Sieg der Wahrheit über die abgezirkelte Schönheit eine Folge des bürgerlichen Dramas ist. Als Schöpfer des realistischen Stiles wird Ekhof bezeichnet und gleichzeitig darauf hingewiesen, wie sehr er in der haute tragédie versagte.[5] Nun sieht Engel das Drama in Versen wieder aufkommen. Was kann er von dieser Bewegung Gutes erwarten? Sie muß ihm als ein Rückfall in die steifen Tanzmeisterbewegungen der Alexandrinerherrschaft erscheinen. Er sieht den Untergang der Mimik voraus und sucht ihn mit allen Mitteln zu verhindern.[6] Natürlich verwirft Engel das Drama der Griechen gänzlich. Das attische Riesentheater mit Kothurn und Maske bildet ja den sprechendsten Gegensatz zur intimen Bühne des bürgerlichen

[1] „Mimik". 1. S. 7. — [2] Ebenda. S. 132. — [3] Auch hierin sieht Oberländer einen Nachtheil (S. 174), weil die Schauspielkunst durch diese Verbindung mit breiten psychologischen Untersuchungen nichts gewonnen habe. Eine Mimik ohne Berücksichtigung der Psychologie ist jedoch eine Unmöglichkeit, und Engel hat darüber keineswegs die praktische Beobachtung vernachlässigt. — [4] Geschrieben 1780. Schriften. Band 4. S. 297—342. — [5] „Mimik." 1. S. 85 ff. — [6] Schröder, J. J. Engel. S. 27 und 28, übersieht diesen Grund. Vgl. „Mimik." 2. S. 177. 181.

Dramas, auf der selbst das Zucken mit der Wimper dem Zuschauer nicht unbemerkt bleibt.[1])

Engel hat bei der Angabe der Gesten im „Herrn Lorenz Stark“ bewußt gearbeitet, spricht auch selbst von den „Gebehrden“,[2]) der „Pantomime“,[3]) dem „Gesticulieren“[4]) seiner Figuren. Auch finden sich direkte Gleichungen zwischen Theorie und Praxis. Dahin gehört Karl Starks Beschämung, als der Vater die Reise billigt.[5]) Das Licht seiner Augen, die bedeutungslos vor sich hinstarren, scheint „bis auf den letzten Funken verlöscht“; er kehrt den Blick abwärts, als Mutter und Schwester zu ihm treten. In den „Ideen zu einer Mimik“ hören wir,[6]) daß dem völlig Beschämten nichts empfindlicher ist, als wenn man sein Auge ausdrücklich sucht, daß er den scheuen „lichtleeren“ Blick hinter dem Lide versteckt.

Manche Angabe möchten wir dem Dichter freilich erlassen. Daß Doktor Herbst, wenn er einen Kuß von seiner Gattin erwartet, sich mit der Serviette über die Lippen fährt,[7]) erscheint unwichtig, und die Genauigkeit der Beobachtung streift an Pedanterie. Mit köstlichem Humor wird dagegen der Rückweg des alten Schlicht von Madame Lyk geschildert. In dem Gedanken, jemand könne die vortrefflichen Eigenschaften der Doktorin oder der Witwe anzweifeln, „stieß er mit dem Stock so heftig gegen das Pflaster und schnitt so wilde Gesichter, daß ein paar spielende Kinder vor Schrecken zusammenfuhren, und mit Geschrei in die Häuser liefen.“[8])

Ein Teil der mimischen Angaben gehörte sicher schon dem „Sparsamen“ an. Schmidt nimmt sie oft mit komisch genauem Anschluß in die Bühnenbearbeitung hinüber. Sagt Engel: „Sie log mit einem Kopfschütteln, um nicht mit einem ausdrücklichen Nein zu lügen“, so setzt die „Deutsche Familie“ dafür: „schüttelt mit dem Kopfe, um nicht ausdrücklich zu lügen.“[9]) Ausführliche Stellen Engels hat Schmidt grausam gekürzt.[10]) Wo er die Vorlage verläßt, fügt er recht dürftige mimische Bemerkungen eigener Erfindung hinzu, die unter denen Engels stark deplaciert sind.[11])

---

[1]) Ebenda. S. 185—191.
[2]) „Herr Lorenz Stark.“ S. 345.
[3]) Ebenda. S. 323.
[4]) Ebenda. S. 333.
[5]) Ebenda. S. 129 und 130.
[6]) „Mimik.“ 1. S. 326.
[7]) „Herr Lorenz Stark.“ S. 319.
[8]) Ebenda. S. 333. Vgl. „Mimik.“ 1. S. 255 und 256.
[9]) „Lorenz Stark oder die deutsche Familie.“ Leipzig 1804. S. 74.
[10]) Ebenda. S. 99.
[11]) Ebenda. S. 55 und 56. 141. 226 und 227. 262—264.

In der Kleidung kontrastieren Vater und Sohn aufs wirksamste.[1] Der Alte trägt feines Tuch, aufgewickelte Strümpfe, stumpfe Schnallenschuhe, eine feine Halskrause mit Spitzen und „mit seinem kleinen Hute kam er zweimal außer die Mode und zweimal wieder hinein“.[2] Karl Stark trägt eine reichgestickte Weste und ein lichtbraunes sammtenes Kleid.[3] „Der Eine hält's mit einer vollen, der Andre mit einer flimmernden Tasche,“ bemerkt der Alte spöttisch.

Die Physiognomik spielt eine gewisse Rolle, freilich beiweitem keine so große wie in „Sophiens Reise“. Der Roman wurde ja in dem der Physiognomik gänzlich abgeneigten Leipzig begonnen.[4] Gegen die Lehre von der Harmonie polemisiert Engel ähnlich wie Nicolai im „Sebaldus Nothanker“, nur etwas versteckter. Die Doktorin entwirft sich ein Phantasiebild von Horn und ruft schließlich aus: „Mich schaudert, wenn ich mir das Ungeheuer nur denke.“ Mit direkter Spitze gegen Lavater erwidert der Doktor: „Kind, es ist ein ganz gemeines, plattes Menschengesicht, aus dem in der Welt nichts hervorleuchtet, weder Gutes noch Böses.“[5]

Engel hatte in der „Poetik“ der Physiognomik eine bedingte Geltung zugestanden; er weist sie auch im Romane nicht durchgängig von der Hand. Wir hören, daß „zur Physiognomie des Herrn Stark auch die ernste Falte des Sittenrichters und das heimliche Lächeln des Spötters gehörten“,[6] und Wrakers Braut ist „eine ziemlich mißgeschaffne, klapperdürre Schöne, deren hervorstehender Zahn und blinzelndes Auge nicht den besten Hausfrieden verspricht“.[7] Da übrigens Wraker ein alter Wüstling ist, kann Engel hier auch durch Hogarths „Weg des Liederlichen“ bestimmt sein. Auf dem fünften Kupfer ehelicht Rakewell eine ähnliche Megäre, deren Charakter Lichtenberg sehr launig analysiert hat.[8]

Lorenz Stark ist ein großer Freund der Physiognomik. Sogar seine Wohlthätigkeit ist von seinem Urteile über die Gesichtsbildung abhängig. Siegesbewußt sagt er: „O ich bin noch wenig betrogen. Ich fasse meinen Mann erst ins Gesicht, ehe ich gebe.“[9] Eine breite physiognomische Betrachtung stellt er mit dem Sohne der Witwe an, der seinem Großvater an Stirn und Kinn nachartet. Mit Hilfe

---

[1] Vgl. C. Heine, Der Roman in Deutschland von 1774—1778. S. 71 und 72.
[2] „Herr Lorenz Stark.“ S. 3 und 4. Vgl. „Deutsche Familie.“ S. 4 und 5.
[3] „Herr Lorenz Stark.“ S. 8. 12. 28 und 29.
[4] Vgl. Musäus, „Physiognomische Reisen.“ 2. S. 98 ff.
[5] „Herr Lorenz Stark.“ S. 181 und 182.
[6] Ebenda. S. 193.
[7] Ebenda. S. 209.
[8] Vgl. Lichtenbergs ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche. Göttingen 1796. 3. Lieferung. S. 195—207.
[9] „Herr Lorenz Stark.“ S. 19 und 20.

eines Dukaten bringt er ihn zum Lachen, „weil Lyk dann so etwas Eignes in der Oberlippe hatte“, und richtig hat sich auch dieser Zug vererbt. Ebenso ist aber einer der Enkel Lorenz Starks ihm auffallend ähnlich in der Gesichtsbildung, und die Doktorin nennt dies ausdrücklich nicht „Spiel“, sondern „Ordnung der Natur“.[1])

Obwohl man die Physiognomik als das „Steckenpferd“ des Helden im Sternischen Sinne bezeichnen könnte, kommen die physiognomischen Bemerkungen weder an Zahl noch an Umfang den mimischen gleich. Gerade das umgekehrte Verhältnis findet bei Hermes statt. Darin giebt sich ein Wandel des Interesses kund, der für die Folgezeit bestehen bleibt. Die Physiognomik hat vorübergehend im Roman eine große Rolle gespielt, die Mimik hat sich dort einen dauernden Platz errungen. In weitestem Umfange hat später der englische Roman von ihr Gebrauch gemacht, namentlich Dickens, dessen Technik Otto Ludwig einer ausführlichen Analyse unterzog. Voll Bewunderung stellt er fest, „wie immer die Züge der äußern Erscheinung bei jeder Rede mitspielen, so treffend auch schon die Reden an sich charakterisiert sind“.[2]) Dies Wort gilt auch von Engel, der genau wußte,[3]) wie „das ganze Gebehrdenspiel durch die Worte in einer feinen und schnellen Imagination schon mit bestimmt wird“.

VIII. Würdigung. Urteile der Zeitgenossen und der Späteren.

Der „Herr Lorenz Stark“ ist der erste deutsche Familienroman, der dem bürgerlichen Drama an die Seite gesetzt werden kann. Doch gerade weil das Drama dem Roman in der Entwicklung voraus war, stand dieser immer in Gefahr, altmodisch zu erscheinen. Als in Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ Louise den Alten um Erzählung eines Familiengemäldes aus der unmittelbaren Gegenwart bittet, erklärt dieser, es sei mit den Familiengemälden eine eigene Sache. „Sie sehen einander alle so gleich, und wir haben fast alle Verhältnisse derselben schon gut bearbeitet auf unsern Theatern gesehen.“

Dieser Vorwurf trifft auch den „Herrn Lorenz Stark“. Stoff und Charaktere sind nicht neu. Die Liebe mit Hindernissen hat auf der Bühne und im Roman immer eine große Rolle gespielt, und der strenge, doch gutherzige Vater, die weinende Mutter, die verschüchterte Geliebte, der greise, ehrliche Diener und der Komplimentendrescher sind alles alte Bühnenfiguren, die hier freilich stark individualisiert werden.

[1]) Ebenda. S. 352 und 353.

[2]) Otto Ludwig, Romanstudien. (In Adolf Sterns Ausgabe. Band 6.) S. 71.

[3]) „Fragmente über Handlung, Gespräch und Erzählung.“ Schriften. Band 4. S. 227 und 228.

Der Alte erzählt bei Goethe doch ein Familiengemälde, das, um den erdrückenden Vergleich mit dem „Wilhelm Meister“ zu meiden, hier als Gegenstück zum „Herrn Lorenz Stark“ dienen mag. Es mutet anfangs wenig erfreulich an. Vater und Sohn, beide Genußmenschen, liegen im Streite. Der Dichter hält die Partei des Sohnes. Dieser bestiehlt seinen Vater, was die Mutter erfährt und verbirgt, ersetzt aber durch eigenen Fleiß das Gestohlene, erwirbt kaufmännische Fähigkeiten und entwickelt sich nach allerhand Verirrungen zu einem gereiften, tüchtigen Manne, der eine glückliche Ehe schließt.

Goethe läßt den Sohn reisen; er benutzt jede Gelegenheit, um uns aus dem Hause in die Welt zu führen. Bei Engel kommen wir aus der Stubenluft nicht heraus; der Schauplatz ist eng und begrenzt; völlig fehlt das Lyrische, das Stimmungsvolle; der Dichter zeichnet nur ein beschränktes Philisterdasein.

Dieses aber erschöpft er allerdings. Was er darstellen will, stellt er mit allen Hilfsmitteln einer raffinierten Technik ganz dar. Er nimmt die alten Formen der moralischen Wochenschriften, den Charakter und die allegorisierende Parabel auf, um sie zu ihrer höchsten Wirkung zu steigern; die Parabel bringt er nur da, wo sie sich zwanglos aus der Situation ergiebt; die Charaktere zeichnet er mit ungemeiner Sorgfalt, indem er auf die psychologischen Bedingungen ihrer Entwicklung eingeht und Dialog und Mimik in einer Weise, wie keiner vorher, zur Charakteristik verwendet. Eine brave, tüchtige Gesinnung giebt sich überall zu erkennen, und ein heiterer Humor, der sich niemals zur Zote oder zur herben Schärfe der Satire verirrt, giebt dem Ganzen eine gefällig behagliche Färbung und fesselt das Interesse des Lesers immer aufs neue.

Das Urteil der Zeitgenossen war naturgemäß recht verschieden. Eine sehr wohlwollende Besprechung, die dennoch Engel nicht gerecht wird, lieferte 1796 in der „Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung“ A. W. von Schlegel. Er lobt Realistik und Moral des Verfassers, findet es beachtenswert, daß beide Parteien Recht haben, rühmt die dialogische Behandlung und die „Aufdeckung manches feinen Selbstbetruges“ und schließt mit einer völligen Verkennung des prinzipiellen Gegensatzes zwischen Goethe und Engel: „Wenn man diese Charakterzeichnung neben die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten stellt, so kann man sich des Wunsches nicht enthalten, daß die Verfasser in ihrem wahren, leichten und vertrauten Ton der Darstellung, wozu aber mehr Geist erfordert wird, als mancher sich vielleicht einbildet, glückliche Nachfolger (nicht Nachahmer) finden, und unsre Lesewelt dadurch von dem Geschmacke am Gotisch-Heroischen, Riesenhaften und Abenteuerlichen geheilt werden möchte.“

Goethe wurde auch sonst der Tort angethan, seine Schreibart mit der Engels auf eine Stufe zu stellen. Man hielt ihn sogar für den Verfasser des „Herrn Lorenz Stark“,[1] an dem er wenig zu loben fand, als er ihn las, „in Hoffnung von meinen Herrn Kollegen was zu lernen“.[2] Die Welt des Romans war ihm zu enge; er schrieb an Schiller:[3] „Vorn herein hat es wirklich einigen Schein, der uns bestechen kann, in der Folge aber leistet es doch gar zu wenig.“

Der Umstand, daß Engels Arbeit mehr Eindruck auf das große Publikum machte als die übrigen Beiträge,[4] mußte Schillers alten Groll gegen den „armseligen Hund“ wieder wachrufen. Er sah im „Herrn Lorenz Stark“ nur eine Proklamation des deutschen Philistertums und schrieb die berühmten Worte:[5] „Ein ziemlich leichter Ton empfiehlt es, aber es ist mehr die Leichtigkeit des Leeren als des Schönen. Solchen Geistern wie Herrn E. ist das Platte so gefährlich, wenn sie wahr und naiv sein wollen. Aber die göttliche Platitude: das ist eben der Empfehlungsbrief.“ Diese Äußerung Schillers, die man oft hart und ungerecht gefunden hat,[6] wird kommentiert durch die Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“, die gleichzeitig mit Engels Roman in den „Horen“ erschien. Schiller verlangt, daß ein Dichter, der sich in einer geistlosen Natur befindet, nicht naiv bleibe, sondern sentimentalisch werde. Er soll dem geistlosen Stoffe seine eigene höhere Natur gegenüberstellen. In der „Reduktion des Beschränkten auf ein Unendliches“ besteht schließlich alle dichterische Behandlung. Wer aber die nächste wirkliche Natur mit der wahren Natur verwechselt, der ist nach Schillers Definition nicht naiver, sondern trivialer und platter Dichter. Jedoch Engel fühlte sich gerade in dieser Umgebung kreuzfidel und behaglich und hätte gelacht, wenn man ihn zur Verachtung seiner Welt aufgefordert hätte. Seine Weltanschauung war beschränkt, und Schillers Beurteilung ist von seinem hohen Standpunkte vollkommen gerecht. Er mißt Engels Roman mit einem absoluten Maßstabe für Kunstwerke überhaupt; wir werden den relativen seiner Gattung an ihn anlegen und den „Herrn Lorenz Stark“ eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete des Familienromans nennen.

Gottfried Körner vermißte am „Herrn Lorenz Stark“ Originalität und phantasievolle Ausgestaltung.[7] Ganz in Schillers Sinne

[1] Goethe an Schiller. Weimar, den 7. Dezember 1796.
[2] Goethe an Schiller. Weimar, den 17. Dezember 1795.
[3] Ebenda.
[4] Schiller an W. von Humboldt, den 9. November 1795; an Goethe, den 18. September, 23. November, 23. Dezember 1795.
[5] Schiller an Goethe, den 23. Dezember 1795.
[6] Z. B. Schröder, J. J. Engel. S. 32 und 33.
[7] Körner an Schiller, den 6. November 1795, 22. März 1796.

schrieb er diesem nach Erscheinen des vollständigen Romanes:[1] „Das Einfache soll ja eben erst durch die Phantasie des Dichters bereichert werden, ehe es dargestellt wird. Nur einzelne Züge, die mehr der Witz ausgefunden hat, findet man mit holländischem Fleiße und in einer eleganten, aber kleinlichen Manier ausgeführt."

Reichardt zeigte wenigstens Verständnis für die Personenzeichnung und gab Engel das Zeugnis, daß er „den Charakter des deutschen Bürgers sehr wohl aufgefaßt und durchgeführt habe".[2] Engels alter Intimus Garve fand den Roman einfach „vortrefflich".[3] Von vornherein hatte er Engels Versuche, dem Kleinbürgertum eine poetische Seite abzugewinnen, mit Interesse verfolgt. Beim Erscheinen des ersten Bandes des „Philosophen für die Welt" hatte er von „Tobias Witt"[4] geurteilt:[5] „Der Charakter hat etwas Neues; er hat das Naive, nicht des ganz simpeln ländlichen, sondern des kleinen bürgerlichen Stadtlebens; in welcher Classe, die man gemeiniglich von der poetischen Nachahmung ausschließt, es doch wohl auch Charaktere geben kann, die werth wären, geschildert zu werden." Zwanzig Jahre später waren diese Charaktere freilich alte gute Bekannte von der Bühne her.

Das große Publikum stürzte sich auf den „Herrn Lorenz Stark" mit derselben Begierde wie ehemals auf „Sophiens Reise" und „Sebaldus Nothanker". Auch die Bühnenbearbeitungen erlebten zahlreiche Aufführungen. Selbst Goethe ließ die „Deutsche Familie" von 1805—1815 13mal aufführen; in Berlin konnte man sie noch 1827 sehen.[6] Eschenburg, der den Roman 1804 für die „Neue allgemeine deutsche Bibliothek" recensierte,[7] hielt eine Inhaltsangabe für unnötig, „da wohl kein Leser von Geschmack mit diesem trefflichen Kunstprodukte mehr unbekannt ist, welches überall die Meisterhand seines Verfassers verräth." Die Kritik ist gut. Sie lobt Charakteristik, Dialog, Mimik und Aufbau, erkennt also die technischen Vorzüge des Romans, statt bloß den Stoff und die Gesinnung zu beurteilen, wie die meisten anderen.

Eine gerechte Beurteilung hat W. von Humboldt seinem alten Erzieher zuteil werden lassen. Er las den Roman, fand mit Vergnügen darin den Kreis und die Welt wieder, worin Engels Phantasie

[1] Dresden, den 18. Mai 1801.
[2] „Vertraute Briefe." 1810. 1. S. 361.
[3] Garve an Weiße. Breslau, den 14. April 1796.
[4] Er setzt „Johann Witt", vielleicht als eifriger Historiker durch den Namen „Johann de Wit" verführt.
[5] Garve an Weiße. Breslau, vom Sommer 1775.
[6] Schröder, J. J. Engel. S. 52. Schröder nennt die Bühnenbearbeitung von Ziegler nicht.
[7] LXXXVII. Band. Erstes Stück. S. 190 und 191.

sich herumzudrehen pflegte, und schrieb an Schiller:[1] „Auch Engels Aufsatz hat mir gefallen. Er ist freilich altmodisch und von einer Gattung, der ich nicht viel abgewinnen kann. Charaktere zu schildern, die, wie der des alten Stark, so wenig Interessantes in sich haben, so ganz durch die Einwirkung gewöhnlicher Lagen und Umstände auf gute, aber höchst mittelmäßige Anlagen gebildet sind, kann, so viel ich absehe, keinen großen Gewinn bringen. Versöhnt man sich indes einmal mit der Gattung, so ist das Stück recht gut und zeigt kein kleines Talent zu unsrer gewöhnlichen Art der Komödie, bei welcher die Schilderung solcher Arten von Charakteren und ein leichter, ungezwungener Dialog die Haupterfordernisse ausmachen.“

Unsere Klassiker haben sich mit der Gattung nicht versöhnen können, zum Teil auch die Litterarhistoriker nicht, die den Roman höchst absprechend oder gar nicht beurteilen. Gervinus[2] hat für Engel überhaupt keine Vorliebe, zieht über die „Ideen zu einer Mimik“ her, ohne sie gelesen zu haben[3] und findet Schillers Urteil über den „Herrn Lorenz Stark“ vollkommen berechtigt.

Ebenso wenig wie diese kann ich Bobertags Anschauung teilen. Er findet bei Engel „deutsch aufgefaßten Rousseauismus, veredelt und gehoben durch den Abglanz des .... großen Lichtes in Wolfenbüttel.“ Bezieht sich dies Urteil auf die oben gekennzeichneten Einwirkungen der pädagogischen Bestrebungen des Jahrhunderts? Oder ganz allgemein auf die Gesinnung des Verfassers? Übertrieben ist auch die Bemerkung, der Roman verdiene „in Hinsicht auf psychologische Analyse der menschlichen Seele klassisch genannt zu werden.“

Scherer scheint den „Herrn Lorenz Stark“ auf einige Stichproben hin beurteilt zu haben. Er nimmt eine humoristische Bemerkung Engels,[4] in der sich dieser über den allzeit selbstzufriedenen Karl Stark, wie öfter,[5] lustig macht, ernst und schreibt: „Auf Rührung ist es allerdings auch hier abgesehen; ja es kommt sogar vor, daß jemand aus den Thränen, die er vergießt, auf sein eignes vortreffliches Herz schließt, und daß hierdurch seine Thränen nach dem Ausdrucke des Verfassers zu ‚wahren Freudenthränen‘ werden.

Das Urteil von Goedeke:[6] „Lorenz Stark wurde, wenn nicht der Schöpfer, doch der wirksamste Förderer des Familienromanes der

[1] Tegel, den 20. November 1795.

[2] „Geschichte der deutschen Dichtung.“ 5^5, 605—607.

[3] Er wirft Engel vor, daß er seine Beispiele aus zeitgenössischen Dramen zweiten Ranges nehme, statt Shakespeare anzuziehen. — Lear und Hamlet erscheinen sogar auf den beigegebenen Abbildungen!

[4] „Herr Lorenz Stark.“ S. 102.

[5] Ebenda. S. 45. 131.

[6] Grundriß 5^2, 473.

neueren Zeit" hat vielleicht zum Teil schon durch die vorliegende Arbeit eine nähere Begründung gewonnen.

E. Schröder nennt in seiner Engelbiographie den Roman Engels „bestes Werk".[1] Man bezeichnet sonst als dieses die „Ideen zu einer Mimik". Jedenfalls aber ist der Roman Engels Lebenswerk, nicht nur weil er von frühester Jugend an bis in sein 60. Jahr daran arbeitete, sondern vor allem, weil wir im „Herrn Lorenz Stark" alles finden, was in Engels Leben eine Rolle gespielt hat. Seine Jugendeindrücke und seine Berliner Erlebnisse, seine moralischen und kunsttheoretischen Anschauungen schließen sich hier zu einem wohlgeordneten Ganzen zusammen. Aus diesem einen Werke kann man Engel dem Gesamtumfange seines Wesens nach kennen lernen, und insofern ist der Roman sein wichtigstes Werk. Er hat sich bis auf den heutigen Tag Freunde erhalten und Aufnahme in die Universalbibliotheken von Reclam, Spemann und Hendel gefunden.

Monsieur Nicola in Goethes Tagebuch Juni und Juli 1798 und Nic. Edme Rétif de la Bretonne.

Von Heinrich Düntzer in Köln.

Bis heute hat, so viel ich weiß, noch niemand das Rätselwort gelöst, wer an den genannten Stellen des Tagebuchs gemeint sei. Mit Bezug auf meinen Nachweis, daß Goethes zweiter Brief an Fr. Schlegel, worin er der in einem kleinen Epos nach seiner Art produktiv vorzulegenden Vermutung über den Inhalt des Homerischen Gedichtes Margites gedenkt, nicht erst im Juli, sondern bald nach Schlegels Sendung seines neuen Buches geschrieben sein könne (Goethe und die Romantik 1, 189), glaubte ich darin die ihm vorschwebende Überschrift jenes Epos erkennen zu dürfen. Aber, daß ein schon vorhandenes, eben von Goethe gelesenes Werk gemeint sei, ergab sich mir gleich darauf, und ich würde dies wohl früher erkannt haben, wäre es mit dem vollen Titel nicht blos mit dessen erster Hälfte bezeichnet gewesen; denn es handelt sich um Rétifs, freilich jetzt fast nur noch den sogenannten Bibliophilen bekanntes Werk: „Monsieur Nicola ou le coeur humain dévoilé, publié par lui-même."

[1] S. 31.

Der genannte Rétif (erst seit der Revolution nannte er sich Restif, woneben, wie er behauptete, früher auch die Form Rectif bestanden haben soll) war wirklich ein äußerst scharfer Beobachter und ein vom Geist getriebener warmblütiger Schriftsteller, der aber bald von der Eitelkeit auf das Ärgste verblendet wurde, so daß er sich mehr als Rousseau und Voltaire dünkte, sich für das bedeutendste Genie des ganzen Jahrhunderts erklärte. Wirklich nannte man ihn le Rousseau des halles, Mercier bezeichnete ihn als glücklichen Nebenbuhler von Prévost, Lavater pries ihn als den französischen Richardson. Aber wie verflog sein wahrer Ruhm mit dem eingebildeten und seinem gesammelten Vermögen! Er schrieb noch immer, aber mußte zuletzt seine Druckerei verkaufen und der einst Umworbene, der Freund von Beaumarchais, Frau von Staël und den bedeutendsten Vertretern der heimischen Litteratur endete dürftig und vergessen im Glanze des Kaiserreiches. Nicola war das achte von vierzehn Kindern eines Bauern zu Sary bei Auxerre, der ein kleines Besitztum, La Bretonne genannt, besaß, von dem der Sohn sich de la Bretonne nannte. Der schwächliche Knabe ward einem geistlichen Halbbruder übergeben, der ihn im Lateinischen zur Vorbereitung auf den geistlichen Stand unterrichtete; aber ein geordneter Studiengang war ihm unmöglich; er verschlang alle Bücher, die er erreichen konnte, seine Lesewut war nicht zu befriedigen, und sein Geist verlangte freie Bahn in der Welt. Man fand keinen besseren Rat, als ihn in eine Druckerei zu Auxerre zu thun, wo er bald ein liederliches Leben führte und endlich die Hausfrau, die ihn davon bekehren wollte, schändete. Da trieb es ihn nach Paris, wo er in seinem einundzwanzigsten Jahre (1755) als Setzer in die Königliche Druckerei trat. Seine Lust war das Verschlingen von Büchern und das gemeinste, flotteste Leben. Er wollte alles erfahren und genießen, seine Lust war, Beobachten, Darstellen des Beobachteten und Genuß der bunten Welt. Nachdem er 1760 mit einer englischen Abenteurerin sich verheiratet hatte, diese ihm nach einigen Monaten entlaufen war, nahm er noch in demselben Jahre eine zweite Frau, mit der er natürlich nur in der wildesten Ehe lebte, die er aber 1794 aufgab, als die französische Republik die Ehescheidung freigab. Erst in seinem dreiunddreißigsten Jahre trat er als Schriftsteller auf mit der tollen Geschichte „La famille vertueuse", die er als Übersetzung englischer Briefe ausgab. Sie erschien in vier Duodezbändchen, wie seine meisten Schriften in einer Reihe von Bändchen in Duodez oder noch kleinerem Format erschienen. Das Schreiben war ihm flott von der Hand gegangen, der Stil war schwulstig, was, wie auch die eigentümliche Rechtschreibung, dem Verkaufe des Buches schadete. Doch im folgenden Jahre erschien eine andere in wenigen Tagen hingeworfene, an die

erste anknüpfende Schrift „Lucile ou le progrès de la vertue par un mousquetaire" mit dem Druckorte Quebek. Bedeutender war das zum Teil reizende Märchen „Le Pied de Franchette ou le soulier couleur de rose", das er in elf Tagen hingeworfen hatte. Das Märchen erlebte bald mehrere Auflagen, ward auch ins Spanische und ins Deutsche übersetzt und gefiel durch natürliche und zugleich kräftige Sprache und anmutige Einbildungskraft. Jetzt gab er das Setzergewerbe auf und widmete sich ganz der Schriftstellerei. In demselben Jahre 1769 machte er weit ausgeführte Vorschläge zur Abstellung der Prostitution unter dem Titel: „Le Pornographe ou Idées d'un honnête homme sur un projet de réglement pour les Prostituées, propre à prévenir les malheurs qu'on occasionne." Kaiser Josef II. sah sich veranlaßt, den vorgeschlagenen Plan auszuführen. Er sandte dem Verfasser sein Bildnis auf einer mit Diamanten verzierten Dose; auch sein Diplom als Baron. Man erzählte, er habe das Bildnis nicht als das des Kaisers, sondern als das des Philosophen angenommen, die Diamanten und das Diplom als unannehmbar zurückgeschickt. Außerordentliche Verbreitung und Einfluß fand von seinen späteren Arbeiten 1775 „Le Paysan perverti ou les Dangers de la ville" in vier Duodezbändchen, der es zu zweiundvierzig Auflagen und manchen Übersetzungen brachte, auch deutsch erschien zu Gera 1791. Eine von Rétifs würdigsten Erscheinungen war das 1779 erschienene „La vie de mon père", dessen Stil freilich so nachlässig war, wie bei Rétif gewöhnlich. Der Buchhändler Mylius brachte 1781 eine deutsche Übersetzung. Von 1780 an erschienen sechs Jahre lang in zweiundvierzig Duodezbändchen „Les Contemporaines ou Aventures des plus jolies femmes de l'âge présent" par N. E. R. de la B., von denen Mylius eine Übersetzung in elf Bänden von 1781 an herausgab. In diesen findet sich auch die Erzählung, woraus Schiller, den seine Frau darauf hingewiesen hatte, die Ballade „Der Gang zum Eisenhammer" schuf. Seinen 1787 erschienenen vierzig Charakterbildern „Les Parisiennes", vier Volumen mit Abbildungen wollte man den Preis des öffentlichen Nutzens zuerkennen. 1788 gab er in dem Roman „La Femme infidèle" seine eigene Frau, im folgenden Jahre in „Ingénue Saxancour ou la Femme séparée, Histoire écrite par elle-même" seine ältere Tochter preis; es waren dies vier und drei schmachvolle Duodezbändchen. Im Revolutionsjahre trat er auch als Gesetzgeber auf mit einem seiner vielen als -graphe mit vorhergehendem griechischen Wort bezeichneten Werke „Le Thesmographe ou Idées pour opérer une réforme générale des lois". Dagegen gab er von 1788 bis 1794 in „Les Nuits de Paris ou le Spectateur nocturne" in acht Duodezbändchen, ungeordnet hin-

geworfene, neu beobachtete Augenblicksbilder; soll er ja nachts mit einem Tintenkocher durch Paris geschwärmt sein. Wir gedenken noch des kostbaren, wie er selbst rühmt, mit einem Aufwand von dreißigtausend Livres ausgestatteten „L'Année des dames nationales ou Histoire jour par jour d'une femme de France", das von 1791 vier Jahre lang in zwölf Duodezbändchen erschien. Zuletzt sollten Pracht und vaterländische Begeisterung das thun, was der Inhalt nicht mehr vermochte. Auch wagte er 1793, in fünf Duodezbändchen „Le drame de la vie continent d'un homme tout entier, pièce en treize actes d'ombres et en dix pièces regulières", mit einem Bildnis von Rétif selbst. An dieses Drama eines ganzen Menschen schließt sich unmittelbar das Werk, von dem hier die Rede sein soll, sein Monsieur Nicola. Auch dieses leidet, wie seine meisten Werke, und zum Teil noch mehr, an Mangel geschickter Anordnung und bedächtiger Sorgfalt des Ausdruckes, ja viel mehr, da es auf große Wirksamkeit berechnet war, und daher noch mehr als sonst wagte, während es an Einbildungskraft hinter den früheren nicht zurückstand, auch, wo das Herz sprach, die Rede sich hinreißend ergoß; nur stand ihm die volle Kraft der Rede nicht immer zu Gebote, wogegen seine scharfe Beobachtung auch hier erfreute. Auch daß er zuletzt sich selbst preisgab, übte nicht mehr die alte Zauberkraft.

Wann aber kam Monsieur Nicola nach Weimar, da er in Frankreich weniger bekannt war? Das Werk erschien in Paris von 1793—1797 in sechszehn Duodezbändchen; es führt, wie so viele Rétifiaden, einen Haupttitel und einen durch oder sich anschließenden, den Inhalt näher bestimmenden Nebentitel. Schon am 22. März 1797 schreibt Herzog Karl August an Goethe in Jena, wo er ihn noch vor vierzehn Tagen gesprochen hatte: „Ich habe jetzt Monsieur Nicola, oder le coeur humain dévoilé von Restif de la Bretonne vor. Man macht viel Wesens in Frankreich von diesem Werke (dies, was nicht ganz gegründet war, hatte man ihm wohl geschrieben), und es zeigt, auf welchen Grad auch dorten die Litteratur herunterkommt. Es ist nicht zu leugnen, daß es ganz vortreffliche Episoden enthält; das Ganze aber, Restifs eigenes sechzigjähriges Lebensjournal, ist durch die acht Teile (so viele waren damals erschienen) über die Beschreibung langweilig, roh und geschmacklos. Interessant ist es wieder, weil es die uns noch sehr unbekannten Sitten des Tiers in Frankreich lebhaft malt. Es steht zu Dienst bei Deiner Rückkehr (von Jena)." Goethe war damals noch mit der Reinigung der zweiten Hälfte seines deutschen Bürgerepos „Hermann und Dorothea" lebhaft beschäftigt, des entschiedensten Gegensatzes zu diesem fieberhaften, wilden Erzeugnis, wenn es auch den von Paris ausgegangenen, zerstörend wirkenden Freiheitstaumel schildern mußte.

Auch im Laufe des Jahres, dessen letzte Hälfte er fast ganz auf der Schweizerreise zubrachte, war Goethe außerordentlich beschäftigt, ja zerstreut, zum Teil zu gleicher Zeit in seiner Weise in die verschiedensten Arbeiten, selbst in die Dichtung des Faust, vertieft. Daß Schiller sich das Buch am Ende des Jahres vom Herzoge hatte geben lassen, verrät seine Äußerung im Briefe an Goethe vom 2. Januar 1798: „Haben Sie vielleicht das seltsame Buch von Rétif: Coeur humain dévoilé je gesehen oder davon gehört? Ich hab es nun gelesen, soweit es da ist, und ungeachtet alles Widerwärtigen, Platten und Revoltanten mich sehr daran ergötzt. Denn eine so heftig sinnliche Natur ist mir nicht vorgekommen, und die Mannigfaltigkeit der Gestalten, besonders weiblicher, durch die man geführt wird, das Leben und die Gegenwart der Beschreibung, das Charakteristische der Sitten und die Darstellung des französischen Wesens in einer gewissen Volksklasse muß interessiren. Mir, der so wenig Gelegenheit hat, von Außen zu schöpfen und die Menschen im Leben zu studiren (ein Mangel, den er besonders beim Wallenstein fühlte), hat ein solches Buch, in welche Klasse ich auch den Cellini rechne, einen unschätzbaren Werth." Und Monsieur Nicola wird ihn vielfach angeregt haben. Er empfahl noch später (26. Juli 1800) einen verständigen geistreichen Auszug aus dem Werk, das er eine der wichtigsten Schriften in der ganzen neueren Litteratur nennt, dem Buchhändler Unger für sein Journal der Romane (Jonas 6, 179). Goethe erwiderte, er habe das Buch noch nicht gesehen, werde es aber zu erhalten suchen; er scheint sich kaum noch erinnert zu haben, daß der Herzog es ihm vor einem Jahre zu Diensten gestellt hatte. Launig geht er dann darauf ein, daß die Dichter zu ihrem Zwecke sich mancher Kunststücke bedienen müssen. Aber auch jetzt, wo ihn zu gleicher Zeit die Farbenlehre, Schellings „Weltseele" und das Gut in Roßla beschäftigten, konnte er dazu nicht kommen; dazu verstimmte es ihn, daß ihm so lange nicht mehr die Vollendung einer größeren dichterischen Arbeit gelungen war, wie vieles er auch angegriffen hatte. Erst ehe er im Juni nach Jena ging, um für Schillers „Musenalmanach" zu dichten, ließ er sich vom Herzog die Bändchen des Monsieur Nicola geben, die ihm zur Unterhaltung in freien Stunden und zur Bildung eines eigenen Urteils über diese merkwürdige Erscheinung dienen sollten. Am Abend des 4. Juni traf er zu Jena in seiner bequemen Arbeitsstube auf dem alten Schlosse ein. Das Tagebuch beginnt den 5. bis 7. mit Monsieur Nicola, und noch am 10. wird „die Cassinische Karte in Bezug auf Monsieur Nicola" genannt, wonach er die Lage der von Rétif angeführten Orte auf Cassinis Carte de la France, die bis 1787 reicht, verfolgt haben wird. Bei dem tag-

täglichen Zusammentreffen mit Schiller wird die Rede auch auf Rétif gekommen sein, den Beide als einen so entschieden ausgeprägten Charakter wie Cellini ansahen. Vielleicht bezieht sich darauf die im Tagebuch angeführte Abendunterhaltung mit Schiller am 6.: „Ueber Confessionen und was dazu gehört"; denn das Buch war eine ganz eigentümliche Konfession, da Rétif, was freilich beide Dichter kaum ahnten, absichtlich aufschnitt, sich selbst möglichst preisgab, um desto mehr Beifall zu finden, der schon bedenklich in Abnahme gekommen war. Am 12. begannen die Arbeiten für den Almanach mit Vollendung der im vorigen Jahre begonnenen Euphrosyne. Den 21. fuhr Goethe zur Übernahme seines angekauften Gutes nach Roßla, von wo er am Abend des 23. nach Weimar zurückkam. Schon am 6. Juli begab er sich mit Frau und Kind wieder nach Jena, und am Morgen des 7. und 8. beginnt das Tagebuch von neuem mit Monsieur Nicola, dessen vorhandene Bändchen er damals ausgelesen haben wird. Vielleicht hatte er gehofft, darin Einzelnes zu finden, was er zu dem kleinen Epos gebrauchen könne, zu dem ihn der Homerische „Margites" veranlaßt hatte. Auch jetzt glaube ich noch, daß die Vermutung, die er über das Homerische komische Epos sich gebildet hatte, darin bestand, daß der Held ein Sklave war, da von ihm gesagt wird, er sei kein guter Arbeiter, weder Pflüger noch Gräber, gewesen; wurden ja von den Griechen nur Sklaven zu solchen Arbeiten gebraucht. Demnach dürfte Goethe sich seinen Helden wohl als Bedienten gedacht haben, von denen er in Weimar mehrere merkwürdige Subjekte bei seinen Freunden kennen gelernt hatte. Wenn merkwürdigerweise von diesem Gedichte keine einzige Spur in seinem Nachlasse sich erhalten hat, so erklärt sich dies daraus, daß er es nur im Kopfe trug, nichts davon aufs Papier geworfen hatte. Den 21. September heißt es in Schillers Brief an Goethe: „Humboldt hat geschrieben, und empfiehlt sich Ihnen. Ihren Brief nebst dem Gedicht hat er erhalten, und wird Ihnen ehestens antworten. Er schreibt auch ein paar Worte von Rétif, den er persönlich kennt, aber nichts von seinen Schriften. Er vergleicht sein Benehmen und Wesen mit unserm Richter (Jean Paul), die Nationaldifferenz abgerechnet: mir scheinen sie sehr verschieden." Frau von Kalb scheint auch diesmal Jean Paul übel berichtet zu haben; denn in großer Aufregung äußert dieser am 22. Juni 1799 gegen Otto: „Humboldt schrieb Schiller von Paris, dieser Gott-Teufel sehe, wie ich, und Schiller, der mich ganz gelesen, findet unter uns nur den Unterschied durch die Erziehung und darum liebt er mich jetzt. Ich habe alles von der Kalb." Wilhelm von Humboldt machte in Paris ein großes Haus, und er, wie seine Frau zogen die bedeutendsten in Paris lebenden Deutschen und die Hauptvertreter der französischen Politik,

Litteratur und Kunst nach ihrem Salon. Dorthin kam auch Rétif, dessen Physiognomie und sein im Umgange sich verratendes Wesen Humboldts Aufmerksamkeit lebhafter erregten, als seine lange, seltsame schriftstellerische Wirksamkeit, deren Blüte und Ruhm schon stark im Abnehmen begriffen waren. So hat denn auch Humboldt nach Schillers Bericht nur von dessen Benehmen und Wesen gesprochen, worin er eine Ähnlichkeit mit Jean Paul fand (*sehe*, das heißt sehe aus, *wie ich*), was Schiller nicht verstand; und ich möchte glauben, er habe dieses in weiterem Sinne genommen, als es gemeint war, da eine wirkliche Ähnlichkeit im Denken, Fühlen und Leben kaum gemeint gewesen sein kann. Schiller hatte Jean Paul beim ersten Anblick nur fremd gefunden, wie aus dem Mond gefallen, voll guten Mutes und herzlich geneigt, auch die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man zu sehen pflegt; später rechnete er ihn zu den subjektivischen, überspannten, einseitigen Naturen, deren idealische Welt mit der sie umgebenden empirischen im Streite liegt. Nichts lag ihm ferner als Jean Paul mit dem durchaus sinnlichen Franzosen zu vergleichen, Schiller hatte nur von Jean Pauls Benehmen gesprochen, die phantastische Kalb daraus die geistige Richtung gemacht, wodurch das von Schiller abgelehnte Urteil zu reinem Unsinne ward und Jean Paul empören mußte. Goethe machte Jean Paul zum Chinesen in Rom, dessen Beziehung Jean Paul glücklicherweise in seinem ganzen Leben nicht erfuhr. Übrigens hatte Goethe vorgehabt, Humboldts Äußerung, wenn Meyer mit der Charakteristik Oesers zur Zeit nicht fertig werden sollte, in die „Propyläen" III, 1 aufzunehmen.

Kehren wir noch einmal zu Rétifs Monsieur Nicola zurück. Schiller und Goethe lag nur die erste Hälfte vor. Die Selbsterniedrigung und Preisgabe seiner Person und Familie steigerten sich immer höher. Von allen Tugenden eines achtbaren Mannes nahm er für sich nur die Redlichkeit (*probité*) in Anspruch; keiner Niedrigkeit, keiner Gemeinheit schämte er sich; die gröbste Selbstliebe, den wüthendsten Haß, das schreiendste Unrecht betrachtete er als läßliche Menschlichkeiten, Ehre und Ansehen galten ihm nichts, sich und die Seinigen bloßzustellen, schien ihm Pflicht. Damit war denn auch der Ruhm dieses Diogenes der Revolutionszeit und der republikanischen Weltherrschaft dahin. Daß es seinem Lebensroman nicht an anmutigen, rührenden und packenden Stellen fehle, ist allgemein anerkannt und wird ihm ein dauerndes, mit tiefem Bedauern gemischtes Andenken erhalten. Er selbst gab 1797 „La Philosophie de Monsieur Nicola" in drei Duodezbändchen heraus. Ein Neudruck des Hauptwerkes erschien 1883 in Paris, die Episode „Sara ou l'amour en quarante cinq ans" gab A. Bonneau. Von seinem widerlichen

„L'Anti-Justin par Linguet" sollen nur wenige Abdrücke ausgegeben worden sein. Noch vier Jahre später erschienen in zwei Duodezbändchen „Les nouvelles Contemporaines". Als Nachtrag zu seinen Werken wurden 1883 „Lettres inédites" zu Nantes gedruckt, von wo auch ein Neudruck des Monsieur Nicola gekommen war. Daß dieser auch unsere beiden Dioskuren augenblicklich beschäftigt hat, ist ihm trotz allem wohl zu gönnen, denn es flammte in ihm ein mächtiger Geist.

Benjamin Constants Gespräche mit Goethe 1804.

Mitgeteilt von Albert Haas in Bryn Mawr. Pa.

Am Ende des Jahres 1803 erschien Frau von Staël in Weimar. In ihrer Begleitung befand sich Benjamin Constant,[1]) jetzt bekannt als Verfasser eines Romans „Adolphe" und wegen der vielumstrittenen Rolle, die er in der französischen Politik, namentlich zur Zeit der hundert Tage Napoleons und später gespielt hat.

Benjamin Constant hat in seinem Tagebuche (Journal intime de Benjamin Constant et lettres à sa famille et à ses amis, précédés d'une introduction par D. Mélégari. Paris, Paul Ollendorff 1895) über seinen Verkehr mit Goethe während dieser Zeit berichtet. Goethe selbst hat in seinen „Annalen oder Tag- und Jahresheften" unter dem Jahre 1804 nicht ohne Anerkennung von Benjamin Constant gesprochen; und so sind denn auch dessen Berichte nicht ohne Wert.

Goethe sagt von Constant: „und wenn ihm auch meine Art und Weise, Natur und Kunst anzusehen und zu behandeln, nicht immer deutlich werden konnte, so war doch die Art, wie er sich dieselbe redlich zuzueignen, um sie seinen Begriffen anzunähern, in seine Sprache zu übersetzen trachtete, mir selbst von dem größten Nutzen, indem für mich daraus hervorging, was noch Unentwickeltes, Unklares, Unmitteilbares, Unpraktisches in meiner Behandlungsweise liegen dürfte". Goethe charakterisiert zugleich Benjamin Constants Grundsätze und Überzeugungen, „welche durchaus ins Sittlich-

[1]) 1767—1830. Sein vollständiger Name war: Henri Benjamin Constant de Rebecque. Über die Zeit seiner Ankunft vergleiche die Notiz in Schillers Briefen ed. Jonas 7, 305.

Politisch-Praktische auf einem philosophischen Wege gerichtet waren".[1] Diesen Vorbehalt Goethes, sowie seine Begründung finden wir in Constants Tagebuch bestätigt. Constant fühlt sich von Goethe durch den Unterschied der Weltanschauungen getrennt.[2] Dennoch muß er, fast widerwillig, die bewunderungswürdige Größe des Mannes anerkennen, wenn er auch im einzelnen Aussprüche Goethes als sonderbar oder gar für ihn anstößig bezeichnet. Dazu war Benjamin Constants nervös-krittliges, unbeständiges Temperament ein weiterer Grund, warum er nie in seinem Urteil über Goethe zu einer einheitlichen Anschauung gelangte, sondern in widerspruchsvoller Abwechslung von unbedingter Bewunderung zu scharfem Tadel schwankte.

Benjamin Constants Tagebuch beginnt in Weimar, mit dem 1 pluviôse des Jahres XII der französischen Republik (= 22. Januar 1804). Schon am 2 pluviôse (= 23. Januar) notiert er, daß er Goethe gesehen hat. Am 6 pluviôse (= 27. Januar) finden wir die Notiz, daß er mit Goethe zusammen diniert hat. Am 25 pluviôse (= 15. Februar) macht er einen Besuch bei Goethe. Am 26 pluviôse (= 16. Februar) ist er bei Goethe zum Abendessen. Am 6 ventôse (= 26. Februar) besucht ihn Goethe. Am Abend desselben Tages ist er bei Schiller, wo zwei Scenen des Wilhelm Tell gelesen werden, unter ihnen Tells Monolog. Am Abend speist Constant mit Goethe und Schiller, offenbar bei Schiller. Am 9 ventôse (= 29. Februar) ißt Benjamin Constant zusammen mit Goethe und Wieland bei der Herzogin. Nachdem er sodann einen kurzen Ausflug nach Leipzig gemacht hat, kehrt er nach Weimar zurück. Die Eintragungen im Tagebuche sind von jetzt an nicht mehr datiert. Seite 15 finden wir die Angabe, daß Constant eine Promenade mit Goethe gemacht hat und Seite 16 teilt er seinen Abschiedsbesuch bei Goethe mit. Er reist jetzt nach der Schweiz, kehrt aber noch in demselben Jahre zu vorübergehendem Aufenthalt nach Weimar zurück. Seite 30 notiert er, daß er den Abend mit Goethe, Schlegel und dem Chevalier Boothley zugebracht hat.

In Goethes Tagebüchern (Weimarer Ausgabe III, 3) finden sich die folgenden Erwähnungen Constants, 23. Januar:[3] „Gegen Mittag Fr. v. Staël, Hr. v. Constant und Hr. v. Mellish." 27. Januar: „Abends Constant, nachher Hr. Hofr. v. Schiller." 16. Februar: „Abends Mad. de Staël und Hr. v. Constant."[3] 27. Februar: „Gegen Mittag Hr. v. Constant." 29. Februar: „Abends bey Durchl.

[1] Hempelsche Ausgabe 27, 318.

[2] Man vergleiche auch die Erzählung von der amüsanten ersten Begegnung zwischen Goethe und Constant. Biedermann, Gespräche mit Goethe 8, 277.

[3] Auffallend ist, daß Constant nie davon spricht, daß er in Begleitung der Frau von Staël Goethe gesehen hat. F. Schillers Briefe ed. Jonas 7, 110.

der Herzogin Amalia zu Tafel." 15. März: „sodann mit Hrn. v. Constant spatzieren gefahren." 18. März: „Früh Hr. v. Constant."

In Goethes Briefen aus dieser Zeit (Weimarer Ausgabe IV, 17) findet sich unter dem 26. Januar 1804 in einem Brief an Schiller folgende Notiz: „Morgen Abend um fünf kommt Constant zu mir; mögen Sie mich später besuchen, so soll mirs sehr angenehm sein." Und unter dem 16. Februar findet sich ein anderer Brief an Schiller, der ihn auf den Abend desselben Tages zum Essen einlädt. Goethe fügt hinzu: „Fr. v. Staël und Hr. v. Constant werden nach 5 Uhr kommen."

Die Daten bei Goethe und in Constants Tagebuch decken sich also, nur daß Constant kürzere Besuche auch notiert hat. Am 26. Februar sagt Goethe nichts von seinem Besuch bei Schiller; die einzige Eintragung für diesen Tag ist die lakonische Notiz: „Götz v. Berlichingen." Die beiden undatierten Notizen in Constants Tagebuch — Seite 15 und 16 — sind nach Goethes Tagebuch auf den 15. und 18. März zu setzen.

Die Nachrichten Benjamin Constants über Goethe sind teils Charakteristiken oder Beschreibungen von Goethes äußerer Erscheinung oder seiner Weltanschauung, teils geben sie Gespräche mit Goethe wieder oder bezeichnen doch zum wenigsten das Gesprächsthema genau.

In seiner Beurteilung Goethes zeigt sich Benjamin Constant schwankend, wie schon oben angedeutet. Bald ist er voll unbegrenzter Bewunderung: (6 ventôse, S. 13) „Je ne connais personne au monde qui ait autant de gaieté, de finesse, de force et d'étendue dans l'esprit que Goethe." oder: (26 pluviôse, S. 9) „C'est un homme plein d'esprit, de saillies, de profondeur, d'idées neuves. Aber sofort fährt er fort: Mais c'est le moins bonhomme que je connaise." Andererseits wirft er Goethe, wie anderweitig auch Schelling, vor, daß er Mißbrauch mit der Analogie treibe: (6 pluviôse, S. 3) „L'abus de l'analogie se rencontre beaucoup chez Goethe et surtout dans ses prétentions en chimie et dans les sciences exactes." Und am 9 ventôse (S. 13) notiert er kopfschüttelnd: „J'ai soupé chez la duchesse, avec Wieland et Goethe. Décidément il y a bien de la bizarrerie dans l'esprit de celui-ci." Auch die Beschreibung, die er von Goethes Äußerem giebt (2 pluviôse, S. 1), ist ein Muster sauer-süßer Bewunderung: „Finesse, amour-propre, irritabilité physique jusqu'à la souffrance, esprit remarquable, beau regard, figure un peu dégradée, voilà son portrait."

Wirklich offen sich selbst gegenüber ist Constant eigentlich nur an der Stelle, wo er angiebt, was ihn und Goethe trennt: (6 pluviôse, S. 3) „J'ai diné aujourd'hui avec Goethe, et je sens

qu'un Français, même quand il n'approuve pas tout ce qui se fait dans son pays, est toujours mal à l'aise avec des étrangers. J'ai en effet avec Goethe une gêne dans toute conversation. Und ſogleich führt er aus, in welchem Punkt ihre Anſichten ſich am meiſten trennen: Quel dommage que la philosophie mystique de l'Allemagne l'ait entraîné." Benjamin Conſtant war zu ſehr von den engen Anſchauungen der franzöſiſchen Aufklärung beeinflußt, als daß er Goethes Univerſalismus hätte verſtehen können. Daß Goethe dieſe Thatſache ebenſo deutlich fühlte wie Conſtant, iſt ſchon erwähnt.

Dementſprechend ſind auch Benjamin Conſtants litterariſche Urteile. Am 22 pluviôse (= 12. Februar) 1804 lieſt er Goethes Fauſt noch einmal: (S. 7) „Relu le Faust de Goethe. C'est une dérision de l'espèce humaine et de tous les gens de science. Les Allemands y trouvent une profondeur inouïe, quant à moi je trouve que cela vaut moins que Candide; c'est tout aussi immoral, aride et desséchant, et il y a moins de légèreté, moins de plaisanteries ingénieuses et beaucoup plus de mauvais goût." Das Herz geht ihm dagegen auf bei der Lektüre von — Voß' Luiſe: (12 pluviôse, S. 5) „Commencé la lecture d'un poème de Voss, intitulé: Louise. Il y a là une simplicité admirable et une imitation littérale d'Homère. Je n'y ai trouvé qu'un seul vers s'écartant de la naïveté homérique. Ce poème est encore précieux sous un autre rapport que sa forme poétique. Il peint les moeurs pures et simples de la classe des ministres de campagne de l'Allemagne (Landsprediger)[1]) qui contribue à répandre les lumières dans la classe agricole. Chaque jour la religion protestante devient en Allemagne plus une chose de sentiment qu'une institution. Point de formes, point de symboles, rien d'obligatoire, presque pas de cérémonies: des idées douces et une morale sensible! Le protestantisme de l'Angletere est bien plus reculé." Man ſieht hier deutlich, was Goethe meint, wenn er von den ſittlich-politiſch-praktiſchen Grundſätzen und Überzeugungen Benjamin Conſtants ſpricht.

In den Geſprächen mit Goethe, die Benjamin Conſtant berichtet, ſind einige Themata beſprochen, die bekanntermaßen Goethe damals intereſſierten. So unterhielten ſich beide am 25 pluviôse = 15. Februar über die Gemälde des Polygnot und Odyſſeus Gang in die Unterwelt: „Conversation intéressante sur la descente d'Ulysse aux Enfers et sur le tableau de Polygnote à Delphes repré-

[1]) Wahrſcheinlich ein Druckfehler, wie das bei deutſchen Namen in dem vorliegenden Werke häufig iſt.

sentant cette fable. La description s'en trouve dans Pausanias. Polygnote a fait entrer dans son tableau la morale qui n'était pas dans le poème d'Homère."[1]) Am 6 ventôse = 26. Februar findet ſich die kurze Bemerkung, als Goethe ihn beſucht: „conversation intéressante sur la géographie des anciens."

Außerdem erwähnt Benjamin Conſtant zwei Geſprächsthemata, in denen die fundamentalen Meinungsverſchiedenheiten beider Männer ſcharf zum Ausdruck kommen. Und bei beiden Geſprächsgegenſtänden iſt Conſtants Bericht wohl nicht ganz unbefangen.

Das eine Thema iſt Goethes Stellung zum Publikum. Benjamin Conſtant findet, daß Goethe in dieſer Hinſicht eine herablaſſende Verachtung zeigt und notiert Äußerungen Goethes, welche dieſe Anſchauung in ſeinen Augen beſtätigen:

26 pluviôse = 16. Februar. „En parlant de Werther il disait: Ce qui rend cet ouvrage dangereux, c'est d'avoir peint de la faiblesse comme de la force. Mais quand je fais une chose qui me convient, les conséquences ne me regardent pas. S'il y a des fous, à qui la lecture en tourne mal, ma foi tant pis!"

S. 16 = 18. März. „Singulier système que celui de ne compter le public pour rien et de dire à tous les défauts d'une pièce: Il s'y fera. Daran ſchließt Benjamin Conſtant die etwas perfide Bemerkung: Au fait, je crois que Goethe n'est pas très fâché des absurdités de Schiller." (Conſtant hat gerade den Wilhelm Tell geleſen und ihn als „eine ſchlecht arrangierte laterna magica" bezeichnet.)

Das andere Geſprächsthema iſt Goethes Stellung zur Romantik, Metaphyſik, Myſtik und, was für Benjamin Conſtant die Hauptſache iſt, zum Katholicismus:

6 pluviôse = 27. Januar. „Quel dommage que la philosophie mystique de l'Allemagne l'ait entraîné! Il m'a avoué que le fond de cette philosophie était le spinocisme. Les mystiques de Schelling ont en effet une grande idée de Spinosa. Mais pourquoi vouloir allier à cela des idées religieuses? et, qui pire est, le catholicisme? C'est, disent-ils, parceque le catholicisme est plus poétique. Et Goethe dit: J'aime mieux que le catholicisme me fasse du mal que si on m'empêchait de m'en servir pour rendre mes pièces plus intéressantes."

S. 15 = 15. März, bei Gelegenheit der Promenade mit Goethe: „La nouvelle philosophie, avec tous ces inconvénients, a ceci de bon qu'elle met tous les esprits en grande activité. Et

[1]) Vergleiche Weimarer Ausgabe 48, 81 ff. und Hempelſche Ausgabe 28, 233 ff.

quant aux dangers du mysticisme et du catholicisme dont elle nous menace, je compte sur la collision qui doit avoir lieu. A présent, elle est dans les nues et ne rencontre dans ses ébats ni gouvernement ni religion; mais elle ne tardera pas à les heurter d'un bout de ses ailes. Et alors la lutte!"

Benjamin Constant war vielleicht einseitig und verstand darum Goethe nicht vollständig. Aber daß er im Gebiete des „Sittlich-Politisch Praktischen" kurzsichtig gewesen wäre, könnte man auch nicht behaupten. Und Goethes Charakteristik Constants ist auch in dieser Hinsicht durch des letzteren Tagebuch nur bestätigt: „Wer sich erinnert, was dieser vorzügliche Mann in den folgenden Zeiten gewirkt und mit welchem Eifer derselbe ohne Wanken auf dem einmal eingeschlagenen, für recht gehaltenen Wege fortgeschritten, der würde ahnen können, was in jener Zeit für ein würdiges, noch unentwickeltes Streben in einem solchen Manne gewaltet" [1]

Uhlands Dichterwerkstatt.

Von Harry Mayne in Berlin.

Das bekannte Wort, daß, wer den Dichter verstehen wolle, in Dichters Lande gehen müsse, ist nicht nur im örtlichen Sinne zu fassen. Es will vielmehr ganz allgemein besagen, daß man, um das von einem Dichter Geschaffene zu beurteilen, in die Ursprünge und Lebensbedingungen seiner Schaffensthätigkeit überhaupt einzudringen habe. Wer das Was verstehen will, muß das Wie kennen; wer nicht weiß, wie es in einer Werkstatt aussieht und zugeht, ist nicht berufen, über die fertigen Werke zu befinden, die ihr entstammen. In des Dichters Werkstatt können wir Einblick gewinnen, indem wir aus Tagebüchern, Briefen, subjectiven Dichtungen, aus mündlichen Bekenntnissen oder Berichten Nahestehender alles zusammentragen, was auf seine dichterische Arbeit Bezug hat. So sei denn hier knapp zusammengestellt, einmal, wie Uhland sich theoretisch über dichterisches Schaffen ausgesprochen hat, sodann, unter welchen inneren und äußeren Bedingungen sein eigenes Dichten vor sich geht.

Neben Uhlands Briefen an die ihm befreundeten Dichter sind besonders aufschlußreich auch diejenigen an die zahlreichen Dichterlinge, die ihm Proben vorlegten und sein Urteil erbaten. Mit rüh-

[1] Hempelsche Ausgabe 27, 318.

render Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit prüfte und entschied er. Immer wieder verlangt er als Stoff ein wirkliches Erlebnis, das innerlich verarbeitet und im Moment poetischer Stimmung dargestellt sein müsse. Einem Forstcandidaten versichert er, der allgemeine Vorsatz, sich in dieser oder jener Dichtgattung zu versuchen, könne noch kein lebenskräftiges Erzeugnis verbürgen; ein Gedanke, ein Gegenstand müsse voraus zur poetischen Darstellung drängen, dann werde sich auch die rechte Form dazu ergeben. (Uhlands Leben von seiner Witwe S. 328). Uhland steht ganz auf dem Standpunkte des Goetheschen Divanwortes „Eh' er singt, und eh' er aufhört, muß der Dichter leben". In einem Brief an Mayer (Karl Mayer, L. Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen 1, 134) meint er, es sei vielleicht gar nicht so übel, wenn das jugendliche Schwelgen in Gefühlen und Reflexionen vergehe; der Dichter sei dann mehr darauf angewiesen, „das Äußere, das Leben" zu ergreifen: „aber dann muß auch ein Äußeres, ein Leben da sein, und vor allem muß er selbst ein Dichter sein". Dieses Leben fehlte Uhland wohl zuweilen, wie er demselben Freunde einmal schreibt. Ein anderes Mal bittet er den Himmel, ihm auch einmal wieder einen recht fröhlichen Tag oder nur eine selige Stunde zu schenken: „Man hat daran noch so lange nachher zu zehren" (Mayer 1, 88). Erzwingen läßt sich das Erlebnis nicht, das wußte Uhland wohl und viel besser als Mayer, der in Wald und Wiese nach poetischen Anhaltspunkten förmlich botanisieren ging.

Uhlands Tagbuch gewährt mannigfache Einblicke in das Verhältnis zwischen seinen Gedichten und den ihnen vorausgehenden Erlebnissen. Recht charakteristisch ist die Eintragung „laue Luft, Frühlingsahnungen" vom 20. März 1812, der am folgenden Tage die Gedichte „Die linden Lüfte sind erwacht" und „Frühlingsahnung" entsprechen. Ähnlich lesen wir unter dem 12. Juli 1812: „Heiterer Himmel nach trüben Tagen; ein Lied darüber gedichtet"; es ist natürlich das mit der Überschrift „An einem heiteren Morgen" und dem Anfang „O laue Luft nach trüben Tagen!" Das Erlebnis ist oft nur ein Gedankenerlebnis. So ist in dem Gedicht „Ich tret' in deinen Garten; Wo, Süße, weilst du heut?" der Garten der des Dichters Conz, und dieser hat zu der gar nicht existirenden „Süßen" Modell stehen müssen. So gab ein Artikel in dem „Nürnberger Correspondenten" die Anregung zur „Mähderin", die zum „Schwindelhaber" eine neue Polizeiverordnung vom 4. November 1816. Für Uhlands höchst lebendiges Traumleben besitzen wir viele Belege; auch für die Entstehung mehrerer Gedichte kommt es in Frage. Uhland schreibt z. B. am 28. April 1810 in sein Tagbuch: „Die ‚Harfe' gedichtet nach einem Traum von der Nacht

auf Sonntag den 26. Juli 1807" — man beachte die zeitliche Entfernung —; ebenso ist das Gedicht „Klage" durch einen Traum veranlaßt worden.

Oft hatte Uhland wohl Erlebnisse, etwa auf Reisen, doch fehlte ihm die Gabe, sie sogleich als solche zu erkennen und zu nutzen; doch „sie sollen darum nicht verloren sein", schreibt er seiner Frau (Witwe 268). Auch dafür giebt das Tagbuch weitere Beweise. Am 15. Oktober 1813 taucht im Dichter der Gedanke zu einem Gedicht vom Unstern auf; am 3. Juni 1814 notiert er: „Neu aufgefaßte Idee und angefangene Ausführung der Romanze vom Unstern", und am 6. Juni ist das Gedicht fertig. Am 9. Dezember 1813 kommt Uhland die Idee zu einem Gedicht auf Kerners neugeborene Tochter, das aber erst am 9. Juni 1814 ausgeführt wird, während in der Zwischenzeit von dem Plane durchaus nichts verlautet.

Von der poetischen Befruchtung bis zur Geburt der Dichtung ist oft ein weiter Weg; manches Erlebnis gelangt nie ans Ziel, wie das Tagbuch zeigt, in dem sich zahlreiche Keime zu latent gebliebenen Gedichten finden. Uhland hat nach einem Bericht an Seckendorf (Witwe 33) vieles entworfen, zum Teil ausgestaltet und dann verlassen, ohne Nennenswertes zu Papier zu bringen. So trägt er sich im Jahre 1817 ernstlich mit dem Plan, die Nibelungen und den Stoff der Agnes Bernauerin dramatisch zu bearbeiten, wozu er eifrige Quellenstudien macht. Vor Frühgeburten warnt er oft genug, z. B. einen Schriftsetzer, der ihm ein Packet Gedichte übersandt hatte: „Lassen Sie sich aber durch die Lust und Leichtigkeit, womit Ihnen das Lied von statten geht, nicht verleiten, zu viel und zu rasch zu dichten. Es genügt nicht am Drang, an der angeregten Stimmung; der poetische Gedanke muß klar vor dem Geiste stehen, der Gegenstand innerlich gestaltet sein, bevor zum Verse gegriffen wird, sonst giebt es nur Anklänge und verschwimmende Nebelbilder" (Witwe 425). Uhland selbst fehlte diese gefährliche Gabe der Leichtigkeit; er hat im Gegenteil etwas Schwerflüssiges. Er ist wohl nie gleich Goethe aus dem Bette gesprungen „wie ein Toller", um in feurigem Zuge seine Eingebungen niederzuschreiben, auch in seiner ausschweifenden Knabenperiode nicht. Er weiß das und macht nie ein Hehl daraus; „Ich komme schwer dazu, Gestalten, die ich in begeisterten Momenten gesehen und entworfen, in ruhigen auszumalen", schreibt er in dem erwähnten Brief an Seckendorf. In jüngeren Jahren äußert er einmal Mayer gegenüber, er wende sich oft weniger aus Lust und Drang, als um sich aus den Bedrängnissen zu flüchten, zur Poesie: „Die Resultate mögen aber auch darnach sein". Im allgemeinen zwingt er sich nicht

zum Dichten; nie ergreift er die Feder, auf Eingebungen wartend, wie Schiller oft, sondern er läßt die Dinge an sich herankommen. Er vermochte nichts durch seinen Vorsatz über seine Stimmung, wie es Schiller in einem Briefe vom 17. Mai 1799 Goethe gegenüber an diesem hervorhebt, geschweige denn, daß er wie Jean Paul sie durch starke Genußmittel herbeizaubern konnte. Uhland macht einmal die bezeichnende Unterscheidung: es wird gedichtet, und es dichtet sich selbst; dieses geschehe nur in einem „glühenden Augenblick". „Des Sängers Seele blüht, Wann sie gebären will ein neues Lied" heißt es in „Franzeska von Rimino."

Heine äußert einmal in den Reisebildern (Elster 3, 424): „Überall sehe ich einen verkappten Winter". Uhland, könnte man sagen, sah überall einen verkappten Frühling. Die Poesie fühle den Frühling oft am innigsten mitten im Winter, sagt er im Stilistikum (Holland, Zu Uhlands Gedächtnis S. 35), und in einem Gedichte: „Jetzt empfind' ich erst den Mai, Seit der Sturm in Blüten wühlet." Es ist das eine für Uhland besonders charakteristische Anschauung, die sich vielfach verfolgen läßt. Mehrere von Uhlands Lenzliedern sind in den Wintermonaten verfaßt worden, was psychologisch nicht ohne Belang ist.

„Fehlt das äußre freie Wesen, Leicht erkrankt auch das Gedicht," sagt Uhland im Vorwort zu der ersten Auflage der Gedichte von 1815, doch ist er dieser Klippe entronnen.[1]) In den Tagen schwerer Sorge um Haus und Staat entstanden, wie Treitschke treffend hervorhebt, die übermütigen, mutwilligen Verse des „Fortunat". In der aufregenden Frankfurter Zeit, als alles Poetische vom Lärm des Tages übertönt schien, umspannen den Dichter oft Ideen zu einer schwäbischen Mythologie, an der er im Geiste gern ausgestaltete, ohne durch Bücher angeregt zu sein, auch ohne etwas davon niederzuschreiben. Dann ist es wieder gerade die Stille des Hauses, die ihn zur Konzeption fähig macht, z. B. „unerwartet", wie Frau Emilie berichtet, im Frühling und Sommer 1834. Mit einem charakteristischen „Denken Sie nur!" leitet Frau Uhland ihre Mitteilung an Mayer ein, daß ihr Mann wieder zum Dichten aufgelegt sei (Mayer 2, 138). Im Tagbuch notiert dieser selbst unter dem 12. Juli 1811: „Gewaltsames und instinktartiges Vordringen der Poesie unter ganz fremdartigen Beschäftigungen" und kann sich

[1]) Vgl. „Die Saite tönt in meiner Brust
Am vollsten, wann es stürmt" (461, 7 f.).

(Die Citate aus Uhlands Gedichten beziehen sich auf die von Erich Schmidt und Julius von Hartmann besorgte kritische Ausgabe; und zwar ist, falls nichts anderes bemerkt, stets der erste Band gemeint. Ein Exponent neben der Seitenzahl giebt an, das wievielte Gedicht der betreffenden Seite in Frage kommt.)

das Verfallen auf die Idee eines bestimmten Gedichtes durchaus nicht erklären.

„Die Lieder schießen nicht wie Pilz' hervor," meint Uhland in „Tamlan und Jannet"; er konnte die Poesie nicht kommandieren, wenn sie sich ihm versagte. Das Verlangen nach ein Paar Stegreifversen brachte ihn einmal in so große Verlegenheit, daß er zehn Stunden weit zu Gustav Schwab schickte, der denn auch behende zu Diensten stand.

Wenn der Dichter wenige Minuten nach dem Verscheiden seiner Mutter an ihrem Bette einige Strophen niederschreibt oder auf der Rückkehr von der Bestattung seines Oheims Verse verfaßt, so ist das nicht Improvisation im gewöhnlichen Sinne. Im allgemeinen dichtete er nur mit der Feder in der Hand, sehr sauber, viel feilend und immer neue Abschriften nehmend von Konzepten und Reinschriften, die durchzusehen eine wahre Freude ist. (Eine gleiche Accuratesse zeigen die Partituren von Robert Franz, der in seinen Manuskripten keine Korrektur litt und ein Stück oft viermal umschrieb.) Dagegen sind etwa Achims von Arnim Konzepte zu halten, die den Litterarhistoriker zur Verzweiflung bringen können. Und den Freund Kerner schilt Uhland in einem Briefe vom April 1808: „Wie kannst Du es wagen, an Herrn Cotta und für den Drucker so schlecht zu schreiben!" Der Dichter schrieb ja auch fast alle seine Briefe doppelt nieder, und daß er als Redner nur zu leicht versagte, wenn er sich nicht schriftlich gut vorbereitet hatte, ist bekannt. Im Nachlaß haben sich aus der Frankfurter Zeit einzelne Zettel vorgefunden, auf denen ein Gedanke mannigfach variiert wird, um vielleicht in einer beabsichtigten Parlamentsrede in irgend einer dieser Formen zum Ausdruck zu kommen.

Uhland hat das Gelegenheitsgedicht im landläufigen Verstande des Wortes, namentlich das politische, glücklich fortgebildet, aber bestellte Arbeit zu liefern war ihm versagt, außer wenn er innerlich dabei beteiligt war. In diesem Falle konnte er in seiner produktivsten Zeit ein ihm abverlangtes Gedicht in der Regel schon am folgenden Tage beibringen. Eine Ausnahme macht das Gedicht auf Harpprecht, indem der Auftrag dazu und die Ablieferung drei Monate auseinander liegen. Auch kommt es vor, daß der Dichter eine derartige Aufforderung anfangs ablehnt, sehr bald aber doch mit dem Plane sich befreundet und an die Arbeit geht.

Im Alter ging er auf so etwas überhaupt nicht mehr ein. Der alte Goethe war gleich dabei, Johanna Sebus zu verherrlichen (der Erfolg war denn auch mäßig), Uhland dagegen lehnte die Aufforderung zu einem Liede an die wackeren Fläminge im Jahre 1844 ab, der er bei dem Stillstande, der in seinen lyrischen

Stimmungen eingetreten sei, nicht zu entsprechen vermöge. Frau von Welcker gegenüber meint er, wenn er überhaupt zur dichterischen Arbeit zurückkehren sollte, so würde ihm das „kaum bei einzelnen Anlässen" möglich sein, „sondern nur durch eine veränderte Gesammtstimmung". Oft traten solche Bitten an ihn heran, irgend einem Tagesereignis poetisch Rechnung zu tragen, immer lehnte er mit derselben Begründung ab, es fehle ihm das Bedürfnis des Aussprechens, und „ich schreibe nie ohne entschiedene Nötigung meines Inneren" erklärte er dem Amerikaner Taylor. Während der vierundsiebzigjährige Goethe unverlodertes Jugendfeuer in die Marienbader Elegie ergoß, war bei Uhland im Alter die lyrische Ader fast völlig versiegt. Abgesehen von den zwei Spätlingen des Jahres 1847 „Lerchenkrieg" und „Der letzte Pfalzgraf" hat der Dichter während der letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens kaum hundert unbedeutende Verszeilen geschrieben. Wenn man ihn fragte, warum er seine Muse so lange ruhen lasse, lächelte er und bemerkte, nicht er lasse sie, sondern sie ihn in Ruhe. Es ist, als habe er in der Fülle jugendlichen Schaffens geahnt, daß seinem Dichten nur ein Achilleisches Leben beschieden sei, wenn er im Jahre 1804 ruft:

Laßt uns Freude kosten, Freude singen,
Weil die Jugend in der Fülle blüht!
Will der Mann noch mit der Muse singen,
Wirds ein ernstes, dämmerichtes Lied.
Will der Greis die goldnen Saiten rühren,
Wirds ein Denkspruch, seinen Stein zu zieren.

Doch auch auf der Höhe der Schaffenskraft finden wir keine gleichmäßig verteilte Produktion; oft scheint, nach einem Worte Emiliens, ein Lied das andere zu wecken, dann wieder stellen sich ohne ersichtlichen äußeren Grund lange Pausen ein. So verzeichnen die Jahre 1812 und 1814 je dreißig bis vierzig Gedichte, während das zwischen ihnen liegende nur fünf Gedichte aufweist.

Wir sind überrascht, wie schnell und ohne Unterbrechung die einzelnen Gedichte meist zustande kommen. Manche Tage sehen vier und mehr entstehen. Der 21. März 1812 und der 8. September 1816 z. B. bringen gar ihrer sechs hervor. Die meisten Ideen kamen Uhland „Nachts", d. h. am späten Abend, und am folgenden Tage wurden sie ausgeführt, meist im Bette, wo man denn den Dichter gleich Eduard Mörike zuweilen noch um elf Uhr antreffen konnte. Dann dichtet er auch wohl auf Spaziergängen,[1] z. B. „Das Ruhethal" und die Vorrede zum „Rauschebart". So

[1] Vergl.: „Ergehst Du Dich im Abendlichte —
Das ist die Zeit der Dichterwonne —" u. s. w.

fand er einen bezeichnenden Vers im Palais Royal zu Paris unter der Menschenmenge.

Heine will nicht glauben, daß die Natur Uhland nur einen Dichterfrühling gespendet habe, und erklärt sich sein Verstummen aus dem Widerspruch, in den die Neigungen seiner Muse mit den Ansprüchen seiner politischen Stellung geraten seien. Heine irrt, es war nicht Stoffverlegenheit oder der durch veränderte Interessen bedingte Zeitmangel, der Uhland zum Schweigen bestimmte, sondern es war eben die innere Schaffenskraft gelähmt.

Wir haben bisher Uhlands poetisches Schaffen nur bis zur Befruchtung der erregten Stimmung beobachtet; richten wir nunmehr den Blick auf die äußere Gestaltung des Erlebten und Geschauten. Manchmal, erzählt der Dichter, kämen ihm wohl Ideen zu Gedichten, aber zur Ausführung habe er weder Zeit noch Ruhe. Deren aber bedurfte er. Notter hat einmal für Karl Mayer den guten Vergleich, es sei, als ob das Schicksal ihm eine Unzahl von Dichterblumen in den Schoß würfe und alsbald neckisch wieder wegzöge, ohne ihm Zeit zu lassen, sie zu einem Kranze zu verbinden. Uhland war das Schicksal günstiger. Es gab ihm die Zeit, das feine sondernde Urteil und die sichere Hand, um den Kranz zu flechten.

Rastlos arbeitet er auch im Kleinsten der Vollendung entgegen; großen Fleiß, den wir z. B. bei Kerner vermissen, rühmte von ihm A. W. Schlegel Chamisso gegenüber. Uhland arbeitet wirklich an seinem Stoff und spielt nicht mit ihm wie manche Romantiker; „er lenkt das Schiff mit festem Maß“ und läßt sich nicht treiben. Lenau hebt gegen Schurz Uhlands Gründlichkeit und Gewandtheit im Denken hervor und seine Schärfe im Auffassen, als die beiden Dichter einmal auf dem Spaziergang bis in die kleinsten Details über Poesie verhandelt hatten. Lenau wundert sich darüber gar nicht, wie Schwab, denn „ohne scharfes Urteil kann man bei der glücklichsten poetischen Fähigkeit nichts schreiben, das da fertig ist, fix und fertig und überall klappt“ (Mayer 2, 142). Uhland schafft so lange, bis „Bild und Klang zusammenrücken“ und trifft denn auch „im Kleinen wohl das große Ganze“, wie er sich in einem Sonett ausdrückt. Lassen wir wieder Lenau sprechen: „Es ist das Schwerste, alles so umfassend und prächtig einfach hinzustellen, wie er; man sieht dem Mittelalter bis ins Herz hinein. Und diese Spürkraft, die Uhland hat! Wie der Indianer im Grase weiß er die leiseste Spur zu finden“ (Witwe 299). Uhland ist der „absichtsvolle Meister“, den er im Stilistikum dem „sorglos dichtenden Triebe“ gegenüberstellt; jener lege es darauf an, „mit den unscheinbarsten Mitteln das Größte auszurichten“. Nie will der Dichter die strenge Logik missen, am wenigsten beim Sonett.

Nicht immer gelang es ihm auf den ersten Anhieb. In mehreren Fällen fand er erst nach verschiedenen Versuchen die richtige Dichtgattung für einen Stoff. Sollte doch der „Fortunat" anfangs eine tragische Trilogie, der „Herzog Ernst" dagegen ein erzählendes Gedicht abgeben. Auch die Versart wollte zuweilen ausgeprobt sein. Uhlands Bearbeitungen altfranzösischer Gedichte wie „Aucassin und Nicolette" (vgl. Erich Schmidt, das „Märchenbuch des Königs von Frankreich" in den Sitzungsberichten der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin von 1897, 45, 21 ff.) versuchten sich nacheinander in Stanzen, Hans Sachsischen Versen und Blankversen, und ebenso entbehrte die Romanze „Das traurige Turnei" nach einer Tagbucheintragung vom 11. Januar 1812 der mitgeborenen Form. Am 25. Januar 1810 schreibt der Dichter in sein Tagbuch: „Vorm[ittags]. das schon früher in Prosa verfaßte Gedicht: T. P. [Tells Platte] in Distichen eingekleidet." Der Apparat dazu druckt die Prosa ab; es sind die „Phantasien aus der Schweitz", die dem Stilforscher einen wichtigen Einblick geben in die Arbeit des Einschmelzens in die dichterische Form.

Anders als Schiller geht Uhland nicht an die Ausarbeitung, bevor er alles genau geschaut hat. Dazu besuchte er gern nach Möglichkeit die Orte, an denen er seine Dichtungen ansiedelt, wie er ja auch mit dem größten Interesse den Schauplatz seines Lieblingsepos „Walther und Hildegunde" in Augenschein nahm und gewohnheitsmäßig auf Reisen die Kirchthürme bestieg.

Zuweilen geht der Strahl des Erlebnisses ungebrochen durch den Dichter hindurch; wir spüren nicht, daß er eine Individualität getroffen hat.

Uhland lehnt es ab, viel Reflexion in seine Dichtung hineinzutragen wie Schiller und Hölderlin; er ist nach H. Fischers Wort als Dichter wirklich bloß Dichter. Im allgemeinen aber empfiehlt er dem Poeten angelegentlich, sich in Philosophie, Geschichte u. dgl. einen festen Widerhalt in positiven Kenntnissen anzulegen, zum Vorteil der Poesie. Er hatte ein Recht, gegen Mayer die Behauptung aufzustellen, daß bloßes Reflektieren oder Aussprechen von Gefühlen nicht den Dichter mache, der vielmehr schaffen solle, „Neues hervorbringen, nicht bloß leiden und das Gegebene beleuchten" (Mayer 1, 129).

Freilich darf das Schaffen nicht gar zu bewußt werden. Im Stilistikum warnt Uhland daher vor absichtlicher Nachbildung des Volksliedes, warnt er davor, Gedichte durch ein äußerlich gegebenes Schema sich durchspielen zu lassen und so „mehr eine Aufgabe des Witzes zu lösen, als einem eigentlich dichterischen Drange zu genügen". Uhland selbst ist durch diesen — übrigens durch seine Glossen z. B.

eingeschränkten — Grundsatz bei höchster äußerer Vollendung nie — wie Rückert so oft — zum bloßen Virtuosen geworden, auch im „Fortunat" nicht, wie manche meinen. Er stimmt die Saite, bis sein Ohr den feinsten Zusammenklang vernimmt, sie zu überstimmen und durch ihr Springen noch einen pikanten Effekt zu erzielen, das lehnt er mit durchsichtiger Beziehung auf Heinrich Heine ab.

Auch die äußere Arbeit verlief sehr ungleich bei Uhland. Einmal schreibt er, er wolle mit der Ausführung des „Herzog Ernst" nicht anfangen, wenn er nicht hoffen könne, „in einem Stücke wegzuarbeiten" (Witwe 124), ein andermal bemerkt er, es müsse im Dichtergemüt liegen, nur stückweise zu arbeiten und nach einiger Zeit zu anderem überzugehen (Witwe 155 f.). Oft scheint die Arbeit unterbrochen, doch ist jede Spule im Gange, wie der Dichter bei Gelegenheit des „Odin" erklärt; der wahre Dichter wird eben auch gefördert, wenn er die Spule laufen läßt, ohne den Faden zu entwickeln. So schreibt Uhland an Mayer (Witwe 88): „Gedichtet habe ich hier freilich noch nichts, doch wird mir die Poesie in dieser äußeren Abgeschiedenheit von ihr gewissermaßen innerlich klarer und lebendiger, wie es oft bei entfernten Freunden der Fall ist." Im Gegensatz dazu läßt der Dilettant die Spule nie leer laufen, er haspelt ab, soviel ihm möglich ist, um mit der Menge seiner Leistungen zu imponieren. Unglaublich naiv ist, was Uhlands Witwe von einem jungen Manne berichtet, der zu seinen Uhland eingesandten Gedichten schrieb, er habe zwanzig davon nacheinander im Bett gemacht, „so lange er geschwitzt" habe.

Zu Beginn der vierziger Jahre spukte in deutschen Landen der Plan eines deutschen Dichtervereins herum, dessen vorläufig entworfene Satzungen Uhland zur Ansicht vorgelegt wurden. In einem wichtigen Briefe an Herrn von Schenk in München verbreitet sich unser Dichter über den Plan, von dem er nach sorgfältigen Erwägungen abraten zu müssen glaubt. Dennoch ist dieser an sich ihm nicht so unsympathisch: „Es ist wahr, die ächten Schöpfungen der Poesie steigen nur aus der Tiefe des gesammelten Geistes auf; aber nicht minder gewiß ist, was ein alter Spruch sagt: Glut belebt sich an Glut, Mann wird dem Mann durch Rede kund" (Witwe 289 ff.).

Wir kennen Dichter, die ohne nach rechts oder links zu schauen, entweder überhaupt oder bei bestimmten Werken, nur der inneren Stimme gehorchend schaffen. So schreibt Goethe an Schiller unter dem 28. April 1797: „Da ich nun weiß, daß ich nie etwas fertig mache, wenn ich den Plan zur Arbeit nur irgend vertraut oder jemand geoffenbart habe, so will ich lieber mit dieser Mitteilung

noch zurückhalten". Andere Dichter bedürfen eines anregenden Wechselverkehrs mit Gleichstrebenden. Schiller hat es als das Unglück seiner Jugend bezeichnet, zu isoliert gewesen zu sein; denselben Ausdruck braucht Frau Uhland für ihren Mann, als Gustav Pfizer Tübingen verläßt. Äußere Anregung und Mitteilung war eben auch für Uhland Bedürfnis, der oft mißtrauisch gegen sich selbst war. Das Mißliche war nur, daß eine unüberwindliche Schüchternheit ihn abhielt, von seinen Arbeiten anzufangen, so gern er davon sprach. Billigung von Freunden that ihm unendlich wohl, und dankbar erkannte er z. B. Schwabs Anteil an „Ludwig dem Baier" an. Später nannte er als Grund für das Ausbleiben des „Odin" mangelnde Ermutigung, ja legte ihr wohl zum großen Teil sein gänzliches Verstummen im Alter zur Last. Mayer spricht einmal bei Übersendung einiger Gedichte die Hoffnung aus, dem Freunde dadurch wieder, wie schon früher, Anregung zu eigenem Schaffen zu geben. Das gelang ihm. Uhlands Antwort darauf ist der „Merlin":

Du sendest, Freund, mir Lieder
Voll frischer Waldesluft,
Du regtest gerne wieder
Auch mir die Dichterbrust. . . .

Nie aber war dies Bedürfnis nach Anregung bei Uhland so stark wie bei Kerner, der an Mayer schreibt (2, 118), er habe früher nur den Freunden zu Liebe gedichtet — „es ist wirklich wahr" — weil sie durch Mitteilung ihrer eigenen Arbeiten ihn dazu aufmunterten, ja, der geradezu Uhland viel Schuld daran zuschiebt, daß er gar nichts mehr dichte: „Ich kann durch nichts als durch Mitteilung erweckt werden und wurde es durch ihn in früheren Zeiten, seit Jahren aber ist er ein Fisch gegen mich." (Mayer 2, 65). Wichtig genug ist solche Aufforderung aber auch für Uhland, das beweist die plötzliche Sangeslust, die in ihm erwachte, wenn er Gelegenheit hatte, mit Einzelnem hervorzutreten. Auch eine gewisse äußere Nötigung fertig zu werden und abzuschließen, was dem peinlich feilenden Künstler — auch dem wissenschaftlichen Prosaisten — nicht ganz leicht wurde, war ihm oft recht dienlich. Etwa wenn es sich darum handelte, etwas in einem zu bestimmter Zeit erscheinenden Blatte oder Almanach zu veröffentlichen. So schreibt er einmal selbst an Mayer (1, 72), dem Dichter ergebe sich oft im Augenblick keine geschickte Änderung, und er sei dann zuweilen zu commod, eine zu suchen. Hier konnte ein gelinder Zwang nicht schaden. Auch in diesem Punkte war der junge Dichter besser daran, insofern er elastischer und daher eher imstande war, die ihm gerade gegebene Zeit zu nutzen. So entstand die Romanze „Durand" während des vergeblichen Wartens auf Akten.

Daß der Dichter meist sein feinster und strengster Kritiker ist, beweist uns Uhland, wenn wir die Varianten zu seinen Gedichten studieren. Was er bei den Griechenliedern von Heinrich Stieglitz (Witwe 189) sagt, paßt ganz auf ihn selbst: „Die Änderungen, welche Sie mehreren Liedern beigeschrieben, sind Beweise, daß Sie auf reine Darstellung, auf einen Styl, der nur die Sache will, hinarbeiten." Eine Reihe von Proben aus dem kritischen Apparat mag zum Beleg dienen.

Zunächst betrachten wir zwei Beispiele von geänderter Syntax, wodurch die Wirkung gesteigert wird. 24, 3 f. hieß es erst schlicht erzählend: „Aus ihrem Körbchen wehten mir die Rosendüfte lind." Entsprechend dem Dämmerhaft-Ungewissen des Gedichtes ist es eine glückliche Änderung, wenn Uhland diesen Satz dann in Frageform giebt. Ebenso glücklich aber ist es, wenn er umgekehrt in „Schäfers Sonntagslied" die zuerst gewählte Frageform aufgiebt und statt „Wie wird mir? will er öffnen sich?" einfach fortfährt: „So ganz, als wollt' er öffnen sich", denn eine Frage, die eine Stimmerhöhung bedingt, würde diese gleichmäßige Sabbathstille empfindlich stören.

Noch zwei Belege für veränderte Wortstellung zum Zwecke sinnentsprechenderer Betonung: „Wir leben einzig auf der Welt" wird zu „Nur wir noch leben auf der Welt" (22, 6), und das ungeahnte, unvorbereitete „Meinen Bruder hast du meuchlings erstochen" (166, 7) muß den König Sifrid mehr packen, als wenn er erst durch ein „Du hast . . ." darauf vorbereitet wird, daß der Sänger einen persönlichen Handel mit ihm hat.

Wir beobachten ferner Varianten, die bestimmt sind, den ersten Entwurf sinnfälliger, anschaulicher zu machen. Oft genügt die Änderung eines Wortes, namentlich der Verbalform, um einfache Erzählung in bewegte Handlung umzusetzen. Am lebendigsten wirkt natürlich das Aktivum und dann das reflexive Verb, womit daher oft das handlungslose Passivum umschrieben wird. Im „Waller" (218, 9) schrieb Uhland zuerst „Zieht man", darüber „Läutet" und endlich „Rührt sich dort die Abendglocke". Mit einem Schlage ist so die Glocke und damit der ganze Vers belebt. „Und in des Waldes Schattengänge Vertieft sich jetzt ihr rascher Lauf" hieß es 244, 37 f.; das wird demselben Prinzip zufolge also geändert: „In seine vielverwobnen Gänge Nimmt jetzt der Wald die Pilger auf." In „Des Hirten Winterlied" wird aus einem epischen „Wir drängten uns all' in die Thäler" ein dramatisches „Du drängst uns all' in die Thäler" (27, 3). „Wenn frische Hoffnung grünt in allen Zweigen" ist eine schöne Metapher, noch schöner aber lesen wir jetzt: Wenn „Hoffnung flattert in den grünen Zweigen" (110^2, 8). „Viel köstliches

Gesteine ist ihres Reifes Zier" hieß es erst von der „Versunkenen Krone" (309, 13 f.); anschaulicher macht es Uhland, wenn er ändert: „Sie läßt zunacht wohl spielen Karfunkel und Saphir."

Wie der Dichter plastisch zu wirken sucht, zeigt eine Variante am Schlusse der „Bidassoabrücke". In den vielverbesserten Zeilen 222, 53 f. war ursprünglich nur die Thatsache des ausströmenden Blutes gegeben; jetzt haben wir dafür ein Bild, das haften bleibt: „Seine Hand, zur Brust gehalten, Hemmt nicht mehr des Blutes Lauf."

Die Drossel in den „Sterbeklängen" soll ein Eigenschaftswort erhalten. Uhland überlegt: „Die braune Drossel" ... „Der grüne Vogel", bis sich ihm als am charakteristischsten und an dieser Stelle (179², 3) am passendsten „Die lustge Drossel" ergiebt.

Das Besondere, Bestimmte ist poetischer als das Allgemeine, Unbestimmte. Darum ist es gut, wenn Uhland 165, 38 ein farbiges in ein rosiges Gewand verwandelt, oder wenn er 373, 3 die Blumen aufruft: „Denn ihr sollet lieblich schmücken Meiner schönen Fürstin Brust", während er vorher geschrieben hatte „Einer schönen Fürstin Brust". „König Sivrid wälzt sich in seinem Blute" schrieb der Dichter zuerst 166, 19, um zu verbessern: „König Sifrid liegt in seim roten Blute." Wir nennen das eine Verbesserung, weil das Aufgeben der Bewegung im ersten Verbum kein Verlust ist in diesem Zusammenhange, dagegen das rote Blut nach Art des Volksliedes besser ist, als das Blut an sich.

Warum „Das Schifflein" erst „im Neckar" und dann „den Strom hin" (181², 2) seine Gleise zieht, will nicht recht einleuchten, ebenso wenig, warum der rote Wein (171, 28) zu edlem Wein wird.

Uhland verbessert z. B. eine Metapher. Im „Fortunat" (345, 87 f.) sagte er erst: „Nach Haus und Hof verlangend, um im Hafen Der heiligen Ehe selig einzuschlafen." Die Begriffe Hafen und Schlaf hängen aber nur lose miteinander zusammen, daher hat Uhland unseren Beifall, wenn er ändert: „Der sehnlich wünscht, nach mannigfachen Fährden Zum Port des Eh'stands eingelootst zu werden."

Wie der Dichter gern verdeutlicht, so kann er zum guten Zweck auch absichtlich verhüllen. In der „Bauernregel" ist die letzte Zeile der ersten Fassung zum Verständnis durchaus nicht mehr nötig. Daß das Liebchen den Burschen hineinzieht, ist zwar die Pointe, aber sie ist schon so klar vorgedeutet, daß sie ausdrücklich gar nicht mehr ausgesprochen zu werden braucht; daher ersetzt Uhland diesen Vers mit der überflüssigen Thatsache durch einen anderen, der die Stimmung erhöht (25², 8).

Ähnlich wie Goethe in der Kerkerscene des „Faust" hat Uhland einmal (133, 156) Würmchen für Kindchen schreiben wollen, als er erkannte, daß es dem Stil des Ganzen nicht entsprechen würde.

Wie schwer es ist, in ein fertiges Gedicht hineinzubessern, kann man an Uhland recht studieren. Oft beginnt die eigentliche Arbeit erst, wenn die letzte Zeile auf dem Papier steht. Um zu sehen, wieviel Mühe er sich zuweilen mit dem Durchfeilen gab, lese man den Apparat zu Vers 27 des Gedichtes „Die deutsche Sprachgesellschaft" nach.

Besondere Beachtung im Variantenapparat verdienen diejenigen Gedichte, die im Hinblick auf frühere Fassungen entweder verkürzt oder erweitert in die Ausgabe übergegangen sind. Meist beobachten wir ersteres, denn es ist das Zeichen reifender Kunst, immer weniger Form für den Inhalt nötig zu haben. Uhland schreibt am 26. Dezember 1807 an Kerner: „Von den Gedichten, die Du hier erhältst, sind des Kn[aben] T[od] und Mutter und Kind nicht neu, aber neuerlich etwas umgearbeitet oder vielmehr abgekürzt worden" — wir fügen hinzu: mit gutem Grunde. Ähnliches begegnet oft genug. So hat das immer noch etwas redselige „Lied eines Armen" eine seiner neun Strophen mit ihrer ermüdenden antithetischen Gleichförmigkeit eingebüßt. Gut ist auch „Der letzte Pfalzgraf" gekürzt, der zuerst etwas nach der rührseligen Seite sich zuneigte, als er auf seinen Tod zu sprechen kam und sich seinen Grabstein bestellte. Das ist dann weggefallen, und das Gedicht schließt jetzt gedrungener und einem alten Weidmann angemessener.

Viel seltener finden wir das Entgegengesetzte, daß Uhland ein einmal abgeschlossenes Gedicht, es wiederaufnehmend, erweitert. Ein Beispiel: „Dichtersegen" bestand ursprünglich nur aus drei Strophen; erst nachträglich tilgte der Dichter den Schlußstrich und fügte eine vierte an. Wir müssen gestehen, uns kaum erklären zu können, wie für Uhland das Gedicht mit Vers 12 bereits fertig gewesen sein kann. Sollte ihm wirklich die zweite Pointe erst nachträglich eingefallen sein? [1])

Uhland dichtete auch zuweilen etwas um, was schon in endgültiger Gestalt in die Ausgabe übergegangen war, so daß wir mehrere approbierte Fassungen haben. Es geschah das allerdings fast nur, wenn es sich um Stammbucheinträge handelte, sei es, daß Uhland die frühere Version nicht mehr auswendig wußte oder nicht bei der Hand hatte, sei es, daß er absichtlich variierte. Als Beispiel dürfte die Versreihe zu nennen sein, die der Apparat zum „Nachruf" abdruckt.

[1]) Übrigens ist die Fabel gar nicht neu.

Verschiedene Gedichte liegen in mehreren, abgeschlossenen, selbstständigen Fassungen vor. Wir stellen hier die „Frühlingsahnung" in ihren beiden Formen nebeneinander.

a)	b)
O süßes, lindes Wehn!	O sanfter, süßer Hauch!
Kein Veilchen ist noch zu sehn,	Schon weckest du wieder
Mir blühen schon wieder	Mir Frühlingslieder,
Die Frühlingslieder.	Bald blühen die Veilchen auch.

Hebbel hat Uhland einmal „das bestvermummte Genie" genannt. Daran denkt man bei diesem schönen Vierzeiler, an dem wohl mancher beim ersten Lesen achtlos vorübergeht. Es mag Leute geben, denen die eine Fassung so leer und nichtssagend erscheint wie die andere; sie vermögen nicht den großen Fortschritt der zweiten einzusehen. Von der prosaischen Wendung „ist noch zu sehn" wollen wir ganz Abstand nehmen. Die Hauptsache liegt in der Verknüpfung der Begriffe Frühlingsahnung, Frühlingsluft, Veilchen und Frühlingslieder. Daß der Dichter in der ersten Form das Nichtvorhandensein der Veilchen konstatiert, paßt schlecht zu seiner Ahnung; denn der Uhland sonst geläufige Gegensatz: „Meine Lieder blühen, die Blumen nicht" ist hier nicht beabsichtigt. Die erste Fassung stellt eben nur die Teile zusammen, das geistige Band wird erst in der zweiten gefunden: der Hauch der linden Lüfte wirkt auf das Entstehen der Lieder, und erst dieses bedingt die Ahnung. Erst damit ist das schöne Gefühlserlebnis voll ausgemünzt. Es wäre auch lange nicht so gut, wenn das Erwachen der Frühlingslieder durch den Anblick der bereits erblühten Veilchen hervorgerufen würde.

Zu den Gedichten in mehreren völlig (wenigstens im Konzept) ausgeführten Fassungen gehört auch „Der blinde König". Die ersten acht Verse enthalten die Exposition bis zum Beginn der Anrede des Königs an den Riesen. In der ersten Fassung vom Jahre 1804 ist sie ganz episch gehalten: der König zieht mit seinem Heere ans Meer, wo der Räuber haust, und als er dessen Sitze gegenüber sich befindet, erhebt er seine Klage. Die zweite Fassung ist dramatischer. Der Dichter läßt die Situation durch rhetorische Fragen erraten. Er zeigt uns Bilder: wir sehen die Schar der Fechter auf dem hohen Felsenufer stehen und den König, auf seinen Stab gelehnt, die Stimme erheben. Bis Vers 21 decken sich beide Fassungen. Dann folgt die Antwort des Räubers, die in der älteren Form redseliger erscheint, weit entfernt von dem wortkargen Hohn in der jüngeren. Überhaupt erscheint die ältere breiter als die jüngere, obwohl beide genau gleich viel Verse zählen. Daß wir es mit nordischen Recken zu thun haben, sind wir geneigt zu vergessen, wenn wir diesen sentimentalen König, diese Fechter „still und blöde", diesen prahlsüchtigen Räuber der

ersten Fassung sehen. Sie steht eben noch durchaus unter dem Einflusse Fouqués. Uhland that auch gut daran, daß er dann 1814 die Reimstellung vereinfachte und dem stumpfen Reim mehr Raum gab.

Auch von des „Goldschmieds Töchterlein" besitzen wir zwei Versionen. Daß auch hier die spätere den Vorzug verdient, sieht Uhland in einem Briefe an Mayer vom 29. Januar 1809 selbst ein, wenn er auch ungern der Braut einigen Schmuck nimmt; die Wiederholungen sind in der That ermüdend.

„Der Königssohn", Uhlands längstes Gedicht, macht auch den umfangreichsten Lesartenapparat notwendig. Es ist bewunderungswürdig, wie schonungslos Uhland diese Romanzen, die ihm besonders lieb gewesen zu schein scheinen, zusammengestrichen hat. Die erste Romanze wird von zweiundsiebzig zunächst auf neunundzwanzig Verse vermindert, um endlich in zwölf Versen den Gipfel zu erreichen. Daß auch dies Gedicht in der ersten Niederschrift weitschweifiger erscheint, mag daran liegen, daß ihm dort noch das feste Band des Reims fehlt. Von den vierzehn Romanzen des ganzen Cyklus bleiben endlich nur acht übrig.

Noch unverhältnismäßiger sind die Streichungen in dem Gedicht „Narziß und Echo", das statt vierzehn Distichen nur noch vier enthält, und namentlich in „Mutter und Kind", wo aus achtundvierzig Jamben zwei Distichen werden.

Wir beobachten ferner z. B., wie Uhland beim Titel von Gedichten schwankt; er überlegt, ob das Sonett „Erstorbene Liebe" nicht besser „Liebestod" oder „Tod der Liebe" zu überschreiben sei.

Wenig verschieden ist das Gedicht „Schlimme Nachbarschaft" von den fortlaufend in Prosa geschriebenen Reimzeilen in dem Brief an Kerner vom 8. Dezember 1809. Die Filetarbeit der Nachbarin, die an sich als anschauliches Detail vorzuziehen wäre, ist — vielleicht aus Reimbedenken — entfallen. Auch die zweite Fassung von „Ernst Uhland" ist wahrscheinlich nur entstanden, um dem Reim Herz : Schmerz aus dem Wege zu gehen. Daß der Reim Zwang auferlegen kann, namentlich ein etwas künstlicher, hat Uhland gelegentlich der „Königstochter" selbst bekannt. Der Stilforscher hat solche Einflüsse in Rechnung zu ziehen. Der Dichter korrigiert auch Reime. 158, 22 ff. z. B. verbessert er den trivialen Reim „da bin ich ja . . . in ihren Busen da"; 357, 21 tilgt er einen Binnenreim.

Auch andere euphonische Rücksichten nimmt der Dichter. So erweitert er den Namen Naim in „Roland und Alda" (336, 17) bloß des Wohlklanges wegen zu Naims, weil in der ersten Fassung „der Herzog Naim im Bart" die beiden Silben auf —m nicht gut

nebeneinander klingen.[1]) 234, 22 bessert er „Hasen und Reh er fand" in „Reh und Hasen er fand", weil die beiden langen e unschön aufeinander prallten. Etwa um das Jahr 1812 herum beginnt Uhland größeres Gewicht auf strenge Vermeidung des Hiatus zu legen und bessert demzufolge auch in alten Handschriften.

Über das künstlerische Problem in Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn".

Von Max Speier in Frankfurt am Main.

I.

Wie es Menschen giebt, die aus jeder Situation Honig zu saugen und ihre Süßigkeit voll auszukosten wissen, so giebt es auch solche, die den Wermutsgeschmack nie von der Zunge loswerden und ein eigentümliches Wohlbehagen an den Bitternissen des Daseins finden. Zu dieser unglückseligen Menschengattung gehörte Grillparzer. Was ihm den steten Wermutgeschmack bereitete, war die ungeheure, unheimliche Klarheit über sich selbst, jene Klarheit, derenthalben man ihn manchmal fast auf den Knieen anflehen möchte: Hab' doch Erbarmen und reiß' Dich heraus aus der verderblichen Zergliederung Deines Ichs! Leids bringt Dir das Leben genug und übergenug, wozu es durch selbstgeschaffene Qualen mehren und steigern? Aber da gebietet sein Hang zur Maßlosigkeit Stillschweigen. Er war maßlos in dem Einsamkeitsbedürfnis und im Lieben, in der Verschlossenheit und im Wahrheitstriebe, im quietistischen Sehnen wie besonders im geißelnden Durchforschen seines geistig-seelischen Organismus.

Als ein künstlerisches Produkt der ersten und zugleich eine befreiende Darstellung der anderen Eigenschaft erscheint mir die Tragödie „Ein treuer Diener seines Herrn". Ihr Quell ist zunächst einmal die unzweideutige eigene Erkenntnis einer schwachen Seite seines Charakters: der unentwurzelbaren Anhänglichkeit an seinen Herrscher. Und ist weiterhin das Bestreben, sich zu entlasten durch die Schilderung der unheilvollen Folgen, welche aus der Schrankenlosigkeit dieses an sich berechtigten Zuges entstehen. Ströme heißen Herzbluts rinnen in Grillparzers Tagebuchblättern und Gedichten, in mächtigem, glühend

[1]) Man verfolge die Namensform in 271, 29. 418, 19. 440, 49 und den betreffenden Varianten.

aufflammendem und doch immer wieder niedergekämpftem Grimme klagt er seine Zeit und mittelbar zugleich ihren Hauptgestalter, Kaiser Franz, an ob der Schändung und Knechtung des Geistes. Und mit schmerzlicher Wonne gebiert und nährt er den Gedanken, einmal unter mitleidloser Preisgebung und Verwundung seines Innern poetische Wirklichkeit einem Menschen zu leihen, bei dem durch die allzu ausschließliche und extreme Entwicklung der unbedingten und unbegrenzten Königstreue die stolz aufstrebende vieläſtige Entfaltung des Charakters erheblich beeinträchtigt ist. Das ist, wie ich glaube, in Kürze der seelische Vorgang, dem die Figur des Bancbanus ihre Entstehung dankt.

II.

König Andreas von Ungarn zieht notgedrungen in einen Krieg. Zum Reichsverweser während seiner Abwesenheit ernennt er einen alterprobten Rat, Bancbanus, mit der ausdrücklichen Weisung, die Ruhe des Staates vor allem zu wahren. Bald lodert der Aufruhr in hellen Flammen empor. Eigentlicher Urheber desselben ist der Bruder der Königin, Herzog Otto von Meran, der, nachdem er Bancbanus' Gattin Erny vergeblich zu umgarnen gesucht und diese ihm endlich vor versammeltem Hofe ihre Verachtung ausgedrückt hat, sie aus Rache dafür zu entführen trachtet. Erny macht den Plan zu nichte, indem sie sich erdolcht. Hatte ihr Gemahl schon bisher trotz der allgemein auffälligen Gunstbewerbungen Ottos in mehr als stoischer Kaltblütigkeit um Erny keinen Finger gerührt, so thut er's auch jetzt noch nicht. Im Gegenteil; während sein Bruder, Graf Simon, das Volk aufwiegelt, um die Auslieferung des Missethäters gewaltsam zu erwirken, der sich unter die sträflich schützende Obhut seiner ihm blindlings ergebenen Schwester geflüchtet hat, rettet Bancbanus die Königin, das Königskind und — den Herzog aus dem belagerten Schlosse. Ja, noch mehr, er nimmt als treuer Diener seines Herrn die Empörer gefangen und überliefert sie dem inzwischen zurückgekehrten Könige. Jetzt freilich scheidet er freiwillig aus seiner Stellung.

III.

Bancbanus fehlt, um es mit einem Worte auszudrücken, die Universalität, die Allumfassendheit der Empfindung; das so unendlich reichbesaitete und reichgestimmte menschliche Gemüt klingt bei ihm immerdar nur einen und denselben Ton an: den der Fürsten-Verehrung und -Vergötterung. Wäre dem nicht so, er würde vor allem nicht in die Heilighaltung der Majestät jene ihres dazu wahrlich sehr unpassenden Schwagers einschließen, er würde nicht bemüht sein, diesem dieselbe Würde, dasselbe Ansehen beim Volke zu verschaffen, wie er es pflichtgemäß hinsichtlich des Monarchen thut. Um das zu zeigen, hat Grillparzer

mit der weisen Bedachtsamkeit, die überhaupt dem ganzen Werke den Stempel aufdrückt, korrespondierende Stellen vor und nach Antritt von Bancbanus' Mission angebracht, das heißt also da, wo er sich noch vollkommen rein und unbefangen giebt, wie er ist, und da, wo die Vorstellung von einer durch die Mißachtung eines Gliedes der königlichen Familie vielleicht etwas geförderten Auffässigkeit vorwalten könnte — wenn anders man die Ausspinnung eines so weitläufigen Gedankengewebes bei ihm für möglich hält. Er weiß (im ersten Aufzug) unzweifelhaft, daß Otto den Skandal vor seinem Hause angezettelt hat und herrscht trotzdem den Diener, der diese Thatsache auszusprechen wagt, deshalb „mit halb gezücktem Säbel“ unter Hervorhebung der Anschauung an, daß er sich lieber einen Träumer mit offenen Augen glaube, ehe er Unglimpfliches „von dem Schwager seines Herrn“ denke. Späterhin, im zweiten Aufzug, sitzt er zu Gericht und betont abermals, die Wahrheit wohl nicht ganz unbewußt entstellend, daß beileibe nicht der Prinz *allein*, ja nicht einmal der Prinz *mit*, sondern *nur* des Prinzen Jäger die Saat zerstört hätten. Hier kommt aufblitzend bereits als natürliche Folge der einseitigen Ausbildung des Menschlichen die Verkümmerung des übrigen Menschlichen zum Vorschein. Ihm gilt als einziger Gradmesser für sein und anderer Verhalten und Handlungen nicht der göttlich entstammte, in uns wirkende Moralbegriff, sondern die Art der Stellungnahme jener zum, die Art ihrer Auffassung vom Königspaare. Dadurch wird in erster Linie eine bedenkliche Abgestumpftheit, ja sagen wir es nur gerade heraus, Abgestorbenheit des Rechtsgefühls hervorgerufen. „Reizbarkeit, das heißt Fähigkeit, den Schmerz der Rechtskränkung zu empfinden, und Thatkraft, das heißt der Mut und die Entschlossenheit, den Angriff zurückzuweisen, sind in meinen Augen die zwei Kriterien des gesunden Rechtsgefühls,“ sagt Rudolf von Jhering. Was erfüllt Bancbanus von diesen beiden Anforderungen? Nichts. Wiederum sind beweiskräftig mehrere analoge Aussprüche von ihm, die scheinbar beiläufig, in der That mit feinster Berechnung in das Anfangs- und Mittelglied der Ausmalung seines Wesens eingefügt sind, will sagen bis zum Erhalt und bis zum Ablauf seines Amtes. Sie sind insbesondere deshalb beweiskräftig, weil sein Handeln durchaus im Einklang mit dem theoretisch Verkündeten steht, sogar gleichsam nur eine Erläuterung dazu bildet. „Nur *eine* Schmach weiß ich auf dieser Erde — und die heißt: *Unrecht thun*,“ betont er nachdrücklich im ersten Aufzug, „Unbill, die man erträgt, war gar nicht da“, im zweiten. Hält man diese Sätze in ihrer logischen Konsequenz zusammen, so fallen sie schwer ins Gewicht. Denn klar und mit entschiedener Hindeutung auf das Kommende wird damit bewiesen, daß er in kalter, wehrloser Unempfänglichkeit stets über sich ergehen lassen

wird, was auch immer ihm zugefügt werden mag. Kein Wunder also, daß er die Selbstrache für Ernys Tod verschmäht und verpönt. Nicht etwa aber, wie er in selbsttäuscherischer Bemäntelung meint, weil die Sicherung der staatlichen Ruhe ihm allein maßgebend ist, sondern eben weil ihm der Glanz und die Würde der Persönlichkeit fehlt, die von dem Granitfelsen des Rechts getragen wird. Mit Ernys Scheiden ist der einzig unversehrte Kern seines Gemütslebens angetastet, vernichtet, und Herzenstöne entringen sich ihm, denen in ihrer schlichten Einfachheit eine urwüchsige und mächtige Gewalt innewohnt. Seinen unermeßlichen Schmerz glauben wir ihm aufs Wort. Jedoch es ist lediglich der Schmerz der Liebe, der sich geltend macht, nicht der des Rechts, lediglich der Schmerz um die ihm jetzt unwiederbringlich Entrissene, um die Gestorbene, nicht der um den in seiner sittlichen Existenzbedingung Angegriffenen, um den noch Lebenden: ihn selbst. Wie ganz anders pulst da die in ihm bis zum Verschwinden gedämpfte Kraft in seinem litterarischen Gegenstück, der wie aus Erz gegossenen Gestalt von Kleists Michael Kohlhaas! Auch ihm ist, obzwar nur mittelbar, durch die Vorenthaltung seines Rechtes die heißgeliebte Gattin gemordet, aber zu welch' ruhiger und imposanter Unbeugsamkeit wächst er vor unseren Augen dadurch empor, daß er das Höhere: die Beleidung und Verteidigung desselben, nicht vergißt, sondern auf seinem Schein besteht.

Man könnte hier vielleicht zweierlei einwenden. Erstens, daß Banchanus nicht auf Indicien hin — und mehr ist ja nicht vorhanden — urteilen oder gar richten will, weiterhin, daß er ja sein Recht zu fordern gedenkt, sobald der König da ist. Beides scheint mir nicht stichhaltig. Wäre er irgendwie in seiner Überzeugung von Ottos Schuld schwankend, er würde sich bei seiner ausgeprägten Ängstlichkeit und Vorsicht wohl hüten, ihn zu Beginn des fünften Aufzugs „Du Wolf, Du Hund, Du blut'ger Mörder Du" zu nennen. Nichts ist bis dahin vorgefallen, das ihm als Bestätigung einer etwa ungewissen Annahme hätte dienen können. Das andere ist nur eine Ausflucht. Wer das Erlittene, wie bereits erwähnt, mit so unmerklichen Spuren von allgemein-menschlichem Pathos empfindet, der klagt kaum an, geschweige denn gar, daß er volle, uneingeschränkte Sühne verlangt.

Ganz dieser Mutmaßung entsprechend ist auch sein Verhalten gegen den Schluß hin. Er überläßt Otto der Strafe seines Gewissens, also, wird man sagen, der härtesten Strafe. Allein er müßte eine Art von seelenkennerischem Genie sein — was er unstreitig nicht im mindesten ist — sollte er ermessen können, ob diese gebührend stark, genügend ausgleichend sei. Und doch ist grade sein Fall doppelt der Sühne bedürftig. Ist es ja der Reichsverweser, der offenkundig in

seinem Heiligsten mit Füßen getreten wird, und ist es ja die Stellvertreterin des Königs, mit deren Wissen, unter deren Schutz es geschieht. Indessen wie sollte, wer nicht einmal impulsiv sich fühlt, gedanklichen Erwägungen für die Öffentlichkeit zugänglich sein, daß er sich sagte: Wenn Du auch für Deine Person auf Vergeltung verzichtest, so mußt Du der anmaßlichen, grenzenlosen Keckheit im Interesse Deiner Mitbürger entgegentreten, da sie sonst nicht eingeschüchtert, vielmehr ermuntert und ermutigt wird!? Und siehe da, das trifft aufs Haar zu. Er fragt den Heißsporn Simon: „So sehr denn lechzest Du nach seinem Blut?" und erwidert auf Simons Antwort: „Ja ja!" bedeutsam: „Auch ich, gäb's wieder mir mein Weib." Sein individuelles Leid an der Quelle zu verstopfen, das vermag er nicht, demnach, folgert er, ist eine jede Genugthuung verspätet, überflüssig.

IV.

Betrachtet man das Drama von diesem Gesichtspunkte aus, so gliedern sich die Vorgänge organisch aneinander, fügen sich zu einem Ganzen von strengster Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Das Ehrgefühl und die Mannhaftigkeit sind in Banchanus erschlafft. Das Ehrgefühl. Es kommt ihm gar nicht zu Sinn, daß die wiederholte öffentliche Belästigung Ernys sein Einschreiten dringend erheischt. Fern liegt es ihm, sich ein Ansehen nach außen hin zu erringen und zu bewahren. Duldet er es doch mit wenig kleidsamer Gelassenheit, daß Diener, anstatt ihn zu respektieren, ihn zum Narren halten, Edelleute, ihm augenblicklich im Rang entschieden untergeordnet, ihr Gespötte mit ihm treiben. Und die auf wahres Selbstbewußtsein gegründete Mannhaftigkeit. Ihm gebricht es nicht nur an dem Impuls, nein, auch an der Energie, seine Gattin zu schützen und späterhin zu rächen, den Herzog dafür und überhaupt in die Schranken zurück zu weisen. Entweihung dünkte es ihn, dem König den Sachverhalt ruhig und bestimmt darzulegen, als dieser ihn in seiner auffahrenden und von geringer Stetigkeit in seinen Prinzipien zeugenden Art mit den höchst ungerechtfertigten Worten: „Du ungetreuer Knecht" empfängt. Auch die Klarheit seines Blickes ist getrübt. Ist es schon gewagt, ein Weib, das kein Fischblut in den Adern hat, den Verlockungen eines bekannten Frauenlieblings auszusetzen, so erhöht sich diese Waghalsigkeit um ein Beträchtliches dadurch, daß in Ernys Seele bereits Zündstoff lagert. Denn ich halte das bloß ästhetische Wohlgefallen, von dem Emil Reich in einer seiner Analysen Grillparzerischer Dramen spricht, für keine ausreichende Motivierung. Bewußtvoll hat der Dichter den unaufgeklärten Zug von den entwendeten Haaren eingeflochten. Das setzt eine gewisse sinnliche Berührtheit, einen beginnenden leisen Kampf voraus. Um diese keim-

hafte Neigung nicht zur Leidenschaft anschwellen, um sie sich nicht über den Kopf wachsen zu lassen und um zugleich mit einem Schlage alle Brücken hinter sich abzubrechen, greift sie zu einem Gewaltmittel, der Kundgebung ihrer Verachtung. Damit ist ihre Unruhe, vor der sie selbst bangt, gestillt, der Zwiespalt in ihrem Innern geschlichtet, und sie ist entsprechend für ihren Opfertod vorbereitet.

Ein Opfertod nämlich ist es, den sie gleich Shakespeares Cordelia erleidet. Unbillig und übertrieben wäre es, sie für die unlautere Regung verantwortlich zu machen, die sie ja ausrottet. Sie stirbt nicht zur Sühne ihres eigenen Fehls, sondern zur Strafe für Bancbanus' tragische Schuld. Die letztere besteht eben darin, daß er, wie ich oben zu begründen versuchte, nicht bedacht war, sämtliche Gemüts- und Geisteskräfte harmonisch und gleichmäßig zu entwickeln, daß das Überwuchern in der einen, die Verkrüppelung in so vieler anderer Hinsicht ihm nicht gestattete, von sich zu sagen: Homo sum: humani nihil a me alienum puto. Wie konnte er, für dessen sittlich feines und starkes Empfinden, für dessen Willensfreiheit und Urteilsfähigkeit die Königstreue geradezu ein lähmendes Fatum ist, tiefer und nachhaltiger getroffen werden, als daß ihm die Gelegenheit zur Bethätigung der Eigenschaft entzogen wurde, durch die allein er mit der übrigen Menschheit gleichgeordnet ist? Was wird jetzt sein Schicksal sein? Gebrochen und müde wird er dahinsiechen, nicht indessen als der Gleiche wie früher, sondern in etwas veränderter Gestalt. Denn eine Wandlung ist mit ihm vorgegangen, gewaltsam ist das Menschliche wachgerüttelt worden, und wenn es auch noch nicht lichter, glanzheller Tag in ihm ist, so dämmert doch das Morgenrot einer freieren Lebensanschauung herauf. Einer Lebensanschauung, die dieselben Anforderungen an den Herrscher stellt wie an den Unterthan, die sogar nachdrücklich auf die bei weitem ausgedehntere moralische Verpflichtung und Haftbarkeit des Königs hinweist.

„Sei ein getreuer Herr erst Deinen Dienern,
Dann sind sie treue Diener ihres Herrn",

wie es in der ursprünglichen Fassung hieß.

V.

Aber der Hauptstoff dieser seltsam fesselnden Tragödie der Maßlosigkeit ist noch nicht völlig ausgeschöpft. Er erfährt eine notwendige Vertiefung, reizvolle Erweiterung und farbigere Ausgestaltung durch die Figur des Herzogs Otto. Sollte Bancbanus' Gebaren in seiner ganzen Absonderlichkeit und Grellheit gezeigt werden, so mußte in dem seinem intellektuellen Gedeihen feindlichen Lager jemand vorhanden sein, der ihn bis zum äußersten reizte. Das ist Otto. Auf

den ersten Blick ihm in allem entgegengesetzt, schrumpfen die Contraste bei näherer Betrachtung erheblich zusammen. Auch die Grundursache seines Gebarens ist die gleiche wie dort: die verdammliche und ungebürliche Vernachlässigung der übrigen Eigenschaften zu Gunsten der überstarken Ausprägung einer einzelnen. Nur daß dieser Prozeß in conträrer Beziehung stattgefunden hat, nur daß, wie dort die Dienerdemut der souverain und despotisch herrschende Trieb war, es hier die Herrscherwillkür ist. (Man darf wohl getrost Otto als den eigentlichen Herrscher ansehen, da er die Königin und diese ihren Gemahl am Gängelband führt.) Die Unterschiede zwischen beiden sind mehr gradueller, nicht eigentlich prinzipieller Natur. Erzeugt die Demut hemmende Passivität und eine unbewußte Philosophie der Schwäche, so die Willkür glutvoll spornende Aktivität und ein förmliches System des ungebändigten Kraftüberschwanges. Was die Ethik von dem Einzelnen für den Einzelnen verlangt, das in der Hauptsache erfüllt Bancbanus nicht in vollem Umfange, entadelt und schädigt demnach fast nur sich. Was sie von dem Einzelnen auch für die Allgemeinheit verlangt, dem thut Otto nicht genug, entwürdigt und schädigt also die Allgemeinheit. Den unumschränkten Vorrang des Königswillens predigt jener in Wort und That, die — scheinbare — Selbstherrlichkeit desselben verlebendigt ergänzend dieser. Bancbanus läßt sein Recht und dessen Trabanten geduldig unterjochen, Otto ist der Unterjocher; jener leidet, dieser handelt, beide jedoch aus demselben uranfänglichen Beweggrunde. Die überaus kunstvolle Parallele ist auch insofern durchgeführt, als Otto sich gleichfalls läutert und von Schlacken befreit. Befriedigt scheiden wir somit von der Tragödie.

Aus dem Nachlasse Chr. D. Grabbes.

Mitteilungen von Robert Hallgarten in München.

Das bekannte Verdammungsurteil Wilhelm Scherers über Grabbe hat die neuere litterarhistorische Forschung nicht davon abgeschreckt, sich wieder dieser eigenartigen dichterischen Persönlichkeit zuzuwenden. Noch neuerdings ist die ganz stattliche Reihe von Arbeiten über Grabbe durch eine Schrift erweitert worden, die neue Beiträge zur Biographie des Dichters und eine ausführliche kritische Analyse seines „Gothland" giebt.[1])

[1]) Beiträge zum Studium Grabbes von Carl Piper. München 1898, Carl Haushalter.

Ebenso hat man in neuerer Zeit — geradezu auffallend häufig — den Versuch gemacht, die Dramen des Dichters der deutschen Bühne wieder zu gewinnen oder, richtiger gesagt, zu gewinnen. „Don Juan und Faust", „Barbarossa", „Napoleon", sogar „Gothland" sind aufgeführt worden, während eine Aufführung des „Hannibal" in Aussicht steht. Ob es auch nur einer dieser Schöpfungen gelingen wird sich zu behaupten, ist mehr als zweifelhaft. Jedenfalls aber ist Grabbe — für einige Zeit wenigstens — einer unverdienten Vergessenheit entrissen worden.

Eine Sammlung der Grabbeschen Schriften ist erst in neuerer Zeit erfolgt. Die Mängel und Schwächen der ersten — Gottschallschen — Ausgabe sind bekannt. Auch die zweite — Blumenthalsche — Ausgabe hat jetzt in dem schon genannten neuesten Grabbeforscher einen ziemlich strengen Kritiker gefunden.[1]) Es ist wohl unwahrscheinlich, daß es noch zu einer anderen Herausgabe der Grabbeschen Schriften kommen wird, zu der eifrige Nachforschungen vielleicht manches Neue beitragen könnten. Möglicherweise hat der Zufall noch einiges gerettet, was des Dichters eigene Nachlässigkeit achtlos dem Verderben preisgab. Grabbe selbst schildert in einem Briefe an Immermann, wie sorglos er oft mit seinen Manuskripten umging: „Mein Stück ‚Aschenbrödel' hab' ich verloren beim Umräumen. Nun wollt' ich einen Roman schreiben, verlor mich aber dabei in Reflexionen, brauche ihn daher zu Fidibus."[2]) Mag man die letzten Worte des Dichters, der von Eitelkeit und Pose durchaus nicht frei war, nicht zu streng nehmen, für seine außerordentliche Sorglosigkeit in Bezug auf seine Manuskripte bedarf es kaum eines Beweises. Vieles scheint er in der letzten traurigen Zeit, bei seiner Abreise von Düsseldorf verschleudert oder verschenkt zu haben. Damals gingen auch die beiden hier herausgegebenen Schriften in den Besitz seines Freundes Ed. Hartenfels über, dem er zugleich die erste Niederschrift des „Hannibal" schenkte. Das bis auf wenige Lücken vollständige Hannibalmanuskript ist 398 Seiten stark und trägt den Vermerk von Grabbe: „Beendigt 4. Februar 1835, Nachmittags gegen 4 bis 5 Uhr." Auf dem Umschlag dieses Manuskriptes, das sich mit den beiden anderen Schriften in Hartenfels' Nachlaß vorfand, hat Hartenfels bemerkt: „Autographen Grabbes von ihm bei seiner Abreise von Düsseldorf geschenkt erhalten." Eduard Hartenfels, geboren 1810 zu Düsseldorf, gestorben zu Frankfurt am Main 1898, hat in der Litteraturgeschichte höchstens bei einer Grabbe-Bibliographie einen bescheidenen Platz erhalten. Grabbe hat zu der Hartenfelsschen

[1]) Vgl. Piper S. 6.
[2]) Immermann (Hempelsche Ausgabe) 19, 100.

Künstlernovelle „Grupello" ein kurzes Vorwort geschrieben und, wie er sagt, „dem Gemälde noch einige Pinselstriche" beigebracht. Einige weitere kurze Anhaltspunkte zu den Beziehungen Grabbes zu Hartenfels giebt ein später zu erwähnender Brief anläßlich Grabbes Kritik über Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.

1. Kosziuszko, dramatisches Fragment.

Das eine Manuskript aus dem Nachlasse Hartenfels' umfaßt einige Scenen aus dem bis jetzt für verloren gehaltenen Drama „Kosciuszko". Duller erzählt in seiner Grabbe-Biographie,[1]) daß Grabbe nur die ersten Scenen aus diesem Drama geschrieben und seinem Verleger Kettembeil nach Frankfurt geschickt habe. Da diese Scenen nicht Kettembeils Beifall fanden, so habe Grabbe die Lust verloren und nicht weiter an dem Drama gearbeitet.[2]) Den Torso nahm dann Grabbe, wie Duller erzählt, von Frankfurt nach Düsseldorf mit, wo er ihn Immermann zeigte. Als sich später — in Detmold — Grabbes Gattin nach dem Fragment erkundigte, meinte Grabbe, es sei noch in Immermanns Besitze. Immermann behauptete aber auf die Nachfrage von Grabbes Verleger Schreiner, Grabbe habe das Fragment von ihm zurückerhalten. Das in Hartenfels' Besitze vorhandene Manuskript ist — schon nach äußeren Merkmalen zu urteilen — ganz zweifellos dasselbe, das Grabbe Immermann gegeben hatte. Es ist ganz sicher, daß Grabbe das Fragment zurückerhalten und Hartenfels geschenkt hat, ohne sich in seinem krankhaften Zustande später mehr daran zu erinnern. — Am 13. Januar 1835 schreibt Grabbe an Immermann: „Hierbei versprochenermaßen Etwas aus meinem ‚Kosciusko'. Es könnte wol in ein Journal kommen, was ich Ihnen überlaße; denn ich brauche diese Bogen nicht und wünsche sie nicht zurück. Wäre die Julisache nicht eingetroffen, hätt' ich das Ding vollendet. Sie merken aber leicht, daß der Welt der Sinn damals zu polnisch war und mir monarchisch blieb. Polens Räthsel ist seine Pohlo-Aristokratie. Die fast vollendete Beendigung des Stückes ward auch durch den Tod eines Bekannten ..... ganz gehemmt. ..... Verzeihen Sie das verschiedene Papier der Kosciusko-Scenen! Meine Magd war nicht zu Hause, um anderes zu holen."

Das Manuskript, auf das diese Beschreibung zutrifft, enthält die beiden ersten Scenen des ersten Aktes. Die erste Scene (20 Seiten

[1]) Die Hermannsschlacht. Drama von Grabbe. „Grabbes Leben" von Eduard Duller. Düsseldorf 1838. S. 39 ff.

[2]) Im Widerspruch zu Dullers Erzählung stehen verschiedene Briefe von Grabbe, in denen von einer weiteren Ausarbeitung, ja von der nahezu erreichten Vollendung des Stückes die Rede ist.

auf Quart-Format) ist jedenfalls nicht in Grabbes Handschrift geschrieben, während die Niederschrift der zweiten Scene (10 Seiten auf kleinem Format), wie sich nach einer genauen Vergleichung ergab, sicherlich von Grabbe selbst herrührt. Merkwürdig ist, daß eine Korrektur an dieser zweiten Scene von dem Abschreiber der ersten gemacht ist. Außer diesen zwei Scenen hat sich noch — in Hartenfels' Handschrift — ein Scenarium des ganzen Dramas gefunden, vielleicht eine früher von Hartenfels gemachte Abschrift.

Über die Entstehungsgeschichte des Kosciuszko[1]) geben uns die bei Blumenthal (4, 373 ff.) veröffentlichten Briefe Grabbes an Kettembeil reichlichen Aufschluß. Zu bedauern bleibt es, daß Kettembeils Briefe fehlen.

Im Jahre 1829 hatte Grabbe den merkwürdigen Kontrakt mit Kettembeil abgeschlossen, nach dem er seinem Verleger in jedem Jahre „mindestens drei dramatische Stücke in ungefährem Umfang, wie sein ‚Don Juan und Faust' zu liefern hatte".

Von diesen Massenprodukten sollten in den ersten drei Jahren je zwei jedesmal die Fortsetzung des auf acht Bände berechneten Hohenstaufencyklus bilden. Dieser merkwürdige Vertrag ist natürlich nicht ganz innegehalten worden. Jedenfalls suchte der Verleger auch etwas für die geforderte „Lieferung von Stücken" zu thun, indem er seinerseits dem Dichter Anregungen gab. Wahrscheinlich erst 1831 und nicht 1830, schlug Kettembeil unter dem Eindrucke der neuesten polnischen Erhebung dem Dichter den „Kosciusko" als Dramenstoff vor. Die erste Äußerung von Grabbe darüber findet sich in einem Briefe vom 20. Juli 1831.[2]) „Kosciusko als Drama gefällt mir, obgleich der Mann ein bornirter Kopf war u. s. w."

Die Wahl des Stoffes lag in der Luft. Hatte doch die polnische Bewegung einen mächtigen Rückschlag auf die deutsche Litteratur ausgeübt, freilich vorwiegend auf die Lyrik. Ein neuerer Forscher weist darauf hin, in wie geringem Maße die Sympathie für die Polen auf das deutsche Drama wirkte gegenüber dem Philhellenismus, „in dessen fruchtbarem Boden förmliche Reinkulturen von Griechenstücken erwuchsen".[3]) Kosciuszkos Figur scheint nur noch in zwei anderen Dramen Verwendung gefunden zu haben, in dem bei Arnold und anderen erwähnten — mir nicht zugänglich gewesenen — Drama von Callenius „Der Tod der Malachowski" (Ilmenau 1833), in dem übrigens der polnische Diktator nur als Nebenperson vorkommt

[1]) In seinen Briefen hat Grabbe stets die Schreibweise „Kosciusko" im Gegensatze zu der Schreibweise im Fragment.

[2]) Blumenthal, a. a. O., S. 469.

[3]) Tadeuß Kosciußko in der deutschen Litteratur von R. F. Arnold. Berlin, Mayer & Müller 1898. S. 22.

und in dem — vor allem durch einige Lieder bekannt gewordenen — Holteiſchen Stücke „Der alte Feldherr". Hier wird in völlig genrehafter Weiſe eine Epiſode aus Kosciuszkos ſpäteren Jahren erzählt.

Grabbes findiger Verleger wird wohl nicht viel über die dramatiſche Verwendbarkeit des von ihm vorgeſchlagenen Stoffes gegrübelt haben. Ebenſo hat auch der Dichter, wie es ſcheint, zunächſt friſch zugegriffen; freilich wie ſchon ſein erſter Brief zeigt, ohne ſich allzuſehr für ſeinen Helden oder deſſen Volk zu begeiſtern. „Du denkſt (bei Kosciuszko) wohl zu ſehr an die Zeit," ſchreibt Grabbe an Kettembeil, und überſchätzeſt die europäiſchen Juden, die Polen .... Was Tapferkeit des Einzelnen, wenn das Ganze verrottet iſt?" — Nachdem die erſte Anregung auf fruchtbarem Boden gefallen war, ſcheint Grabbe eifrige Studien für das Drama getrieben zu haben. Arnold[1]) äußert ſich über die Quellen, die Grabbe hierbei benutzt haben kann. Als ſicher muß gelten, daß ihm Falkenſteins Kosciuszko-Biographie (in der erſten Auflage von 1827) und Seumes Schrift „Einige Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794" vorlagen. Schon dieſe Quellen hätten dem Dichter jedenfalls den Beweis bringen können, daß er in Kosciuszko keinen dramatiſchen Helden gefunden haben konnte. Faſt den anziehendſten Teil der freilich unkritiſchen und anekdotenhaft ausgeführten Falkenſteinſchen Biographie bildet die Schilderung von Kosciuszkos letzten Lebensjahren in Solothurn. Die Erinnerung an den Kriegshelden der polniſchen Revolution klingt hier noch durch. Aber es überwiegen rein menſchliche Züge einer edlen, mehr paſſiven Natur. Schlichte Bürgertugenden, reinſte Menſchlichkeit haben dieſem Leben einen verklärenden Abſchluß gegeben. Wie Arnold es richtig und ſchön ausdrückt: „Das lyriſche Element überwiegt in Kosciuszko's Leben bei weitem das epiſche und dramatiſche, denn ſeine Biographie endet nicht zugleich mit ſeiner Ariſteia, und die Pariſer und Solothurner Jahre verleihen rückwirkend all dem früheren Wirken des Bauernhelden nicht tragiſches, wohl aber elegiſches Gepräge."[2])

Seinem inneren Weſen nach konnte Grabbe wenig Gefallen an der einfachen Figur dieſes Helden gewinnen, den er ſchon in dem erſten Briefe an Kettembeil als „bornierten Kopf" bezeichnet.

Auch weiterhin äußert er, daß ihn der Menſch Kosciuszko als ſolcher wenig intereſſiere. „Ich liebe ausgezeichnetere Charaktere", ſagt Grabbe.[3])

Ebenſo wenig, wie für den Helden der polniſchen Revolution, wußte ſich Grabbe für das polniſche Volk zu erwärmen. „Er ließ

[1]) a. a. O., S. 23.
[2]) a. a. O., S. 30.
[3]) Blumenthal 4, 476.

sich nicht gerne mit dem Strome fortreißen", erzählt sein Biograph Ziegler.[1] Der monarchische Standpunkt, den Grabbe Immermann gegenüber betonte, ist es gewiß nicht allein, der uns seine Stellung gegenüber den Polen erklären könnte.

Der Grund liegt vielmehr in seinem ganzen Wesen. Die französische Julirevolution hatte er noch mit Enthusiasmus aufgenommen, mit Interesse hatte er allen überraschenden Neuigkeiten zugehört, „hatte mitgeschwärmt und die Marseillaise gesungen". Aber sein Enthusiasmus war sehr bald verraucht, „wie er denn immer sehr leicht etwas überdrüssig wurde". Sehr treffend hat auch Piper diese krankhafte Veränderlichkeit seines Wesens dargestellt.[2]

So hat Grabbe an der polnischen Erhebung keineswegs mit innerer Wärme teilgenommen.

Die Polen wurden ihm vielfach Gegenstand seines Spottes und seiner derben Witze. Und wie er sogleich auf Kettembeils erste Anregung seine Gleichgiltigkeit gegen die Persönlichkeit Kosciuszkos dokumentierte, so spricht er auch offen seine keineswegs polenfreundliche Gesinnung aus.

Wie sollte dieses Drama werden, wenn der Dichter weder dem Helden noch seinem Volke innere Neigung entgegenbrachte? Die Antwort giebt uns der Dichter selbst in seinen Briefen. Wir sehen, daß Kosciuszko und die Polen allmählich völlig zurücktreten vor phantastisch-ungeheuerlichen Ideen. Anfangs will Grabbe noch in dem Kosciuszko nicht nur ein zeitgemäßes, sondern auch ein in die Zeit sich fügendes Werk schaffen. „Jedenfalls verlaß dich darauf," schreibt er an Kettembeil, „einen gereiften Mann, der ich bei aller meiner scheinbaren Tollheit doch bin, darin zu finden." Mehr und mehr aber verliert der Dichter den festen Boden unter seinen Füßen. In der ersten Zeit hatte er noch an die Bühnenmöglichkeit des Dramas gedacht, freilich müsse „dieser hölzerne Lumpenkram total verändert werden und dürfe ihn nicht durch seine Äußerlichkeit gänzlich im freien Gebrauch seiner Phantasie stören". Dann aber streift der Dichter mit freier Willkürlichkeit diese Fesseln von sich ab. „Bühnengerecht wird .... das Ding nicht, desto sicherer aber weltgerecht. Auch sind eine Masse Personen darin, die ich liebe, z. B. Katharina (Kathinka), Potemkin, Suwarow, Igelström, Malachowski, Gräfin Wladomir, Robespierre, Danton (letztere beiden freilich auf eine eigene Weise, aber dramatisch doch gut eingeführt) u. s. w. Der Herr Seume, der Jammervolle, ist als Sekretär des Herrn Igelström auch nicht vergessen, und soll sein auf elende, renommistische Art

[1] Grabbes Leben und Charakter. S. 55.
[2] S. 28.

bekannt gemachtes Niente büßen. Kurz und gut, ich bin jetzt größer und klüger als je und trete beim Kosciuszko als „Dichter" selbst in brillanten Prologen hier und da auf, und soll alles darin sein, das in Wissenschaft, Kunst und Leben bis dato passiert ist. Sir Göthe konnte ja nicht zum Leben kommen, weil ihn das Leben auf den Händen trug."

Hier ist wohl keine bloß scheinbare Tollheit mehr zu finden. Der Plan war ins ungeheuerliche gewachsen. Arnold nennt ihn „ein völliges Weltbild nach Art des Faust". Aber Grabbe konnte dieses Bild nicht gestalten. Die Phantasie hatte ihren Höhepunkt erreicht, aber die Schaffenskraft folgte ihr nicht.

Charakteristisch sind die Angriffe gegen Seume. Wo freilich „Sir Göthe" so herablassend behandelt wurde, konnte sich auch Seume die Nichtachtung des Dichters wohl gefallen lassen. Der Grund liegt sicherlich nicht in der Stellung, die Seume in seinem erwähnten Buche den Polen gegenüber einnimmt, wobei er übrigens gerade von Kosciuszko mit der größten Achtung spricht. Auch die Art, wie Seume hier selbst auftritt, hätte einen anderen, als Grabbe schwerlich empören können. Leicht möglich, daß Grabbe, der selbst wiederholt die bizarre Idee geäußert hatte, Soldat zu werden, Seume um seine militärische Laufbahn beneidete.

Was ist gegenüber den hochfliegenden Plänen des Dichters von dem „Kosciuszko" erhalten geblieben? Recht wenig und doch manches charakteristische. Das vorhandene Scenarium zeigt jedenfalls den ursprünglichen, zwar nicht so chaotischen, aber keineswegs dramatisch gut entwickelten Plan. Der Titelheld tritt erst im vierten Akte auf. Von einer näheren Charakteristik oder einer Vertiefung der rein geschichtlichen Ereignisse scheint nicht die Rede zu sein.

Die erste Scene spielt sich in der Hauptsache zwischen Katharina und dem Günstling Potemkin ab, der in echt Grabbescher Manier eingeführt und geschildert wird. Die Sprache zeigt neben großen Trivialitäten an vielen Stellen Glanz und Schwung. Die Schilderung von dem Sturm auf Oczakow reiht sich den besten Grabbeschen Kampfesbildern würdig an.

Auch die zweite Scene, ein abgeschlossenes Bild wie die erste, zeigt manche Merkmale Grabbescher Darstellung. Nach einem ziemlich krassen, übertriebenen Auftritt zwischen polnischen Bauern und Edelleuten klingt sie in dem Gespräche zwischen dem jüdischen Schenkwirt und seiner Tochter in einer bei Grabbe ungewohnt elegischen Weise aus.

Es ist wohl kaum anzunehmen, daß sich noch andere Scenen aus dem „Kosciuszko" vorfinden werden. Was uns erhalten geblieben

ist, giebt uns für die Entwicklung des Dichters nicht allzuviel. Immerhin aber bedeutet dieses Fragment einen interessanten Beitrag zu der spärlichen Litteratur des deutschen Polendramas.

Kosciuszko.

Scenarium.

I. Akt.

Petersburg. Kabinet der Kaiserin. Aussöhnung. Audienz.

Polnische Schnapskneipe. Juden. Das Verhältniß der Nation.

Warschau. Der König mit Kammerdiener.

II. Akt.

Igelström und Seume. Russische Wachen. Gerücht von Aufruhr. Berichte.

Schusterherberge. Kilinski polnisch gesinnt, die Gemüther aufreizend.

III. Akt.

Aufstand. Kilinski intriguirend im Keller. Russische Truppen. Zweifelhafter Kampf in den Straßen. Igelström sieht ein, daß er angeführt. Seume verbirgt sich, prahlt aber mit seiner Tapferkeit.

IV. Akt.

Polnische Feldherrn streiten unter einander. Katharina schickt neue Truppen unter Suworoff. Rußen (?) auf Warschau, jetzt von Polen verloren. Da tritt Kosciuszko herein, er bringt alles mit eiserner Faust in Ordnung und kämpft.

V. Akt.

Kosciuszko siegt, Freude, die Übermacht überwältigt ihn aber in der zweiten Schlacht. Einige Kosaken heben den verwundeten Mann auf. Er sagt! Finis Poloniae!

I. Akt.

Erste Scene.

(Sanct Petersburg. Ein Zimmer im Palast der Eremitage.)

Katharina die Zweite und Fürstin Dolgorucki.

Katharina. (Auf dem Sopha sitzend.)

Dahin! Das beste Gemüth der Welt! — Mein Lanskoi!

Fürstin.

Majestät —

(2) Katharina.

In die Kißen dieses Sophas verberg' ich mein Antlitz und nichts will ich hören als das Gerinn meiner Thränen.

Fürstin.

Kaiserin werde wieder Russin, und laß die empfindsame Deutsche. Was dächten die Völker der Wolga und Lena, die unter zottiger Brust dich als eine Gottheit ehren, wenn sie wüßten, du vergäßest um ein bedauerliches Schluchzen sie, ihre Ströme und rauschenden Gestade?

Katharina.

Was die dächten? — Was kümmerts mich. Ach ich sehe nur ihn, den Gestorb'nen!

(3) Fürstin.

Den Gardeleutnant! — Sieh lieber dein Reich an, wie es die Erde umarmt, und wie in demselben noch so viel And'res zu sehen ist.

Katharina.

O, zerdrückt' es sie, wie ich zerdrückt bin!

Fürstin.

Warum nicht, wenn du es befiehlst? Doch sei erst wieder stark und groß wie sonst.

Katharina.

Du sprichst sehr kühn!

Fürstin.

Weil du mich verletzest, daß du so klein wirst. Ich, die Sclavin mit dem
(4) Fürstentitel, fühle mich nur groß in der Größe meiner Selbstherscherin!

Katharina.

Was ist Größe? — Da ein Mückenstich uns Kaiserthron und Alles vergessen macht.

Fürstin.

Und doch gibt's Gedanken, größer als wir, unter denen sich selbst gesenkte Kaiserstirnen erheben könnten!

Katharina.

Verdammt jeder Gedanke, der mich meinem Schmerz entfremdet.

Fürstin.

(5) Ha, wenn meine Kourire ihn erreicht hätten, wenn er doch käme! — Und Er kommt, ob er auch dreitausend Werste entfernt ist. — Es sieht ihm zu ähnlich!

Katharina.

Welcher Er?

Fürstin.

Der Taurier!

Katharina.

Bah! ich lieb ihn nicht mehr.

Fürstin.

Und gehorchst ihm doch?

Katharina.

Er ist eitel —

Fürstin.

Und noch hochsinniger!

Katharina.

feig.

Fürstin.

Und kühner wie Einer wo's gilt!

Katharina.

(6) — ohne Kenntniß —

Fürstin.

Und täuscht die Kenntnißreichsten!

Katharina.

— alle Kabinette verachten seine Wildheit —

Fürstin.

Und fürchten sie noch mehr!

Katharina.

Cholerisch ist er, finster und launisch, wie's Gewölk der Nacht —

Fürstin.

So schöner die Blitze, die es durchzucken!

Katharina.

Himmel! Dolgoruki! Du liebst ihn? Tod, Höllenqual und keine Grenzen dagegen, mir und dir, das wagst du?

(7) Fürstin.

Sei nicht bang. Ich habe schon geliebt. Zweimal geht's nicht.

Katharina.

Was rauscht da?

Fürstin.

Aufgebrochene Thüren! Er ist's, er ist's! Niemand anders auf der weiten Erde handelt so im Schloß der Czaren! Es ist sein Horst!

Potemkin (hinter der Scene:)

Platz, Schildwachen! Ich bin's — Ich! — Wißt ihr, was Ich ist?

Katharina.

Der Verweg'ne!

Potemkin (tritt rasch ein.)

Liebe Kathinka, wie ist dir?

(Zur Fürstin Dolgoruki:)

Geh! Laß uns allein.

(8) Fürstin.

Rette die!

(Ab.)

Katharina.

Was willst du hier? Wer rief dich?

Potemkin.

Aus der Krimm flieg ich, und statt den Sultan, will ich deinen Schmerz besiegen.

Katharina.

Deserteur! Fort mit dir nach Nertschinsk!

Potemkin.

Gieb mir deinen Arm, Geliebte, und fahre mit!

Katharina.

Mensch, könnt ich dich hassen —

Potemkin (setzt sich neben sie.)

Versuch's!

(9) Katharina (nach einer Pause.)

Mir — ach mir.

Potemkin.

„Mir — ach mir!" Welche Worte, Pfui! — Lanskoi, der stutzerhafte Junge, das hübsche Gesichtchen ist nicht mehr. Ich selbst schafft' ihn dir zur Unterhaltung, damit er dich ergötze, aber nicht, daß du ihn betrauern solltest. — Thränen! — Wie abscheulich! Welche Herrscherin weint um ein zerbrochenes Möbel?

Katharina.

Freund, uns drücken noch andere Sorgen. Die Revolution in Frankreich wird bedenklich —

Potemkin.

Pah! Gegen dieses Miasma hat ein Wundarzt das Radikalmittel Guillotine
(10) erfunden. — Kathinka, Kind, kennst du die russischen Bajonette nicht besser? — Sie spießen dir all jenes Volk wie Lerchen. — O, du hättest sie neulich sehen sollen, deine Infanterie, vor Oczakow! Dein Busen glühte vor Freude wie je in den Stunden der Liebe, und Entzücken strahlende Sonnen wären deine Augen geworden! — Diese Regimenter fest in einander gekeilt wie Streitäxte, ruhig und kalt wie der Wintermorgen, der über ihnen auffror, — Oczakow mit seinen Kanonenlöchern auf sie blickend, die still lauernden Geschütze hinter ihnen, und hinter diesen sechsunddreißigtausend Osmanlis in Waffenpracht, — deine Truppen, nur siebzehntausend, ohne Trommelschlag und Hurrah und ähnliche Lappalien,
(11) welche die Furcht betäuben sollen, darauf los in grauenvoller Stille — da, wurde plötzlich die Feste ein mit Feuer, Rauch und Eisen entgegenbrüllender Vulcan, den Tod unter deine Schaaren schleudernd. Diese aber immer vorwärts, immer wieder die Reihe schließend, nicht einmal die Wimper zuckend, wenn auch neben ihnen Granaten platzten. Die Verwundeten rückten, wenn die blutriefenden Hände zu matt waren, mit den Zähnen noch die Faschinen zurecht. So immer weiter dringend, nicht nach den Todten umschauend, die Leitern anlegend, ging's die Mauern hinauf, die türkischen Kanoniere auf den Geschützen niedermetzelnd, in die Stadt, auf den Markt, bis auch der letzte Feind verröchelte, wie ein vom Hirschfänger getroffener Eber! —

(12) Katharina.

Und Suworoff?

Potemkin.

Soll ich ihn groß, erhaben, Mann oder Held nennen, ich weiß es nicht, — aber ein Kerl ist er. Das verfecht ich gegen den Teufel, er war der Geist in dem Sturm, — ohne ihn rauchten die Türken noch heute in Ozakow, die Beine gekreuzt, aus langen Pfeifen, und kein Sturmwind störte den aufsteigenden Qualm.

Katharina.

Der Padischah wird sich nun beugen. — Aber Polen?

Potemkin.

Ich bin an seiner Theilung nicht schuld.

Katharina.

Wie? Du haßest Polen's Theilung? Du der ärgste Polenfeind?

Potemkin.

Herzlich.

(13) Katharina.

Was war mit einem Volke anzufangen, das sich selbst zur Last und dem einen Nachbar'n ein gefährliches Spielzeug gegen den anderen war.

Potemkin.

Du hättest es allein nehmen sollen, Jemand wund hauen ist schlimmer als ihn tödten. Denke dir, Gott hätte die Welt nur halb gemacht: halbe Sonne, halbe Erde, halbe Liebe. —

Katharina.

Herr Philosoph, Sie haben wieder die Bibel durchgemacht. In unserer irdischen Wirklichkeit jedoch hätten Oesterreich und Preußen mir die alleinige Wegnahme Polens nie gestattet.

Potemkin.

Du fürchtest doch nicht die beiden russischen Schilderhäuschen?

(14) Katharina.

Nun, wenigstens jetzt sind sie noch etwas mehr. — Aber das schwör ich dir, bei meiner Hand! zuckt Polen jetzt auf, so entreiß' ich ihm den noch freigebliebenen Rest und seinen König, trotz aller Mächte des Himmels und der Erde!

Potemkin.

Ha, das sprach die Czarin!

Katharina.

Im Vorsaal warten einige Große des Reichs und ein paar Gesandte?

Potemkin.

Haben sie auch lang genug gewartet?

Katharina (steht auf:)

Ja, sie haben sicher gelernt was und wo sie sind.

Potemkin (gleichfalls aufstehend:)

So nimm die Kaiserpositur an, welche dir so herrlich steht, und ich will den favorisirten Höfling so machen, wie es sich schickt.

Katharina.

Ich denke, ich habe sie jetzt.

Potemkin (ihre Hand küssend:)

Nie küß' ich diese Hand lieber.

(Potemkin schellt; zwei Kammerherrn erscheinen; Katharina winkt ihnen, sie gehen ab, russische Große und fremde Gesandte treten hierauf ein.)

Potemkin (niederknieend:)

Mit diesem Schreiben überreich' ich Ihro Majestät die Details der Eroberung Oczakows.

Katharina.

Dank sei Gott, und dann Dank dem Feldmarschall Suworoff-Rimnizkoi. — Sie, Fürst, haben die Ehre ihm diesen Ordensstern des heiligen Georgs,

(sie nimmt ihn sich ab)

den ich bis jetzt allein trug, und nie noch ausgetheilt, zu überbringen.

Erster russischer Großer zum Zweiten (leise:)

Potemkin erhält den Orden nicht auch? Ist er in Ungnade?

Zweiter russischer Großer zum Ersten.

Ganz nach Ungnade sieht's nicht aus, — er hätte sonst keine so lange Privataudienz gehabt.

Erster.

Wir wollen erwarten, wie sich's entwickelt, und stets bereit sein.

Potemkin (für sich:)

Sie schämt sich, mit mir allein gewesen zu sein, und will dadurch, daß sie mich öffentlich beleidigt, ihren Ruf decken, und mich dabei fühlen lassen, daß sie mich ärgern könne. — Ich bin in ihrer und aller Achtung verloren, erwiedr' ich dies nicht kühn.

(Laut:)

Majestät, der Empfang des Ordens wird dem Fürsten Rimnizkoi keine so große Ehre sein, als mir seine Ueberbringung gewährt.

Katharina (unterdrückt ein Lächeln und spricht vor sich:)

Der Schelm weiß immer zu antworten. — So etwas konnte Lanskoi denn doch nicht. —

(Sie macht in Begleitung des Fürsten und mehrerer Kammerherrn die Audienzrunde:)

(zu einem Fürsten:)

Also ist ihre Frau Gemahlin wieder gesund, Herr Fürst?

(Der Fürst will antworten, sie thut als ob sie ihn schon verstände, und geht weiter.)

— Lieber Senator, Sie sehen ja so kummervoll aus!

Senator.

Ach — —

Katharina.

(Geht indeß weiter, hier und da stumm grüßend:)

Was macht Ihr König, von der Golz?

Graf Golz.

Er ist in Potsdam, thatkräftig und wohl.

Katharina.

Mir lieb, er war mir immer treuester Freund.

(zum österreichischen Gesandten:)

Ihr Wurmser hat sich brav geschlagen. Gratuliere.

(19) Der österreichische Gesandte.

Danke, Majestät. —

Katharina (geht weiter:)

Lord Stewart, Sie beneiden mich doch nicht um Oczakow?

Lord Stewart.

Dieß zieht kein brittisches Kriegsschiff nach den Dardanellen.

Katharina (wieder weiter bei einem Fürsten stehen bleibend:)

Sie sind?

Tschagathan.

Fürst Tschagathan, vom Kaukasus.

Katharina.

Unterlassen deine Unterthanen nicht sofort ihr Raubwesen, so laß' ich sie nebst dir an den Spitzen des Ararats oder des Elborus, der noch weiter in's Land schauen soll, aufhängen.

(20) Potemkin (für sich:)

Das prächtige Weib ist zur Kaiserin geboren. — Nun ist es Zeit, daß ich dazwischen fahre. Die Gesandten sollen an ihren Höfen berichten, daß sie nicht wüßten, ob ich in Gnade oder in Ungnade sei —

Katharina.

Sie, Herr Marine-Minister arbeiten heute mit mir und dem Patriarchen im Kabinet.

Potemkin (tritt vor:)

Meine Herren, Sie sind entlassen.

Katharina (mit halbem Lächeln:)

Fürst?

Potemkin.

Entlassen, im Namen der Kaiserin.

(Die Kaiserin entläßt die Versammlung mit einer Verbeugung.)

(21) **Zweite Scene.**

(Polnische Judenschenke in einem Dorf bei Modlin. Bauern und zwei Edelleute. Abend.)

Bauer Demetrius.

Habt[1]) ihr gestern nicht die vielen Sternschuppen gesehen? Und vorige Woche den Komet? Kurz und gut, s' giebt bald Krieg.

Bauer Johannes.

Gelobt Jesus Maria! — Willst schon fort?

Demetrius.

Jude, was muß ich zahlen?

Moses.

Fünf einen halben Gulden.

Demetrius.

Kreid's an.

(22) Moses.

Rachel, thu's. — Wir müssen wohl warten bis er etwas bezahlen kann.

Johannes.

Bleib noch ein Stündchen.

Demetrius.

Geht nicht. Der Jude borgt mir heut Nacht nicht mehr, und da ist's beßer zu Pferd über die Haiden zu meinem freundlichen Weib.

Erster Edelmann (am Tisch im Hintergrund:)

Ich hatte Stimme am Reichstag —

Bauern.

Und stimmtest?

Erster Edelmann.

Immer veto.

Bauern.

Warum?

(23) Erster Edelmann.

Die Privilegien des Adels zu hüten!

Bauern.

Kerl, du zechst ja jetzt von uns'rem Geld und kommst mit dem Adel?

Erster Edelmann.

Das ziemt sich. — Ihr guckt noch, Lumpen? Seht auf meinen lumpigen Mantel. Ich, kein Lump bin unter ihm, merkt's euch: Vivat Polonia!

(Er wirft Kruken und Gläser nach den Bauern.)

---

[1]) Die Stelle von den Worten „Habt Ihr gestern" bis „s' giebt bald Krieg" ist in der Handschrift der ersten Scene hinzugefügt.

Bauern.

Et pereat Russia!
(Sie erwiedern seine Würfe.)

Moses.

Tochter, ist dieses Sodom oder Gomorrha?

(24) Rachel.

Vater, es ist wohl beides!

Zweiter Edelmann.

Freund, Bauern, macht Friede!

Erster Edelmann und die Bauern.

Wer legt sich in uns'ren Streit? Alle Teufel!
(Sie werfen ihm Stuhlstücke und anderes Geräth an den Kopf.)

Moses.

Mein unglückliches Geräth — föchten sie so gegen die Rußen wie gegen sich, ihre Vedetten hielten vor Ochozk zu Pferde, die gespannte Pistole in der Hand!

Die Bauern.

(25) Maria! da stürzt er — Wir haben ihn todtgeschmißen.

Erster Edelmann.

Habeat sibi — wohl dem, der unversehens stirbt, sagt Cäsar.

Ein Bauer.

Kinder, sprecht sachter, — vertragen wir uns — des Königs Polizei, und noch mehr die russischen Patrouillen in der Nähe —

Erster Edelmann.

Itaque Kameradschaft. Wo bringen wir die Leiche hin, Moses?

Moses.

Fragt ihr nun? Ihr hättet euch vertragen sollen, eh' ihr den Mann todt schlugt.

Rachel.

(26) Bringt den Todten in's Fichtenholz, wie gewöhnlich, wo ihn der Wolf abholt

Die Polen.

Das wollen wir thun, schönste Rachel!
(Mit der Leiche ab.)

Moses.

Wer kommt da noch?

Rachel.

Ein Rußc vom Piquet. Der feste Tritt sagt's.

Moses.

Daß immer noch Rußen im Land stehen!

Rußischer Soldat (tritt ein)

Eine halbe Kanne Schnaps für den Lieutenant und eine für's Piquet.

Rachel.

Hier Herr!

Soldat (bezahlend:)

Prachtmädel 'nen Kuß!

(27) Rachel.

Vater! Hülfe!

Moses

(der sich mit Zurechtstellung der Tische und Stühle beschäftigt hat:)

Rachel? — Ei!

(Er geht festen Schritts auf den Soldaten zu, und haut ihn mit der Faust in's Gesicht.)

Soldat (läßt Rachel los und macht die Honneurs:)

Gospodin, was zu Befehl?

Moses.

Marschir' ab!

Soldat (für sich:)

Der ist ein verkleideter Officier!

(Ab.)

Moses.

(28) Siehst, Rachel, unter diesen Leuten ist andere Ordnung als unter den Polacken!

Rachel.

Vater, es glimmert der erste Stern — der Sabbath geht an.

Moses.

Räum ab — deck' den Tisch — das Leinenzeug und Silbergeschirr darauf! Und Speise und Wein.

(Rachel besorgt das.)

Und nun laß uns beten.

(Pause.)

Rachel.

Da Vater, iß dieses Stück — es ist das beste — die Mutter aß es auch so gern.

Moses.

Du machst es mir bitter, Rachel. — Lebte sie noch! — Doch, sie hat's beßer wie wir!

Rachel.

Vater, wird das immer so währen? Müßen wir Tag für Tag mit den Ver-
(29) worfenen zu krämern suchen, um etwas von ihnen zu verdienen und unter ihnen leben zu können?

Moses.

Die Hand Gottes liegt schwer auf uns. Er selbst nur kann sie aufheben, und wird es, sobald wir deßen würdig sind.

Rachel.

Ach, wenn ich in jene Eisgefilde sehe. — O könnt' ich doch einmal küssen die Trümmer Salems, beten vor der Asche David's.

Moses.

So hoffen und denken Tausende seit Jahrtausenden. — Halte an Gott, und erleben wir es nicht auf der Erde, wir sehen die Unsrigen einmal, wenn wir oben sind bei den Vätern, wieder einziehen in die irdische Heimath.

Rachel.

Vater, ich kann nicht mehr essen.

Moses.

Ich auch nicht. — Gute Nacht.

Zur Geschichte von C. F. Meyers Gedichten.[1])

Von Heinrich Kraeger in Berlin.

II.

B 5, 6. „Frühlingslüfte".

In den beiden, „Frühlingslüfte 1. 2" betitelten Liedern liegen die Ansätze zu der späteren lyrischen Trilogie: „Lenz Wanderer, Mörder, Triumphator" C[1] 38—40. Denn der Anfang von „Lenz Mörder" stimmt zum ersten Lied der „Frühlingslüfte", wo an beiden Stellen vom Föhn und von den Lawinen die Rede ist. Dann schildert das ältere Gedicht das brechende Eis, mit dem die neuen quellenden Ströme im Herzen des Menschen verglichen sind, bis es in einer aus Lust und Leid, Leben und Sterben wunderlich zusammengesetzten Stimmung abklingt:

Durch die Tannen, durch die Föhren
Nieder streicht der warme Föhn,
In der Ferne kann ich hören
Der Lawinen dumpf Getön:
Wie von ungestümen Bächen
Wird es unterm Eise laut —
Grollend mußt du heute brechen,
Mauer, die der Frost gebaut!

---

[1] Vgl. oben S. 112 ff.

Von November bis zu Märzen
Lag das Herz in Eiseshaft;
Aber fluten zu dem Herzen
Fühl' ich es wie Stromeskraft.
Mit Erbleichen, mit Erröthen
Ahn' ich eines Lenzes Wehn —
Sage, Lenz, wirst Du mich töten?
Lässest du mich auferstehn?

Das neue Gedicht „Lenz Mörder" fährt dagegen allgemeiner fort und verweilt statt beim Eisgang auf den Wassern lieber bei der grünen Saat auf dem Lande. Auch die unpoetische Monatsbezeichnung schwindet; der Tod, der damals schon gleich erwartet wurde, „Sage, Lenz, wirst du mich töten", wird hier nur von fern als weit in der Zukunft liegend, begrüßt, und die Gegenwart lieber ganz den frohen Lebensgefühlen überlassen.

Nieder trägt der warme Föhn
Der Lawine fern Getön,
Hinter jenen hohen Föhren
Kann den dumpfen Schlag ich hören.

In des Lenzes blauen Schein
Aus der Scholle dunkelm Schrein
Drängt und drückt das neue Leben,
Lüftet Kleid und Decken eben —

Von derselben Kraft und Lust
Wächst das Herz mir in der Brust,
Heute kann es noch sich dehnen
Mit den Liedern, mit den Thränen!

Aber blauen wird ein Tag
Da sich's nicht mehr dehnen mag —
Dann kommt mich der Lenz zu töten,
Mit den Veilchen, mit den Flöten ...

Die 2. und 3. Strophe ist aber nicht bloß eine Umänderung der oben gegebenen Verse, sondern auch eine Anleihe aus den „Frühlingslüften Nr. 2", wo es hieß:

In dem Aether warm und rein
Zart beschwingte Falter schweben,
Aus der Erde dunkelm Schrein
Steigt das frische, grüne Leben,
Lüftet seine Decken eben,
Drängt sich an den Sonnenschein ...

Von dem raschgeregten Blut
Fängt die Brust sich an zu dehnen:
Todesahnen, Lebensmuth:
Wanderlust und Liebessehnen!
Neue Lieder, heiße Thränen
Brechen aus des Herzens Glut.

So sind die zwei älteren Gedichte hier zu einem einzigen neuen vernietet.

B 18. **Im Walde**, 4.

Laß dich umschlingen, Eiche,
Den Herzschlag mir zu lindern!
Behalt in deinem Reiche
Mich, Wald, bei deinen Kindern!

Steig auf mit deinen Kräften
In meine Adern, Erde!
Daß, wie ein Baum von Säften
Ich frisch durchrieselt werde;

Bis ich, mir selbst entnommen,
Mit Baum und Blatt und Rinde,
Was mir gereicht zu Frommen,
Wie die Natur, empfinde;

Bis in der grünen Kühle,
Der schöpferischen Stille
Ich leise wachsend fühle,
Was Gottes Wink und Wille.

Von diesem Gedichte selber blieb in den späteren Auflagen nichts übrig, aber es bekam dort Schwestern und Brüder, die ihm ähnlich sehen, wenn auch die Züge auf ihren Gesichtern feiner durchgearbeitet sind.

Der Wunsch nach Ruhe ist in diesen Versen, die einen vierliedrigen Cyklus ohne eine weitere Überschrift schließen, freilich etwas marklos vorgetragen; er redet erst mit der Zeit eine deutlichere Sprache; handelnde Gestalten lösten sich ab; und echt dichterisch wurde später ein Erlebnis — es heißt „Der geschändete Baum" (C[1] 41)[1]) — zu dem Träger des Wunsches gemacht.

Sie haben mit dem Beile dich zerschnitten,
Die Frevler — hast du viel dabei gelitten?
Ich selber habe sorglich dich verbunden
Und traue: Junger Baum, du wirst gesunden!
Auch ich erlitt zu schier derselben Stunde
Von schärferm Messer eine tief're Wunde.
Zu untersuchen komm' ich täglich deine
Und unerträglich brennen fühl' ich meine.[2])
Du saugest gierig ein die Kraft der Erde,
Mir ist als ob ich auch durchrieselt werde!

---

[1]) Das harte Wort der Überschrift „geschändet" ging C[3] 44 in „verwundet" über.

[2]) C[3] 44 wurden die schlecht reimenden Fürworte in das Innere der Zeilen gestellt:
Zu untersuchen komm' ich täglich deine
Und meine fühl ich brennen unerträglich.

Der frische Saft quillt aus zerschnittner Rinde
Heilsam. Mir ist, als ob auch ich's empfinde!
Indem ich deine sich erfrischen fühle,
Ist mir, als ob sich meine Wunde kühle!
Natur beginnt zu wirken und zu weben,
Ich traue: Beiden geht es nicht ans Leben!
Wie viele so verwundet, welkten, starben!
Wir beide prahlen noch mit unsern Narben!

Der Zug in den Wald, der das frühere Gedicht beherrschte, ist über alle vagen Wünsche hinaus nun Thatsache geworden. Jetzt wissen sich Mensch und Baum wirklich eins, sie, die beide zu gleicher Zeit leiden, aber als Kinder der einen, großen, über Allem waltenden Natur auch beide miteinander genesen. Ein gleiches Schicksal hält diese Genossen in Leid und Lust zusammen, und die geheimnisvolle Verwandtschaft, die den Menschen mit den Tieren und Pflanzen verbindet, ist hier neu besiegelt. Dies letzte Gedicht steht höher als jenes frühere; nun hat sich der Dichter nicht mehr mit Befehlen und Hoffnungen begnügt: „Laß dich umschlingen", „Behalt in deinem Reich mich", „Steig auf", „Bis ich, mir selbst entnommen", „Bis in der grünen Kühle" — sondern als lebendige Erläuterung einen Vorgang hinzu erfunden. „Im Walde 4" war die Lehre, das „docet"; „der geschändete Baum" lieferte dazu die anschauliche Erzählung, die „fabula".

Noch bei manchen anderen Liedern der späteren Zeit wird man immer wieder auf jenes erste Gedicht verwiesen, so in den bekannten acht Zeilen: „Jetzt rede du" (C[1] 42), wo sich die Vergangenheit und Gegenwart pathetisch miteinander messen und die Rollen der Freundschaft zwischen dem Menschen und dem Wald getauscht werden sollen; Er, der vordem nur gab, will jetzt auch nehmen dürfen, und von allem, was er als Kind und Jüngling an Liebe frei verschenkte, als Mann ein wenig zurückempfangen.

Und wenn Conr. Ferd. Meyer in jenem frühesten Gedicht hatte mit dem Baum verwachsen wollen, so denkt er in anderen melodischen Strophen seiner reiferen Jahre „Der Lieblingsbaum" (C[3] 43) an den kommenden Tod:

Den ich pflanzte, junger Baum,
Dessen Wuchs mich freute,
Zähl' ich deine Lenze, kaum
Sind es zwanzig heute.

Wenn die jetzt noch spärlichen Äste erst einen volleren Schatten werfen, dann will er sich dryadisch, wie es in den letzten Zeilen heißt, für immer mit ihnen vereinen:

Halb bewußt und halb im Traum
Ueber mir im Lichten
Werd' ich, mein geliebter Baum,
Dich zu Ende dichten.

In diesen Liedern lassen sich freilich Unterschiede genug wahrnehmen, und man darf auch nicht behaupten, alle folgenden hätten sich nach und nach aus dem ersten entwickelt, das der Dichter vielmehr bloß aus dem Grunde zurückzog, weil er die darin enthaltene Stimmung in den späteren besser ausgedrückt fand. Eins aber haben sie alle, die für sich förmlich eine neue Sammlung „Im Walde" bilden könnten, miteinander gemein: Die Liebe zur Natur; und es paßt gerade zu dem trotzig-kräftigen und ernsten Wesen Conr. Ferd. Meyers, wenn er nicht wie andere Dichter zu der lauten und beweglichen tierischen Kreatur, sondern zum Wald seine Zuflucht nahm, wo alle kleinlichen Geräusche verhallen und nur der Wind die wilde, große und eintönige Weise singt.

B 52. **Cäsars Schwert.**[1]) — C[1] 210. **Das verlorene Schwert.**

1 Die Gallier stritten manchen Tag,
Bis ihre letzte Stadt erlag —
Alesia ist gefallen
Und Cäsar tritt als Sieger ein
In ihren heil'gen Eichenhain,
In ihres Tempels Hallen.

2 Da prunkt so manches Weihgeschenk,
Verwegner Thaten eingedenk,
Da leuchten edle Beuten;
Was neben diesem reichen Hort
Soll an der hohen Säule dort
Das scharf'ge Schwert bedeuten?

3 Des Feldherrn Blicke haften dran,
Das Schwert, es hat's ihm angethan,
Ihn däucht, er sollt' es kennen,
Und lächelnd zeigt er schon empor:
„Ihr Gallier, sagt mir, wer's verlor!
Könnt ihr den Mann mir nennen?"

4 Die Ueberwundnen schweigen still,
Kein Mund ist, der sich öffnen will —
„Nennt ihn! ich muß es wissen!"
Da ruft ein Jüngling unbedacht:
„Dir, Cäsar, im Gedräng der Schlacht,
Dir hab' ich es entrissen!"

5 Ein Hauptmann langt mit rascher Hand
Empor, das Antlitz schamentbrannt,
Und faßt das Eisen eilig;
Doch Cäsar winkt gebietend: „Nein!
Laß es dem Tempel eigen sein,
Es ist den Göttern heilig.

6 Dem besten Fechter mag's geschehn,
Daß Schwerter ihm verloren gehn,
Es kann das Glück sich wenden,
Doch wer als Sieger sich bewährt,
Der findet sein verloren Schwert
Bewahrt von Götterhänden."

Die einzelnen Abschnitte des alten Gedichtes wurden in der neuen Fassung ungleichartig behandelt. Die Form ist freilich ebenmäßiger und statt des Wechsels des drei- und vierfüßigen vollständig der fünffüßige Jambus durchgeführt, der die früheren 36 schon in 20 Zeilen aufgesogen hat. Von den Reimen hat sich ungefähr die Hälfte mit hinüberbegeben. Das alte Gedicht war durch die Reimverschränkung der 3. und 6. Zeile jeder Strophe unwillkürlich etwas schellenlaut geraten, und der Titel „Cäsars Schwert" insofern ungünstig gewählt, weil er bereits zu viel vom Inhalt des Gedichtes

[1]) Plutarch, Caesar c. 36 — Mommsen, Römische Geschichte 3, 299.

verriet und die Frage, wem das Schwert gehörte, gleich beantwortete. Die Überschrift des zweiten Gedichtes „Das verlorene Schwert" sagt daher gar nichts über den Besitzer aus, der sich erst im Laufe der Erzählung als Cäsar selber ausweist. Die Umwandlung läßt sich hier wieder Strophe für Strophe verfolgen. Statt den für die Erzählung wertlosen Namen der feindlichen Burg, Alesia zu nennen, betont der Dichter lieber zweimal mit dem Worte „letztem" die bedenkliche Lage der Gallier. Cäsar führt sich mit seinem klingenden Vornamen ein, aber dem „Hain", der als ein von der deutschen Sprache noch poetisch empfundenes Wort keine Zugaben braucht, werden die „heiligen Eichen" genommen, und dafür die „Tempelhallen" schöner und voller umgewandelt in die „stillen Göttertempel":

Der Gallier letzte Burg und Stadt erlag
Nach einem letzten durchgekämpften Tag
Und Julius Cäsar tritt in ihren Hain,
In ihren stillen Göttertempel ein.

Auch die zweite ältere Strophe wird wie die erste auf vier neue Zeilen gefüllt. Nur fehlt jetzt bei der Schilderung der heiligen Gegenstände eine solche persönliche Erläuterung wie in der Zeile „Verwegener Thaten eingedenk"; sie sind vielmehr knapper charakterisiert und „in Gold und Silber" geschieden; und die breite Frage des Dichters oder Cäsars: „Was .. soll .. das schartige Schwert bedeuten" ist jetzt durch den einfachen Bericht der Thatsachen überflüssig gemacht:

Die Weihgeschenke sieht gehäuft er dort,
Von Gold und Silber manchen lichten Hort
Und edeln Raub. Doch über Hort und Schatz
Hangt ein erbeutet Schwert am Ehrenplatz.

Die Umrisse heben sich entschieden schärfer ab, als wären die Gläser in dem Objektiv besser eingestellt und die vorhin noch etwas weichen und verschwimmenden Linien genau in den Brennpunkt gerückt. Das zeigt sich besonders im weiteren Fortgang und am Schluß des Gedichtes:

Es ist die Römerklinge kurz und schlicht —
Des Juliers scharfer Blick verläßt sie nicht,
Er haftet auf der Waffe wie gebannt,
Sie däucht dem Sieger wunderlich bekannt!
Mit einem Lächeln deutet er empor:
„Ein armer Fechter der sein Schwert verlor!"
Da ruft ein junger Gallier aufgebracht:
„Du selbst verloreſt's im Gedräng der Schlacht!"
Mit zorn'ger Faust ergreift's ein Legionar —
„Nein, tapfrer Strabo, laß es dem Altar!
Verloren ging's in steilem Siegeslauf
Und heißem Ringen. Götter hoben's auf."

„Des Feldherrn Blick" wird zu „des Juliers scharfer Blick" und die frühere gemütliche Art Cäsars, der erst noch mit den Galliern unterhandelte und zweimal nach dem Eigentümer des Schwertes fragen mußte, um durch diese seine plumpe Manier den Feind zu einer trotzigen, ungehörigen Antwort förmlich herauszufordern — ist gegen ein viel vornehmeres Verhalten ausgetauscht. Cäsar regiert jetzt die Handlung; er wirft still überlegen die kurze Bemerkung über die Waffe hin: „ein armer Fechter, der sein Schwert verlor", nicht so, daß es die Feinde reuen mußte, denn ein wohlfeiles Spiel mit den Gefangenen stünde überdies diesem Feldherrn nicht zu Gesichte; und nun schlägt eben darauf der Bescheid des jungen Galliers viel unerwarteter, blitzartiger, feuriger ein: „Du selbst verloreſt's im Gedräng der Schlacht."

Wohl gemerkt ist auch hier eine Steigerung von der alten zur neuen Ballade vorhanden und der Nimbus des unbesieglichen Imperator Cäsar vom Dichter feiner gewahrt; während es früher hieß, daß der Feldherr sich im Kampf mit dem Jüngling das Schwert entreißen ließ, und dadurch also eine persönliche Schlappe forttrug, hat er es jetzt vielmehr zufällig ohne sein Verschulden verloren. Und in diesem hoheitlichen Sinne wird auch die Schlußscene gekürzt. Der „Legionar Strabo" — ein besserer und charakteristischer Ersatz für den ehemaligen Hauptmann — langt hastiger nach der Waffe, und die einstige gutmütige Redseligkeit des Cäsar, die in das Bild des ernsten Bezwingers von Gallien einige allzu behäbige und weichliche Züge getragen hatte, wird jetzt durch ein Paar kernige Worte ersetzt.[1])

Dieser Cäsar vertraut seinem Glück; daß es sich wenden könnte, daran zu denken, hat er weder Zeit noch Begehr, weil er im Glauben an seine Größe weiß, daß das, was bei andern einen Verlust bedeutet, bei ihm, dem Liebling des Himmels, immer noch zu einer Art von Gewinn ausschlägt; was er, der Mensch, unachtsam aus den Händen ließ, das haben andere für ihn gerettet: „Götter hoben's auf." Statt des milden und demütigen jetzt ein stolzer und großer, mit dem Schicksal kühn verbündeter Cäsar!

B 54. **Papst Julius.** — C[1] 295. **Papst Julius.**

1 Um den Herrscher müh'n mit bangen
Mienen Arzt und Diener sich,
Zweifelnd, ob er schlafbefangen,
Ob auf immer er erblich.
War das nicht ein leises Schüttern,
Das die Glieder ihm durchbebt?
Ja! Sie sehn mit Lust und Zittern,
Daß er athmet, daß er lebt.

1 Halb vom Hades schon bezwungen,
Von Lemuren schon umschwebt,
Hat er doch sich losgerungen —
Sieh er athmet! Sieh er lebt!

[1]) Frey 151.

2 Langsam hebt er auf dem Lager
Sich empor, noch halb erstarrt,
Mit der Rechten stark und hager
Greift er in den weißen Bart,
Unter den ergreisten Brauen
Sind die Flammen wieder reg
Und er schilt den Tod mit rauhen,
Ungestümen Worten weg:

3 „Fort mir aus dem Angesichte,
Larven, die mir bleich gedroht!
Aus dem warmen Sonnenlichte,
Charon, fort mit deinem Boot!
Keine Macht ist dir gegeben,
Bis ich selbst dich rufen mag;
Heute hab' ich noch zu leben
Einen vollgedrängten Tag.

4 Arzt, statt deiner faden Tropfen
Gieb mir des Falerners Glut!
Lasse meine Pulse klopfen,
Wirf mir Feuer in das Blut!
Auf die Thüren! Weg die Kissen!
Meine Feldherrn, tretet ein!
Meine Meister, laßt sie wissen,
Daß sie doppelt eifrig sein!

5 Regst, Bramante, du die schnellen
Hände fleißig? Ich bin alt!
Wirst du mir die Kuppel stellen
Mitten in den Himmel bald?
Angelo, sei mir willkommen!
Warum blickst du wieder scheel?
Und dort seh' ich meinen frommen,
Meinen süßen Raphael!

6 Als den Hirten nicht des Lammes,
Schildert mich als Mosen ab,
Der den Läst'rer seines Stammes
Niederwarf mit raschem Stab,
Der die zage Volksgemeine
Gottbefohlne Wege wies,
Der aus dem zerbrochnen Steine
Lebensströme fluten ließ!

7 Ist's ein göttliches Versprechen,
Daß ich löse jedes Band,
Kann ich auch das Joch zerbrechen
Ueber meinem Vaterland;
Als mit seinem großen Werde
Gott erschuf der Sterne Heer,
Nahm den Himmel er, die Erde
Gab der Erde Söhnen er.

Hinter seinen greisen Brauen
Flammt's! Jetzt langt er nach dem Bart,
Zürnt und schilt den Tod mit rauhen,
Ungestümen Worten hart:

2 „Weg mir aus dem Angesichte,
Larven, die mir bleich gedroht!
Charon, aus dem Sonnenlichte
Weg ins Schilf mit deinem Boot!
Keine Macht ist dir gegeben,
Bis ich selbst dich rufen mag!
Heute hab' ich noch zu leben
Einen vollgedrängten Tag!

3 Arzt, statt deiner faden Tropfen
Gieb mir des Falerners Glut!
Lasse meine Pulse klopfen,
Wirf mir Feuer in das Blut!
Auf die Thüren! Weg die Kissen!
Meine Feldherrn, tretet ein!
Meine Meister, laßt sie wissen,
Daß sie dreifach emsig sei'n!

4 Regst, Bramante, die geschickten
Hände du? Vollende doch!
Diese Augen, sie erblickten
Gerne deine Kuppel noch!
Michel Angelo, willkommen!
Warum schaust du wieder scheel?
Dort erblick' ich meinen frommen,
Meinen süßen Raffael!

5 Als den Hirten nicht des Lammes,
Bildet mich als Mosen ab,
Der den Dränger seines Stammes
Niederschlug mit wucht'gem Stab —
Wo die Wasserstürze tosen
In die Brunnenschale jach,
Setzet, Meister, mich als Mosen,
Der die Felsenwand zerbrach!

6 Moses bin ich, in dem Blitze
Sinais, in Rauch und Dampf:
Meine donnernden Geschütze
Enden flammend jeden Kampf!
Mit den neugegossnen Stücken
Bring' ich Burg und Stadt zu Fall,
Schmettre Breschen, breche Lücken
In den stärksten Mauerwall!

8 Einmal noch den Harnisch tragen
Muß ich, einmal noch zu Roß
Meiner Schaar vorüberjagen,
Stürmen muß ich Stadt und Schloß.
Kämmrer, eilet! Mich zu letzen,
Führt mir in den Hof mein Thier,
Laßt es springen, laßt es setzen
Vor den alten Augen mir!

9 Unterhandeln, markten, rechten,
Dazu mangelt mir die Zeit —
Reicht ein Schwert mir, auszufechten
Mit dem Fremden unsern Streit!
Mein Italien muß ich retten!
Ruft zur Schlacht, Drommeten, ruft!
In der Faust zerriss'ne Ketten,
Steig' ich freudig in die Gruft!

7 Falkner, sprich, was macht mein Sperber
Der die Klaue sich zerstieß?
Marschalk, sag, wie lebt mein Berber,
Den zu scharf ich jagen ließ?
Tummelt, Diener, zum Ergötzen
Mir im Hof ein feurig Thier!
Laßt es springen, laßt es setzen
Vor den alten Augen mir!

8 Helmt mir die gefurchte Stirne!
Harnischt mir die welke Hand!
Der Italien macht zur Dirne,
Jagt den Fremdling aus dem Land!
Reicht ein Schwert! Ich will es retten!
Ruft, Drommeten, ruft zur Schlacht!
In der Faust zerrißne Ketten,
Schreit' ich durch des Hades Nacht!"

Das Versmaß ist in beiden Gedichten gleich, die Strophenzahl dagegen in der letzten Fassung um eine Nummer vermindert. Der Grundsatz, nach dem der Dichter die Umarbeitung durchführte, war der, seinen Helden so kräftig wie möglich zu gestalten, und aus aller Hinfälligkeit des schon vom Tode gezeichneten Mannes immer noch die frühere Stärke durchblicken zu lassen. Ein mächtiger Wille kämpft hier zum letzten Mal mit dem schwachen Fleische, aber der Sieg soll dabei so teuer, als es nur angeht, erkauft werden.

Die frühere zweistrophige Einleitung wird um die Hälfte gekürzt. Das Nebenpersonal, Arzt und Diener verschwinden mit samt ihren Besorgnissen: „müh'n sich . . zweifelnd, . . . Sie sehn —"; statt ihrer tritt ohne Vermittlung Papst Julius selber auf, und zwar sofort in einer Kampfstellung, wie nach einem Siege „hat er doch sich losgerungen", was durch das doppelte „Sieh . . . . Sieh" jubelnd bestätigt wird. Des Übergangs vom totenähnlichen Schlummer zum Erwachen, wie früher „Langsam hebt er sich . . . . halb erstarrt" — ist jetzt nicht mehr gedacht. Papst Julius befindet sich bei vollem Bewußtsein und jede Äußerung seiner Kraft ist um einige Grade lebhafter: „Sind die Flammen wieder reg" wird kühner zu „Flammts"; und „schilt" wird durch „zürnt" noch verstärkt. „Greift" wandelt sich in das gehaltvolle „langt er nach dem Bart". Dabei fehlt jetzt die hagere Rechte, so daß der Körper unwillkürlich mehr Fülle und Macht erhält. Und das durch die „greisen Brauen" schon genug verkündete Alter wird nicht auch noch durch den „weißen Bart" überflüssig hervorgehoben.

Der Anfang der Rede des Papstes ist wenig verändert. Wenn in der alten Fassung die zweite Strophe mit „weg" schloß, so mußte

die nächste der Abwechslung halber, schon mit „fort" beginnen; diese Rücksicht konnte in der neuen Fassung fallen, weil dort das „weg" vorher noch nicht ausgespielt war. Rhetorisch wird dasselbe Wort auch am Anfang der 4. Zeile noch einmal hervorgehoben. Die antike Mythologie ist geblieben, zu den „Larven" und „Charon" kommen nicht gerade zum Vorteil des Gedichtes, noch „der Hades" und endlich „die Lemuren" hinzu, mit denen doch eigentlich nur Leser des zweiten Faust eine deutliche Vorstellung verbinden. Das Übrige ist leicht übertuscht. Dem „Sonnenlichte" fehlt jetzt das Beiwort „warm", das im Munde eines von Natur schon so hitzigen und die ständige Bewegung liebenden Mannes unangebracht war. Dafür belebt sich die unterirdische Scenerie, und Charon soll mit seinem Boote nicht bloß „fort", sondern „weg ins Schilf" fahren. Einen gesteigerten Lebensdrang verkündet auch die Anregung, die der Papst seinen Künstlern giebt, die statt „doppelt" jetzt „dreifach" emsig sein sollen.

Der schlechte Reim in der 5. Strophe „alt : bald" wurde umgangen und damit abermals ein Hinweis auf die Schwäche des Papstes, in dem Bekenntnis: „Ich bin alt" gespart. Auch klanglich hat die Stelle gewonnen, wenn die 1. und 3. Zeile durch denselben Einschnitt in der Mitte „Régst, Bramánte, . . diese Augen," gleichmäßig zerlegt werden. Angelo erhält den Vornamen, unter dem allein er vor andern Angelo's als Michel Angelo, der große Bildhauer, kenntlich wird. Das abgeblaßte „Seh ich" wird von „Erblick ich" abgelöst — ein Wort, das der Dichter schon ein paar Zeilen vorher verwandt hatte, aber hier zu wiederholen sich nicht scheute.

Der Vergleich mit Moses, der im älteren Gedicht nur eine Strophe einnahm, wird jetzt auf zwei machtvoll verdehnt. „Bildet mich als Mosen ab" paßt besser als „schildert" auf die plastische Art und auf die Kunst, in der Julius dargestellt sein will. Die Worte sind kräftiger: für „warf mit raschem Stab" jetzt „schlug mit wucht'gem Stab", und die friedlichen Verrichtungen des alttestamentlichen Helden, der sein Volk durch die Wüste führte, gehen jetzt ganz in den kriegerischen auf, wie er Wasser aus den Steinen lockte und vom Sinai aus die Schlacht leitete. Viel frischer schließt das neue Gedicht, als hätte der kranke Mann aus dieser Vorstellung des fechtenden Gottesmannes einen Lebensmut gewonnen, der sich in den ebenmäßig gebauten Zeilen „Fálkner, sprich, was . . . . . Márschalk, ság, wie . . . . ." schwungvoll und melodisch erhebt. An „unterhandeln, markten" mit dem Fremdling denkt er nicht mehr, weil er dem Feind mit Waffen entgegentreten möchte; zum „Schwert" in der früheren Fassung kommt jetzt noch der „Helm" und „Harnisch" hinzu. Und statt des einfachen „steig' ich freudig in die Gruft" tönt das Lied majestätisch aus: „Schreit' ich durch des Hades Nacht."

B 67. Der Mars von Florenz.

Macchiavelli, dem Conr. Ferd. Meyer übrigens auch ein schönes Epigramm (Frey 152) gewidmet hat, erzählt in seinen, dem Dichter wohlbekannten „Istorie Fiorentine“ [1]) ein trauriges Ereignis aus dem 13. Jahrhundert, das in Florenz die Ursache eines langen Bürgerkrieges gewesen sein soll:

S. 55 ff. „Unter die mächtigsten Familien in Florenz gehörten die Buondelmonti und Uberti. Nach ihnen kamen die Amidei und Donati. Die Familie der Donati zählte eine reiche Witwe, die eine Tochter von großer Schönheit hatte. Diese Dame hatte bei sich beschlossen, ihre Tochter mit Messer Buondelmonte, einem jungen Ritter, dem Haupte der Familie Buondelmonte, zu vermählen. Aus Lässigkeit aber oder weil sie immer noch Zeit zu haben glaubte, hatte sie ihren Plan noch Niemand mitgetheilt, als der Zufall wollte, daß sich Messer Buondelmonte mit einem Mädchen aus dem Hause Amidei verlobte. Die Dame war hierüber äußerst mißvergnügt, hoffte jedoch, durch die Schönheit ihrer Tochter, die Sache rückgängig zu machen, noch ehe die Hochzeit gefeiert wurde. Als sie daher eines Tags Messer Buondelmonte allein gegen ihr Haus kommen sah, stieg sie, ihre Tochter nach sich führend, herab, und trat ihm, als er vorbeiging, mit den Worten entgegen: „Ich bin sehr erfreut, daß Ihr Euch vermählt, obgleich ich meine Tochter hier für Euch aufgehoben hatte.“ Dabei öffnete sie die Thüre und zeigte ihm das Mädchen. Als der Ritter die Schönheit des Mädchens sah, die wirklich selten war, und überlegte, daß sie an Herkunft und Mitgift seiner Verlobten nicht nachstehe, entbrannte er in solcher Sehnsucht nach ihrem Besitz, daß er sein gegebenes Wort, die Unbild eines Bruches und alle üble Folgen, die daraus entstehen konnten, vergaß. Er gab der Dame zur Antwort: „Da Ihr Eure Tochter für mich aufgehoben habt, so würde ich ein Undankbarer seyn, wenn ich sie ausschlüge, da es noch Zeit ist“; und vermählte sich mit ihr ohne Aufschub. Als die Sache bekannt wurde, erfüllte Unwille die Familie der Amidei und die der Uberti, welche ihr durch Heirathen verschwägert war. Sie hielten, mit noch vielen andern Verwandten, eine Zusammenkunft und beschlossen, daß man diese Unbild nicht ohne Schande dulden könne, und durch keine andre Rache, als Messer Buondelmonte's Tod rächen dürfe. Als einige die Uebel erörterten, die daraus folgen könnten, sprach Mosca Lamberti: „wer viel bedenkt, beschließt nichts“; und führte das gemeine Sprichwort an: „Geschehene Dinge sind nicht zu ändern.“ Der Mord wurde also Mosca, Stiatta Uberti, Lambertini Amidei und Oderigo Fifanti übertragen. Am Ostermorgen begaben sich diese in ein Haus der Amidei, das zwischen der alten Brücke und St. Stefan lag, und als Messer Buondelmonte auf einem Schimmel herüberritt, indem er dachte, es sei eben so leicht, eine Unbild zu vergessen, als eine Verlobte zu verstoßen, ward er am Fuß der Brücke bei einer Bildsäule des Mars von ihnen angefallen und erschlagen. Dieser Mord theilte die ganze Stadt. Ein Theil schloß sich den Buondelmonti an, der andre den Uberti, und da diese Familien an Häusern, Thürmen und Menschen stark waren, so kämpften sie viele Jahre, ohne einander vertreiben zu können. Ihre Feindschaft, der zwar kein Friede ein Ende machte, wurde doch manchmal durch Waffenstillstände ausgesetzt, und auf diese Weise wurde sie, nach den neuen Ereignissen, bald gedämpft, bald entbrannte sie von neuem.

In diesem Zustande blieb Florenz bis zur Zeit Friedrich's II. Als König von Neapel, überredete sich Friedrich, seine Streitkräfte gegen die Kirche vermehren

[1]) Die florentinische Geschichte in acht Büchern von Niccolo Macchiavelli, aus dem Italienischen übersetzt von Joh. Ziegler, königl. griechischen Ober-Lieutenant in der Infanterie, Lehrer der Schule der Evilpiden. Karlsruhe 1834. — vgl. Frey 361. Trog, Conr. Ferd. Meyer, sechs Vorträge, Basel 1897. S. 88/9. 92. 95.

zu können, und begünstigte, um seine Macht in Toskana zu befestigen, die Uberti und ihre Anhänger, die mit seiner Unterstützung die Buondelmonti vertrieben. So theilte sich auch unsre Stadt, wie ganz Italien längere Zeit getheilt war, in Guelfen und Gibellinen. Es scheint mir nicht überflüssig, die Familien aufzuzählen, die beiden Parteien anhingen. Die, welche der Guelfenpartei folgten, waren die Buondelmonti, Nerli u. s. w. Für die Gibellinenpartei waren die Uberti, Amidei .... Ueberdies vereinigten sich mit diesen beiden Parteien adeliger Familien viele Familien aus dem Volke, so daß fast die ganze Stadt durch diese Spaltung zerrüttet wurde."

Die Geschichte hat in der That schon in der Fassung des Chronisten viele wirksame Momente; und ein Mann von dem lebhaften Schlage unseres Dichters, der alles sehenden Auges und fühlenden Herzens nacherlebt, mußte vollends von dem grenzenlosen Leichtsinn eines Jünglings betroffen werden, der blindlings das eine Mädchen dem andern opfert und zur Sühne dafür in der Blüte der Jahre fällt. Was aber in Macchiavells Erzählung Nebensache war, daß nämlich die Rache gerade in der Nähe der Bildsäule des Mars vollstreckt wurde, rückte bei Conr. Ferd. Meyer in den Mittelpunkt. Er gruppiert seine Personen geradezu um die eherne Statue des Gottes, der mit geheimen Kräften in diesem Wirrsal waltet und unerbittlich den Mann der gerechten Bestrafung entgegenführt. Während der Dichter hier ein überirdisches Motiv einflocht — gab er andererseits dem Jüngling der Ballade vielmehr rasch aufwallende Sinnlichkeit, die das tolle, schnelle Begehren verständlicher macht. Die alte und neue Fassung des „Mars von Florenz" lassen sich, weil die Handlung an und für sich in beiden Fällen wenig verschieden ist, nebeneinander stellen. Aus 14 fünfzeiligen wurden 18 vierzeilige Strophen und aus den fünffüßigen Trochäen die vierfüßigen Jamben.

B 67.

1 Graue Thürme stehen licht umblaut,
In des Arno Gärten grünt der Lenz,
Frauen singen leis und Kinder laut,
Finster nur der Mars von Marmor schaut,
Der die Brücke hütet in Florenz.

2 „Arger Mars, wohl magst du finster sehn,
Angelächelt von dem Sonnenschein;
Nur des Lenzes helle Banner wehn
Und du siehst zu meiner Braut mich gehn,
Eine Amidei wartet mein!"

3 Bondelmonte, kraus und schlank von Gang,
Scherzend ruft er's, schneller eilt davon
Plötzlich er, zu seinem Ohre drang
Aus des Gottes Lanze eh'rner Klang,
Und am andern Ufer steht er schon.

C[1] 244.

1 Die Thürme von Florenz umblaut
Der süße Lenz, der junge Lenz,
Die Frauen singen leis und laut
In allen Gassen von Florenz.

2 Am Rand der Arnobrücke steht
Ein schwarzverwittert Marmelbild
Mit Helmgeflatter, Kriegsgerät,
Gott Mars, und lächelt falsch und wild.

3 — „Gott Mars, wohl magst du finster schaun,
Drommete dröhnt im Lenze nie,
Raub' eine dir von unsern Fraun!
Hoch über Venus preis' ich sie!"

4 Ein Jüngling ruft's dem Gott empor
Mit lachend ausgestreckter Hand,
Ihm dringt ein Erzgedröhn ans Ohr,
Er eilt und steht am andern Strand.

Gleich in den Anfang rückt der Dichter jene zwei Kräfte, die seine Ballade beherrschen: nämlich den Frühling mit seinem Übermut und den Gott in seinem Ernst, Personifikationen der Liebe und des Hasses — eine Kampfstellung, der in der ersten Fassung eine, in der zweiten aber zwei fein angelegte Strophen gelten. Das „Grau" der Thürme wird später nicht mehr erwähnt, um alle trüben Farben aus der Schilderung des Frühlings zu verbannen, der hier mit einem ganzen Aufgebot von Klängen anzieht; auch die „Kinder" bleiben weg, die ja in dieser Geschichte der reifen Leidenschaften und der Sinnlichkeit keinen Platz zu beanspruchen haben. Ein weiches „L" setzt in der 2. und 3. Zeile mehrfach an: „Lenz, Lenz, leis, laut." Und dem „Lenz, Lenz" antwortet zweimal mit tönendem Namen die Stadt „Florenz";[1]) der volle Doppellaut in „umblaut" „Frauen" und „laut" dient ebenfalls dem Wohlklang. Eine Fülle von Musik ist in diesen kurzen Zeilen enthalten; ob sie nun beabsichtigt war oder sich nur nebenbei einstellte, ist am Ende gleichgiltig. Ein Komponist, der verschiedene Stimmungen ausdrücken will, kennt auch die Instrumente, die in jedem besonderen Fall zu verwenden sind; und Conr. Ferd. Meyer mochte sich als der erfahrene Meister, der er war, der Mittel wohl bewußt sein, mit denen sich auch in der Sprache lautlich etwas Schwelgerisches und Frühlingsseliges ausdrücken ließ.

Das Bild des Mars hebt sich in der zweiten Fassung schärfer, dunkler und trotziger von dem sonnigen Hintergrunde ab. Auch hier hat sich der Ton geändert. Das a schneidet hart in jede Zeile ein: Rand-Arno, schwarz, Marmel, geflatter, Mars-falsch.

Nach diesen beiden Mächten, welche die Ballade regieren sollen, kommen die Menschen, die ihnen unterworfen sind, an die Reihe; der Jüngling ist in der ersten Fassung noch mit Namen erwähnt; in der zweiten hat sich sein Übermut mehr gehoben. Es ist eine Hybris im antiken Sinne, wenn er sich seiner Braut rühmt und ihre Schönheit über die der Geliebten des Mars, über die Venus selber, setzt. Er fordert den Gott förmlich heraus, etwa wie Don Juan den steinernen Gast verhöhnt: und ein Abenteuer, das so vermessen mit einem Spott auf die Götter beginnt, muß zu bösem Ende führen,

---

[1]) Derselbe Reim „Lenz: Florenz", der einzig mögliche in unserer Sprache, kehrt in „Lenz Wanderer" wieder: C[1] 38

„Grüß Gott dich, schöner Wandrer!
Bist du es, Knabe Lenz?"
Er rief: Ich bin kein Andrer
Und komme von Florenz!"

vgl. Er. Schmidt, Reimstudien, Sitzungsberichte der königlich Preußischen Akademie XXIII, 1900.

das sich denn auch in dem unheimlichen Erklingen des Erzes, der Antwort des herausgeforderten Gottes, ankündigt.

Wie hastig der Dichter meistens die Zwischenglieder zu behandeln liebte, zeigt in den folgenden Strophen das rasche Aneinanderreihen der Situationen, denn eben ist der Jüngling bei dem Standbild gewesen, da befindet er sich bereits wieder anderswo: „und am anderen Ufer steht er schon“ oder „er eilt und steht am andern Strand“, wo die Geschichte nun sogleich einen neuen Vorgang bringt:

4 Sieh da tritt aus stolzem Haus hervor,
Hohn im Angesicht, ein Weib und lacht:
„Zu der Amidei? Junger Thor!
Wisset erst, was eure Hast verlor:
Die Donati war euch zugedacht!

5 Nun, nach Gottes Rath ist es geschehn!
Morgen, heißt es, werdet ihr getraut;
Aber die Donati sollt ihr sehn,
Sehn, und ihrer dann verlustig gehn —
Blicket her! Vergleicht mit eurer Braut!“

6 Und ein Mägdlein auf der Schwelle Rand
Schmiegt sich in das dunkle Haus zurück,
Doch bevor sie sich der Mutter Hand
Und des Jünglings raschem Blick entwand,
Schaut er zornig das verlorne Glück.

7 Rasch entzündet von der zarten Glut,
Die aus schamgesenkter Wimper flammt,
Streckt die Hand er schon mit Frevelmut
Nach dem süßen, dem versagten Gut
Und ergreift es selig und verdammt.

8 „Wahrlich, wahrlich,“ stammelt bebend er,
„Weil sie doch für mich gehütet war —
Herrin, strafet mich nicht allzuschwer!
Gute Herrin! Höret mein Begehr:
Gebt sie, gebt sie mir vor dem Altar!“

5 Rasch tritt aus einem Haus hervor
Ein Edelweib, das höhnt und lacht:
„Zur Amidei? Junger Thor!
Dir war das Schön're zugedacht!

6 Nach Gottes Rathschluß ist's geschehn!
Heut wirst du — heißt's — mit ihr getraut —
Jetzt sollst du die Donati sehn:
Blick her! Vergleich' mit deiner Braut!“

7 Sie zerrt ein Mägdlein an das Licht,
Es kämpft ins dunkle Haus zurück,
Im jungen bangen Angesicht
Erräth er aller Himmel Glück.

8 „Hinweg! Die Amidei harrt!
Hinweg! Mein Kind ist keine Dirn!
Ihr blicket frech!“ Der Jüngling starrt
Auf die gesenkte Mädchenstirn.

9 Der Wunsch ist Glut! Die Scham ist Glut!
Die hohe Doppelflamme loht!
Er streckt die Hand. Das höchste Gut
Ergreift er und ergreift den Tod.

10 „Frau, strafet mich nicht allzuschwer!
Das süße Haupt! Das blonde Haar!
Gewähret sie mir!“ stammelt er.
„Ich führe stracks sie zum Altar!“

9 — „Kommt!“ Die Arge führt den Jüngling ein
In der Hauskapelle düstern Raum,
Auch ein Priester kann nicht ferne sein,
„Holet ihn!“ in fahlem Ampelschein
Kniet das Paar und dünkt sich wie im Traum.

10 Leises, segenloses Priesterwort
Murmelt über der erschrocknen Magd,
Von dem Altar drängt der Jüngling fort,
Aber schon entflieht ein Diener dort,
Der den Amidei Kunde sagt.

11 Den Ring der ihm die Hand bereift,
Der Amidei Trauungsring,
Hat rasend er sich abgestreift
Und schleudert ihn. Da rollt er. Kling ...

12 Jetzt kniet er im Capellenraum,
An Frevels und an Wonnen reich,
Zur Linken kniet sein sünd'ger Traum,
Wie Engel schön, wie Todte bleich.

13 Dem Paar zu Häupten murmelt leer
Und schnell ein feiles Priesterwort —
„Die Rosse her! Die Rosse her!
Zum Thor hinaus! Ins Freie fort!

Erst jetzt hat sich die Ballade der Überlieferung des Machiavell zugewandt, freilich mit einer wesentlichen Einschränkung, denn der Reichtum der Donati wird vom Dichter nicht erwähnt und deshalb auch die praktische, aber poetisch völlig unbrauchbare Überlegung des Jünglings nach dem Angebot der Alten — „daß Mädchen und Herkunft und Mitgift seiner Verlobten nicht nachstehen“ — überflüssig gemacht. Dafür verstärkte der Dichter die Reden auf beiden Seiten und schob ein leidenschaftliches, wertvolles Intermezzo der jungen Leute ein.

Die Wendung „Schaut er zornig das verlorne Glück“ wird begehrlicher: „Ihr blicket frech!“ „Der Jüngling starrt.“

Die zweite Fassung hat die erste wieder überholt. Die Teile entsprechen sich nicht mehr in der alten Weise. Die älteren Strophen 4, 5, 6, 8, 10 sind gleich den späteren 5, 6, 7, 10, 13, während die 7. und 9. sich je zu zwei neuen, nämlich 8, 9 und 11, 12 verdehnt haben. Diese Zahlen reden und machen alles kenntlich, was der Dichter später für besonders wichtig und der Erweiterung wert gehalten hat.

Wie man oft beachten kann, daß Conr. Ferd. Meyer das, was in seiner Vorlage zeitlich mehr oder weniger lang ausgebreitet war, zusammenzog, um es zur poetischen Wirkung zu bringen, so schaltet er auch in dieser Ballade jene langen Zeiträume aus, die in Wirklichkeit die Geschichte einst zum Ablaufen gebraucht hatte. Während bei Machiavelli dem Jüngling, als er die Donati sieht, eine unbestimmte Frist bis zur Hochzeit mit der Amadei zur Verfügung steht, ist von dem Dichter die eheliche Verbindung bereits bestimmt

angesetzt worden. Denn das Verbrechen des Bräutigams wird umso schlimmer, je heftiger die Zeit drängt und je kürzer vor der endgiltigen Entscheidung er seinen Entschluß noch ändert: „morgen, heißt es, werdet ihr getraut," und in der zweiten Fassung gar: „Heute wirst du — heißt's — mit ihr getraut." Das Ereignis ist nun auf den Hochzeitstag selbst geschoben.

Auf die Begegnung zwischen der Donati und Buondelmonte ist in der zweiten Fassung aller Nachdruck gelegt. Die Mutter reizt den Jüngling, indem sie ihm das wieder verweigert, was sie ihm gerade angeboten hat; und der Augenblick, wo dieser um das Mädchen wirbt, wird auch musikalisch und rhythmisch stark ausgezeichnet, nämlich in der 9. Strophe des jüngeren Gedichtes, in der hitzigen Wiederholung der Worte „Glut", im Reim zu „Blut", und in der jedesmal durch einen scharfen Einschnitt zerlegten 1. und 3. Zeile. Und ebenso verweilte der Dichter später länger bei der Trauung. Im ersten Entwurf führt die Mutter den Jüngling selber in die Kapelle, in der zweiten wird der Vortritt dagegen ihm gelassen, der in der wilden Sehnsucht seiner Sinne dort noch ein neues unheimliches Manöver vollführt, indem er den Ring fortwirft, der, wie das leblose Erz der Bildsäule des Mars, tönend auf die Schmach reagiert. Ein zweiter Vorspuk! Und um wie vieles berückender ist die Trauungsscene dort entworfen. Der fade bildliche Ausdruck der ersten Fassung: „Kniet das Paar und dünkt sich wie im Traum" geht in Leben und Wirklichkeit über: „Zur Linken kniet sein sündiger Traum"; und die verbotene Seligkeit dieser Liebe klingt in den einander widersprechenden, aber doch trügerisch verbundenen Worten nach: „an Freveln und an Wonnen reich — wie Engel schön, wie Tote bleich."

Die Eile der späteren Ereignisse wird in der zweiten Fassung noch fieberhafter; wieder müssen Nebenpersonen ausscheiden, und der Priester — „Auch ein Priester kann nicht ferne sein", wird nicht besonders herbeigeholt, der Diener, der die Nachricht den Amideis bringt, verschwindet ganz; denn wie diese alles erfahren, ist gleichgiltig; nur rasch muß es gewesen sein. Auch die langen Beratungen, von denen Macchiavelli erzählt — sind überflüssig; Conr. Ferd. Meyer führt den Helden und seine Braut sofort nach der Hochzeit beim Bild des Mars vorbei, der verspottet worden war und der noch am gleichen Tage das Gericht vollziehen will:

11 „Mein geliebtes Weib, was zitterst du?
Was verbirgst du mir dein Angesicht?
Bald umflüstert dich des Waldes Ruh!
Rosse her! Und dem Gebirge zu,
In die Feste, die mir Keiner bricht!"

14 Du lieb Geschöpf! Du bebst wie Laub!
Verlarve dir das Angesicht!
Faß Mut! Ich bringe meinen Raub
In eine Burg, die keiner bricht!"

12 Auf der Brücke vor dem Marmorbild
Schnaubt das Roß, als wittr' es Hinterhalt,
Und der Gott er lächelt falsch und wild,
Männer springen auf mit Schwert und Schild —
„Weichet, Mörder! Freunde, helft! Gewalt!"

13 — „Stirb, Verräther! Amidei hie!
Rache, Rache der verlass'nen Braut!" —
Und der Jüngling stöhnt: „Geliebte, flieh!"
Doch an seinen Busen gleitet sie,
Von derselben Todesnacht umgraut.

14 Eine Glocke gellt die Stadt entlang,
Haus mit Haus verfeindet ihr Geläut.
Bürgerkrieg viel hundert Jahre lang!
Darum war's, daß dir die Lanze klang,
Alter Gott, der sich des Mordes freut!

15 Am Rand der Arnobrücke steht
Ein schwarzverwittert Marmelbild
Mit Helmgeflatter, Kriegsgerät,
Gott Mars, und lächelt falsch und wild.

16 Das Schwert des Gottes schüttert leis.
Da springt hervor mit Erzeslaut
Ein Hinterhalt, ein Mörderkreis,
Die Sippe der verratnen Braut.

17 „Verdammter, stirb!" — „Geliebte, flieh!"
Wild ringend stürzt er umgebracht,
An seinen Busen gleitet sie
Und sinkt mit ihm in eine Nacht.

18 Herab von aller Türme Hang
Verkündet gellend Sturmgeläut
Den Bürgerkampf. Das Schwert erklang
Dem Gott, der sich des Mordes freut.

In der 15. Strophe der zweiten Fassung wird die Statue mit denselben Worten wie am Eingang geschildert, eine Wiederholung, die uns aufmerksam machen soll und durch die auch äußerlich Wonne und Fluch dieser Handlung an die Säule des Gottes gefesselt wird, der scheinbar unbeweglich und teilnahmslos doch die unbesonnene Herausforderung angenommen und die Beleidigung furchtbar gerächt hat.

Bedeutsam wurde die Schlußstrophe geändert. Der „Bürgerkrieg", der nach Macchiavelli über diesen Vorfall entbrannte, ist unwichtig, und die Einzelheiten seiner Dauer „viele hundert Jahre lang" und die Umschreibung „Haus mit Haus verfeindet ihr Geläut" gehen ein. Die etwas vorwurfsvolle Anrede an den „alten Gott": „Darum war's, daß dir die Lanze klang" wird durch den nüchternen Bericht „Das Schwert erklang dem Gott" ersetzt, so daß also der Zusammenhang zwischen der Bildsäule des Mars und dem Kampf der Menschen nicht vom Dichter ausdrücklich festgestellt, sondern noch dem Leser zu rascher Lösung überlassen wird.

Der Gott hat den furchtbaren Beweis dafür angetreten, daß er doch die Macht hat, die Buondelmonte bestritt, nämlich seine „Drommeten" auch im Lenz ertönen zu lassen. Eine merkwürdige

Stimmung breitet sich über diese Ballade: Gewähren und Versagen; eine Liebe, die tötet; süßes Singen ahnungsloser Menschen und das falsche Lächeln der Götter, Friedenslieder und Kriegslärm, ja etwas vom Wesen des Aprils oder des Frühlings selber, der plötzlich zum Winter werden und das Leben wieder töten mag, das er im Scheine warmer Tage vorher aus dem Boden lockte.

Daß wesentliche Stücke einer Novelle Conr. Ferd. Meyers, der „Hochzeit des Mönches" auch auf der Donati-Episode der florentinischen Geschichten Macchiavellis beruhen, ist wohl ohne weiteres klar.[1] Der Mönch Astorre findet in ähnlicher Weise wie Buondelmonte — die erste Braut Diana darüber vergessend — seine Geliebte Antiope, mit der er sich „in einem trotzigen Geist des Frevels und der Sicherheit" trauen läßt, und die beiden steigen wie „zwei schöne Gespenster" aus der dunklen Hauskapelle hervor, um bald für ihre That miteinander zu sterben. Aber von welcher Fülle neuer Motive, die in die räumlich immerhin beschränkte Ballade nicht gehörten, ist die Chronik Macchiavellis erst in dieser Novelle umrankt!

B 74. **Die Dioskuren.** — C[1] 199. **Der Botenlauf.**

Den Hintergrund für das Gedicht bildet die Schlacht, welche die Römer unter ihrem ersten Diktator am See Regillus dem mit den Latinern verbündeten Tarquinius abgewannen. Nach der Sage fochten damals auf Seite der bedrängten Römer auch die beiden Dioskuren, denen zum Danke dafür die siegreichen römischen Feldherren am Quell der Juturna einen Tempel errichteten: Livius II, 19: „ibi nihil nec divinae nec humanae opis dictator praetermittens aedem Castori vovisse fertur." — Plutarch in seinem Aemilius Paulus c. 25 und Dionysius von Halicarnaß erzählen weiter, daß zwei „schöne und große Männer" sich am Tage der Schlacht in die Stadt auf den Markt begaben, wo sie sich und ihre schweißbedeckten Pferde mit Wasser erfrischten und die Nachricht von dem Sieg verkündeten.[2] Dann verschwanden sie und wurden von niemandem nachher wieder gesehen. — Diese Vorgänge breitete der Dichter

[1] Trog S. 88 ff. Frey S. 128.

[2] Vgl. Cicero. de nat. Deor. 2, 2, 6; 3, 5, 11. — Roscher, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie 1, 1167. Leipzig 1886. — Mommsen, Römische Geschichte, 1⁵, 437: „Erst jetzt beginnen den hellenischen Göttern in Rom selber sich die Tempel zu erheben. Der älteste war der Tempel der Castoren, welcher in der Schlacht am regillischen See gelobt und 485 eingeweiht sein soll. Die Sage, welche an denselben sich knüpft, daß zwei übermenschlich schöne und große Jünglinge auf dem Schlachtfelde in den Reihen der Römer mitkämpfend und unmittelbar nach der Schlacht ihre schweißtriefenden Rosse auf dem römischen Markt am Quell der Juturna tränkend und den großen Sieg verkündend, gesehen worden seien, trägt ein durchaus unrömisches Gepräge." — Macaulay, Lays of Ancient Rome: the Battle of the Lake Regillus.

schon 1860 zu einem umfangreichen Gedicht von 18 achtzeiligen Strophen aus. Er schloß an die Ankunft der beiden Dioskuren die Rückkehr des siegreichen Heeres und die Berichte der Heimkehrenden über den wunderbaren Verlauf der Schlacht an. A. Frey hat die ersten fünf Strophen in der Biographie (149) abgedruckt, die allerdings kindliche Versuche selbst gegen das sind, was 1870 unter dem Titel „Die Dioskuren" vom Dichter veröffentlicht wurde. In wie komischer Umständlichkeit wird z. B. noch die Wäsche am Quell beschrieben:

Sie halten an dem Brunnen jetzt,
Und ihre Schwerter blutbenetzt,
Die tauchen bis an's Heft sie ein,
Der Sprudel wascht die Schwerter rein.

Und wie widersprechen am Schluß nach dem Verschwinden der beiden Reiter die Worte dem feierlichen Eindruck, den der Dichter eigentlich erzielen wollte:

Zerronnen ist der ganze Schein,
Die Schaar der Frauen ist allein,
Und überall verbreitet sich
Die Götternähe schauerlich.

Dagegen heißt es nun 1870:

1 Wo kann der Bote weilen?
Wer wird der Sieger sein?
Die Burg mit ihren Säulen
Erglüht im Abendschein.
Dort an des Landes Marke,
Da blitzt es blutigroth,
Da ringt Tarquin der Starke
Mit Rom bis auf den Tod.

2 Laut flehend läßt erschallen
Den Ruf die Frauenschaar:
„Dich bitten wir vor Allen,
Du hilfreich Brüderpaar!
Du hast mit deinem Sterne
Den Schiffer oft bewacht,
Auf weißen Rossen gerne
Durchleuchtest du die Schlacht!

3 Ihr Güt'gen, laßt zu lange
Den Boten nicht verziehn!
Die Stunde wird so bange —
Beflügelt, Götter, ihn!"
Horch! Horch! da klirren Hufe
Den Burgweg steil hinan!
Still, ohne Jubelrufe
Zwei schlanke Reiter nahn.

4 Sie halten an der Quelle
Des heil'gen Brunnens jetzt,
Sie senken in die Welle
Die Stirnen schweißbenetzt;
Dann sprechen zu den Frauen
Die Krieger kühn und schlicht,
Wie Brüder anzuschauen
Von Wuchs und Angesicht:

5 „Nun dürfet ihr euch freuen,
Der grimme Zwingherr wich,
Wir fochten in den Reihen,
Der Bruder traut und ich.
Schon könnt auf nahen Wegen
Ihr eure Tapfern sehn!
Auf! Wollt ihr nicht entgegen
Den Siegbelaubten gehn?"

6 Noch tönen seine Worte,
Da winkt ihm der Genoß
Und hebt sich zu der Pforte
Des Abends Mann und Roß;
Es kann vom Bruder lassen
Der andre Bruder nicht,
Sie schwinden und erblassen
Im stillen Dämmerlicht.

7 Da heben, wie sie scheiden,
Sich alle Hände auf:
„Dank sei euch Brüdern beiden
Für euern Botenlauf!
Bewohnet unsre Fluren,
Nehmt unsre Stadt in Hut!
Gelobte Dioskuren,
Wie seid ihr stark und gut!"

Aus den 56 gereimten Zeilen des älteren Gedichtes werden später — dem antiken Stoff ein antikes Metrum! — Dystichen, deren Überschrift, der letzten Strophe der Dioskuren:

Dank sei euch, Brüdern beiden
Für euern Botenlauf

entsprechend, „Der Botenlauf" lautete:

Blicke gen Himmel gewandt! Gebreitete flehende Arme!
Murmeln und schallender Ruf! Knieende Mädchen und Fraun!
„Götter, beflügelt den Boten! Entscheidung! Lieber als Bangniß!
Seit sich die Sonne erhob, ringen die Stadt und Tarquin.
Siehe, die Sonne versinkt! Mitkämpfer, Castor und Pollux!
Denkt der verlassenen Fraun! Sendet den Boten geschwind!"
Horch! Achthufig Geklirr bergan! Zwei reisige Reiter!
Schon am heiligen Quell spülen die Waffen sie rein.
Dann, zwei gewaltige Jünglinge, stehn auf der ragenden Burg sie,
Gegen die schauernden Fraun hat sich der eine gekehrt:
„Freude, knospendes Mädchen! Entschlossene Römerin, Freude!
Herrlicher Sieg ist erkämpft! Geht ihr entgegen dem Heer?"
Einer spricht's und der Andere lauscht, zu dem Bruder gewendet.
Jetzt in das bleichende Licht springen die Rosse empor.
Einer der Jünglinge schwindet im Abend, es schwindet der andre,
Denn wie ein liebendes Paar lassen die Brüder sich nicht.
Ueber der römischen Feste gewaltigem dunkelndem Umriß
Hebt sich in dämmernder Nacht seliges Doppelgestirn.

Die Handlung ist so gewaltsam zusammengeschoben, daß darunter die Deutlichkeit des Vortrages für einen unbefangenen Leser gelitten hat. Die Sätze sind, besonders um im Anfang die Aufregung der Massen wiederzugeben, aller Hilfsverben beraubt. Ein Ausruf reiht sich an den anderen; erregte Gruppen sind gebildet, deren Zusammensetzung nicht schnell genug geschildert werden konnte, und die dann selbst zu Worte kommen. Auf die Fragen und Wünsche des ersten Teiles folgen in einem zweiten in ähnlicher Weise Antwort und Erhörung: Die wiederum abgebrochenen Sätze, der Ausruf „Horch" machen auf die Erscheinung der Boten aufmerksam, die sich aber auf höhere Weise als vorher einführen, wenn sie nicht mehr ihre göttlichen Stirnen, sondern ihre Waffen ins Wasser am Quell tauchen. Und nun stellt der Dichter die Heroen oben auf die Burg hin, wo

sie, den Sternen schon nahe, mit denen sie bald verschmelzen sollen, und doch den Menschen unten sichtbar, ihre frohe Botschaft verkünden können — sowie er etwa die Statuen der Beiden in Rom auf der Piazza del Quirinale gesehen hatte. Während im alten Gedicht nach der kurz angedeuteten Apotheose die Frauen noch einmal im Gebet danken, und durch diese feierliche kulturelle Handlung die Ballade einrahmen, wird im neuen Gedicht die Verklärung der Götter durch keine irdische Zugabe gestört. „Der Botenlauf" klingt in einem mächtigen Orgelpunkt aus: der geheimnisvolle Abschied der Dioskuren, die vom letzten Licht des Himmels aufgesogen werden, und dann gleich darauf ihre symbolische Wiederkunft, wenn sie als schützende Gestirne über der Stadt Rom leuchten, ist von grandioser Wirkung. Die Melodie der Sätze lebt sich hier umso voller aus, je sparsamer der Dichter zu Anfang war: Jetzt hat er Zeit und das letzte Dystichon ergießt sich in breitestem Strome. Eine solche Steigerung, ein solches maestoso zum Schluß bedurfte einer sorgsamen Vorbereitung, alle ähnlichen Noten vorher wurden gestrichen, und die zahlreichen Erwähnungen und Umschreibungen der beiden Castor und Pollux in dem alten Gedicht: „Du hilfreich Brüderpaar", „die Krieger", „wie Brüder", „der Bruder traut und ich", „der Genoß", „vom Bruder", „der andere Bruder", „Euch Brüdern beiden", „gelobte Dioskuren" — sind wohl oder übel beseitigt; denn man durfte nicht zu viel vorher von den beiden gewußt und gehört haben, wenn man von ihrer Enthüllung und Entrückung am Ende wirklich gewaltig überrascht werden sollte. Die Frauen rufen die Götter auch nur als „Mitkämpfer", nicht gleich als „Sterne" an, die den Schiffern helfen: eine Verrichtung, auf die es hier bei einer Landschlacht gar nicht ankam und wodurch außerdem die Pointe, die Verschmelzung der Götter in Sterne, überflüssigerweise vorweggenommen war. Aber auch die Worte des Einen der Jünglinge sind diesmal objektiver als früher: Er erzählt nicht von der Schlacht, wo er an der Seite des Bruders mitfocht, sondern berichtet nur den Erfolg, den Sieg. Den beiden war vom Dichter so viel wie möglich alles Menschliche genommen, damit ihre Göttlichkeit desto besser geoffenbart werden konnte. Der Ort, der früher gleich in der ersten Strophe bezeichnet wurde:

Die Burg mit ihren Säulen
Erglüht im Abendschein

wird jetzt erst am Schluß erwähnt, wo auch die Zeit inzwischen weiter vorgeschritten und die Nacht hereingebrochen ist, in deren Dunkelheit sich nun die Formen vergrößern, die zugleich auf ein ewiges Rom deuten, das sich hier unter dem Schutz der Götter zu glücklicher Zukunft entwickeln soll.

Ein Paar leichte Änderungen zeigte das Gedicht in der vierten Auflage (C⁴ 229), wo die Teile der zweiten Zeile noch enger miteinander verknüpft wurden: „Murmeln und schallender Ruf knieender Mädchen und Frauen", und wo es weiter unten statt der „reisigen" fortan „zwei befreundete Reiter" hieß. Das Fremdwort „Dioskuren" dagegen kehrt erst in einem ganz anderen Gedichte, in den „Schutzgeistern" wieder, wenn der Dichter diesmal über seiner eigenen Heimat wie „zwei treue Sterne" Goethe und Schiller wachen sieht:

Leben wird mein Volk und dauern
Zwischen seinen Felsenmauern,
Wenn die Dioskuren gerne
Segnend ihm zu Häupten stehn.

Miscellen.

Zu der Entstehung der Redensart: „Keinen Knopf!"

Das „deutsche Wörterbuch" der Gebrüder Grimm giebt (in Band 5, 1873, S. 1478) dem Worte Knopf unter anderem im Sprachbereiche von Schwaben und Tirol die volksmäßige Bedeutung von Geld, z. B. „keinen Knopf Geld haben"; „er hat Knöpfe" = er hat Geld; und glaubt dieselbe darauf zurückführen zu sollen, daß manche Metallknöpfe Münzen ähnlich sehen und dafür angebracht werden. Wir glauben aber, daß der Grund der Redensart: „Kein'n Knopf!" = keinen Pfennig, keinen Liar, rein gar nichts u. s. w. tiefer liegt: In den katholischen Gegenden Schwabens und Tirols finden von alten Zeiten her noch heute bei den Leichengottesdiensten, während des Offertoriums und bei der Kommunion, Opfergänge statt, wobei es — wie Geistliche und Meßner reichlich bezeugen können — nicht selten vorkam und noch heute vorkommt, daß von den Opfergängern in das Opferbecken, beziehungsweise in den Opferteller Hosen- oder Wammsknöpfe (welche ja beim Auffallen auch kläppern) statt Kupfermünzen eingeworfen und in denselben beim Entleeren vorgefunden werden. Es mag nun hier dahingestellt bleiben, ob dies aus Geiz des Landmannes oder vielleicht aus Ungeschick, einem Mißgriff u. dgl. geschieht, wenn der Opfergänger, von dem Akt des Opferns überrascht und nicht darauf vorbereitet, sich hiefür nicht vorgesehen hat, rasch zur Tasche fährt und hier, wo man ja erfahrungsgemäß auch weggebrochene Kleiderknöpfe aufbewahrt, statt einer Kupfermünze einen solchen Knopf erwischt. Es genügt an der berichteten Thatsache, welche übrigens — nebenbei bemerkt — nicht bloß von bei Opfergängen aufgestellten Opferbecken, sondern auch von in Kirchen und Kapellen ständig befindlichen Opferbüchsen gemeldet wird. Es wird der Fund solcher Knöpfe in den Opferbüchsen als etwas schier ganz Wertloses, Despektierliches angesehen; und wenn hie und da gar nichts darin vorgefunden wurde, so hieß es: „Nicht einmal ein — Knopf! Kein'n Knopf!", welcher Ausdruck zur Bezeichnung des reinen Nichts dann mit der Zeit auch auf andere Verhältnisse übertragen wurde. Es ließe sich auch noch daran denken, daß die Redensart etwa auf die alten „Knopfstücke" (hin und wieder auch Kopfstücke genannt), das heißt auf die alten Sechsbätzner süddeutscher Währung und guten Angedenkens (= 24 kr.), beziehungsweise auf die

alten österreichischen Silberzwanziger zurückzuführen wäre, welche die Bauern in Bayern, Schwaben und Tirol noch bis in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts als Knöpfe an Röcken, Wämmsern und Westen trugen. Doch ist der ersten Deutung, soferne dieselbe der Pointe von: „rein gar nichts" richtigen Ausdruck verleiht, der Vorzug zu geben vor der ebengenannten, welche eher das Gegenteil („etwas Rechtes") besagen möchte.

Ravensburg. P. Beck.

Zu dem Ausdruck: „Schwören" in Grimms deutschem Wörterbuch

(Band IX, 15. Lieferung, S. 2734—2746).

Dasselbe führt wohl zum Wort: „Schwören" unter 5) besondere Wendungen mit Präpositionen an, z. B. an die heligen schwören, eigentlich die Reliquien der Heiligen berühren; dann aus der Stadt, dem Lande schwören d. h. sich eidlich verpflichten, Stadt oder Land zu verlassen u. s. w.; weiter über die hl. Evangelien schwören (ower de heligen sweren). Hier vermißt man aber nun sehr den im 15. und 16. Jahrhundert öfters vorkommenden Ausdruck: „Ueber (auch an's) Meer schwören, welcher sich vornehmlich auf das hl. Land, Jerusalem bezog und im Ganzen so viel wie geloben (als Teil der Sühne, bzw. Buße), eine Meerfahrt, Wallfahrt in's hl. Land für die Seele des Getödteten zu machen, bedeutete (zu vgl. den Artikel „Meer (über Meer)" im deutschen Wörterbuch). In ähnlicher Weise kommt um die gleiche Zeit der Ausdruck: „Ueber (an) den Rhein, die Donau schwören" vor; ersterer bedeutet eine in jener Zeit vielfach als Buße für Todtschlag auferlegte Wallfahrt nach Aachen (Auch), welche zu damaliger Zeit als eine der ersten der Christenheit galt; letzteren möchte man vielleicht auf eine Bußfahrt nach Regensburg zur „schönen Maria" oder etwa nach Inchenhofen zu St. Leonhard beziehen (zu vgl. „Schwäbische Wallfahrten" von Beck in „Diöcesan-Archiv von Schwaben", XVI, 1898, S. 152). Ebenso fehlt der moderne militärische und auch studentische Ausdruck: „Auf die Klinge (Säbel beim Militär, „Speer" bei den Studenten) schwören." Schon im frühen Altertum schwuren nach Jakob Grimms Deutschen Rechtsaltertümern (2. Ausgabe, S. 896 ff.) bei Besprechung des Eides und der Form seiner Ableistung die „freien Männer auf ihr Schwert"; in einigen Gegenden dauerte der Gebrauch noch unter den Christen fort.

Ravensburg. P. Beck.

Bemerkungen zu Mathesius' Leichen- und Hochzeitspredigten.[1])

Leichenpredigten.

154, 32. Die Geschichte vom Juden in Rom, die sich auch in der 4. Predigt der Lutherhistorien findet, ist in damaliger Zeit häufiger verwendet worden. Sie geht auf die zweite Novelle von Boccaccios Decamerone zurück.

30, 1. mit dem mantel zudecket] Es ist einfach an die (biblische) Redensart „mit dem Mantel der Liebe zudecken" zu denken.

31, 27. die Mißetheter unter der Haußschwelle lest wegkschleppen] wohl ein Volksbrauch.

57, 18. Chur kinder] Synonym von „erwelete Kinder".

156, 4. Auf die Geschichte von Johannes und dem verderbten Jüngling (vgl. Herders Parabel) wird bereis 127, 20 angespielt.

[1]) Vgl. jetzt auch: Loesche, Mathesiana in der Zeitschrift für Deutsche Wortforschung 1, 234 ff.

Hochzeitspredigten.

321, 28. Gott wehre dem Türken, der vns den Simcher der alten Teutschen vnnd schirmer edlen trunck verwüstet hat.] Schon aus dem Vorhergehenden erhellt, daß ein Ungarwein gemeint sein muß. Simcher und Schirmer ist eine und dieselbe Sorte. Den Beweis liefert Aventins bairische Chronik Buch 1, cap. 148 (Ausgabe der kgl. bairischen Akademie S. 330, 8 ff.): Dieser [der Walhen] war domals künig (sc. zur Zeit des Königs Philipp v. Macedonien) obgenanter Schirm, der paut ein stat oberhalb kriechischen Weyssenburg, hies nach im Schirmburg, ist im latein und kriechischen Sirmium, iezo teutsch Synching in Ungarn, da gut ungarisch wein wachsen [vgl. Aventin a. a. O. 344, 7 Schirmburg (iezo Sinich), 407, 8 Schirmburg (iezo Sinching)].

322, 7. Kötschberger] Die Deutung von Kötzschenbroda ist richtig. Im Volksmunde heißt nämlich Kötzschenbroda Kötzschber. Kötschberger aus Kötschberer des Wohllauts wegen.

54, 24. Ich gestatte mir auch meine Ansicht über das Wort „Claretlein" für ein leichtfertiges Mädchen auszusprechen. Vielleicht ist es doch weiter nichts als Verkleinerungsform der Weinsorte Claret. Claret bezeichnet ursprünglich einen mit Honig, Zucker u. s. w. versetzten Wein, heißt dann Claretlein ein süßliches, immer schönthuendes Mädchen? Eine ähnliche Übertragung findet sich meines Erachtens bei Opitz in den von Drechsler, Wencel Scherffer und die Sprache der Schlesier, Breslau 1895, S. 147 angeführten Versen über genußsüchtige Weiber:

Der Kopff ist Schmuckes voll, die Stirne glänzt herfür,
Der Wein ist reiff vnd feil, der Krantz hengt vor der Thür.

Dresden. Karl Reuschel.

Zur Datierung des Disputationsplanes im Faust.

Im Faustparalipomenon 11 folgt auf die Skizze der Disputation eine Anzahl schwer lesbarer Wörter.[1])

„Ich erkläre (?) mich in (?) dieser
so Sache durch (?) ein Beyspiel (?)
Genuß
Resignation Gewohnheit
Streben."

Der Passus stellte bisher eine harte Nuß dar, an der sich ein Jeder die Zähne ausbeißen mußte, der es unternahm, den Disputationsplan aufzubauen. Ich kann nun zeigen, daß die Worte überhaupt nicht zu dem Faustparalipomenon gehören. Sie sind von Goethe auf das gerade vor ihm liegende Papier geworfen, um seine Gedanken über einen ganz anderen Gegenstand vorläufig zu fixieren, und zwar handelte es sich um eine Preisfrage.

Ein Graf Zenobio wendete sich zu Anfang 1801 an Goethe mit dem Vorschlag einer Preisaufgabe über die Gesetze, nach denen die menschliche Kultur sich entwickelt. Zu diesem Zwecke übergab er Goethe die Summe von 50 Karolin und überließ ihm die Formulierung und Ausschreibung der Aufgabe. In den Briefen an Schiller vom 7. März, 18. März, 25. März, 3. oder 4. April, an

[1]) Die hier gegebene, von der Weimarer Ausgabe abweichende Lesung stammt von Schüddekopf, der auf meine Bitte unter Berücksichtigung der zugehörigen Briefstelle die sehr verwischten Schriftzüge noch einmal untersucht hat. Die entscheidenden Formeln „Genuß Resignation Gewohnheit Streben" sind aber ganz deutlich.

einige philosophische Freunde vom 1. Mai, ferner in der Tagebuchnotiz vom 29. April ist davon weiter die Rede. Die Schwierigkeit einer bestimmten Formulierung der Aufgabe und die geringe Aussicht, so weitausschauende Fragen auf diese Weise der Lösung näher zu bringen, bewogen Goethe schließlich, die Sache ruhen zu lassen. Er berichtet darüber in den Tag- und Jahresheften 1804 (Werke 35, 186 ff.).

Nun schreibt Goethe in Erörterung dieser Angelegenheit an Schiller am 25. März 1801: „Beim Nachdenken über's Beharrende im Menschen, worauf sich die Phänomene der Kultur beziehen ließen, habe ich bis jetzt nur vier Grundzustände gefunden:

des Genießens
des Strebens
der Resignation
der Gewohnheit."

Ebenso in dem Briefe an die philosophischen Freunde, die er zur Äußerung über die Formulierung der Preisfrage auffordert (1. Mai 1801): „In wie fern ich eine dergleichen Auflösung für möglich halte gebe ich ein Beyspiel, das nur dazu dienen soll um den Freunden, deren Rath ich mir in dieser Sache erbitte, im Kurzen verständlicher zu seyn. Man nehme die beyden Enden menschlicher Thätigkeit Genuß und Streben, mit den dazwischen liegenden Zuständen Gewohnheit und Resignation, als empirische Data für einmal an" u. s. w.

Zu dieser letzteren Briefstelle gehört unser Passus als ein erster Entwurf. Das Heftchen mit der Disputationsskizze, auf dessen letzte Seite der Passus hingeworfen ist, lag also am 1. Mai 1801 auf Goethes Arbeitstisch. Das stimmt gut mit der Annahme Pniowers (Goethes Faust S. 84), der auf Grund des bekannten Briefes an Schiller, in dem zugleich die Disputation und die bononischen Leuchtsteine erwähnt werden, die Skizze in den Anfang April 1801 setzt.

Charlottenburg. Max Morris.

Nachtrag zu Seite 259.

Ich hatte in meinen Veröffentlichungen über den Briefwechsel zwischen Schiller und Huber die Vermutung ausgesprochen, daß die Originalbriefe Schillers an Huber durch Therese an die Cottasche Buchhandlung gekommen seien. Diese Vermutung hat sich als richtig herausgestellt. — Am 13. Februar 1828, zu einer Zeit also, als Therese mit ihrem früheren Freunde, dem Buchhändler J. F. Cotta sehr gespannt war, erbat sie in sehr förmlichem Tone die Rücksendung der im April 1825 ihm übergebenen Briefe, und zwar 14 von Sparmann, 2 von Thunberger und 6 von Camper an Forster; ferner die Briefe von Schiller an Huber, „die ich vor mehreren Jahren, in der Meinung, Sie würden Schillers Briefwechsel herausgeben, in Ihre Hände gab." —

Therese ist allerdings erst fünf Vierteljahr später gestorben; in den wenigen Briefen, die seit den angeführten von ihr an Cotta geschrieben wurden, kam sie auf die Sache nicht zurück, Cottasche Briefe, in denen er der Schillerschen Episteln erwähnt, sind mir nicht bekannt, es scheint also, daß Cotta die ihm zunächst leihweise übergebenen Briefe behalten hat.

Die mitgeteilte Briefstelle ist aber auch in anderem Sinne interessant. Sie deutet einen sonst nicht bezeugten Plan Cottas an, Schillers Briefe zu veröffentlichen. Dieser könnte damit zusammenhängen, daß grade in jener Zeit durch Goethe seine Korrespondenz mit Schiller im Cottaschen Verlage ediert wurde.

11. August 1900. Ludwig Geiger.

Recensionen und Referate.

Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. von Laubmann und L. von Scheffler. Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. 1. Band 1896. 2. Band 1900. 32 M.

I.

Wenn der Veröffentlichung von „Platens Tagebuch“ im Jahre 1860 eine große Enttäuschung der Forscher wie der Verehrer des Dichters folgte, so konnte diese Enttäuschung, die sich mit Unrecht meist gegen den toten Autobiographen wendete, keine bessere Rechtfertigung erfahren, als durch die Herausgabe der unverkürzten Tagebücher, wie sie uns jetzt abgeschlossen vorliegt. Es stellt sich heraus, daß kaum jemals ein Werk durch die Hand des wohlmeinenden Bearbeiters grausamer verstümmelt worden ist als damals dies Vermächtnis eines rücksichtslos offenen und wahrhaftigen Dichters durch die allzu ängstliche Fürsorge eines theologischen und eines medizinischen Freundes. Alle Ausbrüche des überquellenden Gefühls, die uns den Menschen erkennen lassen in seinem inneren Erleben, seinen Schwächen und Leiden, wie seinem Hoffen und Streben, sind gestrichen. Nur das Thatsachenmaterial und die überreichen Lesefrüchte sind geblieben, dabei aber überarbeitet und in eine Form gebracht, die oft alles Charakteristische eingebüßt hat. Nüchtern und trocken mutet uns das Tagebuch in der Fassung des Kirchenrats Engelhardt an, während das Original doch durchflutet ist von einem übermächtigen Strome des Gefühls. Und so kommt es, daß gerade der Zweck der Publikation von 1860, nur das zu geben, was für das Werden des Dichters in Platen bedeutsam ist, völlig verfehlt wurde. Denn unlösbar ist die Entwicklung gerade dieses Dichters tief innerlich mit der Geschichte seines Seelenlebens verflochten, und indem uns diese vorenthalten blieb, konnte auch jene nicht verständ-

licher werden. Nur die Scheu, die Bekenntnisse Platens über das tragische Verhängnis seines Lebens aufs neue von Unverstand und Übelwollen zur Bestätigung von Heines widerlichen Angriffen mißbraucht zu sehen, eine Scheu, die ja in erster Linie auch Platens Mutter und Schelling gehegt hatten, kann die Redaktion Engelhardts und ihre Herausgabe durch Karl Pfeufer erklären. Hatten doch beide die Bedeutung der freien Ergüsse des Tagebuches wohl erkannt, wie am klarsten Pfeufers feinsinniges Vorwort beweist. Hier findet sich die treffliche Charakteristik von Platens Verhältnis zu seinen Diarien: „Wer Jahre lang ein Tagebuch, nicht etwa blos der äußeren Begebenheiten, sondern des eigenen Herzens führt, wer jede Kränkung, jeden Schmerz, jede Täuschung, jeden wirklichen oder eingebildeten Fehler mit der gewissenhaften Treue eines Chronisten einregistriert: der zeigt eben hiedurch, daß ihm der heitere, unbefangene Genuß des Daseins versagt ist. In diesem Sinne tröstet die Wahrnehmung, daß mit der zunehmenden Reife des Dichters die Aufzeichnungen immer sparsamer werden, und in den späteren Abschnitten nur selten von dem Äußeren, Thatsächlichen ab in jene unseligen inneren Vertiefungen zurückkehren."

Den Bericht jener „unseligen inneren Vertiefungen" aber wagte Pfeufer so wenig wie Engelhardt zu veröffentlichen.[1] Und doch hatte Platen an Leser seiner Tagebücher gedacht und ihrer Publikation nach seinem Tode kein hinderndes Verbot in den Weg gestellt. „Es kenne mich die Welt, auf daß sie mir verzeihe" — dies stolz-demütige Wort des Dichters giebt die beste Rechtfertigung der neuen Ausgabe der sämtlichen achtzehn handschriftlichen Bände oder 33 „Bücher" des „Memorandum meines Lebens", wie Platen sein Tagebuch betitelt. Wir verdanken sie der Initiative des Vorstandes der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, Geheimrat Dr. von Laubmann. Nachdem Jahrzehnte lang die Tagebücher aus Besorgnis vor Misdeutung unter sorglichem Verschluß gehalten worden waren, erschien es ihm als Pflicht, einen so wertvollen Schatz des ihm unterstellten Instituts der Wissenschaft zugänglich zu machen, zumal eine gerechte Würdigung von Platens unglücklichem, aber wahrhaft vornehmen Charakter

[1] Wie weit sie in dieser Scheu gingen, mag ein charakteristisches Beispiel zeigen. Am 24. Oktober 1816 schreibt Platen in sein Tagebuch (1, 671): „Wenn ich hier meine liebsten und kühnsten Wünsche niederlegen darf, so nenne ich sie: einstigen Dichterruhm, eine diplomatische Laufbahn und B.s [Brandensteins] Bekanntschaft." Diesen letzten, in jenem Augenblick für Platen beinahe wichtigsten Wunsch ließ Engelhardt ganz weg und druckte (S. 137): „einstigen Dichterruhm und eine diplomatische Laufbahn." Diese verfälschte Fassung lag Redlich vor und ging daher auch in dessen biographische Skizze Platens über (Werke 3, 335), die denn leider auch wie an dieser Stelle so durchweg durch die Verkennung oder Verheimlichung des erotischen Freundschaftsmartyriums Platens der tieferen psychologischen Grundlage entbehrt — ein Umstand, den man bei ihrer Sorgfalt und kritischen Feinheit in anderer Hinsicht mit doppeltem Bedauern empfindet.

erst bei uneingeschränkter Offenheit und Aufrichtigkeit möglich werden konnte. Dieser Intention stellte sich eine unermüdliche Arbeitskraft in Dr. L. von Scheffler zur Verfügung, der in jahrelangem Bemühen allen geistigen und geographischen Wegen Platens so weit irgend möglich nachgehend dem sorgfältig gedruckten Texte einen Kommentar beigab, dessen biographische und bibliographische Nachweise außerordentlich ergiebig und reich, im ersten Bande gelegentlich fast allzu gewissenhaft genannt werden müssen, während die übrig gebliebenen Lücken gewiß kein billiger Beurteiler wird tadeln wollen.[1]) Bedauerlich ist nur, daß das Register, um die Ausgabe nicht noch länger zu verzögern, nicht auch nach der biographischen und namentlich litterarischen Seite mit derselben eingehenden Specificierung bearbeitet werden konnte wie nach der geographisch-topographischen. Hier wird sich vielleicht das Bedürfnis einer Ergänzung herausstellen. Trefflich aber sind die einführenden Bemerkungen, die Scheffler den beiden Bänden vorangestellt hat, und die für die Würdigung des Gebotenen die richtigen Gesichtspunkte aufstellen.

Die Bedeutung der umfangreichen Publikation wird verschieden beurteilt werden je nach den Anforderungen, die man glaubt, an ein solches Werk stellen zu sollen. Wer in erster Linie eine Fülle interessanter äußerer Begebenheiten, eine geistvolle Beleuchtung des litterarischen Lebens im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, ein Schatzkästlein von Kunsturteilen und Besprechungen aus der ganzen Weltlitteratur erwartet, der wird vielleicht seinen Ertrag aus diesen zweitausend Seiten nicht ganz befriedigend finden. Wohl ist nach jeder dieser Richtungen gar vieles geboten, und nicht bloß der Litterar-, auch der Kulturhistoriker kann hier reichen Gewinn ziehen; aber die durchgehende persönliche Betrachtungsweise mit ihrer starken seelischen Befangenheit nimmt diesen Berichten und Urteilen die erfreulichen frischen Farben und läßt die Einzelheiten zurücktreten hinter der übermächtigen grauen Stimmung, die in dem ganzen Lebensbilde vorherrscht. Die unendlich vielen, reichen Ausblicke, die gerade Platen mit seiner universalen Bildung bieten konnte, sind daher oft verschleiert, unbe-

---

[1]) Kleine Nachträge und Berichtigungen werden sich bei einem so umfangreichen Werke im Laufe der Zeit immer ergeben, ohne das Verdienst der gewaltigen grundlegenden Arbeit zu verringern. So verschafft vielleicht ein Zufall mehr Licht über die Persönlichkeit des Malers W. Ysfel, über den sich nichts eruieren ließ; nach Briefen an Platen ist er später Hofrat geworden. Die 1, 435 genannte Besprechung von Müllners „Schuld“ [43] steht im „Münchener Theater-Journal“, herausgegeben von Hofschauspieler Carl, III. Jahrgang 1816, 1. Heft, S. 48—59. Der 1, 520 erwähnte Bericht über das Fest des 5. Chevauxleger-Regiments [47] findet sich in der „Augsburgischen Ordinari-Postzeitung“ vom 10. Mai 1816. In der Übersicht von Platens Dichtungen und Schriften fehlt unter den Epen und epischen Gedichten das „Todtenschiff“ 2, 435, dessen Anfang übrigens nicht in Nr. 24, sondern Nr. 25 der Münchener Plateniana erhalten ist; ebenso vermißt man den „Amadis“ 2, 621.

stimmt und geeignet, den lebhaften Wunsch nach größerer Frische und Ausführlichkeit wachzurufen, um so mehr, als manche Charakteristiken (z. B. von Döllinger oder Liebig) ungemein scharfe und treffende Umrisse geben. Aber nicht um die Ausblicke handelt es sich für Platen bei seinen Niederschriften, sondern um den Einblick in sich selbst, und wer diesen Standpunkt als berechtigt anerkennt — und wer könnte ihn bestreiten? — der muß diese „Tagebücher" den merkwürdigsten Erscheinungen der Weltlitteratur beizählen. Sie gehören in die Fortsetzung jener Reihe von Selbstbekenntnissen, die von Augustins Confessiones über Rousseau und Alfieri zu Goethes „Wahrheit und Dichtung" führen; an Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit aber sind sie durch den von aller Frechheit weit entfernten Ernst des Verfassers wie die Unmittelbarkeit der täglichen Aussprache ein Gipfel, über den auch in Zukunft nicht wird hinausgegangen werden können. „Nur durch diesen letzten Grad von Aufrichtigkeit kann eine Selbstbiographie interessant werden," meint Platen (1, 756). „Wollte Gott, es hätten uns alle großen Männer statt einer ‚Wahrheit und Dichtung' eine Beichte hinterlassen wie Rousseau." Wie Goethes künstlerisch harmonische, dabei im höchsten Sinne historische Ausgestaltung des eigenen Lebensbildes, so würde Platen auch jede andere Art von Memoiren abgelehnt haben, die nicht den letzten Schleier von der Seele des Schreibenden hinwegzögen. Und diesem Standpunkte, den er schon in früher Jugend einnahm, blieb er bis ans Ende treu, ja gerade hierin erblickte er das litterarische Verdienst seiner Aufzeichnungen. „Wenn je etwas Ersprießliches aus meiner Feder floß oder fließen wird," urteilt er in seinem zwanzigsten Lebensjahre (1, 537), „so sind's diese Diarien, die immer einen gewissen Wert behalten, wenn sie auch von dem unbedeutendsten Menschen handeln, da sie aufrichtig sind und seine allmähliche Entwickelung deutlich entfalten. Vielleicht ist keines Menschen Leben ganz uninteressant, wenn er es selbst beschreibt. Ein Leben voll Thorheiten, wie das meine, ist überdies lehrreicher, als jedes andere. Es ist eine beständige Warnung vor Selbstbetrug und Betrug an anderen. Es zeigt, wie lange oft eine auf gar nichts Reelles sich gründende Neigung der Vernunft zu trotzen vermag, und in welche Abgründe sie führt. Es zeigt aber auch, daß nach und nach alles überwunden werden könne."

Diese letzten Sätze weisen auf den großen inneren Kampf hin, den Platen in diesen Blättern vor unseren Augen vom Erwachen des vollen Selbstbewußtseins an bis ans Ende durchficht. Er hat „alles überwunden" und den Adel seines Charakters siegreich behauptet. Daß dies aber nur in einem immerwährenden, aufreibenden Ringen mit einer unausrottbaren verhängnisvollen Naturanlage, nur durch den Verzicht auf unbefangenes Lebensglück, nur unter Verlust der höchsten künstlerischen Productivität möglich war, das ist ein wahrhaft tragisches Schicksal, das stempelt ihn zum wahrhaft tragischen Helden, dessen Charakter bei aller Besonderheit

und manchmal fast abstoßenden Sonderbarkeit doch menschlicher Größe nicht entbehrt. Der psychologische Wert der Tagebücher ist es in erster Linie, der sie zu einem unschätzbaren document humain macht; von hier aus ziehen wir den bedeutsamsten historischen und ästhetischen Gewinn. Der psychologisch-biographische Gesichtspunkt soll daher auch dem folgenden Referate die Richtung geben.

An äußeren Begebenheiten hat Platen wenig Interesse; nur was sie für ihn bedeuten, wie sie auf ihn einwirken, das giebt ihnen Gewicht und kann daher auch manchmal den kleinsten Vorkommnissen zu eingehendster Besprechung verhelfen. Große neue Thatsachen seines äußeren Lebens lernen wir also aus den Tagebüchern nicht kennen; dagegen erklärt sich uns sein Charakter bis in seine geheimsten Winkel und läßt nun auch den tiefen Grund seiner Absonderlichkeiten erkennen, die bisher meist nur dazu dienen mußten, sein Bild gehässig zu entstellen.

Seinen eigentlichen Diarien, deren unverkürztes Original erst mit dem Eintritte beim Militär beginnt, hat Platen eine kurze Erzählung seiner Kindheit und eine zusammendrängende Bearbeitung seiner ältesten Tagebücher vorangestellt, so daß uns kein Teilchen seines Entwicklungsganges vorenthalten wird. Und in der That darf die grundlegende Bedeutung der frühesten Zeit von 1796 bis 1806 nicht verkannt werden; der überwiegend weibliche Einfluß in den Ansbacher Knabenjahren, denen die feinsinnige und liebevolle Mutter ein glückliches Gepräge zu geben vermochte, mußte das Kind wohl weicher und empfindlicher in seinem Gemütsleben erhalten, als ihm dann in der rauhen Luft des Kadettenhauses, fern von jeglicher weiblichen Fürsorge, gut war. Hier gab es „weder Recht noch Unrecht, nur Gehorsam und Widersetzlichkeit“ (1, 16), und wie eine Befreiung mußte der Vierzehnjährige seine Aufnahme in die Pagerie mit ihren feineren Formen und weiteren Erziehungsaufgaben begrüßen. Auch der Glanz des Hofes, den er nun im täglichen Dienste kennen lernte, beschäftigte seine Phantasie und befriedigte seine Eitelkeit, ohne ihn aber zum Hofmanne machen zu können. Seine Verehrung für den gütigen König und den kunstliebenden, deutschgesinnten Kronprinzen vermochte nicht zu verhindern, daß schon frühe die demokratischen Anschauungen bei ihm Wurzel faßten, denen er im Grunde sein Lebtag gehuldigt hat. Auch nahm er gar bald hinter dem glänzenden Scheine des Hoflebens manches Kleinliche und Leere wahr, und so entwickelte sich eine ungesunde Frühreife, die schon zeitig die unbefangene Lebensfreudigkeit erstickte. Er fühlte sich in manchen Dingen schon hier im Gegensatze zu seiner Umgebung; viel schroffer mußte dieser Gegensatz werden, als Platen im März 1814, mehr dem Zuge der kriegerischen Zeit als klaren Erwägungen oder gar innerer Neigung folgend, in den Militärdienst eintrat.

Eine unglücklichere Berufswahl hätte Platen kaum treffen können. Der Dienst, der ihn nicht im mindesten ansprach, war ihm nur eine Last

und wurde von ihm in einer Weise versehen, die ihm unmöglich das Wohlwollen seiner Vorgesetzten erwerben konnte. Bei seinen Kameraden aber hatten ihm seine Absonderlichkeiten schon in der Pagenzeit den Beinamen „der Narr" eingetragen. Die stiefmütterlichen Gaben, womit die Natur seine äußere Erscheinung ausgestattet hatte, erschwerten es ihm, weltläufig aufzutreten. Aber auch wenn er versuchte, die schwere Kunst des Umgangs mit Menschen zu lernen, so scheiterte dies Bemühen immer wieder an seinem unüberwindlichen Widerwillen gegen Tanz und Spiel und die fade Oberflächlichkeit der Gesellschaft überhaupt. Mit seinem linkischen, wortkargen Benehmen spielte er, wie er selbst empfand, eine üble Rolle. Entschädigung dafür suchte er in leidenschaftlicher Hingabe an seine schöngeistigen Studien, eine ausgedehnte Lectüre und seine leichtflüssige Dichtung. Aber ohne eine führende Hand bei seinen Arbeiten, ohne verlässigen kritischen Beirat in seiner Poesie kam er auf beiden Gebieten aus dem Tasten und Schwanken nicht heraus. Er fühlte sich immer wieder unsicher, nie befriedigt, und so steigerte sich seine Reizbarkeit und Schwermut bis zu unleidlicher Höhe, machte aber zugleich auch den Verkehr mit ihm immer unerquicklicher. Trotzdem fehlte es ihm nicht an trefflichen Freunden, unter denen besonders Perglas (schon 1820 gestorben), Fritz Fugger, der nachmals Platens Geschäftsträger in Deutschland blieb, Xylander (später Bundestagsgesandter in Frankfurt), Schnizlein (gestorben als Generallieutenant und Gouverneur von Landau), Lüder (nachmals bayerischer Kriegsminister), Schlichtegroll (der spätere Reichsarchivrat) u. a. hervortreten. Zeitweise hatte er so Genossen seiner Studien, wie z. B. Schlichtegroll mit ihm Englisch trieb, und vor allem ein Publikum für seine Gedichte. Aber der Dienst wie die verschiedenen Interessengegensätze trennten allmählich diesen Kreis; durch die Verhältnisse und eigene Selbstquälerei fühlte sich Platen immer wieder vereinsamt und gemieden. „Ich werde von niemand geliebt. Das sicherste Mittel, geliebt zu werden, sagt Boccaz, ist zu lieben. Ich liebe; aber niemand hängt an mir. Viele meiner Bekannten wurden durch meine Bizarrerien von mir abgeschreckt. Ich könnte artig, zuvorkommend, einschmeichelnd gegen die Menschen sein und dadurch sehr bei ihnen gewinnen; so aber ist im Gegenteil ein Trieb in mir, jedem, der besonderen Anteil an mir zu nehmen scheint, durch eine Unfreundlichkeit wehe zu thun. Wen ich lieb haben soll, der darf mir nicht oft sagen, daß er mich liebe, sonst treibt mich der Geist des Widerspruchs, mich ihm auf einer unvorteilhaften Seite zu zeigen, und sollte es auch durch eine mir selbst schädliche Verstellung sein. Ich bestreite jedermanns Lieblingsideen, und sollten es meine eigenen sein." (1, 518 f.)

Einen Aufschwung aus dieser Bitterkeit und Schwermuth hoffte Platen, als er am 15. April 1815 gegen Frankreich ausmarschieren durfte. Aber ein neidisches Geschick versagte ihm all die erwarteten großen

Eindrücke und Thaten. Platens Truppenteil ist nie ins Feuer gekommen; in langen Märschen und etlichen mehr oder minder bequemen Standquartieren erschöpfte sich die Thätigkeit der bayerischen Reservearmee, und so konnte Platen auch im Kriege reichlich seinen unkriegerischen Neigungen nachgehen. „Als Soldat reisend," wie er es treffend nennt (1, 262), nimmt er jede Sehenswürdigkeit, jede Kirche, jedes Schloß in Augenschein, wenn er nur irgend Zeit dazu finden kann. Keine größere Stadt wird berührt, ohne daß die Buchhändler aufgesucht und ihre Bestände durchmustert würden. Auch die Natur wie die Eigenart der Bewohner sucht er sich in den verschiedenen Landstrichen klar zu machen. „Ich betrachte alles, ich beobachte die Menschen und ihre Werke, aber ich lebe nicht mehr mit ihnen" (1, 286), das ist seine Lebensweise in den Monaten vom April bis Dezember 1815.

„Ich lebe nicht mehr mit ihnen." Wieder spricht hier die unselige Einsamkeit eines Mannes zu uns, der unverstanden und bespöttelt am falschen Flecke steht. Die wenigen Kameraden, die durch geistige Interessen mit Platen verbunden, waren bei anderen Truppenteilen zerstreut und nur ein glücklicher Zufall brachte einmal eine gelegentliche Berührung. In seiner Umgebung fehlte ihm jede sympathische Erscheinung. Die allgemeine Sittenlosigkeit empörte ihn; der bayerische Particularismus, der ihm in den Offizierskreisen fast allenthalben entgegentrat, reizte sein kräftiges nationales Empfinden zum lebhaftesten Widerspruch. Seine Gedichte, die uns beweisen, daß er selbst unter diesen ungünstigen Umständen von der Größe der Zeit einen kräftigen Hauch verspürt hat, durften auf Anerkennung bei diesen Kameraden ebenso wenig rechnen wie seine eifrig betriebene französische, englische und italienische Lektüre. Und so ist es kein Wunder, daß Platen gar bald wieder der alten, inneren Unzufriedenheit anheim fällt: „Im übrigen langweile ich mich hier in Frankreich, da wir nichts mehr zu thun haben, und ich denke mit Sehnsucht an meine stillen und geliebten Studien zu München mit Perglas und an die guten Leute, die ich dort verließ. Es waren schöne Abende, es war eine gute Zeit. Was soll ich auch hier auf dem fremden Boden." (1, 259.)

Am 11. Dezember 1815 fühlt er sich glücklich und froh, wieder im alten lieben München einzutreffen. Aber keine drei Wochen weilt er hier, so bricht auch schon wieder die alte Melancholie hervor. Der tiefste Grund dafür freilich war sein unbefriedigtes Liebesbedürfnis, das schon in seinem siebzehnten Lebensjahr eine verhängnisvolle Gewalt gewonnen hatte und sein ganzes Phantasieleben beherrschte. Zunächst war es eine Sehnsucht ohne Gegenstand, ein Gefühl des Mangels, dem keiner seiner Kameraden, noch weniger aber ein Mädchen zu genügen geeignet war. Die idealen Forderungen des Jünglings richteten sich an junge Männer, die er gar, nicht persönlich kannte, auf deren einnehmende Züge er vielmehr bloß sein Ideal übertrug. So erging es ihm mit dem Grafen Mercy, so auch mit

dem Prinzen Öttingen-Wallerstein, dessen früher Heldentod ihn heiße Thränen kostete. Vergebens bemühte er sich dann, Offizier geworden, sich in eine junge Dame, die anmutige Euphrasie von Boissesson, zu verlieben; es gelingt ihm nicht und wiederholt taucht in seinem Tagebuche die Klage auf, daß kein Mädchen auf ihn einen tieferen Eindruck machen könne. Schon in seiner Pagenzeit berichtet er: „Ich gewöhnte mich, meine Hoffnungen und Träume der Liebe an Personen meines eigenen Geschlechts zu verschwenden und suchte in ihrer Freundschaft dasjenige Ziel zu erringen, das der Liebende in der Ehe sucht. Ich gewöhnte mich, die Frauen mehr zu verehren als zu lieben, die Männer mehr zu lieben als zu verehren. Ich bin schüchtern von Natur, aber am wenigsten bin ich's in ganz ungemischter Gesellschaft von Weibern, am meisten in ungemischter Männergesellschaft. Am meisten gefiel mir die Zartheit der Weiber, aber ich sah sie nicht als etwas Auswärtiges, sondern als etwas auch meinem Wesen Inwohnendes an." (1, 67.)

Wie die weibliche Zartheit ihm wesensverwandt erschien, so war es männliche Kraft und Schönheit, die ihn als seine notwendige Ergänzung unwiderstehlich anzog. Die äußere Schönheit ist bei allen seinen Phantasieleidenschaften der Ausgangspunkt. Sie fesselte auch den jungen Offizier an den stattlichen blonden Rittmeister von Brandenstein, dem viele seiner Gedichte aus den Jahren 1814 bis 1816, aber auch noch aus späterer Zeit gewidmet sind. Sein Bild verfolgt ihn Jahre lang Tag und Nacht, begleitet ihn ins Feld und erneut sich nach der Rückkehr mit neuen Farben; ihm dichtet er alle die Charaktereigenschaften an, die er bei seinem Freunde sucht und schwelgt in seiner Phantasie in Liebesglück und -schmerz. Seinem „Federigo" aber im Leben näher zu treten, fehlt ihm die Entschlossenheit und die Geschicklichkeit. Auf die romantischeste Weise sucht er sich seine Silhouette zu verschaffen, natürlich vergebens; aber sich dem Vergötterten vorstellen zu lassen, erscheint ihm unmöglich, und das Schicksal muß deshalb die grausamsten Anklagen über sich ergehen lassen. Diese ganze Phantasieliebe ist eine ermüdende Selbstquälerei, die er aber trotz ihrer Ergebnislosigkeit, ja Aussichtslosigkeit hartnäckig festhält, bis eine neue Leidenschaft sie ablöst. Indem er sich nun aber dieser zuwendet, fühlt er schon dunkel die drohende Gefahr: „O du gewaltiger Amor," ruft er aus (1, 469), „mit wie viel tausend und tausend Schlingen durchwebst Du die ganze Welt! Wen bannst Du nicht in Deinen Zauberring? Mich nicht. Zwitterhafte Gefühle nährst Du in meinem Busen, vor denen mancher schaudern würde; aber Gott weiß es, meine Neigung ist rein und gut."

Eine große Ernüchterung beendet diese Leidenschaft für Wilhelm von Hornstein. Lange hat Platen vergeblich versucht, ihm näher zu kommen; endlich fügt es der Zufall, daß sie zusammen auf Wache ziehen, und da muß er nun erfahren, daß dies Ideal seiner Phantasie sich keineswegs

über das verhaßte Durchschnittsniveau des Truppenoffiziers erhebt, ja in sittlichen wie ästhetischen Fragen dieselben rohen Scherze liebt wie die anderen alle. „Man muß keine seelenvollen Menschen unter dem Militärstande suchen“ (1, 487), klagt Platen; in mancher düsteren Stunde steigert sich aber seine Schwermut bis zur Sehnsucht nach einem frühen Tode: „Seh' ich doch, welch ein Leben ich führe, ein Leben, wovon eine strenge Hand die wenigen Blumen noch abstreift, womit die Phantasie es bekleidete. Lehre mich, Vater im Himmel, wo das Glück zu finden sei, lehre mich die wahre Weisheit des Lebens oder laß mich enden!“ (1, 484.)

In religiösen Gedanken sucht er seine Fassung wiederzugewinnen, wie er denn zu dieser Zeit dem Christentume innerlichst ergeben war. Aber dennoch gewinnt die düsterste Melancholie immer wieder die Oberhand, bis zu dem Gedanken an Selbstmord (1, 464 f.). Nie aber, selbst in der äußersten Niedergeschlagenheit, ermattet Platen in dem Bestreben, sich frei zu halten von gefährlichen oder gar unwürdigen Banden. In Frankreich hatte er das „unselige Geheimnis“ (1, 141) erfahren, daß auch bei der Liebe zwischen Männern das sinnliche Element Gewalt haben könne. Welch schweres Verhängnis damit über ihm waltete, kam ihm erst allmählich, aber immer klarer zum Bewußtsein. „Was mich am meisten zittern machen sollte, ist, daß meine Neigungen bei weitem mehr nach meinem eigenen Geschlechte gerichtet sind, als nach dem weiblichen. Kann ich ändern, was nicht mein Werk ist? . . . Ohne alle Sinnlichkeit kann keine Liebe sein. Aber niemals und auf keine Weise hat mir Federigo gemein-sinnliche Triebe erweckt. Aber wenn es bei anderen so weit mit mir kommen sollte! O, dann verschlinge mich eher der Abgrund. Ich würde verloren sein. Ich würde mich elend in mir selbst verzehren, ich würde nie zu meinem Zwecke gelangen und würde auch schaudern, ihn zu erreichen. Wie sehr schon eine edlere Liebe an den Rand des Verderbens und der Verzweiflung führen kann, weiß ich; aber wie fürchterlich eine sinnliche Glut den ganzen Menschen zerstören muß, das erfuhr ich nicht; aber ich habe davon eine grausame Ahnung. Es gibt so viel in der Welt, was mich wünschen macht, daß ich niemals geboren wäre.“ (1, 838 f.) Nicht bloß diese Stelle, die ganze Geschichte seines Seelenlebens ist ein Beweis, daß die oft beredete, von seinen Feinden gerne verlästerte, von seinen Verehrern gerne vertuschte pathologische sexuelle Veranlagung Platens Thatsache war. Aber nicht nur dies unabänderliche Verhängnis stellen die unverkürzten Tagebücher außer alle Frage; sie beweisen auch unwiderleglich, daß er in der Schicksalstragödie seines Lebens sich selbst verzehrend ethisch doch Sieger geblieben ist.

Wie der Feldzug von 1815, oder vielleicht in noch höherem Grade war für Platen bei diesem unseligen Zustande der fünfwöchige Urlaub, den er im Sommer 1816 zu seiner ersten Schweizer Reise verwenden konnte, eine Wohlthat. Herausgerissen aus seinen quälenden Träumereien

wie aus dem unersättlichen Studium seiner Mußestunden, konnte er jetzt einmal ganz dem Naturgenuß leben. In kräftiger Wanderung, teilweise durch angenehme Gesellschaft begünstigt, durchstreift er das Land, dessen Schönheit ihn entzückt, dessen republikanische Einrichtungen seinen demokratischen Sinn erquicken. Befriedigt schreibt er auf seiner Heimreise: „Nicht meiner körperlichen Gesundheit allein, auch meiner geistigen war diese Reise gewogen. Der freie Anblick der schönen großen Natur hat allmählich viele schiefe und übertriebene Ideen verdrängt und den reinen Geist immer mehr zur einfachen ruhigen Vernunft aufgeklärt."

Unter der günstigen Nachwirkung dieses erfrischenden Naturbades rang sich Platen, zurückgekehrt, auch in seinen äußeren Verhältnissen zu klarerer Anschauung und festerer Haltung durch. Wenn sein Leben, wie er es treffend bezeichnet (1, 679), ein immerwährender „Kampf der hellsehenden Vernunft wider die täuschende Empfindung" war, so war es doch eine fruchtbare Zeit, als sich aus der neuen dienstlichen und gesellschaftlichen Bedrängnis in München und beim Urlaub in Ansbach (Ende 1816) nicht bloß die Erkenntnis entwickelte, daß er nicht an seinem rechten Platze stehe (1, 672. 675 und öfter), sondern auch das Bestreben, ein festes, wahres Ziel zu gewinnen (1, 742). Von verzweifelnden Selbstmordgedanken, die energisch abgewiesen werden (1, 746. 750) wandert die Phantasie zu der Idee einer Auswanderung nach Amerika, um dort ein neues Leben zu beginnen (1, 719—730. 769. 842; 2, 3 f.). Freilich stehen dem ebenso wie dem freien unabhängigen Studium die beschränkten Geldmittel der Familie entgegen, die dem jungen Offizier den Verzicht auf seine kleine Gage unmöglich machten. So muß er sich zunächst damit begnügen, durch einen neuen Urlaub Zeit für seine autodidaktischen Studien zu gewinnen, in der Hoffnung, später sich ganz von den drückenden Verhältnissen in München zu befreien.

Die idyllischen vier Monate des Jahres 1817 in Schliersee gehören zu den glücklichsten Zeiten in Platens Leben. Hier konnte er sich in freier Natur nach Herzenslust ergehen und suchte, uneingestanden Goethe nachahmend, auch durch Beschäftigung mit Botanik in die Natur einzudringen. Hier lebte er nichts als seiner Gesundheit und seinen Studien. Dabei las er nicht so viel wie zu Hause (1, 842), suchte aber das Gelesene um so besser denkend zu verarbeiten. Homer war sein ständiger Begleiter, „der erquickende Trank der Alpenkräuter" sein stereotyp gepriesenes Labsal. Er hielt sich frei von Grillen, außer etwa der höchst unschädlichen, für seinen Privatgebrauch alle schönen Punkte der anmutigen Umgebung von Schliersee mit volltönenden romanischen Namen zu begaben, da er gerade das Spanische eifrig betrieb. Er beobachtet mit klarem Blick seine Umgebung und berichtet manchen kulturhistorisch interessanten Zug von den Pfarrherren der Umgegend. Auch gelegentlicher Besuch fehlte nicht ganz, und so kann denn auch sein vorheriger Entschluß, der Poesie ganz zu entsagen,

nicht Bestand haben und wie auf der Schweizer Reise entstehen einige schöne Gedichte.

Kaum aber rückt der Tag der Rückkehr heran, so kommt auch der alte Zwiespalt zum Ausbruch; bald sehnt er sich nach Menschen und Umgang, bald nach Einsamkeit in der Natur. Neue dienstliche Verdrießlichkeiten bringen ihn zu dem Entschluß, es mit der diplomatischen Laufbahn zu versuchen; er reicht ein Gesuch um einen mehrjährigen Urlaub ein, um die Universität zu besuchen, und nachdem es zuerst ganz aussichtslos erschienen, dann durch das Bekanntwerden seines „Siegs der Gläubigen" noch einmal gefährdet worden ist, wird es ihm endlich bewilligt. Am 18. Februar 1818 erhält er die Genehmigung des Königs und empfindet dankbar nicht nur eine Befreiung, sondern auch die Übernahme einer großen Pflicht: „Wie vielen Dank bin ich nicht der Vorsehung schuldig, die mich aus einer Lage gerissen hat, für die ich nicht taugte, und die anfing, mir immer schwerer und unleidlicher zu werden. Gleichwohl erwartet mich jetzt eine harte Arbeit. Nicht jene Gefühle dürfen mich beseelen, mit denen ich nach Schliersee abreiste, die Liebe der Ruhe, des Landlebens, der Musen, der mannigfaltigen Freuden der Natur .... Selten wie Gold und Perlen sind die sorgenfreien, heiteren Tage der Menschen. Ein angestrengtes und nicht lachendes Studium erwartet mich, von dessen Vollendung mein künftiger Beruf abhängt. Aber dies kommende Leben, wie sehr steht es über meinem jüngstvergangenen. Jene marternden Kleinigkeiten, jene tödtliche Langeweile, „des Dienstes immer gleichgestellte Uhr, die Waffenübung, das Kommandowort", all dies liegt hinter mir. Die Mühe, der ich entgegensehe, wird, wenn ich anders will, reichlich vergolten werden in der zu erringenden Bildung. Die Anstrengung, der ich mich unterwerfen muß, wird einst dem Staate zu gute kommen." (2, 27.)

II.

Die Gründe, die Platen die diplomatische Laufbahn wünschenswert erscheinen ließen, waren im wesentlichen dieselben, die ihn seinerzeit dem Militär zugeführt hatten: Die Hoffnung auf Reisen und viel freie Zeit, eine entsprechende gesellschaftliche Stellung und Muße zu eigenen Liebhabereien. Bedenken mußte ihm dagegen bald der Gedanke erwecken, daß er, der demokratisch und national gesinnte Deutsche, dazu dienen sollte, partikularistische und dynastische Interessen zu vertreten und so war eine innere Berufsfreudigkeit von vorne herein ausgeschlossen. War es doch eine sonderbare Ironie des Zufalls, daß er gerade zu der Zeit zum diplomatischen Dienste den Zugang eröffnet erhielt, als seine Komödie „Der Sieg der Gläubigen" mit ihrer bitteren Satire auf die neueste diplomatische Leistung seiner Regierung, das Konkordat, bis in die höchsten Kreise Aufsehen erregte, obwohl sie vorsichtigerweise nicht gedruckt wurde. Der Protestant, der zur Säcularfeier der Reformation zum ersten Male eine

Gabe seiner Muse drucken ließ, der bei innerlich religiöser Gesinnung bald immer mehr auch von der eigenen Kirche sich abwendete, um schließlich bei einer antiken Welt- und Lebensanschauung zu landen, hätte auch bei günstigeren äußeren Gaben, als sie Platen besaß, schwerlich je eine Rolle in der bayerischen Diplomatie spielen können. Zunächst aber genügte es ja vollkommen, daß die ausgesprochene Absicht ihm einige Jahre freien Studiums eröffnete, und er brachte dafür ein Maß sprachlicher und historischer Kenntnisse mit, das weit über das Gewöhnliche hinausging. Seine Lectüre hatte er immer über die Poesie auch auf geschichtliche und philosophische Bücher ausgedehnt; neue Sprachen zu lernen, betrieb er mit wahrer Leidenschaft. „Ich muß gestehen, daß mir durch Gewohnheit eine Grammatik so unterhaltend als ein Roman däucht, wenn sie nicht ganz ungenial geschrieben ist." (1, 862.) Er übersetzt italienische Stanzen in französische (2, 19), macht portugiesische, englische, italienische, französische Verse, übersetzt aus dem Lateinischen ins Englische und vergleicht Popes Homerübersetzung mit dem Original — kurz versteht nicht nur schon als Leutnant acht verschiedene alte und neue Sprachen, sondern weiß sie auch mit einer Sicherheit zu handhaben, die nur einem ganz ungewöhnlichen Sprachtalent erreichbar sein konnte.

Wie man sieht, geht hier öfters das Sprachstudium mit der Bethätigung des eigenen dichterischen Vermögens Hand in Hand. Bis in die Kindheit Platens reichen seine ersten poetischen Versuche zurück, von denen er in seinen Tagebüchern unter wechselnden Stimmungen berichtet. Früh regt sich seine satirische Ader, die ihm noch so böse Ungelegenheiten bereiten sollte, vor allem in einem Gedicht über einen seiner Lehrer am Kadettenkorps, Prof. Prändel. Dann entstehen im Felde — außer den lyrischen Ergüssen, die immer inneren Erlebnissen und nicht dem Wunsche des Versemachens entspringen — Episteln an die Freunde und Balladen nach englischem Vorbilde. „Die Grotten von Arcy" hält er zunächst für das Beste, was er geschrieben. (1, 322.) Aber er war sich selbst klar darüber: „Es ist nur zu gewiß, daß wir das, was kaum aus unserer Feder floß, allzu günstig beurteilen" (2, 10) — ein Fehler, in den er Zeit seines Lebens noch oft verfiel. Nach dem Kriege schreibt er in fünf Tagen ein Drama „Die Tochter Kadmus", wozu er die Form aus Müllners „Schuld" entnahm, die einen großen Eindruck auf ihn machte. Auch andere dramatische Pläne beschäftigen ihn, besonders „Konradin" und „Der Hochzeitgast", die sich in seinem dramatischen Nachlaß, der demnächst in August Sauers Litteraturdenkmalen herausgegeben wird, großentheils erhalten haben. Ein Epos „Die Harfe Mahomets" fesselt ihn lange Zeit, ohne zu Ende geführt zu werden. Die didaktische Neigung Platens, mit der satirischen enge verwandt, macht sich mehrfach, bei einem so jungen Menschen etwas altklug, bemerkbar. Auf all dies poetische Schaffen haben seine wechselnden Stimmungen den größten Einfluß. Bald findet er hier

Trost und Erhebung und Mut zu weiterem Leben und Schaffen; bald wird seine Melancholie und Mutlosigkeit übermächtig und läßt ihn ganz an seiner poetischen Begabung verzweifeln. Diese Mischung von Selbstgefühl und Selbstverachtung ist manchmal sehr unerfreulich, die ewige Selbstbespiegelung nicht ganz frei von gelegentlicher Eitelkeit. Aber trotzdem ist sein wiederholter Entschluß, „die schädliche Gewohnheit des Reimens, „dies Laster" (2, 108) zu lassen" (2, 57), doch ganz ernst, wenn er auch nicht ausgeführt wurde; denn er fühlte sich in solchen Momenten eben als Dilettant neben den wahrhaft großen Dichtern wie Goethe, Tasso u. s. w., und das war ihm unerträglich. Er will etwas wirklich Großes sein, und dieses bewußte Wollen tritt schon in seiner Jugend neben dem ursprünglichen dichterischen Triebe hervor. Er feilt und arbeitet unermüdlich an seinen Gedichten nach dem Grundsatze: „Sine labore nihil" (1, 765), und mit Recht konnte er sich später rühmen: „Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge." Willenskraft und Arbeit tritt zu der schöpferischen Phantasie hinzu; am schönsten freilich gelangen ihm damals doch Eingebungen glücklicher Stunden und freien Gemütes wie auf der Schweizer Reise oder in Schliersee, oder aber die Ergüsse der ungezügelten Leidenschaft. An letzteren sollte auch seine Würzburger Zeit reich sein, während größere Dichtungen hier nicht entstanden, außer einem — unvollendeten — Epos „Odoakar," das zum ersten Male den festen Plan einer Reise nach Italien bei ihm anregt. (2, 62.)

Zunächst freilich gab es andere, dringlichere Erfordernisse zu erledigen. Zu seinem unangenehmen Erstaunen wurde er von dem wohlwollenden und freundlich entgegenkommenden Prorektor, dem berühmten Physiologen Döllinger, darauf hingewiesen, daß zur Zulassung zu den Kollegien das Gymnasialabsolutorium erforderlich sei, dem er sich also nachträglich noch unterziehen mußte. Natürlich konnte es ihm keine Schwierigkeiten bereiten, immerhin aber verursachte es zunächst manche sonst wohl unnötige Arbeit und verzögerte seine Immatrikulation bis Ende August 1818. Seine Sehnsucht, einen Meister zu finden, „den ich bei jedem Anstoß um Rat fragen, dem ich meine Pläne und Arbeiten vorlegen könnte; und der mild, klar, väterlich darüber entschiede" (1, 751) wurde nicht gestillt. Den größten Einfluß gewann noch Joh. Jakob Wagner, dessen mathematische Philosophie ihn mächtig anzog, zumal seine mystische Zugrundelegung der Vierzahl mit einem Aberglauben Platens zusammentraf, der gewisse Zahlen, namentlich die 4, als besonders schicksalsvoll für sich ansah und darüber bei seiner phantastischen Erotik die seltsamsten Beobachtungen anstellte. Aber ein vertrautes persönliches Verhältnis konnte sich nicht entwickeln einem Manne gegenüber, dessen Geist so oft in Gewaltsamkeit und Willkür ausartete und wiederholt durch seine Schroffheit, z. B. im Urteil über Schiller (2, 145), Platens schärfsten Widerspruch herausforderte. Die Kollegien sollten überhaupt eine ziemlich geringe Be-

deutung für den ältlichen Studenten haben. Die philologischen langweilten ihn, der hier schon längst selbständig zu arbeiten gewohnt war, desgleichen die juridischen, mit denen er es pflichtgemäß der Diplomatie wegen, freilich mit geringem Eifer versuchte. Einzig die naturhistorischen sprachen ihn an, und gerne machte er die botanischen und mineralogischen Excursionen des Professors Rau mit. Seine Hauptthätigkeit aber entfaltete er, der gewohnheitsmäßige Autodidakt, zu Hause in der stillen Studierstube, ganz seinen sprachlichen und ästhetischen Liebhabereien hingegeben. Vielleicht zu keiner Zeit seines Lebens hat Platen so ganz der Lektüre gelebt, keine Partie seiner Tagebücher wird so sehr von kritischen Berichten über Bücher angefüllt. „Es scheint fast, ich lebe nur, um zu lesen, oder ich lebe nicht einmal, sondern ich lese nur," schreibt er selbst (2, 104). Dabei zieht er die verschiedensten Werke heran und weiß manchmal mit wenig Worten den Nagel auf den Kopf zu treffen. So urteilt er z. B. knapp und schlagend: „Das Lutrin (von Boileau) ist wenig Braten, aber eine gute Sauce." Freilich sind solch witzige Wendungen selten, Humor fehlt ihm, der fortgesetzt seiner Leiden sich qualvoll bewußt blieb, ganz. Sehr treffend charakterisiert er seinen „langsamen Ideengang" selbst, indem er sich darin mit Rousseau verwandt fühlt: „Ich gab nie eine pikante Antwort; aber es fehlte nie, daß mir eine solche einfiel, wenn es schon zu spät war. So kommt es, daß ich noch für viel weniger gehalten werde, als ich bin. Nur wenn von Gegenständen des Gefühls die Rede ist, fließen mir die Worte schneller und ausdrucksvoller."

Jede Ähnlichkeit, die er in Schicksalen oder Charakteren anderer großer Männer mit dem seinigen wahrnimmt, fesselt sein regstes Interesse. Voll Neid liest er den Briefwechsel Johannes von Müllers mit seinem Freunde Bonstetten, voll Anteil die Biographie Alfieris. Bei letzterem findet er „dieselbe Schüchternheit, dieselbe taciturna natura, wie er sie nennt, dieselbe Langsamkeit und ritrosità bei neuen Bekanntschaften. Derselbe Eigensinn und dieselbe Hartnäckigkeit leider auch. Er freute sich deshalb seines Adels, weil er seine Vorurteile desto eher verachten konnte, ohne für neidisch und gemein gehalten zu werden. So dachte ich immer über diesen Punkt, doch läßt sich noch hinzusetzen, daß man auch weniger nötig hat, sich vor adligen Namen zu beugen, ohne sie deswegen zu beleidigen, während ein Bürgerlicher bei demselben Verfahren viel schlechter bei ihnen wegkömmt". (2, 116 f.) Der Grafenstolz, der Platen so oft nachgesagt wurde, ist also nur eine freilich erklärliche Mythe. Aber wenn ihm auch alles, was den Hof anbelangt, wie das Königtum selbst, „eine widrige Idee" erregt 1, 818 f.), so ist ihm doch alles Demagogentum noch mehr verhaßt. Die Studentenverbindungen sind ihm trotz ihrer nationalen Tendenzen ein Greuel, und lieber gilt er als Sonderling, als daß er mit ihnen verkehren möchte. „Hieltest Du mich auch nur einigermaßen für fähig," fragt er seinen Freund Schnizlein, „halbe Tage und Nächte in

den dampfenden Kommersstuben Bier zu saufen und lüderliche Lieder zu singen? Das aber wird gefordert." (2, 98.) So bleibt also der einsame Obskurant aller studentischen Fröhlichkeit ebenso ferne wie der feineren Geselligkeit, in der er sich mehr und mehr auf fremdem Boden fühlt, und ironisch ruft er sich selber zu: „Das wird einen Diplomaten geben!" (2, 128.) „Kaum kann ich beschreiben, wie mich die Welt zuweilen angraut. Überall zurückstoßend zurückgestoßen, in meinen besten Hoffnungen getäuscht, jenes Umgangs beraubt, der mir allein Heiterkeit geben könnte, unbeachtet, einsam, geh' ich meinen Weg, der — nicht zum Glücke führt. Nirgends sehe ich mich wohl gelitten, denn alle Menschen wollen Weihrauch und ich verstehe Niemanden ins Gesicht zu loben. Ueberall stehen mir die Gespenster der Hofmanieren, der gesellschaftlichen Heuchelei, des kleinlichen Zeremoniells widerwärtig grinsend entgegen. All dies vergaß ich bei den Wissenschaften, im Umgange der Musen, meiner Freundinnen, und nun rächen sich neidisch die Grazien .... Aber ein Spruch Luthers, den ich heute las, hat mich aufgerichtet:

Schweig, leid, meid und ertrag,
Dein Not niemand klag,
An Gott nicht verzag,
Dein' Hilf' kommt alle Tag." (2, 102.)

Übrigens trug an der völligen Vereinsamung in Würzburg auch wieder der alte Eigensinn Schuld, „der mir seit meiner Jugend, obgleich damals oft bestraft, unzertrennlich anhängt, und der allem entgegenstrebt, was meinem Herzen angenehm ist, um sich gleichsam das Recht zu erkaufen, mißmutig zu klagen". (1, 770.) Schon wenige Wochen nach seiner Ankunft in Würzburg entzweite er sich in der albernsten Weise mit seinem einzigen dortigen Freunde, Max von Gruber, der ihm nur hilfreich und entgegenkommend begegnet war, und hielt gegen seine eigene bessere Überzeugung aus Trotz über Jahr und Tag das Zerwürfnis fest, das erst durch Döllingers Vermittlung beigelegt wurde. Der Umgang mit diesem, über den schon Johannes Friedrich das Wesentlichste in den „Forschungen zur bayrischen Kultur- und Litteraturgeschichte" (1. Band) und in seiner Döllingerbiographie berichtet hat, brachte ihm den einzigen Ersatz für den größeren Freundeskreis, den er in München verlassen. Mit ihm trieb er gemeinsame Lektüre in fremden Sprachen, lernte neu holländisch und dänisch und genoß so wenigstens die Förderung und Anregung eines scharfen, durchdringenden Geistes, der ihm etwas sein konnte, wie auch er ihm der einzig ebenbürtige Genosse war. Aber obwohl sich dieser Verkehr fast nur auf gemeinsame wissenschaftliche Interessen gründete, blieb er doch nicht ohne vorübergehende Trübungen, wie denn die Gegensätzlichkeit beider Charaktere in ihrer späteren Entwicklung klar genug in die Augen springt. Das Gemüt konnte sich dem zwar damals noch toleranten, aber medisanten Theologen gegenüber nicht erschließen; „ich konnte höchstens mit

ihm studieren, aber sein flaues, laues Wesen paßte wenig zu dem meinigen. Auch gewann er nie mein Vertrauen; von meinen Arbeiten zeigte ich ihm nichts." (2, 105.)

„Nicht Anteil meines Temperaments ist diese jetzt zur Gewohnheit gewordene Verschlossenheit und Kälte; ich bin lebhaft und offen, ich möchte fast sagen plauderhaft von Natur, aber das viele Leben unter Menschen, die mich nicht ansprachen, denen ich mein Herz nicht öffnen konnte, machte mich, wie ich bin. Liebe zur Einsamkeit hat tiefe Wurzel in mir gefaßt." (2, 56.) Im natürlichen Rückschlag aber zu dieser äußeren Vereinsamung regt sich in seinem Phantasieleben wieder mit doppelter Stärke seine verhängnisvolle Sehnsucht nach Freundschaft und gewinnt mit einer Heftigkeit Gewalt über ihn, die ihn einer Katastrophe entgegen führen mußte. Er fühlt und erkennt die Gefahr wohl, aber er vermag es nicht, ihr aus dem Wege zu gehen, nachdem er einmal den Studenten Eduard Schmidtlein[1]) gesehen. Er ist sich klar darüber, wie sehr seine Liebe in der Phantasie wurzelt, und wie er nicht seinen „Adrast" selbst, sondern nur jenes Ideal liebt, das er seit seinem Knabenalter unter so vielen Gestalten aufsuchte, nie aber gefunden hatte. (2, 78.) Aber sowie er nun einmal sein Ideal verkörpert zu sehen glaubt, entbrennt auch wieder der unselige Kampf zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, der den Zweiundzwanzigjährigen bis zur reinsten Raserei, ja neuen Selbstmordgedanken peinigt. Niemand kann die Geschichte dieser Neigung, die „alle Grade einer unglücklichen Liebe" (2, 202) durchläuft, ohne Ergriffenheit lesen; denn hier spricht nicht nur wahre, tiefe Leidenschaft, sondern auch ein Dichter, dem ein Gott gab zu sagen, was er leide. Oft strömen seine Gefühle in Verse aus, die selbst in den schwierigsten Formen nicht Natürlichkeit und Innerlichkeit verleugnen. Aber selbst der Trost, den seine Muse ihm bot, ist nur vorübergehende Erleichterung, kann die Ruhe der Seele nicht wiederherstellen. Aus diesen Tagen der tiefsten Pein (26. März 1819) stammt jenes herrliche Gedicht, das bei Kenntnis der inneren Kämpfe Platens uns doppelt ergreifend anspricht:

Die alte Glut, was kann sie frommen,
Die wieder durch mein Herz sich gießt?
Warum noch immer so beklommen,
Wenn Du die teuren Züge siehst?

Hat eine Deiner heißen Klagen
Den harten Stolz auch je gebeugt?
Du bist geboren zu entsagen,
Zum Glücke bist Du nicht gezeugt.

Erstickte Sehnsucht regt sich wieder,
So sei ein Mann denn und entflieh!
Was soll der Nachklang schöner Lieder
Dem Herzen ohne Harmonie?

[1]) Nachmals Universitätsprofessor in Landshut und Erlangen.

Nicht immer aber gelingt es ihm, das Herz in so melodischen Versen zu erleichtern. Zeitweise wird er durch seine Liebesträumereien, die auch seine Gesundheit untergraben, zu jeder vernünftigen Thätigkeit unfähig. „O wenn doch nur diese Liebe nicht wäre," schreibt er am 18. Dezember 1818 in sein Tagebuch. „Sie richtet mich zu Grunde. Alle meine Studien ekeln mich an; ich denke immer an ihn. Man hält mich für fleißig, während ich meinem Gram nachhänge. Wenn es so fort geht, so kehre ich unverrichteter Dinge wieder heim von der hohen Schule und habe nichts als geträumt. So gut bringen auch die andern ihre Zeit hin, die tagelang in den Kaffeehäusern liegen. An allem ist diese Liebe schuld, wiewohl ich ihn jetzt gar nicht mehr sehe. Wenn ich ihn öfter zu sehen kriegte, die Melancholie würde mich umbringen." (2, 167.) Und so begreift man, wie er sein überströmendes Herz einem teilnehmenden Wesen aussprechen muß, und da ihm jeder vertraute Freund fehlt, sich an den unbekannten Leser seines Tagebuches wendet mit dem leidenschaftlichen Ausbruch: „O wer Du auch seist, dem einst vielleicht diese Blätter in die Hände fallen, klage um mich, weine mit mir, glaube mir, daß ich unaussprechlich gelitten habe! Auch andere lieben unglücklich, aber sie vertrauen sich wenigstens, sie haben einen Pylades, in dessen Busen sie sich Luft machen. Ich bin verschlossen in mich, wie ein Leichnam. Ich habe mich tief und einsam versponnen in die Puppe meiner Melancholie, und eh' der Schmetterling noch emporflattert, zertrittst Du sie mit stolzen Füßen, Du — Du — pulcherrime rerum!" (2, 158.)

Nahezu ein volles Jahr verzehrte sich Platen in dieser phantastischen Leidenschaft, bis er sich endlich aufraffte, wirklich die persönliche Verbindung mit Schmidtlein, die er ersehnte, herzustellen. Der wiederholte Versuch, sich durch die Religion zu retten (2, 159), war ganz erfolglos; die geplante biblische Dichtung unterblieb, und die fortschreitende Entfremdung von der Kirche war bei ihm, der jede Bigotterie von jeher haßte und bei seinem Widerspruchsgeist gerade durch den Umgang mit Döllinger sich aller Offenbarung immer feindlicher gegenüber stellte, unaufhaltsam. Da also diese letzte Zuflucht gerade so wie der Trost der Dichtung versagte, so war er rettungslos seiner Leidenschaft verfallen. Am Ende des Wintersemesters 1818/1819 spricht er die ersten Worte mit Schmidtlein, hofft aber umsonst auf dessen in Aussicht gestellten Besuch. Niedergeschlagen reist er für die Ferien nach Ansbach, schreibt in gereiztem Tone an den vergeblich Erwarteten und erhält eine noch gereiztere Antwort. Trotzdem ergibt sich nach der Rückkehr in Würzburg eine versöhnliche Aussprache; Platen selbst sucht, allen Stolz beiseite setzend, den Jüngeren zuerst auf und verlebt nun im Umgang mit dem trefflichen jungen Manne, der mit seinem einnehmenden Äußeren einen ebenbürtigen Charakter und bildungsfähigen Geist verband, vier Monate eines selten unbefangenen, wiederholt getrübten, aber doch ihn beglückenden Freundschaftsbundes. Bei den

excentrischen Ansprüchen und der nervösen Leidenschaftlichkeit Platens war sein Freund manchmal auf schwere Geduldsproben gestellt. Um so höher muß die Achtung vor ihm und auch dem stürmischen Dichter sein, da alle Trübungen doch durch einen freieren, feinen Sinn ausgeglichen wurden. Selbst Platens Eifersucht auf die studentischen Freunde Schmidtleins vermag ebenso wenig wie seine sonstigen Absonderlichkeiten die einmal geschlossene Verbindung zu zerreißen. Aber immer bedrohlicher wachsen Platens „inclinations funestes, qui ne seront jamais permises, qui ne seront jamais mutuelles."[1]) Bei der durch die Herbstferien verursachten Trennung — Platen verbrachte sie in dem ländlichen Iphofen — überläßt sich Platen zügellos nach dem Vorbilde der römischen Elegiker seinen sinnlichen Phantasien und wagt diese Gedichte an den Geliebten abzusenden. Die Strafe war furchtbar für den Schuldbewußten. In gerechter Entrüstung, mit dem Ausdruck tiefsten Abscheus schickt ihm Schmidtlein alles, was er von ihm in Händen hat, zurück und bricht kategorisch jede weitere Verbindung mit ihm ab. Damit war Platen im innersten Herzen getroffen; damit war ihm zugleich Würzburg für die Zukunft unmöglich geworden. Ende Oktober bezieht er zur Fortsetzung seiner Studien die Universität Erlangen.

Wie seinerzeit Würzburg, so machte auch Erlangen zunächst einen trüben, unerfreulichen Eindruck auf Platen; wie damals nach München, so sehnt er sich jetzt nach Würzburg zurück und lernt erst jetzt, wo es zu spät ist, schätzen, was er vorher gering geachtet hatte. Daß er sich zwang, in diesem Wintersemester 1819/1820 mit Ausnahme eines historischen Kollegs bei Meusel ganz auf Vorlesungen nach seinem Geschmack zu verzichten und die Anforderungen seiner künftigen diplomatischen Laufbahn mehr zu berücksichtigen, konnte seine Stimmung auch nicht verbessern. Aber es brachte eine heilsame Klärung hervor und den längst schon nötigen Entschluß, auf Nebenabsichten bei seinem Studium zu verzichten. Der 19. Februar 1820 war der entscheidende Tag, „als mir zuerst die Unerträglichkeit des juridischen Studiums und mein vollkommenes Ungeschick dazu den Gedanken eingaben, diese Fesseln von mir zu werfen, nicht ferner Anspruch auf eine diplomatische Carrière zu machen, mich dafür aber den Rest meines nun freilich halbverschwendeten Universitätslebens emsig mit den historischen und Naturwissenschaften zu beschäftigen und meinem Triebe zur Poesie zu folgen, um lieber ein ganzer Mensch zu werden, sollte mir's auch in Zukunft schlecht gehen, als ein halber zu sein, und wär's auch ein Gesandter. In der That, wenn die Muse mich nicht erheben und berühmt machen kann, meine diplomatischen Fähigkeiten werden es noch viel weniger. Der großen Welt sage ich gerne ab. Überdies bringt es in

[1]) Die Tagebücher werden hier längere Zeit hindurch französisch, an anderer Stelle auch portugiesisch geführt.

unserer Zeit eben nicht viel Ehre, Diplomat zu sein. Wie selten läßt sich dabei die Integrität des Charakters behaupten. Ich will dem Staate sehr gerne dienen, sobald er mir eine Stelle anweist, die meinen Talenten angemessen; wo nicht, so will ich lieber betteln, als meine Individualität aufopfern." (2, 364.)

Neu belebt geht Platen nun an die Arbeiten seiner eigenen Wahl, und schon der Sommer 1820 zeigt ihn uns klarer, frischer und unbefangener in seinem Studium und seinem Verkehr. Dabei wirkte die Krisis von Würzburg wohlthätig, wenn auch schmerzlich nach. Gruber hatte bei Schmidtlein freundschaftlich zu vermitteln verstanden, und so war es möglich, daß Platen bei seinem kurzen Pfingstbesuch 1820 in Würzburg sich völlig mit ihm versöhnte, um so leichter, als die Liebesleidenschaft für ihn durch jene Absage und durch eine neue Erscheinung gründlich beseitigt war. „Ich weiß nur zu wohl," bemerkt Platen schon frühe (1, 712 f.), „daß, wenn man einmal geliebt, es mit dieser ersten Liebe niemals gethan ist, und daß man Neigung an Neigung reiht. Man könnte die Liebe eine Gewohnheit nennen." Ihm selbst erging es ganz nach diesem Worte, und das Schicksal führte ihn in Erlangen alsbald wieder in Versuchung. Während er seine früheren Ideale erst lange aus der Entfernung angeschmachtet hatte, bis er sie vergessen oder endlich kennen lernte, kam ihm hier bereits in den ersten Tagen in seinem Zimmernachbarn, Hermann von Rotenhan,[1]) ein Jüngling unbefangen und freundlich entgegen, der nicht nur wie Schmidtlein einen klaren, offenen Sinn mit einnehmendem Äußeren verband, sondern auch durch die aristokratische Feinheit seiner Formen und Sprache wie durch einen weiteren Horizont seiner Interessen Platen entzückte. Beinahe tägliche Berührung und gemeinsame Studien hätten diese Freundschaft zum vollkommenen Glücke des liebedürstenden Dichters reifen lassen können, wenn der Stachel der Würzburger Erinnerung, die Furcht vor einer Wiederholung des unsäglichen Schreckn isses eine volle Gemütsruhe hätte aufkommen lassen. So aber verbitterte sich Platen selbst fortgesetzt das Leben und entfremdete sich wiederholt durch sein wechselndes, bald überschwänglich herzliches, bald ablehnend kaltes, ja rauhes Benehmen Rotenhan, der keine Erklärung dafür wußte. Der frohe Genuß des so lange ersehnten Glückes blieb Platen auch hier versagt, wie er ja sein ganzes Leben hindurch ein gewährtes Glück zufrieden zu genießen nicht gelernt hat. Als aber Rotenhan mit dem Ende des Winters 1820 Erlangen verließ, da erhielt Platen doch in dem freundschaftlichen Abschied eine Gewähr dafür, daß seine Selbstbeherrschung gesiegt hatte, daß er sich selbst nicht wieder verloren hatte und auch nicht wieder werde verlieren können. So schmerzlich auch diese Leidenschaft noch einmal

[1]) Nachmals Präsident der bayrischen Abgeordnetenkammer, 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments.

an ihm gerüttelt hatte, so schwermüthig ihn auch in den folgenden Jahren noch manche neue Neigung stimmen konnte, nie wieder verlor er so wie bei der einen heilsamen Katastrophe den inneren Halt. Diese Festigung seines Charakters, die sich eben auch in dem entschiedenen Bruch mit aller diplomatischen Halbheit aussprach, trat ja manchmal in sehr befremdenden, abstoßenden Formen in die Erscheinung; aber sicher in seinen ethischen Auffassungen, gewiß seines poetischen Berufs, sich bewußt des Großen, was er anderen zu leisten im Stande war, scheute Platen jetzt durchaus nicht, als stolz verschrien zu werden. „Ich liebe die stolzen Leute, und ich bin es selbst; aber hochmütig hoffe ich nicht zu sein. Ich bin stolz auf meine Würde als freier Mensch." (1, 517.) Wenn irgendwo hat hier Heyses Wort volle Giltigkeit: „ein wenig Stolz wird ein einsamer Mensch sich wohl verzeihen dürfen. Denn es ist ja schon überhaupt eine Anmaßung, sich zurückzuziehen und mit sich allein zufrieden zu sein." Zufrieden mit sich war nun Platen freilich nicht, aber er fühlte sich jetzt doch selbstständig und tüchtig genug, allmählich auch unter den Menschen sich zu bewegen und zu behaupten.

III.

Die Tagebücher Platens von 1820 bis 1826 geben ein ungemein reiches und lebensvolles, wenn auch natürlich etwas einseitiges Bild des Erlanger Universitätslebens jener Tage. Kam Platen ja doch fast mit allen jungen Leuten, die dort wissenschaftlichen Zielen nachgingen, in irgend einer Weise in Berührung oder näheren Verkehr! Eine ganze Anzahl Studenten und jüngerer Docenten seines Bekanntenkreises, deren Namen später mit Achtung viel genannt werden sollten, allen voran sein Freund Hermann, der Nationalökonom, die Philologen Daumer, Heerwagen, Elsberger, Döderlein, der Historiker Leo, der Jurist Puchta u. a. m. boten seinem hochgespannten Geiste einen anregenden Umgang, den er sehr zu schätzen wußte. Gerne schloß er sich größeren Fußwanderungen an, die von den Studenten im Sommer öfters unternommen wurden, und vereinigte so mit erfreulicher Geselligkeit diejenige frische Berührung mit der Natur, die ihm immer so wohl that. Besonders Streitberg war das bevorzugte Ziel sommerlicher und winterlicher Erholungsreisen. Aber auch das Interesse an der Malerei beginnt sich etwas stärker als früher zu regen; in Nürnberg wie im Schloß Pommersfelden werden die Gemäldesammlungen eingehend besichtigt. Die Reiselust ist nicht mehr einzig von Sehnsucht nach der Natur, sondern auch durch den Drang nach Vervollständigung der geistigen Ausbildung beherrscht.

Natürlich blieben die vielen neuen Bekanntschaften nicht ohne jeden Mißklang, zumal Platen, wenn eine seiner heiligsten ethischen oder ästhetischen Anschauungen süffisant angegriffen wurde, mit der rücksichtslosesten Heftigkeit losbrechen konnte. Über den albernen Versuch des Burschenschaftlers Rödiger, aus dem Tacitus die Unkeuschheit der alten Germanen

zu beweisen, empört er sich so, daß er ein paar Tage braucht, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen (2, 438 ff.); mit dem von ihm hochgeschätzten, praktisch klaren und nüchternen Juristen Huschberg[1]) gerät er über die Philosophie Wagners (2, 347 f.), mit dem stets gefälligen Bruchmann[2]) über die Bedeutung Goethes (2, 455) in den heftigsten Streit, der ihn lebhaft alteriert. Seine unglückselige Hartnäckigkeit kennt kein Nachgeben oder Einlenken; es muß alles durchgefochten werden, und wenn es auch den Verlust eines geschätzten Freundes kosten sollte. Den schlimmsten Stand hat er mit den demagogischen Burschenschaftern, deren Verherrlichung der Ermordung Kotzebues durch Sand ihn im Innersten empört. „Diese republikanischen Gelbschnäbel, die auf eigene Faust die Geschichte korrigieren möchten und wähnen, etwas machen zu können, was nicht geworden ist und im innersten Volksleben gegründet ist, mögen in der Vereitelung ihrer Bestrebungen den verdienten Lohn finden." (2, 390.) Aber die Zeitströmung war so mächtig, daß sie auch die maßvolleren gereifteren Köpfe mit sich fortriß, und dem weltabgewandten Poeten auch in seinem engeren Freundeskreise immer wieder entgegen tönte. „So wurden mir die politischen Anforderungen der Zeit, der Geist der Burschenschaft, das Konstitutionswesen u. dgl. m. nahe ans Herz gelegt und mir zu verstehen gegeben, daß persönliche Freiheit mehr wert sei als Poesie, wenn auch letztere durch die Politik, wie es in England geschehe, zu Grunde gehen müßte, und daß ohnedem lange Zeit nichts ähnliches wie Goethe ist, zu erwarten sei." (2, 540.) Man begreift, daß Platen in einem Kreise, der ihm wie ein Medusenschild immer seinen größten Vorgänger vorhielt, bei einem Geschlechte, „das schon den Gedanken der Entbehrlichkeit aller Kunst ausspricht" (2, 541), wohl Bekannte finden konnte, „die recht würdige Leute sind" (2, 389), sich aber doch nicht wohl genug fühlte, um sich dauernd an den Ort seiner Wirksamkeit fesseln zu lassen.

Mehr Förderung und auch Aufmunterung begegnete er übrigens im Kreise der Professoren, bei deren einigen er auch gerne im Hause verkehrte; so bei Pfaff, dem Mathematiker, der mit seiner ungewöhnlichen Vielseitigkeit auch Platens orientalischen Sprachstudien fachmännisch beistehen konnte, bei dem Orientalisten Kanne, nach dessen Tode Rückert nach Erlangen berufen wurde, vor allem aber bei Gotthilf Heinrich von Schubert und Schelling. Bot der vielseitige Naturforscher mit seinen Kollegien und Excursionen in der erfreulichsten Form gerade das, was Platen suchte, so gewann der poesievolle Philosoph auf seinen Schüler einen geistigen Einfluß, dem sich Platen nahezu widerstandslos ergab. Die mystischen Willkürlichkeiten Wagners, deren Bedeutung für Platen sich in der Würzburger Zeit nur wenig, außerordentlich groß aber in ihrer Nachwirkung während der ersten Erlanger Semester darstellt, waren eine

[1]) Nachmals Vorstand des unterfränkischen Kreisarchivs.
[2]) Später Konvertit.

geeignete Vorbereitung für die kühnen Konstruktionen Schellings, deren schillerndem Glanze sich seine Hörer unter dem Eindruck der überlegenen Persönlichkeit nicht zu entziehen vermochten. In Platens Versuchen, die Ausführungen einzelner Stunden sich und seinen Freunden klar zu machen, sehen wir wiederholt charakteristische Beispiele, wie hier beim redlichsten Willen die Stimmung über alle kritische Denkthätigkeit den Sieg davontrug. „Schellings ganzer Vortrag ist, trotz der äußerlich anscheinenden Trockenheit, hinreißend. Er erfüllt den Geist mit einer unbeschreiblichen Wärme, die bei jedem Worte zunimmt. Eine Fülle von Anschaulichkeit und eine wahrhaft göttliche Klarheit ist über seine Rede verbreitet. Dabei eine Kühnheit des Ausdrucks und eine Bestimmtheit des Willens, die Verehrung erwecken." (2, 442.) Diese Verehrung ist der nie getrübte Ton, in dem Platen stets von Schelling spricht; sie erhielt aber außer durch den Besuch der Vorlesungen auch durch den persönlichen Verkehr stets neue Nahrung. Nirgends durfte sich Platen so zu Hause fühlen wie bei den eng befreundeten Familien Schubert und Schelling. Die reine Herzensgüte des liebenswürdigen Naturforschers gab den Grundton in seiner glücklichen Häuslichkeit an, und ebenso kam Platen das Familienglück Schellings in reichstem Maße zu gute. Hier durfte er auf teilnehmende und verständnisvolle Zuhörer und Zuhörerinnen rechnen, wenn er „in seinem gewohnten halb singenden Tone, über den sich schon oft die Freunde lustig machten" (2, 393), seine neuen Gedichte, später auch vor besonders dazu eingeladenem Kreise seine Dramen vorlas; hier konnte er aus wohlmeinenden kritischen Bemerkungen wie aus theoretischen ästhetischen Gesprächen seine Selbstkritik nachprüfen und fördern; hier fand er auch in den Schwierigkeiten seiner äußeren Stellung stets Hilfsbereitschaft und Förderung. Als sein militärischer Urlaub zu Ende ging und der Befehl zur Rückkehr zum Regimente eintraf, war es Schelling, der dem bedrängten Grafen eine Praktikantenstelle bei der Universitätsbibliothek verschaffte und dadurch trotz des Verzichtes auf die Diplomatie eine weitere Verlängerung des Urlaubs erreichte, bis endlich durch die Gnade des Königs Platen weiterer militärischer Bedrängnisse überhoben wurde. Und ihm ist auch ein wesentlicher Antheil an der späteren Ernennung Platens zum Mitgliede der Münchener Akademie der Wissenschaften zuzuschreiben.

Wenn sich also Platen später mit immer wachsenden Ansprüchen über Mangel an verständnisvoller Teilnahme in Deutschland beklagte, so ist dies doch nach den Aufzeichnungen seines Tagebuches selbst nur für das große Publikum, nicht seinen Freundeskreis zutreffend. In seiner Umgebung war ihm viel geboten, freilich nur kurze Zeit das eine, was ihm die Hauptsache war und dessen Mangel ihn so unglücklich machte: eine innige, herzliche Freundschaft. Ein hannöverscher Offizier, Otto von Bülow, der sich zu seinem Vergnügen ein Jahr lang auf der Universität aufhielt,

gewann im Juli 1821 Platens ganzes Herz. „Der leichte, lustige Umgang dieses Freundes, der gar kein Bücherleben geführt hat, thut mir sehr wohl und heitert mich zusehends auf." (2, 468.) Hier fehlte völlig jenes Maß von tiefgehendem Studium und weitblickenden Interessen, das Platen sonst von seinem Kreise verlangte. Aber die unendliche Liebenswürdigkeit und Heiterkeit, die entgegenkommende Herzlichkeit dieses mit allen Vorzügen guter Erziehung ausgestatteten Naturmenschen milderte die Schwermut und Verschlossenheit seines leidenschaftlichen Freundes und machte ihn ruhiger und für verständige Vorstellungen zugänglich. „Wie streng und ernst, sagte er mir, mein ganzes Wesen sei, und anderen bis zum Abschrecken scheinen müsse, möge ich daraus ersehen, daß er, so lieb er mich jetzt habe, sich doch früherhin, ehe er meine nähere Bekanntschaft machte, nicht getraut haben würde, mich anzureden." (2, 479.) Mit der Entfernung des Freundes kehrte freilich dies alte Wesen mit unverminderter Schroffheit zurück; und diese Trennung sollte schon nach kaum acht Wochen eintreten. Bülow wurde über Erwarten rasch zurückbeordert; Platen begleitete ihn noch bis Göttingen, wo sie sich trennten, um sich nicht mehr wiederzusehen.

Nach Erlangen zurückgekehrt, glühte Platen „vor Verlangen, seine Liebe und Verehrung für Bülow öffentlich an den Tag zu legen." (2, 499.) Der „Spiegel des Hafis", der seinen Ursprung den glücklichen Tagen der Freundschaft mit Bülow verdankt, sollte mit einer Zueignung an ihn gedruckt werden. Die erste Ghaselensammlung war schon im Mai, die „Lyrischen Blätter" im August 1821 erschienen. Platen vertraute jetzt seinem dichterischen Berufe, und so war die Zeit in Erlangen auch reich an poetischem Ertrage. Im Jahre 1821 war dabei die lyrische Produktion überwiegend von orientalischen Einflüssen beherrscht, zu denen sich Platen in eifrigem Studium den Zugang erschloß. Daß der „West-östliche Divan" dabei die erste Anregung gegeben, ist zwar sicher; für Platens Dichtung aber gewann der Orient erst wirkliches Leben mit seinem selbständigen Studium, das vom Persischen ausgehend, auch das Hebräische, Türkische, Arabische und das Sanskrit umfaßte und die Zeit vom August 1820 bis in das Jahr 1823 die erste Stelle unter seinen gelehrten Beschäftigungen einnahm. In dieser Zeit liebt er es, Citate aus persischen Dichtern seinem Tagebuch einzuflechten, ja mit persischen Buchstaben deutsche Worte zu schreiben; eine selbstgefertigte Blumenlese orientalischer Dichtungen begleitet ihn auf allen Ausflügen und Reisen; er wird nicht müde, sich Handschriften abzuschreiben, Wörterverzeichnisse anzulegen und dergleichen mehr, bis endlich auch dieses Interesse für den Orient abgelöst wird durch das Schwedische und vor allem durch die neue dramatische Production, wovon ein Vorläufer „Marats Tod", schon 1822 zusammen mit dem „Spiegel des Hafis" und anderen Gedichten in einem Bande unter dem Titel „Vermischte Schriften" erschien.

Bei seinen orientalischen Studien und Dichtungen war Platen auch die Verbindung mit Rückert förderlich, die er im August 1820 mit einem Besuche bei diesem in Ebern anknüpfte. Der gelegentlich wiederholten persönlichen Berührung trat eine offene briefliche Kritik, wie auch Unterstützung durch Bücherssendungen zur Seite, die beiden Teilen zu statten kam. Übrigens erweist das Tagebuch deutlich, daß Platen und Rückert ziemlich gleichzeitig sich der Form der Ghaselen bemächtigten, und wenn also Rückert damit auch etwas früher an die Öffentlichkeit trat, so wird Platens selbständiges Verdienst dadurch doch nicht berührt (2, 445 f. und 460). Auch mit anderen Dichtern sucht Platen persönlich Fühlung zu gewinnen, vor allem mit Jean Paul, den er dreimal in Bayreuth aufsuchte. Wir gewinnen durch Platens Berichte den angenehmsten Eindruck von dem Wohlwollen, der persönlichen und litterarischen Haltung und Würde des vielvergötterten Schriftstellers; seine Bemerkung freilich: „Goethe wäre doch eigentlich von seiner Zeit auf den Händen getragen worden, und die Nachwelt würde ihn strenger beurteilen“ (2, 603), berührt wie eine unfreiwillige Ironie des großen Humoristen, dem selbst die Nachwelt so schwer gerecht zu werden vermag. Seine Umgebung übte natürlich manchmal noch weit seltsamer Kritik, wie denn Platen von der „litterarischen Wut unter den Frauenzimmern“ Bayreuths (2, 602) ganz ergötzlich erzählt; übrigens spricht er von Jean Pauls Frau und Tochter Emma, der späteren Gattin Ernst Försters, nur mit großer Verehrung und Sympathie.

So genußreich und förderlich aber auch Platen die persönliche Aussprache mit Schelling, Jean Paul, Rückert u. a. m. sein mochte, so hat doch keiner von ihnen für die ganze Gestaltung seines poetischen Schaffens, ja auch seines äußeren Lebens die Bedeutung gewonnen, die zeitweise von Platen trotzig bekämpft, zeitweise bewundernd gepriesen, oft auch bewußt oder unbewußt verschwiegen Goethe zukommt. Seiner Einwirkung begegnen wir bei frühen dramatischen Versuchen Platens; mit ihm sich auseinanderzusetzen fühlt er sich gedrungen bei der Beschreibung seines Lebens; er hat den Weg zur Poesie des Orients gewiesen, in der Platen so lange rühmlich verweilte; er hat die ernste Arbeit an sich selbst, an der Person des Künstlers zur ethischen und ästhetischen Pflicht des Dichters gemacht; er hat mit seiner unnachahmlichen Universalität auch Platens Interesse an den Naturwissenschaften angeregt, das freilich trotz emsigen Bemühens über einen fleißigen Dilettantismus nicht hinauskam; er hat mit seiner Wallfahrt nach Italien auch dem unseligen Epigonen das Land seiner Sehnsucht gewiesen und dort Gesundung verheißen. Wie reich die unerschöpfliche Fülle ewig erfrischender, läuternder, befruchtender Kraft in dem Borne seiner Werke und seines Lebens hervorbricht, wie überwältigend seine Persönlichkeit edlen, hochstrebenden Geistern schon unter seinen Zeitgenossen gegenüber stand, davon legen auch Platens Tagebücher, so wohl

man schon seine poetischen Huldigungen für den größten deutschen Dichter kennen und schätzen mag, ein neues Zeugnis ab, das seinen Briefen, die jetzt im zweiten Bande der schönen Sammlung „Goethe und die Romantik" von Carl Schüddekopf und Oskar Walzel (Weimar 1900) veröffentlicht sind, eine lebendige Illustration und erhöhten Wert verleiht. Es ist nur die Zeit der tiefsten Niedergeschlagenheit und Verstimmung, in der die Auflehnung gegen den Übergewaltigen sich bis zur befangensten Verkennung seiner Größe verirren konnte. In dieser Zeit freilich, im Wintersemester 1819/20, ist Platen in Gefahr, den besten Führer, der ihm dienlich sein konnte, ganz zu verlieren. Eine seltsame Begeisterung für Friedrich von Heyden, dessen „Renata" und „Konradin" heute fast vergessen sind, und die von Wagner genährte Konstruktionslust verführt ihn, Goethe seinen Platz zwar neben Schiller, als dessen geistigem Gegensatz, aber unter Heyden anzuweisen, der seinerseits wieder den erhabenen Gegenpol zu Klopstock bilde. Und indem er die Weltlitteratur in die seltsame Polkonstruktion Wagners, die übrigens nur scheinbar von Hegels dreistufiger Dialektik beträchtlich abweicht, einzwängen möchte, schaltet er den Namen Goethe ganz aus und hält für die alles umfassende Tetrade die Namen:

Dante
Shakespeare——+——Calderon
Heyden,

ja er wagt es, diese Auffassung in einem Briefe an Wagner selbst, der Goethe als den letzten Dichter betrachtete, zu begründen: „In der That hat Goethe nie vermocht, einen einzigen tugendgroßen und kräftigen Charakter, wie nur der geringste im Shakespeare, darzustellen, und der Wilhelm Meister war mir immer so ekelhaft, weil hier ein ganzes Heer von Schwächlingen durcheinander stiebt, die Immoralität a priori vorausgesetzt wird. Nie hat Goethe vermocht, die Liebe auch nur im einzelnen aufzufassen. Er hat sie antik oder noch frivoler als antik dargestellt." (2, 370.) Er nennt hier den „Faust" „trotz aller Tiefe der Idee doch nur ein langsam und mühsam zusammengestoppeltes Flickwerk, dem es von allen Seiten an poetischer Vollendung fehlt" (2, 369), und fährt fort: „Bei Schiller und Goethe haben mir den Genuß immer am meisten die Fugen verbittert, die man in ihren Werken wahrnimmt."

Gewaltsam verdirbt sich Platen hier in einer Zeit, wo alles in seinem Leben ihm trübe däucht, auch den Quell, der ihm sonst immer Erhebung und Genuß gespendet. Es sind diese kritischen Verirrungen ein psychologisch wohl erklärlicher Versuch, jener alten unseligen Neigung, sich durch eigene Peinigung das Recht zu klagen zu verschaffen, auch auf poetischem Gebiete nachzugeben. Aber diese gefährliche Gemütsstimmung hielt nicht lange an. Mit dem wohlthätigen Einfluß Schellings klärt sich sein ästhetisches Urteil wieder auf, und bei beruhigtem Gemüte, unter der Einwirkung der Freundschaft Bülows und des eigenen gedeihlichen Schaffens, öffnet sich

Herz und Sinn wieder der Größe des vorbildlichen Meisters, die ihn nicht mehr entmutigen und abschrecken, sondern nur anspornen und führen kann. Schon das erste Heft seiner „Ghaselen" wagt er mit einem kurzen Briefe am 9. April 1821 an Goethe zu schicken (2, 453): „Ew. Excellenz bin ich so kühn, anliegende kleine Schrift zu übersenden. Ich würde ganz über dieselbe befriedigt sein, wenn ihr Inhalt einige Theilnahme erregen und eine Beziehung begründen könnte, welche der Wunsch meines Lebens ist." Und als er in demselben Jahre auf der Rückreise von Göttingen zehn Tage in Jena verweilt, ist er dem Major von Knebel, einem alten Freunde seines Vaters, aufs höchste dankbar, daß er ihm einen Besuch bei Goethe vermittelt. In gespannter Erwartung fand er sich mit seinem Freunde Gruber zur festgesetzten Stunde bei Goethe ein, und berichtet das Wenige, was er melden kann, mit einer ehrfürchtigen Scheu (2, 494): „Von Goethes Person wage ich kaum etwas zu sagen. Er ist sehr groß, von starkem, aber gar nicht ins Plumpe fallendem Körperbau. Bei seiner Verbeugung konnte man ein leichtes Zittern bemerken. Auch auf seinem Angesichte sind die Spuren des Alters eingeprägt. Die Haare grau und dünn, die Stirn ganz außerordentlich hoch und schön, die Nase groß, die Form des Gesichts länglich, die Augen schwarz, etwas nahe beisammen, und wenn er freundlich sein will, blitzend von Liebe und Gutmütigkeit. Güte ist überhaupt in seiner Physiognomie vorherrschend. Er ließ uns auf das Sopha sitzen und nahm bei Gruber Platz. Bei der Feierlichkeit, die er verbreitet, konnte das Gespräch nicht erheblich werden, und nach einiger Zeit entließ er uns wieder."

So unbedeutend der Inhalt dieser Begegnung war, so charakteristisch ist sie doch für Platens ganzes Verhältnis zu Goethe. Sie ist das äußere Dokument der bewundernden Verehrung, die Platen am schönsten in seinem Prolog an Goethe zu einer Übersetzung Hafisischer Gedichte im Oktober 1822 aussprach. Auch damals hatte er wieder neue unmittelbare Eindrücke der beherrschenden Stellung Goethes gewonnen. Auf seiner Rheinreise macht er „abermals die Bemerkung, wie sehr Goethes ungemeines Verdienst unter den Geistreichen in ganz Deutschland anerkannt ist". (2, 532.) Nirgends kann er sich bewegen und sich bethätigen, ohne auf Goethes Spuren zu treffen, von ihm freiwillig oder unfreiwillig das Vorbild des eigenen Thuns zu entnehmen; und so erscheint es ganz natürlich, wenn auch sein verständnisvoller Freund Fritz Fugger zu Goetheschen Gestalten und Ideen greift, wenn er den ruhelosen Freund charakterisiert: „Da Du Dich denn doch in manchem, was die Menschen erfreut und bewegt, zu den Entsagenden rechnest, so ziemt Dir ja eine rastlose Wanderschaft." „Diese auf Goethes Wanderjahre anspielenden Worte," schreibt Platen am 1. Dezember 1822 in sein Tagebuch (2, 567), „sind nur zu sehr aus meiner Seele gegriffen. Eine rastlose Wanderschaft wäre eigentlich die wahre Bestimmung meines Lebens, und ich sehne mich stets danach,

sogar im Winter. An bedeutenden Orten längere Zeit zu bleiben und dort zu studieren, sodann aber den Stab weiter zu setzen; dies wäre eigentlich, was mich allein glücklich machen könnte. Denn ein ruhiger bleibender Zustand ohne Häuslichkeit muß über kurz oder lang immer unerträglich werden."

Die beschränkten finanziellen Verhältnisse des Grafen wie die Zugehörigkeit zum Militär machten vorläufig die Ausführung dieses Lebenswunsches noch unmöglich. Aber schon von Erlangen aus begab sich Platen wiederholt auf Reisen, nicht bloß zu den kleineren Wanderungen in Franken und Thüringen, und suchte dabei meist mit Erfolg neuen geistigen Ertrag nach Hause zu bringen. Im Herbste 1820 reiste er nach Wien, das ihm einen gewaltigen Eindruck machte, und begann auf der Rückreise durch Böhmen das Tschechische zu lernen. Im Frühjahr 1821 war Salzburg sein Reiseziel, das er im wesentlichen zur Erfrischung in der Natur aufsuchte. Ganz anders bei seiner Herbstreise desselben Jahres nach Göttingen, die durch Bülows Abreise beschleunigt wurde. Diesmal waren es die Bibliotheken von Göttingen, Kassel, Gotha, Weimar und Jena, die ihn anzogen und seinen orientalischen Studien manchen Gewinn brachten. Auch wurde er von Benecke in Göttingen, Jakob Grimm in Kassel, Gries in Jena freundlich aufgenommen.

Im Mai 1822 wurde die Richtung seiner Reiselust durch eine neue Freundschaft bestimmt, die er mit seiner gewohnten Leidenschaft ergriffen hatte. Nur zehn Tage hatte er mit dem Chemiker Justus Liebig in Erlangen verkehren können; aber sie genügten, um die beiden Männer innig zu verbinden. Moriz Carriere hat in seinen „Lebensbildern" auf Grund des Briefwechsels der beiden schon über diese Freundschaft berichtet; Platens Tagebuch ergänzt und bestätigt seine anziehende Schilderung. Die Hoffnung, sich der Gesellschaft Liebigs ein paar Wochen der schönsten Jahreszeit in der herrlichsten Gegend erfreuen zu können, lockte Platen an den Rhein; aber Liebig, in Untersuchung wegen der Studentenunruhen verwickelt, konnte sich in Darmstadt nicht losmachen, und so mußte Platen verstimmt in gewohnter Einsamkeit den Weg nach Köln fortsetzen. Auch diesmal aber lohnten interessante Bekanntschaften den Reisenden, in Bonn Aug. Wilh. von Schlegel, Welcker und Arndt, in Heidelberg der alte Voß und der Orientalist Umbreit.

Die Schwierigkeit, in Erlangen die erwünschten Hilfsmittel für orientalische Arbeiten zu beschaffen, wurde gerade mit der größeren Selbständigkeit Platens immer empfindlicher; Wien schien der einzig richtige Ort, wo dieses Studium sich gedeihlich weiter entwickeln konnte. Der Entschluß, dorthin für längere Zeit überzusiedeln, drängte sich Platen um so mehr auf, als eine neue Leidenschaft zu einem Studenten, den Platen Cardenio nennt, sich seiner mit verhängnisvoller Gewalt bemächtigt hatte, aber nur mit kalter Abweisung erwidert wurde. Die alte Schwermut

nahm aufs neue überhand; der letzte Eintrag, den er in Erlangen am 5. September 1822 in sein Tagebuch schrieb, lautet wie so mancher frühere Schmerzensausbruch (2, 548): „Nun ist aller Trost, recht bald über hundert Meilen von ihm entfernt zu sein. Wie soll mir etwas anderes genügen? Muß ich mich wieder hinschleppen und lächeln mit zerrissener Seele? O Gott! Nimm ein Leben von mir, das Du mir unter fürchterlichen Bedingungen gegeben hast."

In dieser qualvollen Stimmung abreisend, vermochte Platen seinen Reisezweck nicht zu erreichen. Die Erinnerung an die relativ glückliche Zeit in dem einsamen Schliersee taucht lockend vor ihm auf; der Schmerz über die Trennung von Cardenio raubt ihm die Energie. In rasch geändertem Entschluß kehrt er in Linz wieder um und eilt zurück nach Franken. Zwar nach Erlangen, wo er so feierlich Abschied genommen, wagt er sich zunächst nicht herein, sondern schließt sich in Altdorf einsam von der Welt ab. Aber die wachsende Schwermut und die Unbequemlichkeiten des kleinen Nestes treiben ihn wieder zurück zu den Menschen, die ihm wohlwollen, wie zu dem Geliebten, der nichts mit ihm zu thun haben will. Anfang November 1822 trifft er wieder in Erlangen ein, verlebt aber in gleichmäßiger Arbeit und Melancholie freudlose Monate Thür an Thür mit Cardenio, der unnahbar bleibt und mit Semesterschluß ohne Abschied die Universitätsstadt verläßt. Und nicht genug damit, widerfährt ihm auch von einem anderen Studenten, auf dessen Umgang er einige erfreuliche Hoffnung gebaut hatte, offenbar auf Grund umgehender Gerüchte eine Zurückweisung, die ihn aufs tiefste verletzte: „Ich habe heute das Fürchterlichste meines Lebens erfahren. Der Abgrund, an dem ich seit Jahren schwindle, hat sich noch einmal mit gräßlicher Tiefe vor mir aufgethan. Knöbel, gegen den ich, ich darf wohl sagen, die reinste, die innigste Liebe empfand, sagte mir heute mit wenigen dürren Worten, daß ich ihm lästig sei, daß ich ihm meine Freundschaft habe aufdringen wollen, daß ich jedoch meine Rechnung ohne den Wirt gemacht habe, daß er nicht die mindeste Neigung für mich empfinde, und daß ich ihn so bald als möglich verlassen solle. Ja, dies waren vielleicht noch seine mildesten Ausdrücke. Ich sage nichts über das Nähere; denn was wäre hier noch zu sagen, nachdem dieses gesagt ist? Genug, daß ich den Tod in der Seele trage. . . . . Es ist nicht Knöbels Verlust allein, es ist die ungeheure Gewißheit, daß mich die Natur bestimmt hat, ewig unglückselig zu sein." (2, 577.)

Ein neuntägiger Besuch bei Döllinger in Markt Scheinfeld hilft Platen, das seelische Gleichgewicht wieder zu gewinnen; seine Gesundheit aber hat noch lange unter den Folgen der „ungeheuren Alteration" zu leiden. Häufige Besuche bei Schelling und dem Theologen Engelhardt gewähren seinem verwundeten Gemüte Beruhigung. Doch vermißt er schmerzlich jüngeren Umgang, da seine philologischen Freunde ihm nicht geben konnten, was er brauchte. Reiche Anregung bringt dann die Be-

kanntschaft mit dem Schweden Ulrich Kernell; aber heiterer konnte das Gemüt nicht werden im Verkehre mit diesem Schwindsüchtigen, dessen letzte Leidenstage Platen in aufopfernder Fürsorge so viel als möglich erleichterte, und dessen früher Tod eines seiner bekanntesten Gedichte veranlaßte. Die Aussprache mit sich selbst im Tagebuch wird spärlicher; große Pausen in den Einträgen treten ein; an Stelle der früheren Besprechungen neu gelesener Werke sind schon seit einiger Zeit einfache Titelangaben getreten; das Tagebuch wird immer mehr zum „bloßen Skelett" (2, 465). Aber dennoch kann man erkennen, wie männliche Fassung die große Verbitterung und Schwermut zu mäßigen versteht, und wie immer mehr die Dichtkunst dem Einsamen Trost und Ersatz für das entbehrte Glück bieten muß.

Bei seiner hohen Auffassung von Bedeutung und Wert des Dichters war aber die völlige Hingabe an die Poesie gleichbedeutend mit unablässiger Arbeit an sich selbst, seiner wissenschaftlichen und, wenn man so sagen darf, technischen Ausbildung. „Das Genie ist angeboren und geht dem Leben voraus," schreibt er in seinen Aphorismen (2, 645), „die Kunst muß gelernt werden und ist die höchste Aufgabe des Lebens für den, der Genie besitzt." Dieser Ernst des bewußten Wollens, der ihn vor jedem Abirren von seinen idealen Pfaden, zumal in die Wirrnisse der Phantasie und des tief erregbaren Herzens, fürderhin bewahren soll, artet freilich gelegentlich bis zu steifer Pedanterie aus; und so verlernt im weiteren Fortschreiten allmählich seine Muse, sich im natürlich schlichten Flusse des gereimten Liedes auszusprechen, und bedarf immer mehr des feierlichen Kothurns, um Geist und Sinn des Dichters wie des Lesers in die strengste Zucht zu nehmen. Der Eindruck, den Italien auf ihn machen sollte, war schon längst vorbereitet und brachte nur Keime zur Blüte, die schon vorher in ihm aufgesproßt waren.

Auch die vielgetadelte Sehnsucht nach Ruhm gewinnt in dieser Zeit der größten Vereinsamung immer mehr Gewalt über ihn. „Nur die Glücklichen bedürfen nicht des Ruhms," spricht er in seinem Prolog zu „Treue um Treue" offen aus; der Ruhm soll ihm Ersatz sein für seine „großen Leiden". Mit doppelter Begierde griff er daher die Anregung zum Drama auf, die Schelling in einem bedeutsamen Gespräche gab.

Bei einem Besuche in Ansbach entsteht unter diesem Eindruck in fünf Tagen, vom 15. bis 19. Oktober 1823, „Der gläserne Pantoffel", der bei seiner Vorlesung bei Schelling sehr beifällig aufgenommen wird. Dadurch ermutigt, wendet sich Platen jetzt entschieden dem Theater zu und läßt im Frühjahr 1824 ein erstes Bändchen „Schauspiele", den „Gläsernen Pantoffel" und den Einakter „Berengar" enthaltend, im Buchhandel erscheinen. Anfang Juli 1824 vollendet er den „Schatz des Rhampsinit", der bei der Vorlesung großen Effekt macht. Aber „was helfen mir Bewunderer, wenn ich keinen Freund finde!" (2, 629) lautet auch jetzt die alte Klage. Er fühlt sich nach wie vor unglücklich, ist empfindlich, wo er

mangelhaftem Interesse an seinem Schaffen begegnet, und sehnt sich einmal gründlich heraus aus der einengenden Umgebung und nach einer Zeit des Ausruhens und Genießens. Kein Freund oder Geliebter seiner Phantasie fesselt ihn; vielmehr schreibt er mit bitterer Klarheit in sein Tagebuch: „Einen Freund zu finden war immer ein idealer Wunsch seit meiner Jugend in mir; welche Klötze ich jedoch dafür gehalten habe, weiß der Himmel." (2, 636.) Nicht einmal einen geeigneten Reisebegleiter vermag er zu finden, wie er nun ernstlich an die Ausführung der längst geplanten Reise nach Venedig geht. Am 21. August 1824 verläßt er wohl vorbereitet und ausgerüstet, aber allein Erlangen.

IV.

Wer nach den „venetianischen Sonetten", dieser prächtigen Frucht jener ersten Italienfahrt Platens, in seinem Tagebuche eine poesieverklärte Verherrlichung der Lagunenstadt erwarten möchte, der wird völlig enttäuscht von diesen Aufzeichnungen, die nur selten eine persönliche Note anklingen lassen, dafür aber mit trockener Gewissenhaftigkeit alles Geschaute, oft mit nicht mehr als conventionellen Beiwörtern, registrieren. Auf der Reise über Salzburg und Görz nach Triest werden in Nachahmung Goethes mineralogische und botanische Beobachtungen nicht versäumt, aus dem Bergwerk in Dürnberg eine Schachtel mit Mineralien, wie auch noch später wiederholt Beiträge zu den naturwissenschaftlichen Sammlungen nach Hause geschickt. In Triest belebt sich die Vorstellung des Südens in Stadt und Theater; Venedig macht zunächst einen überwältigenden Eindruck. Aber bald sucht Platen sich seine Zeit genau einzuteilen, um Alles bewältigen zu können, was sich ihm in verwirrender Menge aufdrängt. Tag für Tag sucht er Kirchen und Paläste auf, studiert Gemälde, Skulpturen und Bauwerke, wobei Gian Bellin sein ausgesprochener Liebling wird; Abend für Abend geht er ins Theater, um die italienische Schauspielkunst, namentlich in einem ihrer bedeutendsten Vertreter, Vestri, zu bewundern, so wenig ihn auch meist die gegebenen Stücke ansprechen. Daneben studiert er die italienische Poesie und den venetianischen Dialekt, kauft bei den Buchhändlern mancherlei ein und berichtet viel gewissenhafter als in den Monaten vorher in seinem Tagebuche. Mit Menschen ist er wenig zusammen; ein Franzose, Viguier, ist einige Zeit lang sein Begleiter, bis der ästhetische Gegensatz sich unüberbrückbar erweist; ein paar Nobili sind freundlich, doch kommt er ihnen nicht nahe. Das Schauen all des Schönen, das sich vor ihm auftut, muß ihn für seine Einsamkeit entschädigen; er fühlt sich sogar in seiner Art glücklich. „Je länger ich in Venedig bin, desto mehr wächst vor meinen Augen die Herrlichkeit dieser wunderbaren Stadt; jeder Tag lehrt mich neue Schönheiten, neue Schätze kennen. Ich habe mich so gewöhnt, jeden Morgen mit der Anschauung schöner Kunstwerke zuzubringen, daß ich nicht weiß, wie ich diesen Genuß werde ent-

behren können. Ferne von allem Staub der Schule, unter einem Volke, das voll Unbefangenheit und dem Augenblick zu leben weiß, fange ich selbst erst an, das Leben zu erkennen und zu genießen." (2, 698 f.)

Kein Wunder, daß Platen den Abschied so lange als möglich hinausschob und dann auf der Reise viel mit dem Heimweh nach Venedig zu thun hatte. In Verona noch die Schätze Italiens bewundernd, fühlt er in Bozen bei allem Entzücken über die herrliche Natur sich doch angewidert von den Kunstwerken, die er hier in den Kirchen sieht. „Die Bilderstürmerei gehört in Deutschland nicht unter die Verbrechen." (2, 729.) Auch in München, wo er am 19. November 1824 anlangte, können ihn Gemäldesammlungen und Theater nicht mehr befriedigen; nur die Musik muß er anerkennen und findet auch in dem Hause eines trefflichen Musikers, des Hofkapellmeisters Stuntz, die freundlichste Aufnahme und das enthusiastischeste Interesse für seine Gedichte. Alte und neue Bekannte werden aufgesucht; das Wiedersehen Brandensteins läßt einige Gedichte entstehen. Der „Schatz des Rhampsinit" wird dem Intendanten Herrn von Poißl, die „Venetianischen Sonette" werden bei Thiersch mit großem Beifall vorgelesen. So verflossen ein paar Wochen in einer angenehmen Zerstreuung, indes der Bildhauer Christen ein Porträt des Dichters in Alabaster ausführte. Mit dem Ende des Jahres aber mußte Platen nach Erlangen zurückkehren, von wo er sofort vor die Kommandantur in Nürnberg zitiert wurde, um sich wegen seiner nicht gemeldeten langen Reise zu verantworten. Mit ziemlichem Gleichmut ertrug er die Untersuchung, während deren er, außer in den ersten Tagen, im Hause seines Freundes Hermann wohnen durfte, und die vier Wochen Kasernarrest, die ihm als Strafe zudiktiert wurden. Konnte er da doch ungestört arbeiten und die „Venetianischen Sonette" zum Druck bringen. Auch der Einakter „Der Thurm mit sieben Pforten", der Aufsatz „Das Theater als Nationalinstitut betrachtet" und der Anfang von „Treue um Treue" stammt aus diesem unfreiwilligen Nürnberger Aufenthalt. Man sieht, wie lebhaft seine Produktivität durch die venetianische Reise angeregt war.

Bei einem folgenden Besuche in Ansbach aber und nach seiner Rückkehr zu seiner Funktion in Erlangen beginnt sich wieder ein lebhaftes Mißbehagen einzustellen. „Erlangen fängt an, mir langweilig zu werden. Der Aufenthalt in Venedig und München hat mir die Vorzüge einer großen Stadt wieder vielfach nahe gebracht. . . . . Ich habe Freunde, wie Puchta, Engelhardt u. a., aber sie sind sehr beschäftigt, daß mir ihr Umgang doch nur spärlich und ganz und gar nicht nach Willkür zu teil wird. Es giebt Zeiten, wo ich selbst sehr beschäftigt bin und niemanden bedarf, aber wieder andere, wo ich recht eigentlich faulenze, ein Spazier- und Wirtshausleben führe, mich gern unter Leuten sehe; aber wie läßt sich das in einer kleinen Stadt realisieren?" (2, 749). Noch stärker aber war die Verstimmung über die Eindrücke, die ihm das litterarische Treiben

jetzt machte. „Unerträglich ist der literarische Wust, der einem in Deutschland allenthalben wieder entgegenkommt. Die Deutschen wissen einem Dichter keinen anderen Dank zu bieten, als Rezensionen." (2, 746.) Dieser Eindruck verdirbt ihm sogar die Freude an der Vollendung seines ersten Schauspiels „Treue um Treue". „Dabei ärgere ich mich, etwas Gutes gemacht zu haben; denn das Publikum wird es nicht anerkennen, die Theaterdirektoren werden es nicht aufführen, und die Recensenten werden mir Sottisen sagen. Das ist das Schicksal eines dramatischen Dichters in Deutschland." (2, 750.)

Diesmal aber sollte Platen eine angenehme Enttäuschung erleben. Auf Schellings Rat übergab er sein neues Stück dem Bamberger Theaterdirektor Weinmüller, der gerade mit seiner Truppe in Erlangen spielte. So wurde es unter seiner eigenen Anleitung einstudiert und trotz böser Befürchtungen und der mittelmäßigen Kräfte des Theaters am 18. Juni 1825 unter rauschendem Beifall zum ersten Male aufgeführt. In gehobener Stimmung, mit gestärktem Selbstbewußtsein konnte nun Platen die weiteren Verhandlungen mit anderen Bühnen führen, die freilich meist resultatlos blieben. An neuen Dichtungen war der Sommer arm; doch kündigt sich in einer alkäischen Ode auf Napoleon die Hinwendung zu antiken Metren in der Lyrik an. Ende August trat Platen dann seine zweite Schweizer Reise an, um einige angenehme Wochen bei zwei Freundinnen seiner Mutter, Frau de Cerjat bei Lausanne und Frau Oberst Weiß in der Müllimatt bei Thun, zu verbringen. Vorher machte er wieder kräftige Fußwanderungen, bei denen er sich recht wohl fühlt, aber auch in die allgemeine Klage über die große Ausnützung des Reisepublikums einstimmt: „So spekuliert alles blos auf die Reisenden, und jeder nimmt, so viel er kann." (2, 777.) Er läßt sich aber dadurch nicht erbittern, sondern ist auf dem größten Teile dieser Reise ziemlich zufrieden, ja glücklich. Aber die reine tiefe Wirkung wie vor zehn Jahren vermochte die herrliche Natur nicht mehr auf ihn auszuüben. Damals konnte er schreiben: „Ist nicht das schönste Museum die freie Natur?" (1, 213) und leichten Sinnes auf eine Fortsetzung der Reise nach Italien verzichten, um sich nur an „das Lebendige" zu halten. Jetzt zieht ihn vielmehr die edle Architektur des Schlosses Chillon an und giebt seinem Geiste Erhebung: „Die Hand der Kunst hat in der Schweiz so wenige Spuren gezeichnet, daß man diese wenigen gerne verfolgt. In Italien lernte ich, daß es etwas Höheres gibt als die Anschauung der Natur, und die Schweiz befriedigt mich eigentlich nicht mehr. Wie wäre es auch möglich, daß die menschliche Seele und das Höchste, was sie hervorbringt, nicht göttlicher wären als Pflanzen und Steine, Berge und Thäler?" (2, 779 f.) Goethe schrieb in Neapel: „Die Natur ist doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet." In wenigen Worten offenbart sich hier der große Unterschied des Eindrucks von Italien auf den Pfad weisenden Meister und den hochstrebenden, doch unfreien Epigonen.

Auf der Rückreise benützt Platen seinen mehrtägigen Aufenthalt in Stuttgart, um mit Uhland, Gustav Schwab, Matthison, dem Herausgeber des „Kunstblattes“ Schorn, Dannecker und Sulpiz Boisserée zu verkehren. Auch besichtigt er mit Interesse die Boisserée'sche Gemäldesammlung, die „mir unendliches Vergnügen gemacht haben würde, wenn ich sie vor meiner Reise nach Venedig gesehen hätte“. (2, 786.) Zu seinem neunundzwanzigsten Geburtstage trifft er wieder in Ansbach bei seinen Eltern ein. Sehr wehmütig berührt ihn die Nachricht vom Tode Jean Pauls: „vielleicht war der Mensch in ihm noch außerordentlicher als der Schriftsteller.“ (2, 787.) Auf Ludwigs I. Thronbesteigung, die er auf Schellings Betreiben mit der berühmten Ode begrüßt, setzt er auch persönliche Hoffnungen, die ihn nicht täuschen sollten. Das neue Jahr brachte ihm die ersehnte Freiheit, nach Italien zu gehen, und da er gleichzeitig durch Schwabs Vermittlung in Cotta einen Verleger gewonnen hatte, der ihm für einen zweijährigen Aufenthalt in Italien einen sicheren Wechsel zur Verfügung stellte, so stand der Erfüllung seines „ersten und letzten Wunsches, nach Rom zu gehen“ (2, 788) nichts mehr im Wege. Auch viele Zeichen der Anerkennung und des Beifalls, die ihm jetzt zu teil wurden, und die Vollendung der „Verhängnisvollen Gabel“, in der Schelling die wahre und echte Komödie begrüßte, hätten Platen in zufriedenere Stimmung versetzen müssen, wenn ihm die letzten Monate in Deutschland nicht wieder durch eine neue, konsequent zurückgewiesene Neigung zu Karl Theodor German, einem jungen Theologen, vergällt worden wären. Diese letzte unselige Leidenschaft, der die Sonette an Jonathan entsprangen, verdüsterte das Gemüt des Dichters wieder in einem Maße, das ihm seine ganze Lage und Umgebung völlig unerträglich machte. „Nie hat mir ein Mensch ein so himmelschreiendes Unrecht zugefügt wie dieser, der mir die gemeinsten Saufbrüder unter den Studenten vorzieht. Ich kann ihn als ein personifiziertes deutsches Publikum betrachten. Einer behandelt mich wie der andere. Und so wurde mein Leben in den innersten Wurzeln angegriffen, und Ruhm und Freundschaft, wovon eines wenigstens für das andere trösten könnte, mir auf gleiche Weise verweigert.“ (2, 795.) „Eine so schneidende Kälte, wie ich in diesem Augenblicke gegen die Menschen überhaupt empfinde, war mir neu bis jetzt. Es ist höchste Zeit, daß ich Deutschland verlasse; alle Bande sind gelöst, alle Liebe hat sich ins Innerste meiner Brust geflüchtet, um nie mehr hervorzutreten.“ (2, 797.)

Mit wie anderen Gefühlen flüchtet Platen nach dem Süden als sein großes Vorbild! Bei Goethe die klare Zuversicht, von seiner krankhaften Sehnsucht durch den Anblick und die Gegenwart zu genesen: „Die Begierde, dieses Land zu sehen, war überreif: da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünschenswert, ja um desto wünschenswerter, da ich mit

Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht zu eignem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und andern durchs ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollen." Von Platen will die Schwermut auf der ganzen Reise über die Alpen nicht weichen: „Ich fühle mich sehr melancholisch gestimmt in diesen Gebirgen und ich fürchte auch, daß das Glück in Italien so wenig wohnt als anderwärts." (2, 800.) Auch auf italienischem Boden, wo er sogleich in Verona, Mantua, Parma seine frühere venetianische Lebensweise wieder aufnimmt, den Tag im eifrigen Aufsuchen aller erreichbaren bedeutenden Kunstwerke, den Abend wenn möglich im Theater zu verbringen, in Florenz, wo seine Bewunderung der Schönheit dieses Menschenschlages aufs höchste steigt, auch hier läßt ihn sein Verhängnis nicht los: „Die gänzliche Gleichgültigkeit gegen das Leben, die ich von Erlangen mitbrachte, ist während der Reise nicht verschwunden, und auch Rom wird sie nicht verscheuchen, da sie zu tiefe Wurzeln hat." (2, 814.) Immerhin rüttelte ihn Rom, wo er an seinem dreißigsten Geburtstage anlangte, etwas aus seinem Trübsinn auf. Die Fülle der neuen Eindrücke, das eindringende Studium des Italienischen, einiger Verkehr mit deutschen und römischen Künstlern, bei dem ihn wieder sein angeborener Schönheitskult leitet, beschäftigen ihn vollauf. Poetische Production stellt sich nur spärlich ein; dagegen interessieren ihn außerordentlich die Leistungen italienischer Improvisatoren und Improvisatricen. Mit Deutschen umzugehen, vermeidet er, so weit möglich; „sie machen einander bloß das Leben sauer, grübeln über alles, und warum hätte ich auch Deutschland verlassen?" (2, 821.) Schließlich kommt, durch das ungewohnte Klima beschleunigt, eine Nervenüberreizung zum Ausbruch. In Neapel soll die Gesundheit wieder gefestigt, aber auch an die Ausführung größerer dramatischer Arbeiten gegangen werden.

Den Sommer 1827 verbringt Platen in Neapel, Sorrent und auf Capri. Er lernt schwimmen, kräftigt sich in der heißen Zeit in der frischeren Luft Sorrents, dichtet auf Capri Eklogen, die ihn momentan mit großer Befriedigung erfüllen. Trotzdem verlebt er seinen 31. Geburtstag, nach Neapel zurückgekehrt, einsamer und trauriger als je. „Ich habe nicht Ursache, mit mir zufrieden zu sein, und bin in diesem Jahre weniger vorwärts- als zurückgekommen. Mit meiner Gesundheit ohnedem; aber auch überhaupt. Die poetische Unfruchtbarkeit war groß, Rom zerstörte mich, und was soll ich von Neapel sagen, wo alles Reiz ist und doch so wenig Genuß". (2, 843.) Der beste Ertrag des Jahres war die Freundschaft mit August Kopisch. Gegen Platens Willen hatte Geheimrat Semler die beiden Dichter zusammen zu Tische eingeladen. „Ich erwartete wenigstens bloß eine trockene, gewöhnliche Bekanntschaft zu machen, aber es kam noch viel schlimmer, da jener schöne, heitere und liebenswürdige junge Mann einen nur zu tiefen Eindruck auf mich machte, einen Eindruck, den ich eigentlich nie in Italien erfuhr, wiewohl die Italiener so viel schöner sind

als wir Deutsche, und wiewohl hier in Neapel die Liebe zwischen Männern so häufig ist, daß man selbst bei den kühnsten Forderungen keinen Korb zu gewärtigen hat. Vielleicht eben deswegen artet hier die Liebe nie zur Melancholie aus. Ich aber war nicht wenig bestürzt, mich aufs neue in einem Zustande zu sehen, in welchen ich nach German nie mehr zu geraten hoffte." (2, 835 f.) Schon will er den begehrenswerten Freund fliehen, um sich nicht in neue Leidenschaft zu verstricken. Aber seine Neigung und die Liebenswürdigkeit des vielseitig begabten Schlesiers ist stärker, und trotz aller Befürchtungen entwickelt sich das Verhältnis auf das schönste und freundlichste. Wie wohl thut es Platen, „jemandem durch ein Gedicht eine Freude gemacht zu haben, was mir bis jetzt, besonders bei German, so schlecht gelang". (2, 838.) Natürlich fehlte es auch diesmal nicht an einzelnen Mißhelligkeiten; aber sie wurden alle beigelegt, und neben der Freundschaft mit Liebig ist die mit Kopisch eine der würdigsten und erfreulichsten in Platens enttäuschungsreichem Leben.

Der Verlust wird Platen sehr empfindlich, als er Ende November nach einigen kleineren Abstechern in Großgriechenland wieder nach Rom zurückkehrt, um dort zu überwintern. Hier findet er zuerst Waiblinger wieder, „dessen Persönliches mich weit weniger anspricht, der aber verwünscht viel Geist hat und der mir auch viele Gedichte vorgelesen, die großes Talent verraten, wiewohl sie eigentlich nichts taugen und keinen klassischen Wert haben". (2, 845.) Auch pflegt er in diesem Winter einen ziemlich ausgebreiteten Verkehr, rückt aber mit seinem „Romantischen Ödipus" nur langsam vom Flecke und kann nur selten von gelungenen neuen Dichtungen, meist Oden oder Eklogen, jetzt jedesmal mit großem Selbstgefühl berichten. „Dergleichen Produktionen machen mir von Zeit zu Zeit fühlbar, daß ich noch lebe; sonst komme ich mir an Leib und Seele erbärmlich vor. Wenn nicht ein Wunder geschieht, so sehe ich nicht ein, wie ich nicht mit raschen Schritten zu Grunde gehe." (2, 851.)

Diese melancholische Stimmung wird zeitweise durch angenehme Eindrücke, wie etwa das Zusammensein mit dem Fürsten Thurn und Taxis und dessen Reisebegleiter Grafen La Rosée, zurückgedrängt. Aber schwermütig verläßt Platen Ende April Rom und wendet sich nach Norden, Perugia und Florenz, bereits entschlossen, nicht wieder nach Deutschland zurückzukehren. In Florenz findet er um Rumohr einen Kreis, in dem er sich sehr wohl fühlt. Aber seine Unruhe läßt ihn nicht lange weilen: „In ein paar Tagen werde ich wieder vollkommen allein sein, ein Schicksal, dessen ich nach und nach gewohnt sein könnte." (2, 865.) Er nennt es ein Schicksal, obwohl jetzt ihn nichts hindert zu verweilen, wo es ihm gefällt, und ihn nichts von dannen treibt als sein eigener Entschluß. Aber das eine schwere Fatum, das unentrinnbar auf seinem ganzen Leben lastet, läßt ihn auch fatalistisch ansehen, was ganz Fügung seines freien Willens ist. So ist denn die Einkleidung seines Berichts von seiner An-

kunft in Rom: „So war es mir denn wider eigenes Vermuten bestimmt, gerade heute an meinem 30. Geburtstage (hier) anzulangen“ (2, 816) nicht bloß eine äußerliche Nachahmung von Goethes Eingangsworten aus Venedig: dieser fatalistische Zug, durch mancherlei Aberglauben schon in Deutschland längst angekündigt, liegt tief in Platens Wesen, und eine schwermütige Ergebung in das Schicksal prägt sich gerade in seinen Äußerungen aus Italien wiederholt aus.

Den Sommer 1828 verlebt Platen ziemlich glücklich in idyllischer Einsamkeit auf der Insel Palmaria, wo er allein mit einem Diener eine herrlich gelegene, geräumige Villa bewohnt, und wenn ihn nicht gelegentlich Freunde vom Festlande aus besuchen, durch keinen Menschen gestört wird. Hier gelingt es ihm endlich, den „Romantischen Ödipus“ zu Ende zu führen. Daß er aber durch diese Dichtung nicht, wie er wollte, der Tragödie näher gebracht werden konnte, das hat niemand klarer und bei allem Mitgefühl schärfer beleuchtet als Goethe: „Der ‚Romantische Ödipus‘ trägt Spuren, daß, besonders was das Technische betrifft, gerade Platen der Mann war, um die beste deutsche Tragödie zu schreiben; allein nachdem er in gedachtem Stück die tragischen Motive parodistisch gebraucht hat, wie will er jetzt noch in allem Ernst eine Tragödie machen! Und dann, was nie genug bedacht wird, solche Händel okkupieren das Gemüt, die Bilder unserer Feinde werden zu Gespenstern, die zwischen aller freien Produktion ihren Spott treiben und in einer ohnehin zarten Natur große Unordnung anrichten. Lord Byron ist an seiner polemischen Richtung zu Grunde gegangen, und Platen hat Ursache, zur Ehre der deutschen Litteratur von einer so unerfreulichen Bahn für immer abzulenken.“ Unzweifelhaft ist in diesen Worten die Erbitterung Platens gegen das deutsche Publikum und die deutsche Kritik in ihren verhängnisvollsten Wirkungen treffend gekennzeichnet; in seinem Tagebuch aber sieht man infolge der Spärlichkeit der Einträge in den italienischen Jahren diese Gespenster nicht wie in den von Minckwitz veröffentlichten Briefen deutlich hervortreten. Immermanns Name begegnet uns einmal, den Heines suchen wir überhaupt vergebens. Und so bemerkt man mit Befriedigung, daß Platens Gemüt doch nicht in dem Maße von erbittertem Groll gegen Deutschland erfüllt war, wie man nach den unter augenblicklichen Eindrücken und Anlässen geschriebenen Briefen annehmen mußte. Er verzehrte sich nicht bloß in Verbitterung über die Mißachtung seiner Poesie im Vaterlande; sein ganzer Zorn hatte auch hier tieferen Grund und war nichts als erkrankte Liebe.

Die letzten Monate des Jahres 1828 benutzte Platen, um eine Reise durch Oberitalien zu machen: Genua, Mailand, Cremona, Brescia, an den Gardasee, Turin, Piacenza, Parma, Reggio, Bologna. Manch angenehme Eindrücke, wie die Bekanntschaft mit den Brüdern Frizzoni, wechseln mit beklemmenden, wie er vor allem die ewigen Nebel der wasser-

reichen lombardischen Ebene drückend empfand. Auch stellt sich bisweilen eine Empfindung ein, die ihm, dem ewig Arbeitenden, bisher fast fremd war: „Da ich nicht mehr jung genug bin, um immer allein zu sein, so habe ich Überfluß an langer Weile.“ (2, 880.) Sein Winterquartier in Siena eröffnete ihm wieder einen angenehmen Umgang, im Hause der Gräfin Pieri; eine Zeit lang war auch Rumohr dort, dessen Geschmack und Kenntnis in Sachen der Kunst Platen in hohem Maße ansprechen mußte. Eine neue größere Dichtung, „Die Abbassiden“, wurde begonnen. Im Mai macht er sich wieder auf die Reise von Ort zu Ort, nimmt die Sommermonate hindurch Seebäder in Ancona, reist im Herbst wieder nordwärts bis nach Venedig, um sich dann für den Winter nach Rom zu begeben. Seine Gesundheit festigt sich in diesem Jahre; „es scheint, daß das Reisen für mich eigentlich die zuträglichste Lebensart ist“. (2, 886.) Aber allmählich fühlt er sich doch sehr unruhig, „da ich doch nach und nach meinen Aufenthalt für einige Jahre irgendwo fixieren muß, wenn ich meine poetischen Arbeiten fördern will, die bei diesen beständigen Reisen nicht gedeihen.“ (2, 913.) Leider brachte der Anfang des Jahres 1830 viel Krankheit, die ihn seine neuen Bekanntschaften mit dem preußischen Gesandten von Bunsen, dem Historiker Ranke, dem Archäologen Gerhard und anderen nicht nach Wunsch ausnutzen ließ. Wenigstens fehlte es ihm aber nicht an Teilnahme und Ansprache, und die lange vernachlässigte Lektüre konnte wieder einmal in den Vordergrund treten, wobei wohl Rankes Werke Platen die erste Anregung zu seinen eigenen historischen Arbeiten gaben. Auch der Mai in Neapel und der Sommer in Sorrent wird noch großenteils durch den langwierigen Verlauf der Krankheit verbittert. Bei besserer Gesundheit aber kann er allmählich wieder kleinere Reisen machen, wählt jedoch endlich Neapel zum ständigen Wohnort, wo er denn auch, kleine Unterbrechungen ausgenommen, bis zum Juli 1832 aushält. Hier werden die „Abbassiden“ vollendet, außer einer Reihe von Oden entstehen hier die meisten Polenlieder; im ganzen aber muß die Poesie hinter geschichtlichen Studien zurücktreten, als deren erste Frucht die „Geschichten des Königreichs Neapel“ im April 1832 abgeschlossen werden. Die Verbindung mit Deutschland wurde aufgefrischt durch einen dreimonatlichen Besuch von Fritz Fugger, diesem treuesten Freunde des Dichters, der auch in Augsburg die Handschriften Platens in Verwahrung genommen hatte; der König und der Kronprinz von Bayern kamen im Sommer 1832 ebenfalls nach Neapel und erwiesen sich dem Dichter höchst gewogen. Aber auch eine Trauernachricht rief ihn nach Deutschland zurück; sein Vater war am 8. Juni 1831 gestorben, die verwitwete Mutter wünschte sehnlich den Sohn wiederzusehen, und so begab sich Platen am 1. Juli 1832 nochmals auf die Reise nach Norden, um, nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt in Venedig, am 30. August glücklich in München einzutreffen. Hier verfloß der Winter im anregenden Umgang

mit alten Freunden wie Schelling, Schubert, Puchta, Hermann, Thiersch, Stuntz und vielen neuen Bekannten wie Cornelius, Kaulbach, Böcking und anderen mehr aufs angenehmste. Auffallend ist, daß der weibliche Verkehr den männlichen fast überwog. Die poetische Produktion regt sich wieder einmal lebhafter; im November und Dezember 1832 entsteht außer mehreren Oden und Romanzen Platens letztes Drama „Die Liga von Cambrai". Den Sommer 1833 verbringt Platen wieder in Venedig, meist mit historischen Arbeiten beschäftigt; hier lernt er bei einem Flötenspieler, der sein Wohlgefallen erregt hat, die Flöte, um in einsamen Stunden sich selbst Fuggers Kompositionen seiner Dichtungen vorspielen zu können. Noch einmal kehrt er dann nach Deutschland zurück, um nochmals in München einen an Anregung und Verkehr ziemlich reichen und angenehmen Winter zu verleben. Wiederholt gebeten, aus seinen Gedichten und historischen Werken vorzulesen, läßt er sich gerne die Bewunderung und den Beifall der Gesellschaft gefallen, zeigt aber auch gerne seine Selbständigkeit, indem er gerade in Montalemberts Gegenwart seine demokratischesten Gedichte oder vor der Tochter des preußischen Gesandten seine schärfsten Polenlieder vorträgt. Heimisch konnte er in München nicht mehr werden. In gehobener Stimmung wendet er sich Ende April 1834 wieder nach Italien, zu dieser letzten Fahrt über die Alpen von dem seltenen Glücke begünstigt, in dem Juristen Daxenberger und dem Historiker Constantin Höfler bis Florenz die trefflichste Reisegesellschaft mitzunehmen.

Und diesmal hält die ruhige, ja heitere Stimmung an, er fühlt sich jetzt in Italien und seiner befreienden Natur- und Kunstatmosphäre „recht glücklich". (2, 962.) Auch an ihm also hat sich der Segen der strengen ethischen und künstlerischen Selbstzucht bewährt; durch schwere, leidenschaftliche Kämpfe, durch tiefe, fast verzweifelnde Melancholie hat er sich zu gefaßter Selbstbeherrschung und entsagender, doch nicht freudloser Gemütsruhe durchgerungen. In Florenz, wo er jetzt nur sechs Wochen bleibt, und Neapel, wo er den Sommer verbringt, verkehrt er gerne unter den Menschen, darunter Leopardi, während die poetische Fruchtbarkeit zu verschwinden scheint. Im Winter aber, den er wieder in Florenz verlebt, entstehen einige jener Hymnen, in denen er den Gipfel seiner Kunst erblickt. Ihm, der als Mensch so schwer und bitter ernst an sich gearbeitet, ist diese im künstlichen Zwange sich doch immer freier und sicherer, kühner und schwungvoller gebende Aussprache hochsinniger und geistvoller Gedanken und Empfindungen eine natürliche, notwendige Gestaltungsform, deren subjektive Berechtigung durch noch so begründete theoretische Einwürfe nicht beseitigt werden kann. Auch die künstlerischen Leistungen Platens können nur durch die psychologische Kenntnis seiner Persönlichkeit, wie sie nun die Tagebücher erschließen, in ihrem vollen Werte, ihrer Größe wie ihren Mängeln, richtig gewürdigt werden.

Das Frühjahr 1835 benutzt Platen zu einer Reise durch Sicilien, wo er sich mit Genuß dem „Eindruck der Neuheit“ (2, 975) überläßt. Wenn ihn auch manche Beschwerlichkeiten bedrängen, so lohnen doch Palermo, Taormina und Messina die Fahrt, der sich eine weniger erfreuliche Wanderung durch Calabrien anschließt. Hier droht ihn gelegentlich die ruhige Stimmung zu verlassen; die überlegene, siegreiche Heiterkeit, die Goethe bei ähnlicher Belästigung durch die Einwohner in Malfesine beweist, steht ihm in Belvedere nicht zu Gebote. Er ist froh, nach Salerno und Neapel zurückzukehren. Die Kunde von dem Vordringen der Cholera aber veranlaßt ihn, aufs neue nach Sicilien überzufahren. Nach kurzem Aufenthalte verläßt er Palermo an seinem neununddreißigsten Geburtstage; „nie habe ich einen traurigeren verlebt“. (2, 989.) Die schlimmste Ungunst des Wetters, die Unbequemlichkeiten der Reise, vermehrt durch die Überforderungen der Wirte, machen die Fahrt nach Syrakus trübe und unerfreulich. In Syrakus selbst findet er bei Don Mario Landolina die gütigste und gefälligste Aufnahme. Mit diesem Eintrag vom 13. November 1835 bricht das Tagebuch ab; am 22. November erkrankte Platen und starb am 5. Dezember; im Garten der Villa Landolina wurde er begraben.

Trübe klingen die Tagebücher aus; trübe, fast beklemmend ist ein großer, ja der größte Teil ihres Inhalts. Für Platen aber waren sie trotzdem eine befreiende That, die Beichte, die ihn befähigte, unter den größten Qualen doch sein besseres Selbst siegreich zu behaupten; uns geben sie den Schlüssel zu seinem Wesen in all seinen Lebensäußerungen. Nun wissen wir, daß Goethes berühmte Charakteristik Platens gegenüber Eckermann in einem ganz anderen Sinne zutrifft, als Goethe selbst sie gemeint hat. „Es ist nicht zu leugnen, sagt Goethe, er besitzt manche glänzende Eigenschaften: allein ihm fehlt — die Liebe. Er liebt so wenig seine Leser und Mitpoeten als sich selber, und so kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Noch in diesen Tagen habe ich Gedichte von Platen gelesen und sein reiches Talent nicht verkennen können. Allein, wie gesagt, die Liebe fehlt ihm, und so wird er auch nie so wirken als er hätte wirken müssen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer sein, die gern wie er negativ wären, aber nicht wie er das Talent haben.“ Ja, die Liebe war sein Verhängnis, das ihm jenes negative Gepräge unerbittlich aufprägte, so schmerzlich seine Seele nach den reinsten, höchsten positiven Zielen rang. Aber sie fehlte nicht seinem tief leidenschaftlichen Gemüte; die unheilvolle Gabe der Natur, die ihm die Gegenliebe versagte, sie hat ihn um das Glück der unbefangenen Liebe zu sich selbst und zu den Menschen, wie um jedes unbefangene Glück gebracht.

Wie der Mensch, so wird auch der Dichter erst durch die Tagebücher in seinem ganzen Wesen, seinem Wachsen und Werden, seinen inneren und äußeren Bedingungen in vollem Maße erklärt. Der innige Zusammenhang von Leben und Dichten, der Goethes poetische Werke zu Selbstbekenntnissen höchster Art stempelt, besteht auch bei Platen; auch seine Gedichte sind fast alle Gelegenheitsgedichte im Goetheschen Sinne. Nicht bloß die lyrischen Poesien, auch größere Werke, wie seine epischen Entwürfe und Dramen, beruhen auf dem ganz persönlichen Erleben und Empfinden, sind nicht bloß Äußerungen seiner gestaltenden Phantasie, sondern Aussprache seiner liebenden Sehnsucht und seiner sittlichen Anschauungen. Die Klarheit, die wir hierüber aus den Tagebüchern in so unendlich vielen einzelnen Fällen gewinnen, macht uns den ganzen Dichter verständlicher, läßt uns manche seiner Schöpfungen erst jetzt in ihrer vollen Bedeutung erfassen. Und auch zur äußeren Entstehungsgeschichte seiner Dichtungen liefern die Tagebücher wenigstens bis zum Jahre 1826 reiches, dann freilich spärlicheres Material, und auch nach dieser Seite bringt uns die neue unverstümmelte Ausgabe reichen Gewinn gegenüber der Bearbeitung Engelhardts.

Es würde zu weit führen, wenn wir diesen Angaben hier im einzelnen nachgehen wollten; denn es stellt sich heraus, daß trotz der bahnbrechenden Arbeit des hochverdienten Redlich, die einen so bedeutenden Schritt über alle früheren Ausgaben und Biographien Platens hinaus gethan hat, eine nochmalige systematische Durcharbeitung der sämtlichen erhaltenen Plateniana eine unabweisbare Forderung der Wissenschaft sein muß. Redlich konnte die Tagebücher nur mit wesentlichen Beschränkungen benutzen und hat sich deshalb leider meist an das 1860 erschienene, verstümmelte Tagebuch gehalten. Daher erscheinen in seiner chronologischen Übersicht der Werke Platens eine ganze Reihe Gedichte, die jetzt zum ersten Male veröffentlicht wurden, gar nicht oder in der klein gedruckten Liste der verlorenen; ich verweise namentlich auf den reichen Ertrag bisher unbekannter Gedichte aus den Jahren 1815 und 1816 (z. B. 1, 282. 305. 363. 393. 416. 422. 443. 446. 452. 487. 607. 617. 664), aber auch aus späterer Zeit 2, 5. 43. 135. 210. 246. 371. 375). Interessant ist dabei besonders, daß sich auch die Zahl der französischen 1, 283. 345. 409. 422. 432. 458) und englischen Gedichte Platens 1, 219. 275) vermehrt; auch portugiesische Versübungen (2, 19) kommen neu hinzu. Manche Gedichte finden sich übrigens hier abgedruckt, die schon bei Redlich und sonst Aufnahme gefunden haben. Es wäre sehr voreilig, dies verurteilen zu wollen; nicht leicht ist bei einem Dichter das Studium der Varianten so lohnend wie bei Platen, und so bieten die hier zum ersten Male veröffentlichten ursprünglichen Lesarten (z. B. 1, 357 „Am Rheine“; 1, 287 „Wiederkehrend nach dem Vaterlande“; 1, 592 „Hier selbst denk ich an des Gotthards Höhen“; 1, 619 Kloster Königsfelden

und andere) einen außerordentlich lehrreichen Einblick in Platens Arbeitsweise. In einzelnen Fällen bemerken wir, daß Redlich Angaben des Engelhardtschen Tagebuches falsch bezogen hat; das religiöse Geburtstagsgedicht z. B. vom 24. Oktober 1815 ist nicht identisch mit der Abendbetrachtung, die in den Werken 1, 491 abgedruckt ist, sondern erscheint erst jetzt (1, 327) zum ersten Male. Bei der Datierung des Gedichts „Mag der Wind im Segel beben" (Redlich 1, 31), das ursprünglich die Überschrift „Widerruf" erhalten sollte, ist die Angabe 1818 irrtümlich, da es nicht durch Lüders Brief vom 16. August 1818 (vgl. Redlich 1, 692), sondern durch denjenigen veranlaßt wurde, von dem Platen nonis octobribus 1817 spricht. Derartige Berichtigungen und Ergänzungen ließen sich wohl vermehren; aber es erscheint undankbar, in dieser Weise an einer grundlegenden Arbeit Korrektur zu üben, die dauernd Wertvolles und unter den damals noch bestehenden Einengungen das denkbar Beste geleistet hat, und deren Mängel großenteils in der Beschränkung oder Trübung der notwendigen Quellen ihre Erklärung finden. Der mühsame große Rohbau ist von Redlich vortrefflich errichtet worden, und er selbst würde mit Genugthuung wahrnehmen, daß jetzt an der feineren Ausführung mit über Erwarten reichen Mitteln und guten Aussichten weiter gearbeitet werden kann. Dazu bieten die Tagebücher ein fast unerschöpfliches Material, aus dem ich nur noch einen charakteristischen Zug hervorheben will. Ein feinsinniger Ästhetiker und Lyriker, Albert Matthäi, hat jüngsthin[1]) die Bemerkung gemacht: „Ein Meister und Muster äußerer Formvollendung ist Platen; innere Form ist bei ihm selten zu finden. . . . . Platen hat alle möglichen Formen bald virtuosenhaft, bald schulmeisterlich nachgebildet, nur von einer einzigen Form hat er niemals Gebrauch gemacht: von der Form der freien Rhythmen, die ihm wohl überhaupt keine Form dünken mochte." Nun wohl! Die Tagebücher bringen uns das erste Beispiel freier Rhythmen von Platen (1, 402 f.) in einem Gedichte, dessen eingeborene innere Form niemand wird bestreiten wollen. Der richtige Kern von Matthäis zu weit gehender Behauptung wird durch diese bestätigende Ausnahme freilich nicht widerlegt; aber sie bringt deutlich zum Bewußtsein, wovon tiefer eindringende Beschäftigung mit Platen auf Grund der Tagebücher immer mehr überzeugt, daß mit den alten Vorurteilen von der Kälte und Äußerlichkeit Platens endgiltig gebrochen und die tiefe leidenschaftliche Innerlichkeit seines Charakters trotz gewisser Einschränkungen, die ja unzweifelhaft bestehen bleiben, als Grundzug seines Wesens als Mensch und als Künstler anerkannt werden muß.

München. Erich Petzet.

---

[1]) In der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1900, Nr. 62.

Köster Albert, Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen. Leipzig, R. G. Teubner 1900. 2.40 M.

Das Buch bietet, „nur leicht überarbeitet", eine Reihe von Vorlesungen, die der Verfasser in Hamburg vor einem größeren Publikum gehalten hat. Dadurch wurde sein Charakter besonders nach zwei Seiten hin bestimmt. Einmal mußte Köster seine Ausführungen dem Niveau seiner Zuhörer anpassen, dann zwang ihn, der vermutlich auf wenige Vorlesungen angewiesen war, die Kürze der Zeit zu einer quantitativ ungleichmäßigen Behandlung der Schöpfungen des Dichters. Nur der „Grüne Heinrich" und das „Sinngedicht" werden eingehender behandelt. Manche Werke wie die „Mißbrauchten Liebesbriefe" oder der köstliche „Schmied seines Glücks" sind mit nicht mehr als einer bloßen Erwähnung bedacht. Einem Meisterstück wie dem „Landvogt vom Greifensee" werden nur wenige Zeilen gewidmet. Ein litterarisch wie litterarhistorisch gleichmäßig interessantes Produkt wie der „Apotheker von Chamounix" bleibt gänzlich unbeachtet.

Der Forderung der populären Behandlung ist Köster in einer musterhaften Weise gerecht geworden. Schlicht, in überaus klarer Disposition und alles Schulmäßige vermeidend trägt er die Ergebnisse fremder und eigener Forschung vor. Zur eigenen rechne ich hauptsächlich eine prägnante Vergleichung der beiden Fassungen des „Grünen Heinrich", deren Resultate er unter geschicktem Verbergen alles gelehrten Rüstzeuges mitteilt. Diese Kunst der populären Darstellung ist keineswegs zu unterschätzen. So lange unser Publikum der eigentlichen Litterarhistorie so geringe Sympathie entgegenbringt, bedarf es künstlicher, fast möchte ich sagen diplomatischer Mittel, um ihm die Kost schmackhaft zu machen. Auch ist für den Forscher mit diesem schwierigen Geschäft manche Entsagung verbunden. Wo aber wäre man mehr verpflichtet sie zu bemerken und dem Autor mit dieser Konstatierung eine wenn auch noch so geringe Entschädigung zu bieten als in der fachwissenschaftlichen Zeitschrift? So hebt Köster beispielsweise an den „Neueren Gedichten" (von 1851) als bezeichnend hervor, daß in ihnen der Unsterblichkeitsglaube, an dem Keller in der Lyrik von 1846 trotz aller Unkirchlichkeit mit zäher Ausdauer festhielt und den er mit jugendlich-ungestümer Tapferkeit verteidigt, daß dieser Glaube nun aufgegeben ist. Es ist das ein fruchtbarer Gesichtspunkt, mit dessen Hilfe es leicht ist, eine ganze Reihe der Gedichte zu charakterisieren. Köster aber verzichtet im Interesse der Ökonomie des Ganzen darauf und begnügt sich zu sagen, daß die neuen sich von den älteren hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß jene die Unsterblichkeit bejahen, diese sie verneinen. Er bewährt so die dem deutschen Gelehrten so oft abgesprochene Kunst des Verschweigens.

Im ganzen hat Köster zwei Momente vor allem im Auge: er will Kellers Entwicklung darlegen und die wichtigsten seiner Werke analysieren.

Jenes ist ihm bei weitem besser gelungen als dieses. Es bildet das wesentliche Charakteristikum des Buches. Aufmerksam verfolgt er die religiöse Wandlung des Dichters; nicht minder berücksichtigt er die Ausbildung seiner politischen Anschauungen. Die entscheidende Wendung, die in seinem Leben der Berliner Aufenthalt (1850—1855) bezeichnet, entgeht ihm nicht. Mit Recht weist er darauf hin, daß er in dieser Zeit erst der gestaltende Poet wird. Fein zeigt er auch, wie sich in der Lyrik des Dichters leise der künftige Epiker ankündigt. Parallel dieser Erscheinung macht er die Beobachtung, wie sich in dem Verfasser des „Grünen Heinrich" der Novellist verrät. Indem Keller nach einer erstaunlich zögernden Entwicklung und nach schweren Selbsttäuschungen endlich dieses ihm ganz gemäße Gebiet betritt, erreicht er die Höhe seiner Kunst. Und wie er sich dann hier entfaltet, wie er sich mehr und mehr von dem Ungestaltet-Lehrhaften frei macht, wird von Köster an dem ersten Bande der „Leute von Seldwyla" eindringlich dargethan. Hübsch bemerkt er weiterhin die Fäden, die sich von dem zweiten Bande dieser Sammlung zu der künftigen Produktion Kellers schlingen, wie er in ihr die Wege zur kulturhistorischen Novelle und zu dem das Leben der Gegenwart behandelnden Roman betritt, die er dann nicht mehr verlassen hat. So verfährt Köster im eigentlichen und besten Sinne litterarhistorisch, indem er bemüht ist, dem Geheimnis der Individualität des Dichters geschichtlich durch Darlegung der allmählichen Fortschritte seiner Kunst und durch Aufdeckung der Zusammenhänge seiner Schöpfungen miteinander nahe zu kommen. Besonders mit dieser zweiten Bemühung steht er ganz auf dem Boden der modernen, der naturwissenschaftlichen Methode verwandten Betrachtungsweise. Er folgt jenem Satz, den Goethe von allem Werden ausgesprochen hat, daß „nichts entspringt, als was schon angekündigt ist" und legt damit den Grund zu einer Descendenz der Kellerschen Werke. Zuweilen verleitet ihn das Bestreben freilich zu Konstruktionen und er sieht dort Entwicklung, wo Wiederholung vorliegt. So wenn er (S. 113) an der Erzählung „Kleider machen Leute" als neues Moment hervorhebt, daß sie den Dichter auf dem Wege zu ernsterer Behandlung sittlicher Probleme zeige. Hat er nicht schon im „Pancraz dem Schmoller" oder in „Romeo und Julia" sittliche Probleme ernster behandelt?

Ich sagte, daß Köster die Darlegung der Entwicklung des Dichters besser gelungen sei als die Analyse seiner Schöpfungen. Hier finde ich ihn zu kahl, zu sehr auf das Stoffliche und allenfalls Ethische bedacht und zu wenig geneigt, das eigentlich Künstlerische hervorzuheben, kurz zu wenig ästhetisierend. Empfiehlt es sich schon im allgemeinen nicht, den äußeren Verlauf einer poetischen Schöpfung zu berichten, ohne damit — was bei der idealen Analyse organisch geschehen muß — eine künstlerische Würdigung zu verbinden, weil man sie so des Reizes entkleidet, ihr den Duft nimmt, so ist es besonders gefährlich bei einem Dichter wie Keller,

dessen Stärke so sehr im phantasievollen Ausmalen des Details beruht. Doch will ich nicht zu bemerken unterlassen, daß die Analyse des „Sinngedichts", das der Verfasser für das vollendetste seiner Werke zu halten scheint, auch höhere Forderungen erfüllt. Hier begnügt er sich nicht mit der Inhaltsangabe, sondern ist bestrebt zugleich die dichterischen Intentionen aufzudecken.

Als einen Mangel des Buches empfinde ich auch, daß unter der geschichtlichen Betrachtung die Gesamtwürdigung Kellers zu kurz gekommen ist. Die wahre Bedeutung des Dichters wird einem nicht genug nahe gebracht. Jene Vereinigung des Poetischen mit dem Gedankenvollen, tiefsinniger Weltbetrachtung mit unerschöpflicher Fabulierkunst, hohen geistigen Gehalts mit nie versagender Gestaltungskraft, die ihn nach Goethe zum hervorragendsten deutschen Dichter des Jahrhunderts macht, sie läßt uns Köster kaum ahnen. Besonders am „Grünen Heinrich" mußte dargethan werden, wie Keller in die Tiefe der menschlichen Brust gestiegen ist und verborgene und verschwiegene Regungen der Seele mit unerschrockener Kühnheit hervorgeholt hat. Hier behandelt er Grundfragen des Lebens von so typischer Geltung, daß die Schilderung der Knaben- und Jugendzeit des Helden schon manchem wie ein Spiegelbild der eigenen erschienen ist.

In Bezug auf den „Grünen Heinrich" habe ich noch etwas auf dem Herzen, dem ich hier Ausdruck geben möchte. In der Vergleichung der beiden Fassungen streift Köster auch die immer wieder erörterte Frage, welche von ihnen den Vorzug verdiene. Er trifft jedoch keine reale Wahl, sondern schließt ein diplomatisches Kompromiß, indem er sagt: „Mir persönlich, der ich die größere Folgerichtigkeit der älteren Redaktion und die künstlerischen Vorzüge der jüngeren sehr hoch schätze, mir hat sich im Geiste . . . ein drittes Werk herausgebildet, das die Vorzüge beider Fassungen besitzt." Ich will hier nicht den persönlichen Geschmack diskutieren, der sich in diesem vorsichtigen Ausweg ausspricht, aber ich finde, daß Köster bei der ganzen Erörterung des Problems den entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt, den er sonst mit solcher Konsequenz festhält, aus dem Auge gelassen hat. Er vermeidet nicht völlig den Fehler, den Keller selbst mit harten Worten getadelt hat, indem er den „sogenannten Kritikern" vorwirft, daß sie anstatt das jetzige Bild (das heißt die Umarbeitung) aus sich heraus zu beurteilen, es in philologischer Weise mit dem alten vergleichen. Sie zerren das Abgestorbene herum und lassen das Lebendige liegen. (An Marie von Frisch den 20. November 1880.) Wie die erste Fassung als Konfession der Jugendzeit, so mußte die zweite als die des Mannesalters aufgefaßt werden. Es mußte gezeigt werden, daß der Dichter, als er Ende der siebziger Jahre an die Umarbeitung schritt, dem Werke den trostlos pessimistischen Grundcharakter nicht lassen konnte. Ich sage den pessimistischen, nicht tragischen. Denn tragisch ist meines Erachtens auch die neue Fassung. Köster formuliert den Unterschied nicht

richtig, wenn er sagt (S. 60), daß „der alte ‚Grüne Heinrich' tragisch mit dem Tod des Helden ende, daß der Dichter aber für den neuen einen glücklichen Ausgang gefunden habe". Kann man das wirklich einen „glücklichen Ausgang" nennen, wenn der Held sich nach den schwersten Lebenserfahrungen und den bittersten Enttäuschungen der stillen Resignation ergiebt? Bricht ihm auch nicht wie in der ersten Fassung „das schwere Bewußtsein, sein Nächstes und Heiligstes, das Mutterleben, zerstört zu haben", das Herz, so muß die Erinnerung daran doch sein Dasein beschatten und ihm die ungetrübte Lebensfreude für immer rauben. Ich denke, das ist tragisch genug. Behält man das im Auge, dann erscheint das 14. Kapitel des dritten Buches, von dem Köster meint (S. 77), daß es ein Rudiment der ersten Fassung sei und zur zweiten wegen seiner auf die Tragik mit tödlichem Ausgang weisenden Tendenz nicht recht stimme, mit ihm wohl vereinbar. Gleichwohl bleibt es richtig, daß die Umschmelzung nicht schlackenrein gelang, daß nicht bloß die konsequente Durchführung der Erzählung in der ersten Person Widersprüche und Inkoncinnitäten schuf, sondern daß auch die Veränderung des ethischen Charakters des Werkes Disharmonien veranlaßte, wie sehr Keller auch bemüht war, die ursprüngliche Anlage mit der späteren Auffassung in Einklang zu bringen. Dieser Mangel, den das Werk mit anderen kleineren und größeren, nicht aus einem Guß entstandenen poetischen Schöpfungen teilt, blieb dem Dichter selbst, wie Köster andeutet, nicht verborgen. Daher während der Umarbeitung seine Stoßseufzer über das „Martyrium", die „widerwärtige Affaire", den „dämonischen Simpel", das „schrecklichste aller Bücher", das „Unglücksbuch" und wie die Bezeichnungen alle lauten. Ja, er spricht nicht nur von der „Schwachheit des Geschriebenen" trotz der Ausmerzung der groben Fehler, die der ersten Fassung anhafteten (An Ida Freiligrath den 13. Juli 1879), sondern erklärt selbst die autobiographische Form als einen Grundmangel des Werkes (An Nerrlich den 28. Februar 1881). Dennoch erklärt er gerade den neuen Schluß für besser als den früheren (An Petersen den 13. Januar 1883) und dazu hatte er von seinem Standpunkt aus ein volles Recht. Denn zwischen der Konzeption der ersten Fassung des Romans und der Herstellung der zweiten liegt eine so fundamentale Wandlung der Weltanschauung des Autors, daß Keller nicht der Dichter sein müßte, der er war, wenn sie in der Umarbeitung nicht reflektierte. Und so eigentümlich liegen die Umstände, daß es sogar eine Art Einlösung einer alten Schuld war, wenn er seinem Werke jetzt ethisch eine andere Wendung gab.

Konzipiert ward der Roman in jener schlimmen Züricher Zeit, da der Dichter nach dem Zusammenbruch seiner künstlerischen Existenz in München äußerlich noch die Malerei betrieb, innerlich aber die poetische Neigung zum Durchbruch drängte. Daß er damals ohne inneren und äußeren Beruf dahinlebend, an seiner malerischen Begabung verzweifelnd,

von seinen dichterischen Fähigkeiten noch nicht überzeugt, einen cypressendunklen Schluß erdachte, ist begreiflich. Die Stimmung der Zeit, die sich gern pessimistisch drapierte, begünstigte ihn. Nicht minder die der Jugend fast immer eigene Vorliebe in der Poesie das Erlebte ins Tragische zu steigern. Auch als Keller dann den Dichter in sich entdeckt hatte, als seine lyrische Poesie in Heidelberg neue Blüten trieb, als er auf dem dramatischen Felde Pläne über Pläne entwarf, waren die inneren Vorbedingungen zu einer anderen Auffassung noch nicht gegeben. Denn noch hatte er nicht die seiner Individualität gemäße poetische Bethätigung gefunden, diejenige Sphäre, in der er mit freiem Behagen schaltete. Sein dramatisches Pläneschmieden führte zu keinem Ergebnis. Das „subjektive Gebahren", das „subjektive und eitle Geblümsel" der Lyrik war ihm zuwider. Sein unbewußtes Ziel war die sachliche und objektive Spiegelung der Welt, die ihm nur diejenige epische Poesie gewähren konnte, die auf einem souveränen, über das persönliche Leid erhabenen Humor beruhte. So hatte er in einer Epoche innerlicher Gährung den Roman begonnen.

Allein noch während er an ihm schrieb, vollzog sich in seinem Wesen eine sich schon in Heidelberg, wo er sich nach seinem eigenen Wort in der „Mauser" befand, ankündigende, entscheidende Wandlung. Ein äußeres Symptom dieser Metamorphose ist der bei seiner schweren Natur erstaunliche Produktionsdrang, der ihn jetzt in der Zeit seines Berliner Aufenthaltes ergreift. Neben seinen zahlreichen dramatischen Plänen, die ihn fort und fort beschäftigten, schreibt er den „Apotheker von Chamounix" (1853), in dem er, Heines allzu persönliche Geisteswillkür satirisch verspottend, zugleich seinem eigenen Subjektivismus den Abschied giebt. Er konzipiert und schreibt zum größten Teil die Seldwyler Erzählungen, die „Legenden", das „Sinngedicht". Wie sich mit dieser Schaffenslust und Schaffenskraft eine dichterische Vervollkommnung verband, wie der Poet Keller jetzt erst seine wahre Physiognomie erhielt, habe ich an anderer Stelle, in einem Aufsatz „Gottfried Keller in Berlin" (Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1895, Nr. 221) dargethan. Der quellende Reichtum muß ihm aber auch die lang entbehrte innere Befriedigung gewährt, das Bewußtsein seiner Kunst muß seine Stellung zur Welt verändert haben. Zugleich mit der dichterischen Entfaltung vollzieht sich eine seelische Wandlung. Sein Blick wird weiter und klarer. Er giebt die grämliche Selbstbeobachtung ein für allemal auf und richtet den Blick auf das Treiben der Welt, der er gelassen und heiter ins Gesicht sieht. Der Pessimist wird zum Optimist. Freilich wird Keller nicht Optimist sans phrase. Die Erfahrungen seiner Jugend waren zu bitter, die Leiden zu schwer und langwierig, als daß ihre Eindrücke in seiner Seele je zu verwischen waren. In dem Wesen des Dichters, an dessen Wiege die Melancholie saß, blieb zeitlebens ein pessimistischer Untergrund. Bewußt aber schloß er für seine poetische Philosophie eine Art Kompromiß zwischen den beiden Polen,

indem er sich von nun an für seine Bethätigung der Dichtkunst als Ziel das schöne Wahre setzte, wie das Richard M. Meyer in seiner Litteratur des 19. Jahrhunderts (S. 408) ausgeführt hat. Lebte doch in ihm bei allem Hang zum Mürrischen und Verdrießlichen eine goldene Welt- und Erdenfreude. In Gedichten wie dem „Abendlied" (Gedichte 1, 43), dem „Frühlingsglauben" (1, 46), „Schein und Wirklichkeit" (1, 106 f.), „Dankbaren Leben" (1, 186) spricht sich ungetrübtes Erdenglück und unbegrenzte Hoffnungsseligkeit aus.

Keller stand also, schon als er am „Grünen Heinrich" schrieb, nicht mehr fest auf dem Boden der Weltanschauung, auf die der Roman gegründet war. Das ist der innere Grund der jahrelangen Verzögerung des Abschlusses. Dieses Schwanken und nicht wie Köster (S. 71) meint, das viele, die Absichten des Dichters verhüllende Beiwerk, worin ich nur die Folge der Unsicherheit sehe, bewirkte, daß für Männer wie Hettner und Vischer die Notwendigkeit der Tragik des alten „Grünen Heinrich" nicht zwingend herauskam. Den Zwiespalt der Stimmung in der Zeit der Intention und der der Ausführung deutet der Dichter selbst verblümt an, wenn er im Vorwort zu dem Buch ausdrücklich hervorhebt, daß „Absicht und Motive unverändert dieselben blieben wie am ersten Tage der Konzeption". Denn zwischen den Zeilen steht die Klage geschrieben, wie schwer es ihm ward, die alten Pläne im Geiste der Jugend, die sie erdacht hatte, auszuführen. Weniger verhüllt bekennt er es in dem Brief an Freiligrath aus Berlin Ende 1854. (Bächtold[1] 2, 267 f.) Wenn nun aber Keller selbst während der Arbeit an dem Werk der tragisch-pessimistischen Grundstimmung mehr oder weniger bewußt entwachsen war, ist es dann billig zu verlangen, wie es geschehen ist, daß er zwanzig Jahre später noch an ihr festhalte?

Es war für ihn eine unvermeidliche Notwendigkeit ihm jetzt denjenigen ethischen Charakter zu geben, den ihm lediglich eine unglückliche Konstellation der Umstände vorenthalten hatte. Auch hier mußte die Brücke zwischen Pessimismus und Optimismus geschlagen werden. Die unmittelbare Folge der Erlebnisse durfte nicht mehr der Tod des Helden sein. So bemerkt denn auch Keller gleich an der ersten Stelle, wo er in seinen Briefen von der inneren Aufgabe, die ihm die Umarbeitung des Werkes stellt, einläßlicher spricht (An Petersen den 4. Juni 1876), als er noch die Absicht hatte, die Autobiographie als das hinterlassene Manuskript des Verstorbenen erscheinen zu lassen, ausdrücklich, daß die Einleitung vom Tode des Helden als älteren Mannes erzählen sollte. Hätte der Dichter diesen Plan ausgeführt, so wäre in dieser „Zwischenform" die Verschiedenheit der Tendenz allerdings nicht so scharf hervorgetreten, wie es jetzt zwischen den beiden Fassungen der Fall ist. Keller hatte aber auch von dem Standpunkt seiner nun errungenen Weltanschauung aus den scheinbar versöhnlichen Schluß nicht zu scheuen. Denn er dachte sich das

Wenige dabei. „Der Schluß," schreibt er an Petersen (13. Januar 1883), „hat etwas zu viel von dem Inhalt, den die meisten nicht gleich verstehen." Wie er aber aufzufassen ist, lehrt eine andere Äußerung, aus der wir zugleich erkennen, wie sich in dem Werk Pessimismus und Optimismus verschlingen oder vielmehr wie jener von diesem überwunden wird. Nach der Vollendung der Umarbeitung schreibt Keller an Petersen (21. April 1881), der es als störend empfand, daß Heinrich den schmerzlichen Gedanken an den mitverschuldeten Tod der Mutter durch das Leben schleppen muß: „Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind; aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude giebt? Selbst wenn sie der Reflex eines körperlichen Leidens ist, kann sie eher vielleicht eine Wohlthat als ein Übel sein, ein Schutz mehr gegen triviale Ruchlosigkeit."

Wie tief begründet aber in Kellers Natur diese Auffassung von dem Leid als dem notwendigen Ferment einer tieferen Existenz ist, zeigt sich darin, daß wir ihre Spuren von der frühen Jugend bis zu der Zeit verfolgen können, da er aus ihr für seine größte Schöpfung die entscheidenden Konsequenzen zog. Ja, sie hängt aufs innigste mit jenem „lyrischen Gebahren" zusammen, das sie überwindet. Sie ist aus derselben zärtlichen Betrachtung des Ichs, aus derselben liebevollen Versenkung in die Regungen der eigenen Brust, aus derselben Überschätzung des Individuellen heraus geboren, nur daß der Zug jetzt eine positive Wendung genommen hat. So sehr gilt auch für die geistige Entwicklung der Satz, daß „nichts entspringt, als was schon angekündigt ist".

In dem später „Wetternacht" (Gesammelte Gedichte 1, 29) betitelten Gedichte, das eine nur wenig veränderte Fassung des vierten Stückes aus dem Cyklus „Nacht" der Sammlung von 1846 ist, heißt es:

O reiner Schmerz, der von den Höh'n gewittert,
Du heil'ges Weh, das durch die Tiefen zittert,
Ihr schließt auch mir die Augen auf!
— — — — — — — —
Du süßes Leid, hast ganz mich überwunden!
Welch' dunkle Lust, die ich noch nie empfunden,
Ist mit der Demut angefacht!

Das zweite Gedicht des Cyklus „Auch an die Ichel" (1846, S. 100), später „Den Zweifellosen I" betitelt (Gedichte 1, 125), beginnt:

Wer ohne Schmerz, der ist auch ohne Liebe,
Wer ohne Leid, der ist auch ohne Treu',
Und dem nur wird die Sonne wolkenfrei,
Der aus dem Dunkel ringt mit heißem Triebe.

Und das erste Gedicht des Cyklus „Abend" (1846, S. 11 ff.), später „Sonnenuntergang" (Gedichte 1, 36) betitelt, schließt mit der Strophe:

Es ist auf Erden keine Nacht,
Die nicht noch ihren Schimmer hätte,
So groß ist keines Unglücks Macht,
Ein Blümlein hängt an seiner Kette!
Ist nur das Herz von rechtem Schlage,
So baut es sich ein Sternenhaus,
Und schafft die Nacht zu hellem Tage,
Wo sonst nur Asche, Schutt und Graus.

1848 preist Keller die „Melancholie“ (Gedichte 2, 122), die Göttin, die ihm voll Treue zur Seite liegt, der Wahrheit Spiegelschild emporhält, als diejenige, der er die Erkenntnis verdankt. Nur du, nur du, ruft er ihr zu, bist wahr und schön!

Und in Heidelberg, wo ihm die verfehlte Werbung um Johanna Kapp neues Leid zufügte — denn in der That hat er sich ihr erklärt. Kösters Darstellung (S. 40), wonach man anzunehmen hat, daß er dem Mädchen seine Liebe nicht gestanden habe, ist nicht richtig (vgl. Bächtold[1] 1, 330 ff.). Den „niemals abgesandten Brief“ schrieb Keller der abreisenden Freundin zum Abschied, einige Wochen nachdem er ihr seine Neigung enthüllt und von ihr erfahren hatte, daß sie durch eine aussichtslose Liebe an einen selbst gefesselten Mann gebunden sei — in Heidelberg wird ihm in der Poesie auch dieser Schmerz zum Gewinn.

Ich ward so arm und doch so reich,
Zum stolzen Wissen mein Verlust!
Und in dem Elend lag zugleich
Der Balsam für die wunde Brust.

Und besser ging ich, als ich kam,
Von reinem Feuer neu getauft,
Und hätte meinen reich'ren Gram
Nicht um ein reiches Glück verkauft.

Eine nicht minder persönliche Verklärung der Resignation als die zweite Fassung des „Grünen Heinrich“ bietet der um die Mitte der siebziger Jahre gedichtete „Landvogt von Greifensee“, nur daß hier jeder tragische Accent fehlt und über das Ganze ein glückselig-elegischer Duft gebreitet ist. „Wol sind es die Rosen der Entsagung,“ sagt Landolt in seiner prächtigen Rede vor den fünf Frauen, um die er einst vergebens geworben hatte, „welche die Zeit mir gebracht hat, aber wie herrlich und dauerhaft sind sie!“

Wie in einem Symbol aber faßt sich die Entwicklung der Kellerschen Grundanschauung vom Leben in drei Staffeln zusammen. Im Januar 1850 plant der Dichter für den Abschluß des Romans den Selbstmord des Helden. „Nur in der ganzen vollen Entsagung an Welt und Leben für immer liegt die Genugthuung und die einzig mögliche Versöhnung in dem willigen Sterben und Scheiden vom warmen Leben, der einzige Trost in

der ewigen Vergessenheit" (Bächtold 2, 43). Bei der Ausarbeitung 1854 läßt er ihn unter der Wucht der Erlebnisse unmittelbar zusammenbrechen, ohne, wie wir sahen, mit diesem Ausgang noch ganz einverstanden zu sein. In der endgiltigen Fassung erliegt der Held nicht, aber von Düsternissen beschattet, von dem Bewußtsein der Schuld belastet, hegt er den Wunsch das Dasein aufzugeben. Da trifft er Judith, die Geliebte seiner Jugend. Jugendglück, Heimat, Zufriedenheit scheinen ihm mit ihr zurückgekehrt zu sein. Wie zur Buße gesteht er ihr seine Verschuldung. Das Bekenntnis nimmt den alten Druck von der Seele und macht ihn „frei und gesund". Indem sie ihn dann lehrt, durch Verzicht auf ein volles und ganzes Glück sich einer bescheidenen Genügsamkeit zu überlassen, ergiebt er sich willig einem stillen und geräuschlosen Leben, dem das erfahrene Leid Tiefe und Gehalt verliehen hat.

Berlin. Otto Pniower.

Vermeylen Aug., Leven en werken van Jonker Jan van der Noot. Antwerpen, De nederlandsche boekhandel 1899.

Auch für die deutsche Litteraturgeschichte hat der wenig bekannte brabantische Edelmann, der erste niederländische Renaissancedichter (geboren um 1540, gestorben 1595), dem diese sorgsame Arbeit gilt, einige Bedeutung. Denn 1572 brachte Jan van der Noot, der seine Nachahmungen Petrarcas, Ronsards, du Bellays auch ins Französische und Englische übertrug oder übertragen ließ, in Köln eine Verdeutschung seines „Theatrum" durch den Rechenmeister Balthasar Froe zum Drucke; 1576 erschien ebenda sein „Buch Extasis" in zehnsilbigen Reimpaaren mit einem Vorwort von Hermann Grenerus. Jan van der Noot war 1567 um seines reformierten Bekenntnisses willen aus Antwerpen geflüchtet, trat aber später zum Katholicismus über und kehrte dann in seine Vaterstadt zurück. J. B.

Bibliographie.[1])

1. Zeitschriften.

Bearbeitet von Adolf Hauffen in Prag.

Philologische und litterarhistorische Zeitschriften.

Verhandlungen der **45. Versammlung deutscher Philologen** und **Schulmänner** in **Bremen** 1899.

Allgemeine Versammlung. Kräger H., Bremen im Spiegel der Litteratur.

Wendt G., Neue Bahnen im neusprachlichen Unterricht.

Historische Sektion. Rohde, Ortsnamenforschung als Hilfsmittel der Geschichtsforschung.

Tille A., Bemerkungen zum vorigen Vortrage.

Germanistische Sektion. Siebs Th., Zur Regelung der deutschen Bühnenaussprache.

Geiger L., Das junge Deutschland und Preußen. Nach archivalischen Quellen.

Wunderlich H., Zum Grimmschen Wörterbuch.

Neuphilologische Sektion. Mangold W., Friedrichs des Großen Dichtungen im siebenjährigen Kriege.

Sektion für Bibliothekswesen. Bulthaupt H., Geschichte der Stadtbibliothek in Bremen.

Jahrbuch der **deutschen Shakespeare-Gesellschaft.** 36. Jahrgang.

Bulthaupt H., Raum und Zeit bei Shakespeare und Schiller. Festvortrag.

Minor J., Zu Bürgers Macbeth-Übertragung. — Mitteilung der Hexengesänge nach einem bisher unbekannten Abdruck von 1780.

Kilian E., Shakespeare auf der modernen Bühne.

Frenzel K., Die scenische Einrichtung der Shakespeare-Dramen. — Auf deutschen Bühnen.

Bolte J., Englische Komödianten in Münster und Ulm.

Vukadinovic S., Wurth: Zu Wielands, Eschenburgs und Schlegels Übersetzungen des Sommernachtstraums.

Petsch R., Schüddekopf und Walzel: Goethe und die Romantik. I.

Wechsung A., Statistischer Überblick über die Shakespeare-Aufführungen deutscher Theater 1899.

Cohn A., Shakespeare-Bibliographie. 1897. 1898. 1899. II. Deutschland.

---

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1900 zu ergänzen.

Goethe-Jahrbuch. 21. Band.

I. Neue Mitteilungen. Suphan B., Ulrike von Levetzow. — I. Mitteilungen aus dem Goethe- und Schillerarchiv. 1. Briefe Goethes an Ulrike von Levetzow und ihre Mutter Amalie von Levetzow, geborene von Brösigke. — 2. Goethe und die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Herausgegeben von Karl Schüddekopf. (Mit vielen Briefen Goethes.) — 3. Zwei Falstaff-Fragmente von Goethe. Herausgegeben von A. Brandl. (Zwei Fragmente eines bisher unbekannten Dramenplanes Goethes wahrscheinlich aus dem Jahre 1792.) — 4. Goethe an Karl August. Herausgegeben von J. Wahle. (Brieffragment vom 6. Oktober 1815.) — II. Verschiedenes. 1. Schiller an Goethe. Mitgeteilt von C. Francke. (Brief Schillers vom 9. November 1803.) — 2. Goethe und Bran. Sieben Briefe Goethes und ein Brief Karl Augusts. Mitgeteilt von P. von Bojanowski. — 3. Funck H., Sechs Briefe von Lavater an Goethes Eltern.

II. Abhandlungen. 1. Fulda L., Epilog zu Goethes Tasso. (Weimar, 27. Mai 1899.) — 2. Meysenbug Malwida von, Betrachtungen über Goethes Leben. — 3. Münch W., Goethe in der deutschen Schule. — 4. Stern A., Goethe und Dresden. — 5. Geiger L., Salomon Hirzel und Michael Bernays. — 6. Goebel J., Hommunculus. — 7. Türck H., Die Bedeutung der Magie und Sorge in Goethes Faust. — 8. Düntzer H., Ein böser Angriff auf „Hermann und Dorothea". (Verteidigung des Verses IV, 199 gegen Vischers Anwurf der Schamlosigkeit.) — 9. Seuffert B., Skizze der Textgeschichte von Goethes Werther.

III. Miscellen. A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken. 1. Geiger L., Ein Briefchen Goethes an Frau von Staël. — 2. Franck C., Dankschreiben der Sängerin Mara an Hummel mit Rücksicht auf die beiden ihr gewidmeten Gedichte Goethes. — 3. Bolte J., Zur Legende vom Hufeisen. (Volkstümliche Stoffparallele.) — 4. Kluge F., Zum Schwager Kronos. — 5. Petsch R., Zum Erlkönig. — 6. Meyer R. M., Zu „Gott, Gemüth, Welt". — 7. Henkel H., Goethes rhythmische Prosa. — 8. Fürst R., Das undeutsche Pygmäenweibchen. — 9. Alt C., Professor Clodius und die mythologischen Figuren in Goethes Lyrik. — 10. Funck H., Nicht Goethe, sondern Frau von Döring ist nämlich die Verfasserin der Äußerung zu den Bildern Passavants in Lavaters „Physiognomischen Fragmenten". — 11. Geiger L., Eine Recension Goethes? — 12. Bock A., Zur Campagne in Frankreich. — 13. Loeffler L., Zu Werther. — 14. Harnack C., Zu den „Maximen und Reflexionen über Kunst". — 15. Geiger L., Arnims Recension von Goethes biographischen Schriften. — 16. Fuchs G. F., Zu dem Aufsatz „Von dem Himmel und der himmlischen Freude". — 17. Geiger L., Johannes von Müller über die Xenien. — 18. Geiger L., Zur Geschichte der Jenaer Litteratur-Zeitung. — 19. Geiger L., Ein Gespräch mit Goethe. — 20. Bailleu P., Eine russische Großfürstin bei Goethe. — 21. Distel Th., Aus Müllneriana über Goethe. — 22. Napoleon III. als Goethe-Übersetzer. — (Zu S. 292 berichtigt jetzt der Königswarter Sekretär Falz in der Neuen Freien Presse Nr. 12964 den ersten Vers der Übersetzung. Er lautet richtig Mon coeur s'opprime.) — Bibliographie.

Eucken R., Goethe und die Philosophie. Festvortrag.

Zeitschrift für **deutsches Altertum** und **deutsche Litteratur.** Band 44. Heft 2.

Roethe G., Münchener Reimpredigt. — 15. Jahrhundert.

Anzeiger für **deutsches Altertum** und **deutsche Litteratur.** XXVI. Heft 2.

Hermann Kraner E., Heilig und Lenz: Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten.

Beer R., Schneider: Spaniens Anteil an der deutschen Litteratur. — Mit zahlreichen wichtigen Nachträgen aus den Bücherschätzen der Wiener Hofbibliothek und mit Nachrichten über ältere Reisen Deutscher nach Spanien.

Bolte J., Krüger H. A.: Der junge Eichendorff.

Minde-Pouet G., Kerner und Müller: Kerners Briefwechsel. Hartmann: Uhlands Tagebuch.

Fischer H., Hermann Kurz und Franz Pfeiffer. — Mit Briefen.

Zeitschrift für den **deutschen Unterricht.** Jahrgang 14. Heft 5.

Schwarze W., An Goethes Hand unter südlichem Himmel.

Wülfing E., Sprachliche Eigentümlichkeiten bei Conrad Ferdinand Meyer.

Becker Th., Weg und Gelände in der Sprache.

Gartner Th., Heintze: Deutscher Sprachhort.

Glöde O., Bartels: Klaus Groth.

Zeitschrift des **Allgemeinen deutschen Sprachvereins.** Jahrgang 15.

Nr. 5. Matthias Th., Beisatz- und Aussagewort mit als.

Nr. 6. Gartner Th., Musteraussprache. — Die Bestrebungen auf diesem Gebiete von 1897—1900.

Graffunder Anna, Unterricht in der Muttersprache.

Schütte O., Jakob Sackmann, ein Freund unserer Bestrebungen im 17. Jahrhundert.

Nr. 7/8. Heintze A., Neueste sprachliche Verirrungen. — In den Dichtungen modernster Schriftsteller.

Streicher O., Volkstümliche Bildersprache.

Wissenschaftliche Beihefte zur **Zeitschrift** des **allgemeinen deutschen Sprachvereins.** Heft 19.

Sarrazin O., Plaudereien über das Binde-s.

Pietsch P., Wie erklärt und rechtfertigt es sich, daß die Abwehr der Fremdwörter in der deutschen Sprachpflege der Vergangenheit, wie der Gegenwart eine hervorragende Rolle spielt?

Zeitschrift für **hochdeutsche Mundarten.** Jahrgang 1. Heft 3.

Gerbet E., Westerzgebirgisch und Südostthüringisch.

Weise O., Volkstümliche Erinnerungen an den 30jährigen Krieg.

Lenz P., Zur Statistik der Fremdwörter im Deutschen.

Haag K., Sieben Sätze über Sprachbewegung.

Gartner Th., Lautbestand der Wiener Mundart.

Schwyzer E., Wortdeutungen.

Stiebitz J., Kinder- und Buhlerlieder (Schnadahüpfl) aus Deutsch-Gießhübl bei Iglau.

Unfeld W., Schwäbische Sprichwörter und Redensarten. (Fortsetzung.

Grienberger Th. von, Mundarten der „Sieben Gemeinden". — Deutsch-Sprachinsel in Oberitalien.

Meisinger O., Die hebräischen Fremdwörter der Rappenauer Mundart.

Chronik des **Wiener Goethe-Vereins.** Band 14. Nr. 5/6.

Wichhoff F., Der zeitliche Wandel in Goethes Verhältnis zur Antike dargelegt am Faust.

Kollet H., Rambergs Kopie des Goethe-Bildnisses von Lips.

Friedrich Rückert über den West-östlichen Divan.

Ein persisches Huldigungsgedicht an die Erbgroßherzogin Marie Paulowna von Sachsen-Weimar.

Monatsblätter für **deutsche Litteratur.** IV.

Nr. 5. 6. Siegemund R., Joh. Chr. Günther.

Nr. 5. Busse C., Hermann Lingg.

Nr. 6. Strauß L., Die Dorfgeschichte in der modernen Litteratur.

Nr. 7. Lienhard F., Platen und Heine.

Richter H., E. Geibel.

Litteraturblatt für **germanische** und **romanische Philologie.** Jahrgang XXI.

Nr. 4. Socin A., Kading: Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache.

Stern A., Hausding: Die Fremdwortfrage.

Glöde C., Kemmer: Lautstand der Aschaffenburger Kanzleisprache im 16. Jahrhundert. I.

Tardel H., Richter: Freiligrath als Übersetzer.

Nr. 5. Diemar H., Wollan: Deutsche Lieder auf den Winterkönig. — Mit Berichtigungen.

Zeiger-Gebing E., Erich Schmidt und Valentin: Goethe Festreden in Frankfurt.

Waag A., Stöcklein: Bedeutungswandel der Wörter.

Behaghel C., Hettig und Lenz: Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten.

Nr. 6. Socin A., Arndt: Der Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen in der Breslauer Kanzleisprache.

Behaghel C., Liebich: Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache.

Modern Language Notes. XV. 4.

Eggert, The „Evil Spirit" in Goethes Faust. I.

Akademieschriften und Verwandtes.

Academia. Monatsschrift des Cartellverbandes der katholischen Studentenverbindungen. XIII. Nr. 1.

Der Jurist Goethe.

Mitteilung der **Gesellschaft** zur Förderung **deutscher Wissenschaft, Kunst** und **Litteratur** in **Böhmen.**

Nr. 10. Krasnopolski H. und Schuster H., Berichte über die im Exposé des k. k. Justizministeriums über die Gestaltung des österreichischen internationalen Urheberrechtes gestellten Fragen.

Nr. 11. Hauffen A., Sechster Bericht über den Abschluß seiner Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen in Deutsch Böhmen. (Juli 1900.)

Nachrichten von der Königl. **Gesellschaft** der **Wissenschaften** zu **Göttingen.** Philologisch-historische Klasse. 1899.

Heft 2. Lehmann M., Luthers Verhör vor dem Wormser Reichstage.

Heft 4. Koethe G., Jacob Grimms Vorlesungen über deutsche Litteraturgeschichte. — Giebt nach erhaltenen Kollegienheften (eines rührt von Goedeke 1834 her) eine Charakteristik und reichliche Auszüge aus Grimms Vorlesung über das ganze Gebiet der deutschen Litteraturgeschichte. Darunter eine ausgezeichnete Beurteilung Fischarts. Schöne Aussprüche, z. B. „Wenn Goethe unserer Litteratur fehlte, dann fehlte ihr die Sonne am Himmel." Über Iffland „in Klopstocks Zeit kam die Poesie auf die Kanzel, jetzt stieg die Beredsamkeit von der Kanzel auf die Bühne." Die Darstellung geht bis zu Platen und Heine, aber Grillparzers Name fehlt. Goedeke erscheint deutlich beeinflußt von einzelnen Urteilen Jacob Grimms.

Göttingische Gelehrte Anzeigen.

Nr. 1. Vogt F., Heinzel: Beschreibung des geistlichen Schauspiels. Wilmotte: Les passions allemandes du Rhin dans leur rapport avec l'ancien théâtre français. — Berichtigt Wilmottes Angaben in wichtigen Punkten

Nr. 3. Minor J., Bulthaupt: Goethes Faust.

Nr. 4. Schroeder E., Lindemeyer: Der Wortschatz in Luthers, Emsers und Eds Übersetzung des Neuen Testaments. — Wird „als Symptom ungesunder Zustände in unserer Wissenschaft" hart vorgenommen.

Bericht der **Lese-** und **Redehalle** der **deutschen Studenten** in **Prag** über das Jahr 1899.

Molisch H., Goethe als Naturforscher.

Laube G. C., Goethes Beziehungen zu Deutschböhmen.

Sitzungsberichte der **königlich preußischen Akademie** der **Wissenschaften** zu **Berlin.**

VII. Harnack A., Bericht über die Abfassung der „Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin".

XVI. Harnack A., Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften. Festrede zur Zweijahrhundertfeier.

XXIII. XXIV. Schmidt Erich, Deutsche Reimstudien. I.

Börsenblatt für den **deutschen Buchhandel.**

1899. Nr. 266. 267. Holle G., Deutsche Schrift.

Nr. 296. Pech T., Übersetzungen aus dem Deutschen in die slawischen, die magyarische, die romanischen und die osteuropäischen Sprachen.

Nr. 299. Die Entwicklung des Urheberrechts im 19. Jahrhundert.

1900. Nr. 14. 15. Ziegert M., Goethe in seinen Beziehungen zum Frankfurter Buchhandel.

Nr. 98. Ebner Th., Stuttgarts Buchhandel und das Gutenbergfest in Stuttgart 1840.

Historische Provinzial- und Lokalzeitschriften.

Alemannia. Jahrgang 27. Heft 3.

Arnold K., Volkskunde von Mündelloch bei Neckargemünd.

Pfaff F., Die Kindermorde zu Benzhausen und Waldkirch im Breisgau. Ein Gedicht aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.

Mayer A. F., Zu Alemannia 26, 72 ff. Bolte: „Zu den Amores Sülingenses."

Fischbach K. von, Spottlied auf die Jäger von ehemals aus Hohenzollern.

Alt-Wien. VIII. Nr. 11. 12.

Koller C., Festspiele am Kaiserhofe zu Wien im 17. Jahrhundert.

Baltische Monatsschrift.

Jahrgang 41. Nr. 12. Diederichs H., Der Besuch eines Kurländers bei Jean Paul im Jahre 1816.

H. T., Litterarische Streiflichter.

T. A. von, Aus einer Rigaischen Korrespondenz.

Jahrgang 42. Nr. 4. Sintenis F., Goethe vor 100 Jahren.

Forschungen zur **Geschichte Bayerns.** Band VIII.

Heft 1. 2. Lory K., Kulturbilder aus Frankens Vergangenheit. I. Aus der Franzosenzeit des Markgrafenlandes. II. Pietisten in Bayreuth. III. Der Streit um den Kirchweihschutz zu Veitlahm und Mainleus. IV. Eine Kirchenvisitation in Kulmbach 1599.

Heft 2. Oser K., Briefe über Herders Erhebung in den bayerischen Adelsstand. — Darunter Herders Brief an den Grafen Görtz, 12. September 1801.

Heft 3. Reinhardstöttner K. von, Eine Münchener Monatsschrift aus dem Jahre 1782.

Bayern und seine Hauptstadt im Lichte von Reiseschilderungen und fremden Kundgebungen. VII.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in **Böhmen.** Jahrgang 38.

Nr. 3. Krejčík A. L., Beiträge zur Biographie des M. Zacharias Theobald.

Wolkan R., M. Koch: Hock, Schönes Blumenfeld.

Nr. 4. Bachmann A., Ludwig Schlesinger.

Brent A., Eine neue Bibelübersetzung des 14. Jahrhunderts.

Wolkan R., Ein Pasquill auf Georg und Ladislaw Popel von Lobkowitz vom Jahre 1594.

Horsicka A., Ein Brief des meißnischen Geschichtsforschers Joh. F. Ursinus an Franz M. Pelzel.

Simon J., Aus der Geschichte der Egerer Lateinschule (1595—1629).

Mayer W., Ad. Stifter in Karlsbad.

Hauffen A., Wolkan: Deutsche Lieder auf den Winterkönig.

Forschungen zur **Brandenburgischen** und **Preußischen** Geschichte. 13. Band. 1. Hälfte.

Turk M., Voltaire und die Veröffentlichung der Gedichte Friedrichs des Großen.

Mitteilungen des **Vereins** für **Chemnitzer Geschichte.** X.

Kirchner C., Mag. Gottfried Cleemann. 1662—1738.

Erzgebirgszeitung. 21. Jahrgang. Nr. 2—7.

Ende J., Volkstümliche Überlieferungen aus Bärringen.

Peiter W., Die Hexe. Volkskundliche Skizze aus der Schlackenwerther Gegend.

Urban M., Maria Kulm. Beitrag zur Sage und Geschichte dieses Wallfahrtsortes.

Schmidt G., Volkskundliche Beiträge aus den Bezirken Graslitz und Joachimsthal.

Zeitschrift der **Gesellschaft** für **Beförderung** der **Geschichts-, Altertums-** und **Volkskunde** von **Freiburg,** dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften. 15. Band.

Albert P., Steinbach bei Mudau. Geschichte eines fränkischen Dorfes. — Auch über Bräuche, Namen, Mundart.

Neue Heidelberger Jahrbücher. Jahrgang 9.

Heft 1. Schöll F., Aus neu erworbenen Korrespondenzen der Heidelberger Universitätsbibliothek. — Briefe an G. H. Moser. Unter anderem von F. Creuzer, L. Kayser, von J. Ph. Sieß (über einen Besuch Clemens Brentanos), F. W. Thiersch, L. Döderlein, K. F. Hermann, G. M. Zumpt, A. Böckh, H. E. Dirksen.

Heft 2. Wild K., Leibniz als Politiker und Erzieher nach seinen Briefen an Boineburg.

Archiv für **hessische Geschichte** und **Altertumskunde.** Neue Folge. II. Band. 2. Heft.

Bader K., Zur Geschichte des herzoglich hessischen Freiwilligen-Jägerkorps 1813—1814.

Jahrbuch des deutschen Gebirgsvereins für das **Jeschken-** und **Isergebirge.** Jahrgang 10.

Leutelt G., Sagenhaftes aus dem oberen Kamnitzthale.

Teubmann J. A., Volksmärchen und Sagen aus Nordböhmen.

Schubert J., Sagen, Erinnerungen, Gebräuche und Redensarten von Göhe.

Hübner F., Auszählreime und sonstige Kinderreime aus dem Iser- und Jeschkengebirge.

Schriften des **Vereins** für die **Geschichte Leipzigs.** 6. Band.

Kroker E., Nativitäten und Konstellationen aus der Reformationszeit.

Bick R., Aus dem Leben des Leipziger Ratsherrn F. B. Carpzov.

Radestock O., Gustav Mühlmann.

Zeitschrift des deutschen Vereins für die Geschichte **Mährens** und **Schlesiens.** Jahrgang 4. Heft 1 2.

Wisiur J., Beiträge zur geographischen Namenkunde. 1. Die Ortsnamen des Nikolsburger Bezirkes.

Wetzl H., Zur Geschichte der mährischen Theatercensur. I. — Nach Akten der Brünner Theatercensur für die Jahre 1818—1828. Mit vielen interessanten Beispielen, aus denen zu ersehen ist, daß jede Anspielung auf Regierung, Adel, Kirche und Polizei unterdrückt wurde. In der langen Reihe der im genannten Jahrzehnt verbotenen Stücke befinden sich: Schiller, Demetrius. Kotzebue, Der Freimaurer. Immermann, Die Prinzen von Syrakus, Andreas Hofer. Raupach, Die Königinnen. Körner, Rosamunde, Josef Heidrich. Grillparzer, König Ottokar (zuerst verboten, 1825 mit Änderungen gestattet). Meißl, Das große Familienfest in Österreich.

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte** der Stadt **Meißen.** 5. Band. Heft 2.

Leicht A., Siebeneichen und Ernst von Miltitz.

Marcus P., Meißen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Niederlausitzer Mitteilungen. 6. Band. 2—4. Heft.

Dialektproben. (Fortsetzung.) 10. Aus Lahmo im nördlichen Teile des Kreises Guben. Gander Karl, Düpkes Märtine muß in Himmele Schnake bieten. Ein Beitrag zum Volkshumor der Niederlausitz. — 11. Rauck Emil, Dialektprobe aus Henzendorf, Kreis Guben. — 12. Topp Wilhelm, Aus Dichto im nördlichen Teile des Gubener Kreises.

Küster A., Wie August Schulze zu seiner Frau kam. Aus dem Volksleben der Niederlausitz.

Schultze Theodor, Die Familie von Burdorf auf Schlabendorf N. L.

Jentsch Hugo, Ein vergessener Niederlausitzer Dichter des 18. Jahrhunderts, J. G. Pilarik (1705—1764).

Groß, Forst und Forster Leben in den Jahren 1832—1845.

Buchholz Ernst, Das Kirchen- und Schulwesen in Triebel. — Zwei Triebeler Sagen.

Annalen des **historischen Vereins** für den **Niederrhein.** Heft 69.

Asbach J., Der Zustand des bergischen Schulwesens im Jahre 1809 und die Napoleonische Universität in Düsseldorf.

Schmitz L., Zu Nikolaus von Cues.

Beiträge zur **Geschichte** des **Niederrheins.** Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins. 14. Band.

Roth F. W. E., Niederrheinische Gelehrte an der Mainzer Universität im 15.—17. Jahrhundert.

Harleß, Zwei Briefe des Kurfürsten Max Franz von Köln.

Pauls E., Zur politischen Lage in Düsseldorf während des Besuches Goethes im Spätherbst 1792.

Miscellen. Redlich O., Die ältesten Düsseldorfer Drucker. — Fraenkel Th., Aus Jugendbriefen der Mutter H. Heines.

Niedersachsen. V. Nr. 10.

Nerony O. E., Johann Hermann Ketelsen. — Friesischer Dichter 1795—1877.

Mitteilungen des **nordböhmischen** Exkursionsklubs. Jahrgang 23.

Heft 1. 3. Paudler A., Das Johannesbett. — Ein Volksbrauch.

Heft 1. Hantschel F., Josef Neuwirth.

Herglotz A., Das Bleiswedler Grundbuch vom Jahre 1588. — Besprechung der Tauf-, Familien- und Flurnamen.

Heft 2. Hockauf A., Zur Geschichte des Schulwesens. — Oberhennersdorf 1754. Georgenthal 1750—1776.

Tittmann J., Dichter Rest-Tag. — Ehrung der Naturdichterin Theresia Hruschka in Wolmsdorf 1813–1888.

Heft 3. Baudler A., Leipaer Gassennamen.

Mattanich G., Reichstädter Spielleute 1743.

Kirchner A., Handwerkergruß der Aussiger Weißgärberzunft.

Richter K., Sagen von der Helfenburg.

Österreichisches Jahrbuch.

Jahrgang 23. Breitner A., Österreich im Lichte der Dichtungen Victor von Scheffels.

Proschko Hermine, Vom Dichter der „Wlasta". — Briefe Eberts an Isidor Proschko aus dem Jahre 1871.

Jahrgang 24. Chimani C., Der ober-österreichische Dialekt-Dichter Anton Schosser.

Hruschka W., Anna. Eine Namensstudie.

Helfert J. von, Im Vorjahre der österreichischen Revolution.

Teutsch K., Volksschauspiele im Böhmerwalde. — Über das Höritzer Passionsspiel. Der Aufsatz folgt seitenlang wörtlich dem Vortrage von Hauffen, Über das Höritzer Passionsspiel (Prag 1894), ohne daß die Quelle genannt würde.

Mitteilungen des **Instituts** für **österreichische Geschichtsforschung.** Band 21.

Heft 1. Stern A., Briefe von Friedrich von Gentz aus den Jahren 1805 bis 1808.

Heft 2. Turba, Schweizer: Die Wallensteinfrage.

Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des **Protestantismus** in **Österreich.** Jahrgang 21. Heft 1 2.

Loppert F., Egerer Reformation.

Loserth J., Die Gegenreformation in Innerösterreich. Gleichzeitig Zusammenstellung des Aktenmaterials.

Mencik F., Ein Pamphlet gegen die Jesuiten. Zur Geschichte der Salzburger Protestanten. Aus den Regensburger Reichstagsakten 1728—1732. — In Reimen.

Buchwald G., Beiträge zur Kenntnis der evangelischen Geistlichen und Lehrer Österreichs aus den Wittenberger Ordinirtenbüchern seit dem Jahre 1573. — Fortsetzung. 1594—1595.

Jahrbuch für die **Geschichte** des Herzogtums **Oldenburg.** VIII.

Ramsauer W., Die Flurnamen im Oldenburgischen in agrarhistorischer Hinsicht.

Mitteilungen des **Altertumsvereins** zu **Plauen.** 13 Jahresschrift.

Buchwald G., Ein ungedruckter Brief Paul Rebhuns vom Jahre 1542.

Buchwald G., Eine litterarische Gabe Spalatins für einen sächsischen Edelmann. 1533.

Beilageheft. Raab C. von, Regesten zur Orts- und Familiengeschichte des Vogtlandes. II. 1485—1563.

Zeitschrift des **Vereins** für **Geschichte** und **Altertum Schlesiens.** 34. Band.

Grünhagen C., Das schlesische Schulwesen unter Friedrich Wilhelm II.

Foerster, Der Bau der Universität Breslau und die Bilder der Aula Leopoldina.

Rubenbauer M., Martin Opitz und Breslau. Mit einer Lobrede des Dichters auf Breslau.

Schultz H., Ein Märker über Schlesien. 1813.

Vermischte Mitteilungen. Bauch, Beiträge zur Litteraturgeschichte des schlesischen Humanismus. — Bauch, Bibliographie der schlesischen Renaissance. — Grünhagen C., E. Reimann.

Zeitschrift der **Gesellschaft** für die **Schleswig-Holsteinische Geschichte.** Band 29.

Jellinghaus J., Holsteinische Ortsnamen.

Diöcesanarchiv von **Schwaben.** 18. Jahrgang. Nr. 5.

Beck, Eulogius Schneider und Schubart in Stuttgart, ein Hofprediger und Hofpoet.

Schön Theodor, Geschichte des Theaters in Ulm.

Archiv des Vereins für **siebenbürgische Landeskunde.** 29. Band.

Heft 1. Herbert H., Die Gegenreformation in Hermannstadt zur Zeit Karls VI. Mitteilungen aus den Hermannstädter Magistratsprotokollen.

Heft 2. Teutsch F., Bilder aus der Vergangenheit der sächsischen Volkskunde.

Korrespondenzblatt des Vereins für **siebenbürgische** Landeskunde. Jahrgang 23.

Nr. 1. 5. Schullerus A., Zur siebenbürgisch-deutschen Rätseldichtung. — Mit vielen Proben.

A. St., Wie es Reußdörfchen gegangen ist. — Volkserzählung.

Nr. 2/3. 4. L. T., Volkstümliches aus Groß-Scheuern. 1. Grüßen und Verabschieden. 2. Lieder. 3. 7. Rätsel. 4. Kleidung. 5. 6. Bräuche.

Schullerus A., E. H. Meyer: Deutsche Volkskunde.

Klein Hermine, Eine Taufe in Weißkirch.

Nr. 5. Duldner J., Aus dem Stammbuch des Georg Lysthenius. — Anfang des 17. Jahrhunderts.

Mitteilungen des historischen Vereins für **Steiermark.** XLII. Heft 1899.

Bischoff Ferdinand, „Niemand und Jemand" in Graz im Jahre 1608. Abdruck eines wichtigen Spiels der Englischen Komödianten aus der Handschrift des Cisterzienserstiftes Rein mit wertvollen Vorbemerkungen.

Wiener Almanach. Jahrbuch für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Paoly Betty (Nachlaß), Gedicht: „Rothkelchen singt im Waldrevier". 12. April 1893.

Sauter Ferdinand (aus seinem Nachlaß), „Knabe und Mann".

Sturm Julius (aus dessen Nachlaß), „So viel ich Lieder sang".

Hamerling Robert (aus dessen Nachlaß), Calderon. 1. Februar 1847.

Ein noch ungedruckter Brief von Deinhardstein. An seinen Bruder. Leipzig 1845.

Ein bisher ungedruckter Brief des Dichters Oskar von Redtwitz (aus Dr. Ludwig Foglars Nachlaß). 11. Februar 1883. A. S.

Mitteilungen der **Anthropologischen Gesellschaft** in **Wien.** XXX. Heft 1.

Baucalari G., Forschungen und Studien über das Haus. VI. Volksmäßige Benennungen der Geräte.

Wiener Communal-Kalender und Städtisches Jahrbuch. 37. Jahrgang. 1899.

Schalk K., Conte Lorenzo Magalotti, toskanischer Gesandter in Wien 1675—1678 über Wiener Verhältnisse.

Wiener Neujahrs-Almanach 1900.

Glossy Karl, Wien im Jahre 1809. Aus dem Tagebuche eines Wieners.

Allgemeines.

Deutsche Rundschau. Jahrgang 26.

Heft 4. 5. 6. Heyse P., Jugenderinnerungen. II. König Max und das alte München. III. Mein Elternhaus.

Heft 4. 5. Lenz M., Die großen Mächte. Ein Rückblick auf unser Jahrhundert.

Heft 6. Bölsche W., Paul Heyse. Zum 70. Geburtstag.

Heft 7. April. Spielhagen F., Gestalten des Dichters.

Grimm H., Frey: Conrad Ferdinand Meyer. — Mit Ausführungen über das Deutsch Schweizer Dichter und Schriftsteller und über Freys Dichtungen.

Heft 8. Bruns J., Erasmus als Satiriker.

Krebs K., Carl Ditters von Dittersdorf. — Biographisches und Randglossen.

Heft 9. Tilthen W., Die Berliner Akademie der Wissenschaften, ihre Vergangenheit und ihre gegenwärtigen Aufgaben. I.

Preußische Jahrbücher.

Band 99. Heft 1. Lorenz M., Das Problem des Tragischen.

Heft 2. Ebe G., Deutsche Volkskunst.

Sandvoß F.], Litteratur. — Gaedertz: Bei Goethe zu Gaste. — Witkowski: Goethe. — Zöller: Die fruchtbringende Gesellschaft.

Lorenz M., Weitbrecht: Das deutsche Drama.

Heft 3. Paulsen F., Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin in zwei Jahrhunderten.

Schwend Erich von, Wie hat Italien auf Goethe gewirkt.

Lorenz M., Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. — Abfällig.

Band 100. Heft 1. Lehmann M., Luther als Deutscher und als Christ.

Sandvoß F., Schönbach: Gesammelte Aufsätze. — Warm anerkennend.

Heft 2. 3. Seiler F., Der deutsche Wortschatz und die deutsche Kultur.

Heft 2. Sandvoß F., Schönbach: Über Lesen und Bildung.

Nord und Süd.

Band 92. Heft 274. Geiger L., Briefe von Justinus Kerner an Varnhagen von Ense. Mitgeteilt und erläutert.

Heft 275. Kohut A., Ludwig Rellstab und Varnhagen von Ense. Mit ungedruckten Briefen.

Brömse H., Quelle und Weg des philosophischen Denkens. Ein Beitrag zur Psychologie der Philosophie.

Heft 276. Zimpel H., Heinrich von Kleist und die Frau.

Band 93. Heft 277 8. Kellen T., Die Honorare deutscher Dichter und Schriftsteller.

Heft 279. Nover J., Gutenberg und die Bedeutung der Buchdruckerkunst. — Auch die Dichtungen über Gutenberg werden hier besprochen.

Deutsche Revue. Jahrgang 25.

Januar. Kaibel G., Die neue Bildung.

Barnay L., Bühnenvirtuosen.

Februar. Kienzl W., Richard Wagners persönlicher Charakter. Eine Studie.

Blumenthal O., Verbotene Stücke.

März. Der erste falsche Demetrius.

Hancke O., Bühnenvirtuosen. — Antwort auf Barnays Aufsatz.

Nummermeyer F., Gustav zu Putlitz und Friedrich Hebbel.

April. Horovitz Barnay Ilka, Sonnenthal.

Neue deutsche Rundschau, der freien Bühne Jahrgang 11.

Heft 1. Ziegler Th., Auf der Schwelle des Jahrhunderts.

Bölsche W., Aus dem Leben und Werk Häckels.

Heft 4. Thorn Adelheid von, Briefe Lißts und der Fürstin Wittgenstein.

Heft 5. Joël K., Philosophie und Dichtung.

Stoeßer A., Neue Dramen

Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte. Jahrgang 44.
Heft 519. Conrad H., Anna Ritter.
Heft 521. Rohlfs G., Erinnerungen an Franz Liszt. Aus seinem Nachlaß herausgegeben.
Heft 523. Muncker F., Paul Heyse.
Hagen Luise, Der Dilettantismus der vornehmen Frau.
Heft 524. Funck H., Ein neuer Fund über die Persönlichkeit der Frau von Stein.
Heft 525. Schreiber W. L., Gutenberg und die Anfänge der Buchdruckerkunst.

Velhagen & Klasings Monatshefte. Jahrgang 14.
Heft 5. Tille A., Goethes Faust in der französischen Kunst.
Heft 8. Howard P., Litterarische Table d'Hôte.
Voß R., Etwas von meinen Schreibtischen.
Heft 9. Mirus A., Goethe und Ramberg.
Heft 10. Dziatzko K., Gutenberg und die Erfindung der Buchdruckerkunst.
Jensen W., Heimat-Erinnerungen. I. Emanuel Geibel.

Heimgarten. Jahrgang 24.
Heft 4. 5. Friedrich von Hausegger's Briefe an den Herausgeber dieser Zeitschrift. — Unter anderm über das Volkslied und über Richard Wagner.
Heft 4. Neujahrsgebräuche im badischen Schwarzwald.
Mathilde Gräfin Stubenberg.
Heft 6. Rosegger P., Offenes Schreiben an den Verlag der Werke Robert Hamerlings in Hamburg.

Die Gesellschaft. Jahrgang 16.
I. Heft 1. Jacobowski L., Romantische Lyrik vor 100 Jahren. — Aus der Einleitung zu seiner Anthologie „Die blaue Blume".
Heft 2. Hamann R., Gerhart Hauptmann und sein Naturalismus.
Landsberg H., R. M. Meyer: Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts. — Tadelt namentlich die Anlage.
Heft 4. Holzamer W., Alberta von Puttkamer.
Heft 5. Jacobowski L., L. F. Neubürger.
Heft 6. Jacobowski L., Franz Held.
II. Heft 1. Conrad M. G., Zur Psychologie der Moderne. — Brief von H. Conradi.

Österreichisch-ungarische Revue. Band 26.
Heft 2—6. Werner R. M., Betty Paoli.

Die Kultur. Jahrgang I.
Nr. 3. Grimmich, Der Seelenbegriff in der neueren Philosophie.
Nr. 4. Willmann, Unfreie Freigeister.
Nr. 4. 5. Grupp, Die Deutschen in ausländischer Beleuchtung, im Lichte ihrer Geschichte und Sprache.
Nr. 5. Kralik R. von, Über die gegenwärtige Stellung der katholischen Litteratur.
Frind W., Das sittliche Recht auf den Gebrauch der Sprache.
Marholm, Erinnerungen an Paul Heyse.

Revue franco-allemande. 1899.
Nr. 18. Eßwein H., Hölderlin und Nietzsche.

Deutsche Dichtung.
Band 27. Heft 8. Fr[anzos], Heineana.
Heft 9. [Franzo]s, Hermann Linggs Selbstbiographie.
Band 28. Heft 4. 5. 6. Aus Heines Schulzeit.

Litterarisches Centralblatt.
Nr. 3. Beilage. Beyer M., Wilhelm Raabe. Eine Charakteristik.

Nr. 4. —l., Meyer R. M.: Die deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts.

M. K., Bächtold: Kleine Schriften.

Nr. 7. Beilage. Berger K., Zeitgenössische Selbstbiographien. — Hermann von Lingg. Ernst Wichert.

Nr. 8. K[och], M., Weltrich: Schiller. I.

Nr. 9. Langmesser: Jakob Sarasin.

Nr. 12. P[etsch], Wuttke: Sächsische Volkskunde.

Nr. 13. Borinski: Das Theater. — Ablehnend.

Neumdorf: Kuhnau, der musikalische Quacksalber. — S. 167, 30 „fasteten" wird in „fast eben" aufgelöst.

N[eerlich], P., Müller: Jean Paul-Studien. — Gegen Müllers Angriffe auf seine Jean Paul-Biographie.

Nr. 15. B. A., Mielke: Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts.

Nr. 16 17. K[och], M., Junk: Goethes Fortsetzung der Zauberflöte.

Nr. 19. —l., Schönbach: Gesammelte Aufsätze.

Nr. 21. Düntzer: Mein Beruf als Ausleger. — Mit einer Abwehr der Angriffe dieses Buches auf Friedrich Zarncke.

Nr. 22. Beilage. Bartels A., Neues von und über Hebbel. — Mit einer bisher unbekannten gereimten Stammbucheintragung Hebbels von 1835 für Emilie Voß.

Nr. 24. K[och], M., Castle: Die Isolierten.

Nr. 25. K[och], M., Witkowski: Goethe. — Sehr anerkennend.

Deutsche Litteraturzeitung. Jahrgang XXI.

Nr 1. Schmidt Erich, Wolff: Zwei Jugendlustspiele von Heinrich von Kleist. — Eine bündige Abwehr. Wolff versuchte sich zu verteidigen in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik und Antikritik". I. 3.

Brunner H., Heusler und Hübner: Jacob Grimms deutsche Rechtsaltertümer.

Nr. 2. Matthias A., Sell: Goethes Stellung zu Religion und Christentum.

Nr. 3. Martin E., Uhl: Das deutsche Lied. — Mit Berichtigungen.

Weilen A. von, Walter: Archiv und Bibliothek des Mannheimer Nationaltheaters 1779–1839. — Trägt zur Bibliographie viele Autorbestimmungen anonymer Werke nach.

Nr. 4. Meyer R. M., Servaes: Präludien; Lorenz: Die Litteratur am Jahrhundertende.

Köster A., Pniower: Goethes Faust.

Nr. 5. Steig R., Ulrich: Villers.

Pniower O., Gerhart Hauptmanns Fuhrmann Henschel.

Nr. 6. Werner R. M., Franzos: Heines Geburtstag.

Nr. 7. Bolin W., Borinski: Lessing.

Nr. 9. Köster A., Meyer: Die deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts.

Wittich K., P. Schweizer: Die Wallensteinfrage in der Geschichte und im Drama.

Nr. 10. Fürst R., Betz: Heine und Musset.

Nr. 11. Evans P., Schönbach: Gesammelte Aufsätze zur neueren Litteratur.

Nr. 12. Devrient H., Hamel: Gellerts Lustspiele. Coym: Gellerts Lustspiele.

Morris M., Ewart: Goethes Vater.

Nr. 13. Schlösser R., Wittig: J. Ch. Brandes.

Fürst R., Zeitteles: Justus Frey.

Nr. 15 Minde Pouet G., Müller Guttenbrunn: Kleists Hermannsschlacht.

Nr. 17. Uhl W., Drescher: Das Gemerkbüchlein des Hans Sachs.

Witkowski G, Achelis: Goethes Lyrik.

Weißenfels O., Grosse: Zu Goethe.

Nr. 18. Bohnenberger K., Krauß: Schwäbische Litteraturgeschichte. II.
Nr. 19. Zeidler J., Schwartz: Esther im deutschen und neulateinischen Drama.
Schatz J., Schiepek: Der Satzbau der Egerländer Mundart I.
Nr. 20. Hauffen A., Wolkan: Deutsche Lieder auf den Winterkönig
Nr. 21. Bohnenberger K., Steiff: Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs.
Nr. 22. Fürst R., Kerr: Godwi.
Nr. 23. Zeidler J., Koch: Hock, Schönes Blumenfeld.
Nr. 24. Sauer A., Muncker: Lessings sämtliche Schriften. XII—XV. — Verlangt die Aufnahme von Lessings Übersetzungen in mehreren Ergänzungsbänden.
Meyer R. M., Oppeln-Bronikowski und Jacobowski: Die blaue Blume. Auswahl romantischer Lyrik.
Nr. 25. Pariser L., Jellinek M. H.: Zesens Adriatische Rosemund.
Schmidt Erich, Bunsen Marie von, Georg von Bunsen.
Nr. 26. Volkelt J., Kuntz: Zur Entstehungsgeschichte der neueren Ästhetik.
Kühnemann E., Harnack: Essais und Studien zur Litteraturgeschichte.
Nr. 27. Walzel O. F., Bächtold: Kleine Schriften. — Schöne Charakteristik des „Schriftstellers" Bächtold.

Allgemeines Litteraturblatt. IX. Jahrgang.
Nr. 1. Senil C., Scheich: Grillparzer als Schullektüre.
Nr. 2. Schönbach A. E., Erdmann-Mensing: Grundzüge der deutschen Syntax.
Nr. 3. Nagl J. W., Schatz: Die Mundart von Imst.
Nr. 4. Arens E., Ehrenfeld: Studien zur Theorie des Reimes I. — Ablehnend.
Grävell van Jostenoode H., Heinemann: Goethe.
Nr. 6. Wt., Muth K.: Die litterarischen Aufgaben der deutschen Katholiken.
Nr. 8. Senil C., Lublinski: Jüdische Charaktere bei Grillparzer, Hebbel, Ludwig.

Revue critique. Année 34.
Nr. 10. Legras J., Baldensperger: Gottfried Keller.
Nr. 16. Seignobos Ch., Lacombe: Introduction à l'histoire littéraire.
Nr. 17. Roustan L., Knauth: Goethes Sprache im Alter.
Nr. 19. T. R., Goethe: Iphigénie traduit par d'Eichthal.
C[huquet] A., R. M. Meyer: Litteratur des 19. Jahrhunderts.
Nr. 23. Roustan L., Witkowski: Goethe.

Das litterarische Echo. Jahrgang II.
Nr. 9. Werner R. M., Ein Pariser Abenteuer Hebbels.
Schönbach A. E., Wilhelm Hertz als Übersetzer.
Harnack O., Eine moderne Litteraturgeschichte.
Krauß R., Neue schwäbische Litteratur.
Kohut A., Ungedrucktes von Carl Beck.
Nr. 11. 12. Seliger P., Zur Geschichte des Volkskalenders.
Nr. 12. Heyse und Fontane. — Brief Heyses vom 11. Februar 1859.
Berg W., Siebenbürgisch-sächsische Litteratur.
Poppenberg F., Alte und neue Romantik. — Huch: Blütezeit der Romantik.
Nr. 13. 14. Storck K., Jung-Elsaß. Litteraturbilder aus den deutschen Einzelgauen.
Nr. 13. Jacobs M., Gustav Falke.
A. B., Ein Brief Conrad Ferdinand Meyers.
Nr. 15. Sittenberger H, Der Monolog.
Meyer Rich. M., Goethe-Schriften.
Grazie Marie E. delle, Ein Dramen-Cyklus. — Weigand, die Renaissance.

Nr. 16. Hart J., Die Moral des Künstlers.
Schaukal J., Ein Meister der Novelle. — F. von Saar.
Kampf R., Aus Mörikes Briefwechsel. — Briefe an Johannes Mährlen 1829—1832.
Nr. 17. Berg K., Die Skala der Kunst.
Wiegler E., Fritz Mauthner.
Nr. 18. Greulz H., Richard Bredenbrücker.
Bahr E., Richard Leander.
Bulcsu M., Maximilian Schmidt.

Litterarische Warte. Jahrgang I.
Eine neue Monatsschrift, die sich „Förderung und Hebung der katholischen Litteratur" zur Aufgabe macht.
Nr. 1. Wittov Ph., Unsere Lyrik.
Nr. 2. Schuler M. G., Litteratur und Klerus.

Der Thürmer. Jahrgang II.
Nr. 4. Manne H., Neue Typen zur Geschichte des Romans.
Nr. 5. Berdrow, Rahel und der Berliner Salon um 1800.

Die Umschau. IV.
Nr. 4. Brömse, Hermann von Lingg.
Nr. 11. Brömse, Paul Heyse.
Die Urbilder zu Gustav Freytags Soll und Haben.
Nr. 17. Tetzner, Mundart und Schriftsprache.
Nr. 17. 18. Werner R. M., R. M. Meyer: Litteratur des 19. Jahrhunderts.

Der Kunstwart. 13. Jahrgang.
Heft 7. Avenarius, Schöpfer und Verwerter.
Avenarius, Heinrich Heine.
Heft 8. Schumann P., Romane in Zeitungen.
Heft 9. Lublinski S., Humanität. Ein Nachtrag zu den Goethetagen.
Heft 10. Bartels A., Die deutsche Litteratur von R. M. Meyer.
Schlaf J., Deutsche Individualität.
Heft 11. Avenarius, Hoftheater und Staatstheater.
Schw., In Sachen des Lesedramas.
Heft 12. Platzhoff E., Vom Schaffen der Frauen.
Heft 16. 17. 18. Erdmann K. O., Die Nebenwerte der Worte.
Heft 16. Avenarius], Was kann der Goethebund thun.
Heft 17. A[venarius], Unsere Lyrik und Mörike.

Deutsche Zeitschrift. (Fortsetzung des Kynast.) II.
Nr. 4. Kralik R. von, Der Tiefstand unserer künstlerischen Kultur.
Wachler E., Über die gegenwärtige Lage der deutschen Litteratur.
Nr. 6. Wachler E., Meyer: Litteratur des 19. Jahrhunderts.
Nr. 7. Kralik R. von, Lebensfragen der deutschen Kultur.
Wachler E., Kind und Künstler.

Die Zukunft. Jahrgang 8.
Nr. 16. 17. Breysig K., Der Lyriker unserer Tage.
Weiß M., Hermann Lingg.
Nr. 23. Harden M., Der alte Heyse.
Nr. 26. Gaedertz K. Th., Bismarck und die Plattdeutschen.
Nr. 29. Förster Nietzsche Elisabeth, Der Kampf um die Nietzsche-Ausgabe.
Baum V., Die Ära Schlenther.
Nr. 19. Kächler W., Die schöne Seele. — Fräulein von Klettenberg. Schiller, Jacobi, Karoline Flachsland.

Das Magazin für **Litteratur.** Jahrgang 69.
Nr. 2. 3. Reichel E., Gottsched Citate.
Nr. 3. Steiner R., Goethes Weltanschauung.
Nr. 3. 4. Steiner R., Von der modernen Seele.
Nr. 4. Steiner R., Weltanschauungen der Goethe-Zeit.
Nr. 5. Reichel E., Zu Gottscheds Gedächtnis.
Nr. 6. Steiner R., Das Nietzsche-Archiv und seine Anklagen gegen die bisherigen Herausgeber.
Nr. 7. Steiner R., Ein unbekannter Aufsatz Max Stirners.
Nr. 8. Friedmann A., Aus Briefen. — Von Georg Ebers und K. F. Meyer.
Steiner R., Hauptmanns „Schluck und Jau".
Steiner R., Friedmann: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts.
Nr. 9. Steiner R., Goethe und die Mathematik.
Nr. 13. Aram M., Schluck und Jau und die Kritik.
Nr. 14. Buchner E., Tragödie und moderne Dichtung.
Nr. 15. Horneffer E. und Steiner R., Über das Nietzsche-Archiv. — Zu Nr. 6.
Nr. 20. 21. Steiner R., Litteratur und Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Beiprechung des Buches von Lublinski
Lublinski L., Das historische Drama und die moderne Litteratur.
Nr. 21. Moltke als Philosoph.
Nr. 21. 22. Türk H., Genie und Philister.
Steiner R., Ein paar Worte zu dem Vorigen.
Nr. 25. Steiner R., Die Druckkunst.
Schmidt H., Im Kampf um die „Welträtsel".

Die Nation. Jahrgang 17.
Nr. 14. Moser H., Michelangelo in Conrad F. Meyers Gedichten.
Nr. 16. Stern A., Gebhardt: Wilhelm von Humboldt.
Nr. 17. 18. Heilborn E., Über Rich. M. Meyers Litteraturkritik.
Poppenberg F., Über die Kunst der Ricarda Huch.
Nr. 20. Bolin W., Zur Würdigung Lessings. — Borinski: Lessing.
Nr. 22. Kirchberg W., Ein Denker Biograph. — R. Weltrich.
Nr. 23. Bolin W., Paul Heyse.
Nr. 25. 26. Weilen A. von, Ulrike von Levetzow.
Nr. 26. Meyer R. M., Witkowski: Goethe; Lothar: Das Wiener Burgtheater.
Nr. 30. Herzog A., Romantische Strömungen im deutschen Geistesleben.
Nr. 31. Steiner R., L. Jakobowski.

Die Zeit. Band 22.
Nr. 278. Heidenstam V. von, Klassicität und Germanismus.
Servaes F., Um Goethe. — Gegen Huch: Mehr Goethe.
Nr. 282. Gold A., Der Tod in der Dichtung. — Über Salten und Beer-Hofmann.
Nr. 286. Winternitz M., Heinrich Heine in England.
Nr. 287. Neue Aphorismen Nietzsches.
Nr. 289. Steinhausen G., Zur Geschichte des deutschen Zeitungswesens. — Nach L. Salomon mit Berichtigungen.
Nr. 296. Gold A., Wiener Studentenromantik. — Erzählungen von L. Wolff und J. J. David.
Nr. 298. 299. Klaar A., Prag als deutsche Litteraturstadt.
Nr. 298. Muther R., Inkunabeln.

Universum. XVII. Nr. 11.
Nisch H., A. G. Oehlenschläger.

Die Wage. Jahrgang 3.

Nr. 6. Stoß V., Das neue Buch.

Nr. 8. Schönhoff, Hauptmanns neues Stück. — Schluck und Jau.

Nr. 10. Lothar R., Volksbühnen für Wien!

Oppenheimer, Was die Berliner Studenten lesen.

Nr. 11. Osborn M., Eine deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts. — Über R. M. Meyer.

Nr. 12. Lothar R., Rosegger und Spielhagen.

Nr. 14. 15. 18. 26. Rosner L., Ungedruckte Briefe. — Von Ferdinand Kürnberger. Ferner Bauernfeld an Schmidlka, Förster an Rosner, C. Haffner an G. Bauer, Franz Nissel an Kürnberger.

Nr. 14. Schönhoff, Wildenbruchs Drama Erasmus.

Nr. 15. Lothar R., L. Speidel.

Nr. 20. Jerusalem W., Zur Psychologie von Drama und Theater. — Berger: Drama und Theater.

Nr. 21. Kürnberger F., Künstlerdramen. — Aus dem Nachlaß.

Nr. 23. Lothar R., Von der Schönheit.

Gaulke J., Revolution der Liebe? — Gegen Arno Holz.

Wiener Rundschau. Jahrgang IV.

Nr. 8. Bleibtreu C., Die Formen der Dichtkunst.

Nr. 10. Thomasin C. von, Zur Geschichte der Passionsspiele.

Die Grenzboten. Jahrgang 59.

Nr. 4. Stern A., August von Goethes Briefe aus Italien. — 1830 an Frau Christiane Gille in Weimar gerichtet.

Nr. 5. 6. A. P., Biographische Litteratur. — Sonderegger. Kölliker. L. Gabillon, M. von Meysenbug, Berdrow: Rahel Varnhagen.

Nr. 10. Hinneschiedt T., August von Goethe und Johann Eckermann. — Erläuterung zu Nr. 4 und Bericht über den Nachlaß Eckermanns, den F. Lewes in Hannover zum Drucke vorbereitet.

Nr. 13. Kannengießer P., Aus dem Elsaß — Über die neue dramatische Dichtung daselbst.

Die Gegenwart. Jahrgang 29.

Nr. 7. Neuß H., Revolution der Lyrik. — Über Arno Holz.

Nr. 12. Meyer Benfey H., Schleiermacher und die moderne Religion.

Nr. 16. Tregmann M., Das Ewig-Weibliche bei Goethe.

Nr. 17. Zedtwitz J. M. von, Zur Schopenhauer-Litteratur.

Nr. 18. Bamberg E. von, Aus der Wiener Theatergeschichte.

Nr. 19. Dircksen C., Zu Hegels Leben.

Nr. 20. Koetzel R., Social Ästhetik.

Nr. 22. Heinrich C., Ein deutscher Goldoni. — F. C. Brandes.

Kleefeld W., Oberons Lebensschicksale. — Über Webers Oper.

Bühne und Welt. 2. Jahrgang.

Nr. 2. Menich Ella, Das großherzogliche Hoftheater in Darmstadt.

Vogt F., Schlesische Weihnachtsspiele.

Nr. 10. Fürst R., Das deutsche Theater in Prag.

Deutsche Bühnengenossenschaft. XXIX. 16.

Kan F., Berliner Theaterverhältnisse zur Franzosenzeit 1807 8.

Haus und Welt (Dortmund). I, 35.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Von einer Urenkelin Fr. L. Stolbergs.

Heimat. Neue Folge des Boten für deutsche Litteratur. Blätter für Litteratur und Volkstum.

I. Nr. 1. Bartels A., Heimatkunst.

David J. J., Zu Ludwig Anzengruber.
Huch R., Mehr Goethe. Selbstanzeige.
Nr. 2 3. Bartels A., R. M. Meyers Litteratur des 19. Jahrhunderts. — Stark persönliche Polemik.
Lienhard F., Die Vorherrschaft Berlins.
Nr. 5. Lienhard F., Zwischen Hurrahpatriotismus und Demokratie.
Nr. 6. Lienhard F., Neuer Geist.
II. Nr. 2. Bartels A., Konservativ, nicht reaktionär.
Nr. 4. Berger K., Drei Schwaben. (Paulus, Karl und Richard Weitbrecht.)

Pan. Nr. 5.
Servaes F., Fontane.

Brülls populärwissenschaftliche Monatsblätter. XX. 5.
Sternberg L., Heine und die Jurisprudenz.

Dichterstimmen (Baden-Baden). XIV. 8.
Hüttemann Adolf, Hermann Lingen (geboren 1844 in Trier).

Neues Jahrhundert. II. Nr. 23.
Ernst P., Annette von Droste-Hülshoff.

Jugend. V. Nr. 12.
Weltrich R., Paul Heyse.

Dokumente der Frauen. I. Nr. 22.
Neder M., Ricarda Huch als Litterarhistoriker.

Daheim. Jahrgang 31. Nr. 36.
Pantenius Th. H., Robert König.

Leipziger Illustrierte Zeitung. 1899.
Nr. 2950 1. Unveröffentlichte Briefe Karl von Holteis an Hermann von Bequignolles. — Von 1855—1867. Bequignolles war in dieser Zeit Direktor der vereinigten Theater in Görlitz und Liegnitz und dann Dramaturg in Breslau. Erläuterungen sind beigegeben.
Nr. 2947. Winterfeld A. von, Heinrich Heine und die Musik.

Badische Landeszeitung. Nr. 74. 76.
Bernays Michael, Vier Briefe über einen Besuch in Bayreuth aus dem Oktober 1877.

Vossische Zeitung (Berlin). Nr. 124.
15. März. D[aniel] J[acoby], Paul Heyse. Zu seinem siebenzigsten Geburtstag.

Sonntagsbeilage der **Vossischen** Zeitung **(Berlin).**
Nr. 3. 4. Behaghel O., Gesprochenes Deutsch und geschriebenes Deutsch.
Nr. 5. 6. Böhme R., Friedrich Hölderlin.
Nr. 5. Kreußner K. R., Schwarze Kabinette. Zur Geschichte des Briefgeheimnisses.
Nr. 7. Friedländer G., Ein kurländisches Urteil über Goethe aus dem Jahre 1781.
Nr. 9. 10. Luther H., „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen."
Nr. 9. Mayne H., Romantik vor hundert Jahren und heute.
Nr. 10. Buchholtz A., Das biographische Jahrbuch (von Bettelheim). — Anerkennend mit Berichtigungen zu den einzelnen Angaben und guten Vorschlägen.
Nr. 12. 13. Aus der Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1700—1900.
Nr. 11. 12. 13. Mähly J., Mythus, Sage, Märchen.
Nr. 14. 15. Menzer P., Der moderne Individualismus.
Nr. 15. Sterne C., Der Osterhall. Eine Untersuchung über seinen Ursprung.

Ellinger G., Joachim Camerarius. Zum 400. Geburtstage.

Nr. 17. Holstein H., Eine Goethe-Erinnerung. — Goethe über Peter Vischers Todestag des Erzbischofs Ernst in Magdeburg.

Nr. 18. 19. 20. Morsch H., Goethes Faust und die neuesten deutschen Märchendramen. — G. Hauptmanns „Versunkene Glocke". Sudermanns „Drei Reiherfedern".

Nr. 20. Winterfeld A. von, Graf Ludwig Zinzendorf und König Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

Nr. 25. Luther Johannes, Johann Gutenberg.

Beilage zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (Berlin).

1899. Nr. 296 a. Benzmann Hans, Wilhelm von Scholz.

Nr. 297. Das Räuberwesen in Württemberg und seine Bekämpfung gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts.

Nr. 298. Geiger Albert, Über neuromantische Lyrik. IV. (Schluß.) Die Hyperästhetiker.

Nr. 300. Karl Helmerding.

1900. Nr. 3. Bener Max, Das deutsche Volkslied in alter und neuer Zeit. Brauner.

Nr. 24. Krug C., Hoffestlichkeiten und Fürstenreisen zur Zeit Maximilians I. Nach einer alten Handschrift.

Nr. 26. —auer. Alt-Elsässer Erinnerungen.

Nr. 27. d. s., Johann Christoph Gottsched.

Nr. 57. Löbn Siegel Anna. Kärntner Volksdichtung.

Nr. 59. V. A. Huber. I.

Nr. 62. Schott Siegmund, Zu Paul Heyses siebzigstem Geburtstag.

Nr. 64. Geiger Albert, Die Revolution der Lyrik?

Nr. 68. Geiger Albert, Die „Holz"-Schule.

Nr. 75. 78. V. A. Hubers geschichtsphilosophische und nationalökonomische Anschauungen.

Nr. 83 a. 84. Sosnosky Theodor von, Das deutsche Publikum und die Litteratur. — Zusatz in Nr. 91.

Nr. 93 a. Klein Rudolf, Das Schaffen des Künstlers. Eine psychologische Studie. A. S.

Berliner Neueste Nachrichten.

Nr. 24. Bruchmüller W., Neues und Wunderliches aus klassischer Zeit. Ch. F. Weiße.

Nr. 84 Fürst R., Erinnerungen von Alexis.

Nr. 122. Klaar A., Paul Heyse.

Nr. 152. Vorm H., G. H. Lichtenberg. — Leitzmann: Lichtenbergs Nachlaß.

Tägliche Rundschau (Berlin). Nr. 66.

Martens L., Goethe und England.

National-Zeitung (Berlin).

1899. Nr. 222. Genschen O. F., Erinnerungen an Fontane.

Nr. 720. Zabel E., Heinrich Heine.

Nr. 726. Consentius E., Ein unbekannter Aufsatz Lessings.

1900. Nr. 157. Lindau H., Albert Moeser.

Nr. 175. Zabel E., Paul Heyse.

Nr. 222. Genschen O. F., Erinnerungen an Fontane.

Nr. 230. Suphan B., Großherzogin Sophie von Weimar. — Mit Briefen von Immermann, Hebbel, Gerok an die Fürstin.

Nr. 266. Frenzel K., Das historische Schauspiel.

Nr. 286. 288. Landsberg H., Die französische Revolution im deutschen Drama.

Berliner Morgenpost.
Nr. 117. Bierbaum O. J., Selbstporträt.
Nr. 122. Altenberg P., Selbstporträt.

Bremer Tagblatt.
Nr. 35. 36. Müller G. A., Hermann Allmers.

Casseler Tageblatt. Nr. 51.
Schwarzkopf, Erinnerungen an den hessischen Dichter Ernst Koch.

Frankfurter Zeitung.
1899. Nr. 290. Kraeger H., Zur Entwicklung der Gedichte C. F. Meyers.
Nr. 342 3. Bölsche W., Heinrich Heine.
Nr. 345. Kerr A., Heinrich Heine.
1900. Nr. 44. Rubensohn M., Straßenausrufe im 17. Jahrhundert.
Nr. 45. Hofmann H., Goethes Mummereien.
Nr. 72. Harnack O., Paul Heyse.
Nr. 115. Ault H., J. J. W. Heinse.
Nr. 120. 122. Riese A., Goethe und das klassische Altertum.
Nr. 124. Menzel E., Ein Stammbuchblatt Hölderlins.
Wolff V., Tagebuchaufzeichnungen von Joh. Henr. Wolff. — Über persönliche Begegnungen mit Lotte Kestner, Bettina von Arnim, Annette von Droste-Hülshoff.

Frankfurter General-Anzeiger. 1899. Nr. 292.
Schmidt Erich, Heinrich Heine.

Grazer Tagespost.
Nr. 10. Schlossar A., Ein ungarischer Gelehrter [Josef von Király] und österreichische Dichter [Grillparzer, Anastasius Grün].
Nr. 27. 28. Rullmann W., Hebbels Nibelungen.

Hamburger Korrespondent. Nr. 166. 170.
G. B.-L., Erinnerungen an Bodenstedt. — Mit einem Briefe Bodenstedts aus dem Jahre 1889.

Neue Hamburger Zeitung.
Nr. 61. W. K., Christine Hebbel.
Nr. 179. Müller-Rastatt C., F. von Gaudy.

Hamburger Fremdenblatt. Nr. 100.
Maßmann J., Schöngeistige Kreise vor hundert Jahren. — Zu Jena zu Schillers Zeit.

Hamburger Nachrichten. Belletristische Beilage.
Nr. 11. 12. Norddeutsche Volks- und Kinderreime.
Nr. 12. 13. Die deutschen Ortsnamen.
Nr. 91. Houben H. H., Franz von Gaudy.

Kieler Zeitung. Nr. 19726.
Harzen-Müller A. N., Schleswig-Holsteiner Presse einst und jetzt.

Erzähler an der **Saale,** Gratisbeilage zum **Hofer** Anzeiger. Nr. 22 und 23.
Schwenk R., Ewald von Kleist in Hof.

Leipziger Zeitung.
1899. Nr. 253. Reuschel Karl, Luthers Verhältnis zum Staat.
1900. Nr. 4. Reuschel Karl, Der Dreikönigstag.

Leipziger Zeitung. Beilage.
1899. Nr. 7. Semerau A., Calderon und Goethe.
Nr. 13. Michael E., Drei Briefe Emil Devrients an Karl Theodor von Küstner.
Nr. 121. Seliger P., Johann Georg Schlosser.

Nr. 145. Winterfeld A. von, Heinrich Heine.
1900. Nr. 14. Winterfeld A. von, Die Gottschedin.
Nr. 22. Peter J., Fastnachts Gstanzeln aus dem Böhmerwalde.
Nr. 25. Waldmüller R., Das Denkmal der Karoline Neuber.
Nr. 28. Rüblmann M. P., Einige Blicke in die Pennälersprache.
Nr. 31. Semerau A., Paul Heyse.
Nr. 35. Orts- und Volksleumund in der Lausitz.

Leipziger Tageblatt.

1899. Nr. 267. 280. 293. 616. Wustmann G., Die Anfänge der Leipziger Stadtbibliothek.
1900. Nr. 244. Lange J., August Mahlmann.
Nr. 248. 254. Henzen W., Die Demetrius-Dramen.

Pfälzische Rundschau (Ludwigshafen).

Nr. 188. Heinz Heinrich, Maler Müller.
Nr. 244. Freder Wilh., August Becker.

Magdeburger Zeitung. Montagsbeilage.
Nr. 3—6. Decker F., Anakreon und die anakreontische Liederdichtung.
Nr. 8. 9. Terburg-Arminius G., „Ein feste Burg".
Nr. 14—18. Storch K., Immermanns Münchhausen.
Nr. 22. Lothholz, Goethe und die Religion.

Münchener Neueste Nachrichten.
Nr. 31. Bormanns W., Hermann Lingg.
Nr. 112. Welborn C. P., Über die Schimpfwörter.
Nr. 186. Die Sage vom Werwolf.
Nr. 234. 236. Oberammergau und sein Passionsspiel.

Allgemeine Zeitung (München).
Nr. 111. Kilian E., Eine Aufführung des Götz von Berlichingen. 1773.
Nr. 117. Bettelheim A., Eine Rettung von Bauernfelds Fortunat.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München).
Nr. 3. Weltrich R., F. Vischers akademische Vorträge: Das Schöne und die Kunst.
Schuchardt H., Das „neue Jahrhundert" in sprachlicher Beziehung.
Nr. 5. Rinn H., Johann Hübner und die Christkomödie. — Nach Brachmanns Ausgabe in Sauers deutschen Litteraturdenkmalen Nr. 82.
Nr. 7. Necker M., Ricarda Huchs „Blütezeit der Romantik".
Nr. 10. Rinn H., Übersetzungen des neuen Testaments durch Luther, Emser und Eck. — Lindmeyr.
Nr. 12. Hoechstetter S., Titan (Jean Pauls). Litterarische Studie.
Nr. 18. Wukadinović S., Noch einmal die „Kleistschen" Jugendlustspiele. — Erwiderung auf E. Wolffs Ausführungen in Nr. 265 und 267 (1899).
Nr. 27. Kuntze F., Georg Michael de Laroche.
Nr. 28. Schott S., Von Gottfried Keller. — Besprechungen der Schriften von Baechtold, Köster und Baldensperger.
Nr. 30. Geiger A., Das Willensdrama. — Weitbrecht: Das deutsche Drama.
Nr. 42. Düntzer H., Goethe und die Romantik. (Goethe und Bettina.) — Schriften der Goethegesellschaft. Band 14.
Nr. 43. L., Johann Christian Hackenschmidt. 1809—1900. Elsässischer Dichter. Ein Nachruf.
Warzbach W. von, Therese Huber.
Nr. 46 Hofmiller J., Die deutsche Litteratur im 19. Jahrhundert — R. M. Meyer. Nachtrag.
Nr. 49. 50. Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel.

Nr. 53. Strakosch-Graßmann G., Johann Gottfr. Seume über Südafrika.

Nr. 54. Schiller J., Shakespeare und Schlegel. — Eidam: Bemerkungen zu einigen Stellen Shakespearischer Dramen, sowie zur Schlegelschen Übersetzung.

Nr. 61. Bulle O., Paul Heyse. Zu seinem 70. Geburtstage.

Nr. 62. Matthäi A., Der Lyriker Heyse.

Nr. 70. 71. Muncker F., Paul Heyse als Übersetzer.

Nr. 72. Petzet Chr., Die politische Lyrik von 1840 bis 1850.

Nr. 73. Jantzen H., Volksetymologie.

Nr. 77. Necker M., Wiener Erzähler. — J. J. David.

Nr. 78. Brenner O., Über neue Wörter.

Nr. 79. 80. 120. 121. Holzhausen P., Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher. VI. Der erste Konsul als Staatsmann. VII. Bonapartes Verhältnis zu Wissenschaft und Kunst.

Nr. 82. Tielo A. K. T., Liliencrons „Gesammelte Gedichte".

Schott S., Ein ungedruckter Brief von Wieland. — An Th. W. Broxtermann, 10. März 1788.

Nr. 83. Braungart R., Die Alten und die Jungen. — Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart.

Nr. 86. S. S., Novellen- und Skizzenbücher.

Nr. 89. 90. Voretzsch K., Gaudys Entwicklungsgang.

Nr. 95. Bulthaupt H., Raum und Zeit bei Shakespeare und Schiller. — Referat.

Nr. 96. Dahn F., Max von Seidel als Dichter.

Nr. 98. Jantzen H., Schweizerische Volkskunde.

Nr. 101. Seydlitz R. von, Dr. Martin Schubart.

Rolfs W., Aus einer Selbstschriftensammlung. — Briefe von Schiller, 5. Juli 1798; Richard Wagner, 16. Dezember 1847; R. Schumann, 15. Dezember 1840. H. Marschner, 20. August 1855.

Nr. 103. Reuter F., Zur Erinnerung an Platens „Romantischen Ödipus".

Nr. 106—108. Wretschko A. von, Heinrich Siegel.

Nr. 106. 132. Müller E., Eine neue Dramenliste Schillers. — Im Leipziger Museum der Völkerschlacht befindet sich eine Liste mit Dramentiteln von Schillers Hand, die nicht etwa dramatische Pläne des Dichters bietet, sondern ein Verzeichnis bekannter in Weimar aufzuführender Stücke, die Schiller für Goethe notiert hat, die er ferner wahrscheinlich umarbeiten oder zum Teil in seinem geplanten Theaterkalender neu herausgeben wollte.

Nr. 109. Bm., Platens Tagebücher.

Nr. 112. 132. Asbach J., Neue Beiträge zu einer Heine-Biographie.

Nr. 112. 113. Gystrow E., Die Psychologie am Ausgang des Jahrhunderts.

Nr. 114. Marsop P., Schillers Jungfrau und die vereinfachte Scene im Prinz-Regenten-Theater.

Krauß R., Nekrologie.

Mensi A. von, Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog.

Nr. 118. Schmidt W., Ein Porträt der Margarethe von Parma.

Nr. 120. Breutel W., Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf.

Nr. 121. Sander, Die allgemeine deutsche Biographie.

Nr. 124. Hofmiller J., Eine lyrische Anthologie deutscher Romantik. — Die blaue Blume.

Nr. 125. Kraeger H., Eine Biographie Conrad Ferdinand Meyers. — Frey: Meyer.

Nr. 126. 127. 128. Landau M., Zeitmärchen und Märchenzeit.

Nr. 126. Fürst R., Fanny Lewald.

Nr. 129. Brenner O., Phonograph als philologisches Hilfsmittel.

Nr. 130. Woerner R., Felix Hübel.

Nr. 131. Egloffstein H. von, Stieves Abhandlungen, Vorträge und Reden.
Nr. 133. Die Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar.
Nr. 136. Drews A., Die Litteratur am Jahrhundert-Ende. — Über das Buch von M. Lorenz.
Nr. 140. Muncker F., Neue Erzählungen von C. C. Ries.
Nr. 141. Funck H., Ein unechtes Bild von Goethes Freundin Charlotte von Stein
Nr. 144. 145. Erhardt L., Wilhelm von Humboldt als Staatsmann.
Nr. 144. Geise O., Die moralische Wirkung der Künste.
Nr. 146 Reitler A., Prager Poeten. — Adler, Salus und Andere.

Pester Lloyd. Nr. 127.
Kohut Adolf, Eine ungarische Braut Nikolaus Lenaus (Karoline Unger-Sabatier).

Posener Zeitung. Nr. 249.
Linde O., Ein ungedruckter Brief Robert Hamerlings aus dem Jahre 1880. — Bezieht sich auf „Lord Luzifer".

Politik (Prag). Nr. 23. 31.
Hartaß F. X., Ex-Libris.

Beilage zur Bohemia (Prag).
Nr. 11. Wilms E., Ein vergessener Dichter. Zur Erinnerung an den 150. Geburtstag von Reinhold Lenz.
Nr. 17. 55. Johann Peter Pixis Memoiren. IV. V.
Nr. 72. T., Paul Heyse.
Nr. 127. Ebler O., Ein tragikomisches Genrebildchen aus dem Leben R. Hamerlings. — Mitteilung eines Briefes an Ottilie Ebler, 3. Juni 1882.

Rheinisch-westfälische Zeitung.
1899. Nr. 975. Fricke W., Herder in Bückeburg.
1900. Nr. 16. Großjohann, Die ersten westfälischen Zeitungen und Druckereien.
Nr. 373. Brock E., Zur Sage vom Tell und Stauffacher.

Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg (Stuttgart).
Nr. 7 und 8. Beck, Quellen zu Schillers „Räuber" — nebst einer Hiesel-Bibliographie.

Der Beobachter (Stuttgart). Nr. 112.
Lutz Rob., Schwabenart und schwäbische Litteratur.

Neues Tagblatt (Stuttgart). Nr. 30.
G. J., Ida Freiligrath. — Die Gattin des Dichters, gestorben 9. Februar 1899.

Weimarische Zeitung.
Nr. 53–62. Suphan B., Allerhand Zierliches von der alten Excellenz. — Goethe.

Österreichische Volkszeitung (Wien). 1899.
Nr. 2. Klaar A., Ein Jahrhundert österreichischer Dichtung.
Nr. 92. Komorzynski Egon von, Geschichte des Theaters an der Wien.
Nr. 339. Fischel L., Ludwig Anzengruber.

Neues Wiener Tagblatt.
1899. Nr. 248. H., Vater Schiller in Cannstadt und Urach.
Nr. 329. Franzos K. E., Heinrich Heine.
Nr. 338. Bahr H., Ludwig Anzengruber.
1900. Nr. 27. Bettelheim A., Anzengruber und Millöcker.
Nr. 51. Klaar A., Berliner Grillparzer Aufführungen. — Mit persönlichen Erinnerungen an den Dichter.

Nr. 72. Kalbeck M., Heyses Beziehungen zu Österreich. — Mit einem Brief Heyses an Laube 1860.

Nr. 98. Bahr H., L. Speidel.

Nr. 112. Teuber O., Die Neuberin in Wien.

Wiener Zeitung.

1899. Nr. 281. Guglia E., Die Bibliotheken der österreichisch ungarischen Monarchie.

1900. Nr. 81. Ein bisher ungedruckter Brief Stifters.

Nr. 116. Pichler A., Johann Senn (Pfeifer).

Nr. 117. Schlossar A., Friedrich Rückert und Josef Freiherr von Hammer-Purgstall. — Mit einem ungedruckten Briefe Rückerts.

Deutsche Zeitung (Wien). Nr. 10. 139.

Rabenlechner M., Hamerling.

Arbeiter-Zeitung (Wien).

Nr. 96. Pohl O., Georg Herwegh.

Nr. 100. Großmann St., L. Speidel.

Neue Freie Presse (Wien).

Nr. 12703/4. Kraus Viktor von, Alt-Wiener Schattenbilder.

Nr. 12720. Rosner Leopold, Der weiße Rock des Herrn Kürnberger.

Nr. 12723. Fournier August, Alexander I. und Louise von Bethmann.

Nr. 12733. Wo liegt Goethe?

Nr. 12740. Schlossar Anton, Aus den Nachlaßpapieren eines vergessenen österreichischen Dichters. — Faust Pachler.

Nr. 12754. Müllner Laurenz, Lord Byron in seiner Bedeutung für die Entwicklung der modernen Poesie.

Nr. 12772. Kerr Alfred, Paul Heyse.

Nr. 12782. 12789. 12796. 12803. 12809. 12816. Weilen Alexander von, Laubes Berufung an das Burgtheater. Aktenmäßige Darstellung.

Nr. 12796. H. Wittmann, Ludwig Speidel.

Nr. 12803. Berger Alfred Freiherr von, Dr. J. N. Berger.

Nr. 12805. Berdrow Otto, Henriette Herz.

Nr. 12806. Rittershaus Adeline, Felix Mendelssohn und Johanna Kinkel. — Ungedruckte Tagebuchblätter und Briefe.

Nr. 12809. Scherzer Karl von, Moriz Lazarus.

Nr. 12810. Frimmel Th. von, Beethovens Name.

Nr. 12851. 12854. Heyse Paul, Jugenderinnerungen. Ein Jahr in Italien.

Nr. 12851. 12857. 12864. Rosner Leopold, Karl von Holtei. — Persönliche Erinnerungen und Briefwechsel.

Nr. 12851. Berdrow Otto, Dorothea Schlegel.

Nr. 12871. Kalbeck Max, Karl von Holtei. A. S.

Anhang.

Schweizerische Zeitschriften.

Bearbeitet von E. Hoffmann-Krayer in Zürich.

Neujahrsblatt des **historischen Vereins** des Kantons **Bern** für 1900.

Tobler G., Niklaus Emanuel Tscharner. Ein Lebensbild.

Neujahrsblatt der **litterarischen Gesellschaft** in **Bern** für 1900.

Herzog H., Balthasar Anton Dunker, ein schweizerischer Künstler des 18. Jahrhunderts (1746—1807).

Neujahrsblatt der **Stadtbibliothek** in **Winterthur** auf 1899 und 1900.
Hauser A., Die Wellenburg zu Pfungen.

Zuger Neujahrsblatt für das Jahr 1900.
Müller C., Aus Ammann J. Andermatts Tagebuch.
Müller C., Blick auf die religiös-sittlichen Zustände des Kantons Zug am Ende des 15. und beim Beginne des 16. Jahrhunderts.

Neujahrsblatt der allgemeinen **Musikgesellschaft** in **Zürich** auf das Jahr 1900.
Kunz C., R. Wagner als Dichter und Denker.

Neujahrsblatt der **Stadtbibliothek** in **Zürich** für das Jahr 1900.
Joh. Heinr. Füßli als Privatmann, Schriftsteller und Gelehrter. — Freier Auszug aus dem Manuskripte seines Biographen Wilhelm Füßli.

Neujahrsblatt der **Kunstgesellschaft** in **Zürich** für das Jahr 1900.
Maier C., Aug. Weckesser in seinem Leben und Schaffen.

Neujahrsblatt der **Feuerwerker-Gesellschaft** in **Zürich** für das Jahr 1900.
Zeller-Werdmüller H., Hans Rudolf Werdmüller als venetianischer General-Lieutenant der Artillerie in der Levante (1644—1667), nach dessen hinterlassenen Papieren auf der Stadtbibliothek in Zürich zusammengestellt.

Neujahrsblatt zum Besten des **Waisenhauses** in **Zürich** auf das Jahr 1900.
Walder E., Heinrich Zeller-Horner als Erforscher und Darsteller der Schweizer Gebirgswelt.

Basler Jahrbuch 1900.
Hägler C., August Socin.
Gauß K., Der Abschluß der Gegenreformation im Birseck.
Riggenbach B., Martin Borrhaus (Cellarius), ein Sonderling aus der Reformationszeit.
Liebenau Th. von, Felix Platter von Basel und Rennward Cysat von Luzern.
Italienische Reise von Achilles Ryhiner.
Bart H., Mengaud und die Revolutionierung der Schweiz.
Mahlbaum W. A., Aus Chr. Fr. Schönbeins Leben.
Ein Brief von Leonh. Euler an seine Eltern.
Eine Basler Verlobung im 18. Jahrhundert.
Ein Basler Hochzeitsessen im 18. Jahrhundert

Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1900.
Steck R., Der Philosoph Herbart in Bern.
Haag F., Die Mission Albrecht Hallers nach Lausanne im Jahre 1757.
Steinemann F., Die Zunft der Barbiere und Scherer, genannt „Chirurgische Societät" der Stadt und alten Landschaft Bern vom 16.—19. Jahrhundert.
Türler H., Die Vermahnungs- oder Bußgesänge.

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1900.
Escher Nanny von, Erinnerungen an Conrad Ferdinand Meyer.
Tschudi C., Die sogenannten Waldmannschen Spruchbriefe, ihre Beurteilung und ihr Schicksal.
Zeugmeister Hans Caspar Hirzels Deportation nach Basel im Jahre 1798.
Krüger H., Die Quellen und Entwicklungsgeschichte der Ballade C. F. Meyers „Die Füger und die Sarazenin".
Meyer von Knonau G., Beschreibung der Wanderschaft eines zürcherischen Buchbinders im 18. Jahrhundert.

Hoffmann-Krayer E., Eine handschriftliche Sammlung Lavaterscher Gedichte.

Farner A., Das Schulwesen einer zürcherischen Landgemeinde (Stammheim) seit der Reformation.

Rahn J. R., Die letzten Tage des Klosters Rheinau.

Ganz P., Von zürcherischen Teilrödeln.

Brunner H., Bibliographie der Geschichte, Landes- und Volkskunde von Stadt und Kanton Zürich.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **deutsche Sprache** in **Zürich.** Heft 5.

Singer S., Die mittelhochdeutsche Schriftsprache.

Basler Biographien. Herausgegeben von Freunden vaterländischer Geschichte in Basel.

Erster Band. Munatius Plancus von F. Stähelin, Das Geschlecht der Irmy von F. Holzach, Die Familie Baer von A. Burckhardt, David Joris von P. Burckhardt, J. J. Grynaeus von F. Weiß, Bürgermeister Emanuel Socin von R. Horner, J. L. Legrand, Direktor der helvetischen Republik, von H. Buser.

Zürcher Diskussionen.

Heft 16. 17. Kaufmann M., Heine und Platen, eine Revision ihrer litterarischen Prozeßakten.

Berner Studien zur **Philosophie** und ihrer **Geschichte.** Herausgegeben von L. Stein in Bern.

XVIII. Band. Schweiger L., Philosophie der Geschichte, Völkerpsychologie und Sociologie in ihren gegenseitigen Beziehungen.

XIX. Band. Diem Ulr., Das Wesen der Anschauung. Ein Beitrag zur psychologischen Terminologie.

XX. Band. Dutoit E., Die Theorie des Milieu.

XXII. Band. Lindheimer F., Beiträge zur Geschichte und Kritik der neukantischen Philosophie. 1. Reihe. Hermann Cohn.

Anzeiger für **Schweizerische Altertumskunde** in **Zürich.** Neue Folge.

Band I. Egli E., Zu den alten christlichen Inschriften in der Schweiz.

Rahn J. R., Die Wandgemälde in der Kirche von Veltheim bei Winterthur.

Schmidt Chr., Restauration der Facadenmalerei am Hause zum „Roten Ochsen" in Stein am Rhein.

Band II. Liebenau Th. von, Aus dem Tagebuche des Landvogtes Hans Rudolf von Sonnenberg von Luzern.

Zeller-Werdmüller H., Nächtliche Spazierfahrt eines Palmesels.

Liebenau Th. von, Symbolische Bedeutung des Bieres (bei Erbverträgen).

Revue historique Vaudoise. 8me année.

Payot E., La mission d'Albert de Haller à Lausanne.

Bulletin de la **Société neuchâteloise** de **Geographie.** Tom. XII.

Schenk A., L'ethnogénie des populations helvétiques.

Anzeiger für **Schweizerische Geschichte.** Jahrgang XXXI.

Liebenau Th. von, Zum Anonymus Friburgensis.

Bernoulli A., Eine Urkunde von 1329 über die Juden in Basel.

Beilage. Waldburger A., Register zu A. Rüscheler, Die Gotteshäuser der Schweiz.

Schweizer Archiv für **Heraldik.** Jahrgang XIV.

E. A. S., Das Wappen des Chronisten Brüglinger.

Kirchenblatt für die **reformierte Schweiz.**
Nr. 16. 17. 18. Stähelin R., Entstehung und Ausbildung des Staatskirchentums in der reformierten Schweiz.
Nr. 21. E. A. B., Graf Nikolaus Ludw. von Zinzendorf.
Nr. 25. 26. 27. Antistes Dr. Finsler †, Lavateriana.

Der Kirchenfreund.
Nr. 11. 12. Hadorn, Zum 200. Geburtstag des Grafen Zinzendorf. Mit Zinzendorf-Literatur.

Schweizerische Zeitschrift für **Gemeinnützigkeit.** Jahrgang XXXIX.
R. W., Dr. theol. Heinrich Weber, Pfarrer in Höngg (1821—1900). — Mit einem chronologischen Verzeichnis von Webers gedruckten Schriften.

Schweizerische Reformblätter.
Nr. 8. 9. 11. 12. 13. 15. 16. Schießer A., Totenbräuche.
Nr. 19. 20. 21. König E., Adolf Frens Buch über Conr. Ferd. Meyer.
Nr. 26. 27. 28. Billeter M., Das Religiöse in Conr. Ferd. Meyers Gedichten.

Revue de Théologie et de Philosophie.
Nr. 1. Thurot J., Charles Secrétan et la philosophie Kantienne.
Pachoud H., Le mythe et la légende.
Nr. 2. Tissot D., La dialectique de Schleiermacher.

Schweizerische Pädagogische Zeitschrift.
Keller J., Die sprachliche Bedeutung Hebels für unsere Volksschule.
Stickelberger H., Zum Unterricht in der deutschen Grammatik an Mittelschulen.

Pestalozziblätter. Beilage zur Schweizerischen pädagogischen Zeitschrift.
XXI. Nr. 2. Zwei Manuskripte Pestalozzis aus der Neuhofzeit über Fragen des Handels und der Industrie. 1. Über die Folgen des französischen Einfuhrverbotes 1785. 2. Über die gegenwärtige Lage der Gewerbsthätigkeit, mit besonderer Rücksicht auf das Gebiet der Hofmeisterei Königsfelden.

Schweizerische Lehrerzeitung.
Nr. 4. Wehrlin Ed., Die deutsche Sprache im Vortrag.
Nr. 6. Dr. W., Über die soziale und ökonomische Stellung des schweizerischen Lehrerstandes im 15. und 16. Jahrhundert. — Referat über F. Heinemanns gleichnamigen Artikel in den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungsgeschichte.
Nr. 23. Stickelberger H., Zum Deutschunterricht auf Grundlage der Mundart.
Nr. 26. F. G., Rhythmische Gliederung von Unterricht und Arbeit.

Pestalozzianum. Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung.
Das Pestalozzibild von Schöner 1808.

La Suisse universitaire.
Nr. 5. F. F. R., L'académie de Lausanne et Albert de Haller.

Die Schweiz.
Band III. Federer H., Arnold Ott. Eine Dichterstudie.
Frey A., Scheffel im aargauischen Seethal.
Band IV. Günther R., Schweizerreisen und Naturbetrachtung.

Bündnerisches Monatsblatt. Band V.
Jecklin F., Beitrag zur Reformationsgeschichte von Churwalden.

Monat-Rosen des **Schweizerischen Studentenvereins.** Band XLIV.
Froidevaux, Jean Tetzel.
Braichet R., Les Jésuites en Suisse au XIXme siècle.
X. Z., Zur Geschichte des deutschen Kulturkampfes.

Feuille centrale. Organe officiel de la Société de Zofingue.
Nr. 8. Schwarz R., Konrad Pellican, ein Reformator Basels.

Sonntags-Beilage der **Allgemeinen Schweizer Zeitung** (Basel).
1899. Nr. 43. 44. Müllinen F. von, Wieland und Bern.
1900. H., Friedrich Hebbels Lyrik.
Bertholet A., Seelen- und Geisterglaube.
Hesse H., Novalis.
C. von H., Der Briefwechsel des Canisius.
Oswald J., Lyrische Individualitäten.
Wölfflein H., Peter Cornelius (der Maler).
Be., Der heutige deutsche Volksaberglaube in seinem Verhältnis zum Tode.
—n—, Einige Bemerkungen über das Drama.
Canisius und die Protestanten.
P. K., Die Entstehung des Fastnachtspiels.
Joël Karl, Philosophie und Dichtung.
Trog H., Conrad Ferdinand Meyer. — Besprechung des Werkes von Ad. Frey.
S., Mundart und Deutschunterricht. — Besprechung der Schrift von O. von Greyerz.
Ref K., Ludwig Senft.
Zinck P., Isaak Jselins pädagogisches Wirken in Basel.
L. E. Z., Zinzendorf.
R. L., Bach und die Bachgesellschaft.
Achelis Th., Die Aufgaben der Völkerpsychologie.

Neue Zürcher Zeitung.
Nr. 35. Schott T., Eine neue Börne-Ausgabe.
Nr. 83 ff. B. F., Joh. Casp. Lavaters unterbrochene Kur in den Bädern von Baden 1799.
Nr. 172 ff. Tagebuch des Dichters Johann Peter Hebel über seine Schweizerreise im Jahre 1805.

Sonntagsblatt der **Thurgauer Zeitung.** Nr. 6 ff.
Meyer Joh., Der soziale Hintergrund in Pestalozzis „Lienhard und Gertrud".

Der Bund. Nr. 96. 97.
Knorr K., Der weiße Hirsch.

Sonntagsblatt des **„Bund".**
1899. Nr. 157. 164. 172. Vetter F., Niklaus Manuels Traum.
1900. Nr. 60. J. M. B., Aus dem Fastnachtsleben im Taggenburg.

---

2. Bücher.

Bearbeitet von August Sauer.

Litteraturgeschichte. Poetik. Sammelwerke.

Berthold Arth., Bücher und Wege zu Büchern. Unter Mitwirkung von Elisab. Foerster-Nietzsche, Pet. Jessen und Phpp. Rath herausgegeben. Berlin, W. Spemann. 8 M.

Scherr Johs., Illustrierte Geschichte der Weltlitteratur. 10. Auflage. Jubiläumsausgabe. Durchgesehen und bis auf die neueste Zeit ergänzt von Otto Haggenmacher. 2. Bände. Stuttgart, Franckh. 20 M.

Spingarn Joel Elias, A History of literary Criticism in the Rennaissance: With Special Reference to the Influence of Italy in the Formation and Development of Modern Classicism. New York, The Macmillan Comp. (Columbia University Studies in Literature.

Lublinski S., Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Band 3. Das junge Deutschland. Band 4. Blüte, Epigonentum und Wiedergeburt. (Am Ende des Jahrhunderts. Band 16. 17.) Berlin, S. Cronbach. à 2 M.

Thomas Emil, Die letzten 20 Jahre deutscher Litteraturgeschichte 1880—1900. Im Abriß dargestellt. Zweite, durchgesehene Auflage (4.—8. Tausend). Leipzig, W. Fiedler. 1.50 M.

Unter den verschiedenen Versuchen, die litterarische Neuzeit historisch zu fixieren, vertritt dies Büchlein die Spezialität des buchhändlerischen Auskunftsbureaus. Es werden deshalb auch spezielle Winke für lesende Buchhändler (S. 77) eingelegt. Gewisse Geschmacklosigkeiten wie die furchtbare Wendung „die Dichter mit dem Erdgeruch" (S. 44) oder die Überschätzung der Leipziger (S. 93) mögen mit dieser etwas praktischen Tendenz entschuldigt werden. Im übrigen ist Thomas ein Talent, leidlich zutreffend einzuschätzen, nicht abzusprechen (ganz gut z. B. E. Werner S. 63, Bleibtreu S. 64, Halbe S. 88, Busse S. 92, Bierbaum und Przybyszewski S. 100; ungerecht Hertz S. 44, Lohmeyer S. 60, M. von Ebner S. 72). Auch die „Klassenbildung" ist so gut wie in mancher anspruchsvolleren Litteraturgeschichte („die sogenannten Lustspieldichter" S. 53); allerdings würde ich L. Westkirch nicht ein Unterhaltungstalent, Telmann nicht realistisch nennen, B. von Suttner und Grotthus anders einstellen. Den Schluß bildet eine brauchbare Übersicht der litterarischen Zeitschriften (S. 106 f.), in der der Simplicissimus (S. 109) wohl etwas zu schlecht fortkommt, der „Lokalanzeiger" und die „Woche" aber recht hübsch mit dem Wort „gesinnungstüchtige Parteilosigkeit" charakterisiert werden, und endlich eine Revue der deutschen Verleger. Richard M. Meyer.

Leimbach Karl L., Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. 8. Band. 3. Lieferung. (Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Litteratur. 12. Band. 3. Lieferung.) Leipzig. Frankfurt a. M., Kesselringsche Hofbuchhandlung. 1.50 M.

Inhalt: Heinrich Puchta bis Carlot Gottfried Reuling.

Gystrow Ernst, Der Katholizismus und die moderne Dichtung. Minden, J. C. C. Bruns. 1.50 M.

Dichtungsgattungen. Lyrik. Holz Arno, Revolution der Lyrik. Berlin, J. Sassenbach. 2.50 M.

Steiner Rud., Lyrik der Gegenwart. Minden, J. C. C. Bruns. 1.50 M.

Anthologien. Kupfer Elisarion von, Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltlitteratur. Eine Sammlung mit einer ethisch-politischen Einleitung. Berlin-Neurahnsdorf, A. Brand. 5 M.

Deutsche Weihnacht. Eine Anthologie deutscher Dichter und Denker. München, Ph. Freund & Co. 2 M.

Oppeln Bronikowski Frdr. von und Ludw. Jacobowski, Die blaue Blume. Eine Anthologie romantischer Lyrik. Mit Einleitungen der Herausgeber. Leipzig, E. Diederichs. 5 M.

Drama. Levi Ces., Letteratura drammatica. Milano. Hoepli.

Zickel M., Die scenarischen Bemerkungen im Zeitalter Gottscheds und Lessings. Dissertation. Berlin.

Gutsche O., Kurzer Rückblick auf das deutsche Drama im 19. Jahrhundert. Programm. Breslau.

Gottschall Rudolf von, Zur Kritik des modernen Dramas. Vergleichende Studien. 2. Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 5 M.

Berger Alfr. Freiherr von, Über Drama und Theater. Fünf Vorträge. Leipzig, E. Avenarius. 1 M.

Inhalt: Ursachen und Ziele der modernsten Litteraturentwicklung. — Wie soll man Shakespeare spielen? — Über die Bedeutung des Theaters für die moderne Gesellschaft.

Roman. Wyzewa T. de, Le roman contemporain à l'étranger. Paris, Perrin et Cie.

Ästhetik. Poetik. Meier, P. Sigisb., O. S. B., Der Realismus als Prinzip der schönen Künste. Eine ästhetische Studie. (Publikationen der deutschen Litteratur-Gesellschaft in München. Nr. 1.) München, M. Abt. 2 M.

Waldeck Osc., Zur Analyse der ästhetischen Substanz. Dresden, E. Pierson's Verlag. 2 M.

Baldensperger F., Les définitions de l'humour. Extrait des „Annales de l'Est". Nancy, Berger-Levrault et Cie.

Saitschick Rob., Genie und Charakter. Shakespeare — Lessing — Schopenhauer — Rich. Wagner. Berlin, E. Hofmann & Co. 2.50 M.

Voßler Karl, Poetische Theorien in der italienischen Frührenaissance. (Litterar-historische Forschungen. Herausgegeben von Joh. Schick und M. Freiherrn von Waldberg. XII. Heft.) Berlin, Felber. 2 M.

Sammelwerke. Allgemeine Deutsche Biographie. 224—226. Lieferung. (Band XLV. Lieferung 4. und 5. Band XLVI. Lieferung 1.) Zeisberger — Zyrl. Nachträge bis 1899: von Abendroth — von Bach. Leipzig, Duncker & Humblot.

Aus dem Inhalt: Karl Gottlob Zumpt, lateinischer Philolog 1792—1849 (Lothholz). — Ernst Anton Joseph Zündt (Kenzingen), deutsch-amerikanischer Lyriker und Dramatiker 1819—1897 (L. Fränkel). — Leopold Zunz, der Schöpfer und Meister der Wissenschaft des Judentums 1794—1886 (David Kaufmann). — Julius Zupitza, Germanist und Anglist 1844—1895 (Edward Schröder). — Johann Zurflüe, katholischer Geistlicher und Verfasser eines Bruderklausenspiels, geboren 1566 (E. Hoffmann-Krayer). — Vincenz Zusner, deutsch-österreichischer Dichter 1803—1874 (A. Schlossar). — Daniel Zwicker, Socinianer 1612—1678 (P. Tschackert). — Ulrich Zwingli 1484—1531 (Emil Egli). — Christian Zyrl, elsässischer Dramatiker zu Ende des 16. Jahrhunderts (J. Bolte). — Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein 1583—1634 (M. Wittich). — Samuel Ann Weiß, Dichter 1858—1896 (Bernh. Münz). — Wilhelm Zielv, Bearbeiter französischer Romandichtungen (E. Hoffmann-Krayer). — Joseph Ignaz Zimmermann, Jesuit, Schulmann und Schriftsteller 1737—1797 (E. Hoffmann-Krayer). — Moriz von Aberle, katholischer Theologe 1819—1875 (Lauchert). — Johann Heinrich Achterfeldt, katholischer Theologe 1788—1877 (Lauchert). — Alfred Graf Adelmann von Adelmannsfelden, Schriftsteller 1848—1887 (Fr. Brümmer). — Rudolf Agricola junior (Baumann), Wasserburgensis oder Hydropurgius Rhaetus, Humanist, gest. 1. März 1521 (Gust. Bauch). — Josef Ignaz von Ah, katholischer Geistlicher und Schriftsteller 1834—1896 (Gabriel Meyer). — Friedrich Ahlfeld, lutherischer Prediger 1810—1884 (E. Chr. Achelis). — Heinrich Ahrens, Jurist 1808—1874 (von Savigny). — Heinrich Ludolf Ahrens, Philologe 1809—1881 (Albert Müller). — Michael Albert, siebenbürgisch-sächsischer Dichter 1836—1893 (A. Schullerus). — Eduard Christian Scharlau Alberti, Gelehrter und Dichter 1827—1898 (Joh. Saß). — Wilhelm Eduard Albrecht, Germanist 1800—1876 (R. Hübner). — Johannes Baptist Alzog, katholischer Kirchenhistoriker 1808—1878 (Lauchert). — Joseph Amberger, katholischer Theologe 1816—1889 (Lauchert). — August Wilhelm Ambros, Musikhistoriker 1816—1876 (Max Dietz). — Josef Ignaz Amiet, schweizerischer Geschichtsforscher 1827—1895 (Meyer von Knonau). — Ludwig Anzengruber, Dichter 1839—1889 (Anton Bettelheim). — Wilhelm Ferdinand Arndt, Historiker 1838—1895

H. Geffcken). — Karl Ludwig Arndts, Civilist 1803—1878 (Ernst Landsberg). — Alfred Ritter von Arneth, Historiker 1819—1897 (Schlitter). — Wilhelm Christoph Friedrich Arnold, Kultur- und Rechtshistoriker 1826—1883 (Siegfr. Rietschel). — Aegidius Rudolph Nicolaus Arntz, Jurist und Publicist 1812—1884 (Raimund Schramm). — Joseph Ritter von Aschbach, Historiker 1801—1882 (Karl Schrauf). — Jakob Audorf, der Verfasser der „Arbeiter-Marseillaise" 1835—1898 (Ludw. Fränkel). — Richard Avenarius, Philosoph (M. Heinze). — Diederich Georg Babst, plattdeutscher Dichter 1741—1800 (Heinr. Klenz).

Bourget Paul, Oeuvres complètes. Critique. II. Études et Portraits. Paris, Librairie Plon. 8 Frcs.

Aus dem Inhalt: II. Questions d'Estétique. I. Science et Poésie. II. L'Estétique du Parnasse. III. Deux paradoxes d'un demi-savant. I. Paradoxe sur la musique. II. Paradoxe sur la couleur. IV. Réflexions sur l'art du Roman. V. Réflexions sur l'art de l'Histoire. VI. Réflexions sur la Critique. VII. Réflexions sur le théâtre.

Capuana Lu., Cronache letterarie. Catania, Giannotta. 2.50 L.

Darin ein Artikel über Goethe.

De Cueto, L. A., Estudios de historia y de crítica literaria. Los hijos vengadores en la literatura dramática: Orestes. El Cid. Hamlet. — Etude sur le Cancionero de Baena. — Sentido moral en el teatro. — La leyenda de Virginia en el teatro. (Coleccion de Escritores Castellanos. T. 116.) Madrid, 4. pes.

Festschrift dem Hansischen Geschichtsverein und dem Verein für niederdeutsche Sprachforschung dargebracht zu ihrer Jahresversammlung in Göttingen. Pfingsten 1900. Göttingen, Wunder. 3 M.

Aus dem Inhalt: Kayser Karl, Eine vorreformatorische landesherrliche Kirchenvisitation im Herzogtum Braunschweig. — Wagner Ferdinand, Drei plattdeutsche Briefe des Peter Holst an seinen Sohn Lucas. — Seedorf H., Zu den Zwischenspielen der Dramen Joh. Rists. — Priesack J., Ein Göttinger Schandgedicht des 16. Jahrhunderts.

Halter Ed., Der Dichter und die Dichtung. Heitere und ernste Plaudereien. Straßburg, F. Bull. 1.60 M.

Strena Helbigiana. Sexagenario obtvlervnt Amici ... Lipsiae. In Aedibvs B. G. Tevbneri. 40 M.

Aus dem Inhalt: Pollak L., Aus den römischen Jahren Karl Ludwig Fernows.

Massarani Tullo, Studî di letteratura e d'arte. 2ª ed. Firenze. Le Monnier. 4 L.

Aus dem Inhalt: Enrico Heine e il movimento lett. in Germania.

Paulsen Frdr., Schopenhauer. Hamlet. Mephistopheles. Drei Aufsätze zur Naturgeschichte des Pessimismus. Berlin, Besser. 2.40 M.

Specht Rich., Kritisches Skizzenbuch. Wien, Wiener Verlag. 3 M.

Philosophische Abhandlungen. Christoph Siegwart zu seinem 70. Geburtstage (28. März 1900) gewidmet. Tübingen, J. C. B. Mohr. 7 M.

Aus dem Inhalt: Dilthey, Die Entstehung der Hermeneutik. — Falckenberg, Zwei Briefe von Hermann Lotze an R. Seydel und E. Arnold. — Riehl, Robert Maiers Entdeckung und Beweis des Energieprinzipes. — Vaihinger, Kant — ein Metaphysiker? — Zeller Ed., Über den Einfluß des Gefühls auf die Thätigkeit der Phantasie.

Stieve Felix, Abhandlungen, Vorträge und Reden. Leipzig, Duncker & Humblot. 8.40 M.

Aus dem Inhalt: Die Perioden der Weltgeschichte. — Die Reformationsbewegung im Herzogtum Bayern. — Die Entwicklung des Zeitungswesens. —

Herzogin Jakobe von Jülich. — Staatskunst und Leidenschaften im 17. Jahrhundert. — Rudolf II., deutscher Kaiser. — Ferdinand II., deutscher Kaiser. — Kurfürst Maximilian I. von Bayern. — Die Zerstörung Magdeburgs. — Gustav Adolf. — Wallensteins Übertritt zum Katholizismus. — Zur Geschichte Wallensteins. — Ferdinand III., deutscher Kaiser. — Der Hexenwahn. — Zur hundertjährigen Gedenkfeier der Geburt Kaiser Wilhelms I. — Zwei Festreden zur Bismarck-Feier. — Bedeutung und Zukunft des Altkatholizismus. — Ignaz von Döllinger. — Zur Charakteristik der „katholischen Abteilung". — August Kluckhohn. — Max Lossen und sein „Kölnischer Krieg". — Zwei Tage im französischen Polizeiarrest.

Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte.

Geschichte der Wissenschaften. Allgemeines. Vaihinger H., Über Ästhetisches in der Medicin. Rede. Berlin, A. Hirschwald. 40 Pf.

Peters Herm., Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Geo. Steinhausen. 3. Band.) Leipzig, Diederichs. 4 M.

Laehr Heinr., Die Litteratur der Psychiatrie, Neurologie und Psychologie von 1459—1799. 3 Bände in 4 Teilen. Berlin, G. Reimer. 80 M.

Heubaum Alfr., Die Auseinandersetzung zwischen der mechanischen und teleologischen Naturerklärung in ihrer Bedeutung für die Fortentwicklung des religiösen Vorstellens seit dem 16. Jahrhundert. Programm. Berlin, R. Gaertner. 1 M.

Hegler Aug., Die praktische Thätigkeit der Juristenfakultäten des 17. und 18. Jahrhunderts in ihrem Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Strafrechts von Carpzov ab. Freiburg i. B. Tübingen, J. C. B. Mohr. 2.60 M.

Biographisches Lexikon hervorragender Ärzte des 19. Jahrhunderts. Mit einer historischen Einleitung. Herausgegeben von J. Pagel. Mit etwa 600 Bildnissen. 1. Abteilung. Wien, Urban & Schwarzenberg. 4.80 M.

Birt Thdr., Deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert. Eine Rede zur Jahrhundertwende. (Marburger akademische Reden, 1900. Nr. 1.) Marburg, N. G. Elwerts Verlag.

Weber Heinr., Über die Entwicklung unserer mechanischen Naturanschauung im 19. Jahrhundert. Rektoratsrede. Straßburg, J. H. E. Heitz. 80 Pf.

Ahrens Fel. B., Die Entwicklung der Chemie im 19. Jahrhundert. Vortrag. Stuttgart, F. Enke. 1 M.

Heydweiller A., Die Entwicklung der Physik im 19. Jahrhundert. Vortrag. Berlin, P. Parey. 1 M.

Lokales. Zittel Karl A. von, Rückblick auf die Gründung und die Entwicklung der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften im 19. Jahrhundert. Rede. München, G. Franz' Verlag. 80 Pf.

Harnack Adf., Geschichte der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Im Auftrage der Akademie bearbeitet. 3 Bände. Berlin, G. Reimer. 60 M.

Harnack Adf., Bericht über die Abfassung der „Geschichte der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin". (Aus: Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften.) Berlin, G. Reimer. 50 Pf.

Harnack Adf., Die königlich preußische Akademie der Wissenschaften. Rede zur Zweihundertjahrfeier. Berlin, G. Reimer. 1 M.

Gelehrtengeschichte. Günther Siegm., A. von Humboldt. — L. von Buch. (Geisteshelden — Führende Geister. — Eine Sammlung von Biographien. 39. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co. 2.40 M.

Aus Jac. Berzelius' und Gustav Magnus' Briefwechsel in den Jahren 1828—1847. Herausgegeben von Edvard Hjelt. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn.

Robert Wilhelm Bunsen. Ein akademisches Gedenkblatt. Heidelberg, J. Hörning. 1 M.

Claussen J., 36 Briefe des Philologen Johannes Caselius, geschrieben zu Rostock im April und Mai 1589, aus einer Handschrift der Gymnasialbibliothek herausgegeben. Programm. Altona.

Grobben Karl, Carl Claus †. (Aus: „Arbeiten aus dem zoologischen Institute".) Wien, A. Hölder. 72 Pf.

Ackermann, Dr. Theodor Ebert, königl. Landesgeologe und Professor an der Bergakademie in Berlin. Kassel, Selbstverlag. 75 Pf.

Geinitz F. Eug., Hanns Bruno Geinitz, ein Lebensbild aus dem 19. Jahrhundert. Halle. (Dresden, H. Burdach.) 1 M.

Stengel E., Mitteilungen aus dem Briefwechsel der Brüder Grimm und Dorothea Grimms mit Oberappellationsrat Burchardi und dessen Tochter Wilhelmine in Kassel. (Aus: „Festschrift der philosophischen Fakultät zu Greifswald zu der fünfzigjährigen Jubelfeier des Herrn Heinrich Limprecht".) Greifswald.

Bölsche Wilh., Ernst Haeckel. Ein Lebensbild. (Männer der Zeit ... Herausgegeben von Gust. Diercks.) Dresden, C. Reißner. 3 M.

Mc. Kendrick J. G., Hermann Ludwig Ferdinand von Helmholtz (Masters of medicine.) London. Unwin. Sh. 3, 6 d.

Cohen Ernst, Jacobus Henricus van't Hoff. Leipzig, W. Engelmann. 1.60 M.

Leibniz G. W. von, Briefe an den Astronomen der „Societät der Wissenschaften" Gottfried Kirch aus den Jahren 1702—1707. Berlin, G. Reimer. 60 Pf.

Achelis Th., Moritz Lazarus. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. XIV. Serie. 333. Heft.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 75 Pf.

Engel F., Sophus Lie Nekrolog. Akademie. Leipzig 1899.

Jellinek Geo., Georg Meyer. Worte der Erinnerung. Heidelberg, J. Hörning. 30 Pf.

Wilhelm Olbers, sein Leben und seine Werke. Im Auftrage der Nachkommen herausgegeben von C. Schilling. 2. Band. Briefwechsel zwischen Olbers und Gauß. 1. Abteilung. Berlin, J. Springer 16 M.

Silberstein Emil, Conrad Pellicanus. Ein Beitrag zur Geschichte des Studiums der hebräischen Sprache in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Berlin, Mayer & Müller. 2 M.

Nelson Jul., Heinrich Schliemann und seine homerische Welt. (Biographische Volksbücher Nr. 74—81.) Leipzig, Voigtländer. à 25 Pf.

Schuster Heinr., Heinrich Siegel. Gedenkrede. (Aus: „Allgemeine österreichische Gerichts Zeitung.") Wien, Manz. 60 Pf.

Sippel Fritz, Georg Friedrich Sigwart. Eine biographisch-historische Skizze. Dissertation. Tübingen, F. Pietzcker.

Der Basler Chemiker Christ. Friedr. Schönbein. Hundert Jahre nach seiner Geburt gefeiert von der Universität und der Naturforschenden Gesellschaft. Anhang zum 12. Bande der Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel. Basel, Georg & Co. 1 M.

Helferich H., Carl Thiersch. Rede. Leipzig, A. Georgi. 30 Pf.

Laar J. J. van, J. D. van der Waals. Ein Lebensabriß. Leipzig, J. A. Barth. 1.60 M.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Allgemeines. Heinemann Frz., Der Richter und die Rechtspflege in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Geo. Steinhausen. 4. Band.) Leipzig, E. Diederichs. 4 M.

Otto Ed., Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. (Aus Natur und Geisteswelt. 14. Bändchen.) Leipzig, Teubner. 1.15 M.

Des kursächsischen Rates Hans von der Planitz Berichte aus dem Reichsregiment in Nürnberg 1521—1523. Gesammelt von Ernst Wülcker, nebst ergänzenden Aktenstücken bearbeitet von Hans Virck. (Veröffentlichung der Königl. Sächsischen Kommission für Geschichte.) Leipzig, B. G. Teubner 1899. 26 M.

Roos W., Die historia nostri temporis des Adolphus Brachelius. Ein Beitrag zur Kritik der Quellen des dreißigjährigen Krieges. Programm. Würzburg 1899.

Duhr Bernh., S. J., Die Stellung der Jesuiten bei den deutschen Hexenprozessen. (Schriften der Görresgesellschaft. 1900, I.) Köln, J. P. Bachem. 1.80 M.

Lehner Tassilo, Reisebilder aus dem 17. Jahrhundert. Badereisen von Kremsmünster nach Wildbad-Gastein. — Eine Donaufahrt von Linz nach Ofen. — P. Simon Rettenbachers Reisen nach Italien. — Eine Wallfahrt von Kremsmünster nach Alt-Ötting und Passau. Nach handschriftlichen Quellen. Salzburg, H. Kerber. 1.50 M.

Arnold C. Fr., Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen. Ein kulturgeschichtliches Zeitbild aus dem 18. Jahrhundert. Mit 42 zeitgenössischen Kupfern. Leipzig, E. Diederichs. 4 M.

Haustein Adb. von, Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts. 2. Band. In der Jugendzeit der großen Volkserzieher und der großen Dichter. Leipzig, Freund und Wittig. 9.60 M.

Beyschlag Willib., Deutschland im Laufe des 19. Jahrhunderts. Akademische Gedenkrede. Halle, E. Strien. 30 Pf.

Röhmeier H., Die Arbeiter im 19. Jahrhundert. (Am Ende des Jahrhunderts. Band 18.) Berlin, S. Cronbach. 2 M.

Eberstein Alfr. Frhr. von, Über die Revolution in Preußen und Deutschland 1848/49. Historische Studie (mit Nachtrag). Leipzig, J. Werner. 9 M.

Kloeppel P., 30 Jahre deutscher Verfassungsgeschichte 1867—1897. 1. Band. Die Gründung des Reichs und die Jahre der Arbeit (1867—1877). Leipzig, Veit & Co. 9 M.

Kraemer Hans, Das 19. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Kulturgeschichte. 3. Band 1871—1899. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 12 M.

Bernhöft F., Das 19. Jahrhundert als Vorläufer einer neuen Bildungsstufe. Rede. Rostock, G. B. Leopold. 60 Pf.

Landschaften. Bayern. Neudegger M. J., Geschichte der bayerischen Archive. III b. Bayerische Archivrepertorien und Urkundenregister im Reichsarchiv zu München von 1314—1812. München, Th. Ackermann. 7 M.

Stieve Fel., Wittelsbacher Briefe aus den Jahren 1590 bis 1610. VIII. Abteilung. [Aus: Abhandlungen der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften.] München, G. Franz' Verlag. 3.30 M.

Holten C. F. von, Vom dänischen Hofe. Erinnerungen aus der Zeit Friedrichs VI., Christians VIII. und Friedrichs VII. Aus dem Dänischen. Stuttgart, R. Lutz. 4.50 M.

Reichhardt R., Die Grafschaft Hohenstein im 16. und 17. Jahrhundert ... Nordhausen (C. Haacke). 1.25 M.

Schreiber Heinr., Johann Albrecht I., Herzog von Mecklenburg. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 64.) Halle, M. Niemeyer. 1.20 M.

Crefeld Joh. von, Beiträge zur Geschichte des Niederrheins mit besonderer Berücksichtigung der Kirchen- und Klostergeschichte und der Geschichte einzelner Adelsgeschlechter. 4. und 5. Teil. Düsseldorf, Schmitz & Olbertz. à 3 M.

Plettner Emil, Oldenburg im 19. Jahrhundert. 1. Band. Von 1800—1848. Oldenburg, Eichen & Fastings. 5 M.

Österreich. Mayer Franz Martin, Geschichte Österreichs mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. 2. Auflage. 1. Band: Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1526. Wien, W. Braumüller. 10 M.

Wichoffshausen Sigismund Freiherr von, Papst Alexander VIII. und der Wiener Hof (1689—1691). Nach den Beständen des k. u. k. Haus-, Hof und Staatsarchivs und des fürstlich Liechtensteinischen Archivs in Wien dargestellt. Stuttgart, J. Roth. 3 M.

Iversen J., Denkmünzen auf Personen, die in den Ostseeprovinzen geboren sind oder gewirkt haben. St. Petersburg, K. V. Ricker. 30 M.

Gümbel Thdr., Geschichte des Fürstentums Pfalz-Veldenz. Kaiserslautern, C. Crusius. 4.50 M.

Preußen. Freytinghausen J. A., Sieben Tage am Hofe Friedrich Wilhelms I. Tagebuch über seinen Aufenthalt in Wusterhausen vom 4.—10. September 1727. Mit Einleitung und Erklärungen herausgegeben von Bogdan Krieger. Berlin, A. Duncker. 3 M.

Waldeyer W., Die Bildnisse Friedrichs des Großen und seine äußere Erscheinung. Rede. Berlin, A. Hirschwald. 80 Pf.

Politische Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen. Herausgegeben von Erich Brandenburg. 1. Band. (Bis zum Ende des Jahres 1543. Leipzig, Teubner. 24 M.

Schweiz. Grüter Seb., Der Anteil der katholischen und protestantischen Orte der Eidgenossenschaft an den religiösen und politischen Kämpfen im Wallis während der Jahre 1600—1613. Stans, H. von Matt. 2 M.

Heer Gfr., Geschichte des Landes Glarus. 2. Band (1701—1830). Glarus, Baeschlin. 2.60 M.

Amtliche Sammlung der Akten aus der Zeit der helvetischen Republik (1798—1803) im Anschluß an die Sammlung der älteren eidgenössischen Abschiede ... Bearbeitet von Johs. Strickler. VII. Band. Juni 1801 bis Mai 1802. Bern (Basel, A. Geering). 20 M.

Rütsche Paul, Der Kanton Zürich zur Zeit der Helvetik (1798—1803). Zürich, Füßli & Beer. 4.40 M.

Ortschaften. Heinrich Arth., Geschichtliche Nachrichten über Naumburg a. B., Freiwaldau und Halbau. Aus den Quellen zusammengestellt. Sagan (R. Schoenborn). 1.20 M.

Anklam. Stavenhagen Carl Frdr, Chronik von Anklam bis 1773. Neue Volks-Ausgabe, gekürzt und mit Anmerkungen versehen. Anklam, E. Süßermann. 8.50 M.

Sander Max, Anklam. Beiträge zur Stadtgeschichte, gesammelt und zusammengestellt. 1. Heft (1763—1816). Anklam, E. Süßermann. 2 M.

Bamberger Salomon, Historische Berichte über die Juden der Stadt und des ehemaligen Fürstentums Aschaffenburg. Straßburg, J. Singer. 3 M.

Basler Biographien. Herausgegeben von Freunden vaterländischer Geschichte. 1. Band. Basel, B. Schwabe.

Wille Jak., Bruchsal. Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert. 2. Auflage. Heidelberg, C. Winter. 2 M.

Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, herausgegeben von Ludw. Hänselmann. II. Band. 3. Abteilung MCCCXVI—MCCCXX. Braunschweig. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 16.40 M.

Försteмann C., Aus dem alten Danzig (1820—1840). Danzig, L. Saunier. 75 Pf.

Siegl Karl, Die Kataloge des Egerer Stadtarchivs. Eger, J. Kobrtsch & Gschihay). 5 M.

Wälli J. J., Geschichte der Gemeinde Egg (Bezirk Uster). Zürich, Fäsi & Beer. 5 M.

Heine K., Chronik der Stadt Ellrich. Ellrich, G. Krause. 4 M.

Beyer Carl, Geschichte der Stadt Erfurt von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 1. Lieferung. Erfurt, Keyser. 80 Pf.

Förster Aug., Aus Grünbergs Vergangenheit. Gesammelte Bilder zur Geschichte der Stadt nach vorhandenen Chroniken und sonstigen Überlieferungen. Grünberg, W. Levysohn. 3 M.

Hamburg. Seelig Geert, Die geschichtliche Entwicklung der hamburgischen Bürgerschaft und die hamburgischen Notabeln. Hamburg, V. Gräfe & Sillem. 7 M.

Harkensee Heinr., Beiträge zur Geschichte der Emigranten in Hamburg. II. Madame de Genlis. Programm. Hamburg (Herold). 2.50 M.

Pernsteiner Geo., Geschichtliche Notizen über den Markt Hofkirchen a. D. Hofkirchen (Passau, M. Waldbauer). 20 Pf.

Friedmann A., Die Geschichte der Juden in Ingolstadt (1300—1900). Ingolstadt (Krüll). 70 Pf.

Köster Jul., Die Iserlohner Revolution und die Unruhen in der Grafschaft Mark, Mai 1849. Nach amtlichen Akten und Berichten von Zeitgenossen dargestellt. Berlin, Reuther & Reichard. 3 M.

Bernbeck Frdr., Kitzinger Chronik 745—1565. Herausgegeben und mit sachlichen Erläuterungen versehen von Leop. Bachmann. 1. Abteilung 745—1546. Kitzingen (K. Rehbein). 1.30 M.

Kux Joh., Geschichte der Stadt Littau von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1848. Preisgekrönte Schrift. Herausgegeben vom deutschen Verein für die Geschichte Mährens und Schlesiens. Brünn (C. Winiker). 5 M.

Ein Beitrag zur Chronik des Marktes Luttenberg als Grenzort der südöstlichen Steiermark. Marburg (C. Scheidbach). 2 M.

Linde Frz. Xaver, Chronik des Marktes und der Stadt Melk, umfassend den Zeitraum von 890 bis 1899, mit besonderer Berücksichtigung der letzten 34 Jahre zusammengestellt. 2. Auflage. Melk (H. Aigner). 4 M.

Heydenreich Ed., Aus der Geschichte der Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen. Halle, O. Hendel. 3.50 M.

Grandidier, Nouvelles oeuvres inédites. Publiées sous les auspices de la société industrielle de Mulhouse. Tome V. Ordres militaires et mélanges historiques (Strasbourg, Colmar, H. Hüffel. 6 M.

Die Geschichtsquellen des Bistums Münster. Herausgegeben von Freunden der vaterländischen Geschichte. 5. und 6. Band. Halle (Tausch & Großer). 36 M.

Inhalt: Kerssenbroch Herm. a. Anabaptistici furoris Monasterium inclitam Westphaliae metropolim evertentis historica narratio .... Herausgegeben von H. Detmer.

Sorgenfrey Thdr., Aus Neuhaldenslebens Vergangenheit. Neuhaldensleben, C. A. Evraud. 50 Pf.

Greve F. J., Historische Wanderungen durch Paderborn. Paderborn, J. Esser. 1 M.

Müller Karl Jos., Ritterswalde zur Zeit der Dreifelderwirtschaft bis 1763. Ein Beitrag zur Geschichte Schlesiens nach handschriftlichen Quellen. Breslau, G. P. Aderholz. 3 M.

Beck J. J., Bilder aus dem alten Schaffhausen (33 Tafeln). Beschreibender Text von J. H. Bächtlin. Schaffhausen, Historisch antiquarischer Verein. 36 M.

Gény Jos., Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Anteil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490—1536. Nach meist ungedruckten

Quellen bearbeitet. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludw. Pastor. 1. Band. 5. und 6. Heft.) Freiburg i B, Herder. 3 M.

Stein Frdr., Geschichte der Reichsstadt Schweinfurt. 1. Lieferung. Schweinfurt, E. Stoer. 80 Pf.

Hauser Kasp., Winterthur zur Zeit des Appenzellerkrieges. Winterthur (A. Hoster). 2.50 M.

Familien. Stauber A., Das Haus Fugger. Von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Augsburg, Lampert & Co. 6 M.

von Levetzowsche Familienblätter. 1. Heft. Herausgegeben im Auftrage des Familienverbandes von Joachim von Levetzau. Berlin, J. A. Stargardt. 4 M.

Freudenthal Max, Aus der Heimat Mendelssohns. Moses Benjamin Wulff und seine Familie, die Nachkommen des Moses Isserles. Berlin, F. E. Lederer. 5 M.

Schmidt, P. Geo., Das Geschlecht von der Schulenburg. II. Teil: Die Stammreihe. Beetzendorf. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 15 M.

Unbescheid Wilh. Herm., Aus den Akten der deutschen Familie. Ein Mahnwort an Haus und Herd. (I. Beilage zur „Chronik der Familie Unbescheid".) 1. Heft. Kahla, A. Weller. 60 Pf.

Bochezer, Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben. 2. Band. Kempten J. Kösel. 15 M.

Personen. Wasmann, P. Erich, S. J., Dr. Bernard Altum. Ein Nachruf. [Aus: „Natur und Offenbarung."] Münster, Aschendorff. 50 Pf.

Erhard Otto, Anna, Gräfin von Öttingen, geborene Landgräfin von Leuchtenberg. Ein Beitrag zur Geschichte des Rieses. Hohenaltheim. (Nördlingen, C. H. Beck.) 40 Pf.

Bismarck. Des Fürsten Bismarcks Ansprachen 1843—1897. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. 2. Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 3 M.

Blum Hans, Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck. München, A. Langen. 6 M.

Headlam James Wycliffe, Bismarck and the foundation of the German empire (Heroes of the nations. XXV.) London, G. H. Putnam's sons. sh. 5.

Kreutzer Johs, Otto von Bismarck. Sein Leben und sein Werk. 2 Bände. Leipzig, R. Voigtländer, 6.50 M.

Poschinger Heinrich von, Bismarck-Portefeuille. 5. Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 3 M.

Poschinger Heinrich von, Fürst Bismarck und die Diplomaten 1852—1890. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 12 M.

Bunsen Marie von, Georg von Bunsen. Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter. Berlin, Besser. 6 M.

Tschackert Paul, Herzogin Elisabeth von Münden (gestorben 1558), geborene Markgräfin von Brandenburg, die erste Schriftstellerin aus dem Hause Brandenburg und aus dem braunschweigischen Hause, ihr Lebensgang und ihre Werke. Beilagen: Elisabeths „Unterricht für Herzog Erich den Jüngeren" (1545) und ihr „Mütterlicher Unterricht für die Herzogin Anna Maria" (1550) nach ihren eigenhändigen Original-Handschriften zum ersten Male vollständig herausgegeben. Leipzig, Giesecke & Devrient. 2.25 M.

Driesmans Heinr., M(oritz) von Egidy. Sein Leben und Wirken. Unter Mitwirkung der Familie von Egidy und unter Mitarbeiterschaft von Arth. Mülberger, sowie einiger Freunde (Frau R. Deutsch und G. Herter) herausgegeben. 2 Bände. Dresden, E. Piersons Verlag. 6 M.

Rothpletz Emil, Der Genfer Jean Gabriel Eynard als Philhellene (1821—1829). Zürich, Schulthess & Co. 1.60 M.

Krauel R., Graf Hertzberg als Minister Friedrich Wilhelms II. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 2.75 M.

Guttmann, Theodor Gottlieb von Hippel. Ein Lebensbild. Vortrag. Bromberg, Mittler. 40 Pf.

Hoffmann Adph., Aus den jungen Tagen eines alten Erfurters. (Nach dem Tode herausgegeben von seiner Frau.) Berlin, M. Schildberger. 3 M.

Parisius Ludf., Leopold Freiherr von Hoverbeck (geboren 1822, gestorben 1875). Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte. 2. Teil. 2. Abteilung. Ende des Verfassungskampfes und Reichstag. Von 1864 bis 1875. Berlin, F. Guttenberg. 4.50 M.

Brandes Geo., Ferdinand Lassalle. Eine kritische Darstellung seines Lebens und seiner Werke. Aus dem Dänischen übersetzt von Adf. Strodtmann. 4. Auflage. Herausgegeben von A. von der Linden. Leipzig. Berlin, H. Barsdorf. 2.50 M.

Jähns Max, Feldmarschall Moltke. 2. Teil. (Geisteshelden — Führende Geister — Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von A. Bettelheim. 37. und 38. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co. 4.80 M.

Adler Ottilie, Friedrich und Caroline Perthes. Christliche Lebensbilder für das deutsche Haus. Leipzig, H. G. Wallmann. 3 M.

Peyer im Hof J. F., Aus den Anfängen des neuen Bundes. Erinnerungen eines Achzigjährigen. Frauenfeld, J. Huber. 80 Pf.

Pilet Otto, Ein Rückblick auf mein Leben, insbesondere auf die Entwicklung des Handels in den letzten 50 Jahren. Magdeburg, Selbstverlag (Fabersche Buchdruckerei).

Reyme Paul (F. Meyer), Auf der Landstraße. Leiden und Freuden eines fahrenden Landmessers. 1. Teil. Liebenwerda, R. Reiß. 1.80 M.

Rothe Edm., Erlebtes und Erstrebtes. Lebens-Erinnerungen. 2. Teil. Bremen, Dierckfen & Wichlein. 2.50 M.

Schrader Wilh., Erfahrungen und Bekenntnisse. Berlin, F. Dümmlers Verlag. 3 M.

Jostes Frz., Joh. Mathias Seling. Sein Leben und sein Streben zur Linderung der sozialen Not seiner Zeit. Mit einem Bildnis Selings und einer Auswahl aus seinen Gedichten. Münster, Aschendorff. 1 M.

Kirchengeschichte. Theologie.

Allgemeines. Große Const., Die alten Tröster. Ein Wegweiser in der Erbauungslitteratur der evangelisch-lutherischen Kirche des 16. bis 18. Jahrhunderts. Hermannsburg, Missionshandlung. 5 M.

Thalhofer F. X., Entwicklung des katholischen Katechismus in Deutschland von Canisius bis Deharbe. Dissertation. München 1899.

Schian Mart., Die Sokratik im Zeitalter der Aufklärung. Ein Beitrag zur Geschichte des Religionsunterrichts. Breslau, Dülfers Sortiment. 5 M.

Loewenthal Ed., Die religiöse Bewegung im 19. Jahrhundert. (Am Ende des Jahrhunderts. Band 15.) Berlin, Z. Cronbach. 2 M.

Tischhauser Chrn., Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Basel, R. Reich. 6.40 M.

Seeberg Rhold., An der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Rückblicke auf das letzte Jahrhundert deutscher Kirchengeschichte. Leipzig, A. Deichert Nachf. 1.80 M.

Landschaften. Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln. Herausgegeben von Karl Thdr. Dumont. Nach den einzelnen Dekanaten geordnet. XXXIV. Bonn, P. Hanstein. 5 M.

Inhalt: Becker Johs., Geschichte der Pfarreien des Dekanates Münstereifel.

Wirth Karl, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg. B. Delanat Cloppenburg. V. Band: Die Pfarren Garrel, Lastrup, Lindern, Löningen, Markhausen, Molbergen, Neuscharrel, Ramslob, Scharrel, Strücklingen. Köln, Bachem. 5 M.

Dittrich P., Zur Geschichte der Prämonstratenser in Schlesien. Programm. Breslau.

Jlwof Frz., Der Protestantismus in Steiermark, Kärnten und Krain vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Graz, Leykam. 3.20 M.

Linneborn J., Die Reformation der westfälischen Benediktinerklöster im 15. Jahrhundert durch die Bursfelder Kongregation. Dissertation. Münster 1899.

Ortschaften. Lorenz Frdr., Aus dem Süntteltale. Geschichte der St. Magnikirche und des Kirchspiels Beber am Süntel. Hannover, H. Feesche. 2 M.

Keller B., Kirchliche Chronik der Stadt Döbeln. Leipzig und Döbeln, Jacobi & Zocher. 1.50 M.

Schultz, P., Aus der Kirchengeschichte Eiderstedts. Garding, H. Lühr & Dircks. 40 Pf.

Redlich P., Cardinal Albrecht von Brandenburg und das neue Stift zu Halle 1520—1541. IV. Kapitel: Das Heiligtum. Eine kirchen- und kunstgeschichtliche Studie. Dissertation. Leipzig 1899.

Höck J. H., Das kirchliche Leben in Hamburg vor und nach den Freiheitskriegen. Festschrift zum 75jährigen Jubiläum der St. Georger Sonntagsschule. Hamburg, Evangelische Buchhandlung. 50 Pf.

Stoff Leop. M. Cl, Die Katholiken in Kassel. Beitrag zur Geschichte der katholischen Pfarrei Kassel. Kassel, J. W. Schmitt. 3.50 M.

Buchwald Geo., Reformationsgeschichte der Stadt Leipzig. Leipzig, Bernh. Richter. 4 M.

Eigner Otto, Geschichte des aufgehobenen Benediktinerstiftes Mariazell in Österreich. Mit Benützung des Ignaz Franz Kaiblingerschen Nachlasses verfaßt. Wien (H. Kirsch). 7 M.

Stengele, P. Benvenut, O. F. M., Geschichtliches über das Franziskaner-Minoritenkloster in Würzburg. Sulzbach. (Würzburg, A. Göbel.) 25 Pf.

Personen. Wotschke Th., Brenz als Katechet. Ein Beitrag zur Feier des 400jährigen Geburtstages des schwäbischen Reformators. Wittenberg, P. Wünschmann. 1.40 M.

Lang A., Der Evangelienkommentar Martin Butzers und die Grundzüge seiner Theologie. Habilitationsschrift. Halle.

Janssen, P. Joh., S. V. D., Leben der gottseligen Anna Kath. Emmerich, stigmatisierte Augustinernonne. Steyl, Missionsdruckerei. 1.50 M.

Richter M., Die Stellung des Erasmus zu Luther und zur Reformation in den Jahren 1516—1524. Dissertation. Leipzig.

Cornely Rud. S. J., Leben des seligen Petrus Faber, ersten Priesters der Gesellschaft Jesu. 2. Auflage von H. Scheid S. J. (Sammlung historischer Bildnisse.) Freiburg i/B., Herder. 1.60 M.

Das Frommel-Gedenkwerk. Herausgegeben von der Familie. 1. Band. Berlin E. S. Mittler & Sohn. 4 M.

Inhalt: Frommel Otto, Frommels Lebensbild. 1. Band. Auf dem Heimatboden.

H. Hoffmann. Aus dem Tagebuche des D. H. Hoffmann, Pastor zu St. Laurentii in Halle, nach Miterlebtem fortgeführt von M. Hart. Halle, R. Mühlmanns Verlag. 2.80 M.

Kähler Mart und Herm. Hering, D. Heinrich Hoffmann, Pastor zu St. Laurentii in Halle a. S. Sein Leben, sein Wirken und seine Predigt. Halle, R. Mühlmanns Verlag. 2 M.

Groß J., Die großen Gedanken und Schöpfungen des 16. Jahrhunderts. Festrede bei der Honterus-Feier. Programm. Kronstadt 1899.

Augé, Zur Erinnerung an Gottfr. Dan. Krummacher. Vortrag. Neukirchen, Buchhandlung des Erziehungsvereins. 20 Pf.

Kühn Magdalene, Oberkonsistorialrat Dr. Karl Kühn. Ein Lebensbild. Mühlhausen i. Th., Th. Peeina. 50 Pf.

Luther. Jäger Karl, Luthers religiöses Interesse an seiner Lehre von der Realpräsenz. Eine historisch-dogmatische Studie. Gießen, J. Ricker. 2 M.

Thieme Karl, Luthers Testament wider Rom in seinen schmalkaldischen Artikeln. Leipzig, A. Deichert Nachf. 1.50 M.

Thoma Albr., Katharina von Bora. Geschichtliches Lebensbild. Berlin, G. Reimer. 5 M.

Melanchthon. Blatter A., Die Thätigkeit Melanchthons bei den Unionsversuchen 1539—1541. Dissertation. Bern 1899.

Melanchthon Phyp., Loci communes. In ihrer Urgestalt nach G. L. Plitt. In 3. Auflage von neuem herausgegeben und erläutert von Th. Kolde. Leipzig, A. Deichert Nachf. 3.50 M.

Vischer Eberh., Albrecht Ritschls Anschauung vom evangelischen Glauben und Leben. Vortrag. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. 18.) Tübingen, J. C. B. Mohr. 75 Pf.

Rudigier Frz. Jos., Predigten. Herausgegeben von Frz. Maria Doppelbauer. 1. Band: Über die wahre Religion Jesu Christi und das Leben nach derselben. (Aus der bischöflichen Zeit.) Urfahr-Linz, Verlag des katholischen Preßvereins. 2.50 M.

Heinemann Ernst, Die Grundlagen der Schleiermacherschen Theologie. Eine kritische Untersuchung. Berlin, H. Walther. 1.20 M.

Zinzendorf. Behrmann, Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf: Gedenkbüchlein zu seinem 200jährigen Geburtstag. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 15 Pf.

Götz W., Zinzendorfs Jugendjahre. Ein Versuch zum Verständnis seiner Frömmigkeit. Leipzig, F. Jansa. 75 Pf.

Müller Joh. Th., Zinzendorf als Erneuerer der alten Brüderkirche. Festschrift des theologischen Seminariums der Brüdergemeinde in Gnadenfeld zum Gedächtnis der Geburt Zinzendorfs am 26. Mai 1700. Mit einem Vorwort des Direktors. Leipzig, F. Jansa. 1.50 M.

Römer Herm., Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. Sein Leben und Wirken. Gnadau, Universitäts-Buchhandlung. 2.80 M.

Schmidt Thdr. E., Zinzendorfs soziale Stellung und ihr Einfluß auf seinen Charakter und sein Lebenswerk. Basel, A. Geering. 1.20 M.

Steinecke C., Zinzendorfs Bildungsreise. An der Hand des Reisetagebuches Zinzendorfs dargestellt. Halle, R. Mühlmanns Verlag. 1.60 M.

Steinecke C., Zinzendorfs Bedeutung für die evangelische Kirche. Halle, R. Mühlmanns Verlag. 60 Pf.

Egli Emil, Analecta reformatoria. I. Dokumente und Abhandlungen zur Geschichte Zwinglis und seiner Zeit. Zürich, Zürcher & Furrer. 5.60 M.

Buchdruck und Buchhandel. Bibliothekswesen. Geschichte der Publicistik.

Börckel Alfr., Gutenberg und seine berühmtesten Nachfolger im ersten Jahrhundert der Typographie, nach ihrem Leben und Wirken dargestellt. Frankfurt a. M., Klimsch & Co. 3 M.

Goldschmidt Paul, Gutenbergbuch. Halle, Graphische Verlagsanstalt. 1.50 M.

Meisner Heinr. und Luther Johs., Die Erfindung der Buchdruckerkunst. Zum 500. Geburtstage Johann Gutenbergs. (Monographien zur Weltgeschichte . . herausgegeben von Ed. Heyck. XI.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. 4 M.

Schachinger R., Die Wiegendrucke der Stiftsbibliothek Melk. Programm. Melk 1899.

Ch. G. Kayfers Bücher-Lexikon. 30. Band. 3. und 4. Lieferung. Leipzig, Ch. H. Tauchnitz. 9 M.

Verlags-Katalog der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin. 1. Januar 1900.

Zenker Ernst Viet., Geschichte der Journalistik in Österreich. Verfaßt aus Anlaß der Weltausstellung Paris 1900. Mit einem Vorworte von Ferd. von Saar. Wien (Lehmann & Wentzel). 1 M.

Geschichte der Musik und des Theaters.

Musik. Allgemeines. Riemann Hugo, Die Elemente der musikalischen Ästhetik. Berlin, W. Spemann. 5 M.

Carpe Adph., Der Rhythmus. Sein Wesen in der Kunst und seine Bedeutung im musikalischen Vortrage. Leipzig, Gebr. Reinecke. 4.50 M.

Mey Karl, Das deutsche Kunstlied. Musik-ästhetische Betrachtungen nebst einem Anhang: Farbe und Ton. Leipzig, C. Merseberger. 1.20 M.

Zelle Frdr., Die Singweisen der ältesten evangelischen Lieder. II. Die Melodien aus dem Jahre 1525. Programm. Berlin, R. Gaertner. 1 M.

Euting E., Zur Geschichte der Blasinstrumente im 16. und 17. Jahrhundert. Dissertation. Berlin 1899.

Eitner Rob., Biographisch-bibliographisches Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten der christlichen Zeitrechnung bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. 1. Band. Aa-Bertali. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 10 M.

Horovitz-Barnay Ilka, Berühmte Musiker. Erinnerungen. Berlin, Concordia. 2 M.

Riesch Heinr., Die Tonkunst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der musikalischen Technik. (Breitkopf & Härtels Sammlung musikwissenschaftlicher Arbeiten von deutschen Hochschulen. 3. Band.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 4 M.

Schwartz Rud., Die Musik des 19. Jahrhunderts. Ein historischer Überblick. Leipzig, B. Senff. 1.50 M.

Komponisten. Hartl Alois, Johannes Evang. Habert, Organist in Gmunden. Ein Lebensbild. Wien, H. Kirsch. 10 M.

Schultz Detlef, Mozarts Jugendsinfonien. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 3 M.

Joß Viet., Friedrich Wieck und sein Verhältnis zu Robert Schumann. Dresden, O. Damm. 2.50 M.

Wagner. Graf Max, Wagner-Probleme und andere Studien. Wien, Wiener Verlag. 4 M.

Mendès C., L'oeuvre Wagnérienne en France (pages nouvelles). Tristan et Iseult. Paris, Fasquelle.

Schure Ed., Erinnerungen an Richard Wagner. Aus dem Französischen von Fritz Ehrenberg. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1.50 M.

Suarès, Wagner. Versailles, impr. Cerf. 3 Frcs.

Theater. Schönhoff Leop., Kritische Theaterbriefe. (Zehn Jahre Berliner Theater.) Berlin, H. Bermühler. 2.50 M.

Hampe Thdr., Die Entwicklung des Theaterwesens in Nürnberg von der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts bis 1806. Mit einem Namen- und Sachregister. [Aus: „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg".] Nürnberg, J. L. Schrag. 6 M.

Sänger. Pfordten Herm. Freiherr von der, Heinrich Vogl. Zur Erinnerung und zum Vermächtnis. München, C. Haushalter. 50 Pf.

Schauspieler. Wallner Agnes, Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Hans Blum. Berlin, O. Elsner. 3 M.

Geschichte der bildenden Künste.

Allgemeines. Bergner Heinr., Grundriß der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland von den Anfängen bis zum 18. Jahrhundert. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 7 M.

Landschaften. Koch F., Ein Beitrag zur Geschichte der altwestfälischen Malerei in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Dissertation. Münster 1899.

Die Pflege der Kunst in Österreich 1848—1898. Die bildende Kunst in Österreich. Von Ludw. Hevesi. — Musik. Von Rob. Hirschfeld. — Wiener Theater 1848—1898. Von Fel. Salten. — Dekorative Kunst und Kunstgewerbe. Von Bertha Zuckerkandl. [Aus: „Österreichs Wohlfahrts-Einrichtungen".] Wien, Perles. 2 M.

Lehfeldt P., Einführung in die Kunstgeschichte der thüringischen Staaten. Jena, G. Fischer. 4 M.

Städte. Oettingen Wolfg. von, Die königliche Akademie der Künste zu Berlin 1698—1900. Rede. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 50 Pf.

Leisching Jul., Die St. Lucasbruderschaft der Maler und Bildhauer von Brünn. [Aus: „Mitteilungen des mährischen Gewerbemuseums".] Brünn (C. Winiker).

Oser Max, Geschichte der Kupferstechkunst zu Mannheim im 18. Jahrhundert. (Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz. Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein. III.) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Bach Max, Stuttgarter Kunst 1794—1860. Nach gleichzeitigen Berichten, Briefen und Erinnerungen. Stuttgart, A. Bonz & Co. 3.60 M.

Künstler. Cranach. Flechsig Ed., Cranachstudien. 1. Teil. Leipzig, K. W. Hiersemann. 16 M.

Flechsig Ed., Tafelbilder Lucas Cranachs des Älteren und seiner Werkstatt. Leipzig, E. A. Seemann. 70 M.

Dürer. Weber Paul, Beiträge zu Dürers Weltanschauung. Eine Studie über die drei Stiche Ritter Tod und Teufel, Melancholie und Hieronymus im Gehäus. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 23. Heft.) Straßburg, J. H. E. Heitz. 5 M.

Zucker M., Albrecht Dürer. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. XVII. Jahrgang. Vereinsjahr 1899—1900.) Halle, M. Niemeyer. 6 M.

Voll Karl, Die Werke des Jan van Eyck. Eine kritische Studie. Straßburg, K. J. Trübner. 3 M.

Haack F., Friedrich Herlin sein Leben und seine Werke. Habilitations-Schrift. Erlangen.

Kelterborn Rud., Hans Holbein. Sitten- und Lebensbild aus der Reformationszeit. 2. Auflage. Zürich, Th. Schröter. 1.20 M.

Christian P. S., Das Wirken des Malers Martin Knoller für das ehemalige Augustiner-Chorherrnstift Gries bei Bozen. Programm. St. Paul 1899.

Bock Frz., Memling-Studien. Düsseldorf, Schaub. 4 M.

Tönnies Ed., Leben und Werke des Würzburger Bildschnitzers Tilmann Riemenschneider 1468—1531. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 22. Heft.) Straßburg, J. H. E. Heitz. 10 M.

Geschichte der Philosophie.

Allgemeines. Eisler Rud., Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke, quellenmäßig bearbeitet. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 16 M.

Hartmann Ed., Geschichte der Metaphysik. 2. Teil. Seit Kant. (Ausgewählte Werke. XII Band.) Leipzig, H. Haacke. 12 M.

Steiner Rud., Welt- und Lebensanschauungen im 19. Jahrhundert. 1. Band. (Am Ende des Jahrhunderts. 14. Band.) Berlin, S. Cronbach. 2 M.

Inhalt: Einleitung. Das Zeitalter Kants und Goethes. Die Klassiker der Welt- und Lebensanschauung. Reaktionäre Weltanschauungen. Die radikalen Weltanschauungen.

Philosophen. Gramzow O., Friedrich Eduard Beneckes Leben und Philosophie. Auf Grund neuer Quellen kritisch dargestellt. Dissertation. Bern 1899.

Fichte. Ivanoff C., Darstellung der Ethik Johann Gottlieb Fichtes im Zusammenhange mit ihren philosophischen Voraussetzungen. Dissertation. Leipzig 1899.

Lindau Hans, Johann Gottlieb Fichte und der neuere Socialismus. Berlin, F. Fontane & Co. 2 M.

Fischer Kuno, Hegels Leben, Werke und Lehre. 5. Lieferung. Naturphilosophie. Wissenschaft vom subjektiven und objektiven Geist. (1. und 2. Teil.) Heidelberg, C. Winter. 3.60 M.

Kant. Kants gesammelte Schriften. Herausgegeben von der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften. X. Band. 2. Abteilung. Briefwechsel. 1. Band 1747—1788. Berlin, G. Reimer. 10 M.

Bolte Wern., Immanuel Kants Erziehungslehre, dargestellt auf Grund von Kants authentischen Schriften. Langensalza, H. Beyer & Söhne. 1.50 M.

Erdmann Benno, Beiträge zur Geschichte und Revision des Textes von Kants Kritik der reinen Vernunft. Anhang zur 5. Auflage der Ausgabe von Erdmann. Berlin, G. Reimer. 2 M.

Flügel O., Kant und der Protestantismus. (Aus: „Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik".) Langensalza, H. Beyer & Söhne. 70 Pf.

Kiefer Heim., Zur Methode der kritischen Erkenntnistheorie mit besonderer Berücksichtigung des Kant-Friesschen Problems. Dresden, Bleyl & Kaemmerer. 3 M.

Mengel Wilh., Kants Begründung der Religion. Ein kritischer Versuch. Mit einem Vorwort über die Beziehungen der neueren Dogmatik zu Kant. Leipzig, W. Engelmann. 1.20 M.

Paulsen Friedr., Kants Verhältnis zur Metaphysik. (Aus: „Kant-Studien".) Berlin, Reuther & Reichard. 50 Pf.

Zeising C., Die Anfänge von Kants Kritik des Geschmacks und des Genies 1764 bis 1775. Erster Teil einer Untersuchung über Kants Lehre vom Genie und die Entstehung der Kritik der Urteilskraft. Dissertation. Straßburg 1899.

Schmeidler Alb., Die Religionsphilosophie Kants von der Kritik der reinen Vernunft bis zur Religion in den Grenzen der bloßen Vernunft. Freiburg i. B., Tübingen, J. C. B. Mohr. 7 M.

Vorländer Karl, Kant und der Sozialismus unter besonderer Berücksichtigung der neuesten theoretischen Bewegung innerhalb des Marxismus. (Aus: „Kant-Studien".) Berlin, Reuther & Reichard. 1.20 M.

Kvačala J., Neue Beiträge zum Briefwechsel zwischen D. E. Jablonsky und G. W. Leibniz. Jurjew (E. J. Karow). 4.25 M.

Nietzsche. Horneffer Ernst, Vorträge über Nietzsche. Versuch einer Wiedergabe seiner Gedanken. Göttingen, F. Wunder. 2 M.

Lichtenberger Henri, Friedrich Nietzsche. Ein Abriß seines Lebens und seiner Lehre. Deutsch von Frdr. von Oppeln-Bronikowski. Dresden, E. Reißner. 60 Pf.

Naumann Gust., Zarathustra-Kommentar. 2. Teil. Leipzig, H. Haessel. 3 M.

Tienes G. A., Nietzsches Stellung zu den Grundfragen der Ethik genetisch dargestellt. Dissertation. Erlangen 1899.

Unger Frz., Friedrich Nietzsches Träumen und Sterben. München, F. C. Mickl. 80 Pf.

Carl du Prels ausgewählte Schriften. 1. Band. Wie ich Spiritist geworden bin. — Kants mystische Weltanschauung. Leipzig, E. Günther. 2 M.

Gonner E. C. K., Social philosophy of Rodbertus. London, Macmillan. Sh. 7, 6 d.

Clemens E., Schopenhauer und Spinoza. Dissertation. Leipzig 1899.

— —

Geschichte der Pädagogik und des Unterrichts.

Allgemeines. Monumenta Germaniae paedagogica .... Herausgegeben von Karl Kehrbach. XX. Band. Berlin, A. Hofmann & Co. 10 M.

Inhalt: Cohrs Ferd., Die evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion. Herausgegeben, eingeleitet und zusammenfassend dargestellt. 1. Band 1522—1526.

Landschaften. Zieglauer Ferd. von, Die Entwicklung des Schulwesens in der Bukowina seit der Vereinigung des Landes mit Österreich (1774–1899). Rede. Czernowitz (H. Pardini). 60 Pf.

Schmidt Frdr., Namen und Sachregister zur Geschichte der Erziehung der pfälzischen Wittelsbacher. (Monumenta Germaniae paedagogica. Band XIX.) Berlin, A. Hofmann & Co. 1.50 M.

Bornhak Conr., Geschichte der preußischen Universitätsverwaltung bis 1810. Berlin, G. Reimer. 3 M.

Veröffentlichungen zur Geschichte des gelehrten Schulwesens im albertinischen Sachsen. Herausgegeben im Auftrag des sächsischen Gymnasiallehrervereins. 1. Teil. Übersicht über die geschichtliche Entwicklung der Gymnasien. Leipzig, B. G. Teubner. 6 M.

Universitäten. Akten und Urkunden der Universität Frankfurt a. O. Herausgegeben von Geo. Kaufmann und Gust. Bauch, unter Mitwirkung von Paul Reh. 3. Heft. Die Fakultätsstatuten und Ergänzungen zu den allgemeinen Statuten der Universität Frankfurt a. O. Herausgegeben von Paul Reh. Breslau, M. & H. Marcus. 3 M.

Neuwirth Jos., Das Akademische Corps Saxonia in Wien 1850—1900. Wien, Carl Graeser & Co. 3 M.

Bauch Gust., Die Einführung der Melanchthonischen Deklamationen und andere gleichzeitige Reformen an der Universität zu Wittenberg. Aus den Akten des Weimarer Gesamtarchivs mitgeteilt. Breslau, M. & H. Marcus. 80 Pf.

Höhere Schulen. Berlin. Gudopp Ernst, Dramatische Aufführungen auf Berliner Gymnasien im 17. Jahrhundert. Programm. Berlin, R. Gaertner.

Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier des Königlichen Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Berlin. Wissenschaftliche Arbeiten. Berlin 1897. A. W. Hayns Erben.

Aus dem Inhalt: Wezel Ernst, Das Adelsgeschlecht derer von Boya. — Naumann Ernst, Aus Herders Jugenddichtung. Abdruck des Gedichtes: „Ein Opfer der Gratien".

Festschrift zu dem 50jährigen Jubiläum des Friedrichs-Realgymnasiums in Berlin. Veröffentlicht von dem Lehrer-Kollegium des Friedrichs-Realgymnasiums. Berlin, R. Gaertner. 7 M.

Gerstenberg Carl, Zur Geschichte des Friedrichs-Realgymnasiums zu Berlin von Ostern 1850 bis Ostern 1900. Programm. Berlin, R. Gaertner. 1 M.

Goldschmidt Paul, Zur Geschichte des Friedrichs-Gymnasiums 1850—1900. Programm. Berlin, R. Gaertner. 1 M.

Fritze, Biographisch-bibliographisches Verzeichnis der Lehrer des Joachimsthalschen Gymnasiums von der Gründung der Anstalt bis 1826. Programm. Berlin.

Neubaur L., Beiträge zur älteren Geschichte des Gymnasiums zu Elbing. Programm. Elbing 1899.

Reichling Dietr., Die Reform der Domschule zu Münster im Jahre 1500. Zur Erinnerung an das 400jährige Bestehen der Anstalt als humanistisches Gymnasium. Ostern 1900. (Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. Herausgegeben von Karl Kehrbach. II.) Berlin, J. Harrwitz Nachfolger. 1.50 M.

Kleine A., Die Realschule zu Wesel. Übersicht über die Entwicklung des städtischen Schulwesens bis zur Gegenwart. Programm. Wesel.

Pädagogen. Friedrich August Berthelt. Sein Leben und sein Wirken. Herausgegeben vom sächsischen Pestalozzi-Vereine. Leipzig, J. Klinkhardt. 1.50 M.

Böhmel O., Die philosophische Grundlage der pädagogischen Anschauungen des Comenius. Programm. Marburg 1899.

Sallwürk E. von, Adolf Diesterweg. Darstellung seines Lebens und seiner Lehre und Auswahl aus seinen Schriften. 2. Band. (Bibliothek pädagogischer Klassiker. Herausgegeben von Frdr. Mann. 37. Band.) Langensalza, H. Beyer & Söhne. 3.50 M.

Herbart. Düvel W., J. F. Herbarts Stellung zu seinen pädagogischen Vorgängern. Dissertation. Jena.

Hintz Rich., Herbarts Bedeutung für die Psychologie. Programm. Berlin, R. Gaertner. 1 M.

Tontscheff Nic., Die Lehre von den Stufen des Unterrichts bei Johann Friedrich Herbart. Mit Berücksichtigung ihrer bisherigen Auffassungen. Dissertation. Leipzig (Kößling). 1 M.

Franz Wilhelm Kockel. Aus dem Leben eines sächsischen Schulmannes. Nebst Festgabe seiner Schüler. Dresden, A. Huhle. 2 M.

Pestalozzi. Pestalozzis sämtliche Werke. Herausgegeben von L. W. Seyffarth. 4. 5. Band. Liegnitz, C. Seyffarth. 6.30 und 4.80 M.

Meyer Johs., Der soziale Hintergrund in Pestalozzis Lienhard und Gertrud. Öffentlicher Vortrag. [Aus: „Sonntagsblatt der Thurgauer Zeitung".] Frauenfeld (J. Huber). 50 Pf.

Fritzsch Thdr., Ernst Christian Trapp. Sein Leben und seine Lehre. Dresden, Bleyl & Kaemmerer. 4 M.

Wunderer Carl, Dr. Adolf Westermayer, königl. Gymnasialrektor in Erlangen. Lebensbild. [Aus: „Blätter für das Gymnasial-Schulwesen".] München, J. Lindauer. 50 Pf.

Die deutsche Litteratur in der Schule.

Lammer E., Zwei fatalistische Gedichte. I. Das Glück von Edenhall. II. Der Ring des Polykrates. Programm. Stockerau 1899.

Martin Luther, Thomas Murner und das Kirchenlied des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Georg Berlit. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 80 Pf.

Hans Sachs und andere Dichter des 16. Jahrhunderts. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Heinr. Drees. Leipzig, G. Freytag. 80 Pf.

Ziehen Jul., Fabelbuch. Eine Auswahl deutscher Fabeldichtungen, eingeleitet und in geschichtlicher Anordnung zusammengestellt. (Deutsche Schul-Ausgaben von W. Valentin Nr. 33.) Dresden, L. Ehlermann. 50 Pf.

Goethes Faust. 1. Teil. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Ulr. Buurman. Leipzig, Renger. 1 M.

Hauff Wilh., Der Scheik von Alessandria und seine Sklaven. Edited, with notes and vocabulary by Walter Rippmann. Cambridge: At the University Press.

Stecher Rich., Erläuterungen zu Kleists Hermannsschlacht. (Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 26. Bändchen.) Leipzig, H. Beyer. 40 P.

Peters Rud., Lessings Nathan der Weise. (Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten . . . von E. Kuenen, M. Evers und einigen Mitarbeitern. 17. Bändchen.) Leipzig, H. Bredt. 1 M.

Platen Aug. Graf von, Ausgewählte Dichtungen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Alb. Attensperger. Leipzig, G. Freytag. 80 Pf.

Sutermeister O., Erziehungslehre aus Friedrich Rückerts Weisheit des Brahmanen. Zur Belebung und Förderung des systematischen Unterrichts zusammengestellt. Zürich, Th. Schröter. 80 Pf.

Teetz F., Aufgaben aus deutschen epischen und lyrischen Gedichten, entworfen und zusammengestellt. 2. Bändchen. 2. Teil. Der „Aufgaben aus Schillers Balladen und Romanzen". Leipzig, W. Engelmann. 1.80 M.

Bischoff Erich, Erläuterungen zu Schillers „Fiesko" für Schule und Haus. — Erläuterungen zu Schillers „Kabale und Liebe". (Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 23. und 31. Bändchen.) Leipzig, H. Beyer. à 40 Pf.

Teetz F., Schulwandkarte zu Schillers „Jungfrau von Orleans". Gezeichnet von Ed. Gaebler. Leipzig, G. Lang. 6 M.

Schiller Fr. von, Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Walth. Böhme. Leipzig, G. Freytag. 1 M.

Stoff- und Motivgeschichte.

Maria Ugo de, La Favola di Amore e Psyche nella letteratura e nell' arte italiana, con appendice di cose inedite. Bologna, Zanichelli. 4 L.

Filippini Enr., Spigolature folkloriche. Fabriano, stab. tip. Gentile. 1.25 L.
Aus dem Inhalt: Don Giovanni e il Diavolo nella leggenda.

Tille Alexander, Die Faustsplitter in der Litteratur des 16. bis 18. Jahrhunderts nach den ältesten Quellen. Bogen XIII—LXI. (Faustbücherei. Neudrucke zur Geschichte der Faustsage. II—V.) Weimar, Emil Felber. 20 M.

Weiß Karl, Hohentwiel und Ekkehard in Geschichte, Sage und Dichtung. 1. Lieferung. St. Gallen, Wiser & Frey. 1 M.

Fischer Rud., Medea. Vergleichung der Dramen von Euripides bis zu Grillparzer. Programm. Bern.

Tardel Hermann, Die Sage von Robert dem Teufel in neueren deutschen Bearbeitungen und in Meyerbeers Oper. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgegeben von Franz Muncker. Heft XIV.) Berlin, Duncker. 2 M., Subskriptionspreis 1.70 M.

Der Verfasser hat sich durch seine Programmarbeit „Quellen zu Chamissos Gedichten" (Graudenz 1895) und deren Ergänzung „Vergleichende Studien zu Chamissos Gedichten" (Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 13, 113—134) als Kenner der deutschen wie der französischen Litteratur im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts vorteilhaft bekannt gemacht. Er verfügt über eine nicht geringe Belesenheit, sorgfältige Methode und das Geschick, die Ergebnisse seiner Forschungen in gefällige Form zu kleiden. Von diesen Eigenschaften legt auch seine neueste Schrift Zeugnis ab. Sie behandelt in einem ersten Abschnitt die altfranzösische Sage, in einem zweiten deren Beurteilung und epische Verarbeitung durch Uhland, von dessen unvollendeter Dichtung nur noch einige Verse vorhanden sind, und den Romanzenkranz Gustav Schwabs. Ein drittes und ein viertes Kapitel sind den Jambendramen Holteis (1830) und Raupachs (1834) gewidmet; dabei findet auch Erwähnung, daß die Birch-Pfeiffer ein verloren gegangenes Schauspiel „Robert der Teufel" verfaßt hat. Der fünfte, längste Abschnitt beschäftigt sich mit Scribe-Meyerbeers Oper, durch die der Robertstoff erst wirklich bekannt geworden ist. Kann doch R. F. Arnold in seiner eben erschienenen Schrift über die deutschen Vornamen (Wien, Holzhausen) die große Verbreitung des Namens „Robert" in deutschen Landen von Meyerbeers Oper ableiten, und meint doch Tardel S. 70: „Die parodistische Behandlung der Oper ist vielleicht Veranlassung gewesen, daß Robert und Bertram in mehreren in Deutschland und Frankreich bekannten Possen den Namen für zwei lustige Vagabunden abgegeben haben." Der vorletzte Teil der Arbeit bespricht das Epos „Robert der Teufel" von Victor von Strauß und Tornen (1854), der letzte die Prosadarstellungen des Gegenstandes, und in einer Schlußübersicht wird ein Rückblick auf den durchwanderten Weg gegeben, sowie die Frage erörtert, ob der Stoff auch für die Litteratur der Gegenwart noch werde in Betracht kommen können.

Der Verfasser dürfte keine irgendwie hervorragende Behandlung der Robertsage in der deutschen Litteratur übersehen haben, und selbst auf herzlich unbedeutende Erzeugnisse hat er sein Augenmerk gelenkt. Ich weiß nicht, ob das in Heinsius' Bücherlexikon verzeichnete Werk: „Robert der Tapfere, oder der schöne Prinz", Erzählung aus der Vorzeit, von dem Verfasser der „Prinzessin von Cleve", der „Maria von Valmont" ꝛc. 2 Bändchen. Ulm, Ebner 1830 in diesen Zusammenhang gehört. Die Geschichte „Robert der Teufel. Eine nicht nur schauerliche, sondern auch unterhaltende und lehrreiche Erzählung aus der Vorzeit. 8°. 64 S. Reutlingen 1875, Enßlin und Laiblin", ist wohl nur eine neue Auflage des von Ottmar F. H. Schönhuth (F. H. Ottmar) bearbeiteten Volksbuches. — Den litterarischen Beziehungen der verschiedenen Dichter zueinander spürt Tardel fleißig nach, er versteht es auch sehr gut, die Veränderung und Neuanführung von Motiven anschaulich darzustellen. Die Inhaltsangaben der einzelnen Gedichte und Dramen hätten etwas knapper gefaßt werden können. — Eine große dichterische Persönlichkeit hat sich des Stoffes nicht bemächtigt. Das Zwiefältige der, wie es scheinen möchte, erst künstlich zusammengeschweißten Sage wird ihre Gestaltung zu einem Meisterwerk immer hinderlich sein. Karl Reuschel.

Volkskunde.

Wundt Wilh., Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. 1. Band. Die Sprache. 1. Teil. Leipzig, W. Engelmann. 14 M.

Knortz K., Was ist Volkskunde und wie studiert man dieselbe? Altenburg, Tittel. 2.50 M.

Der Titel dieses Buches ist durchaus irreführend. Nur die ersten 32 Seiten versuchen auf die gestellte Frage zu antworten und thun dies in völlig ungenügender Weise. S. 33 ist ein kleines bibliographisches Verzeichnis gegeben, worin sogar E. H. Meyers grundlegende „Deutsche Volkskunde" fehlt. Alle übrigen 200 Seiten sind „Beilagen". Sie bringen eine kritiklose, ungeordnete Aufhäufung von volkskundlichen und allen möglichen und unmöglichen anderen Dingen aus der ganzen Welt. Das Meiste ist gedruckten Quellen, Büchern und Zeitungsnachrichten entnommen. Viele Auszüge stammen aus Friedrich Zieglers „Heilige Seelenvergnügung im Grünen 1692". Von Interesse sind nur jene Nachrichten, die der in Nordamerika lebende Verfasser nach eigener Beobachtung oder mündlicher Mitteilung über die Bräuche der Weißen, Indianer und Neger der Vereinigten Staaten vorführt. H.

Paul Hermann, Grundriß der Germanischen Philologie. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. III. Band. 4. Lieferung. Straßburg, Karl J. Trübner. 4 M.

Inhalt: XV. Abschnitt. Bremer O., Ethnographie der germanischen Stämme. (Fortsetzung.)

Weise O., Die deutschen Volksstämme und Landschaften. (Aus Natur- und Geisteswelt. 16. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner. 90 Pf.

Arnold Rob. Franz, Die deutschen Vornamen. Wien, Adolf Holzhausen.

Eckart Rud., Stand und Beruf im Volksmund. Eine Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten. Göttingen, F. Wunder. 2 M.

Schumann Colmar, Volks- und Kinderreime aus Lübeck und Umgegend. Beiträge zur Volkskunde. Lübeck, Gebr. Borchers. 1.50 M.

Deutl Jos., Volkspoesie in oberösterreichischer Mundart. Marterln, Feldkreuze, Sprüche, Grabschriften, Hausssprüche, Touristentafeln, Volksbräuche ꝛc. ꝛc. 1—6. Lieferung. Linz, E. Marcis. à 20 Pf.

Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten.

Freudenberger M., Beiträge zur Naturgeschichte der Sprache. Leipzig, E. Avenarius. 2 M.

Erdmann Karl Otto, Die Bedeutung des Wortes. Leipzig, E. Avenarius. 3.60 M.

Wasserzieher Ernst, Aus dem Leben der deutschen Sprache. 2. Bändchen. Wissenschaftliche Volksbibliothek. Nr. 78.) Leipzig, Z. Schnurpfeil. 20 Pf.

Baege M., Deutsche Sprache ein Spiegel deutscher Volksart Programm. Schweinitz.

Hastung W., Deutsche Aussprache beim Reden und Singen. Berlin, Verlag der freien musikalischen Vereinigung. 20 Pf.

Grimm Jacob und Grimm Wilh., Deutsches Wörterbuch. Zehnten Bandes dritte Lieferung. Sein — Seligkeit. Bearbeitet von und unter Leitung von M. Heyne. Leipzig, S. Hirzel.

Des X. Bandes 4. Lieferung (S) befindet sich im Druck.

Gombert Alb., Bemerkungen zum deutschen Wörterbuche. Programm des König Wilhelm-Gymnasiums zu Breslau.

Heintze Alb., Deutscher Sprachhort. Ein Stilwörterbuch. Leipzig, Renger. 14 M.

Kaltschmidt J. H., Deutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Schrift- und Umgangssprache, sowie der wichtigsten Fremdwörter. Neu bearbeitet und vielfach ergänzt von Geo. Lehnert. 2 Teile in 1 Bande. (Webers illustrierte Katechismen. Nr. 184.) Leipzig, J. J. Weber. 7.50 M.

Fricke E., Zu den Bildungen mit lich. Dissertation. Leipzig 1899.

Böhme O., Zur Geschichte der Sächsischen Kanzleisprache von ihren Anfängen bis Luther. I. 13. und 14. Jahrhundert. Festschrift. Reichenbach i/V. 1899.

Greyerz O. von, Die Mundart als Grundlage des Deutschunterrichts. Vortrag. (Aus: „Festbericht über die Jubiläumsfeier und den XIX. schweizerischen Lehrertag“) Bern, Schmid & Francke. 80 Pf.

Müller Joseph, Untersuchungen zur Lautlehre der Mundart von Ägidienberge. Bonner Dissertation.

Weise Osc., Syntax der Altenburger Mundart. (Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten. Herausgegeben von Otto Bremer. VI. Band.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 5 M.

Kinateder G., Die syntaktischen Funktionen der Konjunktion „daß“ bei Aventin. Dissertation. München 1898.

Fünfzehntes bis siebzehntes Jahrhundert.

Allgemeines. Blümlein Carl, Die Floia und andere deutsche maccaronische Gedichte. (Drucke und Holzschnitte des 15. und 16. Jahrhunderts in getreuer Nachbildung. IV.) Straßburg, J. H. E. Heitz. 5 M.

Inhalt: Überblick über die deutschen maccaronischen Dichtungen. — Die deutschen maccaronischen Dichtungen: 1. Pasquillus auf den protestierenden Krieg seit 1546. 2. Pancketum Caesareum. 3. Pancketum Leopoldinum. 4. Benedictio Mensae in Pancketum. 5. Cortum Carmen de Rohtrockis. 6. Lustitudo Studentica. 7. Certamen studiosorum. 8. Gaudium studenticum. 9. Triumphierendes Prosit. 10. 11. Rhapsodia ad Brautsuppam I. II. 12. Brautlied. 13. Floia. neuhochdeutsche Bearbeitung. 14. Floia ed. 1593 in Faksimile.

Gotthelf Frdr., Das deutsche Altertum in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Frz. Muncker. XIII.) Berlin, A. Duncker. 1.50 M.

16. Jahrhundert. Schroeder E., Aegidii Hunnii Josephi comoediae (ed. Marpurgi 1584) pars altera denuo edita. Marburg 1899.

Procop W., Die Psalmen des Paulus Melissus in ihrem Verhältnis zur französischen Psalmen-Übersetzung des Marot-Beza und zur Vulgata. Eine sprachliche Untersuchung. Programm. Rosenheim 1899.

17. Jahrhundert. Sadil M., Jacob Bidermann, ein Dramatiker des 17. Jahrhunderts aus dem Jesuitenorden. I. Programm. Wien 1899.

Broßmann, Hofmann von Hofmannswaldau. Eine Studie über die schwülstige Schreibart. Wissenschaftliche Abhandlung. Programm. Liegnitz. 1.20 M.

Gehlen J., Eine Satire Joachim Rachels und ihre antiken Vorbilder. Programm. Eupen.

Levinstein K., Christian Weise und Molière. Eine Studie zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Lustspiels. Dissertation. Berlin 1899, Leipzig, Fock.

Kayser Rud., Christian Thomasius und der Pietismus. Programm. Hamburg (Herold).

Achtzehntes Jahrhundert.

Johann Jacob Bodmer, Denkschrift zum CC. Geburtstag (17. Juli 1898). Veranlaßt vom Lesezirkel Hottingen und herausgegeben von der Stiftung von Schneider von Wartensee. Zürich, Müller. 10 M.

Inhalt: Bodmer Hans und Hermann, J. J. Bodmer. — Waser Hedwig, Das Bodmerhaus. — Hunziker Otto, Bodmer als Vater der Jünglinge. —

Tobler Gustav, Bodmers politische Schauspiele. — Betz Louis P., Bodmer und die französische Litteratur. — Donati Leone, Bodmer und die italienische Litteratur. — Vetter Theodor, Bodmer und die englische Litteratur. — Vetter Th., Bibliographie. — Widmer Johs., Register der Eigennamen.

Heinrich C, Die komischen Elemente in den Lustspielen von Johann Christian Brandes. Dissertation. Heidelberg.

Wurzbach Wolfg. von, Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Werke. Leipzig, Dieterich. 7 M.

Falk Johs., Geheimes Tagebuch oder: Mein Leben vor Gott. 2. Teil 1821—1822. Herausgegeben von Siegmar Schultze. Halle, C. A. Kaemmerer & Co. 1.50 M.

Der zweite Teil des „Geheimen Tagebuchs" von J. Falk läßt uns noch deutlicher als der erste (vgl. Euphorion 6, 772) in die Seele des schwergeprüften, aber von einem höchst lebendigen Gottesglauben erfüllten Menschenfreundes schauen. Sein wahrhaft rührender Kinderglaube ist auch in der Zeit allerschwersten häuslichen Leides nicht wankend geworden. Die Art, wie sich Falk zu äußern pflegt, ist bezeichnend genug. Es ist eine Aufdeckung und Zerfaserung des Gefühlslebens, wie wir sie sonst nur aus der Wertherzeit kennen. Einen Stich ins Komische bekommt seine Darstellung, wenn sie sich poetischer Mittel bedient, so in dem Gedicht auf seine verstorbenen Kinder (S. 32), oder gar da, wo er Themen allgemeiner Art behandelt. So heißt es in „Erdennacht" (S. 18):

„Den ewgen Brüsten der Natur entquillt
Die Muttermilch, nicht staubigen Archiven."

Während er sich in den zahlreichen religiösen Betrachtungen in der landläufigen rhetorischen Manier vernehmen läßt, bekommt sein Stil etwas Energisch-Gedrungenes, sobald er auf Zeitereignisse anspielt. So wenn er von dem heidnischen Leben in den christlichen Ländern spricht und wie manche seiner Zeitgenossen ein von Osten herannahendes Strafgericht durch Mongolen und Tartaren in Aussicht stellt. Bemerkenswert sind ein paar Urteile über Weimarer Theateraufführungen. Am 24. November 1821 hat er das Ehebruchsstück „Das Donauweibchen" angesehen, da heißt es nun (S. 57): „Zu Wien, wo die Censurgesetze so streng gehandhabt werden, daß nichts wider Religion, gute Sitten und den Staat in den Büchern vorkommen darf, erlaubt man den Schauspielern den Ehebruch ungestraft vom Theater zu predigen. Das ‚Donauweibchen' ist als wienerisches Nationalstück ein Barometer für die Sittenverderbnis dieser erzverbuhlten Zeit!" Darauf folgt eine flehentliche Bitte an die Theaterdirektoren und die Regierungen, solchen „Unfug" doch nicht zu dulden und eine zornige Anklage an den Geist der Zeit. Wie in dem Stück, so giengen alle nur darauf aus, zu genießen. Das sei in Deutschland nicht, wie einige meinten, erst durch die Franzosen so geworden, denn das Stück sei vor 1806 geschrieben. „Der Teufel saß lang in uns. Es waren nur die Franzosen, wodurch er uns holte" (S. 58). — Von Houwalds „Leuchtturm" heißt es unter dem 26. November 1821 (S. 59): „Dies ist ein rein pathologisches Stück, was mich grade in dieselben peinlichen (nicht ästhetische oder tragische) Empfindungen versetzt, die in mir beim Besuch eines Krankenhauses rege werden, wenn ich Blinde oder Wahnsinnige sehe." Im Januar 1822 sieht er „Die Heimkehr" von Houwald. „Es ist ein Schauspielspaß, wie meist alle übrigen Stücke des Verfassers, dem das Tragische mit Gewalt aufgenötigt ist. Das große, gigantische Schicksal, welches die Menschheit zermalmt, weil es den Menschen erhebt, wie Schiller sagt, wandelt nun mal lieber zwischen zerfallenen Völkern, Thronen, empörten Kriegslagern als zwischen Seiltänzern, Trägern, Leuchttürmen und Hußarenmajors" (S. 72 f.). Auf den letzten Blättern des Tagebuchs von 1822 findet sich auch ein durchaus abfälliges Urteil Falks über den „Freischütz", der am 3. Mai 1822 in Weimar gegeben wurde. Erhabene Töne seien an einen gemeinen Stoff verschwendet. Vor allem der heidnische Zauberspuk der „Wolfsschlucht", der dem verderbten Geist der

[illegible] einsieht sei, entfacht den Zorn seinen christlichen Gemüts. Nicht besser [illegible] es übrigens auch der früher aufgeführten „Zauberflöte" mit ihrer „Gesinnungskrämerei, ihren unsichtbaren Brüdern und Oberen, wovon es in allen Karten und Büchern spukte" (S. 76). Karl Zeiss.

Goethe. Aus dem Goethejahr. — Braß Frdr., Goethes Anschauung der Natur, die Grundlage seiner sittlichen und ästhetischen Anschauungen in Entwicklung und Wandlung. — Lorenz P., Goethes Wirksamkeit im Sinne der Vertiefung und Fortbildung deutscher Charakterzüge — Meyer P., Goethe und das klassische Altertum. Leipzig, B. G. Teubner. 2.40 M.

Aub Ludw., Goethe und seine Religion. Vortrag. Volksschriften zur Umwälzung der Geister. 24. Heft. Bamberg, Handels-Druckerei und Verlagshandlung. 20 Pf.

Breie Alfr., Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Zwei Vorträge. 1. Goethes Bedeutung für die Gegenwart. 2. Die Naturpoesie im Werther und in der Lyrik Goethes. Neuwied, Heusers Verlag. 1 M.

Bod Waldem von, „Goethe und Bismarck". Parallele oder Kontrast? (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von Joh. Mich. Raich. 19. Band. 8. 9. Heft. Frankfurt a. M., P. Kreuer. à 50 Pf.

Carel George, Voltaire und Goethe. IV. (Goethe 1770—1789.) Programm. Berlin, R. Gaertner. 1 M.

Diezmann Aug., Goethe und die lustige Zeit in Weimar. Neubearbeitete Ausgabe. Weimar, H. Füllenöder. 1.50 M.

Farinelli Arturo, Dante e Goethe. Conferenza tenuta alla Società Dantesca di Milano il 16 Aprile 1899. (Biblioteca Critica della Letteratura Italiana diretta da Francesco Torraca 34.) In Firenze, G. C. Sansoni.

Gerber P. H., Goethes Beziehungen zur Medicin. Ein populärer Vortrag, erweitert, mit Litteratur und Anmerkungen versehen, nebst Goethes Geburts- und Todesanzeige. Berlin, S. Karger. 1.50 M.

Hofmann Hans, Goethe am Rhein. Düsseldorf, im Selbstverlag des Verfassers. 1899.

Ketale von Stradonitz Steph., Goethe als Genealog. Vortrag. [Aus: „Der deutsche Herold". Berlin, J. A. Stargardt. 1 M.

Kirn Otto, Goethes Lebensweisheit in ihrem Verhältnis zum Christentum. Ein Vortrag. Leipzig, Dörffling & Franke. 40 Pf.

König Walt., Goethes optische Studien. Festrede zur Feier von Goethes 150. Geburtstag. Frankfurt a. M. (E. Koenitzers Sortiment.) 1 M.

Lorenz P., Goethes Wirksamkeit im Sinne der Vertiefung und Fortbildung deutscher Charakterzüge. Programm. Sorau.

Mollich Hans, Goethe als Naturforscher. (Sammlung Gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 256.) Prag, Fr. Härpfer. 30 h.

Schröder Edward, Goethe und die Professoren. Akademische Kaisergeburtstagsrede. (Marburger akademische Reden. 1900. Nr. 2.) Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 60 Pf.

Sinnens, Goethe vor 100 Jahren. Zur Feier des 28./16. VIII. 1899. Riga, J. Deubner. 50 Pf.

Suphan Bernh., Allerlei Zierliches von der alten Excellenz. Paul Heyse zum 70. Geburtstag. Berlin, Weidmann. 1 M.

Wehmeyer P., Goethes Reim. Dissertation. Berlin 1899.

Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 45. Band. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 3 M.

Inhalt: Rameaus Neffe. Ein Dialog von Diderot. — Nachträgliches zu Rameaus Neffe. — Diderots Versuch über die Malerei. — Bearbeiter des Bandes: Rudolf Schlösser. Redaktor: Bernhard Seuffert.

Deutsche Dichter in Auswahl fürs Volk. Herausgegeben von L. Jacobowski. (1. Heft.) Goethe. Mit Porträt und Einleitung. Berlin, C. E. Kitzler. 10 Pf.

Goethe's Iphigenie auf Tauris, the Weimar Text with the english Translation by Anna Swanwick. Cambridge, Mass.

Faust. Hartmann Frz., Betrachtungen über die Mystik in Goethes „Faust". Leipzig, W. Friedrich. 3 M.

Marc-Monnier, Le Faust de Goethe. Avec un appendice, la Nuit de Walpurgis, et une courte étude de la IIe partie de Faust. Paris, Fischbacher. 3.50 Frcs.

Herder. Zum 29. Juni 1900. Rudolf Haym aus Anlaß seiner fünfzigjährigen Docententhätigkeit in Verehrung zugeeignet von Philipp Strauch.

Inhalt: Ein Brief Herders an Ch. G. von Murr. Weimar, 21. Januar 1788.

Grundmann Joh., Die geographischen und völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit". Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 3 M.

Grosch R., Die Jugenddichtung Friedrich Hölderlins. Dissertation. Berlin 1899.

Kipfmüller B., Das Iffflandische Lustspiel. Ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Technik. Dissertation. Heidelberg 1899.

Jaeckh E., Studien zu Kotzebues Lustspieltechnik. I. Dissertation. Heidelberg 1899.

Lessing. G. E. Lessings sämtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt durch Franz Muncker. 15. Band. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 4.50 M.

Inhalt: Entwürfe und unvollendete Schriften: Inhaltsverzeichnis zum Theater des Herrn Diderot. Anmerkungen über Horaz. Handschriftliche Anmerkungen zu Winckelmanns Geschichte der Kunst des Altertums. Über Homers Apotheose von Archelaos. Über seine älteren Kollektaneen. Fragment über die Isische Tafel. Grottesken. Caryatiden. Hamburgische Dramaturgie. Über die Prosodie. Sammlung von Beispielen des Humors bei alten Geschichtsschreibern und Rednern. Unterhaltungen. Deutsches Museum. Kommentar über die Dichtkunst des Aristoteles. Über die Ahnenbilder der alten Römer. Briefe antiquarischen Inhalts. Von dem Ursprunge der verschiednen Sprachen. Herausgabe eines historischen Werkes. Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Predigt über zwei Texte. Collectanea. Chronologisches Verzeichnis der alten Artisten, nach den Olympiaden. [Nachträge.] Einfälle. [Verschiedene Aufzeichnungen.] Philologischer Nachlaß. Der Litterator. Über Friedrich von Hagedorn. Über Konrad Arnold Schmidts Fragmenta Adelmanni. Ausgabe des Berengarius Turonensis. Andenken an Johann Gottfried Lessing. Über die Entstehung der venerischen Krankheit. Anmerkungen über das Epigramm. Altdeutscher Witz und Verstand. Ernst und Falk. Übersetzung der Memoirs of John Buncle. Statuen der Agrippina. Anmerkungen zu Füeßlins Künstler-Lexikon. Verzeichnisse von Kupferstichen in der Wolfenbüttler Bibliothek. Anmerkungen zu Kupferstichen und Holzschnitten in der Wolfenbüttler Bibliothek. Anmerkung zu Heineke'ns Idee generale d'une Collection compl. d'Estampes. Vermischte Anmerkungen und Nachrichten. Auszug aus den Gedichten des Motanabbi. Leibnitz.

Consentius Ernst, Der Wahrsager. Zur Charakteristik von Mylius und Lessing. Leipzig, E. Avenarius. 1.50 M.

Die kleine Schrift weist auf Grund der Akten nach, wie Mylius' kurzlebige Zeitschrift „Der Wahrsager" die Veranlassung zu dem preußischen Zensuredikt vom 11. Mai 1749 geworden ist, stellt fest, daß das Verbot der Zeitschrift auf Friedrichs des Großen eigensten Entschluß zurückzuführen sei, und sucht uns durch reichliche Proben eine Vorstellung von dem Blatt zu geben. Indem Consentius mit diesen Vorgängen und mit dieser Charakteristik die dem Wahrsager gewidmeten Worte in Lessings Vorrede zu seiner Ausgabe der Schriften

von Mylius vergleicht, glaubt er Lessings scharfen Tadel aus seiner berechnenden Rücksicht auf die Meinung des Königs erklären zu müssen, wie sie ihm seine Hoffnung auf eine Anstellung in Preußen damals nahegelegt hätte. Es ist aber erstens ganz unbewiesen, daß dem König der Name Lessings im Zusammenhang mit dem Wahrsager zu Ohren gekommen sei, die Akten sprechen vielmehr gegen diese Annahme; und zweitens hat man Lessings harte und vielleicht etwas ungerechte Absage an den längst überholten Jugendfreund aus psychologischen Gründen bereits so gut erklärt, daß man andere minder ehrenwerte Gründe dafür umso weniger aufzusuchen braucht, als Lessing selbst das freimütige Bekenntnis an die Spitze seiner Vorrede gestellt hat, daß er sich ein Gewissen mache, „denjenigen im Tode zu schmeicheln, welcher mich nie in seinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat."

Zipper Alb., Lessings Emilia Galotti. (Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Litteratur. 9. Band. Universal-Bibliothek Nr. 4057.) Leipzig, Reclam. 10 Pf.

Boschulte L., Friedrich Matthisson, seine Anhänger und Nachahmer. (J. G. von Salis, Friederike Brun, geborene Münter.) Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Programm. Elberfeld.

Schmidtmayer Rudolf, P., Ein lateinisches Preisgedicht (Ekloge) auf die Hauptstadt Prag von einem Baccalaureus der Prager Hochschule und Poeta laureatus, dem nachmaligen Abt des Cistercienserstiftes Hohenfurt Dr. Quirin Alois Mickl. Programm. Budweis.

Diese beachtenswerte Programmarbeit bringt zunächst eine biographische Skizze und kurze Würdigung des gelehrten Dichters Johann Christian Alois Mickl. Zu Ostrolow-Aujezd in Südböhmen am 13. Februar 1711 geboren, studierte Mickl an der Prager Universität Philosophie und Jus und erhielt als Student um 1730 die Würde eines Poeta laureatus. 1731 trat er unter dem Klosternamen Quirinus in das Cistercienserstift Hohenfurt ein, wurde später Theologieprofessor in Prag und in jungen Jahren 1747 Abt des Stiftes Hohenfurt. In dieser Stellung begründete er die berühmte Stiftsbibliothek, für die er ein würdiges 1757 vollendetes Gebäude herstellen ließ. Er starb am 23. Februar 1767. Mickl verfaßte neben umfänglichen gelehrten Arbeiten zahlreiche (zumeist aus den Studentenjahren stammende) Festreden und Dichtungen, von denen viele handschriftlich auf der Hohenfurter Stiftsbibliothek aufbewahrt werden. Deutsch abgefaßt sind darunter zwei Predigten und „Eine lustige Comedie. Dolus an virtus, das ist: Was Tugend nicht aufrichten kann, mit List man öfters stellet an." Sie umfaßt, wie mir der Herr Verfasser freundlichst mitteilt, 97 kleine Quartseiten und behandelt die Einnahme Trojas, bei der ein deutscher Hanswurst die Hauptrolle spielt. Acht Panegyres Teutonicae (wie sie ein Verzeichnis nennt) sind verloren gegangen. Unter den lateinischen Dichtungen findet sich eine Tragödie Mauritius, ein heroisches Gedicht über die Entdeckung Amerikas und mehrere nach dem Muster Vergils abgefaßte Eklogen. Eine davon, Praga caput regni, ein begeistertes Lobgedicht auf Prag in Hexametern mit eingestreuten gereimten Kurzversen, hat Schmidtmayer im vorliegenden Programm abgedruckt und mit erklärenden Bemerkungen und litterarischen Parallelen aus Vergil, Ovid u. s. w. versehen. Adolf Hauffen.

Floßmann P., Picander (Christian Friedrich Henrici). Dissertation. Leipzig 1899.

Boltenstern P. von, Schillers Vergilstudien. II. Programm. Köslin.

Schönaich Chrph. Otto Freiherr von, Die ganze Ästhetik in einer Nuß oder neologisches Wörterbuch. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Alb. Köster. Schluß. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von Aug. Sauer. Nr. 76—81. Neue Folge Nr. 26—31.) Berlin, B. Behrs Verlag. à 60 Pf.

Wieland. Zipper Alb., Wielands Oberon. (Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Litteratur. 8. Band. Universal-Bibliothek. Nr. 4034.) Leipzig, Reklam. 20 Pf.

Kersten, Wielands Verhältnis zu Lucian. Programm. Hamburg (Herold). 2 M.

Neunzehntes Jahrhundert.

Heidenstamm Sven, Juliane Dery und was sie gemordet. (Zürcher Diskussionen. 2. Jahrgang. Nr. 20. 21.) Zürich, Verlag der Zürcher Diskussionen. 1.20 M.

Kreiten Wilh., Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. Ein Charakterbild als Einleitung in ihre Werke. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen entworfen. (Freiin Annette Elisabeth Droste-Hülshoff, Gesammelte Werke, herausgegeben von Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. Nach dem handschriftlichen Nachlaß ergänzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von Wilhelm Kreiten. 1. Band. 1. Hälfte.) Paderborn, F. Schöningh. 5 M.

Fontane Thdr., Aus England und Schottland. Berlin, F. Fontane & Co. 6 M.

Frey Just., Gesammelte Dichtungen. Herausgegeben von seinem Sohne. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. 10. Band.) Prag, J. G. Calve. 3 M.

Grillparzer. Ehrhard Auguste, Franz Grillparzer. Le théâtre en Autriche. Paris, Société française d'Imprimerie et de Librairie.

Wyplel Ludwig, Die Geschichte des Räubers Louis Mandrin als Quelle zur „Ahnfrau".

Eine sorgfältige, nach Motiven und Motivgruppen geordnete Untersuchung, die in unserm nächsten Heft durch die Vergleichung der „Ahnfrau" mit der zweiten vom Dichter namhaft gemachten Quelle ihre Ergänzung finden wird.

Caselmann Aug., Karl Gutzkows Stellung zu den religiös-ethischen Problemen seiner Zeit. Ein kleiner Beitrag zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Augsburg, J. A. Schlosser. 2.25 M.

Hamerling Rob., Eutychia oder die Wege zur Glückseligkeit. Lyrisch-didaktisches Gedicht. Nach der Widmungs-Handschrift neu herausgegeben und eingeleitet von Max Vancsa. (Allgemeine Bücherei. Herausgegeben von der österreichischen Leo-Gesellschaft. Neue Folge. Nr. 1.) Stuttgart, J. Roth. 20 Pf.

Jugendarbeit Hamerlings aus dem Jahre 1846.

Hauptmann Gerh., Die versunkene Glocke. Ein deutsches Märchendrama. With Introduction and Notes by Thomas Stockham Baker. New York: Henry Holt & Co.

Poppe Thdr., Friedrich Hebbel und sein Drama. Beiträge zur Poetik. (Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. VIII.) Berlin, Mayer & Müller. 3.50 M.

Inhalt: 1. Physis und Psyche. 2. Seelische Zustände. 3. Geistige Thätigkeit. 4. Dramaturgische Ansichten. V. Dynamik der Phantasie Hebbels. — Exkurs: Innere Form.

Nikolaus Lenaus sämtliche Werke in zwei Bänden .... Herausgegeben von Eduard Castle. Leipzig, Max Hesses Verlag. 1.25 M.

Lewald Fanny, Gefühltes und Gedachtes (1838—1888). Herausgegeben von Ludw. Geiger. Dresden, H. Minden. 6 M.

Kretler Rupert, Die Völkerwanderung von Hermann Lingg und das Gesetz der epischen Einheit. München, C. Haushalter. 1.20 M.

Ludwig. Eick H. C., Otto Ludwigs Wallensteinplan, geordnet, besprochen und herausgegeben mit einer Einleitung über des Dichters dramaturgische Ansichten. Dissertation. Greifswald.

Ludwig Otto, Agnes Bernauer. Volksschauspiel. Unter Benutzung ungedruckter Manuskripte für die Bühne bearbeitet von C. Ludwig. Köln, A. Ahn. 1 M.

Andersen V., Adam Oehlenschläger. Et livs poesie. Eftermæle. Kopenhagen. Nordiske Forlag. 5 kr. 50 ö.

Petzold A., Der Philosoph Schramm. Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters „Ut mine Festungstid". Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Burschenschaft. Unter Benutzung von Akten des königlich geheimen Staatsarchivs zu Berlin über die Teilnahme Reuters, Schramm und Anderer an burschenschaftlichen Verbindungen, sowie sonstiger Urkunden. Berlin, C. Heimanns Verlag. 1 M.

Allievo G., Gian Paolo Richter e la sua Levana, o scienza dell' educazione: saggio esposilivo critico. Torino. Unione topografico-editrice. 2 L.

Meisner Heinr., Hermann Schauenburg und sein Freundeskreis. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. XV. Serie. 339. Heft.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 75 Pf.

Heinrich Schaumbergers Werke. 1. und 8. Band. Wolfenbüttel, J. Zwißler. à 2 M.

Schwill R., August Wilhelm Schlegel und das Theater der Franzosen. Dissertation. München 1898.

Stelzhamer. Franz Stelzhamers mundartliche Dichtungen. Bearbeitet von Norb. Hanrieder und Geo. Weitzenböck. Der musikalische Teil durchgesehen von Ludw. Zöhrer. 2. Band. (Aus dá Hoamát. Volksausgabe ausgewählter oberösterreichischer Dialektdichtungen. Herausgegeben von H. Zötl, A. Matosch und H. Commenda. Band 8.) Linz (E. Mareis). 5 M.

Aus dem Vorwort: „Mit dem vorliegenden Bande erscheint der mundartliche Teil der neuen Stelzhamer-Ausgabe abgeschlossen .... An einer eingehenden Biographie Stelzhamers wird bereits seit längerem gearbeitet, und wird dieselbe seinerzeit, wenn und sobald der dritte hochdeutsche Band der Stelzhamer-Ausgabe zustande kommt, zu dessen Subskription auch hiermit eingeladen wird, diesem einverleibt werden. Es wird von dem Erträgnisse der beiden mundartlichen Bände, beziehungsweise von den uns zufließenden Mitteln abhängen, ob und wann dieser Ausbau der Ausgabe verwirklicht werden kann."

Zötl Hans, Franz Stelzhamer. Einblicke in sein Leben, Weben und Schaffen .... Zur Förderung der Einbürgerung seiner Dichtungen zusammengestellt vorwegs zum Gebrauche für Volksabende. (Aus dá Hoamát. Band 11.) Linz (E. Mareis). 1.80 M.

Mit des Dichters eigenen Worten — prosaischen und poetischen — wird hier ein vorläufiger kurzer Abriß seines Lebens gegeben, der dem volkstümlichen Zweck wohl entspricht.

Flügel Emma, Kunst und Sudermann. Eine Laienstudie. Leipzig, Alw. Schmidt. 30 Pf.

Wedekiser Alb., Gedächtnisrede auf Ludwig Uhland. Karlsruhe, W. Jahraus. 50 Pf.

Schwering Jul., Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke. Unter Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt. Paderborn, F. Schöningh. 8 M.

Degenhart Friedrich, Beiträge zur Charakteristik des Stils in Zacharias Werners Dramen. Programm. Eichstätt.

Nachrichten.

Der Stadtrat Professor Dr. W. Simon in Königsberg in Preußen hat der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 7500 Mark zu folgender Preisaufgabe zur Verfügung gestellt. Es wird eine Geschichte der Autobiographie im strengsten Sinn (mit Ausschluß aller Memoiren-Litteratur) gewünscht, insbesondere die Darstellung der typischen Hauptwerke dieser Gattung bei den wichtigsten europäischen Kulturnationen. Der ausgesetzte Preis beträgt 5000 Mark. Einer etwa eingehenden zweiten, des Preises würdigen Arbeit wird ein Accessit von 2500 Mark zuerkannt. Die Bewerbungsschriften können in deutscher, lateinischer, französischer, englischer oder italienischer Sprache abgefaßt sein. Die Bewerbungsschriften sind bis zum 31. Dezember 1904 im Bureau der Akademie, Berlin NW 7, Universitätsstraße 8, einzuliefern. Die Verkündigung des Urteils erfolgt in der Leibniz-Sitzung des Jahres 1905.

Albert Waag in Karlsruhe wird demnächst eine gemeinfaßliche Darstellung über die Bedeutungsentwicklung des heutigen deutschen Wortschatzes veröffentlichen.

Der Vorstand der deutschen Shakespeare-Gesellschaft hat beschlossen, für die beste Bearbeitung des Themas „Shakespeares Belesenheit" einen Preis von 800 Mark auszusetzen. Einsendungstermin bis zum 1. April 1901.

Im Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh soll eine Fortsetzung von Ph. Wackernagels „Evangel. Kirchenlied des 16. Jahrhunderts" unter dem Titel: Das deutsche evangelische Kirchenlied des siebzehnten Jahrhunderts. Von Alb. Fischer. Nach dessen Tode vollendet und herausgegeben von W. Tümpel erscheinen. Das Werk ist auf fünf Bände zum Preise von je etwa 12 M., im einzelnen Heft zu 2 M. berechnet und wird in ungefähr fünf Jahren fertig vorliegen. Der Druck beginnt jedoch nicht eher, als bis sich eine genügende Anzahl Subskribenten gefunden hat. Alle Buchhandlungen nehmen Subskriptionen an.

Die königl. preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin bereitet eine Gesamtausgabe der Schriften und Briefe Wilhelm von Humboldts vor.

Franz Muncker in München wird Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung von 1830 bis auf die Gegenwart fortführen. (Verlag von L. Ehlermann in Dresden.)

Heinrich Bischoff in Lüttich arbeitet an einer Bibliographie der deutschen Litteratur in Belgien, die alle kritischen Arbeiten und Übersetzungen, die in Belgien sowohl in französischer als in vlämischer Sprache in Bezug auf die deutsche Dichtung erschienen sind, vollständig verzeichnen wird.

Im Verlage von B. Behr (E. Bock) in Berlin giebt Rich. M. Werner eine historisch-kritische Ausgabe von Hebbels Werken in zwölf Bänden heraus. Subskriptionspreis für den Band 2.50 M. Gleichzeitig erscheint eine zweibändige Nachlese zu Hebbels Briefen. Subskriptionspreis für den Band 5 M.

Ende Juli l. J. verstarb in Hamburg der Schuldirektor a. D. Karl Christian Redlich (geboren am 7. Oktober 1832), einer der besten Kenner der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts bis in ihre entlegensten Ausläufer, dem wir die ergebnisreiche Durchforschung von Bürgers und Gerstenbergs Nachlaß, das unentbehrliche Chiffernlexikon zu den Musenalmanachen, die glückliche Erneuerung des Andenkens und der Werke von Claudius, die Vermehrung und Erklärung des Lessingschen Briefwechsels, endlich die vorzüglichen Ausgaben der Werke Lessings und Platens in der Hempelschen, der poetischen Werke Herders in der Suphanschen, der kleineren Gedichte Goethes in der Weimarschen Ausgabe verdanken.

Erwiderung.

Die Besprechung, welcher Franz Sandvoß (Xanthippus) in den „Preußischen Jahrbüchern" (Band CI, Heft 1, S. 162—166) den ersten Band meiner „Geschichte der deutschen Polenlitteratur" (Halle, Max Niemeyer 1900) unterzieht, nötigt mich nur, sofern sie sich mit meiner Person beschäftigt (denn auf kleine sachliche Irrtümer des Referenten einzugehen, liegt mir hier ferne), zu einigen Richtigstellungen. Daß Sandvoß mich irrigerweise als Schüler A. Sauers und weiterhin neckisch als „Prager Freund" bezeichnet, ist ja kaum von Belang; wohl aber die ganz plötzlich aufgestellte und nirgend ernstlich bewiesene Behauptung (S. 162): „Ich darf leider nicht verschweigen, daß der Verfasser den Polen im Grunde seines Herzens viel mehr zugethan ist, als den Deutschen, besonders den bösen Preußen. Friedrich der Große, und noch viel mehr sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. sind ihm höchst unsympathisch." Dem gegenüber ist zu bemerken, daß die im ersten Satze ausgesprochene Behauptung, so wenig sie natürlich mit der Würdigung der betreffenden litterarhistorischen Untersuchung zu thun hat, sicherlich aus der Lektüre derselben nur mißverständlich gewonnen werden konnte, und ich verweise allfällige Zweifler einfach auf das Buch selbst, ohne mich gegen eine derartige Anklage — denn eine Anklage soll es doch sein — weiter zu verantworten. Zur Beleuchtung des zweiten Satzes, der sich wieder statt der zu besprechenden Arbeit meinen angeblichen Antipathien widmet, wären neben vielen anderen Stellen besonders S. 229 ff. des Buches heranzuziehen, aus denen, was Friedrich den Großen betrifft, schwerlich eine Abneigung des Verfassers zu erschließen sein dürfte. Meine selbständig gewonnene Anschauung der polnischen Teilungen, sowie der Regierung Friedrich Wilhelms II. durch Autoritäten wie Häusser, Sybel, Treitschke, Lehmann, deren Kompetenz Sandvoß sicherlich nicht bezweifelt, zu decken, halte ich vorläufig für überflüssig und verwahre endlich nochmals streng wissenschaftlich geführte Arbeiten gegen Ausdeutung zu Gunsten oder Ungunsten welcher tagespolitischen Richtung immer; „tendenziöse Wissenschaft giebt es nicht, oder sollte es wenigstens nicht geben" (Delbrück, Preußische Jahrbücher 93, 578). — Daß einzelne und namhafte polnische Kritiker aus meinem Buche genau das Gegenteil des vom Referenten Behaupteten herausgelesen haben, sei als Kuriosum erwähnt.

Wien, Oktober 1900. Dr. Robert F. Arnold.

In der Handschrift abgeschlossen am 15. Juli, im Satz am 23. Oktober 1900.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien

Des Trinkers fünf Gründe.

Von Johannes Bolte in Berlin.

In der englischen Zeitschrift 'Notes and Queries' ward vor elf Jahren der Ursprung eines lateinischen Epigramms erörtert, welches fünf verschiedene Anlässe zum Trinken aufzählt und auch in englischen Übertragungen verbreitet ist. Ed. Marshall (Ebenda 7. Series 8, 315) stellte schließlich fest, daß in den Menagiana 1, 172 (= Ana 3, 104. Amsterd. 1789) die Verse

> Si bene commemini, causae sunt quinque bibendi:
> Hospitis adventus, praesens sitis, atque futura,
> Et vini bonitas, et quaelibet altera causa.

dem französischen Jesuiten Jacques Sirmond (1559—1651) zugeschrieben werden; und damit schienen die Ansprüche späterer Gelehrter, wie Henry Aldrich[1] (1647—1710) oder John Haygarth[2] (1740—1827), auf die Verfasserschaft erledigt zu sein. Da diese Verse jedoch nicht bloß in England, sondern auch in Deutschland Nachahmer und Nachdichter gefunden haben, darf ich vielleicht vor den Lesern des Euphorion noch einmal die Frage besprechen.[3]

Zunächst wird die Behauptung der Menagiana dadurch hinfällig, daß die Verse sich schon im 14. Jahrhundert nachweisen lassen. Aus dieser Zeit stammt die im brabantischen Kloster Villars entstandene, jetzt der Lütticher Seminarsbibliothek gehörige Handschrift, aus der Mone (Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters 2, 191. 1833) folgende Zeilen mitteilt:

[1] Stanhope, History of England (1858) 2, 145; vgl. Notes and Queries 7, 8, 228 und 335. Dictionary of national biography 1, 251 (1885).

[2] T. A. Trollope, Notes and Queries 7, 8, 228.

[3] Ich folge dabei einer aus Reinhold Köhlers handschriftlichen Kollektaneen hervorgegangenen Anregung. Köhler hatte sich die Stellen aus den 'Notes and Queries' notiert und dazu auf Rückerts Gedicht „Die fünf Ursachen" verwiesen.

Si bene perpendi, sunt causae quinque bibendi:
Hospitis eventus, praesens sitis atque futura.
Mos observandus sic repperiat sua iura,
Et propter pulices multiplicabo vices.

Man sieht, daß in dieser Fassung ein Vers ausgefallen ist, der zwei der fünf angekündigten Gründe enthielt; auch ist 'eventus' im 2. Verse aus 'adventus' entstellt. Dagegen zeigt der 1. Vers die alte Form des leoninischen Hexameters, die beiden folgenden durch Binnen- und Endreim gebundenen Verse gehören zu der im Mittelalter als 'collaterales' oder 'concatenati' oder 'ventrini et caudati' bekannten Gattung, die 4. Zeile ist ein gereimter Pentameter. Daß die Verse noch weiter hinaufreichen bis in die Zeit der feuchtfröhlichen 'Carmina Burana', wird dadurch wahrscheinlich, daß wir in dem bekannten Trinkliede dieser Sammlung[1]) 'In taberna quando sumus' auf einen ähnlichen, freilich weit reichhaltigeren Katalog stoßen, der uns mit nicht weniger als fünfzehn Trinkursachen vertraut macht:

Primo pro nummata vini,
Ex hac bibunt libertini;
Semel bibunt pro captivis,
Post haec bibunt ter pro vivis,
Quater pro christianis cunctis,
Quinquies pro fidelibus defunctis etc.

Sicherlich werden bei weiterer Nachforschung noch manche andre Aufzeichnungen zu Tage kommen, die auf die Geschichte des witzigen Gedankens Licht werfen. Ich führe noch eine um 1770 in Bayern veranstaltete Schwanksammlung „Alt und Neue Nüzliche Tischreden unnd begebenheiten von Fabulano Kurzweill" (Wiener Handschrift 14914) S. 633 an, die auch eine hölzerne Verdeutschung bietet:

Si bene commemini, quadruplex [!] est causa bibendi:
Hospitis adventus, presens sitis atque futura
Et vini bonitas et quaelibet altera causa.

Die Vrsach zu trünckhen seind billig und recht,
Wans Trünckhen nur guett ist unds Essen nicht schlecht:
Die erste, wan ankombt ein ehrlicher Gast,
Die ander der Durst, den du villeicht hast,
Die dritte die Guettheit und Sieffe des Wein,
Die vierte ein Ursach, so selbsten [? sonsten] fallt ein.

C. J. Weber (Demokritos. Auswahl 1870, S. 345) variiert den Anfang: 'Sunt, si quid video, causae tibi quinque bibendi'

[1]) S. 235 ed. Schmeller; auch bei Feifalik, Sitzungsberichte der Wiener Akademie 36, 171 (1861) aus einer Prager Handschrift von etwa 1459.

und fügt eine Übersetzung in Hexametern hinzu. Aus den Menagiana schöpft Ramler, der nach Oettinger[1]) folgende Bearbeitung lieferte:

Nach meinem wenigen Bedünken
Giebts fünf Ursachen, Wein zu trinken:
Man trinkt, den frohen Gast zu ehren,
Man trinkt, dem jetzigen Durst zu wehren,
Man trinkt, dem künftigen vorzukehren,
Man trinkt des guten Weines wegen,
Man trinkt, ich habe nichts dagegen,
Um jeder andern Ursach willen [? Auch j. a. U. wegen].

Friedrich Kind (Gedichte, 4. Bändchen, 2. Auflage. Leipzig 1819, S. 239) erhöht die Zahl der Gründe:

Die sieben Gründe.

Sieben Gründe giebts zu trinken.
Freundesankunft, Nummer Eins!
Zwei: Wenn schöne Mädchen winken;
Drei: Besondrer Werth des Weins;
Vier: Ein Trinklied, hoch zu achten;
Fünf: Ein trockner Gaum und Mund;
Sechs: Die Furcht vor künftgem Schmachten;
Sieben — jeder andre Grund!

Friedrich Rückert (Chamissos und Schwabs Deutscher Musenalmanach für 1838, 20 = Gesammelte Gedichte, Erlangen 1837, 6, 146 = Frankfurt 1843, 3, 391 = Werke, Frankfurt 1868, 2, 192) erinnert an Ramlers Verse:

Die fünf Ursachen.

Nach dem Lateinischen.

Man kann, wenn wir es überlegen,
Wein trinken fünf Ursachen wegen:
Einmal um eines Festtags willen,
Sodann vorhandenen Durst zu stillen,
Ingleichen künftigen abzuwehren,
Ferner dem guten Wein zu Ehren,
Und endlich um jeder Ursach willen.

Karl Simrock (Dichtungen 1872, S. 309) weitet das Epigramm zu einem sangbaren Liede aus:

[1]) Bacchus Buch des Weins, Sammlung der ausgezeichnetsten Trinklieder der deutschen Poesie 1854, S. 464. In Ramlers poetischen Werken und verschiedenen Sammlungen vermag ich jedoch das Gedicht nicht aufzufinden.

Trinkgründe.

Motto: Sunt, si quid video etc.
Täuscht nicht alles, so giebts zum Trinken nur fünferlei Gründe.
Erstlich Freundesbesuch, dann Durst, den man spürt und befürchtet,
Endlich die Güte des Weins und irgend anderlei Ursach.

Zum Trinken giebt es Gründe
Nur fünf, soviel man weiß;
Doch thust du keine Sünde,
Vermehrst du sie mit Fleiß.

Der Durst zuerst: verdürsten
Ist aller Welt ein Graus.
Die Bauern wie die Fürsten,
Sie dürsten im Voraus.

Der andre Grund zu trinken
Ist alt- und neuer Wein.
Wir trinken, bis wir sinken,
Schenkt uns ein Freund nur ein.

Zum dritten, in der Tasche
Das Geld ist Grund genug,
Denn Tasche reimt auf Flasche:
Drum frisch noch Einen Zug!

Doch sein die Geldentblößten
Darum nur unbesorgt:
Der vierte Grund mag trösten,
Daß uns der Wirth noch borgt.

Dem Winzer klingt noch besser
Des letzten Grundes Trost:
Wenn man die alten Fässer
Muß leeren neuem Most.

Ei ja, das wär ein Leben!
Wir lägen vor dem Spund;
Woll uns der Herr nun geben
Recht bald den fünften Grund.

Zum Schlusse mögen noch die beiden englischen Übertragungen hier Platz finden, die in den 'Notes and Queries' 7. Series 8, 315 und 1. Series 12, 335 (1855) erwähnt werden. Die erste, welche von Henry Purcell († 1695) zu einem mehrstimmigen Liede benutzt wurde, lautet:

If on thy theme I rightly think,
There are five reasons why men drink:
Good wine, a friend, because I'm dry,
Or lest it should be by-and-by,
Or any other reasons why.

Die andre schließt sich genauer an den lateinischen Text an:

Five causes for drinking: a guest's health the first;
The next, that you feel or anticipate thirst;
The fourth, if the wine appear pleasant to drink;
And the fifth, when the reason sufficient you think.

Weiter ab stehn andre Rechtfertigungen des Trinkens, die ebenfalls verschiedene Gründe namhaft machen. Ich führe aus diesen nur ein Sinngedicht von Friedr. Haug (Vossischer Musenalmanach 1793, 143) an, das die Altersstufen eines Zechers schildert:

Frank.

Der wohlbeleibte Pastor Frank
Trinkt niemals ohne Grund. Er trank
Im zehnten Jahr, mit ältern sich zu messen;
Im zwanzigsten, Luisen zu vergessen,

Im dreißigsten aus Amtsverdruß,
Im vierzigsten für schwachen Magen,
Im funfzigsten aus Wohlbehagen:
Nun ists im sechzigsten ein Muß.

Zu den Quellen der „Gesichte Philanders von Sittewald" von Moscherosch.

Von Adolf Hauffen in Prag.

In den Satiren von Moscherosch „Wunderliche und warhafftige Gesichte Philanders von Sittewald" bringt das 5. Gesicht des anderen Teiles „Pflaster wider das Podagram" eine größere Einlage „Bedencken wider das Podagram" (in der echten Ausgabe: Straßburg bei Städeln 1665 und 1666, S. 458—506). Dieses Consilium antipodagricum, das der Verfasser in einer Abschrift von Expertus Robertus erhalten haben will, ist aber nichts anderes als eine sehr freie und erweiterte Bearbeitung der Apologia seu Podagrae Laus von Wilibald Pirkheimer. Ich habe schon vor Jahren in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 6, 179—185 gezeigt, daß Pirkheimers Apologie im 16. und 17. Jahrhundert überaus häufig neu aufgelegt, ins Deutsche übersetzt, mittelbar oder unmittelbar ausgebeutet worden ist. Den vielen dort verzeichneten, von Pirkheimer beeinflußten Podagraschriften muß nun auch das 5. Gesicht Philanders hinzugefügt werden. Moscherosch hat auf sein Vorbild selbst hingewiesen, indem er in den einleitenden Worten zum fünften Gesicht dieses „Pflaster wider das Podagram" als „Diapirckeimerion" bezeichnet. S. 442 f.: „Noch ein stattliches Recept wider das Podagram ist die kräfftige Lattwerge genant Diapirckeimerion so man Pflasters weise aufflegen kan, die auch manchem Ehrlichen Mann wohl geholffen: von dessen wirckung wir jetzo wunder hören werden, welche Ladwirge dergestalt praeparirt, das wie trefflich gut vnd kostbahr sie immer ist, man doch vmb ein halben Gulden in Herren Städels (des Verlegers von Moscherosch) Bibliothec oder Bücher-Apothek deren so viel kauffen kan, daß man seine tag genug hat."

Pirkheimers Apologie ist eine Rede, die das auf der Anklagebank befindliche Podagra selbst zu seiner Verteidigung vorbringt, das „Bedencken wider das Podagram" hingegen ist ein tröstlicher Ratschlag für einen podagrischen Kranken, wie er sich gegen dieses Leiden

„weiſlich verhalten" ſolle. Schon darum mußte Moſcheroſch viele Einzelheiten ſeiner Vorlage ſtreichen oder abändern. Er hat aber außerdem eine Menge von gereimten Einſchiebſeln, Citaten, Beiſpielen und Abſchweifungen aller Art eingefügt. Ausdrücklich ſei hiebei betont, daß er Fiſcharts Bearbeitung der Apologie nicht benutzt hat. Zwei Beiſpiele werden die Verſchiedenheit der beiden Bearbeitungen und die Unabhängigkeit Moſcheroſchs von Fiſchart klar darthun.

Pirkheimer: Multos curru sublimes aut equis phaleratis vehi, sella vegestari cernitis qui, nisi meo uterentur beneficio, pedibus iter facere cogerentur. Quibusdam cunctis aliis stantibus et inter Reges et magnas, sedere licet. Quin non desunt principes ipsi, quid id iubeant et hortentur. Cum interim clientes pulvinaria et scabella seduli afferant ac eos omni demereantur officio et cuncta, quae illis grata esse putant, subministrent. Cum alioqui et citra meum favorem, vix illos alloquio dignos ducerent.

Fiſchart (Hauffen 3, 82): Wie vil ſicht man auf hohen wägen daher faren, geſchmuckten hengſten vnd caballen daher reuten, ſanften ſänften daher füren, gefüterten ſeſſeln daher tragen, welche alle, wann ſie nicht meiner genißten, warlich zu fuß poſtiren müßten. Etliche meiner verwandten haißt man auch zwiſchen Fürſten, Grauen und Herrn niderſitzen, da man andere auf ihren ſchönen geraden füſen wol lang ſtehn laßt vnd ſtorkenbain machen vnnd die füs vmb ainander abwechſſeln, wie ain ſchmidt die Plasbälg. Ja, ich fand Fürſten, die ſolches ordenlich zuthun befalen vnnd drob anhilten, allda gar luſtig zuſehen war, wie fleiſig, ehrerbitig vnd naigig die Edele hofſchranzen ſchämel vnd tüſſen herzu trugen, diſelbige inen vnter das geſäs ſchoben vnd inen zu idem winken augendinſtlich zu willen waren, welche ſie doch on meine anweſende gonſt nicht durch ain zaun hetten angeſehen vnnd aines wörtlins würdig geachtet.

Moſcheroſch S. 473 f.: „Mancher fähret auff einer Kutſchen, reitet auf einem ſchönen Roß oder auff dem Eſel oder wird auff einem Seſſel getragen, als der Americaniſche Ertzkönig Attabaliba, der wol ſonſt zufuß wandern müßte, das machet das werthe Podagram. Vor Königen, Fürſten vnd Herren muß jedermann mit groſſer Ehrerbietung vnd Demuth mit entblößtem Haupt ſtehen vnd auffwarten vnd das iſt der Welt Sitt vnd Schuldigkeit. Iſt aber einer vnder der Geſellſchaft, dem das Podagram wohl will, wie bald wird er geheißen ſitzen, ſich bedecken, ja Fürſten vnd Herren ſelbs befehlen ſolches, heiſſen ſolches, bitten ſie ſolches, ja laſſen ihnen durch ihre Diener Stül vnd Seſſel, Küſſen vnd Pfülgen herbey bringen vnd zuſehen, daß der Podagrammiſche ja nicht vnſanfft vnd übel ſitzen oder ligen möge. Ja ſie reden mit ſolchen Leuten, denen ſie ſonſt offt die Ehr nicht anthäten, daß ſie ſie anſehen ſolten." (Darauf folgt ein Vergleich zwiſchen den Granden Spaniens und den Podagriſchen.)

Oder folgende Stelle:

Pirkheimer: Ita ut et Imperatorum, Regum, gentium ac cunctorum hominum, sive pacis sive belli ne-

Fiſchart S. 86 f. hat hiefür einen ſehr umfänglichen Abſchnitt, den ich nicht ganz herſetzen kann: „Alſo auch bei vnſern

gotia praeclare ibi expediantur, nec quempiam latere possit, quid apud Thraces, quid apud Seres, quid etiam apud ultimos geratur Indos. Haec omnia mea proveniunt opera et sedulitate, etiam si interim homines ignorent, quid in propria agatur domuncula.

Füsverstrickten, wann man lang von wichtigen sachen vnd anschlägen, reden vnd gegenreden gehalten, von Regiments bestellungen jre bedencken auf den plan gelegt, der Kaiser, König, Fürsten, Stätt, Communen vnd aller Herrn Friedens- vnd krigsgeschäfft examiniert vnd durchgelasen ... (langer Zusatz) ... Desgleichen auch erkündigt, was zu Constantinopel, inn Egipten, bei dem Preto Johann, inn Lappenland, am Moscouitischen hoff, bei den Menschenfressern, den Canibaln mit den Spannenhohen Kränchaierstürmern, den Pigmeerzwergen vnnd inn Kalikut newlich fürgangen .... Ich mach, das sie also sorgfeltig fremde ferrgeschehene sachen erspehen, wiwol es oft geht, wie das Lid laut:

Forschen fremde geschichten aus
Vnd wissen doch oft nitt,
Was gschicht inn jrem aignen haus,
Was da sei prauch vnd sitt."

Moscherosch S. 477 f.: „Da werden alle die Händel der Keyser vnd Könige durchgangen vnd geurtheilt, wer recht oder vnrecht vnder ihnen gethan habe, es seye zu Kriegs- oder Friedenszeiten. Da weiß man, was in Sina, in Jappon, in Calecuth, in Brassilia, in Mexico, in Florida, in Virginia, in Persia, in Türcken, in aller Welt geschiehet; ob man schon offt nicht weiß, was in dem Hauß, in dem Keller oder in dem Stall mag vorgehen: dann vmb so geringe ding bekümmert sich das Podagram gar nicht."

Den folgenden Satz Pirtheimers: Nullus igitur vates solis aut lunae deliquium verius, quam mei discernere, nullus tempestates, nives, grandines aut imbres certius praedicere potest, ita ut prius quam aeris mutatio ali[B3b]qua accidat, illi antea, toto etiam triduo, ita eventurum certissime praesagiant, den Fischart sehr launig wiedergegeben hat (vgl. meine Ausgabe 3, 93, Z. 8—17), benutzt Moscherosch zu einem großen Exkurs (S. 481/7), zu einem heftigen Ausfall gegen die betrügerischen Praktikenschreiber und Kalendermacher der Zeit. Er weist auf ihre Lügen und Kniffe hin, er ruft wie Tabernämontanus die Obrigkeit gegen sie an, er verspottet ähnlich wie Luther (vgl. Euphorion 5, 39) ihre allgemein gehaltenen Weissagungen „Wann ein Practic Schreiber setzet, vmb Drey-König tag werden die Musicanten lustig seyn. Vmb Fastnacht viel Leut Närrisch werden. Vmb Pfingsten viel werden ins Grüne spatzieren gehen. Im Sommer, Es werde grosse Hitze seyn. Im Winter, Manchem Mann werde die Zeit schwer fallen. Wer ists, der ihn deßwegen einer Vnwarheit straffen könte?" Darum seien „heutigs tags nicht zween rechtschaffene Poeten mehr zufinden", weil die Seelen der Dichter „nach Pythagorischer

weyse" in die Leiber der Kalendermacher übergegangen seien. Diese verstünden nun das Lügen und Erdichten.

In anderen Teilen des 5. Gesichtes citiert Moscherosch noch Lukians Tragopodagra, des Georg Barthold Pontanus Triumphus Podagrae (S. 452) und die Podagra-Enkomien des Amphitheatrum Dornavii (S. 456).

Das 5. Gesicht wurde sehr beliebt, denn es erschien auch in Sonderausgaben. Auf den Druck von 1739 hat schon Bobertag (Gesichte von Moscherosch, Deutsche National-Litteratur 32, S. XV) kurz hingewiesen. Ein Exemplar, auf das mich Herr Dr. P. E. Stief freundlichst aufmerksam macht, befindet sich auch im Benediktiner-Stifte zu Braunau in Böhmen. Es führt den Titel:

Der nützliche Gebrauch des Adelichen Podagrams, mit allen dabey befindlichen Tugenden desselben. Nebst dem darwieder dienlichen und heylsamen Pflaster, Dem Nächsten aus besondrer Liebe treuhertzig entdecket und mitgetheilet von Einem Adepto, der sich Hanß Michael Moschroesch (sic!) von Wilstädt, sonst Philander von Sittewald nennet. Auf Kosten der Podagraischen Societaet 1739.

Der Text giebt auf 96 Oktav-Seiten einen (abgesehen von unbedeutenden Abweichungen, so viel ich sehe) genauen Abdruck des 5. Gesichtes. Nur die alten Randbemerkungen und die Schlußzeilen „An den Leser" sind in dieser Sonderausgabe weggefallen.

Ein Gedicht von Pyra.

Mitgeteilt von Ernst Consentius in Berlin.

[Seite 1.]

Trostode

Bey dem Grabe

Tit. deb.

HERRN

Herrn August

Köhlers,

E. E. Raths Collegii würdigen Seniors, wie auch der beiden hiesigen Kirchen treugewesenen und wohlverdienten Proviſoris,

An

Die Hochansehnliche Familie,

Insbeſondre
An
Sr. HochEdlen, Herrn,
Herrn L. H. Köhler,
Actuario des Hochfürſtl. Amts in Forſte ꝛc.
Von
Pyra.

Cotbus den 5. November 1741.

Daſelbſt gedruckt bey Johann Michael Kühn.

[Seite 2.]

Eheu fugaces — —
Labuntur anni: nec pietas moram
Rugis, et inſtanti ſenectæ
Affert, in domitæque morti
Horat.

Du weinſt, mein Freund, mein Jonatan!
Du weinſt, und Pyra hört Dein Stöhnen,
Dein Pyra, der bey Deinen Thränen
Dir ein mitleidig Ach unmöglich weigern kan.
Mein Köhler! ja, mein treues Herz
Iſt Deinem viel zu feſt verbunden.
Unmöglich bleibt es ohne Schmertz
Bey Deinen tief geſchlagnen Wunden.

Ihr, die ihr neben Ihm noch weint,
Ihr Freund' und Gönner, voller Trauren!
Erlaubt, daß bey des Grabes Mauren
Die bange Muſe ſich zu gleich mit euch vereint,
Und dieſes ehren volle Haupt,
Das man in ſeiner Nacht verwaret,
Noch mit Cypreſſenzweig umlaubt,
Die ſie nur Tugendhaften ſparet.

[Seite 3.]

Ach Freund! hier liegt Dein Vater nun.
Dein Vater, den ganz Cotbus ehret,
Um den man alle ſeufzen höret,
Ein ſolcher teurer Mann! muſt Er doch endlich ruhn?
Ja weine über Seine Gruft,
Worein Ihm, wer die Tugend liebet,
Noch Lob und Seegen nach gerufft.
Wo jeder ſich wie Du betrübet.

Ihr Greiſe meiner Vater Stadt!
Gefehrten Seiner grünen Jugend!
Kommt zeugt von ſeiner edlen Tugend,
Wie Treu und Redlichkeit ſein Haupt erhöhet hat.

Sie standen Ihm zur rechten Hand
In dem Gewölb und treuen Handel.
Der Seegen krönte Seinen Stand,
Die Ehre Seinen ganzen Wandel.

Ihr Väter! Cotbus Raht und Zier!
Ihr, die ihr Ihn bey reifen Jahren,
Mit ehrfurchts werten silber Haaren,
In eurem Chor verehrt. Komt zeuget Ihr auch hier.
Hat dieses Catons strenger Spruch
Was anders als das Recht beschützet?
Drückt Ihn der unterdrückten Fluch?
Hat Er die Bosheit je gestützet?

[Seite 4.] Erscheine selbst, Gottseeligkeit!
Erleuchte dieses Todtenzimmer
Durch deinen sternen reinen Schimmer.
Besiegle selbst das Lob von Seiner Frömmigkeit,
Du, die du selbst in Seiner Brust
Der Andacht Feuer angefachet,
Und wieder Sünde, Höll und Lust,
Bey Ihm, bewaffnet, selbst gewachet.

War nicht Sein gottgeweihtes Haus
Ein liedervoller Andachtstempel?
War er nicht selber zum Exempel?
Ging jemand, ungerührt, bey Ihm wohl ein und aus?
Fandst du Ihn nicht, wo GOtt selbst sitzt?
Wies sich Sein Glaube nicht in Thaten?
Hat Er dem Nächsten nicht genützt?
Hat Er der Armut nicht gerathen?

Freund! solch ein Vater starb Dir hin,
Wer könnte Deine Tränen schelten?
Doch laß Dir dis zum Troste gelten:
Er starb in GOtt mit Ruhm, und lebt in aller Sinn.
GOtt! schenkst du uns zur Busse Zeit,
Bringst du uns zu den grauen Haaren,
So gib uns Glauben, Frömmigkeit,
Laß uns in dir zur Grube fahren.

Carmina — — quamvis festina negare.
Nec debui — Nec volui —

Claud.

Gustav Wanieks Monographie über Immanuel Pyra weist auf verschiedene stilistische Eigentümlichkeiten dieses Dichters hin (S. 151 ff.); sie finden sich auch in der mitgeteilten Trostode, welche die königl. Bibliothek zu Berlin in einem Sammelbande: Kottbuser Gelegenheitsgedichte 1718—1767 aufbewahrt.

Die Bildung adjektivischer Komposita mit „voll" soll für Pyra, ebenso wie für Klopstocks Jugenddichtung bezeichnend sein, während

sich bei Lange vor 1744 kein einziges Beispiel hierfür fände. Ich führe aus unserem Gedichte an: „dieses ehren volle Haupt", „ein liedervoller Andachtstempel". — Häufig brauche Pyra Wendungen, wie: voll Sehnsucht, voller Feuer; ich führe an: „voller Trauren". — Pyra liebe die Verwendung des Simplex statt des Kompositum. Der Dichter der Trostode sagt weigern statt verweigern und sparen statt aufsparen; „ein mitleidig Ach unmöglich weigern kan", „nur Tugendhaften sparet". — Pyra eigen seien die mannigfaltigen teils vergleichenden, teils verstärkenden Komparationen, besonders der häufige dabei zur Verwendung kommende Gebrauch der Steigerungspartikel. Ich führe an: „viel zu fest verbunden", Worte, die man vielleicht auch als eine alliterierende Verbindung, die der Feind des Reimes liebte, ansehen kann. — Sehr häufig äußere sich Pyras Emphase als Geminatio oder Repetitio. Den Reichtum derartiger Wiederholungen in unserem Gedicht brauche ich nicht erst besonders hervorzuheben; schon der Anfang der Trostode giebt hierfür ein Beispiel, wie es nicht besser zu wünschen ist.

Das Versmaß Pyras sei meist rein jambisch (Waniek nennt S. 60 nur eine Ausnahme: den Segen über Hilas); auch in der Trostode haben wir es mit rein jambischen Versen zu thun.

Wenn Waniek bemerkt (S. 60, Anmerkung), daß Pyra „Fremdwörter und Eigennamen" im Reime „überhaupt freier" gebrauche, so scheint uns das nicht den Gesetzen, denen der Reim Pyras folgt, zu entsprechen.

Bei männlichem Reime strebt Pyra den Gleichklang der letzten Silbe zweier Verse, die nach dem Versschema den Ton tragen soll, an. Auch wo diese Silben für unser Ohr unbetont sind, gilt ihr Gleichklang dem Dichter als vollwertiger Reim; das zeigt die häufige Verwendung von Reimen dieser Art: sie sind keine Ausnahmen. — Bei weiblichem Reime sucht Pyra die Übereinstimmung im Klange der letzten zwei Silben zweier Verse, die nach dem Versschema aus Hebung und folgender Senkung bestehen sollen, zu erreichen. Das Versschema allein bestimmt den Wert der einzelnen Silben.

Einzelne Beispiele werden diese Reimeigentümlichkeit besser beleuchten:

Dĭe sēi | nĕ Gōtt | héit sēg | nĕtē |
Und Hō | nĭg, Mīlch | uňd Weīn | stromt vōn | der Hū̄ | gĕl Hō̄h. |
(Sauers Neudruck der freundschaftlichen Lieder S. 71).

Wĕr ā | bĕr īst | dĭe schō̄ | né Fū̄h | reīn? |
Ihr Wē | sĕn, Blīck | ŭnd Gāng | vĕrrā̄th | dĭe Kō̄ | nĭgīn. | (a. a. O. S. 82).

Jĕtzt reīs | sĕt mīch | eĭn kū̄h | nĕr Ō | dĕn Schwūng! |
Vĕrmāg | sŏ schnēll | ĭn frēy | ĕr Un | ordnung | (S. 142).

Hier pflēgt | ĕr ĭn | dĕr Eīn | sămkēit, |
Und die | sĕr wār | auch ĭtzt | nĭcht wēit. | (S. 33).

Es thro | net sēlbst | dĭe Frōm | mĭgkēit |
In un | vĕrstēl | tĕr Heī | lĭgkēit | (S. 121).

Ein | samkēit | — Nie | dĕrträch | tĭgkēit | (S. 127).
E | wĭgkēit | — Dānck | bărkēit | (S. 128).

In gleicher Weise, die für Pyra Gesetz war, verwendet er Fremdwörter und Eigennamen am Ausgange des Verses; er reimt z. B.:

Eurī | dĭce | — Gā | lăthēe | (S. 22).
kōmmt | ŭns | nāh | — Àmā | lĭā | (S. 23).
Se | mĕleñ | — Sĭcī | lĭen | (S. 71).
Kahn | — Ō | cĕān | (S. 134).
Posau | nĕn Thōn — Bā | bȳlōn | (S. 136).
Him | mĕl hēr | — À | răbēr | (S. 140).
wei | tĕ Bāhn | — Ō | cĕān | (S. 143).
Stu | dion | — theu | rĕn Sōhn | (S. 146).
De | posī | tion | — Mū | sĕn Sohn | (S. 149).
Pallā | dĭum | — Frēy | hēit um | (S. 149).

In unserer Trostode finden wir diese Reimeigentümlichkeit wieder. Wir haben so die Reime: Gottseeligkeit — Frömmigkeit; Buße Zeit — Frömmigkeit; und der Reim, der nach Pyras Anschauung giltig war: Jo | nātān | — wei | gern kān |. Für den Reim: Stöhnen — Thränen findet sich ein Analogon in den freundschaftlichen Liedern (S. 78): Sphären — Chören; auch Pyras Reim (S. 76) selber — Gewölber mag man zum Vergleiche heranziehen; u. s. w.

In der vierten Strophe, die auf des Verstorbenen Lebensstellung, die eines „angesehenen Kauf- und Handelsmannes" bezug nimmt, spricht der Dichter von der „grünen Jugend"; es scheint mir das keine von den „beschwornen prosaischen Redensarten" zu sein, die man in den „Sümpfen der Hochzeit- und Leichenreime" findet.[1]) Unser Gedicht unterscheidet sich überhaupt in vorteilhafter Weise von den übrigen Klagreimen, die zu Ehren des Herrn August Köhler in Cottbus gedruckt wurden. Und wenn die „bange Muse" sich zu den Trauernden gesellt, so könnte das mehr als eine poetische Redensart sein. Der Dichter könnte damit im eigentlichen Sinne sagen, daß er als ein Diener

[1]) Vgl. Erweis, daß die G*ttsch*dianische Sekte ꝛc. S. 42; vgl. auch Freundschaftliche Lieder S. 30 „grünend Haupt"; S. 166 „die Jugend grünte."

der Muse dem Verschiedenen den Cypressenzweig um das Haupt windet. In Cottbus, der „Vaterstadt" dieses Dichters, wird man nicht allzuviele Träger des Namens Pyra zu suchen haben, die mit berechtigtem Stolz ihre Verse eine Gabe der Muse nennen könnten.[1] Es scheint mir deshalb erlaubt, Immanuel Jacob Pyra als den Verfasser dieser Trostode, die sich durch ihr Pathos auszeichnet, anzusehen. Stilistische und metrische Eigentümlichkeiten sprechen für ihn.

August Köhler starb am 2. November 1741; Pyras Trostode ist datiert: Cotbus den 5. November 1741. Wir werden annehmen müssen, daß Pyra zu jener Zeit selbst in seiner Vaterstadt gewesen, und nicht bei Lange in Laublingen.

Pyras Schlußcitat, das vom Drucker unsinnig interpungiert ist, stammt aus einem Epithalamium des Claudianus:[2] aus der beabsichtigten Variante, die es aufweist, könnte man schließen, daß Pyra der Familie des Verstorbenen zu Dank verpflichtet war. Sein Versprechen, das in den Worten des römischen Dichters liegt, steht im Widerspruch zu seiner zielbewußten Theorie. Seuffert hat auf diesen Gegensatz, der durch die Gedichte Pyras hindurchgeht, und für den auch unsere Trostode ein neuer Beweis ist, hingewiesen.[3]

---

[1] Wie ich gütigen Mitteilungen des H. Archidiakonus Bierkorn (Cottbus) entnehme, befanden sich um 1712 und in den folgenden Jahren zwei Träger des Namens Pyra in Cottbus:

1. Jakob Christian Pyra, Bürgermeister in Cottbus; aus seiner 1712 mit des Superintendenten Pristaff Tochter geschlossenen Ehe scheinen keine Kinder hervorgegangen zu sein.

2. Emanuel Pyra, Amtsadvokat in Cottbus; aus seiner 1713 mit Eva Maria Röting geschlossenen Ehe stammen drei Söhne:

a) Emanuel Jakob, geboren 25. Juli 1715.

b) Christian Emanuel, geboren 1. Dezember 1716.

c) Emanuel Richard oder Reichard, geboren 25. Mai 1718.

Letzterer, den Waniek nicht nennt, lebte, wie sich aus dem Totenregister ergiebt, nur kurze Zeit:

Am 1. September 1719 starb Emanuel Reichard, jüngstes Söhnchen des königl. Preußischen Amtsadvokaten und designierten perpetuierlichen Stadtrichters Emanuel Pyra. —

Der zweite Sohn stand später, wie bekannt ist, mit dem Freiherrn von Schönaich in freundschaftlicher Verbindung.

[2] Claudii Claudiani carmina recog. Julius Koch (1893), S. 226.

[3] Anzeiger für deutsches Altertum 10, 256 f.

Ein Brief Wielands an Lavater.

Mitgeteilt von Paul Leverkühn in Sophia.

Links oben auf dem Oktavblatt steht von anderer Hand geschrieben: No. 20.

Weimar den 29. Julii 1776.

Herzlichen Dank, lieber Lavater, für die beyden Kupfertafeln mit denen ich sehr zufrieden bin — für den ersten Abdruck Ihres Bildnusses, das ich seiner ungemeinen Bestimmtheit, Schärfe und Reinheit wegen für Lipsens Meisterstück halte — und auch Dank, für alle Ihre gegenwärtige und künftige Toleranz meiner von den übrigen alle Augenblicke abgehenden Begriffe und Meynungen. Das dies letztere so ist, und warum es so ist, seh ich sehr deutlich, und eben weil ich das Warum sehe, finde ich das So sehr natürlich. Zanken wollen wir uns, ob Gott will, nie; aber je und allezeit bleibe jedem sein Recht, unverhohlen zu sagen, was er für wahr und recht hält — ein Recht dessen ich mich in Kurzem bedienen werde, nachdem ich eine von einem Anonymo mir[1] aus Winterthur zugeschickte sehr sonderbare Solution einer im Anfang dies Jahres[2] im Merkur vorgelegte Frage publiciert haben werde. Wenn es die Enthusiasten einmal so weit gebracht hätten, daß über die Lucians gleich Haro gerufen würde sobald sie den Mund aufthun wollten, die Welt würde nicht gut dabey fahren. Also, audiatur et altera pars! Die Wahrheit wird vermuthlich zwischen beyden innestehen.

Über Worte und Phrases wollen wir nie streiten. Es versteht sich, daß wenn Sie Sich über Verzeyhen, und ich mich über Nichtverzeyhen erklären, wir nicht sehr weit von einander seyn können. Gleichwohl ist etwas mehr als bloße Discrepanz in Worten in der Verschiedenheit unsrer Begriffe von dieser Sache. Ich sehe nehmlich, und habe lang genug gelebt um es zu sehen, daß sich bey weitem nicht alles Böse das wir — es sey aus Vorsatz, leidenschaftlicher Verblendung, Unwissenheit, incuria humana, oder ppp, verursacht haben, wieder vergüten läßt. Und auch in den Fällen wo eine Vergütung statt hat, hebt sie doch selten oder vielmehr niemals alle Folgen des Bösen auf. Ich rede bloß von dem was in der Zeit geschieht. Denn bis ins Unendliche reichen meine Blicke nicht.

Hier, Bester, ist ein Brieflein von Lenz. Der ist nun gleich ein leibhaftiges Exempel, wie schwer es ist, begangene dumme Streiche die oft schlimmere Folgen haben als bosshafte wieder zu vergüten. Er gäbe izt Blut aus seinem Herzen her, um alle die seinen Brochuren die eloges de feu Mr. W. die Apologien des Hrn. W. und wie sie weiter heißen, aus der Reyhe der existirenden Dinge herauszukaufen. Aber sie sind da, werden gekauft, gelesen, und schaden auf unzählige Art. Womit (3) kann sie Lenz vergüten? Was kan er thun? Nichts! Exactement rien: nichts, wodurch er nicht Übel ärger machte; wodurch er nicht mir und sich selbst noch größern Tort bey der Welt thäte. Er dauert mich oft herzlich: denn ich habe ihn schon unsäglich deßwegen in seiner Seele leiden gesehen; und Göthe noch mehr als ich. Alles was ich wünschte, wäre, daß andere junge Herren von Genie, vel quasi ein Exempel daran möchten nehmen können.

Göthe ist seit 14 Tagen, mit dem Herzog zu Ilmenau, und kömmt erst ausgangs dieser Woche wieder. Er lebt nur ganz für den H.[erzog] und seine Geschäfte. In seinen Erholungsstunden zeichnet er. Er hat mein Profil vor einig Wochen

[1] danach: zu [von Wieland durchgestrichen].
[2] danach: von mir (von Wieland durchgestrichen).

mit einer Liebe und Wahrheit gezeichnet, womit er allein es zeichnen konnte. Es soll mir sehr gleichen, und ist also das erste in seiner Art. Denn noch kein Mahler hat mich attrappiren können. Weil aber dies nur mein Werkeltagsgesicht ist, so hat er sich in den Kopf gesetzt, auch mein Sonntagsgesicht zu zeichnen. Unser Verhältnis gegen einander macht mich sehr glückl. Es ist so rein und schön, als in dieser sublunarisch Welt je eins zwischen zween ganz natürlichen Menschen[1] gewesen seyn mag. Hr. Kayser hat mir dieser Tage ein (4) freundlich Brief geschrieben, auf den ich ihm in einem sehr kalten Augenblick geantwortet habe. Ich habe einen Pik auf alle Musiker, die mir nichts von Schweizers Alceste sagen. Gluck ist ein sehr großes, herrliches Genie — aber Schweizer ists nicht minder, und seine Composition der Alceste verdient dem größten was jemals gemacht worden, wenigstens[2] an die Seite gesetzt zu werden. Wenn Hr. K.[ayser] dies nicht fühlt, so ist mirs leid; so muß er die Alceste nicht gehört haben. Denn freylich reicht der gedruckte Auszug nicht zu, Schweizern völlige Gerechtigkeit zu verschaffen. — Und doch, für einen Mann von reinem tiefem Gefühl sollt' er zureichen. Ich erwähne diese Sache, weil mir für Hrn. K. bang ist, daß ihn sein Enthusiasmus für Gluck und für das Große und Erhabene[3] dieses Meisters zu einseitig und ausschließend mache. Indessen komme ich auch hier, wie allemal, auf meinen ewigen refrain zurück: Jedermann fühle, denke, lebe und mache wie und was er kann, und lasse andere Leute ungehudelt!

Herder wird nun in Kurzem hier eintreffen, sagt man. Göthe und ich sind darauf gefaßt. Wer mit mir nicht existieren kann, kann's mit niemand — es müßte denn einer als Sultan unter Sclaven existiren wollen. Dies werden wir aber hier in Weimar niemand zugestehen. Göthen habe ich auf Ihre Rechnung 30 #[4] für acht Kupf. Platten zum Merkur bezahlt. Ade, lieber Seher! lieben Sie mich, ungeachtet meines kurzen Gesichts und meines Klebens an der Erde, wovon ich genommen bin, so lange Sie können. W.

Der Brief ist nach der Meinung Professor Dr. B. Seufferts in Graz (Brief vom 2. April 1898) bisher nicht gedruckt.

Voran geht der Brief Wielands vom 22. Juni 1776, der das „Verzeihen" dieses Briefes erklärt. Er findet sich in den ausgewählten Briefen von Wieland 3. 255 ff. mit dem Datum 22. Juni abgedruckt, während Ulrich Hegner in seinen „Beiträgen zur näheren Kenntniß und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavaters. Aus Briefen seiner Freunde an ihn, und nach persönlichem Umgange" (Leipzig 1836 S. 82—83) ihn vom 21. Juni datiert. Eine etwas heftige Stelle des Briefes lautet: „Welcher Mensch kann sich verdrießen lassen, daß Lavater ein Mensch ist? Und doch, wenn Sie ohne darum weniger zu empfinden und wahr zu seyn, das ist, zu sagen was Sie empfinden, sich die ewigen Superlativos abgewöhnen könnten! Ich habe einen unsäglichen Pik darauf. — Erfahrung hat mich auf den Positivum zurückgesetzt." —

Die zwischen beiden Wielandschen Briefen liegende Antwort Lavaters ist mir nicht bekannt. Die Antwort Lavaters auf unseren

[1] danach: ſ (von Wieland durchgestrichen).
[2] wenigstens (über der Zeile).
[3] danach: zu (von Wieland durchgestrichen).
[4] Dukaten.

Wieland-Brief ist datiert vom 9. August 1776 und findet sich gedruckt in der Dresdener Abendzeitung vom 14. Oktober 1825. („Vier Briefe von Lavater an Wieland und Baggesen.") Es heißt darin: „Nun — ich sehe Ihren Brief vor mir liegen. Ein Paar Worte drauf — Antwort. Sei meiner Toleranz sicher. Gewiss ist kein toleranterer Mensch als ich gegen die, die ihrer Überzeugung folgen. .... Von der Solution, von Winterthur her, weiß ich nichts. Machen Sie, was Ihr innerer Mensch Sie machen heißt, und um weiteres bekümmern Sie sich nicht. Sie haben den vermuthlichen Verfasser alles deß was von Winterthur herkommen mag, wahrscheinlich itzo bei sich. Ein edler großer Mensch — aber mit Thränen kaum zu heilen von seiner enthusiastischen Etourderie."

Demnach hält Lavater für den Verfasser der Solution Christoph Kaufmann aus Winterthur. Dieser hatte Anfang Mai 1776[1] an Wieland ein Manuskript über Schwärmerei und Toleranz für den Deutschen Merkur eingesendet, das aber Wieland aus prinzipiellen Gründen abgelehnt und ihm durch Lavater zurückgesandt hatte. Wenn auch Wieland später dem Abenteurer Kaufmann die Spalten des Merkurs öffnete (für eine eitle Notiz über seine Reise nach Dessau, 1776 November S. 188), so scheint doch der Haß Kaufmanns auf Wieland auf jene erste Zurückweisung zurückzuführen zu sein.[2] — Kaufmann hielt sich dreimal in Weimar auf: vom 21. September bis 9. Oktober 1776, auf der Rückreise von Dessau vom 1. bis 4. November und 24.—27. Dezember; am 23. September besuchte Kaufmann Wieland zum ersten Mal in seinem Garten, wo er eine halbe Stunde blieb. Lavater, der schon am 9. August diesen Besuch vermutete, konnte so genau die Reiseeinteilung Kaufmanns nicht wissen. Während seines Weimarer Aufenthalts sah Kaufmann Wieland mehrfach, hatte aber trotzdem kein Recht zu schreiben: „Goethe, Herder, Wieland, den schwachen, aber guten Bruder, habe ich **wochenlang** zu himmlisch allgemeinen Gedeihen genossen."[3]

Als er zum zweiten Male von Weimar abreiste, gab ihm Wieland elf Stücke des Merkur für Lavater mit, dem sie fehlten,[4] urteilte aber über ihn schon damals richtiger, als die meisten

[1] Brief Wielands an Lavater vom 28. Mai 1776, Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte 4, 319.

[2] Düntzer, Christoph Kaufmann. Leipzig 1882. S. 71. 92. 95. Briefe Müllers an Kayser, Grenzboten 29, IV, 502, und Sulzers an Zimmermann (15. April 1777: „Für Wieland zeigt K. die größte Verachtung." Trotzdem schlug er 1782 als Arzt und Mitglied der Brüder-Gemeinde in Neuwalz den Merkur zur Anschaffung für die Bibliothek vor. (Düntzer, S. 184.)

[3] Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode. S. 178 f. (Brief Kaufmanns an Müller vom 28. September 1776.)

[4] Schnorrs Archiv 1, 320.

großen Geister, welche jener zu dupieren verstand. (Hegner, Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung J. K. Lavater's. Leipzig 1836, S. 90. Düntzer a. a. O., S. 85. Briefe an Merck und Lavater). Lavater erkannte die wahre Natur Kaufmanns erst 1779 (Düntzer a. a. O., S. 140) und wollte seither nichts mehr von ihm wissen, trotz mehrfacher Annäherungsversuche jenes (so 1786, Düntzer S. 205, und 1791, S. 240).

Im Hinblick auf diese orientierenden Daten und nach dem Stil der Solution ist es immerhin möglich, daß der damals 23jährige Kaufmann der Autor der Solution ist, in welcher er vielleicht einige der „Gedanken über Toleranz und Schwärmerey" zu placieren vermochte, die seiner Zeit Wieland am selben Orte zurückgewiesen. Dagegen spricht, daß Kaufmann, der überhaupt nicht viel für den Druck geschrieben hat,[1]) jedenfalls in irgend einer Form später den Schleier der Anonymität gelüftet hätte, auch das Datum — falls nicht fictiv — „St. 10. Juni 1776" stimmt nicht zu den Orten, an denen zu jener Zeit Kaufmann reiste (Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt, Gotha). Wieland entgegnete in den beiden Repliken in sehr deutlicher Weise (Merkur 1776, 3. Vierteljahr S. 132—136, und 3. S. 218—220) und betont ausdrücklich, den Autor nicht zu kennen. Die Worte „von einem Anonymus mir aus Winterthur zugeschickte" sind im Wielandschen Briefe nachträglich über der Zeile eingeschoben.

Dagegen hielt der Pastor zu Tarwast, Friedrich David Lenz, der ältere Bruder des Dichters, diesen letzteren für den Autor der „Solution", wie aus einem von ihm im Mai 1777 an seinen Vater gerichteten, in der Rigaschen Stadtbibliothek aufbewahrten Briefe hervorgeht. Darin heißt es: „Haben Sie aber schon das 8. und 9. Stück des ‚deutschen Merkurs' vom vorigen Jahr gelesen. In demselben ist unter anderm eines Ungenannten Beantwortung der Frage des Herrn Wielands, ob Schwärmerei, oder Lucianische Spötterei mehr Schaden thäten ꝛc. In meinem Leben habe nichts stärkeres wider unsere Neologen Herrn Teller, Semmler ꝛc. gelesen. Der Stil ist ganz Jakobs Stil in der neuen Arria. Ach möchte doch er Verfasser davon sein, wie lieb wollte ich ihn dafür haben. Da finden Sie ein volles kochendes Herz für Jesum und seine Lehre, da mehr als einen sanften Grafen von Stollberg. Wenn Sie's noch nicht haben, oder gelesen haben, so will ich Ihnen mit nächster Post die beiden Stücke senden." [2])

[1]) Vgl. Düntzer, a. a. O. S. 54.

[2]) F. Waldmann, Lenz in Briefen. Zürich 1894 S. 69.

Die „Frage" steht Teutscher Merkur erstes Vierteljahr Januar 1776, S. 82 und lautet: „Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das was sie Enthusiasmus und Schwärmerey nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet? Und, in welchen Schranken müßten sich die Anti-Platoniker und Luciane halten, um nützlich zu seyn?"

Die „Solution" steht ebenda, drittes Vierteljahr, August Nr. 8, Artikel II, S. 111—131 unter dem Titel: „Eines Ungenannten Antwort auf die Frage" ꝛc. und deren Fortsetzung 3. September, Artikel II, S. 207—218.

Das Wort Haro (normannisch angeblich, den Namen eines Normannischen Fürsten enthaltend und ins Französische übernommen) war schon damals in der schönen Litteratur eingebürgert; es heißt so viel als „halt und zum Richter" (crier haro sur quelqu'un. clameur de haro (Zetergeschrei), tout le mond cria haro sur lui).

In der Lavaterschen Antwort (9. August 1776) heißt es weiter: „Lucian, den Sie mir durch Kayser empfehlen, will ich gewiß lesen. Ich bin gewiß, daß ich Nutzen daraus schöpfen werde." Über den Musiker Phil. Chph. Kayser und seine Liebe für Gluck siehe C. A. H. Burkhardt, Goethe und der Komponist Ph. Chr. Kayser. Leipzig 1879.

Lavaters Antwort fährt fort: „Noch ein Wort vom Verzeihen. Sehr wenig kann von uns vergütet werden. Das ist wahr, wenn gerade der Schaden, den unsere Thorheiten schufen, gehoben werden soll (u. s. w.). Lenz . . . Ich bedaure den Vernunftlosen Edeln! (u. s. w.)."

Das Brieflein des jetzt sehr geschätzten, unglücklichen Dichters Lenz an Lavater ist vielleicht das undatierte, das Hegner (a. a. O. S. 234—236), excerpiert hat. Sein Eloge de feu Monsieur ××nd (Wieland) erschien 1775. Gegen Wieland sind ferner gerichtet sein Pandaemonium germanicum (1775, herausgegeben von G. F. Dumpf, Nürnberg 1819) und seine Wolken. Letztere ließ er vernichten und edierte dann „Vertheidigung des Herrn W. gegen die Wolken". (1776.) (Vgl. Goedeke, Grundriß[2] 4, 312 und F. Waldmann, S. 29. 30.)

Goethe war am 18. Juli nach Ilmenau gegangen (Tagebücher vom 18. Juli ff. Weimarer Ausgabe 1, 16 ff.). Über Wielands Bild von Goethe siehe Tagebuch Goethes vom 24. Juni 1776. Weizsäcker, die Bildnisse Wielands, Stuttgart 1893, S. 9. Abgebildet daselbst Nr. 5 und Könnecke Bilderatlas 1887, S. 174 (2. Auflage S. 242 mit der irrtümlichen Angabe: 1762). Schriften der Goethegesellschaft Band X Bl. 3 die beste Nachbildung.

Goethes Stillschweigen und Zurückgezogenheit wurde von Lavater richtig aufgefaßt, wie er z. B. an Zimmermann schrieb: „Goethe

schreibt überall keiner Seele; verschließt sich allein; setzt seine ganze Stärke darin, in einem kleinen von ihm selbst beschränkten Kreis ganz und allein zu existiren. Aus diesem Gesichtspunkt muß alles beurtheilt werden." (Heinrich Funck, zwölf Briefe von Lavater an Goethe. Beilage zur Allgemeinen Zeitung. München Nr. 272, 28. November 1899) und in der Antwort schreibt er an Wieland: „Göthe — aus bloßer Diskretion mag ich ihn nicht plagen. Sehen Sie ihn aber, so sagen Sie ihm: ‚Lavater dürstet nach einer Stunde an Göthes Bette' (u. s. w.) Daß Göthe Sie getroffen hat, freut mich gedoppelt. Ich werd' es doch zu sehen kriegen. Sie haben 6 ℔ für die Tafeln zuviel bezahlt. Ich bin also noch Ihr Schuldner, oder ein G.[oethe] giebt zurück. Kayser hat das von allen mir bekannten Enthusiasten und Virtuosen voraus, daß er sehr wenig spricht und äußerst leise empfindet: zum Räsoniren keine Vernunft; aber Weisheit zum Handeln." Wielands Brief an Kayser vom 26. Juli 1776 siehe Goethe-Jahrbuch 8, 276. „Hier ist Alzeste noch nie aufgeführt worden. Stellen daraus: hat er [Kayser] meisterlich gespielt."

Ant. Schweizer schrieb die Musik zu Wielands Singspiel Alceste 1773.

„Herdern bin ich Dank und Briefe schuldig" u. s. w. (Aus Lavaters Antwort.) Herder traf am 1. Oktober 1776 in Weimar ein.

Die Kupfertafeln wurden für den Wielandschen Teutschen Merkur durch Lavater von einem Kupferstecher hergestellt.

Johann Heinrich Lips, berühmter Maler, Zeichner und Kupferstecher (geb. 29. April 1758, gest. 5. Mai 1817).

Ich spreche Herrn Professor Dr. B. Seuffert in Graz meinen verbindlichsten Dank aus für gütige litterarische Unterstützung bei dieser Arbeit und Frau Georgine Heberle, geb. von Ziegler, Urenkelin des Dekans Veith, in deren Besitz sich das Original des Briefes befindet, für dessen freundliche Überlassung.

Ein Faustschema.

Mitgeteilt von Max Morris in Charlottenburg.

Im Autographenhandel (Nr. 106 des Lagerkatalogs 97 von Friedrich Cohen in Bonn) habe ich kürzlich ein Blatt erworben, das ein ungedrucktes Schema zur Helena enthält:

S. 11.*
Einschaltung Zwergen, Altar pp
Chorf.
Spricht ein.
Sodann Ist leicht zu sagen.
Fortgefah. Bis Niederträchtiger List erlag
Sodann Wie aber wie. [bis]
ewig Leeren Hades
Zu suppliren Gegenwart der Burg
Helena Anrede an Pythonissa.
Da sie fehlt.
Bewegung in der Galerie
Herabschreiten
Das Herz geht mir auf
Faust Helena.
Phorkyas Nachricht vom Menelaus.
Einführung ins Gyneceum
Helena Faust Einigkeit.
Phor**
Chor. Nicht zu verdenken
Phorkyas Nachricht
Schwangersch. Niederkunft.
Drey Einheiten

Dieses Schema hat Goethe auf ein Folioblatt hingeworfen, das vorher schon für eine erste Reinschrift der Tag- und Jahreshefte gedient hatte. Weimarer Ausgabe 35, 281: „Bei Herstellung dieser Handschrift sind vielfach einzelne Blätter ausgeschieden und durch eine verbesserte oder erweiterte Darstellung ersetzt worden." Zu diesen gehört das vorliegende Blatt; es enthält auf seiner Rück- oder vielmehr Vorderseite von Johns Hand die erste Fassung des Weimarer Ausgabe 36, 40, Zeile 16—22 abgedruckten Passus. Durch Bleistiftnotizen am Rande und zwischen den Zeilen hat Riemer daraus die gegenwärtig gedruckte Fassung hergestellt und John hat auch schon auf unserem Blatte den Text danach geändert. Die erste Fassung lautet: „Gegen Ende des Jahres thaten sich beym Theater mancherley Mißhelligkeiten hervor, welche, ohne daß dadurch der Gang der Vorstellungen wäre unterbrochen worden, den Monat Dezember sehr unangenehm vorüber führten. Man kam (über gestrichenem: war) nach mancherley Discussionen über eine neue Einrichtung überein in Hoffnung, daß auch diese eine Zeitlang werde dauern können."

Auf diesen nur stilistisch von dem gegenwärtigen Text abweichenden Passus folgt nun ein weiterer Absatz, zu dem John mit Bleistift am Rande angemerkt hat: „Später zu erwähnen" und der daher im Druck fehlt: „Die zu Erfurt versammelten Monarchen

* Eigenhändig mit Bleistift, das Übrige eigenhändig mit Tinte.
** Gestrichen.

kommen nach Weimar. Julius Cäsar von Voltaire, wird von französischen Schauspielern aufgeführt, ich werde bey dieser Gelegenheit aufgefordert einen Brutus im anderen Sinne zu schreiben. Nach einigen Vorstudien findet man Bedenken weiter zu gehen." Für „Vorstudien" stand ursprünglich „Vorarbeiten"; die Änderung ist von Riemer mit Bleistift am Rande und danach von John mit Tinte am Rande vorgenommen. Das Wort aufgefordert hat Riemer mit Bleistift unterstrichen und dazu am Rande notiert: „Napoleon zu nennen." Es heißt dafür jetzt am Schlusse des Jahres 1808: „Der im September erst in der Nähe versammelte, dann bis zu uns heranrückende Congreß zu Erfurt ist von so großer Bedeutung, auch der Einfluß dieser Epoche auf meine Zustände so wichtig, daß eine besondere Darstellung dieser wenigen Tage wohl unternommen werden sollte."

Daß Goethe von Napoleon am 6. Oktober auf dem Ballfeste in Weimar aufgefordert wurde, einen Brutus zu schreiben, war bisher aus einem Berichte bei Lewes (Biedermann 2, 225) und aus Goethes Brief an Kirms vom 27. Juni 1810 bekannt: „so würde der, durch einen sehr hohen und bedeutenden Theaterkenner mir aufgetragene, Brutus wohl auch mit flott werden."

Zu dem Faustschema nur einige kurze Bemerkungen.

Die Worte „Einschaltung Zwergen Altar pp" beziehen sich auf die Verse 8936—8953, die in H_{26} fehlen. Auch in H_1 fehlen sie, dort findet sich aber auf Fol. 11_1 der ursprünglich von 8935 zu 8955 überleitende Vers

Erholt euch aber. Von der Königin hängt es ab

gestrichen und dazu die Bleistiftnotiz „NB. Einschaltung". Ein besonderes „ad 11" bezeichnetes Folioblatt enthält dann die Verse 8936—8953. Unser Schema, das diese nachträgliche Einschaltung in Aussicht nimmt, fällt also zeitlich nach H_{26} und H_1, dagegen vor H_{27}, H_{28} und H_{29}, die den Einschub enthalten.

Zeile 3—4 entspricht Vers 8947—8953, Z. 5 = 8954, Z. 6 = 9087, Z. 7 = 9088, Z. 8 = 9121. Z. 9 betrifft die Verse 9122—9126, die in H_{38}, H_1 und H_2 als Halbverse gefaßt sind. Z. 10 = 9135—9140, Z. 11 = 9141—9147, Z. 12 = 9148—9151, Z. 13—14 = 9152—9181, Z. 15 = 9182 ff., Z. 16 = 9419 ff.

Z. 17. Das ist ein bisher ganz unbekanntes Motiv. Helena wird also während der Abwehr des anrückenden Menelaus mit ihren Mägden ins Gynäceum eingeführt. Statt dessen heißt es im Paralipomenon 165 „Einladung auf den Thurn", von wo sie den Thaten Fausts zuschauen soll. Im ausgeführten Faustdrama wird beides überflüssig, weil Faust nicht, wie unser Schema und Paralipomenon 165 voraussetzen, selbst zur Abwehr von Menelaus auszieht, sondern nur die Feldherren abordnet.

Z. 18 = 9356 ff., Z. 20 = 9385 ff. Der Einklang zwischen Faust und Helena und der Chor „Wer verdächt es", die unser Schema nach Fausts Rückkehr setzt, erscheinen in der ausgeführten Faustdichtung schon vor Phorkyas' Meldung von Menelaus' Anrücken. Ursprünglich sollte Helenas volle Hingabe erst durch Fausts ritterliche Thaten errungen werden. Die beiden Faust-Helena-Scenen, die unser Schema Z. 15 und Z. 18 andeutet, finden sich gegenwärtig zu einer Scene verschmolzen, in die Phorkyas' Meldung mitten hinein fällt.

Z. 21—22 = 9574—9628.

Z. 23. Die drei Einheiten waren im strengen Sinne nicht einzuhalten; aber die durch Nebelzüge vermittelten Verwandlungen dürfen in einer Phantasmagorie nicht gar so ernst genommen werden, und auf die Geburt Euphorions eine Messung des Zeitverlaufs zu begründen, wird niemand sich einfallen lassen. Wir sind ja jenseits von Zeit und Raum. Die Einheit der Handlung ist durch den Verzicht auf Fausts Fortgang gefördert worden, denn nun wird eine Spaltung des Interesses zwischen dem fortziehenden Faust und der zurückbleibenden Helena vermieden. Vgl. auch Goethe an W. von Humboldt, 22. Oktober 1826: „Dies kann man also auch für eine Zeiteinheit nehmen, im höheren Sinne; die Einheit des Orts und der Handlung sind aber auch im gewöhnlichen Sinne aufs genaueste beobachtet" und die Briefstelle an einen Unbekannten bei Puiower (Goethes Faust S. 154): „Das Merkwürdigste bei diesem Stück ist, daß es ohne den Ort zu verändern gerade drey Tausendjahre spielt, die Einheit der Handlung und des Orts aufs genauste beobachtet, die dritte jedoch phantasmagorisch ablaufen läßt."

Unser Faustschema fällt nach dem 30. März 1825 (Tagebuch: John überzog die Bleistiftkorrekturen vom Jahre 1808). Es ist in der Weimarer Ausgabe zwischen Paralipomenon 164 und 165 einzuordnen.[1])

Uhlands „Speerwurf".

Von Oswald von Zingerle in Czernowitz.

Das nur 48 Verse umfassende dramatische Fragment hat Keller in seinem bekannten Buche „Uhland als Dramatiker" S. 72 ff. Speerwurf betitelt, weil die vorgeführte Handlung in dem beliebten ritterlichen Spiele besteht, doch ist diese, wie sich zeigen wird, im

[1]) Durch Entzifferung einiger schwieriger Wörter und Zuweisung der verschiedenen Handschriften an ihre Urheber hat mich Schüddekopf freundlich unterstützt.

Rahmen des Ganzen eine nebensächliche Episode, und wir haben es auch nicht mit einem Stoff aus der romantischen Dichterwelt (Keller S. 7) oder mit einem rein ersonnenen Plan, wie Düntzer (Uhlands Dramen S. 15) meint, zu thun, sondern der Dichter hat den Stoff für das leider nicht weit gediehene Drama der deutschen Heldensage entnommen, was sich trotz dem geringen Umfange des Bruchstückes evident nachweisen läßt.

Wir sehen zwei Brüderpaare in Streit, wer den Speer weiter geworfen habe. Edgar behauptet, der seine sei am weitesten geflogen und dessen Bruder Reginbald nimmt für sich den zweiten Platz in Anspruch, wogegen Emmerich seinen Bruder Friedrich als Sieger erklärt und nach diesem den besten Wurf gethan haben will. Schwanhilde, Edgars und Reginbalds Schwester, tritt ebenfalls für Friedrich ein und schenkt ihm als Preis einen goldenen Armring, ihren Brüdern aber macht sie Vorwürfe, daß sie der guten Vettern Lob zu schmälern trachten:

Dünkt euch, weil ihr des Königs Söhne seyd,
Ihr könnt dem Schaft befehlen und dem Stein,
Wie weit sie fliegen müssen . . .

Edgar und Reginbald entfernen sich darauf, um nach des ersteren Edelfalken zu sehen, und ebenso Schwanhilde, nachdem Friedrich für den reichen Schmuck gedankt hatte. Den beiden zurückbleibenden Brüdern stellt der inzwischen hinzugekommene Eckart, der sie im Waffenhandwerk unterrichtet, ihr Eifern aus und warnt sie, mit den Königssöhnen ihre Kraft zu messen.

Euch ziemt Vorsicht und Bescheidenheit,
Dienstfertig Wesen, dankbares Bezeigen,
Denn ihr seyd Heimatlose, fremdes Dach
Beherbergt euch, euch sättigt fremdes Brot.
Ihr habt mir oft gesagt, es denk euch noch
Aus früher Kindheit jener großen Flamme,
Der Flamme, die, der Nacht Gewölke hellend,
Aus eurer Stammburg Trümmern qualmend stieg.

Wir erfahren also, daß Edgar, Reginbald und Schwanhilde Kinder eines Königs sind, daß an dessen Hofe die beiden Vettern Emmerich und Friedrich, deren Stammburg durch Feuer zerstört worden war, als Heimatlose Aufnahme und an Eckart einen wohlwollenden Lehrmeister und Berater gefunden haben, endlich, daß die beiden Königssöhne den auf fremdes Dach und Brot angewiesenen Verwandten nicht hold sind, wohl aber Schwanhilde, die besonders Friedrich zugethan erscheint.

Schon die Namen bekunden, daß Uhland die Harlungen-Ermanarichsage[1]) bearbeiten wollte. Emmerich und Friedrich sind die beiden Harlungen, deren Namen im angelsächsischen Widsidh 113 Emerca und Fridla, in den Quedlinburger Annalen Embrica und Fritla (siehe dazu Zeitschrift für deutsches Altertum 41, 27 f.) und im Biterolf 4367 Imbrecke und Fritele lauten. Dem einen entspricht uhd. Emmerich (siehe Förstemann, Namenbuch 1, 80; Zeitschrift für deutsches Altertum 11, 202; Koegel Litteraturgeschichte I, 2, 214), den andern, eine Diminutiv- und Koseform (siehe Förstemann 1, 423, Koegel a. a. O.), die auf uhd. Friedel wies, hat Uhland aus naheliegendem Grunde durch den Vollnamen Friedrich ersetzt. In der Sage erscheinen die Harlungen als Neffen Ermanarichs (Quedlinburger Annalen patrueles, Genealogia Viperti Söhne von Ermanarichs Bruder Herlibo, Dietrichs Flucht von dessen Bruder Diether, Anhang zum Heldenbuch von dessen Bruder Harling, Thidhrekssaga von dessen Bruder Aki; Saxo hingegen bezeichnet sie als sororii) und in unserem Fragment stehen die beiden Brüder, die als Vettern der Königskinder bezeichnet sind, zum König in demselben Verwandtschaftsverhältnisse; außerdem ist hier wie dort (Anhang zum Heldenbuch) Eckart ihr Lehrmeister und treuer Hüter.

Nicht so vollkommene Übereinstimmung mit der Sagenüberlieferung herrscht hinsichtlich der übrigen Personen.

Schwanhilde begegnet uns nirgends als Tochter, sondern überall als Gattin Ermanarichs und unter den Namen, die in den verschiedenen Sagenfassungen dessen Sohne resp. Söhnen beigelegt sind, fehlt Edgar. Dazu sei bemerkt, daß die Mehrzahl der Berichte Ermanarich nur einen Sohn zuschreibt, der im Widsidh, in den Quedlinburger Annalen, in Dietrichs Flucht u. s. w. Friedrich, in den nordischen Sagendenkmälern Randver, bei Saxo Broderus heißt; von zweien (ohne Namenangabe) ist im Anhang zum Heldenbuch die Rede und in der Thidhrekssaga treten sogar drei auf: Friedrich, Samson und Reginbald.

Die Zweizahl in unserem Drama beruht auf dem Anhang zum Heldenbuch, wenn schon Uhland sicher auch sonst den beiden Harlungen ein Brüderpaar gegenübergestellt hätte. Den einen Namen entlehnte er, wie wir eben sahen, der Thidhrekssaga, und da Friedrich als Name eines Harlungen außer Betracht blieb, stand die Wahl zwischen

[1]) Siehe Grimm, Deutsche Heldensage passim; Raßmann, Deutsche Heldensage 1, 262 ff. 330 ff. 355 ff. 2, 570 ff.; Jiriczek, Deutsche Heldensagen 1, 55 ff.; Pauls Grundriß² 3, 682 ff.; Heinzel, Über die ostgotische Heldensage S. 1 ff.; R. Meyer, Die Dietrichsage S. 26 ff.; Koegel, Geschichte der deutschen Litteratur 1, 1, 146 ff., 1, 2, 210 ff.; Zeitschrift für deutsches Altertum 30, 221 ff. 43, 318 ff.; Uhlands Schriften 1, 86 f. 303 f. 456 f.

Samson, Randver und Broderus offen, doch erscheint keiner dieser Namen verwertet. Warum Uhland Samson unpassend fand, ist unschwer einzusehen; bezüglich der beiden anderen wäre u. a. möglich, daß ihm die betreffenden Darstellungen damals noch nicht bekannt waren, doch müssen wir nach dem Endergebnisse annehmen, daß sie aus demselben Grunde unberücksichtigt blieben wie Hemidus und Serila. Aber wie verfiel er gerade auf Edgar? Es wäre irrig, wollte man darin eine bloße Laune, eine Vorliebe des Dichters für diesen Namen erblicken. Auch Edgar hat sein Vorbild in einer der Quellen und die Verbindung mit Reginbald hängt mit der oben erwähnten Umgestaltung des Verwandtschaftsverhältnisses der Schwanhilde zusammen. Was zu dieser bewogen hat, können wir vermuten. Nach der nordischen Überlieferung und nach Saxos Erzählung läßt Ermanarich seinen Sohn hängen und seine Braut resp. Gemahlin Schwanhilde von Rossen zertreten, weil Bikki (Bicco), des Königs böser Ratgeber, beide eines Liebesverhältnisses bezichtigt hatte. Schwanhildes Brüder rächen dann den an der Schwester begangenen Mord. Davon lesen wir auch bei Jordanes, wo aber Sunilda eines andern Fürsten Gattin ist und dessen Treulosigkeit gegenüber Ermanarich büßt (siehe Jiriczek a. a. O. S. 58 ff.). In der Thidhrekssaga und im Anhang zum Heldenbuch (wie überhaupt in den deutschen Sagendenkmälern) ist hiervon gar nicht die Rede, dafür erscheint jedoch die Geschichte von den Harlungen am ausführlichsten behandelt und diese stehen unstreitig auch in Uhlands Drama im Vordergrunde, weshalb von ihm jedesfalls die beiden Quellen zuvörderst in Betracht gezogen wurden. Darin ist nun eine andere, sonst unbekannte Frauengestalt, die Gattin des Ratgebers, eingeführt. Die Thidhrekssaga erzählt, Ermanarich habe der schönen Odila nachgestellt und sie einmal in Abwesenheit ihres Mannes, den er mit einem Auftrage nach Sarkastein entsandt hatte, vergewaltigt, worauf Sifka auf Vergeltung sann. Seiner Rachsucht fallen zuerst Ermanarichs Söhne zum Opfer und dann die Harlungen, welche Odila bei der Königin verdächtigte, daß sie deren Schändung beabsichtigen. Der Anhang zum Heldenbuch motiviert Sibichs Untreue durch dieselbe That, doch ist der Name seiner Frau nicht angegeben und die Königin, die in der Thidhrekssaga im Vereine mit Odila Ermanarich gegen die Harlungen aufstachelt, gar nicht erwähnt. Um aus ihr neben Odila eine dramatische Figur zu schaffen, hätte der Dichter jedenfalls noch jenes Liebesverhältnis zwischen Königssohn und Stiefmutter verwerten müssen, indem er einen der Harlungen substituierte. Hätte Uhland dies beabsichtigt, so würde er aber Schwanhilde in der ihr von der Sage zugewiesenen Stellung belassen haben. Er that es nicht und meines Bedünkens deshalb nicht, weil in der Harlungensage Ermanarichs Gemahlin

keine Rolle spielt und das Motiv zur Ermordung Ermanarichs Gier nach dem Harlungenschatze ist, endlich auch, weil es ihm widerstrebte, durch Verwicklung in eine anstößige Liebschaft die Gestalten der Harlungen in anderem, minder günstigem Lichte, als sie die Sage zeigt, erscheinen zu lassen. Schwanhilde wollte er jedoch nicht missen, er machte sie darum zur Tochter Ermanarichs und an die Stelle der ehebrecherischen Liebe der Frau trat nun die reine, zarte Liebe der Jungfrau, deren Herz einer der mit ihr aufwachsenden Vettern gewinnt. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß Uhland Schwanhildes Schicksal mit dem der Harlungen zu verketten im Sinne hatte, daß sie mit ihnen den Untergang finden sollte. Wie er aber den Sagenstoff zu verarbeiten und auszugestalten beabsichtigte, welchen Abschluß er dem Drama zu geben vorhatte, diese Fragen bleiben ungelöst, wenn in des Dichters schriftlichem Nachlasse nicht noch aufklärende Notizen entdeckt werden. Nach den deutschen Denkmälern rächt Eckart den Tod der Harlungen. Der Anhang zum Heldenbuch berichtet an einer Stelle (siehe Grimm Heldensage Nr. 134, v. d. Hagen, Heldenbuch 1, CXIV), Eckart habe den Ermanarich erschlagen und später in der ausführlichern Erzählung der Geschichte, er sei mit Dietrich von Bern, dem er die Kunde von der Unthat überbracht hatte, in Ermanarichs Land gezogen und habe dessen Burg eingenommen, der Kaiser und Sibich seien jedoch entkommen. Von der Tötung Ermanarichs durch Eckart mit Hilfe anderer Helden meldet auch Agricola in den Sprichwörtern (siehe Jiriczek a. a. O. S. 82). Für Schwanhildes Ermordung nehmen, wie schon erwähnt wurde, ihre Brüder Rache. Deren Zahl und Namen variieren in den Sagenberichten. Saxo weiß von vieren, die er einfach als genere Hellespontici bezeichnet; bei Jordanes heißen sie Sarus und Ammius, in der nordischen Überlieferung Hamdir, Sörli und Erp, die Quedlinburger Annalen hingegen berichten Ermanaricus rex Gothorum a fratribus Hemido et Serila et Adaccaro, quorum patrem interfecerat, amputatis manibus et pedibus uti dignus erat occisus est. Hemidus und Serila sind mit Ammius-Hamdir und Sarus-Sörli identisch, weshalb schon Grimm Altdeutsche Wälder 3, 263 die Vermutung ausgesprochen hat, es sei, wenn nicht eine unbekannte sagenhafte Abweichung im Mittel liege, sororem statt patrem zu lesen.[1]) Uhland muß derselben Ansicht gewesen sein, denn sein Edgar ist der Adaccarus der Quedlinburger Annalen. Da er für den zweiten Sohn Ermanarichs einen Namen benötigte, lag es nach der Umwandlung Schwanhildes zur Königstochter am nächsten, einen ihrer

[1]) Neuere Forscher glauben an Sagenumbildung (siehe Heinzel, Ostgotische Heldensage, S. 5; Jiriczek, S. 141 und andere).

Brüder zu wählen und wegen der Fremdartigkeit von Hemidus-Hamdir, Serila-Sörli und Erp (siehe Zeitschrift für deutsches Altertum 12, 305, Koegel, Litteraturgeschichte I, 2, 217, Jiriczek S. 107) entschied er sich für Adaccar, womit niemand anderer als der an früherer Stelle erwähnte Odoacar gemeint ist. In der Würzburger Chronik steht auch Odoacro für Adaccaro, welche Namensform nach Schröder (Zeitschrift für deutsches Altertum 41, 27) aus der englischen Quelle stammen soll.

Es ist also hiebei keineswegs an die Varianten Edgard, Eddgeir der Thidhrekssaga (Kapitel 275), in welcher der Name Egard-Eckart auf einen Harlungen übertragen erscheint, zu denken. Benutzung dieser Quelle macht sich jedoch anderswo bemerkbar. Kapitel 283 wird nämlich erzählt, daß Fritila, der, am Hofe weilend, Zeuge der Unterredung zwischen Ermanarich und den beiden Frauen gewesen war, den Harlungen sogleich die Nachricht von der drohenden Gefahr überbrachte, diese ihre Burg zur Abwehr rüsteten und dann gegen Ermanarichs Angriffe mannhaft verteidigten, bis sie durch hineingeschleudertes Feuer in Brand gesteckt wurde, worauf die beiden jungen Helden den Kampf im offenen Felde aufnahmen, endlich aber überwältigt den angedrohten Tod erlitten. Von der Zerstörung der Harlungenburg durch Feuer ist sonst nirgends zu lesen. Im Anhang zum Heldenbuch giebt wohl Sibich Ermanarich den Rat, der Harlungen Land zu bekriegen und ihre Burgen zu erobern, aber dann heißt es kurz also schickt der künig nach den jungen Harlingen sines brüders kint vnnd liesz sy hencken. Das in Eckarts Rede berührte Ereignis kann demnach nur der Thidhrekssaga entnommen sein, doch hat es Uhland in die Kinderzeit der Harlungen verlegt, weil die geplante Anlage des Dramas neben anderen Modifikationen des Sagenstoffes auch diese verlangte. Eine Konsequenz der Verschiebung jenes Ereignisses und der Versetzung der Harlungen an Ermanarichs Hof ist, daß Eckart dort als ihr Waffenmeister auftritt. Wie und wann er in des Königs Umgebung gelangt ist, bleibt fraglich. Jedesfalls hat ihn Uhland nicht im Gegensatze zur Harlungensage vorneherein zu dessen Gefolgsmann gemacht, was schon die deutlich zum Ausdrucke gebrachte Sorge um das Wohl der beiden Jungen beweist, sondern er ließ ihn mit oder nach seinen Schützlingen dahin kommen, je nachdem er ihn beim Burgbrand an- oder abwesend dachte. Ich nehme Letzteres an, schon deshalb, weil der Anhang zum Heldenbuch diesen Umstand hervorhebt — nun was auff die selben zeite der getreu Eckart nit do heym — und weil im andern Falle Eckart nicht die ihm im Drama zugewiesene Rolle hätte spielen können. Seinem Charakter gemäß mußte er, für Leben und Gut der Harlungen einstehend, in heldenhaftem Kampfe fallen

oder überwunden werden und als Gefangener dem Gegner folgen. Dann konnte er aber unmöglich am Hofe Ermanarichs den Harlungen gegenüber die Stellung eines Erziehers einnehmen. Anders verhielt es sich, wenn er an der Affaire unbeteiligt war. Vielleicht hat sich Uhland den Hergang folgendermaßen zurechtgelegt. Bald nach dem Tode des Vaters der Harlungen, der in der Thidhrekssaga Aki heißt, überfällt und zerstört Ermanarich in Abwesenheit Eckarts deren Burg, raubt den Harlungenschatz und entführt die beiden Kinder Emmerich und Friedrich. Eckart, sobald er hievon Kenntnis erlangt hat, begiebt sich nun an den Königshof, den er (nach der Thidhrekssaga) schon früher gelegentlich besucht hatte, und harrt als treuergebener Hüter bei den Harlungen aus, die er später auch in der Führung der Waffen unterweist. Sicher würden wir hierüber Aufschluß erhalten, wenn Eckarts Rede zu Ende geführt wäre. Nachdem dieser der Harlungen Pflicht, dienstfertig und dankbar zu sein, damit begründet hat, daß sie heimatlos fremdes Brot essen, fährt er fort: „Ihr habt mir oft gesagt, es denk euch noch . . . ." Mit der Erwähnung des Brandes bricht die Belehrung ab, doch können wir über den weiteren Inhalt nicht in Zweifel sein. Eckart erzählte, anknüpfend an jene schaurige Begebenheit, deren Erinnerung sich dem Kindergedächtnisse fest eingeprägt hatte, wie sie um ihre Heimat gekommen seien, er klärte sie über die ihnen bisher unbekannt gebliebenen Verhältnisse sowie über den Urheber und Zweck seiner That auf. Die Enthüllungen mußten einerseits von der Notwendigkeit vorsichtigen Benehmens überzeugen, anderseits das Sinnen und Trachten darauf lenken, wieder in den Besitz des geraubten Erbes zu gelangen. Die unverkennbar hervortretende Energie der Harlungen läßt indes erwarten, daß die empfohlene kluge Zurückhaltung und Selbstbeherrschung nicht lange andauern, daß es vielmehr bald zum Konflikte kommt. Die weitere Entwicklung ist nicht abzusehen, insbesondere, welchen Anteil Ermanarichs Söhne daran nehmen und welches Schicksal ihnen beschieden ist. In der Thidhrekssaga büßen sie vor den Harlungen die Schuld des Vaters, nach dem Anhang zum Heldenbuch bleiben sie auffallenderweise von der Rachsucht Sibichs verschont, nur gerät der eine in Dietrichs Gefangenschaft. Vertritt Edgars Edelfalke den Habicht, welchen Nandver vor seinem Tode des Gefieders beraubt[1]) und dem Vater sendet, damit er daran erkenne, welche Bedeutung der Verlust des Sohnes für ihn habe, dann wäre anzunehmen, daß auch sie dem Tode verfallen.

[1]) Saxo (herausgegeben von Hölder) VIII, p. 280, 33 berichtet eiusdemque das ist: des Broderus, illatus accipiter intimas corpori plumas rostro detrahere cepit.

Da nun die Grundlagen nachgewiesen sind, rückt das bisher fast ganz unbeachtete Stück in die erste Reihe von Uhlands dramatischen Arbeiten und es ist lebhaft zu bedauern, daß der Dichter über den Anfang der Ausarbeitung nicht hinausgekommen ist. Die Harlungen — so muß das Fragment in Zukunft betitelt werden — wären ohne Zweifel eine der interessantesten Schöpfungen geworden.

Wann Uhland den Stoff aufgegriffen und die Verse niedergeschrieben hat, vermag ich nicht festzustellen. L. Fränkel (Uhlands Werke 2, 167) vermutet 1805, doch geschah es gewiß in viel späterer Zeit. Als Hauptquellen ergaben sich die Thidhrekssaga und der Anhang zum Heldenbuch; der Name Edgar erweist Benutzung der Quedlinburger Annalen, die auch die Namen der beiden Harlungen boten, und der Edelfalke, falls er nicht Phantasiegebilde ist, bekundet Kenntnis der Völsungasage, ev. der Snorra-Edda oder Saxos. Um 1805 war Uhland noch nicht in der Lage, sich über die Sagen in der Weise zu unterrichten.[1]) Die Thidhrekssaga war zwar schon 1715 durch Peringsköld veröffentlicht worden, aber selbst wenn etwa in Tübingen ein Exemplar zur Verfügung gestanden hätte, so fehlten ihm damals die nötigen Sprachkenntnisse. Eine bequeme Benutzung wurde erst möglich, als v. d. Hagen 1814 ff. den auf die nordische Nibelungensage bezüglichen Prosatexten deren Übersetzung und die der Thidhrekssaga in den „Nordischen Heldenromanen" folgen ließ, und diese nahm Uhland auch alsbald zur Hand. Sein Tagebuch verzeichnet zum 1. März 1814 „Von Schubart v. d. Hagens Heldenromane und Büschings Erzählungen ꝛc. des Mittelalters mitgenommen" und zum 19. April „die Wilkinasaga angefangen". Mit ihrer Lektüre befaßte er sich noch im August und September desselben Jahres und dann wieder im November 1817, um welche Zeit er außerdem für seine dramatische Bearbeitung der Nibelungen die Völsungasaga durchnahm. In Saxos Gesta Danorum, die er in Müllers Übersetzung bereits 1801 kennen gelernt hatte, vertiefte er sich im Dezember 1818 (damals war der erste Teil von Grundtvigs dänischer Übersetzung erschienen); ungefähr sechs Jahre früher, am 10. November 1812 war ihm die „Idee zu einem Trauerspiel Balder nach Saxo" in den Sinn gekommen. Die ältere Edda machte zuerst v. d. Hagen durch seine Ausgabe 1812 in Deutschland bekannt. Die

[1]) Aus der einige Jahre später (1808) in Daubs und Creuzers Studien erschienenen Abhandlung W. Grimms über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältnis zu der nordischen, in der speziell an der Ermanarichsage gezeigt wird, wie dieselbe Sage bei den verschiedenen Völkern einer Hauptnation sich verschieden ausbildet (siehe Kleinere Schriften 1, 103 ff.), konnte Uhland allerdings das Meiste erfahren, aber nicht die Namen der Harlungen, nicht den Namen Adaccarus und die Zerstörung der Harlungenburg, weshalb es ausgeschlossen ist, daß das Fragment damals auf Grund der Grimmschen Mitteilungen entstanden ist.

Einleitung hiezu las Uhland am 1. September dieses Jahres, die jüngere Edda aber einige Monate später nach Rühs' Übersetzung. Anfangs Dezember 1815 treffen wir ihn mit v. d. Hagens Eddaliedern von den Nibelungen beschäftigt. Eine Ausgabe der jüngeren Edda hatte Rask 1818 den gelehrten Kreisen beschert, doch weist das Tagebuch keine darauf bezügliche Notiz auf. Dasselbe gilt von den Quedlinburger Annalen,[1] die zu jener Zeit in den von Leibnitz 1707—1711 herausgegebenen Scriptores Rerum Brunsvicensium (Band II) und in Menckens Scriptores Rerum Germanicarum 1728 ff. (Band III) zugänglich waren. Möglich, daß Uhland die Kenntnis der auf die Heldensage bezüglichen Stellen aus W. Grimms Nachträgen zu den Zeugnissen zur deutschen Heldensage im 3. Bande (S. 261 f.) der altdeutschen Wälder (1813—1816) schöpfte. Daß er in diesen gelegentlich Nachschau gehalten hat, bezeugen die Tagebucheinträge vom 2. Juli 1816 und 1. November 1817. Mit dem Heldenbuch war er frühzeitig bekannt geworden und einige Stücke daraus hatte er schon 1806 in neuhochdeutsche Verse gebracht. In dem bekannten Briefe an L. v. Seckendorf (siehe Uhlands Leben von seiner Witwe, S. 26; Fränkel 2, 377) wird diese Bearbeitung als der einzige Versuch in diesem Fache bezeichnet. Und warum war es trotz dem lebhaftesten Interesse für die altdeutsche Poesie dabei geblieben? „In einem Alter von noch nicht vollen 20 Jahren und bei einer ganz entgegengesetzten Bestimmung ist es mir wohl schon an sich nicht möglich, große litterarische Umsicht erlangt zu haben. Dazu kommt, daß mir keine ansehnliche Bibliothek offen steht, aus der ich verborgene Schätze hervorziehen, oder auch nur mich mit dem schon Vorhandenen vertraut machen könnte." In dieser demselben Schreiben angehörenden Äußerung liegt hauptsächlich die Begründung. Erst im folgenden Dezennium gestalteten sich die Verhältnisse günstiger, es flossen die litterarischen Quellen reichlicher und Uhland hat fleißig aus ihnen geschöpft. Unter der großen Masse wissenschaftlicher Litteratur, die 1810—1820 von ihm durchgearbeitet wurde, erscheinen fast alle Quellen, die für das Drama in Betracht kommen konnten, aber vergeblich sucht man im Tagebuch eine Andeutung des Vorhabens, die Harlungen- oder Ermanarichsage dramatisch zu behandeln. Das Bruchstück dürfte also erst nach 1820 gedichtet worden sein.

[1] Das Tagebuch vom Januar und Februar 1819 erwähnt wohl das Chronicon Urspergense, das Uhland wegen Otto von Wittelsbach zur Hand nahm, aber darin ist neben Saxus und Ammius (qui vulgariter Saxelo et Hamidiecus nominantur) nicht auch Adaccarus oder Odoacar genannt.

Ein Schauerroman als Quelle der „Ahnfrau".

Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Tragödie.

Von Ludwig Wyplel in Wien.

Schon vor Grillparzer ist das Übersinnliche wiederholt auf die Bühne gebracht worden, und doch packt uns der Geist in der „Ahnfrau" mit so elementarer Gewalt, daß wir die Empfindung haben, etwas ganz Neues zu sehen. Wir werden vom Schrecken gelähmt, wie die Personen im Stück, denen das Gespenst erscheint, und eine Gänsehaut läuft uns über den Körper. Vieles trifft hier zusammen, um diese eigenartige Wirkung hervorzubringen. Gewisse Jugendeindrücke werden lebendig, die geniale Persönlichkeit des Dichters ist gewiß auch mit im Spiele, insbesondere sein Gespensterglauben, der für den jungen Grillparzer nachweisbar ist und aus dem heraus die „Ahnfrau" intuitiv geschaffen wurde. Eine Frage aber drängt sich vor allem auf: Wieviel von dieser Wirkung geht auf die beiden Quellen zurück, aus denen Grillparzer geschöpft hat und von denen er in der Selbstbiographie spricht. Der Dichter stellt selber dar, welchen Anteil sie schon bei der Konzeption des Werkes gehabt haben. Längere Zeit lagen „beide Eindrücke", das heißt Motive aus dem Stoffgebiete jener Quellen, „nebeneinander in seinem Kopfe". Eines Morgens ganz plötzlich vollzieht sich ihre Verschmelzung. Die Sache geht so rasch, daß zwischen Erwachen und Ankleiden der Plan zur Ahnfrau *fertig* ist. Über die Quellen selbst äußert sich Grillparzer folgendermaßen:

„Ich hatte in der Geschichte eines französischen Räubers, Jules Mandrin, glaub' ich, die Art seiner Gefangennehmung gelesen. Von den Häschern verfolgt, flüchtete er in ein herrschaftliches Schloß, wo er mit dem Kammermädchen ein Liebesverhältnis unterhielt, ohne daß diese, ein rechtliches Mädchen, ahnte, welch einem Verworfenen sie Kammer und Herz geöffnet hatte. In ihrem Zimmer wurde er gefangen. Der tragische Keim in diesem Verhältnisse oder vielmehr in dieser Erkennung machte einen großen Eindruck auf mich.

„Ebenso war mir ein Volksmärchen in die Hände gefallen, wo die letzte Enkelin eines alten Geschlechtes vermöge ihrer Ähnlichkeit mit der als Gespenst umwandelnden Urmutter zu den schauderhaftesten Verwechslungen Anlaß gab, indem ihr Liebhaber einmal das Mädchen für das Gespenst, dann wieder, besonders bei einer beabsichtigten Entführung, das Gespenst für das Mädchen nahm . . ."

Die erste dieser Quellen ist die Geschichte des Räubers Louis (nicht Jules) Mandrin,[1]) die andere, die der Dichter „Volksmärchen" benennt und die hier besonders in Betracht kommt, blieb lange unauffindbar; begreiflicherweise, enthält doch die angeführte Stelle weder Titel noch Verfasser des Werkes, und keine der handelnden Personen wird darin namentlich angeführt. Schon war man daran, sich damit zu beruhigen, Grillparzer habe eine der gangbaren Versionen der Sage von der weißen Frau für sein Drama benutzt, als es Glossy gelang, in der Wiener Stadtbibliothek einen Roman ausfindig zu machen, der alle charakteristischen Züge in sich vereinigt, die der Dichter a. a. O. heraushebt. Es ist ein Schauerroman mit dem Titel: „Die Blutende Gestalt mit Dolch und Lampe oder die Beschwöhrung im Schlosse Stern bey Prag. Wien und Prag, bey Franz Haas." O. J. Schon nach dem Wortlaute des Titels findet man es begreiflich, daß sich Grillparzer wenig gedrängt fühlte, ihn voll in seine Selbstbiographie einzusetzen. Der Katalog der Grillparzer-Ausstellung führt den Roman bereits als Quelle zur „Ahnfrau", und Sauer verzeichnet dies im Jahresberichte für Neuere Deutsche Litteraturgeschichte 1892, IV 12 : 169.

Daß der Roman, die wahrscheinliche Quelle zur Ahnfrau, einer verhältnismäßig niederen Sphäre von Geistesprodukten angehört, steht keineswegs im Widerspruche mit der Vorstellung, die wir uns nach den Ausführungen in Grillparzers Selbstbiographie von ihr machen müssen. Man beachte folgende Stelle:

„An die Ausführung zu gehen, hinderte mich .... ein Schamgefühl, einen Stoff zu behandeln, der höchstens für die Vorstadttheater geeignet schien, und mich einer Klasse von Dichtern gleichzusetzen, die ich immer verachtet hatte, obwohl ich Poesie genug in mir fühlte, die Geistergeschichte so auszustatten, daß man ein Dummkopf oder ein deutscher Gelehrter sein müsse, um viel dagegen einwenden zu können."

Klingen diese Worte nicht wie eine Entschuldigung für die getroffene Stoffwahl?

Das nämliche Bedenken, das den Dichter eine Zeit lang abhielt, den fertigen Plan auszuführen, scheint die Forscher abzuhalten, sich mit dieser Quelle zur „Ahnfrau" eingehender zu befassen. Dies ist umso begreiflicher, als noch ein Umstand die Untersuchung erschwert: der Roman ist ohne Jahr erschienen. Die Übereinstimmungen mit dem Drama, die er augenscheinlich aufweist, könnten also auch

[1]) Siehe des Verfassers Aufsatz: Die Geschichte des Räubers Louis Mandrin als Quelle zur „Ahnfrau". Programmabhandlung der Staats-Oberrealschule im XV. Bezirke Wiens. 1899/1900.

ihre Erklärung darin finden, daß er nach dem Theaterstücke gearbeitet, also von letzterem beeinflußt wurde. Um diesem Einwand endgiltig entgegenzutreten, gab es nur ein Mittel von schlagender Beweiskraft: den Roman zu datieren. Der Zufall war günstig. In der Bibliothek des Börsenvereines deutscher Buchhändler in Leipzig ist ein C. Haasscher Verlagskatalog (Wien und Prag) vom Januar 1817 erhalten, der auf Seite 9 den Roman „Die blutende Gestalt ꝛc." bereits verzeichnet.[1]) Hiermit erscheint, da ja die Erstaufführung der „Ahnfrau" auf den 31. Januar 1817 fällt, die Priorität des Romans erwiesen, und der Veröffentlichung nachstehender Arbeit steht nichts mehr im Wege.

Nach den Ausführungen des Dichters interessierten ihn an dem „Volksmärchen" besonders die Gespenstermotive, und zwar, wie er selbst ausführt:

die Persönlichkeit der Ahnfrau,
das Verwechslungsmotiv
und das Entführungsmotiv.

1. Die Persönlichkeit der Ahnfrau.

Wenden wir uns zunächst dem Gespenst der Vorlage: der „blutenden Gestalt" zu! In ihr haben wir eventuell das Urbild der Ahnfrau zu erblicken. Unleugbar weisen beide Spukgestalten Familienähnlichkeit auf.

Beide sind „Urmütter" eines adeligen Geschlechtes. Beide laden zu Lebzeiten die gleiche Schuld auf sich, sie sind ihrem Geliebten, resp. dem Gemahl untreu, beide büßen ihre Schuld auf gleiche Weise: ein verhängnisvoller Dolch bereitet ihnen ein frühes und gewaltsames Ende.

Schon in der Vorlage werden die Liebenden, die eine sündige Neigung vereinigt, von dem Hintergangenen unerwartet überrascht. Freilich rettet sich Beatrix, die Ahnfrau der Vorlage, vorerst noch durch ihre Verstellungskunst.

Grillparzer verstärkt die Schuld der Ahnfrau dadurch, daß er für die Untreue der buhlerischen Beatrix den Ehebruch einsetzt, andererseits entschuldigt er ihren Fehltritt, soweit er entschuldbar

[1]) Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle dem Herrn Oberbibliothekar Gebhardt der Universitäts-Bibliothek Leipzig, desgleichen dem Herrn Bibliothekar K. Burger des Börsenvereines der deutschen Buchhändler ebendaselbst für ihr freundliches Entgegenkommen in dieser Angelegenheit, sowie für ihre fördernden Auskünfte den besten Dank auszusprechen. Desgleichen fühle ich mich gedrängt, der Hilfsbereitheit meines jugendlichen Freundes Otto Meindl Erwähnung zu thun, der mit Unverdrossenheit und Zuversicht ein gut Teil der für die Datierung nötigen Anfragen und Nachschlagsarbeiten auf sich nahm.

ist, durch eine starke Leidenschaft. Er rankt sozusagen die Motive der Quelle mit geschickter Hand ein; nach mancherlei Schwankungen, die durch beide Fassungen[1]) der Tragödie hindurch verfolgt werden können, entscheidet er sich dafür, den Charakter der Ahnfrau nach Möglichkeit zu heben.

Das tragische Geschick dieser „Urmütter" hat sich in grauer Vergangenheit, im Roman vor 300 Jahren abgespielt und bildet eine Art Vorgeschichte, die in beiden Fällen mit der Haupthandlung in den Zusammenhang von Schuld und Sühne gebracht wird.

Beiden „Urmüttern" fällt die Rolle des Schreckgespenstes zu, das erst zur Ruhe kommt, bis gewisse Bedingungen erfüllt sind.

Beatrix muß „als Gespenst umherirren unter den Lebenden". Weil sie aber vor ihrem Ende ihr Sündenleben bereut hat, wird dieser Urteilspruch gemildert: „dreyhundert Jahre soll sie in geistiger Schauerlichkeit wallen und wandeln auf Lindenberg", „dann hat sie hinlänglich gebüßt, dann darf sie Gutes stiften, dann soll sie den Geist der Wollust hindern, „sich Opfer zu häufen". Gerade zu Beginn des Romanes vollzieht sich diese Wandlung, der Läuterungsprozeß nimmt seinen Anfang, ihre „thatenlosen Wanderungen haben ein Ende"; sie setzt nun alles daran, „sich die so heiß gewünschte und schon so lang entbehrte Ruhe zu erringen". Die blutende Gestalt ist also in der ersten Phase ihres Daseins eine Art rächender Nemesis, in ihrer zweiten Phase Warnerin, Retterin, ein guter Geist.

Auch die Bußzeit der Ahnfrau währt weit über ihr zeitliches Dasein hinaus; doch setzt der Dichter der Dauer ihrer Strafe ein anderes Ziel. Als Gespenst muß sie wallen und wandeln, bis der Stamm der Borotin erloschen ist. Jener Läuterungsprozeß wird fallen gelassen. Nun scheint Grillparzer unterschiedslos Motive aus beiden Phasen des Vorbildes entlehnt zu haben, wodurch manches Widerstreitende im Wesen der Ahnfrau seine Erklärung fände. Der Geist im Theaterstück gleicht im großen und ganzen mehr der blutenden Gestalt der ersten Phase, nur im 5. Akte nähert er sich stark dem Vorbilde in seiner späteren Gestalt. Er redet ins Gewissen, warnt, rät und droht.

---

[1]) Der Text der Ahnfrau liegt in 2 Fassungen vor. Das in der Wiener Stadtbibliothek aufbewahrte älteste Manuskript bietet den 1. Entwurf (1. Fassung). Dieser wurde nach Bemerkungen des Dramaturgen Schreyvogel zum Zwecke der Bühnenaufführung einer Umarbeitung (2. Fassung) unterzogen. Die 2. Fassung liegt den üblichen Drucken zugrunde. Streng genommen, giebt es noch eine 3. Fassung, welche ein Zwischenstadium der oben erwähnten Versionen darstellt und die dem Ahnfrau-Manuskript in Form von Blättern beiliegt. Naturgemäß kommt hier vor allem die 1. Fassung in Betracht, auf die sich der Einfluß der Quellen unmittelbar äußern mußte. Wo im Folgenden nicht ausdrücklich das Gegenteil bemerkt wird, ist die erste Fassung gemeint.

Sonst ist beiden Spukgestalten eine ähnliche Machtsphäre zugeteilt. Von der blutenden Gestalt heißt es ausdrücklich, sie besitze nur wenig Macht; die Ahnfrau klagt, „daß ihr Macht gebricht“. Vermöge einer ihnen innewohnenden Prophetengabe können sie warnen und durch ihr Erscheinen Unglück verkünden.

Beide endlich leiden unter dem Bewußtsein ihrer Schuld. Die blutende Gestalt „soll in vollem Maße das Böse ihrer That fühlen“; die Ahnfrau „haßt in jedem Enkelkinde die vergangene Sünde“.

Beide Spukgestalten treiben ihr Unwesen in einem alten Schlosse.

Seite 30. Die blutende Gestalt wählte (auf Lindenberg) das beste Zimmer im Hause, durchstrich gelegentlich die alten Gänge, wandelte in den geräumigen Sälen umher, blieb bisweilen vor der Kammerthür stehen, und heulte und jammerte.

Vgl. Vers 568 f. Darum wimmert es so kläglich
In den halbverfallnen Gängen. (2. Fassung.)

Vers 553 f. Darum muß sie klagend wallen
Durch die weiten, öden Hallen.
Vers 347 f. Daß du wie ein Nachtgespenst
Durch die öden Säle wandelst.

Der Gespensterspuk, der Jaromir aus dem Schlafgemach vertreibt, geht auch im „besten Zimmer im Hause“ vor sich.

Vers 726 (Graf). Unser Günther mag ihn weisen
In das köstlichste Gemach.

Jaromir nennt es „Prunkgemach“.

Auch sonst weist die Örtlichkeit viel Ähnlichkeit auf. Schloß Borotin mit den „halbverfallenen Außenwerken“ erinnert vor allem an Schloß Stern, neben dem sich die Ruinen, „die noch halb stehenden Mauern“ des alten Schlosses ausdehnen. Weitverzweigte unterirdische Gänge, „schauerliche Gewölbe“ befinden sich unterhalb der Mauerreste, ja selbst die Gruft der „ehemahligen Besitzer“ mit einem „hohen und prächtigen Grabmahle“ und „einer Statue am Grabmahle“ fehlt nicht. Vgl. die Bühnenweisung der Verwandlung im 5. Akte: Grabgewölbe (früher: des Schlosses). Im Hintergrunde das hohe Grabmal der Ahnfrau mit passenden Sinnbildern. Schon in der Vorlage suchen Räuber und Verbrecher in diesen Gewölben Zuflucht.

Auch das gleiche Requisit fordert Beachtung. Ein Dolch ist der blutenden Gestalt beigegeben; es ist derselbe, den der Buhle ihr ins Herz stieß, und er spielt auch noch im Roman eine Rolle. Im Trauerspiele hängt der verhängnisvolle Dolch nach Art der Schicksalstragödie vom Anbeginn des Stückes in der Halle und harrt seiner fatalistischen Sendung.

Die blutende Gestalt erscheint unter gewissen begleitenden Umständen, die zum Teil der allgemeinen Gespenstertradition angehören. Der Dichter durfte sie nicht vernachlässigen, wenn er das Übernatürliche glaubhaft machen wollte. (Vgl. Lessings Hamburgische Dramaturgie.)

So erscheinen beide Geister mit Stundenschlag. Das Nahen der blutenden Gestalt wird zuweilen durch Verlöschen der Lichter angekündigt. Der Wind „streift durchs Zimmer, der Sturm heult von außen", ja Blitze zucken nieder, und furchtbare Ungewitter entladen sich. Selbst eine „sanfte Harmonie, leise kaum hörbar" begleitet einmal ihr Erscheinen, die „Töne sind melodisch, doch flößen sie Ahnung und Schauer ein", was an die Stelle der Bühnenweisung „unter seltsamem Geräusch erscheint die Ahnfrau" gemahnt. Die blutende Gestalt spricht durch Gesten, sie winkt, wehrt ab, droht, ringt die Hände, wimmert und jammert.

2. Das Verwechslungsmotiv.

Ein Zug aber war, wie Grillparzer selbst hervorhebt, für seine Quelle vor allem charakteristisch: das Verwechslungsmotiv. Grillparzer hat es sich so zu eigen gemacht, daß es fast allen Geisterscenen der Ahnfrau zugrunde liegt. Auszunehmen sind nur der Geisterspuk im Schlafzimmer Jaromirs (vor Beginn des 2. Aktes) und das Erscheinen der Ahnfrau im 3. Akte. Seine unheimliche Wirkung kennzeichnet Borotin, V. 993 ff.:

.... Und der Vater seiner Tochter
Nur mit Angst und innerm Grauen
Wagt ins Angesicht zu schauen,
Ungewiß, ob es sein Kind,
Ob's ein höllisch Nachtgesicht.

Diese Verwechslungen führen eine Vermengung von Geisterwelt und Wirklichkeit herbei, die zur Folge hat, daß der Getäuschte auf seinen guten Glauben hin eine Zeit lang vertraulich und sicher mit dem Gespenste verkehrt. Sobald aber die Täuschung endet, reißt die Kluft zwischen Gespenstischem und warmem Leben um so grauenvoller auf, so daß sich der in Mitleidenschaft Gezogene mit stets gesteigertem Entsetzen von dem Geiste abwendet. Das Publikum aber wird beständig in beängstigender Spannung erhalten, weil es ja die Illusion nicht teilt.

Noch eine andere Wirkung hat die Anwendung dieses Motivs. Das Schauerlich-Gespenstische, das sonst mit dem Erscheinen des Geistes, also ganz plötzlich zur Geltung kommt, wird nur allmählich fühlbar, denn die Rückkehr von der Illusion vollzieht sich nur schrittweise. Thatsächlich hat die erste Geisterscene der Tragödie (zwischen

Borotin und der Ahnfrau nichts anderes darzustellen als dieses langsame Auftauchen der schrecklichen Gewißheit, daß er es mit einem Gespenste zu thun habe; im 2. und 5. Akt tritt die Enttäuschung mehr ruckweise ein.

Grillparzer begnügt sich indessen nicht mit dem, was die Vorlage bietet (dort wird nur der Geliebte Bernard von den Täuschungen betroffen), er läßt vielmehr alle Kombinationen möglicher Verwechslungen ablaufen, selbst Bertha im Ahnensaal hält den Geist anfangs für ihr Spiegelbild.

Die Voraussetzung für diese Verwechslungen ist selbstredend die Ähnlichkeit der Verwechselten. Die Vorlage begnügt sich mit Übereinstimmung der Gestalt und Kleidung.

Der Kopf der blutenden Gestalt ist mit „einem langen Schleyer verhüllt". Diesen Zug hält die Tragödie fest: die Ahnfrau ist von Bertha nur durch einen wallenden Schleier unterschieden. Bei Grillparzer gleicht die Enkelin ihrer „Urmutter" auch von Angesicht.

In jenen unheimlichen Zügen, welche geeignet sind, die eingetretene Verwechslung aufzuheben, schwelgt förmlich der Verfasser des Schauerromanes. S. 44. f.:

Er (Bernard) sah einen belebten Leichnam ..... ihre fest auf ihn gehefteten Augäpfel waren hohl und glanzlos. Das Gespenst sah ihn einige Zeit schweigend an.

.... Die Erscheinung setzte sich ihm gegenüber .... und schwieg! ihre Augen waren voll Ernst auf ihn gerichtet.

Die Ahnfrau „starrt den Grafen mit weit geöffneten todten Augen an"; sie „starrt graß nach ihm"; „ihre starren Leichenblicke haften ihm wie Dolche in der Brust".

Die blutende Gestalt spricht bei ihrem ersten Erscheinen gar nicht, beim zweiten Erscheinen wenige Worte „in einem leisen Grabeston". Die Ahnfrau bringt nach langem Schweigen mit unbetonter Stimme „todte Worte" hervor.

Auch vollzieht sich der Abgang der Erscheinungen in ähnlicher Weise.

Die blutende Gestalt „schreitet langsam aus dem Zimmer", desgleichen die Ahnfrau im 1. Akte, im 2. Akte heißt es ausdrücklich: „Die Gestalt seufzt und bewegt sich langsam in die Scene."

Ganz ähnlich äußert sich auch die Einwirkung des Spukes auf die Umgebung.

Entsetzen ergreift Borotin und Bernard.

Seite 44 heißt es: Das Blut fror in seinen Adern. Ähnlich Seite 36: Das eisig gewordene Blut.... Seite 45: Das in den Adern erstarrt gewesene Blut....

Man vergleiche:

340 f. Fühl' ich nicht mein Blut noch starren
Von dem grassen, eis'gen Blick? —

328 ff. Daß .... der Beine Mark gerinnt. (Andere Lesart: gefriert.)

Die Erschreckten schreien auf, zittern, beben; besonders aber ist eine Äußerung des Entsetzens charakteristisch. Beide Spukgestalten halten die Umgebung in lähmendem Bann. Vgl. S. 45:

Bernards Nerven waren in Ohnmacht gefesselt, er blieb in der nähmlichen Stellung unbeweglich wie eine Bildsäule.
Ebenda: Es war etwas Versteinerndes in seinem (sc. des Gespenstes) Blicke.

Später heißt es gar:

Die Augen der Erscheinung „schienen mit denen der Klapperschlange etwas gemein zu haben, denn umsonst wollte er die seinigen hinweg wenden, er konnte wie verzaubert nicht eine Minute das Gespenst aus dem Gesichte lassen. Eine ganze Stunde blieb es in dieser Stellung, ohne zu sprechen, ohne sich zu bewegen, auch er vermochte beydes nicht“.

In diesem Bann befindet sich der Graf im 1. Akt:

Vers 331. Weg den Blick! Von mir die Augen!

Ähnlich verharren im 5. Akte die Verfolger beim Anblick der Ahnfrau in regungsloser Erstarrung (siehe unten).

Der Bann wird mit dem Verschwinden der Erscheinung gebrochen.

S. 45 (nachdem die blutende Gestalt verschwunden ist):

..... bis zu diesem Augenblicke waren alle körperlichen Kräfte Bernards unthätig, und nur die seiner Seele wach gewesen. Jetzt hörte der Zauber auf.

Ganz so der Graf nach dem Verschwinden der Ahnfrau:

Vers 335. So! — Nun kenn' ich selbst mich wieder! —

Auch die Häscher im 5. Akt erlangen erst nach dem Abgang der Ahnfrau die Fähigkeit, sich zu bewegen, wieder zurück. In beiden Werken ist dieser Zug nicht konsequent durchgeführt. Bernard entführt thatsächlich den Geist und fühlt nicht, daß er ein Gespenst in Armen halte, im 2. und 5. Akte kommt Jaromir erst spät von seinem Irrtum zurück, der lähmende Schreck tritt erst mit der Erkenntnis ein, daß er es mit einem Gespenste zu thun habe.

Ähnlich verhalten sich die Personen nach dem durchgemachten Schreck. Bernard „sinkt ohnmächtig aufs Lager zurück“; der Graf „stürzt niedergedonnert in den Sessel zurück“. Der Krankenwärter ruft „Hülfe herbey“: Borotin findet auch erst „nach einer Weile“ den Gebrauch seiner Stimme wieder; er ruft Bertha herbei.

Auffallend ist folgende Parallelstelle:

S. 38. „Was war das?" sprach er (Bernard nach durchgemachtem Gespensterschreck) tief athemholend zu Theodoren. „Sahest, hörtest du nichts?"

Vers 337 ff. (Graf). Was war das? — hab ich geträumt?
Sah ich sie nicht vor mir stehn,
Hört ich nicht die todten Worte ...

Und gleich darauf vor Vers 345 in der ersten Fassung die Bühnenweisung „Graf (schwer Athem holend)", die später gestrichen wird.

Noch ein Zug ist gemeinsam.

Bernard verleugnet die Gespenstererscheinung.

S. 46. Das Sonderbare dieser Begebenheit machte ihn entschlossen, sie zu verschweigen, weil er nicht erwarten konnte, daß dieser Umstand Glauben finden würde.

Der Graf desgleichen vgl. Vers 395 ff.; ähnlich Jaromir im 2. Akt, Vers 770 f. und Vers 964 ff.

Die andere Art von Verwechslung, deren Grillparzer a. a. O. auch Erwähnung thut (der Liebhaber hält das Mädchen für das Gespenst), hat psychologisch die entgegengesetzte Voraussetzung, nämlich Gespensterfurcht. Die Mitternachtsstunde, vorausgegangene Berichte über das Gespenst, vor allem die Stimmung, die der Erzähler absichtlich zu diesem Zwecke erzeugt, rufen sie in der Vorlage hervor. Im Theaterstück folgt diese Art der Sinnestäuschung unmittelbar auf Geistererscheinungen. Der Betroffene traut seinen Sinnen nicht mehr. Eine Art der Verwechslung erzeugt die andere.

Die Quelle enthält noch an zwei Stellen eine dritte Art des Gespensterschreckens: der Geist erscheint nicht, er bleibt unsichtbar, seine bloß geahnte Nähe verbreitet Furcht und Schauer. Diese Art des Spukes, die gleichfalls Gespensterfurcht zur Voraussetzung hat, kommt an zwei Stellen des Dramas zur Verwendung (Akt 2, Monolog Berthas, und im 3. Akt). Gelegentlich eines solchen haarsträubenden Spukes in der Höhle bei Lindenberg, ihrer Grabstätte, empfängt Bernard den Dolch aus der Hand der blutenden Gestalt; sowie sich Jaromir im 3. Akt des Familiendolches bemächtigt. Die in Betracht kommenden Stellen stehen einander also auch inhaltlich nahe.

Es handelt sich dabei um Furchtempfindungen ohne wahrnehmbaren Grund.

S. 36. Die kühle Luft .... schien ihm (Bernard) schauriger Grabesluft zu gleichen. Ein ihm unerklärbarer Schauer durchrieselte seine Gebeine, spannte alle seine Sinne in Erwartung.

S. 81. Da lispelte eiskalte Grabesluft neben ihm vorüber.

Vgl. Vers 2102 ff. (Bertha).

Mann, du zitterst? ich auch bebe!
Grabesschauder faßt mich an,
Leichenduft weht um mich her! (2. Fassung.)

Und aus dem Monolog Vers 1598 ff.

(Bertha.) Was streifte da
Kalt und wehend mir vorüber?
Bist du's, geist'ge Sünderin? (2. Fassung.)

(Geistig für gespenstisch ist auch der Quelle geläufig.)
Vgl. ferner S. 69 (gleichfalls aus den Schrecken der Höhle):

es rauschte im schnellen Fluge neben ihm vorbey, daß eiskaltes Entsetzen über seine Gebeine rieselte.

Vers 1528 ff. (späterer Zusatz). Und mit schwarzen Eulenschwingen
Fühl' ich es, gehaltnen Flugs,
Sich um meine Schläfe schlingen.

Die Furcht äußert sich in ganz eigenthümlicher, der Quelle und dem Drama gemeinsamen Weise.

S. 36. (Theodor) schmiegte sich an seinen Herrn an.

Vgl. die Bühnenweisung des 3. Aktes (nach den oben citierten Versen):

Bertha. (Sich an ihn schmiegend.)

Derselbe Zug findet sich schon Akt 1 nach Vers 528.

3. Einzelne Gespensterscenen, die auf die Vorlage zurückgehen.

Drei Gespensterscenen in der Tragödie gehen direkt auf die Vorlage zurück: 1. die Schrecken im Schlafgemach Jaromirs; 2. das Erscheinen der Ahnfrau zu Anfang des 2. Aktes, das mit der Umkehrung des Verwechslungsmotivs (Jaromir hält Bertha für das Gespenst) verknüpft ist, und 3. ihr Erscheinen im 5. Akte.

Die beiden letzten sind Parallelscenen; beide verarbeiten das Entführungsmotiv der Quelle.

Nach dem mißglückten Entführungsversuch, der im Roman den Höhepunkt des Interesses bildet, liegt Bernard krank zu Bett; die blutende Gestalt peinigt ihn mit grauenvollen Erscheinungen.

In der Vorlage werden die Begebenheiten folgendermaßen erzählt:

S. 44. Mit rastloser Seele warf sich Bernard, trotz seiner Ermüdung (1) von einer Seite auf die andere.

Aber vergebens, der Schlaf floh bald (2) seine tieferschütterte Brust.

(Die Glocke schlägt eins.) Bernard „lauschte (3) des kläglichen hohlen Schalles." (Eine unsägliche Angst erfaßt ihn.)

..... Auf einmahl hörte er langsame und schwere Tritte die Treppe herauf kommen. Unwillkührlich richtete er sich auf dem Lager empor, und zog die Vorhänge zurück (4) .....

Welcher Anblick drückte sich in seine aufgerissenen Augen. (9) Er sah einen belebten Leichnam (7), lang und hager war ihr Gesicht (6), Wange und Lippe ohne Blut, Todtenblässe lag auf ihren Zügen (8), und ihre fest auf ihn gehefteten Augäpfel waren hohl und glanzlos.

.... die Erscheinung setzte sich ihm gegenüber, an den Fuß des Lagers (5) und schwieg! ihre Augen waren voll Ernst auf ihn gerichtet (10).

Bernard starrte das Gespenst mit Entsetzen an, das keine Worte beschreiben können (11).

Man halte den Bericht Jaromirs dagegen. Dieselbe Aufeinanderfolge der Begebenheiten: das Aufschrecken aus dem Schlummer, die Ankündigung des Geisterspukes, das Wegreißen des Bettvorhanges und der Spuk selbst.

Vers 888 ff. Müde, ruhelechzend ꝛc. (1).

Vers 899 f. Da durchzuckt es meine Glieder,
Ich erwache, (2) horch' und lausche (3)

Vers 913 f. Da reiß' ich des Bettes Vorhang
Auf mit ungestümer Hast. (4)

Vers 923 ff. Und an meines Bettes Füßen (5)
Dämmert es wie Mondenlicht,
Und ein Antlitz tauchet auf, (6)
Mit geschloßnen Leichenaugen, (7)
Mit bekannten holden Zügen .... (8)

Vers 929 ff. Jetzt reißt es die Augen auf, (9)
Starrt nach mir hin, (10) und Entsetzen
Zuckt mir reißend durchs Gehirn .... (11)

In der Vorlage fällt Bernard endlich erschöpft und ohnmächtig aufs Lager. Bei anderen Schreckensscenen aber ergreift er die Flucht, „stürzt fort, wie von unsichtbarer Hand getrieben".

Vgl. Vers 932 ff. Auf spring' ich vom Flammenlager,
Und durchs flirrende Gemach
Stürz' ich fort.

Besonders merkwürdig ist folgende Übereinstimmung. In der Schreckensscene, die sich in der Höhle bei Lindenberg abspielt, fügen sich, ehe die blutende Gestalt erscheint, ihre umhergestreuten Gebeine ineinander.

S. 71. — da rauschte es plötzlich um ihn (Bernard) her, gleich als ob die morschen Knochen von gewaltsamer Hand übereinander geworfen würden, rasselten sie neben ihm ..... als dieser (der Rauch) allmählich ..... sich hob, stand jene blutende Jungfrau im langen schleppenden Sterbekleide vor ihm da.

Auch die Ahnfrau ersteht aus ihrem Staube!

Vgl. Vers 902. Rauschend wogt es um ihn her: ...
und Vers 906 ff. Es gewinnt die Nacht Bewegung,
Und der Staub gewinnt Gestalt.
Schleppende Gewänder rauschen .....

Die Ahnfrau verhält sich während der ganzen Scene schweigend; dreimal nur erschallt ein kläglicher Weheruf:

Vers 911 ff. Und zuletzt in meiner Nähe,
Wimmert es ein dreifach Wehe!

Denselben Ruf läßt die blutende Gestalt erschallen, da sie dem Ambrosio erscheint.

S. 143. ein dreifaches Weh erscholl dumpf und herzdurchschneidend aus ihrem Munde.

S. 213. „Wehe! Wehe! Wehe!“
Schnell, traurig, fürchterlich ....

Das Eingreifen der blutenden Gestalt bei der Entführung hat in der Quelle den ausgesprochenen Zweck, die Unschuld des Mädchens zu retten. Dieselbe Absicht verfolgt die Ahnfrau im 2. Akt. Grillparzer arbeitet hier zwei Stellen der Vorlage ineinander, und zwar benutzt er eine zweite Entführungsgeschichte: Ambrosio dringt in die Schlafkammer Johannens, um sie in Zauberschlaf zu versenken und zu rauben. Beide Begebenheiten der Vorlage spielen sich, wie die entsprechende Geisterscene in der „Ahnfrau“, zwischen Thür und Angel ab.

Aus der zweiten der genannten Stellen stammt das geisterhafte Auf- und Zufliegen der Thür.

S. 200. .... kaum berührte er (Ambrosio) mit dem silbernen Rosenzweige die Thüre, so flog sie auf .... hinter ihm schloß sie sich von selbst.

Vgl. Ahnfrau. Jaromir nähert sich der Thüre; sie geht auf ....
Die Gestalt tritt aus der Thüre, die sich hinter ihr schließt.

Man beachte die Ähnlichkeit der Situation. Ambrosio und Jaromir zur Nachtzeit in einem fremden Hause. Sie schleichen sich zur Schlafkammer der Geliebten, da „alles im Hause im tiefen Schlaf liegt“. (S. 203.)

S. 201. (Ambrosio) erreichte Johannens Kammerthüre, hier stand er stille und horchte, alles inwendig war stille.

Vers 769 ff. Still! Die Schläfer nicht zu stören!
Stille! Wenn sie würden innen,
Hier mein seltsames Beginnen!
(An des Grafen Gemach horchend.)
Alles stille!
(An der linken Thüre des Hintergrundes.)

Hier setzt die andere Stelle der Vorlage ein.

Bernard erwartet die Geliebte vor dem Schloßthor, die, als Gespenst verkleidet, mit ihm entfliehen soll (sie heißt Bertha wie die Tochter Borotins). Es ist Mitternacht. S. 41.

Jetzt trat Bernard dicht an den Thurm; .... und jetzt sah er Berthan (es ist das Gespenst, das er für die Geliebte hält) aus den Flügelthüren treten. Sie gieng Bernarden entgegen. Liebetrunken mit geöffneten Armen floh er ihr entgegen, und drückte sie an seine Brust. „Bertha!" rief er: „du bist mein, und ich bin dein auf ewig!"

Die Vorgänge in der Ahnfrau laufen diesen Ausführungen parallel. Jaromir lauscht an der Kammerthür Berthas; „er nähert sich der Thüre; die Ahnfrau tritt heraus".

Jaromir begrüßt die Erscheinende mit den Worten:

Vers 792. Ach, da bist du ja, du Holde!

er hält also das Gespenst gleichfalls für die Geliebte. Die Rede Jaromirs, Vers 801 ff. ist auf das Schlagwort „liebetrunken" gestimmt; endlich, „auf sie zueilend," ruft er:

Vers 814. Bertha! Meine Bertha!

Kommt es auch hier nicht zur verhängnisvollen Umarmung (vgl. Akt 5), so ist doch Jaromir willens, Bertha in die Arme zu schließen.

Nunmehr kehrt der Dichter wieder zu Vorstellungskreisen jener zweiten Stelle der Vorlage aus der Geschichte Ambrosios zurück. Die leidenschaftlichen Worte, die Jaromir an die Ahnfrau richtet, klingen an die Schilderung der schlummernden Johanne an. Ambrosio ist thatsächlich in ihr Schlafgemach gedrungen.

S. 201. Einige Augenblicke verschlangen seine trunkenen Augen das reitzende Bild der schlummernden Schönheit ....

Vgl. Vers 801 f. Wie ich dich so schön, so reizend
Vor den trunknen Augen sehe ....

Die Enttäuschung Jaromirs tritt erst ein, als „die Gestalt den rechten Arm mit dem ausgestreckten Zeigefinger ihm entgegenhält."

Jaromir (stürzt schreiend zurück). Ha!

An anderer Stelle der Vorlage heißt es: „schon berührten sich ihre (Satans und Bernards) Fingerspitzen"; da trat die „blutende Jungfrau" zwischen sie. „Bernard taumelte zurück" und „stieß einen lauten Schrey aus". Vgl. auch S. 45:

Die Erscheinung ergriff mit eisigen Fingern Bernards Hand .... er stieß einen Seufzer des Schmerzens aus, und sank ohnmächtig aufs Lager zurück.

Von diesem Gespensterschrecken erschüttert, „nimmt" Jaromir, als Bertha auftritt, „das Mädchen für das Gespenst". Diese Art der Verwechslung findet sich in der Quelle S. 36:

. . . . . eine lichte Gestalt schwebte die Allee herauf. Bernard fühlte die Freude nicht, die er von Berthas Anblick hoffte . . . . . Die Erscheinung der blutenden Jungfrau (Bertha hat ihm von ihr erzählt) drängte sich vor seine Seele. Er hielt die Hand bebend am Schwerte . . . . .

Es wallte näher. (1) „Bernard, Bernard!“ rief es (2) — und Bertha lag in seinem Arme (3). Weg war Angst und Schauer; Liebesgluth färbte des Ritters Wangen; (4) heiße Küsse (5) schmolzen das eisig gewordene Blut, daß es warm durch alle Fibern wallte.

Ganz so verlaufen die Vorgänge an der entsprechenden Stelle des Dramas.

Bertha (mit einem Lichte kommend).

Vers 820 f. (Jaromir.) Hier und dort, und dort und hier!
Ueberall sie und nirgends sie.

Bertha (auf ihn zueilend). (1)

Vers 848. Jaromir! mein Jaromir! (2)

Jaromir (zurücktretend).

Vers 849 ff. O, ich kenn' dich, schönes Bild!
Nah' ich mich, wirst du vergehn,
Und mein Hauch wird dich verwehn.

Bertha (ihn umfassend). (3)

Vers 852 ff. Kann ein Wahnbild so umarmen? (3).
Und blickt also ein Phantom?
Fühle, fühle, ich bin's selber, (4)
Die in deinen Armen liegt.

Darauf Jaromir.

Ja, du bist's! Ich fühle freudig (4)
Deine warmen Pulse klopfen,
Deinen lauen Athem wehn ꝛc.

Mit der Umarmung tritt auch bei ihm die Rückkehr von seiner Wahnvorstellung ein. Ja, in der ersten Fassung fehlt auch der Kuß nicht. Vers 853 hieß ursprünglich:

Und küßt also ein Phantom? (5)

„Küßt“ wurde erst auf eine Bemerkung Schreyvogels als „zu unweiblich“ geändert.

Eine Bemerkung zu den Versen:

Nah' ich mich, wirst du vergehn,
Und mein Hauch wird dich verwehn.

ist vielleicht nicht überflüssig. Im Roman „zerfließt“ die blutende Gestalt wiederholt „in leichtem Nebel“ und „löst sich in lüftiges Wesen auf“. (S 109. 143.)

Die Geisterscene im 5. Akte geht ebenfalls auf die oben angezogene Stelle der Vorlage, auf die Entführungsgeschichte, zurück

und ist in ihrem Beginne eine Wiederholung der Scene im 2. Akt (Vers 792 ff.). Jaromir erwartet Bertha mit derselben Sehnsucht und nicht ohne Beängstigung zum verabredeten Stelldichein wie Bernard.

Vers 3210 f. Liebchen! Braut! wo weilest du?
Bertha, Bertha, komm!

Die Verwechslung tritt auch hier sofort ein.

Vers 3212. Du bist's! Nun ist Alles gut.

Leidenschaftliche Ergüsse Jaromirs folgen auch hier, dem „liebetrunken" der Vorlage entsprechend, besonders in der ersten Fassung. Und wieder scheinen Motive aus der anderen Stelle der Vorlage (Ambrosio im Schlafzimmer Johannens) eingearbeitet. Dort heißt es S. 201:

.... doch konnte er sich nicht enthalten, einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken, die halb offen zum Kusse luden .... „O nur einen Kuß noch, nur einen," rief er.

Vgl. Vers 3214 (in der 1. Fassung):

Laß mich, Mädchen, dich umschließen,
Laß mich diese Lippen küssen.

Und später (gleichfalls in der 1. Fassung):

Laß mit einem heißen Kuß
Dir die lieben Lippen schließen.

Die Entführung, von der die Quelle erzählt, nimmt folgenden Verlauf. Bernard drückt die blutende Gestalt, die er für seine Geliebte hält, an seine Brust und trägt sie in den bereitstehenden Wagen. (Vgl. Vers 3234. Alles ist zur Flucht bereitet.) Die Pferde scheuen, rasen davon. „Diese ganze Zeit über lag Bernards Gefährtin ohne Bewegung in seinen Armen." Der Wagen zerschellt krachend. Bernard stürzt einen „felsigten Abhang" hinab und verliert „alle Besinnungskraft". Die blutende Gestalt verschwindet.

Abgesehen von den gebotenen Veränderungen, läßt die Führung der Handlung zum Schlusse der Tragödie ganz wohl eine Parallele zu.

Jaromir. (Auf sie zueilend.)
[Vgl. Liebetrunken mit geöffneten Armen floh er ihr entgegen.]
Ahnfrau. Vers 3302. So komm denn, Verlorner!
(Öffnet die Arme und drückt ihn an sich) [2. Fassung: er stürzt hinein].
Jaromir (schreiend.)
Ha!
(Er taumelt zurück und sinkt an Berthas Sarge nieder.)

In der ersten Fassung liegt Jaromir, von der Umarmung des Gespenstes betäubt, am Boden (etwa wie Bernard nach der Kata-

strophe mit dem Wagen); die Ahnfrau „küßt ihn auf die Stirne. Er zuckt ein wenig und sinkt todt hin".

Für diesen Kuß vergleiche man S. 45 der Vorlage.

. . . . sie (die blutende Gestalt) drückte ihre kalten Lippen auf die seinigen . . . . schritt langsam aus dem Zimmer. . . . . er stieß einen Seufzer des Schmerzens aus, und sank ohnmächtig aufs Lager zurück.

An anderen Stellen, die für den Schluß der Tragödie herangezogen werden könnten, fehlt es nicht. Hier noch die eine aus dem Schluß des Romans.

S. 253 f. (Satan und blutende Gestalt kämpfen um die Seele Ambrosios.) Satan . . . . so ergreife ich meine Beute.

Die blutende Gestalt (dazwischentretend). Zurück, Elender! noch ist er nicht dein.

Vgl. Vers 3303. Hauptmann. Mörder, gib dich! Du mußt sterben!
Ahnfrau (in der ersten Fassung). Sterben! Doch nicht am Schaffot!
Vgl. auch Vers 3310. Hauptmann. Ha, nun bist du unser —

Die Begebenheiten am Schlusse des Romans scheinen auf Faustische Motive zurückzugehen: Ambrosio schließt einen Pakt mit dem Teufel; die guten und bösen Geister kämpfen um die Seele des Opfers (Faust, 2. Teil, Schluß).

Der Schluß der Ahnfrau in der ersten Fassung klingt an den Schluß von Faust, 1. Teil, an.

Hauptmann (vorstürzend).
Schon zur Hölle?

Günther (. . . . flehend und vertrauend mit offnen Armen gegen Himmel blickend).
Schon bei Gott!

Vgl. Faust.

Mephistopheles. Sie ist gerichtet.
Stimme (von oben). Ist gerettet!

Noch etwas:

Die blutende Gestalt nimmt Abschied von Bernard und den Seinigen, denen nach manchem Unheil ein glückliches Ende zufällt.

S. 246. Lebt glücklich und zufrieden,
Auch mir ist Glück beschieden:
Die harte Wanderung ist nun vorbey,
Zwey Opfer feiler Wollust sind gerettet
Und Satan in der tiefsten Höhle (sic!) angekettet,
Lebt wohl, und segnet mich, und bleibt der Tugend treu.

Die Ahnfrau, schon der ersten Fassung, unvergleichlich stimmungsvoller:

Nun wohlan. Es ist vollbracht
Das Verbrechen ist entsühnet
Und der Sünde letzte Spur
Weggewaschen von der Erde
Sey gepriesen ewge Macht.

Ambrosio ist ein ebenso zweideutiger Schützling wie Jaromir; die blutende Jungfrau zählt ihn zu den „gesunkenen Geschöpfen", zu den „Gefallenen", so wie die Ahnfrau Jaromir einen „Verlorenen" nennt. Über die streitenden Geister am Schlusse der Vorlage herrscht vollkommene Klarheit; dort vertritt die „blutende Jungfrau" das gute Prinzip.

Vgl. S. 259. Satan (wüthend). Mächte der Hölle, unterstützt mich in meinem Unternehmen.
Jungfrau. Sie sind mit Ohnmacht geschlagen, wenn der Ewige wirkt.

Ist dies die „ewge Macht" Grillparzers?

4. Sonstige Übereinstimmungen mit der Quelle.

Soviel über die Geisterscenen; doch damit sind die Berührungspunkte zwischen Roman und Tragödie noch nicht erschöpft.

Es muß noch in Betracht gezogen werden: die Liebesgeschichte Bernard-Berthas; sowie die Geschicke der Beatrix (die Vorgeschichte). Vor allem ist Ambrosio in mancher Beziehung ein Urbild Jaromirs; endlich fehlt es auch nicht an episodenhaften Begebenheiten im Roman, die gelegentlich ihren Einfluß üben.

Was von Bernard zu Anfang des Romans erzählt wird, klingt im Lügenbericht Jaromirs durch, den dieser vorbringt, als er vor der Verlobung Aufschluß über seine Vergangenheit zu geben hat. Besonders ist der ausführliche Bericht der ersten Fassung in Betracht zu ziehen, der auf Anrathen Schreyvogels stark gekürzt wurde.

Bernard von Sonden ist Majoratsherr aus einer angesehenen, aber herabgekommenen Familie Deutschlands, entschließt sich aus der Heimat zu fliehen und bei Wallenstein in Böhmen Kriegsdienste zu suchen.

Die Familie Bernards „war ehemals reich und mächtig".
Vgl. aus Jaromirs Bericht (nach Vers 1098):

(Erste Fassung.) Und von Eschen ist der Name
Den mit Ruhm die Väter trugen —
. . . . . .
Hochberühmt war ihr Geschlecht,
Hochberühmt für Macht und Recht —

Jaromir giebt vor, daß seine Familie vom Rhein stamme.
Für den Glückswechsel zu vergleichen:

Ebenda. Arm und hilflos starb mein Vater,
Ich, als Jüngling, stand allein —

Jaromir sucht auf dieselbe Weise Abhilfe wie Bernard; beide haben „den Muth ihrer Ahnen geerbt".

Da beschloß ich fortzuziehen
Und das Vaterland zu fliehen
. . . . . .
Kunde ward mir, daß in Böhmen
Eifrig man zum Kriege rüste,
Ich beschloß mich einzufinden
Und ein neues Glück zu gründen.

Bernard führt sein Vorhaben wirklich aus und gründet ein neues Glück als Krieger Wallensteins.

Die zweite Fassung bringt dieselben Motive gekürzt, Vers 1117 ff.

Im Verlaufe der Erzählung betritt Bernard als Gast Schloß Lindenberg, wo er Bertha zum erstenmale erblickt und sofort lieb gewinnt. Seine Liebe ist aussichtslos, denn Bertha ist „zum Kloster bestimmt". Dies und die Eifersucht der Baronin Lindenberg drängen die Liebenden zur Flucht. Erst weigert sich Bertha, doch allmählich kommt sie zur Überzeugung, „Flucht allein sey ihr jetzt übrig".

Auch die Übereinstimmung von Nebenmotiven ist beachtenswert. Bernard gerät (1. Kapitel des Romans) in eine Räuberherberge und wird auf sein Zimmer gewiesen. Aus dem offenen Fenster belauscht er Räuber, die einen Mordanschlag gegen ihn besprechen. (Vgl. Jaromir zu Ende des 2. Aktes.) Die Baronin Lindenberg ist zufällig im selben Wirtshaus abgestiegen. Bernard kommt nochmals ins Gastzimmer hinab, um sich und die Baronin durch List und Entschlossenheit zu retten. Die Räuber merken aber seine Verwirrung. Nach der Ursache befragt, „schrieb er es der starken Ermüdung und dem Eindrucke der rauhen Witterung zu".

Vgl. Jaromir. Vers 717 ff. (in ähnlicher Lage):

Wie ich bin, vom Kampf ermüdet,
Von den Schrecken dieser Nacht,
Taug' ich wenig . . . . .

Die Baronin von Lindenberg wird von Bernard aus der Gewalt der Räuber gerettet, wie Bertha aus ähnlicher Gefahr (Bericht Berthas im 1. Akte). Auch die Baronin faßt eine Leidenschaft für ihren Retter.

Wenden wir uns nunmehr der Vorfabel des Romans zu.

Beatrix entflieht mit Siegmund aus dem Hause ihres Vaters (Sonden).

Siegmund von Lindenberg betritt unerkannt und unter fremdem Namen das Schloß seines Erbfeindes Sonden. Er erblickt Beatrix, die Tochter des Hauses, und alsbald erglüht er in Liebe für sie. Er will sie entführen, vorher kommt es mit ihr zu Auseinandersetzungen (Situation des 3. Aktes); er entdeckt ihr (also auch eine Entdeckung), „er sey aus dem Geschlechte der Lindenberger, seit

jeher die größten Feinde" ihres Hauses. Trotz dieser Entdeckung „giebt ihm Beatrix das Geständniß der Liebe zurück" (auch Jaromir gewinnt die Liebe Berthas wieder).

S. 73. .... da ich doch keine Hoffnung habe (sagt Siegmund), dich je vom harten Vater zur Gattinn zu erhalten, ist mir ach nur ein Mittel übrig, dich zu erlangen, und dieß ist Flucht nach meinem Schlosse (dasselbe gilt, ohne daß es ausgesprochen wird, für Jaromir), niemand ahnet wer ich sey, niemand würde auf meiner Veste dich suchen.

Auch Jaromir richtet seine Flucht nach seinem „Schlosse am fernen Rhein".

Vgl. für den Wortlaut

Vers 2008. Dorthin, wo mich Niemand kennt ...

In beiden Fällen derselbe Kampf, dasselbe Bedenken, dieselbe Entscheidung.

S. 73. (Die blutende Gestalt berichtet selbst.) „Es war hart den geliebten Vater zu verlassen, es war meinem verwahrlosten nach Liebe dürstenden Herzen noch härter, den Geliebten zu verlassen, noch widersprach ich anhaltend seinen Worten, und doch hatte mein Herz bereits beschlossen, den guten Vater durch meine Flucht dem Grabe nahe zu bringen.

Auch Bertha weigert sich nur mit halbem Herzen.

Vers 2018. Fliehen soll ich?
Vers 2020. Und mein Vater?

Der egoistischen Entgegnung Jaromirs:

Vers 2018 f. Kann ich bleiben?
Kann ich fliehen ohne dich?
und später Vers 2020. Weib, und ich?

steht in der Vorlage gegenüber:

S. 73. .... ich kann aber auch nicht leben ohne dir.

Für die Entscheidung vgl. S. 73:

Siegmund siegte endlich, ich willigte ein zu fliehen.

Ähnlich Ahnfrau (nach der Gegenrede Jaromirs):

Vers 2034. Jaromir. Du willst?
Bertha (halb ohnmächtig).
Ich will!

Diese Beziehungen erscheinen umso gesicherter, als auch Ereignisse des 4. Aktes auf die Vorgeschichte des Romans zurückgehen. Der Vater der Beatrix fällt in einer Fehde von der Hand Siegmunds. Sterbend wird er auf Schloß Lindenberg gebracht.

Beatrix „bebt zusammen", als sie ihren Vater unter den Gefangenen gewahrt; sie will „sich jammernd über ihn hinstürzen, Siegmund reißt sie weg".

Ähnlich das Verhalten Berthas, als Borotin sterbend auf die Bühne gebracht wird. Man hält sie zurück, sie reißt sich los; sie stößt einen Schmerzensruf aus und „stürzt an der Bahre nieder".

Was aber die angezogene Stelle dem Drama besonders nahe bringt, das sind die Seelenqualen, die der Sterbende zu erleiden hat. Siegmund bringt ihn aufs Schloß, „um ihn gänzlich zu Boden zu drücken". Die blutende Gestalt berichtet S. 75:

Mit einem lauten Schrey stürzte der Alte zusammen, als er mich in seines Feindes Armen liegen sah, dieß gab ihm den Todesstoß, er riß den Verband seiner Wunde los, ich will sterben, rief er, da ich meines Kindes Schande erlebt habe ....

Dem alten Borotin werden auf seinem Sterbelager noch erschütterndere Enthüllungen. Auch er wünscht sich den Tod.

Vers 2518. So begrabt mich denn, ihr Mauern ....
Vers 2578. Nimm denn auch dieß Leben hin ....

Der Zug vom losgerissenen Verbande findet sich:

Vers 2580 f. (Günther).

Gott! Es sprengen die Verbande!
Weh, er stirbt!

Nicht genug daran. „Siegmund ist grausam genug, ihn durch Erzählung, wie Beatrix geflohen ist, zu peinigen." In der Ahnfrau übernimmt Boleslav die Rolle des Peinigers, wenn auch ohne die böse Absicht Siegmunds.

Noch ein anderes Liebespaar scheint nicht ohne Einfluß auf die Ausgestaltung der Tragödie gewesen zu sein: Raimund-Johanna, und zwar sind hellere Töne auf diesen Teil der Vorlage zurückzuführen. Johanna ist eine geschickte Stickerin wie Bertha; sie weilt gern an „ihrer Stickrahme". Bertha nimmt die verhängnisvolle Schärpe, die sie eben fertig gestickt hat, vom Nähramen. Johanna hat einen Oheim Burkard, ein beachtenswertes Urbild Borotins. Seine Liebe und Fürsorglichkeit für Johanna, seine Höflichkeit, Gastfreundschaft und Ritterlichkeit finden wir in Borotin wieder.

Die einfache Liebesgeschichte der Vorlage hat gewisse Züge mit dem Bericht Berthas im 1. Akt gemein. Die Neigung erfaßt die Liebenden sofort bei der ersten Begegnung und wird in beiden Fällen verschwiegen. Der Grund des Schweigens ist in beiden Fällen außer jungfräulicher Scheu die Furcht, ihre Liebe werde Mißbilligung finden. Burkard und Borotin müssen die Neigung ihrer „Kinder" erraten. S. 151:

(Burkard.) Ich habe die Regungen deines Busens gelesen, noch bist du nicht geübt sie zu verhehlen, sie konnten meinem aufmerksamen Auge nicht entgehen.

Vgl. Ahnfrau Vers 193 (2. Fassung).

(Graf.) Glaubtest du, dem Vaterauge
Bleib' ein Wölkchen nur verborgen,
Das an deinem Himmel hängt? . . .

Beide ermuntern durch liebevolles Entgegenkommen das Vertrauen ihrer Schutzbefohlenen.

Burkard. (Ebenda.) . . . . komm zu mir mein Kind . . . . Fürchte dich nicht liebes Mädchen, sieh in mir den Freund wie den Oheim, und besorge keinen Vorwurf von mir.

Vgl. V. 199 f. (2. Fassung):

War ich je ein harter Vater,
Bist du nicht mein theures Kind?

Burkard handelt konsequenter. Er bemerkt das veränderte Wesen seiner Nichte und schreitet sofort gegen die aufkeimende Neigung ein, die er für aussichtslos hält. Borotin giebt vor, im Innern seiner Tochter gelesen zu haben, läßt aber ein halbes Jahr (Sommer bis Winter) verstreichen, ehe er ordnend eingreift.

Die Freier sind edler Abkunft, in beiden Fällen spielt Dankbarkeit mit: Raimund hat sich erfolgreich in Erbschaftsangelegenheiten für Johanna verwendet. Burkard „ergießt sich in Dankbarkeit". Dies ermutigt Raimund, seine Werbung vorzubringen; auf ähnliche Weise bringen Dankesäußerungen Borotins Bertha dazu, von ihrer Neigung zu sprechen. Johanna ist arm und ohne Freunde, wenn auch vornehmer Abkunft; Raimunds Verwandte aber „denken edel und uneigennützig"; endlich willigt Burkard bedingungsweise in die Verbindung mit Raimund ein. In der Tragödie fällt Jaromir die Rolle des vom Glück Verwaisten zu. Borotin denkt nicht minder vornehm, wie die Anverwandten Raimunds, doch will auch er Jaromir auf die Probe stellen.

Eine Stelle des 2. Aktes endlich mutet, gegen die Vorlage gehalten, wie eine poetische Paraphrase derselben an.

S. 152. (Burkard sich an Raimund wendend.) Ich bin alt, (1) meine Gesundheit ist im Abnehmen, (2) Gott allein weiß, wie bald er mich vor seinen Thron fordern mag. (3)

Vgl. Vers 1133 ff. (Späterer Zusatz):

Sieh, mein Sohn, ich bin ein Greis; (1)
Die Natur winkt mir zu Grabe, (2)
Und ein dunkel, dumpf Gefühl
Nennt mir nah des Lebens Ziel. (3)

Blutende Gestalt, ebenda (direct anschließend):

Meine Nichte ist dann ohne Freund und Schützer, (5) sie ist jung und unschuldig, unbekannt mit der Treulosigkeit der Welt, (2) . . . . . urtheilen

Sie also, wie sehr mich diese Aussicht für sie zittern läßt, (1) urtheilen Sie, wie sehr ich besorgt seyn muß, (3) jeden Umgang von ihr zu entfernen, der Leidenschaften wecken möchte, die noch in ihrem Busen schlafen. (4)

Vers 1137 ff. (Graf zu Jaromir). (Gleichfalls späterer Zusatz der 2. Fassung.)

Nie hab' ich dem Tod gezittert, (1)
Und auch jetzt schreckt er mich nicht.
Aber sieh dieß Mädchen, sieh mein Kind ....
Daß ich sie allein muß lassen
In der unbekannten Welt, (2)
Das macht mich dem Tod erblassen,
Das ist's, was so tief mich quält. (3)
(Besonders.) Sohn, auf dich ist ihrer Neigung
Schlaferwachtes Aug' gefallen; (4)
Du weißt ihren Werth zu schätzen,
Weißt zu schützen, was dir werth; (5)

Für den Wortlaut auch zu vergleichen:

Vers 806 f. Und Gefühle, die noch schliefen, (4)
Schütteln sich und werden wach.

An diese Worte Borotins schließt sich in der Ahnfrau die Verlobungsscene, in der Vorlage Raimunds formeller Antrag, der trotz aller Einwände Burkards zur Vereinigung führt.

Auch sonst noch könnte manche außer dem Zusammenhang stehende Einzelheit zum Vergleich herbeigezogen werden. Eine Motivengruppe darf man indes nicht ganz mit Schweigen übergehen: die Grete-Baptist-Episode, schon deshalb nicht, weil sie einen der Verknüpfungspunkte mit der Mandringuelle bildet. Baptist ist Räuber und seine Geschicke weisen bei allen Abweichungen — eine merkwürdige Ähnlichkeit mit denen Jaromirs auf.

Baptist freit um Grete. Vom Vater abgewiesen, zieht er in die Fremde. Nach sieben Jahren kehrt er zurück, „prächtig gekleidet" und beredet Grete zur Flucht. (Das Fluchtmotiv!) Grete läßt sich überreden wie Bertha. Sie ziehen „tief in den Forst". Dort entdeckt ihr Baptist, daß er zwar „mit Räubern in Verbindung stehe", aber von Blutschuld frei sei. (Die Entdeckung, das „Erkennungsmotiv".) Trotzdem liebt ihn Grete noch, sie glaubt seinen Worten. Einst bringt man ihn verwundet heim, ein Raubversuch an einem Officier ist ihm mißglückt. Nun „wird ihr alles klar" (Entdeckung), die Ruhe ihres Lebens hat ein Ende. Als sich eine günstige Gelegenheit bietet, verräth sie Baptist und flieht mit ihrem Sohn Theodor.

Die Baptist-Episode enthält die Vorgänge des 3. Aktes in den Hauptzügen. Ein Motiv daraus verwendet Grillparzer als Vorstadium der „Erkennung". Bertha schöpft den ersten Verdacht aus

der Verwundung Jaromirs am Arme (Anfang des 3. Aktes.) Vgl. Vers 1625 und Vers 1750.

Noch ein anderes wichtiges Motiv enthält die Geschichte Baptists: das Rettungsmotiv, das in der Tragödie Jaromir und Bertha zusammenführt. Auf seinen Wanderungen geräth Baptist unter Räuber (wie Bertha, vgl. den Bericht im 1. Akt); er hat sein Leben nur dem Umstande zu danken, daß die Tochter des Hauptmanns ihm ihre Neigung schenkt. (Vgl. die Errettung Berthas aus den Händen der Räuber, 1. Akt.)

Zum Schlusse der Specialuntersuchung kommen wir auf den Hauptheldeu des 2. Teiles des Romans zu sprechen, auf Ambrosio, dessen Geschichte vielleicht die überraschendsten und schlagendsten Übereinstimmungen mit der Handlung des Dramas bietet. Ambrosio hat manche Charakterzüge mit Jaromir gemein: die dunklere Seite in Jaromirs Wesen. Als Besitzer des Schlosses Stern und infolge seiner glänzenden Kenntnisse genießt er hohes Ansehen, doch ist er ein Heuchler und Schleicher. Er ladet Schuld auf sich und wendet alles daran, die Folgen dieser Schuld von sich abzuwenden. Er war ein Weiberfeind, spät erwacht die Leidenschaft in ihm und erfaßt ihn umso heftiger. Aus Versehen tötet er den Vater des Mädchens, das er liebt, das er später gewaltsam, mit Hilfe von Zauberkünsten entführt. In den „unterirdischen Grüften" des Schlosses Stern, wohin er sich geflüchtet hat, als seine Schuld ruchbar wird, nimmt man ihn fest, und nur durch das Einschreiten übersinnlicher Mächte entgeht er dem Schafot. Man staunt! Ist das nicht die Geschichte Jaromirs ohne das Räubermotiv! Es ist nicht verwunderlich, daß die Übereinstimmungen sich auch auf Einzelheiten erstrecken.

Mathilde, ein weiblicher Dämon, beunruhigt das Herz Ambrosios zuerst. Die sinnlich schwüle Atmosphäre, mit welcher Mathilde ihr Opfer umgiebt, um seine Leidenschaftlichkeit zu erwecken, erinnert deutlich an die Stimmung jener Sommernacht, die Bertha in die Arme Jaromirs führt. Bertha fällt die Rolle Ambrosios zu: dieser wird in die Netze Mathildens verstrickt, wie Bertha in die Geschicke des Räubers.

Eine rätselhafte Neigung für Mathilde, die sich, als Diener verkleidet, in das Haus des Weiberfeindes eingeschlichen hat, erfaßt Ambrosios Herz. Zur Nachtzeit wird er von unwiderstehlicher Unruhe ergriffen, es drängt ihn ins Freie, auf den Balkon, in den Garten. S. 121 f.:

Ueppig schmückten ihn die auserlesensten Blumen ..... Jetzt erhöhte die Nacht (1) noch den Zauber des Ganzen. ..... ein sanftes Lüftchen (2) wehte den Duft der Orangeblühten (3) die Alleen her, und die Nachtigall strömte ihren melodischen Gesang (7) aus den Dickigt einer künstlichen

Wildniß. (6) Nach dieser richtete Ambrosio seinen Schritt. ..... In sich selbst versenkt (4) nahte er sich diesem Platze. Die allgemeine Stille (5) hatte sich seinem Herzen mitgetheilt, und eine wollüstige Ruhe (4) verbreitete eine angenehme Mattigkeit über seine Seele.

Man halte dagegen:

Vers 220 ff. Wie in einer Sommernacht (1)
Ich dort in dem nahen Walde
Mich lustwandelnd einst erging
Und, vom Schmeichelhauch der Lüfte, (2)
Von dem Duft der tausend Blüthen (3) [im Walde!]
Eingelullt in süß' Vergessen, (4)
Weiter ging als je zuvor.
Wie mit Einmal durch die Stille (5) (später: Nacht).

Desgleichen Vers 231 ff. (vom Spiel Jaromirs):

Girrend bald gleich zarten Tauben
Durch die dichtverschlungnen (früher: dichtbewachsnen) Lauben, (6)
Bald mit langgedehntem Schall
Lockend gleich der Nachtigall. (7)

Mathilde ist eine ebensolche Meisterin im Spiel wie Jaromir. S. 140 heißt es:

Man sah wohl, „wie vollkommen sie ihr Instrument in der Gewalt habe. (2) Die Melodie, die sie spielte, war sanft und klagend. (1)

Vgl. Vers 229 f. (vom Spiel Jaromirs):

Klagend, seufzend (sp. stöhnend), Mitleid heischend (sp. flehend), (1)
Mit der Tonkunst ganzer Macht. (2)

Die Wirkung des Spiels ist ähnlich:

Ambrosio fühlte eine süße Wehmuth sich über sein Herz verbreiten

Vers 238 f. (von Bertha):

Wie ich so da steh' und lausche,
Ganz in Wehmuth aufgelöst —

Mathilde spielt die Harfe wie Bertha:

S. 168. „Durch Musik und angenehme Unterhaltung" will sie Ambrosio „die Stunden verkürzen".

Vgl. Vers 288 ff.:

(Graf.) Doch jetzt, Bertha, nimm die Harfe,
Und versuch' es, meinen Kummer
Um ein Stündchen zu betrügen —

Vgl. ferner S. 140:

Mathilde holte die Harfe .... sie griff einige laute kriegerische Accorde .... Ambrosio .... schwieg und blickte mit hell (halb?) geschlossenen Augen vor sich hin. Mathilde glaubte er schlafe.

Vgl. Ahnfrau: Bertha nimmt die Harfe (früher: und spielt). Bald nach den ersten Akkorden nickt der Alte und schlummert ein.

Im Roman folgt auf das Spiel ein Monolog Mathildens:

S. 140. „Ha, er schläft, ... er schläft, und ich kann mich ungestört dem Kummer überlassen.

Der Monolog Berthas begann in der ersten Fassung: Ach er schläft!

Und wie der Monolog der zweiten Fassung von Jubel überströmt, so war jener voll unbegründeten Kummers:

Verrätherische Saiten
Könnt ihr Andern Ruh bereiten,
Und laßt trostlos dieses Herz
Hilfreich wiegt ihr fremden Kummer 2c.

Mathilde teilt mit Bertha den Zug, daß die Äußerungen ihrer Liebe leidenschaftlich sind, und daß sie dem Geliebten Kälte vorwirft. Nicht ohne Grund, denn Ambrosio wird ihr untreu und verfolgt Johanne mit seinen Liebeswerbungen. Zweimal schleicht er sich in Johannens Kammer. Beidemal wird er von Burkard, ihrem Oheim, überrascht. Das erstemal schon ist er nichts weniger als zurückhaltend. „Er setzt sich neben sie"; „schließt sie in seine Arme und drückt glühende Küsse auf ihren Mund." Da tritt Burkard unerwartet ein; sein Erstaunen kennt keine Grenzen.

Eine ähnliche Überraschung spielt sich im 2. Akte ab.

Bei Vers 950. Jaromir (sitzend, an ihre Brust gelehnt).

Vers 956. Lieg' ich so in deinen Armen.

„Der Graf kömmt" und gibt seinem Befremden Ausdruck (Vers 962 ff.).

Als Burkard ein zweites Mal Ambrosio dabei betrifft, wie er nachts in das Schlafzimmer Johannens gedrungen ist, kommt es zu den bösen Auseinandersetzungen, die mit dem Tode Burkards enden. Dieser Begenheit entspricht der Tod Borotins. Beide Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Johanna wird von den schlimmsten Ahnungen beängstigt, als sie von Burkard, ohne es doch wissen zu können, zum letztenmal Abschied nimmt. Bertha bekundet einen ähnlichen Gemütszustand im Monolog des 2. Aktes, ihre Unruhe ist begründeter, sie weiß ihren Vater in Gefahr.

„Trostlosigkeit senkt sich in Johannens Busen"; ihr „Herz ist voll Bitterkeit"; Bertha fühlt sich der „Verzweiflung Preis gegeben und der Sorge Natterzahn".

S. 196. .... sie (Johanne) fühlte sich so beklommen beym Abschiede. .... Es dünkte sie, alle ihre Aussichten seyen mit Nacht umhüllt.

Vgl. für Bertha Vers 1520. Wie bezähm' ich diese Angst,
Wie bezähm' ich dieses Bangen —

Vers 1525. Es verhüllen sich die Sterne,
Es erlischt des Tages Licht — (zuerst für den 1. Akt bestimmt).

S. 196. .... und eine geheime Ahnung sagte ihr, sie würden sich nie wieder sehen ....

Vers 1531 ff. O, ich kenn' dich, finstre Nacht,
Ahne, was du mir gebracht.
Muß ich's vor die Seele führen!
O, es heißt, es heißt verlieren 2c.

In der 1. Fassung gleichfalls im Monolog des 1. Aktes. Dort lauten die ersten zwei Verse:

Ich erkenn' dich schwarze Nacht
Ahnde was du mir gebracht.

Der Stelle „und die Welt enthalte nichts, warum es der Mühe zu leben lohne" entsprächen die Ausführungen:

Vers 1539 ff. Wohin seid ihr, goldne Tage 2c.

Endlich ist noch die Übereinstimmung der Bühnenweisung mit den Schlußworten der angezogenen Stelle merkwürdig.

S. 196. Sie sank in einen Sessel, stützte den Kopf auf ihren Arm, und starrte mit leeren Blicken den Boden an ....

Erste Fassung. Setzt sich in den Stuhl, die Stirne in die Hand gestützt.
Zweite Fassung [Zu Anfang des 3. Aktes.]:
Bertha sitzt am Tische, den Kopf in die Hand gestützt.
(Sinkt in ihre vorige Stellung zurück.)

Der Tod Burkards enthält dramatische Motive von packender Wirkung, die Grillparzer bei Ausgestaltung des nämlichen Motivs wohl förderlich sein konnten. Ambrosios, des Übelthäters, krankhafter Ehrgeiz scheut ebenso sehr die Entdeckung seiner Schuld wie der Räuber Jaromir. Beide begehen den Mord, um sich vor Schmach zu retten.

Burkard will „den Elenden schrecklich entlarven", „alle seine (Ambrosios) Thaten sollen offenbar werden". Ambrosios Flehen ist vergeblich; Burkard „ruft um Hülfe".

S. 203. Ambrosio „versuchte zu entwischen, aber Burkard ereilte ihn noch, ehe er die Thüre öffnen konnte."

„Keinen Versuch zu entfliehen!" rief er. (2)

S. 204. Jetzt erinnerte er (Ambrosio) sich, zur Vorsicht einen Dolch zu sich genommen zu haben, (1) er hoffte, den Alten durch dessen Anblick zu schrecken. Schnell zuckte er ihn: „Du bist des Todes!" rief er .... Burkard kannte sich vor Wuth nicht, seine Schwäche vergessend, stürzte er gleich einem Rasenden auf Ambrosion, (4) strauchelte, — ach! und fiel in dessen vorgehaltenen (3) Dolch. Der Stahl traf sein Herz; (7) — ohne Laut (5) sank er zu Boden. (6)

Jaromir hat zu Ende des 3. Aktes „aus Vorsicht" einen Dolch zu sich genommen wie Ambrosio. (1) Als ihn nun Borotin ergreifen will, (2) um ihn der Bestrafung auszuliefern, kommt es zur Gewaltthat ganz ähnlich wie in der Vorlage.

Der Kampfbericht des Hauptmanns steht der angeführten Stelle am nächsten.

Vers 2323 ff. Euer Vater stand der Nächste,
Und mit vorgehaltnem (3) Degen
Stürzt er jugendlich verwegen
Nach dem Räuber in den Gang. (4)
Da ertönt ein matter Schrei, (5)
. . . . . .
Euer Vater liegt am Boden (6)
Ohne Leben, ohne Odem,
. . . . . .
Einen Dolch in seiner Brust. (7)

Ambrosio ladet noch eine zweite Schuld auf sich. Johanna will ihm in den „unterirdischen Grüften" entfliehen, er verfolgt sie mit gezücktem Dolche. Die Schilderung dieser Begebenheit hat augenscheinlich auf den Bericht Jaromirs vom Tod Borotins eingewirkt.

S. 242. Da ..... sah er (Ambrosio) Johannen schnell fortschlüpfen (5), und mit der Geschwindigkeit eines Pfeils dem Geräusche entgegen eilen (1). (Die Befreier nahen.) Aber Ambrosio verfolgte sie (2) .... Umsonst verdoppelte Johanne ihre Schnelle, umsonst strengte sie jede Nerve aufs äußerste an, mit jedem Momente drängte sich ihr Feind näher, dicht hinter ihr hörte sie seine Tritte, und schon fühlte ihr Nacken die Wärme seines Athems (3) .... Ambrosio holte sie ein (4), seine Hand hatte sich mit dem Dolche gehoben, mit von Grimm (6) funkelnden Augen stieß er nach der Unglücklichen. (Im letzten Augenblick wird Johanne von der blutenden Gestalt gerettet.)

Man halte dagegen Vers 2683 ff. (Jaromir):

Als ich fliehend in den Gang, (1)
Der Verfolger nach mir sprang, (2)
Schon sein Athem mir im Nacken, (3)
Jetzt mich seine Hände packen .... (4)

Man vergleiche auch aus dem Berichte des Hauptmanns:

Vers 2318. Und nach einem jener Gänge ....
Vers 2322. Sahn wir einen Schatten fliehn. (5)

Beide verüben ihre That im Grimm (6).

Vgl. Vers 2691 ff. Aber rasch, mit neuer Gluth,
Flammt empor die Räuberwuth
Und ruft ungestüm nach Blut.

Auch Jaromirs Tirade mit dem Schlusse:

Vers 3245 f. Und der Nächste meinem Herzen
Ist der Nächste meinem Dolch

scheint eine Reminiscenz an diese Begebenheit zu sein.

Endlich könnte auch der 3. Akt hier zum Vergleich herbeigezogen werden; auch er enthält eine Entlarvung. Beide Stellen haben gemein, daß der Schuldige durch ein in der Entrüstung zugeschleudertes Wort vernichtet wird.

S. 202. Burkard: „O du heuchlerisches Ungeheuer!"
Vers 1808. Bertha: „Räuber."

Die Wirkung des Mordes auf Thäter und Betroffene ist die nämliche.

Johanne findet beim Erwachen „Burkards entseelten blutigen Körper".

S. 206. „Gott! welch ein Anblick .... mit lautem Geschrey stürzte sie zu Boden." (Johanne verfällt in schwere Krankheit), „sie sank von einer Ohnmacht in die andere."

Vgl. Vers 2337. Gott! mein Vater!
Bei Vers 2340. ... an der Bahre niederstürzend.
Bei Vers 2523. (in Ohnmacht sinkend).

In der ersten Fassung bei Vers 2581 (Bertha an der Leiche ohnmächtig hinstürzend).

Der Zug in der Quelle: „Sie drückte den Leichnam an sich" erinnert an Vers 2386.

Seht, ich klammre mich an Euch ....

Nach vollbrachter That bemächtigt sich der Übelthäter die gleiche bange Angst; ihre Phantasie beschäftigt sich unablässig mit der verübten That.

Wo sich Ambrosio hinwendet, scheint ihm der Leichnam im Wege zu liegen. (1)

All das Ringen Jaromirs kann den Todesschrei Borotins nicht übertäuben. Beim Anblick des blutenden Leichnams, der „eine Wunde auf dem Herzen" trägt, ruft er aus:

Vers 3098 ff. Ist es — Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit,
Oder spiegeln diese Augen
Nur des Innern wirre (sp. dunkle) Bilder (1)
Statt der lichten Außenwelt?

Die Geisterwelt wird in Anspruch genommen. Ambrosio wähnt „Legionen von Gespenstern setzen sich seiner Flucht entgegen"; „Geister, bleich wie Mondenglanz, wirbeln sich im Ringeltanz", da Jaromir die Frevelthat begeht; und nachdem er erfahren, daß der Erschlagene sein Vater sei, „schweben schwarze Schreckgestalten vor seiner Stirn und winken ihm ein gräßlich Ja"; „Teufel zogen ihn zur That".

Ambrosio wird von „marternden Gedanken" gepeinigt; er „verjagt die furchtbaren Bilder" seiner Phantasie. Jaromir ruft zu Beginn des großen Monologes aus: „Fort, ihr marternden Gedanken!" und staunt, daß ihn das „leichte Spiel loser Bilder erschüttere."

Besonders beachtenswert ist aber folgender Umstand. Mathilde, der weibliche Dämon, sucht durch Sophistereien die Schuld Ambrosios zu vermindern; ähnliche Sophismen legt der Dichter Jaromir selbst in den Mund.

S. 205. .... als sie ihn (Ambrosio) etwas beruhigter und geneigter sah, ihre Gründe anzuhören, fing sie an, seines Fehltritts in mildern Ausdrücken zu

erwähnen, und ihn zu bereden, er sey minder strafbar als er sich selbst zu glauben scheine; sie stellte ihm vor, er habe sich nur des allgemeinen natürlichen Rechts der Selbsterhaltung bedient, und sey, so zu sagen, an Burkards Tode gar nicht Schuld, da er selbst, blind vor Wuth, in seinen Dolch rannte.

Vgl. Vers 2663 ff. Ha, und wenn ich ihn erschlug,
Ihn, der mich erschlagen wollte,
Was ist's, daß ich zittern sollte?
Hat die That nicht Grund genug?
Hab' ich ihm den Tod gegeben,
War's in ehrlichem Gefecht,
Ei, und Leben ja um Leben,
Spricht die Sitte, spricht das Recht!

Ähnliches bringt Vers 2981 ff.

Ha, gethan! — Hab' ich's gethan?
Kann die That die Schuld beweisen, —
Muß der Thäter Mörder sein? ꝛc.

Auch die blutende Gestalt wirft sich am Ende des Romans zum Verteidiger Ambrosios auf.

S. 260. (Satan und die blutende Gestalt kämpfen um die Seele Ambrosios.)

Geist (Satan). Schon zückte er (Ambrosio) den Dolch.

Jungfrau (blutende Gestalt). . . . und wer hinderte diese That (es handelt sich um den Mordversuch an Johanne).

Geist. Also war doch der Wille dazu da.

. . . . . .

Er mordete Burkarden, dazu habe ich ihn nicht verleitet.

. . . . . .

Jungfrau. O du bist schlau genug, um den vorsetzlichen Mord von dem zufälligen unterscheiden zu können.

Jaromir macht ähnliche Unterscheidungen.

Vers 3002 f. Ja, der Wille ist der meine,
Doch die That ist dem Geschick . . .

Vers 3008 f. Unsre Thaten sind nur Würfe
In des Zufalls blinde Nacht —

Jaromir läßt seine That für „vorsätzliche" Notwehr gelten und legt den „zufälligen" Vatermord dem Schicksal zur Last.

Johanne wird nun dem Ambrosio „ein Gegenstand des Abscheus", von Mathilden aber „zur Fortsetzung dieser Liebe ermuntert", entbrennt er leidenschaftlicher denn zuvor.

S. 205. Gleich als hätten die Verbrechen, zu denen ihn bereits seine Leidenschaft verführt hatte, nur die Heftigkeit seiner Liebe vermehrt, sehnte er sich jetzt mehr als jemahls nach Johannens Liebe.

Ganz ähnlich verhält sich Jaromir; erst werden die „weichlichen" Gefühle durch die Gewissenskämpfe verdrängt; zum Schlusse des Monologes steigern sie sich zu wahnwitziger Leidenschaftlichkeit.

Vers 3137 ff. Und wenn sie, sie, die ich liebe,
Liebe? — Nein, die ich begehre,
Wenn sie meine Schwester wäre,
Woher diese heiße Gier,
Die mich flammend treibt zu ihr? ꝛc.

Was aber den durchgeführten Vergleich gewissermaßen krönt, das ist die Übereinstimmung der Schlußkatastrophen. Im Roman, wie im Trauerspiel, laufen hier mannigfaltig verzweigte Fäden zusammen. In den „unterirdischen Gewölben" wird Ambrosio von den „Rächern" gefangen genommen. Ja, der Erzähler, der nicht genug Spannung aufhäufen kann, bringt seinen Helden noch zweimal in äußerste Bedrängnis. Ambrosio liegt im Kerker, die Henker nahen, Satan entführt ihn „in die Lüfte": endlich zum drittenmal auf der Höhe des Wischehrad: Satan will Ambrosio „an den Felsen der Moldau zerschmettern". Im letzten Augenblick wird dieser durch das Eingreifen der blutenden Gestalt (!) gerettet.

Wie eigenartig auch Grillparzer seinen Stoff gestaltet, von jeder dieser Situationen verwendet er mit sicherem Blick, was ihm brauchbar erscheint. Ich übergehe hier viele Einzelheiten, um die Hauptsache besser hervortreten zu lassen.

Ambrosio flüchtet „in die Grüfte", dann „tiefer hinein" in eine durch einen Stein verschließbare Höhle; Jaromir versteckt sich in den „Außenwerken", dann in der Gruft. Durch diese Gewölbe, über Treppen ins Innere verfolgt Eberhard, einer der Führer „der Rächer", eine Flüchtige und sieht sie „im Dunkel verschwinden": so sieht es der Soldat „an dem Gruftfenster blinken", durch das sich Jaromir mit knapper Not gerettet hat.

In den unterirdischen Gängen findet Mathilde nach langem Suchen Ambrosio. Sie sagt:

S. 241. . . . ich benützte die Verwirrung, und eilte her dich vor der Gefahr zu warnen (in dieser Beziehung gleicht sie der Ahnfrau).

So sucht Boleslav den „theuern" Jaromir in den verfallenen Außenwerken. Vgl. den wörtlichen Anklang in

Vers 2752. Doch benützend die Verwirrung
Vers 2755. Sucht' ich Rettung und entsprang.

Ja selbst dieser Boleslav hat ein Vorbild: den „Sterbenden", der gleichfalls die Rolle des Enthüllers spielt; die Häscher spüren ihn auf, wie die Soldaten im 2. und 4. Akt den Boleslav. Er war Räuber, hielt sich zeitweise in den Ruinen bei Stern verborgen, sein Vater „besaß (!) den Palast, unter dessen Ruinen er stirbt".

Als Theodor in die unterirdischen Grüfte dringt, „bemächtigt sich ein geheimer Schauer seiner jungen Seele". Jaromir sagt, als

er das Grabgewölbe betritt: „Schauer weht von diesen Wänden." Ambrosio hört „den Wiederhall an den Wölbungen der Gruft". Vgl. Jaromir: Vers 3192 ff.

Ambrosio sieht, als er zu Johannens Behausung schleicht, einen Lichtstreif vor sich, der „ihn immer dahin lenkte, wo der Weg zu Johannens Wohnung führte"; vor Jaromir „zieht sich ein schwarzer (zuerst: dunkler) Streif auf dem Wege (später: Boden) hin"; „er muß seine Spur treten." Ambrosio wird beim Betreten der Gruft an seine Mordthat erinnert; vgl. Vers 3206 ff. die Stelle „Mörderhand" ꝛc. Ambrosio will sich „durch den Anblick Johannens erholen"; ähnlich Jaromir: Vers 3208 f.

Possen! — Fort! Gebt euch zur Ruh,
Fort, es geht der Hochzeit zu!

Ambrosio befindet sich in den Grüften nicht allein; außer Mathilde ist noch Johanne da, die in einer Kapelle als tot beigesetzt worden ist und die Ambrosio geraubt und dahin gebracht hat. Das Erwachen Johannens aus ihrem tiefen Schlaf erinnert an den Monolog Berthas zum Schluß des 4. Aktes: das Emporrichten, die wirren Blicke, der schwere Kopf. Beide haben Mühe, sich auf das Geschehene zu besinnen.

Johanne will ihre „zerrüttete Phantasie in Ordnung bringen". .... „Wo bin ich?" sagte sie abgebrochen.

Auch Bertha findet sich nicht mehr zurecht, ihr Verstand bleibt zerrüttet.

Ambrosios Leidenschaft wird durch die Örtlichkeit nicht gezügelt; die Gruft erscheint ihm „eine Rosenlaube der Liebe", er will Johanne umschlingen. Doch entschlossen ruft sie ihm entgegen: „Zurück, Ambrosio — zurück."

Ebensowenig mäßigt sich Jaromir in der Gruftscene, er will die Ahnfrau „umfangen" (erste Fassung: umschließen). Auch sie sucht ihn mit ihrem eintönigen „Kehr zurück" zur Besinnung zu bringen.

Noch ein Berührungspunkt im Dialog darf nicht übergangen werden. Wie Johanne den Gebrauch ihrer Sinne wiedererlangt, erschüttert sie Ambrosio mit der Frage: „Wo ist mein Oheim?"

Vgl. der Ahnfrau dreimaliges: „Wo ist Dein Vater?"

Die Verfolgung wird schon in der Quelle mit rastloser Energie und planmäßig betrieben, „die Grüfte sind voll Bewaffneten, man durchsucht alle Gänge". Die Verfolger werden in beiden Fällen als eine Art Chor der Rache aufgefaßt. „Bernard wird das Geschäft der Rache." Der Hauptmann will das „entsetzliche Verbrechen rächen": „an jedem Ort soll den Thäter die Rache erreichen".

Als die Verfolger nahen, ruft Mathilde aus:

S. 242. „Horch, — horch — hörst du die Rächer Ambrosio? sie kommen und nahe ist dein Verderben."

Später Satan im Gefängnis, als die Henker nahen:

S. 254. „Horch! sie kommen."

Gleich darauf: Ambrosio selbst.

S. 255. „Horch sie kommen, o rette, rette mich!"
Vers 3285. (Ahnfrau.) Horch (früher: hör'), sie kommen!

Mathilde mahnt zur Flucht wie die Ahnfrau.

Vgl. Vers 3288. (Ahnfrau.) Flieh, entflieh! noch ist es Zeit.

Und für die gemeinsame Flucht:

S. 243. „Komm — komm" rief er hastig, — und sie flohen fort, hinter ihnen her die Bewaffneten.

Vers 3259. (Jaromir.) Komm mit mir! hinaus ins Freie!
Vers 3289. (Jaromir.) Bertha, hierher, meine Bertha.

Später drängt Satan wie Mathilde und die Ahnfrau:

S. 254. Entschließe dich, bald wird es zu spät seyn.

Selbst der Effekt mit den Thüren, die der Reihe nach geöffnet werden, findet sich in der Vorlage. Ambrosio ist im Kerker, die Häscher nahen.

S. 255. In diesem Augenblicke war der Riegel der äußern Thüre aufgeschoben, der Gefangene hörte das Rasseln der Ketten und die Henker über die Treppe herabkommen . . . . . .
Jetzt drehte sich schon der Schlüssel in der Kerkerthüre, und ein Schloß um das andere rollte weg.

In der Ahnfrau dringen die Verfolger gewaltsam ein. (Vgl. Schiller, Wallensteins Tod, 5. Akt.)

Nach Vers 3284. (Man hört eine Thür aufsprengen).
Nach Vers 3288. (Eine zweite Thür wird eingesprengt).
Endlich nach Vers 3302. (Die Thür wird aufgesprengt).

Der Gefangennahme Ambrosios geht ein Augenblick der höchsten Spannung voraus, der dem Schluß der Tragödie vollständig entspricht. Ambrosio verfolgt Johanne, die blutende Gestalt tritt zwischen sie; im selben Augenblick naht Eberhard mit Soldaten (dem Hauptmann vergleichbar).

S. 243. Plötzliches Erstarren durchfloh Ambrosios Glieder; „Eberhard bebte zurück bey dem Anblicke der verschleyerten mit Blut befleckten Jungfrau. Schauer durchfloh ihn, obschon er ihr Gesicht nicht sehen, ihre geistige Gestalt nicht ahnen konnte."

Dieselbe Situation im Drama!

Die Ahnfrau steht zwischen Jaromir und der aufgebahrten Bertha.

Hauptmann und Soldaten stürzen herein .... Alle bleiben erstarrt an der Thüre stehen.

Durch diese Erstarrung gewinnt die Ahnfrau Zeit, ihre Sendung würdig zu vollenden. Ambrosio benützt die gebotene Galgenfrist zur Flucht ins Innere.

Endlich wird Ambrosio festgenommen: „die Bewaffneten nahten und stürzten in die Höhle".

S. 244. .... er wehrte sich verzweiflungsvoll, verwundete Einige, aber man ergriff ihn, und riß ihn zu Boden.

Der Bericht des Soldaten 3. Akt, Vers 1763 ff. klingt an diese Kampfesscene an. Dem Soldaten fällt die Rolle Ambrosios zu.

Wie ich mich verzweifelt wehrte;
Mußt' ich dennoch auf die Erde.

Ambrosio wird schließlich von übersinnlichen Wesen gerettet, erst von Satan, dann von der blutenden Gestalt; die Ahnfrau entzieht Jaromir der weltlichen Justiz durch den Tod.

Das dürften in den Hauptzügen die Beziehungen des Dramas zu der Quelle sein. Die angewandte Mühe wäre hinreichend belohnt, wenn aus dieser Untersuchung auf die Arbeitsweise Grillparzers im besonderen und des Genies im allgemeinen Schlüsse gezogen werden könnten. Doch auch zur Aufklärung dunklerer Stellen im Stücke dürfte dieser Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Tragödie förderlich sein. Für das Wesen der Ahnfrau wurde dies schon oben angedeutet. Hier noch ein Beispiel für viele. Folgender Umstand erscheint als Widerspruch in dem Drama: Borotin, der früher Verstorbene, ist in der Kapelle aufgebahrt; Bertha aber in der Gruft. Wie kommt dies? Wohl, weil Grillparzer die Gegenwart der Leiche für den Schlußeffekt brauchte. Der Vergleich mit der Quelle giebt noch einen anderen Aufschluß. In ihr findet sich derselbe Umstand, aber mit der Erklärung:

S. 208. Die Hauswirthin ist zu scheu, zwei Leichen so schnell in ihrem Hause zu haben und zu dulden.

Ambrosio giebt ihr den Rat, Johanne in der nächsten Kapelle beizusetzen.

So werden noch andere Widersprüche durch die Quelle gelöst. Darauf hier näher einzugehen, würde zu weit führen.

Eines aber ist sicher. Eine Arbeit wie die vorliegende war ein Bedürfnis, weil sie die Grundlage bildet für die Untersuchung ander-

weitiger Einflüsse auf die Dichtung, die ja bekanntermaßen mannigfaltig wirksam waren. Sie weist nach, was der Dichter an Motiven in der Quelle vorfand, sie ist also, wenn sie den Anforderungen entspricht, der Ausgangspunkt, die unentbehrliche Vorarbeit für eine Entstehungsgeschichte der Ahnfrau.

Aus dem Nachlasse Chr. D. Grabbes.[1])

Mitteilungen von Robert Hallgarten in München.

II.

Die zweite unveröffentlichte Grabbesche Schrift, die sich in Hartenfels' Nachlasse vorfand, ist eine Kritik über Goethes „Briefwechsel mit einem Kinde".

Grabbe hatte das Buch von Immermann erhalten, dem er am 5. Mai 1835 schreibt: „Die Bettina giebt ein äußerst unterhaltendes Werk; ich habe bis zum 3ten Teile des Buchs in das Buch hineingelesen. Ich weiß aber nicht, das Weib selbst, welches seine Briefe herausgiebt, kann mich belehren, interessieren; aber persönlich wär' und bliebe sie mir Gräuel." Nicht freundlicher lautet sein Urteil über Bettina in einem wenige Tage später geschriebenen Briefe: „Ich habe bei dem Briefwechsel der Bettina an Menschenkenntniß gewonnen; Sie oder ich könnten so ein Geschöpf einmal für's Drama gebrauchen. Aber —"

Die Kritik scheint unmittelbar aus der Lektüre des Buches hervorgegangen zu sein.

Grabbe schickte sie an Duller und bat ihn, die Kritik — anonym — in den „Phönix" zu bringen: „So wie die Sache jetzt ausgearbeitet ist, hat der Hartenfels mehr Theil daran, als ich:" schreibt Grabbe.[2]) „Weder er noch ich, wünschen mit Göthes Jüngern eher anzubinden, als bis ihre Visire von ihren Dummheiten gehörig eingerostet und mürbe gemacht sind. Ein kleines Honorar wäre dem Herrn Hartenfels, er thue, wie er wolle, auch lieb" u. s. w. Wie Duller schreibt, war die Kritik, „aus welcher Grabbes Ärger, über alles, was Götzendienst hieß, in jeder Zeile hervorblitzte," aus Schicklichkeitsgründen nicht zu veröffentlichen. Der Censor würde

[1]) Vgl. oben S. 547 ff.
[2]) Duller, S. 74. Blumenthal 4, 587.

sich sonst genötigt gesehen haben, gerade das Charakteristische an dem Aufsatze zu unterdrücken.[1])

Die Kritik, wie sie jetzt vorliegt, scheint nicht die „gemäßigte" Hartenfelssche Ausgabe zu sein. Denn sie strotzt noch von ziemlich derben, persönlichen Ausfällen. Das 12 Seiten in Aktenformat starke Manuskript der Kritik ist offenbar nicht von dem Dichter niedergeschrieben. Eine Reihe von Bleistiftanmerkungen rühren dagegen von Grabbe selbst her. — Grabbes Stellung, die er in dieser Kritik einnimmt, möge hier kurz erklärt werden.

Es ist bekannt, welche Wirkung das Buch Bettinas bei seinem Erscheinen ausübte. Carrière vergleicht die Wirkung der eines glänzenden Meteors. Sehr bald aber trat ein Rückschlag ein, bei vielen wohl unter dem Eindrucke, daß nicht alles in dem Buche den Thatsachen entspreche; bei manchen auch nicht aus Gegnerschaft gegen Bettina und ihr Werk, sondern aus mehr oder minder versteckter Abneigung gegen Goethe.

Zu den Guten, für die Bettina das Buch bestimmt hat, gehört Grabbe am allerwenigsten.

Immermann[2]) spricht einmal davon, daß Grabbe ganze Gebiete der menschlichen Bestrebungen verschlossen blieben, daß er sich gegen die höchsten Erscheinungen oft verstockt hielt. So seien ihm Shakespeare und Goethe ziemlich gleichgiltig gewesen.

Aber Grabbe zeigt gegen Goethe nicht allein Gleichgiltigkeit, sondern unverhüllte Abneigung. In seinen Briefen finden sich verschiedene, zum Teil sehr abgeschmackte Stellen über Goethe. Interessant ist, daß er dabei schon früher, wie manche seiner Zeitgenossen, mit seiner Abneigung gegen Goethe für Schillers Andenken zu wirken glaubte.

Ein wichtiges Dokument über seine Beurteilung der beiden Dichter ist uns verloren gegangen: eine für Herloßsohn bestimmte Rezension über den Schiller-Goetheschen Briefwechsel oder vielmehr „eine Abhandlung über meine Zeit und Schiller und Goethe", eine Studie, die Grabbe in den Briefen an Kettembeil mehrfach erwähnt.[3])

Übrigens wäre diese Kritik jedenfalls ein noch bei weitem unerfreulicheres Zeugnis von Grabbes feindseliger Verbitterung gegen Goethe, als die vorliegende. Vermutlich hat er schon damals den

[1]) Auch heute stehen der Veröffentlichung dieser Kritik noch gewisse Bedenken entgegen, die aber schließlich der Erwägung weichen mußten, daß Bettinas theures Andenken über jede Beleidigung weit erhaben, das Schriftstück aber für den Verfasser und seine Zeit viel zu charakteristisch sei, als daß es für immer in der Verborgenheit bleiben sollte. A. S.

[2]) Werke, Hempel 19, 34.

[3]) Blumenthal 4, 453. 456. 459.

häßlichen Vorwurf wegen des Honorars für diesen Briefwechsel gegen Goethe erhoben, den er in der Kritik über Bettinas Buch ziemlich unverblümt ausgesprochen hat.

Mit einem vorgefaßten Urteil gegen Goethe ging Grabbe an die Kritik über Bettinas Buch, und seine Hiebe fallen ebenso scharf auf den „Götzen" wie auf den „Götzendiener" und Alle, die ihm nahe stehen. Dabei wird natürlich auch der Mann „mit der fleißig aufgehobenen Maske", wie Grabbe witzig sagt, nicht verschont, Fürst Pückler, dem Bettina das Buch gewidmet hat. Die litterarischen Anspielungen bedürfen im übrigen kaum einer Erklärung.

Maßlos bitter und oft roh in der Form ist das Urteil über Bettina und Goethe. Um aber der Kritik Grabbes gerecht zu werden, müssen wir sie nicht ganz allein als die Äußerung des schon längst innerlich gebrochenen Dichters, sondern zum Teil als das Produkt einer Zeit betrachten, in der man Bettina noch nicht völlig gerecht werden konnte, in der, wie Carrière sagt, „ihre lichte Gestalt noch durch allerhand Anekdoten, die sich die Leute von ihr erzählten, umnebelt und verdunkelt war." —

Unter dem Schlinggeflechte des Gemeinen erhielt sich Grabbe, wie Immermann sagt, stets eine Stelle, wohin das Gemeine nicht drang. Und so finden wir hier in dem Wuste ungerechter Urteile noch manches Erfreuliche, so vor allem in den Bemerkungen über Arnim und Brentano, wo oftmals ein Lichtstrahl der Verehrung und Liebe durchbricht.

Auch in der Kritik kehrt die Idee wieder, die Grabbe schon einmal in einem Briefe an Immermann erwähnt hatte, Bettina — wenigstens als Nebenperson — in einem Drama zu „verewigen". Unter diesem Drama hätte man jedenfalls eine Satire etwa in der Art des Grabbeschen „Cid" oder seines „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" zu verstehen.

Zur Ausführung dieses bizarren Gedankens ist Grabbe nicht gekommen, und das ist nicht zu bedauern. Der beißende und treffende Witz, den er in der zuletzt genannten Satire bewies, hatte sich allmählich bei ihm in schale Witzeleien und abgeschmackte Grobheiten verwandelt. Damals kämpfte er mit überlegenem Geiste gegen manche seichte Poeten. In der Kritik über die Bettina scheitert er nicht nur an seinem Gegner; auch die Waffe versagt ihm.

Seine eigene Kunst war zu der Zeit, wo er diese Kritik schrieb, in völligem Niedergange, ein Verfall, den der Dichter zu seinem Glücke nicht lange überlebte.

Es ist nicht richtig, der Grabbeschen Kunst von Anfang an jeden inneren Halt abzusprechen. Aber zum mindesten die Schöpfungen seit dem „Napoleon" sind morsche Gebilde einer zerrissenen Natur. Und

wer das Gesamtwerk Grabbes betrachtet, der mag wohl an das Bild erinnert werden, in dem der feinsinnige Immermann die Widersprüche in Grabbes Äußern zu schildern gesucht hat, das Bild des gemischten Metallkönigs aus dem Märchen, aus dem die Irrlichter die haltenden Goldadern lecken, so daß er zwischen Form und Unform zusammensinkt.

Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.

Zwei Teile und Tagebuch.[1])

Es ist wohl von all den Briefsammlungen, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat, keine von solcher Bedeutung als diese. Ihr Werth ist unermeßlich, sie wirft ein Licht auf Göthe's, auf Bettina's von Arnim, geb. Brentano, und auf manchen anderen Charakter. Und dieses Resultat verdankt man wieder Herrn Goethe. — Er hat die Bettina zu dem genialen Briefwechsel befeuert, hat die Briefe aufgehegt, um sie dereinst in Druck zu geben, wobei ihn leider der Tod überrascht hat, weil er früher als Bettina gestorben. — Wer hat wohl für den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe das Honorar erhalten? Der Herausgeber oder Schillers Erben?

Sprechen wir von Bettinas Briefwechsel.

Sehr merkwürdig alles, und vor allem, daß Bettina noch über die Straße gehen, sich auf Rheinschiffen Schmeicheleien sagen lassen kann. Doch dieses große Kind ist so genial liebenswürdig, daß ihm alles egal sein wird. Hatt' es doch sich selbst so „pudelhagelnackt", sagt man in Münster, vorn[2]) 2ten Theil des Briefwechsels zwischen Göthes[3]) Beine portraitirt, daß man nicht begreift, wie sich Herr Funke zum Sculpsiren hergeben konnte. Goethe, der kein so interessantes Gesicht als Schiller hatte, suchte bekanntlich aus seiner Patricier-Visage immer einen Jupiter zu machen, und so hat ihn Tinchen auch auf diesem Bilde erfunden, und ihm einen Lorbeerkranz in die rechte Hand gegeben Das ist recht — Goethe selbst sagt ja, daß nur Lumpe bescheiden sind.

Clemens Brentano ist dem Rezensenten stets einer der größten, im tiefsten, geheimsten Innern von ihm bewunderten Dichter gewesen. Referenten blutet das Herz, denkt er daran, wie ungerecht er vergessen ist. Der war zu gut für die Menge. Achim von Arnim ist ein Mann so voller Romantik, daß bis jetzt die Maße den Wald wegen der Bäume nicht gesehen hat. — Beide zu beklagen, Bettina war leider Schwester des Clemens, ward Frau des Achim.

Der große Naturschilderer, welcher die wald- und stromdurchrauschten Weser gegenden durchreis't hat, und sie damit beschreibt, daß er sie nicht gesehen, der Verstorbene mit der fleißig aufgehobenen Maske, hat dieses Gezeug gewidmet erhalten. Ob er nicht Compagnon?

Die prächtigen tutti frutti. oder wie der alberne Titel heißt, widersprechen der Vermuthung nicht.

Die Vorrede beginnt damit, daß das Buch nicht für die Bösen, sondern für die Guten sey. Bettina, es werden aber die Guten bös werden, haben sie die Ekelhaftigkeit gelesen.

---

[1]) Die Korrekturen des Manuskripts sind unter dem Text angemerkt, wobei die in Grabbes Handschrift (meist am Rande) gemachten Bleistiftbemerkungen mit Bl hervorgehoben sind.

[2]) vor dem Bl.

[3]) Goethes Bl.

Da du so viel kletterst, so klett're auch, und besieh die Aussichten, welche sich dir[1]) eröffnen sollen.

Ich muß dir zuförderst sagen, wie es mit der Bewunderung des Goethe ist. Jedes reine jugendliche Gemüth liebt den Schiller mehr, ist's aber dumm und eitel, zieht's nachher den Goethe vor, weil ihm dann das piquanter scheint. Wer lobte Sonnenlicht, wo er sich in Nachtdunkeleien zum Himmel erheben kann?

Der Kanzler Müller bittet dich, wie du denn alles breit und weit auseinandersetzest, um ein Blättchen aus dem Briefbündel. Du schlägst es dem guten Mann ab. Briefe, die man in Druck gibt, muß man auch vorher ja nicht mittheilen, weil sie oft erst zu machen, und die nicht gemachten zu corrigiren, radiren sind. Dein Faktor, Tina, Herr Klein, hat aber die poßenhafte Titulation „Frau Rath" immer stehen lassen. Ich bin ihm böse. Er hätte auch[2]) die eingelegte widerliche Novelle von der Günderode streichen sollen. Doch Novellen gehören einmal zu langweiligen Werken, wie Goethes Wanderjahre beweisen. Übrigens sind die Briefe der „Frau Rath" noch das Beste im Buch, so daß ich glaube, daß ihr gesunder Sinn verlangt, nicht geäfft zu sein und ihr die Adreße[3]) an die „Frau Räthin" zu machen.

Das Unglück ist, daß Goethe auf deine Schmierereien antwortet, gar selbst sagt, die „Schmeicheleien" gefielen ihm. Und noch mehr scheinen ihm deine Präsente, mit denen du deine Weisheit unterstützest, zu gefallen, und ihm in seinem trockenen Ton eine kurze Antwort, aber kein Gegenpräsent, entlockt zu haben. Daß Goethe mit Schmeicheleien zu tirren, daß ihm die Frau von Staël ekelhaft war, weil sie ihm nicht genug flattirte, weiß Bettina. Merkwürdig aber, wie Goethe diese deine mit Absicht ausgereckten, langen Briefe, so weit echte darunter, lesen und die Frau von Arnim[4]) auffordern konnte, noch längere zu schreiben.

Bettina nimmt alle Mittel, die ihrer schwachen Hand zu Gebote steh'n, zur Hand,[5]) um ihre Briefe bunt und interessant zu machen. Bald klettert sie wie kaum ein Affe, dann läuft sie in den Main, dann hält sie[6]) (Briefwechsel 2ten Theil pag. 138–139) ein zu ihrem Nachteil an den ersten Oken erinnerndes Kapitel über die Samen, dann thut sie politisch, als ob sie etwas vom Tirolerkrieg anno 1809 begriffe, und oft greift sie gar zu einem Haufen dummer Sentenzen, um Goethe'n zu imponiren.

Goethe's Antworten sind kurz. Gut das, aber beßer, diese berechneten Briefe des zum Höfling gewordenen Kaufmannssohns wären ganz kurz, wären gar nicht.

Wilde Katzen sind beachtenswerthe Thiere. Machen sich aber recht zahme, lang verheiratete Eulen[7]) mit Vorsatz dazu, so ist's mehr als merkwürdig, sagt Schakspeare in einem noch nicht gedruckten Briefe, meine Beste.

Goethe betitelte seine Lebensbeschreibung: Wahrheit und Dichtung. Das ist ein Titel, der das Intereße des ganzen Buchs vernichtet, eine Doppelthür ist's, durch welche man Lügen oder Geschichte eingehen läßt, ohne sie unterscheiden zu können. Es ist die vornehme poethische Halbheit.[8])

Tinchen hat, wie es scheint, auch etwas davon angenommen. Ihre aufgehäuften Naturschildereien schwatzen das aus der Schule. Wenn sie nichts mehr auszukramen weiß, nimmt sie den armen Rhein und seine Umgebungen vor,

---

[1]) Dir jetzt Bl.
[2]) auch] dagegen Bl.
[3]) ihr eine conventionellere Adreße, nämlich Bl.
[4]) Frau von Arnim] Dich Bl.
[5]) zu Hülfe Bl.
[6]) schreibt sie Bl.
[7]) Weiber Bl.
[8]) poethische Halbheit, [die bange vor Regen, sich stets unter's Dach zieht.]

beschmiert ihn und diese Gegenden mit Tinte. Die gnädige Frau hat das wohl zum Theil von ihrem Mann, dem zu wenig gekannten von Arnim gelernt, welcher sich auf frische, aber nicht aufgesuchte Naturschilderungen besser verstand, als irgend ein deutscher Dichter, Rachel und Bettina nicht ausgenommen.[1])

Herr von Binzer,[2]) den wir dahin stellen wollen, wohin er gehört, meint's in der eleganten Welt vom 17ten und fernerem April 1835 anders. Doch er ist da auch im April, und ich rath'[3]) ihm, die süd amerikanischen Correspondenten seines Blattes fortwährend zu kultiviren, damit wir Nordländer[4]) einschlafen und sicher sind, seine Elegante so wenig als die Jüdin und Tinchen zu lesen.

Jetzt vom Tagebuch oder dem Buch der Liebe.

Bettina spielt hier, wie überall, die Mignon, und pag. 156 gesteht sie es in etwas. Sie irrt sich aber, wenn sie vermeint, etwas von Goethe's Mignon, seiner besten Charakterzeichnung, zu sein. Goethe ließ sich leider gern die Hand belecken, auch von Schooshündchen. Er dankte auch, indeß nur mit Dank, der ihm nichts kostete, oft noch Honorar einbrachte. Er hatte sich förmlich zu einem Gott einnimbusirt, denn selbst wohlthätigen Tadel ließ man zu ihm nicht kommen. Dagegen Trauerspiele von Manzoni, nicht werth, daß — — wurden ihm mitgetheilt und von ihm behaglich mit ihrem Gruß aus Italien empfangen, behaglich gelesen, und bequemst gelobt.

Was aber viel von diesem Buch der Liebe?

Es ist noch gehaltloser, und doch gezierter und abscheulicher als der Briefwechsel. Du naive Bettina, was hast du weise Erfindungsgabe, du, die du jede Faser der dich umgebenden Natur kennst, wie beweis't das besonders deine Nachtigall-Geschichte pag. 82 etc.

Gnädige Frau, Sie sind da, pag. 82 etcae. mein' ich, wieder auf den Baum geklettert, ich glaube /: um in Ihrem erkünstelten Styhl es Ihnen zu detailliren :/ grad auf eine Pappel.

Diese ewige Kletterage wird Ihrem Anzug viel geschadet haben, thun Sie's jetzt nicht mehr. Vom Baum und unten haben Sie eine Nachtigall beobachtet, und vermuthen, die hätte nach Ihnen gesehen. Ist das, so müssen Sie viel an Würmern leiden, die Nachtigallen, Homer und Schakspeare mit Ihnen, sind neugierig und sehen auch gern nach Würmern, etwa wie Recensent nach dir. Auch Gewürm belehrt. Deine Nachtigall suchte also, wie Erfahrung und jede Naturgeschichte dich belehren können, Würmer, und daß du Nichtphilomele ihr etwas auf die Guitarre vorspielen wolltest, ist nun gar so quer als toll, sie wäre ja auf ewig[5]) weggelaufen.[6]) Aber du wolltest genial scheinen, Geliebte. -

Referent will all die Ekelhaftigkeiten des Buchs nicht andeuten. Nur wer eitle, doch hier und da verliebte Weiber kennt, versteht sie. Er endet mit der Bitte, daß doch ja nicht der erhabene Dichter der Bilder des Orients[7]) uns etwa auch a la Varnhagen und Tinchen mit den Briefen seiner seel. Gemahlin beschenke. Er hat was anders zu thun, muß auf die weiten Wege denken, die er zurückzulegen hat, bevor er aus Cathai seine Poesie holt, und wohl überlegen, daß seine Gemahlin dahin geschieden, damit er sein Talent[8]) besser kultivire als bis jetzt. Er hüte sich

---

[1]) [die beiden Dichterinnen oder wie Varnhagen von Ense die Jüdin Rachel sonst heißt] und Bettina nicht ausgenommen, beide kaum werth, den Arnim an- und nachzubeten.

[2]) Herausgeber der „Zeitung für die Elegante Welt" für 1835.

[3]) man räth Bl.

[4]) schnell vor Langeweile Bl.

[5]) auf ewig] gestrichen.

[6]) weggeflogen Bl.

[7]) Heinrich Stieglitz, 1801—1849.

[8]) die Schwäche seines Talents Bl.

vor der Briefpublikationswuth, — ich bitte ihn — sie steckt Talentlose seiner Art leicht an, und über die Sache ist schon geschwatzt. —

Der Bettina hat Referent nur noch Dank zu sagen. Er wird sie nächstens in einem Drama, worin sie zwar nur Nebenperson sein soll, verewigen, und wünscht, daß Keiner ihr Geschmier kauft, sondern sich auf diese aus einer partheilosen Brust hervorgekommene, und zufällig verspätete Rezension verläßt.

Treibt die Verfaßerin es weiter, so soll sie nicht als Dame sondern als Autor behandelt werden.

Zur Geschichte von C. F. Meyers Gedichten.[1])

Von Heinrich Kraeger in Berlin.

III.

B 77. **Die Fahrt des Achilles.** — C 129. **Der tote Achill.**

In diesem Gedichte lassen sich vier Einschnitte machen: nämlich nach der Schilderung des Meeres, auf dem Achilleus heimfährt, in der ersten Strophe; nach dem Auftreten der Thetis in der zweiten und dritten; nach den Nereiden in der vierten und endlich bei der Begrüßung Homers in den beiden letzten Strophen. Es scheint alles wie frei erfunden, als hätte der Dichter in seiner Phantasie den sagenhaften Zug an sich vorbeifahren sehen, was er auch zweimal zu Anfang mit einem „seh ich" selber ausdrücklich bestätigt. Ganz klar ist jedoch das Gedicht nicht; wen soll man z. B. in der zweiten Strophe unter „glaubten wir" verstehen? Der Stoff ist jener nachhomerischen Sage entnommen, daß nämlich Thetis ihren Sohn Achilleus aus der troischen Schlacht nach der Insel Chios entführte, wo er der Liebe und dem Glücke leben sollte. Mit außerordentlichem Geschick aber hat Conr. Ferd. Meyer am Schluß hinter dem Helden noch die Gestalt seines Sängers, des Homers, in bezeichnender Geberde unter klangvollen Versen aufgestellt.

1 Wogen, die wie Silber schäumen,
Seh' ich langsam rollend nah'n,
Rosse seh' ich, die sich bäumen,
Mähnen flattern stolz heran;
Zu gewundner Muscheln Tröhnen
Ueber blauer Gründe Pracht
Singt ein Zug von Meeressöhnen
Speergetos und Männerschlacht.

2 Thetis fährt, die sie begrüßen,
Durch die rings belebte Flut,
Bleich liegt ihr Achill zu Füßen,
Der in tiefen Träumen ruht.
Da er stürzte mit der Wunde,
Glaubten wir den Schnellen todt,
Aber nur auf eine Stunde
Schlummert er im Muschelboot.

[1]) Vgl. oben S. 112 ff., 564 ff.

3 Daß er nicht unmächtig grolle
In des Hades düsterm Schooß
Neidend auf der grünen Scholle
Jedes ärmste Menschenloos,
Führt die Mutter ihn von hinnen
In ein neues Leben schon,
Und ein feierliches Sinnen
Senkt den Blick ihr auf den Sohn.

4 Schwert und Helm und Schildesleuchte
Hebt der Nereiden Schwarm,
Schwimmend durch die salz'ge Feuchte,
Hoch empor mit hellem Arm:
Waffen künden an und Wehren
Einen freud'gen Siegeslauf,
Seine Thaten, seine Ehren
Tauchen vor dem Helden auf.

5 Aus des Meeres stillem Glanze
In der Sonne Stralenspiel
Steigt mit grünem Rebenkranze
Chios auf als Wanderziel;
Wie beflügelt eilt der Nachen,
In des Blassen Angesicht
Blitzt ein mächtiges Erwachen,
Dämmert auf ein selig Licht.

6 Wo, das Vorgebirg umrauschend,
Weiße Brandung nimmer schweigt,
Steht ein blinder Seher, lauschend
In die Ferne vorgeneigt.
Hellgeschlagne Saiten klingen!
Weiß er, wer das Meer durchzieht?
Ja, er ahnt, daß sie ihn bringen —
Horch! Homer beginnt sein Lied!

Aus der „Fahrt des Achilles" wurde ein anderes Gedicht in erzählenden, reimlosen sechsfüßigen Jamben, „Der tote Achill", und aus dem scheinbar frei erfundenen Vorgang die Erklärung eines Bildwerkes gemacht, jener Sargornamente[1]) im Vatikan. Natürlich war Conr. Ferd. Meyer auch zu dem ersten Gedicht von eben derselben Stelle aus angeregt worden, aber während er damals weiter geträumt und über den Zierat hinaus das Schiff des Achilles nach Chios gesteuert hatte — hielt er sich jetzt genau an die im Steine dargestellte Scene, die plastische durch die poetische Kunst sinnvoll deutend. Während wir ihn sonst peinlich die Quellen seiner Gedichte verstecken sehen, bekennt er durch diese Umgestaltung, daß auch seine früheren Verse nur die dichterische Umschreibung des um den Sarg gelegten Ornamentes gewesen waren.

Das junge Gedicht tritt vor dem alten um einen Schritt zurück; es wird zur gedanklichen phantastischen Beschäftigung mit dem Kunstwerk, die, wenn auch nicht so ausführlich, vom Dichter also längst, bevor er jenes erste Lied „die Fahrt des Achilles" schrieb, vorgenommen war. Die früher behauptete stoffliche Freiheit ist aufgegeben; die eigenen dichterischen Zuthaten liegen jetzt wo anders, nicht in dem „Was" und in der Erfindung, sondern im „Wie" und in der Art der Erzählung, die mit plastischen Worten sich seelenkundig

[1]) Vgl. Engelberg 93, von Italien:

„Dort lehnt der Held an seinem Schilde
Und lächelt stolz im Marmorbilde,
Die Lichtgestalten holder Sage
Umschlingen unsre Sarkophage."

Novellen 2, 11 (Hochzeit des Mönches): „Der Tyrann hatte, während ringsum Alles auf den Knieen lag, die heilige Handlung sitzend und mit ruhiger Aufmerksamkeit betrachtet, etwa, wie man eine fremde Sitte beschaut, oder wie ein Gelehrter das auf einem Sarkophag abgebildete Opfer eines alten Volkes besichtigt."

an den Helden des Grabmals wendet. Der Titel „die Fahrt des Achilles“ konnte für das neue Werk, das enger begrenzt, nur dem „toten Achill“ galt, natürlich nicht mehr passen.

Im Vatican vor dem vergilbten Marmorsarg,
Dem ringsum bildgeschmückten, träumt' ich heute lang,
Betrachtend seines feinen Zierats üpp'gen Kranz:
Thetis entführt den Sohn, den Ruser in der Schlacht,
Den Renner, dem die Knie' erschlafften, welchem schwer
Die Lider sanken — von Delphinen rings umtanzt —
Im Muschelwagen durch des Meers erregte Fluth.
Tritonen, bis zum Schuppengurt umbrandete,
Bärt'ge Gesellen, schilfbekränztes, stumpfes Volk,
Geberden sich als Pferdelenker. Es bedarf
Der muth'gen Rosse Paar, das, Haupt an kühnem Haupt,
Die weite Fluth durchrudert mit dem Schlag des Hufs,
Des Zügels nicht! In des Peliden Waffen hat
Sich schäternd ein leichtsinniges Gesind getheilt:
Die Nereiden. Eine hebt das Schwert und zieht's
Und lacht und haut und sticht und wundet Licht und Luft.
Ein schlankes Mädchen zielt mit rückgebognem Arm,
Zu schwach geballter Faust den unbesiegten Speer,
Der auf und nieder, wie der Wage Balken, schwankt.
Die dritte schiebt der blanken Schulter feinen Bug
Dem Erzschild unter, ganz als zöge sie zu Feld,
Dann deckt damit den sanften Busen gaukelnd sie,
Als schirmt' das Eisen eines Kriegers tapf're Brust.
Die vierte — Held, du zürnteſt, schlummerteſt du nicht! —
Setzt jubelnd sich den Helm, den wildumflatterten,
Auf das gedankenlose Haupt und nickt damit.
Scherzt, Kinder! Nur mit dir ein Wort, Vollendeter!
(Denn mit der Mutter, die dein schlummerschweres Haupt
Im Schooß gebettet hält, der dir das Leben gab,
Der schmerzversunknen Mutter, plaudert es sich nicht.)
Pelide, sprich! Was ist der Tod? Wohin die Fahrt?
Wozu die Waffen? Zu erneutem Lauf und Kampf?
Zu deines Grabes Schmuck und düstern Ehren nur?
Was blitzt auf deinem Schwerte? Deine letzte That,
Verglimmend, wie der Abend eines heißen Schlachtentags?
Die Morgensonnen eines neuen Kampfgefilds?
Bedarfst du deines Schwertes noch, du Schlummernder?
Wohin der Lauf? Zum Hades? Nein, es lügt Homer.
Den Odem neiden einem kleinen Ackerknecht
Zieht nicht dir ähnlich, Heros! Eher fährst
Du einer Geisterinsel bleichem Frieden zu
Und trägst den Myrtenkranz, beseligt und gestillt,
Mit den Geweihten! Doch auch solches ziemt dir nicht!
Was einzig dir geziemt, ist Kampf und Kampfespreis — —
Pelide! ein Erwachen schwebt vor deinem Boot
Und schimmert unter deinem mächt'gen Augenlid!
Du lebst, Achill? Gieb Antwort! Wohin wanderst du?
Er schweigt! Er schweigt. Der Wagen rollt. Ein Triton bläst
Sein Muschelhorn, daß leis und dumpf der Marmor schallt.

Das neue Gedicht zerfällt in zwei größere Teile, zuerst die Schilderung des Zuges, in dem sich die Nereiden lebhaft hervorthun, und dann das Gespräch zwischen dem Dichter und Achilles. Wir haben aber farb- und lautlose Steine vor uns; deshalb scheiden die auf das Gesicht und Gehör bezogenen sinnlichen Attribute des alten Gedichtes sämtlich ab. Aus der Darstellung des Wassers: „die Wogen, die wie Silber schäumen" und „über blauer Gründe Pracht" verschwindet der Glanz und nur die Bewegung wird beibehalten: „Des Meers erregte Flut". Auch das „Dröhnen" der Muscheln und das „Singen" der Meeressöhne hört auf: denn im Stein ist alles still geworden. — Thetis wird kürzer abgefertigt, aus künstlerischen Gründen, um in diesem Monument, das ja dem Achilles gilt, den Sohn nicht durch die Mutter in den Schatten zu stellen. Der Dichter giebt freilich dafür eine andere schöne und überzeugende Erklärung, die den Zwang jenes ästhetischen Gebotes geschickt verdeckt und aus der Not eine Tugend macht, wenn er sagt, er wolle ihre Schmerzen durch seine Zurückhaltung ehren. So scheidet Thetis fast ganz aus, sie bleibt im Hintergrunde ohne Selbständigkeit und ohne Willen, während früher in der dritten Strophe noch der Grund angegeben war, weshalb sie gerade ihren Sohn über das Meer entführt hatte: „daß er nicht unmächtig grolle."

Wenn dagegen die Nereiden ausführlicher beschrieben wurden, so widersprach das nicht dem Wunsche, den Achill durchaus die Hauptperson bleiben zu lassen: denn die Meerjungfrauen, die in dem neuen Gedicht ungefähr dreimal mehr Raum zur Bewegung erhalten haben als in dem alten, — thun ja nichts anderes, als mit den Waffen des großen Toten zu spielen, so daß sie gerade durch diese ihre Schelmereien doch immer wieder auf ihn zurückweisen. Sie sind also auch nicht eigentlich selbständig behandelt, sondern einem größeren beigegeben und untergeordnet, dem Helden Achill, dem die zweite Hälfte des Gedichtes gehört.

Der Dichter, der bislang geschwiegen und sich nur in der ersten Zeile wie zur Einführung: „Im Vatikan . . . träumt ich heute lang" vorgestellt hatte, der im alten Gedicht auch nur in der ersten Strophe zu Worte gekommen war, setzt sich jetzt unmittelbar mit dem Achill in Verbindung. Er will ja aus seinen Zügen etwas herauslesen, und einem Fremden, der ferne steht, pflegt ein Gesicht nie etwas von seinen Geheimnissen zu verraten. So wendet er sich selber an ihn: „Held, du zürntest . . . . . nur mit dir ein Wort . . ., Sprich . . . . . Bedarfst du deines Schwerts noch". Was vorher die Mutter durch die Entführung des Sohnes hatte verhüten wollen, daß sich nämlich die Worte Homers aus jener berühmten Stelle der Odyssee nicht erfüllen sollten, wo Achill im Hades das Los der

Schatten beklagt, das spricht der Dichter jetzt mit größerem Nachdruck als seine eigene Überzeugung aus:

Nein, es lügt Homer.
Den Odem neiden einem kleinen Ackerknecht . . .

Das Ausweichen ist zum Ausfallsgefecht, der abwehrende Wunsch der Mutter zur entrüsteten Ablehnung geworden.

Was dann das ältere Gedicht zum Schluß als Thatsache gab, die Richtung des Zuges nach den seligen Gefilden auf der Insel Leuke, wohin die Sage den Achill unter die anderen Halbgötter versetzt hatte, das sinkt jetzt wieder zur Vermutung herab. „Eher fährst du einer Geisterinsel bleichem Frieden zu .... Doch auch solches ziemt dir nicht!" Denn der Achill des Liedes ist ja tot und schweigt. Er hat sein kurzes, mit großen Thaten erfülltes Leben hinter sich und die Unsterblichkeit ist ihm irgendwie doch gesichert jenseits des Sarkophages. „Ein Erwachen schwebt vor deinem Boot."

Der Dichter hatte streng nur das geschildert, was ihm der Stein auch wirklich sagen konnte, und mit einer gewissen wohlberechtigten Nüchternheit alle Farbe und jeden Klang bisher aus der Darstellung verbannt. Dies lohnt sich dann am Schluß, wo nun ein einziges Mal ein anderer Sinnesausdruck hinzukommt, wenn der so dringlich angesprochene Stein nach all den guten Worten plötzlich wie zum Leben zu erwachen scheint: „Daß leis und dumpf der Marmor schallt". Und mit diesem Ton brechen die Träumerei und das Gedicht ab.

Die Gestalt des Achill aber stand unserm Dichter oft vor Augen. Denn die nordischen Mythologien lagen ihm fern, und in einer sonst von Richard Wagner beherrschten Zeit hielt er es streng mit der Kunst und Dichtung des Altertums und des späteren Italiens. Er suchte sich seinen Siegfried unter den Helden Griechenlands und ließ den fremden Halbgott sogar in der Nürnberger Geschichte von Gustav Adolfs Pagen mitspielen. Als der feige Leubelfing seine mutige Base um Rat bittet, wie er dem schwedischen Dienste entgehen könne, spottet diese: „Wir wollen dich, wie den jungen Achill im Bildwerk an den Ofen dort, unter die Mädchen stecken, und wenn der listige Ulysses vor ihnen das Kriegszeug ausbreitet, wirst du nicht auf ein Schwert losspringen." Ihre eigenen Wünsche aber faßt sie in den kecken Spruch: „Courte et bonne" zusammen: „Ich wünsche mir alle Strahlen meines Lebens in einem Flammenbündel und in dem Raum einer Stunde vereinigt, daß statt einer blöden Dämmerung ein kurzes, aber blendend helles Licht von Glück entstünde, um dann zu erlöschen wie ein zuckender Blitz." Das ist die „Achilleis", in die sich das Mädchen hineinträumt und die ihr das gütige Schicksal

dann auch wirklich als Pagen an der Seite Gustav Adolfs beschert, wenn sie aus dem Becher der Jugend und Stärke selig schöpfen und in der Fülle der Kraft, die durch nichts gemindert ward, aus dem Leben scheiden darf.

Ganz ähnlich spricht auch „Der schwarze Prinz" in den Gedichten:

Ich bin eine kurze Kraft,
Heut geharnischt, morgen weggerafft!
Frühe Stunde, lost' ich wie Achill,
Meinem Lose halt ich still.

B 80. **Alexanders Fest.** — C¹ 195. **Der trunkene Gott.**

Als Alexander der Große im Winter 328/7 vor den Zügen nach Indien sein Lager in Maracanda aufgeschlagen hatte, übertrug er dem Clitus die Provinz Sogdiana, die vorher Artabazus verwaltet hatte und die einen besonders thatkräftigen und kriegerischen Mann verlangte. Clitus stand dem König sehr nahe, seine Schwester, Hellanice, hatte den Alexander aufgezogen und er selber sich schon auf den Feldzügen des Philipp rühmlich hervorgethan und überdies dem jungen König am Granicus durch seine Entschlossenheit das Leben gerettet.

Plutarch erzählt nun in seinem „Leben Alexanders des Großen" von einem Gastmahl, wo der König gerade diesen seinen treuesten Diener Clitus tötete:[1] Allerlei böse Anzeichen waren voraufgegangen, Alexander selber hatte einen Traum gehabt und den Clitus in einem schwarzen Kleid zwischen den toten Söhnen des Parmenio sitzen sehen — weshalb er in Sorge um ihn zu opfern befahl. Nun zog er ihn, bei einer Feier für die Dioskuren, zur festlichen Tafel hinzu, wo unter anderem auch ein Schmähgedicht auf einige von den Barbaren geschlagene macedonische Feldherren abgesungen wurde. Clitus fand daran keinen Gefallen, während Alexander das Lied guthieß. Sie gerieten darüber in einen Wortwechsel, wobei der alte Feldherr dem jungen König vorwarf, daß er seinen Vater Philipp abgeleugnet und sich lieber für einen Sohn des Jupiter Ammon ausgegeben hätte:

„Alexander aber wandte sich zum Cardianer Xenodochus und zum Artemisius aus Kolophon und sagte: ‚Ist es nicht wahr, die andern Griechen wandeln unter den Macedoniern wie Halbgötter unter wilden Thieren?' Clitus aber ließ sich nicht beruhigen und fing auf's Neue an zu schmähen; er geberdete sich in der Trunkenheit wie ein Wahnsinniger, wurde fortgeführt, aber stürzte, einen andern Spottvers singend, wieder herein, als auch Alexander einem Trabanten schon die Lanze entrissen hatte, mit der er den Clitus durchbohrte. Der König verlor nun

[1] Biographien des Plutarchs mit Anmerkungen von G. B. von Schirach. Berlin und Leipzig 1779. Band 6. S. 189–357.

auf einmal seinen Zorn und kam wieder zu sich selbst. Er sah, daß alle seine Freunde wie versteinert um ihn herum verstummt standen. Er wollte den Spieß aus dem toten Körper wieder herausziehen und sich selbst damit ermorden, wurde aber von seinen Leibtrabanten abgehalten, welche ihm in die Hände fielen und ihn mit Gewalt in sein Schlafzimmer brachten."

Aus Arrian[1] läßt sich der Bericht insoweit ergänzen, daß nämlich Alexander an dem fraglichen Tage eigentlich den Dionys vernachlässigt und statt seiner den Dioskuren geopfert hätte.

„Da haben einige der Anwesenden aus Schmeichelei gegen Alexander — wie bekanntlich dergleichen Leute von jeher die Könige verdorben haben und nie aufhören werden, ihrer Sache zu schaden — nicht nur den Polydeuces und Castor für durchaus unwürdig erklärt, mit Alexander und Alexander's Thaten eine Vergleichung auszuhalten; sondern beim Trunk haben sie nicht einmal den Hercules verschont, vielmehr gesagt: Es stehe eben die Mißgunst den Lebenden im Wege, sodaß ihnen von ihren Zeitgenossen die verdienten Ehrenbezeugungen nicht erwiesen werden."

Clitus sagte darauf, daß Alexander den Macedoniern sehr viel schuldig sei und verteidigte dann unter tötlichem Erfolge den Vater Philipp gegen die Angriffe der Schmeichler des Sohnes.

Bei C. Rufus[2] rühmt sich der König, der sehr viel Wein getrunken hatte, seiner Thaten: „Dies und ähnliches hörten die jüngeren Männer gern, die älteren verdroß es, hauptsächlich um Philipps willen, unter welchem sie ihre meisten Jahre verlebt hatten." Hierauf entspann sich ein Streit zwischen den jüngeren und älteren. Clitus[3] lobte die Soldaten des Philipp und reizte in der unbedachtesten Weise den Zorn des Königs, der ihn tötete: „Die ganze Vorhalle schwamm vom Blute dessen, der kurz vorher sein Tischgenosse gewesen war; bestürzt und starren Bildsäulen gleich standen die Wachen von ferne, und die Einsamkeit gab der Reue desto freiern Raum." Der König war nach dieser schrecklichen That nicht wieder zu beruhigen. Er wurde mit Mühe daran verhindert, die Hand an das eigene Leben zu legen, das er nach einem solchen Verbrechen vor sich und anderen verwirkt zu haben glaubte. Drei Tage lang schloß er sich in seine Zelte ein, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, bis ihn die Generäle baten, doch seines Reichs wieder zu gedenken, und ihn zu dem Glauben beredeten, daß die furchtbare That von dem beleidigten Dionys gefordert und dem König ohne seinen Willen von den Göttern aufgedrängt worden sei.

[1] Arrians Werke, übersetzt und erläutert von Dr. C. Cleß. Langenscheidsche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

[2] Curtius Rufus. Von den Thaten Alexanders des Großen. Verdeutscht von Dr. Johannes Siebelis. Buch VIII, c. 3—6, S. 267 ff. Langenscheidsche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

[3] Vgl. R. Schubert, der Tod des Clitus, im Rheinischen Museum für Philologie, herausgegeben von Ribbeck und Bücheler. Neue Folge 53, 98—120.

Wir haben diese Berichte nur auf das hin zu prüfen, was einen Dichter dabei zur Wiedererzählung oder Umbildung veranlassen konnte. Denn dieser frägt nicht nach der historischen Wahrheit allein, er ist auch seines Zeichens nicht so wie der Chronist unverbrüchlich an sie gebunden, sondern legt den Dingen selbständig einen Affektionswert bei; er macht die Vorlage für seine künstlerischen Zwecke erst zurecht, indem er ihr bald etwas zusetzt, bald sie abstutzt. Sehr fein hat Conr. Ferd. Meyer sich selber einmal im Gespräche, wie Frey (283) berichtet, über solche Dinge geäußert: „Gewisse Handlungen geschichtlicher Personen, die uns zu ihrem sonstigen Charakter nicht zu passen scheinen, hätten aus anderen Motiven als den durch die Zeitgeschichte ihnen zugeschriebenen, herfließen können und die bloße Möglichkeit genügt dem Dichter — denn dazu hat er ein Recht — beispielsweise seinen Helden solche andere, aus seiner ganzen geistigen Individualität begreifliche Beweggründe unterzuschieben und ihn dadurch zu individualisieren." Der springende Punkt aller dieser Scenen war aber für den Dichter, der sie aus den alten Vorlagen und aus Droysens[1]) Bericht kannte, die leidenschaftliche That des Königs, der seiner selbst vergessend, gerade den treuesten Diener und Freund ermorden mußte, und weiter interessierte ihn die Entwicklung eines harmlosen Anlasses zu einem tragischen Schlusse, wenn ein Fest, das der Freude gewidmet war, durch eine unerwartete Wendung in lauter Trauer auslief.

Jenen heiteren Anfang also auf glaubhafte und spannende Weise in das dunkle Ende überzuführen, war auch zugleich für den Seelenforscher eine lockende Aufgabe. Nur konnte sich der Dichter freilich nicht mit der plumpen Schelterei bezechter Trinker begnügen, sondern mußte die vorhandenen groben Motive feiner verzweigen, ohne dabei doch ihre natürliche Tragfähigkeit zu vermindern. Er erhob die reale Wirklichkeit zur poetischen und malte das von der Geschichte bloß in großen und starken Linien entworfene Gemälde bis in Einzelheiten nach, die jetzt nur noch insofern Anspruch auf geschichtliche Wahrheit haben, als, wie wir sehen werden, jede von ihnen gerade ebenso auch hätte passieren können, also keine eigentlich der Geschichte und Psychologie des Vorgangs an und für sich widerspricht. Zwischen zwei Punkten giebt es unendlich viel Wege; die Geschichte aber verbindet zwei Ereignisse mit Notwendigkeit nur durch eine einzige Linie, die zu entdecken und festzulegen Pflicht der Geschichtsschreibung ist. Der Dichter aber kann diese Linie selten unbeanstandet für seine Zwecke gelten lassen; denn die Geschichte ist noch kein Gedicht; er schlägt daher reizvolle Umwege ein und verknüpft die Wirkung auf andere

[1]) Geschichte Alexanders des Großen von Joh. Gust. Droysen, Berlin 1833.

Weise mit ihrer Ursache; bloß muß er die Ausgangspunkte im Auge behalten, und wie die Geschichte, muß auch sein Werk den Gesetzen der Notwendigkeit bedingungslos gehorsam sein. Der Stoff hätte sich ja auf andere Weise, als es Conr. Ferd. Meyer gerade in diesem Falle that, dichterisch bewältigen lassen. Man könnte z. B. von den Beruhigungsversuchen der Priester ausgehen und die gekränkten Gottheiten für alles verantwortlich machen; wie Plutarch berichtet: „Der Andern ihre Tröstungen wollte er gar nicht anhören, bis Aristander, der Wahrsager, ihn an die Erscheinung, die er vom Clitus im Traume gehabt hatte und an die üble Vorbedeutung bey dem Opfer erinnerte, und ihm dadurch bewies, daß der Tod des Clitus längst durch's unvermeidliche Verhängnis bestimmt gewesen sey." Aber davon abgesehen, daß dem Alexander viel von der Gewalt und Poesie seiner sonst zu jeder Initiative aufgelegten Gestalt verloren ginge, wenn er zur willenlosen Gliederpuppe des strafbar vernachlässigten Dionys geworden wäre — so hatte der Dichter diese Formation, einen Gott in den Mittelpunkt einer menschlichen Handlung zu rücken, schon anderwärts, im Mars von Florenz, verwertet; durch eine Wiederholung aber wäre der Einfall sofort zum Trick oder zur Schablone entwürdigt. Er stellte daher diesmal seine Erfindung bei der Entwicklung des Streites besonders auf die Probe.

Während den Geschichtsschreibern bei der Clitus-Erzählung der Hintergrund gleichgiltig gewesen war, malte der Dichter in einer farbigen Scene die Pracht des Gastmahles aus. Der junge König schaut freudig und träumerisch in die Zukunft, aber der alte Clitus blickt verstimmt in die Vergangenheit zurück, und als der Schenk, die Pläne Alexanders deutend, seinen Herrn gar mit allen Göttern, Zeus, Helios und Bacchus vergleicht, mahnt der Alte grämlich an die gefallenen Soldaten, die ihm den Sieg verschafften, und reizt endlich den Alexander, der die Vollkommenheit selber zu sein glaubte, an einer empfindlichen Stelle, bei seinem körperlichen Gebrechen: nun kommt die Entladung, der König, der bislang dem Schmeichler wie dem Verkleinerer stumm zugehört hatte, stürzt auf Clitus los und wie durch einen Blitz, der einschlägt, ist die ganze Scene verändert. Die Ereignisse jagen in furchtbarer Hast durch die letzte Strophe hin. Eine dramatische Höhe, die nach langem Anlauf plötzlich eingenommen wird: ein Augenblicksbild in grellsten Farben, das der Dichter zuletzt noch aufrollt, eine furchtbare und unvergeßliche Pantomine. Während uns die Geschichte den widerlichen Zank des Alexander und des Clitus überlieferte, läßt der Dichter seinen königlichen Helden gänzlich schweigen und in göttlicher Ruhe bis dicht vor dem Schluß beharren. Nur auf dem Antlitz spiegeln sich die Vorgänge ab. Alexander ist dadurch über alle, gleichsam hors de

concours gestellt; er bleibt in verdeckter Stellung und von dem niedrigen Vorwurf des Selbstlobes frei. Damit ist viel gewonnen, und die schreckliche That des Alexander schon durch dieses würdige Verhalten im voraus etwas gesühnt oder verschönt. Er hat den Zorn hinuntergewürgt und sich lange beherrscht. Das, was Alexander bei Arrian, Curtius und Plutarch selber sagt, ist in der Dichtung einer neuen Person in den Mund gelegt, dem Schenken, der in Vertretung der „jüngern" Partei den Wahn des Königs von seiner eigenen Göttlichkeit interpretiert und dadurch zugleich die Lage noch verschlimmert.

Alexanders Fest.

1 Breite Marmortreppen steigen
Durch der Gärten laub'ge Nacht,
Von den hellen Zinnen neigen
Palmen in des Himmels Pracht;
Ueber Tempeln, Hainen, Grüften
Lagert in den Abendlüften
Alexanders Zecherschaar,
Knieend reicht ein schöner Knabe
Dunkeln Weines duft'ge Labe
Dem bekränzten König dar.

2 Zwischen mächtigen Entwürfen
Und der wundergleichen That
Glaubt er Nektar schon zu schlürfen,
Thronend in der Götter Rath;
Geister tauchen, ruhmeshelle,
Freudig aus der edeln Welle,
Aus der Traube kräft'gem Blut,
Goldne Schalen überschäumen,
Geister, die gebunden träumen,
Wachen auf in Zornesglut.

3 Kleitos neben Philipps Sohne,
Schon dem großen Vater treu,
Der benarbte Macedone
Leert den Becher ohne Scheu;
Er gedenkt der alten Zeiten,
Da es Ehre war zu streiten
Für den stammverwandten Herrn,
Denkt der tapfern Kampfgenoss
Die die erste Phalanx schlossen
In den Bergen kühl und fern.

4 Auf der kühngeschwungnen Braue,
In des Herrschers Angesicht
Liest den stolzen Traum der schlaue
Schenk u. lächelt hold u. spricht:
„Herr, bevor den niedern Thalen
Du dich nahtest ohne Stralen,
Welches war dein himmlisch Amt?
Bist du Zeus? bist du ein Andrer!
Bist du Helios, der Wandrer,
Dessen Stirne sonnig flammt?"

5 Kleitos faßt ein wildes Grämen,
Und er grollt in sich hinein:
„Wirst du dich des Vaters schämen!
Schämst du dich ein Mensch zu sein?
Schleuderst du des Blitzes Gluten,
Warum kämpfen denn und bluten
Wir für dich? Zum Schein und Spott?
Lebende kannst du belohnen
Deine todten Macedonen
Wecke sie, bist du ein Gott!"

6 Finster schaut der Herr der Erde
Zu dem halb vernommnen Wort,
Mit anmuthiger Geberde
Plaudert keck der Knabe fort:
„Bacchus bist du, der Belaubte,
Mit dem träumerischen Haupte,
Der ins Land der Sonne zieht!
Nur den Thyrsus darfst du schwingen,
Ohne Heer kannst du bezwingen!
Winke nur! und Indien kniet."

7 Grimmig neigt der truntne Fechter
Sich zu dem Erhabnen hin,
Mit unsetigem Gelächter
Rührt er an der Schulter ihn:
„Warum lässest nach der Linken,
Sohn des Zeus, das Haupt du sinken?
Lastet dir der Erde Raub?
Gab sie, sich voraus zu rächen,
Ihrem Zwingherrn ein Gebrechen,
Und erzählt dir, daß du Staub?"*)

*) Alexanders rechte Schulter war höher als seine schwächere linke.

× Spricht's. Des Gottes Augen flammen,
Wie der Strahl, der niederfährt,
Jäh getroffen stürzt zusammen
Kleitos, in der Brust ein Schwert.
Blutbesudelt rollt sein Becher
Zwischen die entsetzten Zecher;
Von des Festes Kranz umlaubt,
Auf versteinerte Gestalten
Und den ausgestreckten Alten
Starrt ein bleich Medusenhaupt.

In einer zweiten Fassung aber stellte der Dichter — auf ein eigenes Motiv für jede, auch für die geringste seiner Personen bedacht — den Schenken, mit dem wir die Charakteristik der älteren Ballade schlossen, anders in die Handlung hinein: Er machte ihn selbständig, indem er seinem Worte die doppelte Absicht unterschob, nicht nur mit dem König zu kokettieren, sondern auch den Clitus zu kränken. Es ist menschlich natürlich, daß die unbedachte heitere Jugend den alten Griesgram nicht leiden mag. Der Schenke ist froh, dem Clitus, über den er sich oft genug ärgerte, eins zu versetzen. Dadurch aber wird die Handlung bedeutend tragischer, denn der Knabe hatte mit seinem Scherzwort einen so blutigen Ausgang gewiß nicht beabsichtigt, er bringt den Stein ins Rollen, aber ohne ihn aufhalten und sein Ziel bestimmen zu können. Der kleine Einfall eines boshaften Bürschchens führt zum schrecklichen Verbrechen eines Königs und zum Tode eines Mannes, und damit ist das große Schicksal, das unberechenbar über allem Irdischen waltet, schauerlich in die Ballade eingezogen. Die Reden des Schenken folgen in der zweiten Fassung nach dem Grundsatz der Steigerung, indem er zuerst den Alexander mit Bacchus und erst dann mit Ares, Zeus und Helios, den höheren und höchsten Göttern vergleicht.

Während die erste Fassung genau darüber unterrichtete, wer denn eigentlich jedesmal sprach — wird in der zweiten der Text eingeschränkt und diese dramatisch angeschaute Dichtung dadurch anfangs schwer entwirrbar gemacht. Die Stimmen werden in der vierten und fünften Strophe nur noch durch die Interpunktion geschieden.

Wie Alexander, wird auch Clitus, sein Gegner, auf dieser nächsten Stufe der Gedichte veredelt. In den antiken Vorlagen benahm er sich während des Gelages eigentlich nur als der „miles gloriosus", und der Umstand, daß er über den Durst trank und ganz ohne Überlegung handelte, diente gerade nicht zur Hebung seiner Persönlichkeit. Aber schon in der ersten Fassung des Gedichtes redet er lange nicht so unaufhörlich, wie in den Berichten der alten Schriftsteller, sondern er „gedenkt der alten Zeiten" und Freunde,

die er dann auch in Worten verteidigt: ein guter menschlicher Zug, bis er am Schluß den König aus allen Träumen und Himmeln stürzt und ihn mit jener furchtbaren Anspielung am schwersten beleidigt.

Das maßlose Trinken gewöhnt er sich ab; statt auf den „trunkenen Fechter" der ersten Fassung wird in der zweiten würdevoller und ernster bloß auf das Alter angespielt: „der graue Fechter"; und während er dort den „Becher ohne Scheu" leerte, das heißt mannhaft mitzecht, ist hier etwas Bitteres beigemischt: „schlürft im Weine Zorn und Groll."

Der trunkene Gott.

1 Weiße Marmorstufen steigen
Durch der Gärten laub'ge Nacht,
Schlanke Palmenfächer neigen
In des Himmels blaue Pracht.
Ueber Tempeln, Hainen, Grüften
Zecht in abendweichen Lüften
Alexander's Lieblingsschaar;
Daß der Erde Herr sich labe,
Bietet ihm ein schöner Knabe
Wein in goldner Schaale dar.

2 Kleitos neben Philipp's Sohne
Furcht die Stirne kummervoll,
Der benarbte Macedone
Schlürft im Weine Zorn und Groll:
Er gedenkt der Heergenossen,
Die die erste Phalanx schlossen
In den Bergen kühl und fern —
Seinen dunkeln Muth zu kränken
Lüstet es den jungen Schenken
Lagernd an dem Knie des Herrn.

3 Die erhabne Stirn und Braue
Träumt den Zug ins Inderland,
Lauschend liest den Traum das schlaue
Kind, den Blick emporgewandt:
„Bacchus bist du, der belaubte,
Mit dem schwärmerischen Haupte,
Der ins Land der Sonne zieht!
Ohne Heer kannst du bezwingen,
Nur den Thyrsus darfst du schwingen,
Winke nur und Indien kniet!"

4 Finster grollt der tapfre Streiter:
„Durch der Wüste heißen Sand?
Immer ferner, immer weiter?
Nach des Indus Fabelstrand?
Siegst du mit der Wimper Winken,
Warum fechten wir und sinken
Wir für dich? Zum Schein und Spott?
Lebende kannst du belohnen,
Deine todten Macedonen,
Wecke sie, bist du ein Gott!"

5 — „Welchen dampfenden Altares
Freust du auf der Erde dich?
Bist du die Gewalt des Ares,
Helmumflattert, fürchterlich?
Herr, bevor den niedern Thalen
Du dich nahtest ohne Strahlen,
Welches war dein himmlisch Amt?
Bist du Zeus? Bist du ein Andrer?
Bist du Helios, der Wandrer,
Dessen Stirne sonnig flammt?" —

6 Traulich neigt der graue Fechter
Sich zum Ohr des Gottes hin,
Mit unseligem Gelächter
Rührt er an der Schulter ihn:
„Gast des Himmels, merklich sinken
Haupt und Schulter dir zur Linken,*)
Lastet dir der Erde Raub?
Macht der Knabe dich zum Gotte,
Dein Gebrechen schreit mit Spotte:
Alexander, du bist Staub!"

*) Alexander war schief, seine rechte Schulter etwas höher als die schwächere linke.

7 Eine tödtende Geberde!
Eines Gottes Rachewut!
Ein Erdolchter an der Erde!
Alter Treue strömend Blut!
Auf den Mörder, auf die Leiche
Starrt der Schenk, der schreckensbleiche:
Kranz und Wunde! Fest und Grab!
Stumme, steingewordne Becher —
Hier ein herrenloser Becher
Rollt die Stufen sacht herab ...

Conr. Ferd. Meyer hat sich darauf verlassen, daß seine Leser gleich wußten, mit welchem körperlichen Gebrechen Alexander behaftet war; und auf dieses Vorherwissen kommt freilich für die Wirkung des Gedichtes alles an, weil am Schluß an einer solchen entscheidenden Stelle nicht mit einer neuen Unbekannten gerechnet werden durfte, sondern man gleich muß nachfühlen können, daß bei diesem Spott über seine linke Schulter[1]) Alexander wie von der Natur gezwungen wird, den Frechen zu erschlagen. Das ist aber nur möglich, wenn die Kenntnis von dem Defekt am Körper Alexanders wirklich auch so in unser Wissen übergegangen ist, daß man nicht mehr nötig hat, sich erst künstlich in den Zorn des Königs hineinzudenken, sondern ihn vielmehr unmittelbar mitempfindet. Aber so sicher war der Dichter, und wohl mit Recht, seiner Sache nicht, ganz davon abgesehen, daß er gerade an dieser wichtigen Stelle, von der Poesie verlassen, sich recht ungeschickt und überaus gewählt ausdrückte:

„merklich sinken
Haupt und Schulter dir zur Linken."

Er hielt noch eine Anmerkung für nötig, um auf alle Fälle den Thatbestand dieser Stelle und die Pointe zu retten, die allerdings wenig glücklich war, weil gemeinhin das Bild Alexanders doch ohne jene körperliche Entstellung in der Phantasie der Menschen weiter lebt, und wir uns erst mühsam bei den Worten des Clitus wieder daran erinnern, daß Alexander ja eigentlich, wie man in der Schule gelernt hatte, schief gebaut war. Dadurch verliert aber der Trumpf des Clitus viel von seiner Kraft, wenn die schwere Verletzung des Alexanders uns erst von außerhalb durch die Vermittlung einer Anmerkung des sonst so einwandlosen Gedichtes klar wird.

[1]) „Die Gestalt Alexanders ist am besten auf den Statuen von Lysippus ausgedrückt, von dem allein auch er abgebildet sein wollte. Der Künstler hat darin besonders den langen und gegen die linke Schulter etwas eingebogenen Hals des Alexanders und seine lebhaften freundlichen Augen, worin ihn seine Freunde und Nachfolger so sehr nachzuahmen suchten, geschickt ausgedrückt." Plutarch 195. — Droysen, S. 48. „Das ein wenig zur Linken geneigte Haupt."

Die größeren Änderungen zwischen der ersten und der zweiten Fassung sind erwähnt; aber auch im kleinen waltete die sorgende Hand, die in der Einleitung, durch wenige Zusätze, durch die Adjektiva weiß, schlank und blau und durch die schöne Neubildung: abendweich, die Stimmung gleich viel üppiger machte. Die Worte schließen sich wundervoller zusammen; der bloße Bericht eines zweiten verwandelt sich jetzt in eine eigene Handlung: früher las der Schenk „den stolzen Traum" vom Antlitz seines Herrn ab; jetzt heißt es imposanter vom Könige selbst:

Die erhabne Stirn und Braue
Träumt den Zug ins Inderland.

Auch der Schluß wurde umgeschaffen: statt das Meduſenhaupt aufzuhängen, das, eigentlich auf Alexander in einem schlechten hinkenden Vergleich angewandt, in einem Bilde die Schrecken der letzten Scene zusammenfassen sollte — schafft der Dichter jetzt in einer anderen anschaulicheren Handlung ein Symbol für das Ende des unglücklichen Clitus:

Hier ein herrenloser Becher
Rollt die Stufen sacht herab ...

Mit dieser Fassung war aber die Entwicklung des Gedichtes noch nicht abgeschlossen. Vor allem drängte sich in einem neuen Entwurf (C^2 203) die ausgestoßene zweite Strophe von der Stimmung des Gastmahls wieder ein.

Herrlich ist's, den Wein zu schlürfen
Lagernd in der Götter Rat
Zwischen schwelgenden Entwürfen
Und der wundergleichen That!
Goldne Becher überquellen,
Ruhmesgeister mit den hellen
Helmen tauchen aus der Flut —
Goldne Becher überschäumen,
Geister, die gebunden träumen,
Steigen auf in Zornesglut.

Es sind die alten Gedanken und Bilder aus der allerersten Fassung, und doch liegt auf ihnen jetzt ein ganz anderer Schimmer. Aus „den mächtigen Entwürfen" werden „schwelgende"; statt des von niemandem je gekosteten unbestimmten „Nectars" wird rechter „Wein" geschenkt; die „goldenen Becher" strömen jetzt zweimal ihren Inhalt über, und erregen die Sucht nach Ruhm und den Zorn in dem trinkenden König. Und „die Geister", die vorher nur unklar gesehen wurden, tauchen jetzt als Genien, mit Helmen gekrönt, aus dem Getränk empor.

Auch „der Schenk" mußte sich einige Änderungen gefallen lassen; am Schluß der ersten Strophe heißt es (I² 203:

Bietet knieend ihm ein Knabe
Wein in edler Schale dar,

und am Schluß der dritten:

Lüftet es den schönen Schenken.

Statt „Zorn und Groll" schlürft Clitus im Weine alliterierend: „Grimm und Groll."

Auch die Katastrophe war dem Dichter und Richter noch immer nicht nach dem Herzen gewesen, der die Worte des Clitus höhnischer machte und sie gleich zu Anfang in eine unbarmherzige Frage kleidete:

„Gast des Himmels, warum sinken
Haupt und Schulter dir zur Linken?
Lastet ihr der Erde Raub?
Mit den Göttern willst du zechen?
Spotten höre dein Gebrechen:
Alexander, du bist Staub!"

Eine tödtende Geberde!
Eines Gottes Rachewut!
Ein Erdolchter an die Erde
Gleitend in das eigne Blut ...
Klarer Abendlüfte Schauern!
Eines Haupts verhülltes Trauern!
Ausgerast und ausgegrollt —
Ein Gelag versteinter Zecher
Und ein herrenloser Becher,
Der herab die Stufen rollt.

Am Schluß wird die Apotheose grausiger; das verwirrte Bild „alter Treue strömend Blut" geht ganz in Anschauung über:

Ein Erdolchter an die Erde
Gleitend in das eigne Blut.

Und nun die Ernüchterung, die sich unheimlich ankündigt! Aus dem warmen Mittag, an dem das Fest begann, ist Abend geworden; die weiche Luft geht jetzt kalt und klar, und statt des Schenken, der dem Drama den zufälligen Anstoß gab, steht Alexander selber noch einmal da, er, der alles zu traurigem Ende geführt hatte. Eine ungeheure Herbigkeit liegt in der Schilderung, auch der fallende Becher mag schriller tönen, weil ihm das „sacht" genommen wurde.

Der gründlichen Umarbeitung des allerersten Entwurfes wären also hier manche wertvolle Verbesserungen zugefügt, aber die Arbeit war selbst jetzt noch nicht ganz abgethan. Das Gewitter grollte nach

und in der nächsten Auflage, also in der vierten Fassung des Gedichtes, griff der Dichter abermals an einigen unbedeutenden Stellen ein, und gönnte erst dann sich und dem Liede die wohlerkämpfte Ruhe.

In dieser allerletzten Fassung C^3 207 heißt es endgiltig:

Strophe 1: „Knieend bietet ihm ein Knabe,
Daß der Erde Herr sich labe,
Wein in edler Schale dar."

Strophe 2: „Schlürft im Weine Gram und Groll" (C^2 204 „Grimm und Groll").

Strophe 8: „Der hinab die Stufen rollt."

B 92. **Die Dryade.**[1]) C^1 19.

Das unglücklich verlaufende Liebesbündnis einer Baumnymphe, die von dem Jüngling ihrer Wahl so bitterlich getäuscht wird, war von C. F. Meyer anfangs in der letzten Strophe mit einer allgemeinen, aber außerhalb der Erzählung stehenden Betrachtung beschlossen worden. Es war der Abgesang, der, so hübsch er auch an und für sich war, das graziöse Märchen doch doktrinär entstellte und die Wirkung des Vorgangs verminderte. Er mochte das selber einsehen, ohne die an und für sich trefflichen Zeilen aufgeben zu wollen, die er später außerhalb des Gedichtes oben als Geleitwort für die neue Fassung C^1 19 unterbrachte:

O Liebe, wie schnell verrinnst du,
Du flüchtige, schöne Stunde!
Mit einer Wunde beginnst du
Und endest mit einer Wunde.

Auch bei der Entwicklung dieser Romanze mag man zwei Gruppen von Veränderungen scheiden: Fälle, wo einzelne Worte nur gesteigert und solche, wo die Personen und die Handlung umgestaltet werden. In das erste Fach schlagen die Verschiebungen der fünf Strophen der Einleitung:

1 Der Jüngling tritt in Waldesraum,	Ein irrt
Wo grün die Lichter schimmern	Umspielt von goldnen Schimmern
Und sucht sich einen schönen Baum,	späht nach einem
Ein Boot daraus zu zimmern.	Sich draus ein Boot
2 „Du Eiche mit dem stolzen Wuchs,	Jungeiche
Du bist mir gleich die rechte,	
Dich zeichn' ich mit dem Beile flugs,	
Dann hol' ich meine Knechte."	ruf'

[1]) Später in einem besseren Griechisch: „Die Dryas".

3 Er führt den Schlag, da stöhnt ein Ach Zusammen mit dem Streiche: „Du mordest mich," so seufzt es schwach, Aus der verwundeten Eiche.	Streich. Ein schmerzlich Macht jählings ihn erbleichen. „Ich sterbe!" stöhnt's im Stamme Die jüngste dieser Eichen.
4 Ein Tröpfchen Blutes oder zwei Sieht er am Beile hangen Und schleudert's weg mit einem Schrei, Als hätt' er Mord begangen.	
5 Schnell flüstert's aus dem Baume jetzt: „Noch ist kein Mord geschehen, Ich bin nur leicht am Arm verletzt, Raich wußt' ich mich zu drehen."	Der Mord ist nicht vollendet! Ich hatt' mich umgewendet."

„Irrt" in der ersten Zeile sagt mehr als das einfache „tritt"; „Jungeiche" macht die Vorstellung reicher und poetischer als bloß „Du Eiche". „Streich" paßt besser als „Schlag", das doch mit Ach: schwach in schlechtem Binnenreime steht. Die rhythmische Not der letzten Zeile „der verwundeten Eiche" ist in „die jüngste dieser Eichen" glücklich geändert.

Gründlicher ging der Dichter mit den folgenden Strophen um, wo die liebliche Gestalt der Nymphe mehr zu ihrem Rechte kommt. In der alten Fassung spricht die Dryas allein; in der neuen kommt zu anfang noch die frische Werbung des Mannes hinzu, indem die erste Rede der Dryas wegfällt. Man vergleiche:

6 Leicht schlüpft die Dryas aus dem Kleid Der moosbedeckten Eiche: „Tritt näher, der mir that das Leid, Daß ich die Hand dir reiche!"	„Komm, Göttin," fleht er, „Waldeskind, Daß ich Vergebung finde!" Die Schultern schmiegend schlüpft geschwind Die Dryas aus der Rinde.
7 Sie lächelt: „Bald bin wieder heil Ich, und mein Arm gesundet." Da fühlt sie, daß vom scharfen Beil Das Herz ihr tief verwundet.	Ein Dämmer lag auf Stirn und Haar, Ein Brüten und ein Weben, Von grünem Blätterschatten war Der schlanke Wuchs umgeben.
8 Es ist der Tag verschwunden bald, Im Flug vergeht er beiden, Und wie es dunkel wird im Wald, Da denken sie ans Scheiden.	Er fing den Arm zu küssen an, Die Stelle mit dem Hiebe, Und, der er viel zu Leid gethan. Die that ihm viel zu Liebe.
9 „Ich in den Baum und du nach Haus!" So lispelt sie verstohlen, „Doch send' ich wohl ein Bienchen aus, Dich in den Wald zu holen."	„In meinem Baum — ist lauter Traum" Sie schlüpft zurück behende Und lispelt in den Waldesraum: „Ich weiß, wen ich dir sende!"

Sehr anmutig klingt dieser letzte Bescheid der Dryas; wenn Conr. Ferd. Meyer an anderen Stellen die Reime beschränkte und

den Gedichten das allzu Singbare nahm, hat er hier mit Recht den Dreiklang von „Baum, Traum und Raum“ eingeschaltet. Die Biene wird aber nicht gleich mit Namen genannt, um eine leichte Spannung zu erregen, wer wohl überhaupt die Botin dieses Waldkindes sein mag. Endlich im nächsten Verse kommt sie etwas mehr beladen als in der ersten Auflage an, denn außer der Süßigkeit und dem Honig bringt sie auch Bitternis und Wermut mit, dem Inhalt dieses Märchens und der alten Lehre entsprechend, daß Lieb und Leid zusammenwohnen:

10 Das Bienchen muß sich oft bemüh'n,	Der Botin Biene Dienst ist schwer,
Das fleißig immerrege,	Sie muß sich redlich plagen,
Und Honig trägt es her und hin	Honig und Wermut hin und her,
Die stillen Waldeswege.	Waldaus, waldein zu tragen.
11 Doch einmal kam es wild gesummt:	Einmal kam Bienchen wild gebrummt:
„Dryas, mich kann's entrüsten!“	
Es setzt sich an den Stamm und summt:	
„Wohl sah ich, wie sie küßten.	Ich sah's, wie sie sich
12 Sie ist des Nachbars blühend Kind,	ein blühend Nachbarkind
Er hat nicht weit zu gehen	Muß ihn beständig necken,
Und läßt dich nun in Wetter und Wind	Dich läßt er nun bei
Im grünen Walde stehen.“	In deinem Baume stecken.

Das Schicksal der Dryas aber gestaltet sich ernst und tragisch. Früher war es ein stummes Klagen, jetzt scheint der Streich ihr bis ins Mark gedrungen zu sein, und sie, die erst vom Beil äußerlich getroffen, doch wieder aufgelebt war, ist jetzt innerlich zu Tode wund bei dem Verrat, den der treulose Knabe an ihrer Liebe beging. Auf den ersten Schlag ist von ein und derselben Hand der schlimmere zweite gefolgt, von dem sie sich nun nicht wieder erholen kann. Und die Todesscene der zweiten Fassung dürfte allerdings nicht mehr von jenen betrachtenden Versen abgetrumpft werden, die vordem am Schluß der ersten Fassung standen.

13 Da schwankt das Laubwerk hin und her
Aufrauschend in dem Winde,
Da stöhnt es bang, da ächzt es schwer
Und windet sich unter der Rinde.
Ein schmerzlich Ach, als wände sich
Ein schlanker Leib und stürbe!
Das Laub vergilbt, die Krone blich,
Die Rinde bröckelt mürbe.

Es bleibt aber interessant zu sehen, wie scharf sich gerade in diesem Gedichte die Massen scheiden, wie die eine Partie nur leicht und oberflächlich, die andere aber vom Boden aus, und wie der ganze Grund — wenn man so will — sehr ungleichmäßig umgeackert worden ist.

A 19. **Der Mönch von Bonifacio.** C¹ 250.

Bei dieser Ballade, die in einer noch älteren vor 1860 entstandenen ungedruckten Fassung bloß den Titel „Der Mönch" trug, gab der Dichter in den Anmerkungen der ersten Ausgabe als Quelle für seinen Stoff ein Werk des Grafen von Platen „Geschichten des Königreiches Neapel" an. Dort wird im 11. und 12. Kapitel des ersten Buches S. 106—124 aus dem Jahre 1420 von der Belagerung der mit den Genuesen verbündeten Stadt Bonifacio erzählt, deren hartnäckigen Widerstand der castilische König Alfons, anfangs auch vom Glück begünstigt, mit aller Gewalt zu brechen suchte. Ein Auszug aus dieser breit entworfenen Kriegsgeschichte mag über die Stellung belehren, die Conr. Ferd. Meyer dem Stoffe gegenüber einnahm.

S. 106. „Da fiel plötzlich der Thurm Scarincio, durch die Bombarden erschüttert, zusammen, und die Belagerer sprangen von den Segelstangen auf die Trümmer hinüber und richteten die königlichen Standarten auf."

Bald wieder zurückgetrieben, drängte der Feind von einer anderen Seite sich vor:

„und der Haven ward durch eine Kette geschlossen, damit (S. 109) kein genuesisches Fahrzeug den Bonifaziern Zufuhr und Hülfe zu bringen im Stande wäre. Wohl hatte man in Genua, aus andern Theilen der Insel, die Nachricht von Bonifazio's Belagerung erhalten, und der Doge Thomas Fregoso ließ zu diesem Behuf sieben Schiffe ausrüsten. Aber abgesehn, daß die Pest in Genua wüthete, und der Doge bemüht war, Ludwig dem Dritten beizustehn, so waren auch den ganzen Herbst hindurch die Winde so ungünstig, die See so stürmisch, daß kein Fahrzeug den Haven verlassen konnte.

Indessen war Bonifazio durch die Wurfmaschinen des Königs in einen so traurigen Zustand gerathen, daß kaum ein einziges Haus noch Sicherheit darbot und die meisten in Trümmern lagen. Alle Einwohner daher, die nicht unmittelbar auf den Mauern Wache hielten, zogen sich in den nahe gelegenen Hain zurück, wo sie Hütten und Zelten aufschlugen. Alfons bot sich häufig zum Vergleich S. 110 an, und versprach sogar der Stadt ihre Freiheiten erhalten zu wollen. Dennoch zauderten die Bonifazier und als von aragonischer Seite die Unmöglichkeit dargestellt wurde, dem Hunger zu widerstehn, von dem schon viele der Einwohner zu Gerippen verzehrt waren, so wurden von mehreren Seiten der Mauer Brodlaibe in das Lager des Königs hinabgeworfen und ihm selbst ein aus Frauenmilch bereiteter Käse zum Geschenk gebracht ....

S. 112. Aber nichts destoweniger zehrten Elend und Hunger an der unglücklichen Stadt. Tag und Nacht von den Feinden beunruhigt, schlaflos, abgezehrt irrten viele der eingeschlossenen Helden wie Schatten umher, und Einige, aus Verzweiflung, gaben sich selbst den Tod ....

S. 113. In diesem Zustande entschlossen sich die Aeltesten mit Alfons zu unterhandeln. Sollte in 40 Tagen keine Hülfe erscheinen, so wollten sie sich dem Könige ergeben. Ihm wurden 32 edle Knaben als Geißeln überliefert, und so ruhte wenigstens vom Kampfe die Stadt."

Heimlich rüsteten nun die Korsen ein Fahrzeug mit 24 Jünglingen aus, das nach Genua fahren und die Stadt um schleunige Hilfe bitten sollte.

S. 114. „Heiße Wünsche und Gelübde begleiteten die abreisenden Freunde. Der Senat ordnete öffentliche Gebete an und mit nackten Füßen, wiewohl im strengsten Winter, zogen die Bonifazier von einer Kirche zur andern, und priesen in lauten Gesängen den Gott der Heerschaaren, ihn um die Rettung der Vaterstadt anflehend."

Die Jünglinge langten „spät und vom ungünstigen Winde verfolgt" in Genua an, während Alphons inzwischen weiter Korsika verwüstete. Nach 15 Tagen kamen die Boten wieder und brachten Nachricht von der baldigen Hilfe ihrer Verbündeten.

S. 118. „Aber es nahte der Tag der Uebergabe, und die Botschafter des Königs erschienen in der Stadt. Die Aeltesten erbaten sich nur eine Nacht Bedenkzeit. Sollte bis zum nächsten Morgen keine Rettung sich zeigen, so seyen sie bereit, ihre Verpflichtungen zu erfüllen ....

S. 119. In dieser Noth versammelte der Senat das ganze Volk; jeder solle über das Heil des Staats berathschlagen. Da begann vor Allen Wilhelm Bobia, der selbst dem Senat angehörte, die Menge zur Ausdauer zu ermuntern. Nie seyen dem Feinde, sagte er, die Schlüssel zu übergeben! Wenn man die Freiheit bereits verloren hätte, würde nicht Jeder trachten, sie aufs Neue zu erobern, und jetzt, da sie sich noch im Besitz derselben befänden, wollten sie ihr freiwillig entsagen? Er beschwor hierauf den Schatten des Grafen Bonifazio, des Erbauers der Stadt, der die maurischen Seeräuber viermal überwunden habe. Dieser blicke vom Himmel auf sie herunter. Nicht am Beistande Genua's sollten sie verzweifeln. Furchtbare Stürme, wie (S. 120) Jeder sähe, erregten das Meer; aber der nächste günstige Windstoß würde die ersehnten Schiffe herbeiführen. Ihre Knaben zwar seyen in den Händen der Feinde; aber besser sey es, die Kinder zu verlieren, als die ganze Stadt dem Untergang preiszugeben. Da zollte die ganze Versammlung dem Redner ihren Beifall, seinen Vorschlag als das einzige Heil betrachtend. Alle Glocken wurden geläutet, ein Freudengeschrei erhob sich, und man rief von den Mauern herab, daß die gehoffte Hülfe erschienen sei. Dieß wurde den Boten des Königs berichtet, die den andern Morgen die Uebergabe zu heischen kamen. Auch die Weiber kleideten sich in Harnische, und dreimal zog die ganze Schaar, an der Spitze die Fahnenträger, auf der Mauer, die den Feinden zugekehrt war, auf und nieder, um den König über ihre Anzahl zu täuschen. Haben die Genueser Flügel, sagte Alfons, um in die von allen Seiten belagerte Stadt sich einzuschleichen? Da begann der Kampf auf's Neue ....

S. 122. Vier Tage nach diesem Vorfall zeigten sich endlich die genuesischen Schiffe, sieben an der Zahl, die Genua kurz vor Weihnachten, von günstigen Nordwinden geleitet, verlassen hatten .... Die Genueser erstaunten über das leichenartige Aussehen der Bonifazier.

Aber die Schiffsführer weigerten sich, den Kampf aufzunehmen, trotz der Bitte der Belagerten, die ihnen von der Stadt aus auf alle Weise beistehen wollten.

Verzweiflung ergriff bei dieser Nachricht die belagerte Stadt. Die Frauen lagen auf ihren Knien in den Tempeln, und flehten den Himmel an, sie zu retten, den Genuesern Tapferkeit einzuflößen.

Doch nicht alle Genueser dachten wie jene Vier. Der Befehlshaber der Flotte, Giovanni Fregoso, des Dogen Bruder, ein zwanzigjähriger Jüngling, war vom Geiste seiner Ahnen beseelt. Eben so Raphael Negro, der Hauptmann des zweiten Schiffs, das seiner Größe wegen der schwarze Berg hieß. Vor allem beschämte Jakob Bonifsia, wiewohl plebejischer Abkunft, die Zaghaften, und in feuriger Rede forderte er zu den Waffen auf. Der Himmel schien sein Vorhaben zu begünstigen; denn am nächsten Morgen erhob sich ein heftiger und den Aragonesen ungünstiger Wind. Alle Segel aufgespannt flog das Schiff des Bonifsia voran, mit eisenbeschlagenem Vordertheil zersprengte es die Kette des Havens gewaltsam; die beiden andern folgten ihm."

Endlich entwickelte sich das Gefecht zu Gunsten der Genuesen, die schließlich mit einem Brander die Schiffe des Königs aus der Blokade trieben:

S. 124. „Mächtige Flammen nach allen Seiten sprühte das entzündete Fahrzeug, nach allen Seiten stoben die Schiffe des Königs auseinander. Die Erschreckten noch mehr zu betäuben, erhoben die Genueser, bisher in Todtenstille verharrend, ein ungeheures Geschrei, und es antworteten die Bonifazier, den Freunden, den Rettern, den Befreiern eine glückliche Fahrt von ihrem Felsen herunterwünschend, mit unermeßlichem Jubelruf. Frei zogen die Schiffe der Republik von dannen, von Ruhm beladen langten sie in Genua an."

Platens Vortrag ist, wie die Auszüge beweisen, aus klassischem Geiste geboren, der teils durch die lateinischen Vorlagen des Cyrnäus und der Annales Genuenses von Johannes Stella ihm übermittelt, teils frisch aus seiner merkwürdig antik gestimmten Seele gekommen war. Man glaubt in diesen „Geschichten des Königreiches Neapel" die meisterhafte Übersetzung eines Werkes des Thucydides oder des Livius vor sich zu haben, die den fremden Stil zwanglos der deutschen Sprache anpaßt und die gewandt auch die Mittel der historischen Darstellung der Alten, z. B. die Reden benutzt. Conr. Ferd. Meyer übertrug 1858 (vgl. Frey, 101. 132) einen Teil der Platenschen „Geschichten", den Abschnitt über die Königin Johanna von Neapel ins französische; die Handschrift „Jeanne de Naples" ist freilich nicht gedruckt und vielleicht vom Verfasser später vernichtet worden, aber auch zu dem Dichter selber stand C. F. Meyer in einem engeren Verhältnis, wenngleich er ihm nicht urteilslos folgte und „das Schiefe an dem sonst so tüchtigen Platen" wohl erkannte.

Mit dem geschichtlichen Berichte war vorderhand wenig anzufangen. Die weit ausgedehnte Handlung spielt von Korsika nach Genua hinüber. Die Niederlage und der Sieg Bonifacios stehen künstlerisch zueinander in gar keinem Verhältnis, denn die Belagerung ist fast quälend lang beschrieben und die Befreiung dafür äußerlich sehr kurz abgemacht. Die Weltgeschichte hat hier für keine,

dem Auge eines Poeten wohlgefällige gleichmäßige Entwicklung der Begebenheiten gesorgt, sondern die Pendelbewegungen vorgezogen und Schmerz und Freude rasch abwechseln lassen. Als die beratende Versammlung sich des Weiteren zum Widerstand entschließt, wird ein Jubelgeschrei angestimmt, leider ganz verfrüht, da ja die Schiffe zur Unterstützung noch nicht da sind. Als diese endlich kommen, bereiten die Führer, die am Kampf nicht teilnehmen wollen, den Belagerten eine neue Enttäuschung. So forderte diese Geschichte von Bonifacio nicht gerade zur balladenhaften Behandlung heraus, es sei, daß die mutige, von Platen besonders schwungvoll verfaßte Rede des Bobia, der die Mitbürger zum Widerstand ermuntert und das Verhalten der tapferen Schiffsführer Fregoso und Bonifia auf Conr. Ferd. Meyer einen tieferen Eindruck machten.

Er zeigte sich denn auch dem Stoff vorherhand keineswegs gewachsen; die breite Erzählung verleitete zu einer übermäßigen Ausführlichkeit, und die Vorlage ist nirgends schlank und dichterisch zugeschnitten. Es sind 17 kreuzweis gereimte Strophen mit vierfüßigen Trochäen. Auffällig ist die Überschrift „Der Mönch von Bonifacio", die eine Persönlichkeit in der Ballade bezeichnet, von der in der Geschichte nirgends die Rede gewesen war.

1 Alphons sah den Wall sich neigen
Und des grausen Mordes satt
Hieß er die Geschütze schweigen
Vor der eingeschloss'nen Stadt;
Seiner ringsumgarnten Beute
Wird der list'ge Jäger froh,
Eigen nennt er dich noch heute
Tapfres Bonifacio!

2 In des Wassers grünem Scheine
Spiegelt sich der morsche Wall,
Von der Wehre rieseln Steine,
Lose Quadern drohen Fall.
Ueber die zerschoss'nen Mauern,
Späht der Korsen Wache leis,
Sieht des Spaniers Schiffe lauern
In des eignen Hafens Kreis.

3 Auf dem Markte lagern Trümmer,
Thürme neigen sich im Blau,
Glänzend dringt des Tages Schimmer
In des Doms zerriss'nen Bau
Krieger stehn mit finstern Mienen,
In dem heilgen Raum geschaart,
Einer mitten unter ihnen,
Welcher keine Worte spart:

4 „Genua, wo magst du weilen,
Während Tag um Tag vergeht?
Du gelobtest uns zu eilen
Und nun kommst du doch zu spät.
Wir vertrauten deinem Bunde
Und vergossen unser Blut;
Wir erkauften eine Stunde
Noch mit unserm letzten Gut.

5 „Und dem fremden Dränger gaben,
Wissend daß du nahe bist,
Wir zu Geiseln unsre Knaben
Nur für dreier Tage Frist.
Drei der Tage sind verronnen;
Korsen, was ist euer Rath?
Seid zu opfern ihr gesonnen
Eure Kinder — eure Stadt?

6 Keiner will das Schweigen brechen,
Alle blicken niederwärts,
Keiner wagt es auszusprechen,
Was beschlossen jedes Herz.
Nun ein Flüstern, nun ein Murmeln,
Winke werden rasch getauscht,
Und sie sehen nicht den dunkeln
Mönch, der an der Säule lauscht.

7 Ledig aller Herzensbande,
Von dem härnen Rock bedeckt,
Trotz im ärmsten der Gewande
Eine Brust, die nichts erschreckt,
Eines nur ist ihr geblieben
Auf der Erde fern und nah:
Zu vertheidigen, zu lieben
Deine Schluchten, Korsika!

8 Brausend steigt der Zorn im Herzen,
Bis er mächtig überquillt,
Worte findet er, die schmerzen,
Hebt den hagern Arm und schilt:
„Wer ist unter Euch der Feige,
Der die Heimat gibt dahin?
Daß ich zur Verdammniß zeuge
Im Gerichte wider ihn!"

9 Alles schreit in wildem Grimme:
„Von dem Mönche solche Schmach!
Schweige du, dem nie die Stimme
Der Natur zum Herzen sprach!
Wirf dich am Altare nieder,
Nichts auf dieser Welt ist dein!
Gib uns unsre Kinder wieder,
Willst du, daß wir Männer sei'n!"

10 Nach der Mauer eilen Alle,
Doch der Mönch eilt ihnen vor;
Von dem Schiffe zu dem Walle
Ruft der König froh empor:
„Korsen, sprecht, was will euch dünken?
Schärft die Augen, späht umher!
Sehet ihr ein Segel blinken?
Seht ein Schiff ihr auf dem Meer?"

11 Die verhöhnten Korsen blicken
Grollend auf die leere Flut;
Müssen sie den Nacken bücken
Vor des Königs Uebermuth?
Auf den morschen Rand des Walles
Kniet der blasse Mönch und spricht:
„Gott, du weißt, ich gab dir Alles,
Nun verlaß mich heute nicht!

12 „Wind und Meer und alle Mächte
Sind sie nicht dir unterthan?
Rege deine starke Rechte,
Welche Wunder wirken kann!" –
Alle seine Muskeln beben,
Alle seine Pulse glühn,
Segel aus der Flut zu heben,
Schiffe durch das Meer zu ziehn.

13 Und er betet immer wärmer
Mit des Glaubens Zuversicht, —
Alphons lächelt: „Armer Schwärmer,
Du erreichst die Schiffe nicht!"
Feurig blickt der Mönch, ... erbleichend,
Zitternd auf gebognem Knie,
Ueber Meer gewaltig zeigend
Ruft er aus: „Ich sehe sie!"

14 Drüben in der lichten Weite
Wo sich Himmel theilt und Meer,
Ist des Wassers stille Breite
Wie der Glanz des Himmels leer. —
Wo sie duftig sich verlieren
Ueberm Blau, das dunkel prunkt,
Wo sie ferne sich berühren,
Taucht empor ein kleiner Punkt.

15 Und ein zweiter und der dritte,
Und der vierte schon dabei,
Und ein andrer in der Mitte, —
Freudenschrei und Freudenschrei! —
„Herr der Katalanen, kehre,
Kehr dich ab von Korsika!
Denn die Fürstin naht der Meere,
Siehe dort ist Genua!"

16 Es vergrößern sich die hellen
Segel auf dem blauen Grund,
Eifrig stehen Wind und Wellen
Mit den Kommenden im Bund.
Wimpel flattern, Maste schwimmen
Näher immer näher her,
Und es rufen tausend Stimmen
Ein Willkommen auf das Meer.

17 Die zerschoss'nen Mauern zittern
In der Freude wildem Strom,
Und die Glocken sie erschüttern
Sich in dem zerstörten Dom. —
Knieend an derselben Stelle
Hört der Mönch den Jubel nicht,
Hingewendet nach der Welle
Ist sein selig Angesicht. —

Mitten aus der Geschichte der Belagerung ist also eine Scene herausgerissen, die in der höchsten Not anberaumte Versammlung des Volkes, von wo aus man die Vorgänge bequem nach vor- und rückwärts überschaut. Die Blokade ist fertig; der Turm schon in der ersten Strophe gefallen und der Markt mit Trümmern bedeckt, wie in der Vorlage berichtet wurde, die nicht übermäßig ausgeschmückt ist. Was wir sonst noch über die Bedrängnis der Stadt wissen möchten, wird, um Abwechslung zu schaffen, nicht vom Dichter unmittelbar, sondern von den Bonifaciern in der Kirche erzählt, die über Genua klagen und ihre Kinder dem Könige als Geiseln gestellt haben. Daß aber 24 Jünglinge heimlich mit einer Botschaft abgefahren sind, diesen mildernden Umstand läßt Conr. Ferd. Meyer wohlweislich aus, weil dadurch die Stadt in unserer Vorstellung weniger hilflos und die Blokade weniger streng erscheinen würde. Ihm kam es darauf an, so schwarz wie möglich zu malen und auch den kleinsten Ausblick der Befreiung zu verhängen. Er konnte nun auch die Zeit zwischen der Abfahrt und Ankunft, jene 15 Tage, sparen und brauchte den Alfons nicht auf Eroberungen außerhalb Bonifacios herumzuschicken. Die Lage der Stadt erscheint also in der Ballade mit Recht bis aufs äußerste gespitzt; es ist jene höchste Not, wo Gottes Hilfe am nächsten zu sein pflegt. Im Gang der Versammlung regt sich der selbständig schaffende Dichter, dem die helle, aber eintönige Farbe des geschichtlichen Berichtes nicht genügte. Er nahm dem Wilhelm Bobia, „einer mitten unter ihnen, welcher keine Worte spart," etwas von dem Feuer seiner Rede, die in der vierten und fünften Strophe gerade nicht zum mutigen Widerstande anregte; statt allgemeiner Freude herrscht denn auch nur Niedergeschlagenheit. Dagegen schob Conr. Ferd. Meyer eine neue Person in den Kreis der Männer, einen Mönch, der sich nun sofort zum Helden der Ballade macht.

Etwas von dem energischen Wesen und von der Vaterlandsliebe des geschichtlichen Wilhelm Bobia ist zweifelsohne auf den Mönch übergegangen, nur daß sich diese Eigenschaften bei dem Diener der Kirche bis zum Fanatismus steigern. Er hat hier alles, seine letzte und einzige Habe zu verteidigen, die Heimat, die ihm Weib und Kind ersetzt und an der er mit heißester Liebe hängt. So trug der Dichter in die Versammlung einen hitzigen Streit hinein zwischen den Männern, die ihre Kinder wieder haben und der Not durch Ergebung ein Ende machen wollen, und zwischen diesem Mönche, der für das höchste Gut seines Lebens, für das Vaterland bis in den Tod zu kämpfen entschlossen ist. Beide Parteien haben Recht, denn der Mönch kann nicht die Sorge um die eigenen Kinder kennen und würdigen, aber für ihn spricht doch wieder diese un-

gezähmte Anhänglichkeit an die Heimat, für deren Verteidigung ihm kein Opfer groß genug scheint. Nach der stürmischen Verhandlung folgt in der Ballade ein Rückschlag; der König Alfons, der in der ersten Zeile der ersten Strophe flüchtig erwähnt war, kommt jetzt mit einigen spottenden Worten über die Belagerten an die Reihe. Nun war schon in der Vorlage das Gottvertrauen der Bonifacier, die von einer Kirche zur anderen gingen, und ihre Hoffnung auf einen günstigen Zufall erwähnt worden, der die Schiffe herbeiführen würde; und als das Fahrzeug des Bonissia die Blokade sprengen will, da „schien der Himmel sein Vorhaben zu begünstigen". An diese Andeutung mag sich der Dichter gehalten haben, als er auf eine bestimmte Person, eben den Mönch, alle Glaubenszuversicht übertrug. So ist diese Gestalt geschickt in die Vorgänge hineinkomponiert und zugleich im Geiste der Vorlage erfunden.

Die Ballade machte eine vollständige Umarbeitung durch. Das Versmaß wurde auf die durch Platens „Grab am Busento" bekannten achtfüßigen Trochäen in Reimpaaren gestimmt. Die lange erzählende Einleitung fiel weg; statt dessen erfahren wir jetzt von dem König Alfons, der die Bewohner der Stadt zur Übergabe aufgefordert, alles das, was wir von den Leiden in Bonifacio wissen müssen. Einige Worte aus der älteren zehnten Strophe leben wieder auf: Es scheint auch, als ob der Dichter, wie er es oft bei den Umarbeitungen that, auch diesmal seine Quelle wieder befragt hat, die davon erzählte, daß viele der Einwohner „zu Gerippen verzehrt", „wie Schatten" umher geirrt waren.

1 „Corsen, löst des Portes Ketten! Jede Hoffnung ist verschwunden!
Nirgend weht ein rettend Segel! Gebt euch! Pfleget eure Wunden!

2 Genua, euer hat's vergessen! Spähet aus von eurem Riffe!
Sucht im Meere! Schärft die Augen! Nirgend, nirgend Genuas Schiffe!

3 Eure Kinder hör' ich wimmern, eure Frau'n, die hungermatten,
Blicken hohl wie Nachtgespenster und ihr selber wankt wie Schatten!"

4 Vom Verdeck des Schiffes ruft's empor zu Bonifazios Walle
König Alfons milden Sinnes, aber droben schweigen Alle.

5 Nimmer würden sich dem Dränger diese tapfern Corsen geben,
Gölt' es nur das eigne, gölt' es nicht der Knaben junges Leben!

6 Finster vor sich niederstarrend, treten flüsternd sie zusammen —
Eines Mönchs empörte Augen schießen Blitze, schleudern Flammen:

7 Feige Hunde! Keine Corsen! In die Hölle der Verräter!"
„Schweige, Mönch! Wir haben Herzen. Wir sind Gatten, wir sind Väter."

8 Auf dem preisgegebnen Felsen kniet der Mönch in wildem Harme:
„Leihe, Gott, mir Deine Hände! Gieb mir Deine starken Arme!

9 Heute komm' ich Lohn zu fordern. Alles gab ich. Nichts geblieben
Ist mir außer meinem Felsen. Aber etwas muß ich lieben.

10 Gott, Du kannst mit Deinen Kräften eines Menschen Kräfte steigern!
Was Du thatst für Deine Juden, darfst Du keinem Corsen weigern!

11 Genuas Schiffe will ich suchen! Will sie bei den Schnäbeln fassen!
Spannen will ich weite Segel und sie nicht ermatten lassen!"

12 Alle seine Muskeln schwellen, alle seine Pulse beben,
Schiffe durch das Meer zu schleppen, Segel aus der Flut zu heben.

13 Aufgesprungen, überwindend Raum und Zeit mit seinem Gotte
Deutet er ins Meer gewaltig: „Dort! ich sehe dort die Flotte!"

14 Aber keine Segel blinken aus des Meeres farb'ger Weite,
Unbevölkert flutet eine schrankenlose Wasserbreite.

15 Nur die Sonne wandert höher, ihre Strahlen brennen wärmer.
Nichts als Meer und nichts als Himmel. Alfons lächelt: „Armer Schwärmer!"

16 Dort! Am Saum des Meers das Pünktchen ... Sichtbar kaum ... Der zweit' und dritte
Punkt und jetzt ein viert' und fünfter und ein sechster in der Mitte!

17 Winde blasen, Wellen stoßen. Meer und Himmel sind im Bunde.
Segel, immer neue Segel steigen aus dem blauen Grunde.

18 Wende deine Schiffe, König! Sonst verlierst du Ruhm und Ehre!
Woge, Fürstin Genua, woge, du Beherrscherin der Meere!

19 Alle Glocken Bonifacios schlagen schütternd an und stürmen,
Jubel wiegt sich in den Lüften über den zerschossnen Thürmen.

20 Und der Mönch, der mit der Allmacht seinen ird'schen Arm bewehrte?
An der Erde liegt er sterbend, der von ihrem Hauch Verzehrte.

Die umständliche Geschichte von den Geiseln ist ausgelassen und statt ihrer bloß die Sorge um die Kinder im allgemeinen als einfacheres Motiv eingeschoben; der Mönch ist wesentlich anders eingeführt: Eine Beschreibung wird von ihm nicht mehr geliefert, sondern er selber sofort mit wenigen, aber heftigen Worten auf die zaghaften Männer losgelassen, die ihm ebenso kurz und entschlossen abwehren. Das spielt sich mit großer Hast ab, wie schon die Zahlen beweisen, denn was vorher zu Anfang 32 Zeilen gebrauchte, hat sich jetzt bereits in den ersten 12 erledigt. Damit hat aber der Dichter Raum für etwas anderes wesentliches gewonnen, nämlich für das Gebet seines Mönches, auf das ja alles ankam und das nicht inbrünstig genug gehalten werden konnte, um jene wunderbare Fernsichtigkeit psychologisch zu begründen. Die zwei Zeilen

„Gott, du weißt, ich gab dir alles!
Nun verlaß' mich heute nicht!"

beginnen sich zu trotzigen Forderungen zu entfalten, in dem grenzenlosen Vertrauen des Menschen auf seinen Gott. Das Wort „Wunder" fließt nicht mehr von seinen Lippen, denn sein eigener „Wille" wird es vollenden: „Genuas Schiffe will ich suchen!"

Dieses Ziel wird vom Dichter unter dem Druck einer gewaltigen Spannung erreicht. Das wuchtige Gebet ist eine jener Zwiesprachen mit Gott, vor dem sich die Menschen Conr. Ferd. Meyers in der Reinheit und Stärke ihres Wesens nicht beugen, sondern von dem sie, wie von einem Schuldner, etwas fordern — endlich in atemloser Steigerung die Vision, auf die dann plötzlich die Ermattung und die Enttäuschungen folgen, als das Meer keine Schiffe zeigt und der König zu spotten anfängt. Die Pause ist länger als im vorigen Gedicht, wo die eingebildete Wahrnehmung des Mönches mit dem wirklichen Auftreten des ersten fernen Punktes zeitlich genau zusammenfiel. Endlich der grenzenlose Jubel bei dem Erscheinen der Flotte. Wenn aber der Dichter so intensiv seinen Mönch mit übermenschlichen Kräften arbeiten ließ, mußte auch der Ausgang ein anderer werden. Denn mit einer solchen Erhebung des Wesens, wo Mensch und Gott gleichsam verschmelzen, ist auch ein Leben in sich vollendet, und wie zur Sühne dafür, daß er die engen Kreise des Daseins sprengte und sich eine überirdische Gewalt anmaßte, muß der Mönch jetzt sterben.

Im alten Gedicht ist es zweifelhaft, ob die letzte Stellung des Mönches den Tod oder bloß ein seliges Erschrockensein bezeichnen soll. Jetzt kennt der Dichter keine Gnade mehr: Ein Leben, das so vom Himmel begnadet ward, ist dafür auch dem Himmel verfallen. Wie in der Sage und in Schillers Gedicht Semele stirbt, als sie den Jupiter in göttlicher Gestalt gesehen, so bezahlt auch der Mönch seine „Vermessenheit" mit dem Leben.

Conr. Ferd. Meyer wurde vielleicht hierbei von einer Anschauung beeinflußt, die in den Distychen Schillers auf Columbus vertreten und auch in Schillers ästhetischen Schriften enthalten ist: „Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde. Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß." Wie Schillers Columbus im Vertrauen auf seine Eingebung und im Glauben an das, was er vor seinen inneren Augen sah, über das Meer fährt und die Länder jenseits der Atlantis auch wirklich findet — ebenso fest glaubt der Mönch an die Ankunft der Schiffe, und dieser inbrünstige Glaube steigert sich in ihm bis zur Hellsichtigkeit. Es war in Wirklichkeit vielleicht Zufall, daß die Schiffe in dem Augenblicke gerade kamen, oder es mag auch eine besondere Weitsichtigkeit dem Mönch zu statten gekommen sein. Die Dichtung verlangt aber für die an sich vielleicht ganz nüchterne, geschichtliche Thatsache eine andere Erklärung.

Wie Schiller behauptet, daß die Küsten vor Columbus aus dem Meere steigen mußten, wenn sie nicht schon da gewesen wären, so überredet uns Conr. Ferd. Meyer, daß der Mönch bloß durch eigene Kraft, bloß durch den übermenschlich gesteigerten Wunsch, die Schiffe hergezwungen habe, daß ein Wunder geschah, daß diese über alle Maßen heiße Liebe zum Vaterland, diese Inbrunst und fiebernde Sehnsucht die Gesetze der Welt gleichsam durchbrachen und einem scheinbar unerfüllbaren Wunsch sofort zur Erfüllung verhalfen. In Schillers Distichon schließt die Natur den Bund mit dem Genius; hier ist „Gott" für die „Natur" eingesetzt, Gott, der seinen Mönch nicht verlassen, der die Wahrheit und die ungewöhnliche Stärke des Gefühls geehrt und ihm zu liebe die sonst giltigen Satzungen der Welt aufgehoben hat.

Auch im großen ist die Komposition unvergleichlich geschickter als früher. Um den siegreichen Mönch ist das Gedicht gruppiert, nur zu Anfang tritt der fremde König Alfons vor und nur gegen das Ende spottet dieser: „Armer Schwärmer", Worte, die nun gleich mit einem fast theatralischen Schlager von den am Horizont auftauchenden Schiffszeichen widerlegt werden. In dem alten Gedichte dagegen war statt des Mönches der König Alfons — äußerlich wenigstens — in den Mittelpunkt gerückt. Seine Aufforderung zur Übergabe stand in der zehnten Strophe, und jener Hohn „Armer Schwärmer" schneite zu früh mitten in das Gebet hinein.

Miscellen.

Nachträge zu Mathesius (oben S. 586).

Die Geschichte vom Juden in Rom (5. Predigt der Lutherhistorien) steht auch bei Luther, Tischreden (Förstemann) 4, 631. — Zu Leichenpredigten 31_{27} vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde, 414 und Anmerkung; Hock, Vampyrsagen, 27, Anmerkung 5. — Der Kötschberger Wein wird auch von Luther erwähnt in der Antwort auf die Zettel, so unter des Officials zu Stolpen Siegel ausgegangen: auff das mir nit not sey zu argwenen, er hab sein gehirn im ketzschperg vorloren, und selbst nit wisse was er sage. (Weimarer Ausgabe 6, 138, 20.)

Dresden. Karl Reuschel.

Zu Herder.

In die Reihe von Herders Jugend-Gedichten gehört die Vaterlands-Ode vom October 1765, die er gelegentlich der Einweihung des Rigaer Rathhauses verfaßt hat, gedruckt Band 1, 26—28. Auszuscheiden aber ist aus dieser Reihe die

„Aufschrift der Einladungsbillette", die C. Redlich in Band 29, 27 aufgenommen hat 1889. Der „Rigaische Almanach für 1892" bringt aus einem Sammelbande der Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde, die auf einem „Originalbillet" (Einladungskarte) befindliche Notiz, der Vers sei „von dem Herrn Collaborator Herder gedichtet". Aber in demselben Sammelbande befindet sich, wie anschließend berichtet wird, „ein handschriftliches Gedicht, dessen zweiter Vers genau mit dem Wortlaute des gedruckten Billets übereinstimmt". Dies „Gedicht" a. a. O., S. 41 gedruckt, hat die Überschrift: „Einladungs Motto zum Concert des neuen GerichtsHauses." Darunter stehen sechs bezifferte vierzeilige Strophen, Nr. 1—6 in Alexandrinern, Nr. 1—3 in Alexandrinern, gemischt mit kürzeren jambischen Zeilen. Es sind sechs Vorschläge zum Motto. Alle, außer Nr. 2, weisen in einzelnen Ausdrücken und Redensarten, Nr. 3 und Nr. 6 sogar in einer wörtlich entlehnten Zeile auffallende Ähnlichkeiten mit Herders Vaterlands Ode auf. Man kann Herder weder zutrauen, daß er sich selbst so ausgeschrieben, noch daß er den Wert des Seinigen durch etliche Lahmheiten, die mit unterlaufen, selbst verringert haben sollte. „Da nun Herder der Verfasser des Verses auf dem Billette sein soll" — heißt es a. a. O., S. 41 — „so liegt die Annahme nahe, daß das ganze Gedicht von ihm herrührt." Umgekehrt ist zu folgern: Da unter den sechs Vorschlägen fünf sind, deren Verfasser Herder schwerlich sein kann, so wird auch das eine, das ein Unbekannter ihm zugeschrieben hat, nicht von ihm verfaßt sein. Der Name des jungen Collaborators, der sein Festprogramm „über Publicum und Vaterland" mit der schwungvollen und wohllautenden Ode so rühmlich gekrönt hatte, lag den Teilnehmern des Festes auf den Lippen: so sollte nun auch der Vers, den jeder in Händen hatte, aus seiner Feder geflossen sein.

Weimar. B. Suphan.

Nachträgliches zum Mariamotiv:

le „motif de Maria" dans le romantisme français.

On a lu, dans une récente livraison de l'Euphorion, l'article où M. Richard M. Meyer rassemblait les nombreux analogues, dans la littérature allemande, de la situation traitée par Otto Ludwig dans sa Maria: l'aventure d'une femme ou d'une jeune fille qui devient mère, à son insu, durant une crise de sommeil léthargique dont abuse un homme qui passe. La littérature française, autour de 1830, n'a pas manqué d'être sollicitée par cette singulière donnée, et il ne serait sans doute pas impossible d'établir des rapports de parenté entre quelqu'une des œuvres qu'elle a suscitées et tel cas similaire allemand.

L'anecdote suivante semble avoir été la source plus ou moins directe des récits et des drames français. Après avoir figuré dans les Causes célèbres et intéressantes de Gayot de Pitaval (20 vol. parus de 1734 à 1743), elle est reprise, sous la forme que voici, dans la littérature médicale:

„Un cadet gentilhomme fut forcé d'entrer sans vocation dans un Ordre Religieux: triste victime de l'ambition de son père! Ayant fait ses vœux, mais n'étant point encore dans les Ordres Sacrés, il fit un voyage et trouva dans une hôtellerie où il descendit le maître et la maîtresse dans la plus grande consternation. Ils venaient de perdre une fille unique d'une rare beauté, avantage qui joint à leurs richesses, leur faisait espérer pour elle un établissement avantageux. Comme on ne devait enterrer la fille que le lendemain, on pria le Religieux de la veiller pendant

la nuit. Ce qu'il avait entendu dire de sa beauté ayant piqué sa curiosité, il découvrit le visage de la prétendue morte, et loin de la trouver défigurée par les horreurs de la mort, il y trouva des grâces animées, qui lui faisant oublier la sainteté de ses voeux, et étouffant les idées funestes qu'inspire naturellement la mort, l'engagèrent à prendre avec la (prétendue) morte les mêmes libertés que le Sacrement pourrait autoriser pendant la vie. Il ne tarda point à réfléchir sur l'indignité de son action, et honteux de son crime, il partit le lendemain avec précipitation."

La fille, toujours assoupie, va être portée en terre, quand „on sent quelques mouvements dans la bière": la ressuscitée, remise au lit, ne tarde pas à guérir. „La joie que causa au père et à la mère cet événement inespéré ne fut pas de longue durée. Peu de temps après, des simptômes trop connus pour s'y méprendre, annoncèrent que la ressuscitée était devenue mère. On l'interrogea vainement sur la cause de cet état. Comment l'aurait-elle avouée puisqu'elle ne la connaissait pas? Les neuf mois écoulés elle donna le jour à un enfant aussi beau que le Dieu qui l'avait formé, et la fille devenue la fable de la Ville où elle demeurait, et la honte de ses parents, fut confinée dans un Couvent. Le Religieux . . . ayant été obligé pour ses affaires de repasser par la même Ville, descendit dans la même hôtellerie. Sa fortune avait bien changé de face. Il était devenu fils unique et avait perdu son père; s'était fait relever de ses voeux et jouissait d'un bien considérable . . . Il épousa la fille."[1])

Cette anecdote, rapportée par Louis d'après une dissertation de Bruhier sur l'incertitude des signes de la mort, se trouve ensuite citée par le Traité de médecine légale et d'hygiène publique de Fodéré.[2]) Les recueils d'ana, une nouvelle de Mme de Gomez, plus tard un roman de Mlle Fleury lui avaient déjà fait une place digne de sa singularité, mais sa vraie fortune littéraire date du roman de A. H. Kératry, les derniers des Beaumanoir, ou la tour d'Helvin, dont la première édition est de 1824. Dans la nuit orageuse du 13 au 14 juin 1775, Jonathas Dermot, „un ecclésiastique d'une haute stature," qui s'est réfugié dans le château d'Helvin en Bretagne, y veille la dépouille funèbre de Clémence de Beaumanoir. Epris jadis de la mère de la jeune fille, il cède à une illusion macabre et à la fougue de ses sens, prend ensuite la fuite et s'embarque pour de lointains pays; quittant les ordres, il se fait planteur, et ne revient qu'après des années, pour découvrir qu'il a un fils, dont la mère vit encore. Le cas psychologique de celle-ci ne préoccupe guère l'auteur: quelques larmes, quelques protestations d'innocence, et c'est à peu près tout. Cette noble famille bretonne prend l'aventure avec assez de facilité: elle croit, il est vrai, que c'est le fiancé de la jeune fille, tué aux côtés de Clémence avant sa léthargie, qui s'était rendu coupable d'impatience . . .

Du roman, la donnée de la „mère sans le savoir" passe au théâtre; le 10 mai 1831, le chroniqueur dramatique du Moniteur universel, à propos de Paul, drame en deux actes mêlés de chants, représenté aux Nouveautés, note que l'idée de la pièce est empruntée au roman de Kératry; et il continue: „. . les auteurs auraient dû, dans l'intérêt des moeurs, l'y laisser à jamais ensevelie. Encore, si j'ai bonne mémoire, le récit est moins

[1]) Louis, Lettre sur la certitude des signes de la mort, où l'on rassure les Citoyens de la crainte d'être enterrés vivants, Paris, 1752, p. 50 sq.

[2]) Paris, 1813; tome I, p. 500.

nu dans le roman que dans la pièce . . .“ La seul détail nouveau de cette pièce, qui fut accueillie par des rires et des sifflets et disparut vite de l'affiche, c'est que le héros coupable, Paul d'Ermont, est entré dans les ordres parcequ'il n'a pu obtenir la main de Léonie de Vernange, dont il est aimé pourtant, et qu'il va retrouver morte en apparence.

C'est encore aux Derniers des Beaumanoir que fait allusion Jules Janin dans son feuilleton des Débats du 24 juin 1831, à propos de Il y a seize ans, mélodrame en trois actes et en six parties, donné à la Gaîté. „Dans le roman de M. Kératry, écrivait-il, une jeune fille devient enceinte, sans savoir ni comment, ni pourquoi. L'accident a paru si beau à nos dramaturges qu'ils l'ont varié de toutes les manières. En effet, cela est si commode et si moral! Tous les résultats du vice, tout les honneurs de la vertu!“ Le même mois de juin 1831, les Nouveautés représentaient la Morte, drame en 4 actes d'Ancelot et Buquet. Ce n'était plus une jeune fille, mais une jeune femme, Elise, mariée contre son gré à D'Herbain, qui se trouvait ici victime d'une mort apparente; et ce n'était plus dans la chambre mortuaire, mais au cimetière même, qu'Arthur possédait celle dont le sort l'avait séparé. Enfin Elise s'éveillait dans les bras d'Arthur, et ils s'embarquaient pour l'Amérique.

Cependant la poésie n'avait pas attendu ces singulières élucubrations théâtrales pour s'emparer d'une donnée dont le macabre et l'extrême romanesque, bien plus que le douloureux problème psychologique qui a séduit Otto Ludwig, ont surtout attiré les littérateurs. Les Annales Romantiques de 1830 renferment une ballade intitulée La Veillée du Cénobite, par Latour, qui reprend la plupart des détails connus: un ermite,

> Hôte exilé du monde à la fleur de ses ans, . . .
> Mais (dont l') âme gardait sa brûlante énergie;
> Et, sous des sens de feu qu'il réprimait en vain,
> Laissait des passions fermenter le levain . .

s'arrête dans une maison où il veille une jeune fille morte.

> Les souvenirs du monde, et des femmes aimées,
> Les tendres entretiens des âmes enflammées . . .
> Envahissent ses sens au vertige asservis.

Plus tard, s'étant fait soldat, il repasse dans ce pays; tout s'explique:

> Ainsi la mort féconde avait conçu la vie.

Et le guerrier, byronien jusqu'au bout, enlève sa femme et son fils

> et l'on n'entend, dans la vague étendue,
> Que les bonds inégaux de son sabre d'acier,
> Et le bruit décroissant du galop du coursier.

L'année 1832 semble marquer la décadence littéraire de l'aventure des filles à qui, comme écrivait J. Janin, des enfants viennent en dormant: et c'est cette année-là, en avril, avec le premier dizain des Contes drôlatiques de Balzac, que pareille anecdote se trouvait de nouveau narrée avec la gaillardise des anciens conteurs. N'était-ce pas comme le chant du coq qui met en fuite les fantômes, ce récit que l'abbé du Péché Véniel fait imprudemment du cas de „saincte Lidoire, laquelle dormant un iour bien fort, les iambes de cy, de là, par ung moment de grant chaleur, et vestue de légier, feut approchée par ung ieune homme, plein de mauvaiseté, qui, de pied coy, l'encharga d'ung enfant; et comme de ce maltalent ladicte saincte feut de tout point ignorante, et bien surprinse d'accouchier,

croyant que l'enflure de sa bourse estoyt une griefve maladie, elle en feit pénitence comme d'ung péché véniel . . . ."

L'élément macabre a disparu: il ne s'agit plus de mort apparente, mais simplement d'un sommeil profond, chez l'involontaire amante. Les ouvrages de médecine reproduisent l'indication d'un cas où le noctambulisme, non plus la léthargie hystérique, se trouve en cause, et qu'il me semble intéressant de citer en raison de la singulière identité des prénoms. „Une domestique d'un caractère dépravé ayant remarqué que cette jeune femme (Maria C.) ignorait à son réveil ce qui s'était passé pendant ses accès, introduisit à la dérobée, dans la maison, un jeune homme qu'elle connaissait et lui procura ainsi l'occasion de traiter Maria de la façon la plus brutale et la plus perfide . . . A son réveil elle n'avait aucune connaissance de l'outrage subi . . ." (Dyce, cité par Azam et reproduit dans Gilles de la Tourette; enfin Thoinot, p. 148 de son ouvrage: Attentats aux moeurs, etc. 1878.) Il serait intéressant de rechercher par quels intermédiaires possibles des observations médicales comme celle-ci ont passé dans la littérature; le lien, en tout cas, ne paraît pas douteux.

Lyon. F. Baldensperger.

Lesefrüchte.

1. Ludim. In den anonymen „Sermonen" im Ersten Semester des neunzehnten Jahrhunderts. Zunächst für das Jahr 1802. Jena und Leipzig, bey Christian Ernst Gabler. 1801 (95 S. 8) findet sich S. 19 zu dem Worte „Ludim" folgende Anmerkung: „So nennen sich häufig die teutschen Schulmeister, weil sie die Unterschrift: Ludi M. (Ludi Magister, Moderator), welche die Ludim's, die Primam frequentiret haben und ihren casum zu setzen wissen, ihrem Namen, als Dent und Erinnerungs-Zeichen jener Frequenz, beyzusetzen pflegen, nicht verstehen."

2. Puppe. Ebenda S. 24: „Ich sahe den Hof in seiner Pracht und Leere . . . . . und die Gewalt der Schlüssel An einer Cammerherren-Puppe." Dazu die Anmerkung: „Der Verfasser sieht sich genöthiget, zu bemerken, daß er Puppe von puppis, des Schiffs Hintertheil, ableitet, eine Freyheit, die ihm hoffentlich die Philologen verzeihen werden."

3. Ratsherr. Franz v. Zach, Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmels-Kunde 1801. 3, 608. Zach theilt seine Vermuthungen über die Bahn des neuaufgefundenen Planeten Ceres mit und fährt fort: „Die Zeit wird bald lehren, ob ich ein guter Raths-Herr war."

4. Roman. Jung Stilling, Heimweh. Sämtliche Schriften 5 (1836), 121: „Dann bitte ich auch alle meine Leser, meine Bücher nicht mehr Romane zu nennen: denn Roman heißt eigentlich eine römische Geschichte, eine nach römischer Art eingerichtete Erzählung. Daß aber meine Bücher weder alt- noch neurömisch sind, das brauch' ich nicht zu beweisen; nennt sie lieber Ethographien oder Sittengemälde."

A. S.

Recensionen und Referate.

Betz Louis P., La littérature comparée. Essai bibliographique. Introduction par Joseph Texte. Trübner, Straßburg 1900. 4 M.

Die Arbeit von Betz ist von dem etwa gleichzeitig erschienenen, in seiner Art vortrefflichen Werk von Gayley und Scott (An Introduction to the methods and materials of literary criticism, Boston 1899) schon der Absicht nach verschieden. Die beiden Amerikaner wollen „the bases in aesthetics and poetics" legen und befragen deshalb in sorgfältig durchgedachter Anordnung die wichtigsten Autoritäten, vergleichen ihre Ansichten und analysieren ihre Schriften. Betz will nur einen „bibliographischen Versuch" geben. Die Arbeit scheint so viel leichter; aber sie scheint es vielleicht nur. Denn bei der raisonnierenden Übersicht vertraut man sich der Anordnung und Auswahl der Führer leicht an; bei dem trockenen Grundriß stellt man gern an Disposition und Vollständigkeit kaum zu erfüllende Ansprüche.

Recensent ist für seine Person von der chimärischen Forderung sogenannter „Vollständigkeit" längst abgekommen; selbst in der Bibliographie scheint sich mir in der Beschränkung erst der Meister zu zeigen. Dennoch kommen mir bei manchmal erstaunlicher Reichhaltigkeit die Lücken dieses Repertoriums oft recht bedenklich vor. Vor allem im allgemeinen Teil. Was sich „Poetik" nennt, gehört doch zumeist unter „Vergleichende Litteraturgeschichte"; und jedenfalls durften Namen wie Fechner, Vischer, W. Scherer nicht ganz fehlen! Die so reichhaltigen Sammlungen „Kleiner Schriften", z. B. von J. Grimm, Uhland, Wackernagel, Erich Schmidt sind kaum angegriffen, geschweige denn erschöpft. Wenn je bedeutende Litterarhistoriker von der Litteraturvergleichung ausgingen, so waren es Hettner und Brandes; des ersteren Hauptwerk wird gar nicht, das des zweiten nur ganz gelegentlich S. 99 citiert. Ähnlich steht es mit der Nennung einzelner Arbeiten. Für die fremden Wörter in der deutschen Sprache

wird (S. 20) L. Tobler angeführt, W. Wackernagels grundlegender Aufsatz nicht, und von R. Hildebrand (S. 21) nur ein unwichtiger Artikel. Und daneben kommen so wertlose Aufsätze wie (S. 4) einer von Elise von Hohenhausen oder (S. 16) einer von Josef Lehmann über Voltaire, du Bois-Reymond und die Ewigkeit der Gottesidee (!) in die Auslese. Während für den Einfluß der provençalischen Poesie (S. 82) Diez, für Goethe und die Antike (S. 100) Bernays nicht angezogen sind, begegnen winzige Zeitungsartikel. Der unnennbare Weddigen ist nicht weniger als siebenmal vertreten, J. Minor mit Einem Citat. Von L. Fränkel finden sich vier Belege, aber gerade seine beste und vor allem hier wichtigste Arbeit, „Shakespeare und das Tagelied", bleibt aus.

So wenig wie mit der Auslese der Autoren kann ich mich mit der stofflichen Auswahl einverstanden erklären. Wenn die weitschichtige und wichtige Litteratur über das Verhältnis der deutschen zur englischen Ästhetik, H. von Stein, Breitmaier, Servaes u. s. w. draußen bleiben, wie findet (S. 49) plötzlich eine einzelne Dissertation über Home Zugang? Was sollen S. 27 die paar isolierten Belege für Ortsnamenforschung? Was hat gar (S. 9) Béringuiers Schrift über die Rolande Deutschlands mit der höfischen Poesie des Mittelalters zu thun?

Hier mag man nachtragen. Wüßte man nur immer gleich wo? Die Kapiteleinteilung mag bestehen; aber warum verschmäht Betz jede weitere Gliederung? Aus den sich folgenden Alphabeten mag man sich eine bilden; aber sie ist weder scharf noch erschöpfend. So ist denn auch oft genug Zusammengehöriges verstreut. Schriften zum Robinson stehen an drei Orten (S. 6, 45, 51). Zwei Aufsätze über Don Carlos in Paris (S. 22—23) sind durch einen Einschub getrennt. Goethe und seine italienische Reise (S. 63) ist den Aufsätzen über Goethe in Venedig u. dgl. (S. 64) um eine ganze Seite vorausgeschickt. Boissiers Artikel über Virgil im Mittelalter beginnt S. 85 ein neues Alphabet, nachdem Comparettis berühmtes Buch das vorige angefangen hatte. Gewiß, man kann über die Stelle, an der man etwas erwartet, herausfuchen. Aber eine kleine Überarbeitung hätte diese vielen kleinen Verstöße beseitigen können.

Dagegen können wir nach Stichproben die Zuverlässigkeit der Angaben rühmen. Nur ein paar falsche Schreibungen von Namen fielen mir auf: Wienberg S. 3, Mühlebrecht S. 5, Wanick S. 47; es sind wohl nur Druckfehler.

Es bleibt trotz diesen Bedenken ein erstaunlich reiches Repertorium. Meine Bemängelungen, die ich nicht zurückhalten durfte, helfen hoffentlich den Grundriß noch erheblich brauchbarer gestalten. Wesentlich würde dazu auch beitragen, wenn Betz zu den wichtigeren Schriften die wirklich fördernden Recensionen nennen würde. Was der gelehrte und geistreiche J. Texte in einer etwas pausbäckigen Einleitung („la grande loi de la littérature" S. XXI: Ausdehnung und Zusammenziehung . . .) ver-

heißt, wird das fleißige und oft recht geschickt angelegte Büchlein wohl doch kaum erfüllen. Aber anderes, dankenswertes. Der Erste, der eine Methodologie der allgemeinen Litteraturgeschichte gab, der gute Jacob Friedrich Reimmann 1708 — fehlt bei Betz so gut wie einer der letzten größeren Versuche dieser Art: Erich Schmidts Antrittsrede), gab seinem in Katechismusform altmodisch, aber ganz nett fortschreitenden Buch ein Titelbild im Geschmack der Epoche: ein Labyrinth (aus Lenôtreschen, Taxushecken), durch das ein sorgfältig gezeichneter Faden leitet: „Hoc duce". Ein solcher Faden durch den Irrgarten kann Betz' Buch wohl allmählich werden. Hat ja doch auch Kobersteins unschätzbares Buch Zeit gebraucht, bis es wurde, was es ist!

Berlin. Richard M. Meyer.

Wick August, Tobias in der dramatischen Litteratur Deutschlands. Dissertation. Heidelberg 1899.

An die in den letzten Jahren mehrfach erschienenen Untersuchungen und Übersichten über die Bearbeitung biblischer Stoffe reiht Wick eine Darstellung des Tobias in der dramatischen Litteratur. Rothschilds vortreffliche Ausgabe des Mystere du viel testament 5, XII—XLVI und 6, 262, die Notizen von W. Scherer Deutsche Studien 3, 1 ff., Holstein Reformation im Spiegelbilde 105 ff., Stuttgarter Litterarischer Verein, Band 170, Bolte, Zeitschrift für deutsche Philologie 20, 82; 21, 178, Zeitschrift für deutsches Altertum 32, 16 f., Archiv für das Studium der neueren Sprachen 77, 303 f., Alemania 14, 188 f., Wiechmann, ebenda 3, 26, Minor, Speculum vitae humanae, Einleitung 27 boten den größten Teil des Materials, bei dessen Verarbeitung Wick wieder einmal die wichtige Forderung Minors (ebenda Einleitung 25; vgl. Weilen, Anzeiger für deutsches Altertum 16, 114) statt breiter und ermüdender Inhaltsangaben der einzelnen Stücke den Archetypus des Stoffes zu geben und an diesem Entwicklung, Veränderung und Bearbeitungen desselben aufzuzeigen, sehr zum Schaden seiner Arbeit unberücksichtigt gelassen hat. Mit überflüssiger und eintöniger Ausführlichkeit, dabei in manchmal recht unbeholfener Form giebt Wick Akt für Akt, ja fast Scene für Scene jedes einzelnen Schauspiels wieder; seinem Buche fehlt nicht nur eine am Schlusse oder als Einleitung gegebene zusammenfassende Übersicht der gewonnenen Resultate oder ein Register, sondern selbst ein noch so primitives Inhaltsverzeichnis. Eine graphische Darstellung soll das Verhältnis der einzelnen Bearbeitungen untereinander veranschaulichen. Hiernach sind als die bestimmenden Vorbilder für größere Gruppen innerhalb dieses Stoffes die Dramen von Hans Sachs (1533), Hans Ackermann (1539) und Jörg Wickram (1551) zu betrachten, an die sich dann mehr oder minder selbständig fast ein halbes Hundert von Be-

arbeitungen in lateinischer oder deutscher Sprache angegliedert. Von diesen sind die von Cornelius Schonaeus (1569), Paulus Aler (1706), Franz Neumayer (1747), Thomas Brunner (1569), Georg Rollenhagen (1576), Thomas Schmid (1578), Johann Wilhelm Rosenbach (1589), Barthold von Gadenstedt (1605), Johann Petzeler (1605), Martin Böhme (1618), Georg Gotthardt (1619), Daniel Friderici (1637), Christian Weise (1683) die wichtigsten und bekanntesten. Ist Wick für das 16. bis 18. Jahrhundert wohl vollständig, so kennt er hingegen keine der Tobiasbearbeitungen aus unserem Jahrhundert. Inwiefern das Buch von Friedrich Wagenfeld Tobias uppen Queenenmarkt, Skizzen aus dem Bremer Volksleben. Bremen, Kaiser 1845, mit unserem Stoffe zusammenhängt, kann ich nicht ermitteln. Zweifellos hierher gehören: E. Müller, Tobias oder die Erhörung des Gebets. Ein dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen, Leipzig 1855; R. Behrle, Tobias. Biblisch-historisches Schauspiel. Freiburg 1873; F. H. Himmelstein, Tobias. Schauspiel für die Jugend. Würzburg 1890; B. Ponholzer Tobias. Biblisches Schauspiel (Volksdramen VII). Augsburg o. J.; J. Dietel, Tobias. Geistliches Schauspiel. Leipzig 1887.

Zu rügen ist die Ungenauigkeit in den bibliographischen Angaben. Die Titel der besprochenen Drucke sind bald diplomatisch getreu, bald abgekürzt angegeben, Bibliothekssignaturen ganz willkürlich hinzugefügt. Auslassung des Autors wie S. 79, Anmerkung 1 erschwert die Benutzung. Noch ungleichmäßiger ist die Auswahl der Litteraturangaben. Für die Beliebtheit des Tobiasstoffes kann man etwa noch Meyer von Waldeck, Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 1, 208 vergleichen, wo auf die Erwähnung des Tobias im Peter Squenzspiel „Kluchtighe Tragoedie: Of den Hartoog van Pierlepon" von M. Gramsbergen (1650) und auf Rists Beschreibung einer Hamburger Aufführung des Peter Squenz „Die Aller Edelste Belustigung Kunst- und Tugendliebender Gemüther" Hamburg 1666 verwiesen wird. In seinem „Nachtbüchlein" erwähnt Valentin Schumann wiederholt das Buch Tobias (Bibliothek des litterarischen Vereins 197, 74. 132. 222). Jörg Wickrams Tobias ist von Erich Schmidt, Allgemeine Deutsche Biographie 42, 331 charakterisiert worden. Über die S. 80 erwähnte französische Comedie des Catherin le Doux siehe Rommel, Geschichte von Hessen 6, 477; Bolte, Zeitschrift für deutsche Philologie 20, 82; über den Verfasser: Leben des Professors Catharinus Dulcis von ihm selbst beschrieben. Mit Anmerkungen von Ferdinand Justi. Marburg 1899. Der gleichfalls S. 80 genannte Georg Ponto ist Georg Pfund von Eisleben: Goedeke 2², 394; Bolte, Allgemeine Deutsche Biographie 26, 407; S. 81 f. ist der wichtige Aufsatz von Franz Spengler über Martinus Bohemus (Xenia Austriaca 1893, 2, 43—63, auch im Programm des Gymnasiums Znaim 1893, S. 9 ff.), wo dessen Drama „Eine schöne Comedia vom Alten und Jungen Tobia,

Wittenberg 1618" eingehend analysiert und zur Geschichte des Tobias- und Judithstoffes ein reiches Material beigebracht wird, dem Verfasser ganz entgangen.

Das jesuitische Singspiel Tobias et Sara, München 1747, stammt nach Bucher, Beyträge zu einer Schulgeschichte Bayerns 1778, S. 99 von Ignaz Weitenauer (Reinhardstöttner, Jahrbuch für Münchener Geschichte 3, 104), während Goedeke 4, 278 Franz Neumayer als Verfasser, Ignaz Weitenauer nur als Autor der Übersetzung: „Tobias und Sara, ein Singspiel bey der Vermählung des Kurfürsten von Baiern aufgeführt. Aus dem Lateinischen des Franz Neumayer übersetzt, München 1747" anführt. Denselben Titel wie das Trentschiner Jesuitendrama Tobias junior ad Patrem Redux (S. 150) führt auch ein Freisinger Schauspiel: Tobias junior in patrem redux. Drama musicum in adventu eminentiss. et sereniss. Dom. Dom. Joanis Theodori S. R. E. Cardinalis episcopi Frisingensis .... 1755 (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 1, 246); der Text zu Tobiae Matrimonium (S. 152) rührt von Foppe her. Der vollständige Titel der S. 153 angeführten Handschrift der Wiener Hofbibliothek (13197) lautet: Tobias seu coronata patientia meditatio instituta in Oratorio Congregationis Majoris Latinae, Beatae Virginis ..... Monachii, Typ. Joannes Lucae Straubij 1729. Die musikalischen Teile, nämlich die Chöre, sind gedruckt. Eine weitere Handschrift (18214, 15) enthält ein Oratorium von Josephus Porsile „Tobia Oratorio a 7 voci con instromenti. L'anno 1720. Poesia di Apostolo Zeno" (vgl. auch Rothschild, Mystère 5, Einleitung XXXIII, Nr. 5, wo eine Oper Zenos mit Musik von Caldara angeführt wird).

Sehr reichhaltig ist das Verzeichnis der Aufführungen. Polnische Aufführungen wie z. B. aus dem Jahre 1693 gehören allerdings kaum hierher. Nachzutragen wäre von deutschen: 1578 Heidelberg: Thomas Schmid (Walter, Geschichte des Theaters am Kurpfälzischen Hofe 18); 1590 München (Jahrbuch für Münchener Geschichte 1, 275, Anmerkung 55). Nach Wolkan, Geschichte der deutschen Litteratur in Böhmen, ist das in Trautenau im gleichen Jahre aufgeführte Stück (Hüttel, Chronik 304) das Wickrams, dagegen Spengler Anzeiger für deutsches Altertum 24, 75; 1594 Straßburg (Euphorion 5, 51); 1615 München (Jahrbuch für Münchener Geschichte 1, 276: Anmerkung 57); 1658 München: Martinus Balticus (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 1, 62; 1660 Leipzig (Wustmann, Schriften des Vereins für die Geschichte von Leipzig 2, 82—92; G. Müller, Neues Archiv für sächsische Geschichte 14, 140); 1671 Würzburg (Mitteilungen des Vereins für Geschichte von Annaberg 2, 40; Neues Archiv für sächsische Geschichte 12, 299; 1674, 1676 Paderborn (Mitteilungen der Geschichte für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 4, 12); 1755 Freising (ebenda 1, 246).

Zum Schlusse noch einige Bearbeitungen in andern Sprachen, die bei Rothschild nicht angeführt sind; französisch: Breton de la Foud, Tobie circa 1600 (nach Léris, Dictionnaire portativ des théatres 1754, S. 325); [Nicolaus le Roy], La Tobiade ou Tobie secouru par l'ange, poëme en dix chants p. M. l'abbé L*** 1786 (Barbier, Dictionnaire d'Anonymes 3, 715; Leon Halévy, Tobie, Musique par L. Ortolan aufgeführt in Versailles 17. April 1867 (Clément-Larousse, Dictionnaire des opéras); P. G. Pennaud, Tobie drame lyrique, musique de G. Desmoulins: Paris, Sarlit 1881. Italienisch: von B. Pulces Rappresentatione del Angiol Raphaello besitzt das British Museum Drucke von 1516 und 1562 (Florenz); weiters verzeichnet Allacci: Francesco Mica Tobia aventuarato, ridotto in Atti scenici. Viterbo 1609; Gio Vittorio di Rossi, Tobia, ridotto in Atti recitabili. Viterbo 1629; Dominico Gere, Tobia Dramma per Musica. Bologna 1648; Gioachisio Bona, Tobia che seppelesce gli Estinti Dialogo. Palermo 1702; Lorenzo Crico, Tobia, dialoghi. Venezie 1819 (Wiener Hofbibliothek); Francesco Bortolini, Tobia il vecchio ed il matrimonio di Tobia il giovane con Sara figlia di Raguele. Per le Sponsaligie del nobile Ferdinando de Piatti colla Margherita Collalto. Treviso 1860. In 50 Exemplaren gedruckt (Wiener Hofbibliothek). Englisch: Tobit. Englisches Mysterium, aufgeführt in Lincoln Juli 1563 (Halliwell, Manual for a collector of old English plays 230). Tobias. A Godly ballett taken out of she 4th chapter of Tobeas. Licensed to a A. Lacy 1568. (Hazlitt, Bibliographical collections 2. 599. Henry Chettle, Tobias 1602. Halliwel 230); A pleasant Ballad of Tobias . . . printed for F. Coles, J. Wright, T. Vese, W. Gilbertson. With four cuts o. J.; und A pleasant Ballad of Tobias . . . printed by and for A. M. . . . London o. J. (Halliwell, Handbook to the popular lit. of Gr. Britain 609). Polnisch: Historia o stárem i mlódem Tobiaszu, Danzig 1693 (Bolte, Danziger Theater, S. 138). Endlich serbisch: Milovan Vidaković, Mjam Tobia 1825 (Novaković, Archiv für slavische Philologie 9, 596) und über eine altpolnische Übersetzung der Tobiasgeschichte, W. Nehring ebenda 6, 126—127.

Wien. Arthur L. Jellinek.

Krüger Herm. Anders, Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Oppeln, Georg Maske 1898. 3 M.

Ich muß bekennen, Krügers Büchlein giebt mir zu denken! Es zerfällt in zwei strenggeschiedene Teile: „Eichendorffs Jugendzeit" und „Eichendorffs Jugendwerke"; der eine ist biographisch, der andere formalkritisch. Der erste hat seine Fehler, der zweite ist schlecht gemacht. Überhaupt offenbart alles rein Litterarhistorische der Arbeit geringe Schulung,

um nicht zu sagen Ungeschick. Und dennoch strömt aus dem Werkchen ein echter Duft Eichendorffschen Wesens. Der Verfasser läßt seinen Helden seitenlang selbst reden; und zwar kommt nicht nur Ungedrucktes — dies allerdings in reichem Maße — sondern auch längst Veröffentlichtes in voller Breite zum Abdruck. So sehr dies unserem Brauche und unseren Anforderungen künstlerischer Formung des Materials widerspricht: unleugbar bleibt, daß Krügers kunstlose Weise einen starken Nachhall erweckt. „Eichendorff," sagt er (S. 11), „will und muß auf dem Boden seiner Heimat, insbesondere seiner engeren Heimat betrachtet werden. Überall begegnet uns in seinen Dichtungen mit unermüdlicher Variation das Idealbild der schlesischen Landschaft ... Schlösser und Mühlen, Hügel und Flüsse, Wälder und Parks, Lerchen und Morgensonne giebt es schließlich überall, und dennoch wird der Eingeborne oder Landeskundige das getreue Abbild der Heimat unwillkürlich wiedererkennen." Es kommt hier ein überfeines Gefühlsmoment zur Geltung. Dieses Moment kann nur ein Meister der Stimmungskunst sicher fassen. Billig darf Eichendorff solche Kunst zuerkannt werden. Und so konnte Krüger wohl auf keinem besseren Wege die gesuchte Stimmung erwecken, als wenn er Eichendorff das Wort ließ. Jetzt nimmt der Leser wirklich den Eindruck mit: was Eichendorff gesungen und erzählt hat, ist aus der ihn umgebenden Natur, aus schlesischem Boden entkeimt. Es ist, wie wenn man oft und lange aus liebem Munde von einer Landschaft hat sprechen hören, dann sie zum erstenmale erblickt und mit inniger Freude wiedererkennt, was längst sich in der Phantasie zu einem festen Bilde gestaltet hat. Ohne Zweifel erlebt Gleiches, wer von Eichendorffs Dichtung zu seinen autobiographischen Schriften, oder auch nur zur Biographie Hermanns von Eichendorff kommt. Allein Krüger kann auch mit noch intimerem, ungedrucktem Materiale arbeiten. Sein Text, aus diesen Eichendorffschen Fäden gewoben, ist stimmungssatt genug. Freilich tritt die Persönlichkeit des Verfassers fast ganz in den Hintergrund; und wo sie sich geltend macht, dient sie der Sache wenig zum Vorteil.

Schon Reinhold Steig (Deutsche Litteratur-Zeitung 1899, S. 263 ff.) hat mit der ihm eigenen Sauberkeit, biographisches Material zu litterarhistorischen Zwecken vorzubereiten, wieder in Ordnung gebracht, was Krüger durcheinanderwirft.[1]) Im wesentlichen galt es, Krügers Behauptung zu widerlegen, Eichendorff habe in Halle mit Steffens, in Heidelberg mit Arnim und Brentano weit geringere Berührungen gehabt, als er selbst und seine Biographen später annahmen. Das ist Steig wohl geglückt. Verwunderlich scheint mir nur, daß Steig sein eigenes Buch Arnim und Brentano, S. 321 nicht citiert; da schreibt Brentano von Wien an Arnim 1813 von den „beiden von Eichendorf, die Du aus Heidelberg und Berlin

[1]) Einige Berichtigungen giebt auch Valentin Pollak (Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum 25, 161).

kennst." Freilich klingt die Stelle wieder zweideutig genug und ließe die Annahme zu, daß nur Arnim und nicht Brentano in Heidelberg mit den Eichendorffs verkehrt habe. Übrigens wird Krüger wohl Recht behalten, wenn er behauptet, daß Eichendorff in Heidelberg entgegen seinem eigenen späteren Berichte mit Graf Loeben intimer verbunden gewesen sei, als mit den Herausgebern des „Wunderhorns".

Ich beabsichtige hier nicht, mit Steig bei der biographischen Darstellung stehen zu bleiben, sondern will lieber untersuchen, welchen Gewinn für die Erkenntnis des Dichters das Büchlein abwirft, und ob die stimmungsvolle, breite, auf neues Material gestützte Erzählung der Jugendjahre auch seinen Schöpfungen zugute kommt.

Krüger nimmt einen gewaltigen Anlauf, um schließlich einen ganz kurzen Schritt zu thun. Parturiunt montes . . . Die sieben Seiten der „Einleitung" geben eine ausführliche kritische Übersicht der Litteratur, die J. von Eichendorff uns näher gerückt hat, und bezeichnen die Quellen, aus denen der Verfasser schöpft: vor allem die bisher nicht verwerteten Jugendtagebücher, die vom Herbst 1800 bis zum Frühjahre 1808 reichen; dann die schon von Meisner und Höber benutzten Berliner Manuskripte des Nachlasses; endlich die beiden Fragmente einer Autobiographie, die der greise Dichter 1857 kurz vor seinem Tode niedergeschrieben hat: „Deutsches Adelsleben am Schluß des 18. Jahrhunderts" und „Halle und Heidelberg". (Aus dem litterarischen Nachlasse Jos. Frh. von Eichendorffs. Paderborn 1866, S. 263 ff.; jetzt auch in Kürschners Deutscher National-Litteratur, Band 146, 2, 2, 5 ff.)

Die Vergleichung der zum Teil längst bekannten, zum Teil noch nie verwerteten Nachrichten mußte auch für die Dichtung Eichendorffs neue Resultate erbringen. Allein sind diese Resultate von besonderer Wichtigkeit? Höbers Dissertation von 1893, „Eichendorffs Jugenddichtungen" (Berlin 1894), ist allerdings ein schwächliches Machwerk und läßt dem Nachfolger manches zu thun übrig. Doch Höber schreitet bis zum Jahre 1815 vor, Krüger meint, die Jahre 1808 und 1809 schlössen die Jugendentwicklung des Dichters ab. Die älteste, uns bekannte Dichtung Eichendorffs entstammt dem Jahre 1804. Bringt es irgendwelchen Gewinn, diese ersten vier oder fünf Jahre von Eichendorffs dichterischer Entwicklung für sich zu betrachten? Ich möchte es leugnen. Viel genauere Angaben über die Chronologie seiner Jugendwerke müßten uns vorliegen, sollte Krügers Vorgehen von Erfolg begleitet sein.

In Betracht kommen die ältesten Lyrika und der Roman „Ahnung und Gegenwart". Dieser ist erst 1815 erschienen, kann also nur in seinen Anfängen herangezogen werden. Innerhalb der Lyrik der von ihm umschriebenen Periode will Krüger vollends drei Phasen feststellen S. 139): die naive, gesunde, aber herzlich unbedeutende Liebeslyrik des Lubowitzer Aufenthaltes von 1806/7, dann die Heidelberger religiös-mystische oder

spezifisch-romantische Lyrik, endlich die Lieder des Lubowitzer Aufenthaltes von 1808/9. Strengere Untersuchung lehrt, daß all dies auf Sand gebaut ist. Ganz willkürlich springt Krüger mit den Daten um.

Gehen wir von dem Roman aus! „Herm. von Eichendorff giebt an, daß der Dichter den Roman bereits zum größten Teil im Sommer 1808 in Lubowitz geschrieben habe," heißt es S. 80; vorsichtiger wird später S. 140 gesagt, nach Herm. von Eichendorffs Angaben falle die Ausarbeitung „zum Teil" (nicht mehr „zum größten Teil") „in die stille Zeit der Sammlung und Ruhe, die der junge Dichter im Sommer 1808 bis zum Herbst 1809 in Lubowitz verbrachte". Doch auch in dieser milderen Fassung ist die Angabe mindestens ungenau. Herm. von Eichendorff (Werke[1]) 1, 44 f.) weist die Anfänge gar nicht der Zeit von 1808 auf 1809 zu; vielmehr heißt es bei ihm: „länger als zwei Jahre weilten sie [die Brüder Eichendorff] in Lubowitz," und er meint die Zeit vom Sommer 1808 bis Herbst 1810. „Zum Teil" sei der Roman schon damals niedergeschrieben worden. Er kann also ebensogut 1810, wie 1808 angefangen worden sein; sicher ist er nicht „zum größten Teil" 1808 verfaßt. Krüger geht indes noch weiter und behauptet (S. 80), daß „einzelne Scenen und Gestalten, ja vielleicht sogar einzelne Gedichte, beziehungsweise Gedichtteile sich geradezu auf die Periode von 1806/7 beziehen". Ich gebe gern zu, daß Eichendorff Erinnerungen der Zeit von 1806/7 später dichterisch in dem Roman verwertet habe. Krüger indes möchte augenscheinlich die Ausarbeitung schon in jene Epoche zurückschieben, das heißt in die Zeit vor Heidelberg.

Zwei Frauengestalten treten Eichendorff damals nahe: „Philippinchen, wahrscheinlich eine Pächterstochter aus Ganjowitz" und eine junge schöne Frau aus Ratibor, Madame Hahmann (S. 81). Kühn genug nimmt Krüger Lieder des Romanes für beide in Anspruch. Auf die von Krüger nur angedeutete „reizende Philippinchenepisode" sollen die Gedichte „Der Tanz der ist zerstoben" (Werke 2, 72) und „Schlafe Liebchen, weil's auf Erden" (Werke 2, 99) zurückgehen. Jenes erste passe geradezu auffallend, auch in seiner Prosaeinkleidung. Vergebens forsche ich nach einer Begründung; oder soll die Thatsache, daß Leontin das Lied vor dem Hause eines Pächters singt, darthun, daß es ursprünglich für eine Pächterstochter gedichtet war?

Nicht viel besser steht es mit den Versen des Romanes, die auf Frau Hahmann von Krüger gedeutet werden. An diese wenden sich (S. 111 f.) unbestreitbar die Gedichte „beim Erwachen (an M. H.)" (Meisner S. 24) und das „Stammbuchblatt für M. H." (Werke 1, 362). Krüger macht wahrscheinlich, daß jenes Gedicht dem Herbst 1806, und vermutet, daß dieses dem Frühjahre 1807 angehöre. Aus dem Tagebuche

[1]) Ich citiere Eichendorffs Werke durchaus nach der zweiten Auflage.

erfährt er ferner, daß auch Eichendorffs Bruder mit der Dame liebelte. Dieses Dreiecksverhältnis findet er wieder in dem Gedichte „Zaubernetz“ (Werke 1, 451), dessen Schlußstrophe lautet: „Aber um uns drei zusammen Wird der Lenz im grünen Walde Wohl ein Zaubernetze schlagen, Dem noch keiner je entgangen.“ Der Inhalt des Gedichtes scheint wenig für Krügers Hypothese zu sprechen: Der „Sänger“ — heißt es da — muß reisen; die „Fraue“ will ihn nicht von dannen lassen; da fordert er sie auf, ihm als „süßgeschmückter Knabe“ zu folgen. Der „Jäger“ sieht beide fahren, läßt das Wild, das Jagen und wandert mit. Eine typisch wiederkehrende Situation romantischen Dichtens! Die Übereinstimmungen müßten doch wohl schlagender sein, wenn wir Krüger Glauben schenken sollen. Doch sei die Möglichkeit einer Beziehung zugegeben; wie sonderbar schließt Krüger weiter! Die „Fraue“ des Liedes „Zaubernetz“ hat blaue Augen; so muß sich auch das „Minnelied“ (Meisner S. 13), das beginnt „Blaue Augen, blaue Augen, Ach was gebt ihr süße Peine“ auf Frau Hahmann beziehen. Das heißt doch wohl: Die Dame hatte blaue Augen, und diese blauen Augen besingt Eichendorff. Urplötzlich indes erklärt Krüger, die Ausgestaltung der beiden Gedichte gehöre eben wegen der Vorliebe für das Blaue („blaue Tage“, „himmelblaue Seide“ . . .) in die Heidelberger Zeit. Mithin hätte Eichendorff, von Loeben (vgl. S. 129 f.) für die romantische Lieblingsfarbe gewonnen, erst jetzt der Angeschwärmten blaue Augen zugeteilt. Ich frage, was bleibt dann für die Epoche 1806/7 übrig? Auch die Metrik der beiden Gedichte gehört, wie gleich gezeigt werden soll, der Heidelberger Zeit an. Für Lubowitz bliebe also nur eine beiläufige, hypothetische Beziehung im Stoffe übrig, die für die Entwicklung des Dichters Eichendorff fast ganz gleichgiltig ist.

Keines dieser Lieder steht mit dem Romane in irgendwelcher Beziehung. Allein Krüger schlägt, ausgehend von dem Dreiecksverhältnis der Brüder Eichendorff und der Frau Hahmann, eine Brücke zum Roman, indem er (S. 81. 112) die ersten beiden Strophen des Liedes „Es waren zwei junge Grafen“ mit jenem Lubowitzer Erlebnisse von 1806/7 verbindet. Im Roman umfaßt das Lied (Werke 2, 100 f.) neun Strophen; in den Gedichten sind die beiden ersten Strophen gestrichen und die letzten sieben als „Dichterfahrt“ (Werke 1, 310) zu einem selbständigen Liede gemacht. Die ersten acht Zeilen „beziehen sich aber recht deutlich auf die Hahmannepisode“, meint Krüger. Als ob zwei wandernde Studenten nicht auch ein andermal zusammen um eine Schöne hätten werben können! Gewiß ist der Beweis nicht erbracht, daß jene acht Zeilen in die Lubowitzer Zeit von 1806/7 gehören. Mit einer vagen Vermutung ist uns aber nicht geholfen. Wenn innere Gründe mitsprechen sollen, so dürften gerade diese Verse vor Heidelberg nicht möglich sein. Denn sie stehen unter dem Einflusse des Wunderhorns.

Ich komme jetzt auf den Hauptmangel der Arbeit zu sprechen. Krüger möchte eine Entwicklung der Lyrik Eichendorffs von Naivität durch Künstelei zur Schlichtheit in den ersten vier oder fünf Jahren seiner dichterischen Thätigkeit feststellen. Zuverlässige Daten sind nicht vorhanden. Zum mindesten mußte da eine eindringliche Charakteristik des Stils gegeben werden, die vielleicht eine Anzahl von Typen innerhalb dieser Erstlingslyrik hätte feststellen können. Eine solche scheidende Charakteristik des Stils fehlt. Wenn Krüger etwa Metrik und Sprache (S. 119 ff.) untersucht, so hat er schier ganz vergessen, daß er eine Entwicklung aufzeigen will und behandelt alles in Bausch und Bogen. Zum Teil liegt ein Dispositionsfehler vor. In dem Büchlein wird so ziemlich alles an drei, vier, fünf Stellen erwähnt, ohne daß diese Wiederholungen irgend welchen Gewinn brächten; schon S. 93 f. scheidet Krüger Heidelberger Gedichte, die unter dem Einflusse Loebens stehen, und solche, die auf Tieck, Görres, das Wunderhorn zurückgehen; S. 139 stellt er die drei Phasen der Jugendlyrik Eichendorffs fest. Vergebens sucht man eine glaubwürdige Begründung dieser Scheidung in dem Kapitel „die Stellung der Gedichte in der Zeitlitteratur" (S. 123 ff.), das Eichendorffs Verhältnis zu Novalis, Tieck, Loeben behandelt.

Ich sehe mich nicht bemüssigt, hier nachzuholen, was Krüger versäumt hat. Nur Folgendes sei bemerkt: Novalis, Tieck, Loeben, das Wunderhorn — alle sind Vertreter romantischer Lyrik. Daß Unterschiede zwischen ihren Weisen bestehen, wer möchte es leugnen? Ich bezweifle aber, daß Krüger sich ein klares Bild von diesen feinen Differenzen gemacht hat. Sonst könnte er nicht vermuten, Loeben habe Eichendorff die „spezifisch romantische, poetische Phraseologie" übermittelt (S. 129). „Die immer wiederkehrenden ‚blauen oder trüben Tage, die fernen, grünen oder blauen Weiten und Winde, die heimatlichen linden Lüfte, das ferne Stromesrauschen, der Nachtigallen Liebesschlagen, die schaurig süße Sehnsucht, die trübe Bangnis, die holden Blumen- und Wunderdüfte, Wunderquellen, Wunderlieder, das Zaubernetz, Treulieb u. s. w.'" Denn wozu auf Loeben zurückführen, was auch auf Tieck zurückgehen kann? Ferner wäre ihm bei strengerer Scheidung des Stiles der Vorbilder nicht passiert, dieselben (Marien-)Dichtungen S. 93[1]) auf Loeben und S. 124 f. auf Novalis zurückzuleiten. Sollte wirklich unter den 54 [?] Gedichten, die Krüger überhaupt in Betracht zieht,[1]) eine stilistische Scheidung vor-

[1]) Da Krüger S. 111 ff. nichts weniger als genaue Angaben über die von ihm herangezogenen Gedichte giebt, muß ich hier eine Zusammenstellung nachtragen: 1. 14 in Alts „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst" 1808 und 1810 veröffentlichte Gedichte (vgl. Krüger, S. 113 f.). — 2. Die übrigen, in den „Werken" Band 1 mit 1808 und 1809 datierten Lieder: S. 305 ff. „Der Dichter" 1—6; S. 309 „Jugendsehnen"; S. 359 ff.; die ersten 12 Zeitlieder; S. 451 „Das Zaubernetz"; S. 489 „Trauriger Winter"; S. 555 ff. „Jugendandacht" 2—6; S. 565 „Maria's Sehnsucht";

genommen werden, so müßte zunächst klipp und klar gesagt sein: welche sind die Eigenheiten von Hardenbergs, von Tiecks, von Loebens Stil? Und was mußte abgethan werden, wenn an die Stelle von Kopien dieser Stilarten der volkstümliche Zug der Sammlung Arnims und Brentanos treten sollte? Hätte Krüger all das gethan, so wären ihm die Widersprüche seiner Hypothesen sofort klar geworden. Das „Zaubernetz" soll das „frischeste und gelungenste" Lied der ersten Phase sein. Allein es huldigt durchaus der „assonanzenstrotzenden Manieriertheit der älteren Romantik", das heißt es ist in Tiecks Stile geschrieben. Ist Krügers Annahme (S. 109), Eichendorffs Jugendlyrik gehe von naiver Liebeslyrik durch romantische Modeformen zu Schlichtheit und Natürlichkeit weiter, richtig, dann kann das „Zaubernetz" nur der Epoche romantischer Modeform angehören. Also ist Krügers Chronologie falsch. Ist es indes dieser Übergangsepoche einzufügen, dann scheint Eichendorffs Dichtung in der Epoche romantischer Manieriertheit doch nicht so tief zu stehen, wie Krüger annimmt; sonst könnte sie ein „frisches und gelungenes" Lied nicht schaffen. Ein Lied wiederum, das beginnt „Es waren zwei junge Grafen", das in dreihebigen, gekreuzt gereimten Vierzeilern geschrieben ist, steht so unzweideutig unter dem Einflusse des „Wunderhorns", daß es nur der schlichten und natürlichen Dichtungen der dritten Phase zuzuweisen wäre. Allein Krüger versetzte es ohne weiteres in die erste.

S. 566 ff. „Jugendsehnen" 2. 3. 5; S. 588 „Gebet"; S. 640 „Die Nonne und der Ritter"; zusammen also 32. — 3. Meisner, S. 23 „Bin ich denn nicht . . ."; S. 24 „Beim Erwachen"; S. 29 „Sestine"; S. 31 „Kanzone" (vervollständigt bei Krüger, S. 115); S. 37 „Wohl kann ich . . ." und „Es wächst und strömt . . ."; S. 38 „Antwort"; S. 41 „An den heiligen Joseph"; zusammen also 8. — 4. Krüger, S. 116 „Terzine"; S. 118 „Sonett". Ich zähle 56, nicht 54 Stücke; man sieht, wie notwendig genauere Angaben gewesen wären. Hinzu kämen ja auch noch die Lieder, die Krüger in „Ahnung und Gegenwart" für die Frühzeit in Beschlag nimmt. — Dann sei auch gleich bemerkt, daß der Text von Eichendorffs Werken durch Krüger nicht nur um die drei S. 115 ff abgedruckten Gedichte „Kanzone", „Terzine", „Sonett" vermehrt wird, ferner S. 12 f. durch ein, wohl 1854 verfaßtes Fragment „Ludowig I." Krüger giebt auch S. 115 einige Korrekturen von Meisners Lesungen. Die ursprüngliche Fassung des Liedes „In der Fremde" 5. („Grün war die Weide", Werke 1, 262) wird S. 136 f. nochmals mitgeteilt, da Höver S. 38 sie „nicht ganz genau abgedruckt" habe. Wie sorglos Krüger mit der Chronologie umspringt, beweist die Datierung dieses Gedichtes; die Angabe der „Werke" verweist es frühestens ins Jahr 1810. Urplötzlich erfahren wir, daß die von Krüger abgedruckte Fassung „wohl ein Heidelberger Entwurf" sei, also den 54 oder 56 Gedichten der ersten Periode zuzuzählen wäre. S. 136) wird mit gleicher Sorglosigkeit das von Meisner S. 43 abgedruckte und 1810 datierte Lied „Selige Wehmut, Maria" zu einem Heidelberger Liebesliedchen; also post festum ein neuer Zuwachs. Ja S. 163 taucht noch eine neue Vermutung auf: Das Lied des Romanes „Ahnung und Gegenwart" (Werke 2, 123), „Der fleißigen Wirtin von diesem Haus" soll in der ursprünglichen Fassung (Meisner, S. 22) zuletzt auch wieder in die Jahre 1806/7 versetzt werden.

Zur Genüge ist wohl dargethan, daß viel zu unfeine Instrumente angewendet wurden, um überaus schwierige Scheidungen mit ihrer Hilfe zu versuchen. Sieht man noch näher zu, so drängt sich die Frage auf, ob Krüger überhaupt fähig ist, eine litterarhistorische Untersuchung auf dem Felde romantischer Lyrik anzustellen. Wichtige Vorbedingungen fehlen ihm.

S. 127 lese ich den Satz: „Auch das willkürliche Umspringen mit Versmaß und Reim, wodurch Tieck gegenüber der im allgemeinen recht festen Formtechnik von Novalis einen verhängnisvollen Zug in die Romantik brachte, ahmte der junge Eichendorff gern nach, z. B. in seinen ‚Minneliedern' (Meisner 13. 40), den ‚Kanzonen' (Meisner 31 und bei mir S. 115) und der ‚Sestine' (Meisner 29), sowie in der ‚Seligen Wehmut'." Krüger bezieht sich dabei auf Brandes' Urteil über Tiecks höchst unvollkommene rhythmische Begabung und über sein wenig feinhöriges Ohr. Natürlich meint Brandes die freien gereimten Verse des „Sternbald" oder der „Magelone"; hier gestattet Tieck sich wirklich größte Freiheiten in Versmaß und Reim. Allein betrachten wir einmal die von Krüger angezogenen Gedichte Eichendorffs! In den „Minneliedern" (Meisner 13. 40) findet Krüger zwar „unregelmäßige Verse mit wechselndem Metrum und beliebig auftauchenden Reimen" (S. 120); in Wirklichkeit aber sind beide Gedichte in vierfüßigen Trochäen geschrieben, das eine (Meisner 13) mit der Assonanzenfolge xa xa xa . . ., das andere (Meisner 40) mit der Reimfolge ax ax bx bx cx cx dx dxd; in jenem tritt an Stelle der Assonanz zuweilen der Reim. Noch einfacher sind die in gepaarten Reimen gehaltenen vierfüßigen Trochäen der „Seligen Wehmut" (Meisner 43). Nirgends kann von Tiecks „willkürlichem Umspringen mit Versmaß und Reim" die Rede sein. Natürlich noch viel weniger bei einer Canzone und einer Sestine; Krüger scheint nicht zu ahnen, welche komplizierte Künstlichkeit Canzonen und Sestinen innewohnt. Überhaupt sind seine Kenntnisse auf dem Gebiete romanischer Metrik sehr unsicher, sonst spräche er nicht immer (S. 116. 120) von „einer Terzine", wo Terzinen vorliegen. Wie wenig übrigens bei Canzonen und Sestinen von Tiecks Vorbilde die Rede sein kann, beweist die Thatsache, daß Tieck diese Formen überhaupt nicht benutzt hat, wie G. E. Hüglis Zusammenstellung (Die romanischen Strophen in der Dichtung deutscher Romantiker. Zürich 1900, S. 49. 52) zeigt. Hier wäre, wenn irgendwo, Loeben zu nennen gewesen, der sich sogar ein paar Doppelsestinen geleistet hat (Minor, Neuhochdeutsche Metrik S. 449). Selbstverständlich ist das Kapitel „Metrik und Sprache" (S. 119), diesen Voraussetzungen entsprechend, dürftig genug ausgefallen. Zur Untersuchung der Sprache wurde Petrich nicht benutzt, der etwa über die Vorliebe für Zusammensetzungen mit „Wunder" dem Verfasser manches hätte sagen können (vgl. S. 101 ff.).

Von Krügers zerfahrener Erörterung der Lyrik wende ich mich noch einmal der Behandlung des Romanes zu, die in vier Abschnitten sich abwickelt: „Entstehung und Veröffentlichung", „Fabel und Figuren des Romans", „‚Ahnung und Gegenwart' und die Romanlitteratur der Zeit", „Zur Analyse des Inhalts". Auch hier macht Krügers Neigung sich geltend, immer wieder auf das Selbe zurückzukommen; der Versuch, den Anfang des Romanes ins Jahr 1806/7 zurückzurücken (S. 80. 140), wurde schon oben von mir abgewiesen. S. 151 wird auf Grund von Berliner Nachlaßentwürfen neuerlich die Hypothese begründet. Man höre: „daß Eichendorff sich wohl schon in Heidelberg oder kurz nachher mit dem Gedanken an einen Roman trug, scheint aus Blatt 7 und 23 der Berliner Nachlaßmanuskripte hervorzugehen. Auf dem ersteren stellt er mehrere Lieder, voran ‚Bin ich nicht auch ein Kind gewesen' (Meisner 23 f.), zusammen unter der Überschrift ‚Zu einem Roman'. Diese Lieder sind, wohlbemerkt, nicht in „Ahnung und Gegenwart" übergegangen. Eichendorff kann also einen anderen Roman geplant haben; an „Ahnung und Gegenwart" ist indes sicher nicht zu denken. „Das letztere Blatt" — fährt Krüger fort — „trägt die Notiz: ‚In ungereimten Jamben und einzelnen Kapiteln — Gesängen meine Kindheit und Jugend im uralten Lubowitz einfach idyllisch (Dichtung und Wahrheit) beschreiben, einfache Handlung hineinwebend wie in Voßens Louise. S: die älteren Entwürfe hierzu.'" Ganz interessant! Eichendorff also wollte eine Idylle in Voßischem Stile und in Jamben verfassen, die künstlerischer und in gebundener Form den Gegenstand des späteren autobiographischen Aufsatzes „Deutsches Adelsleben am Schluß des 18. Jahrhunderts" behandelt hätte. Wann wohl? „Diese zweite Notiz," antwortet Krüger, „stammt allerdings der Handschrift nach aus den späteren Jahren und meiner Meinung nach dürften die am Anfang S. 12 ff. mitgeteilten Entwürfe (von Blatt 32 und 96) Fragmente solcher geplanter Dichtungen sein." Blatt 32 entstammt nach Krüger wohl dem Jahre 1851; Blatt 96 ist — wie zwar nicht Krüger, wohl aber B. Pollack (a. a. O., S. 162) erkannt hat — Entwurf zu einer Stelle der „Glücksritter" Werke 3, 390. All das fällt einige Decennien nach der Veröffentlichung von „Ahnung und Gegenwart". Auch diesmal stehen wir mithin dem Roman ziemlich ferne; trotzdem folgert Krüger mit einem wunderbaren logischen Salto mortale: „Aber die „älteren Entwürfe" sind doch vielleicht auch hier nicht außer Acht zu lassen, etliche haben gewiß schon vor 1808 existiert." Gewiß? Auch nicht der Schatten eines Beweises liegt vor.

Und wozu all das? Krüger will den ersten Teil des Romanes für seine Jugendperiode, das heißt für die Zeit bis 1808/9 gewinnen: „Das erste Buch gehört vor, beziehungsweise in das entscheidende Jahr 1809, das zweite und dritte Buch fällt seiner Entstehung nach in die spätere Zeit nach 1809, wahrscheinlich erst in das Jahr 1811" (S. 143).

Herm. von Eichendorff meldet, der Roman sei bereits am Schlusse des Jahres 1811 fertig gewesen (Werke 1, 56). „Ich hatte ihn vollendet, ehe die Franzosen in Moskau waren," schreibt Eichendorff 1814 an Fouqué (S. 142); spätestens also im Sommer 1812. Wahrscheinlich hat die Ausarbeitung des Romanes längere Zeit in Anspruch genommen. Aber viel zu weit geht Krüger, wenn er sie „zwei verschiedenen Entwicklungsperioden des Dichters" zuweist. Ich sehe nicht, daß „das erste Buch ... einen scharf gesonderten Teil für sich" bilde, der zu den zwei folgenden Büchern im schroffsten Gegensatze steht, „fast wie Tag und Nacht" (S. 140). Ich finde den Unterschied zwischen dem dritten Buch und den zwei ersten nicht geringer und nach Buch 2 einen mindestens ebenso starken Einschnitt, wie ihn Krüger nach Buch 1 verspürt. Krüger geht indes noch weiter: Buch 1 führt er in den Grundlinien auf Dorothea Schlegels „Florentin", das folgende auf Arnims „Gräfin Dolores" zurück (S. 155 ff.). Ganz rein geht die Rechnung nicht auf; denn eine Episode des ersten Buches ist auch nach seiner Ansicht dem Muster Arnims nachgebildet, „aber vielleicht erst später eingefügt worden". Mag jenes Abhängigkeitsverhältnis richtig sein oder nicht, hätte es irgendwelche Beweiskraft? Allerdings, die „Gräfin Dolores" ist 1810 erschienen; anfangs des zweiten Buches (Werke 2, 162) wird ihrer ausführlich gedacht. Allein woher weiß Krüger, daß Eichendorff den Roman Dorotheas früher gelesen hat? Könnte nicht mit gleichem Rechte vermutet werden, Eichendorff sei dem „Florentin" erst durch die Verfasserin selbst nahegekommen? Und sie lernt er 1810 oder 1811 in Wien kennen. Gewiß ruht das erste Buch auf Lubowitzer, das zweite auf Wiener[1]) Eindrücken; und Krüger ist besonders jenen mit vielem Scharfsinne nachgegangen (S. 159 ff.). Allein was beweist dies? Immer wieder herrscht die irrige Vorstellung, der Dichter habe nur unmittelbar nach dem Erlebnis, nicht in späterem Rückblick seine Schöpfung gestalten können.

Eifrigst bemüht, Eichendorffs Jugendlyrik zurückzudatieren, ist Krüger dort dem Einflusse des „Wunderhorns" nicht gerecht geworden. Ebenso steht es hier. Nicht nur Buch 2 und 3, sondern insbesondere Buch 1 ist von Stimmungen des „Wunderhorns" ganz durchdrungen. Eichendorffs Bekehrung zum volksliedartigen Sange fällt indes nach Krügers Ansicht unmittelbar vor den Schluß seiner „Jugendperiode". Was soll also in früheren Phasen dieser „Jugendperiode" ein von Tönen des „Wunderhorns" getragener Roman? Im 8. Kapitel des ersten Buches singt Leontin das Lied „Was wollt ihr in dem Walde haben." Nach der Strophe:

---

[1]) Auch eine Heidelberger Reminiscenz macht Krüger für das zweite Buch wahrscheinlich (S. 163[2]); allein schon Steig (a. a. o. S. 268) hat das mit Recht abgewiesen.

Mein Schatz ist Königin im Walde,
Ich stoß' ins Horn, ins Jägerhorn!
Sie hört mich fern und naht mir balde,
Und was ich blas', ist nicht verlor'n.

unterbricht er sich selbst und ruft: „Ich glaube, ich blase gar schon aus des Knaben Wunderhorn" (Werke 2, 93). Gemeint ist „die schwarzbraune Hexe" der Sammlung Arnims und Brentanos (Birlinger und Crecelius 1, 31), die beginnt:

Es blies ein Jäger wohl in sein Horn,
Wohl in sein Horn,
Und alles, was er blies, das war verlor'n.

Oder ist dieser echt romantische Scherz voll Selbstironie auch erst „später eingefügt worden?" Wohl ebensowenig, wie alle anderen, im Tone des Volksliedes gehaltenen Einlagen des ersten Buches.

Beiläufig notiere ich hier als Anklang an das bekannte Alphornlied des „Wunderhorns" die Worte des 22. Kapitels (Werke 2, 303): „Wie dem Schweizer in der Fremde, wenn plötzlich ein Alphorn ertönt, alle Berge und Thäler, die ihn von der Heimat scheiden, in dem Klange versinken, und er die Gletscher wieder sieht und den alten stillen Garten am Bergeshange und alle die morgenfrische Aussicht in das Wunderreich der Kindheit, so fiel Friedrich . . ." —

Sollte nicht auch der Hinweis auf Abraham a St. Clara (Werke 2, 113) im ersten Buche auf Wiener Einflüsse zurückgehen? Wahrscheinlich ebenso wie der Anfang des dritten Buches, der Friedrichs Anteil an dem Befreiungskampfe eines Gebirgsvolkes schildert und wohl auf die Tyroler Erhebung von 1809 sich bezieht (vgl. Höber, S. 75; Krüger verschweigt die Episode).[1]) Auch auf dieses Moment können ihn die Wiener Romantiker aufmerksam gemacht haben. Bekanntlich scheiden sich die Romantiker dem Tyroler Befreiungskampfe gegenüber in zwei Parteien. Caroline Schlegel (an Philipp Michaelis, 16. August 1809; bei Waitz 2, 367 f.) fühlt sich ganz auf Seite der besiegten Bayern. Bettina Brentano stimmt für „die gradnasigen, gradherzigen Tyroler" (Briefwechsel mit einem Kinde, 3. Auflage, S. 230) und möchte, daß Wilhelm Meister thäte, was Eichendorffs Held ausführt (S. 232); jenseits der Alpen sollte er zu den Tyrolern sich flüchten, dort sein Schwert wetzen und das Lumpenpack der Komödianten vergessen; und alle seine Liebsten müßten dann mit ihren Prätensionen und höheren Gefühlen eine Weile darben.

1813 interessierten sich auch Arnim und Brentano für die Tyroler und besonders auch für Adam Müller und Eichendorffs Bruder, die

[1]) Alle Zweifel zu beheben, hat Eichendorff selbst ein Lied der Episode (Werke 2, 247) in seinen Gedichten (1, 378) „Der Tyroler Nachtwache" betitelt und dem Sonette „An die Tyroler" vorangestellt.

damals nach Tyrol zogen, also den Weg des Helden von „Ahnung und Gegenwart“ einschlugen (vgl. Steig, S. 321. 324). Dagegen ist Wilhelm Schlegel 1832 in Wendis Musenalmanach auf die Seite der Gegner Tyrols getreten, wenn auch seine Satire „Die Tiroler. Tragische Scene“ (Werke 2, 365) Immermanns „Trauerspiel in Tyrol“ stärker trifft als die historischen Gestalten des Jahres 1809. Wenn Eichendorff also die Partei der Tyroler nimmt, huldigt er durchaus nicht einer allgemein romantischen Sympathie, vielmehr ist es nicht unwahrscheinlich, daß man erst in Wien — bei Fr. Schlegel oder bei Adam Müller — sie ihm wert gemacht hat.[1])

Ich glaube behaupten zu dürfen, daß eine ganze Reihe von Motiven erst lange nach 1806/7 Eichendorff nahegetreten ist, der Roman mithin in seinen Hauptbestandteilen diesen Jahren nicht angehören kann. Ich gehe indes zu Anderem über.

„Ahnung und Gegenwart“ hat als romantisches Abbild von Goethes „Meister“ eine Reihe von Vorgängern. Um Minors, Donners, Höbers Beobachtungen abzurunden, hat Krüger gut gethan, den Roman der Reihe nach mit dem Goethischen Urbilde, mit dem Ofterdingen, mit Sternbald, Godwi, Florentin, Titan zu vergleichen. Ich bemerke nur, daß Krüger aus meiner Recension von Donners Schrift (Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Alterthum 22, 219 ff.). Einiges hätte lernen können, und daß meine Anzeige von Kerrs „Godwi“ (ebenda 25, 305 ff.) manchen Gesichtspunkt eröffnet, der auch für Eichendorff von Gewinn wäre. Doch an dieser Stelle seien solche Ergänzungen nicht versucht; es hieße neuerdings die ganze Frage nach dem Einflusse Goethes und seiner Vorläufer auf die Romantik neu aufrollen. Nur ein paar Kleinigkeiten, die außerhalb dieses Rahmens fallen, seien noch notiert:

Goethe kommt für den Roman nicht bloß als Dichter des „Meister“ in Betracht. Eichendorff citiert immer wieder Goethes „Faust“; und das ist damals immerhin bemerkenswert. Goethes „Nachtgesang“ wird (2, 61) parodiert; vgl. auch Meisner S. 9, wo die Parodie nochmals wörtlich abgedruckt ist. Eichendorffs berühmtes Lied „In einem kühlen Grunde“ (2, 261 f.) wird von Höber (S. 31 f.) mit Recht auf „des Müllers Abschied“ (Wunderhorn) zurückgeleitet; daneben spielt wohl auch das gleichzeitig mit dem „Nachtgesang“ im Taschenbuch für 1804 veröffentlichte Gedicht „Schäfers Klagelied“ von Goethe eine Rolle in der Kon-

[1]) Problematisch bleibt mir, wie Eichendorff im ersten Buche (2, 97) auf den Namen Pallagonia gekommen ist. Goethes Schilderung (Italiänische Reise, Hempel 24, 250 ff.) trat erst 1816 hervor. Andrerseits spielt er in der „Geschichte Tolers“ eine Rolle: vgl. M. Koch in Kürschners Deutscher National-Literatur 146, 1, CXXXI, wo allerdings „Pavhlagonien“ gedruckt ist. Ich wage nicht einen Schluß.

zeption.[1]) Dieses wieder hat Eichendorff in „Viel Lärmen um Nichts“ (Werke 3, 175) parodiert: „Du bist herunter gekommen,“ sagt Einer. „Und weiß doch selber nicht wie,“ antwortete der Andere. Ein neuer Beweis, wie stark Goethes volksliedartige Lyrik von 1804 auf die Romantik gewirkt hat (vgl. Schriften der Goethegesellschaft 14, VIII). Warum zieht man übrigens bei Gelegenheit von „Ahnung und Gegenwart“ so selten die eben genannte parodistische Novelle Eichendorffs heran, in der Figuren jenes Romanes, wie auch des Meister eine fröhliche Auferstehung feiern? Wie hübsch ironisiert Eichendorff selbst die Sangeslust der Gestalten seiner Jugenddichtung: „Graf Leontin ist gleich an der Guitarre zu erkennen; er kann nicht wohl gespeist zu haben sagen, ohne einen Griff in die Saiten zu thun,“ sagt der wiedererstandene Dichter Faber von ihm (3, 160); vgl. Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum 25, 225.[2])

Auch Tieck hat nicht bloß durch seinen „Sternbald“ auf Eichendorffs Roman gewirkt. Die „beiden Sentimentalen“ des 6. Kapitels (Werke 2, 70) verraten eine augenfällige Verwandtschaft mit den „Zwei Liebenden“ des „Gestiefelten Katers“ (Akt 1 „Freies Feld“. Akt 2 gleiche Scenenangabe). Die Ironie ist bei Eichendorff noch um einen Ton schärfer ausgefallen.

Wenn Brentanos „Godwi“ genannt wird (S. 155), so wäre auch die „Lucinde“ stärker zu betonen gewesen. Einen merkwürdigen Zusammenhang möchte ich da andeuten. Schon R. M. Meyer (Euphorion 3, 109 f.) hat gezeigt, wie die auf dem Rücken liegende und mit den Beinchen in die Höhe gestikulierende Wilhelmine der „Lucinde“, „Wilhel-

---

[1]) Wörtliche Anklänge an Goethes Gedicht fehlen nicht, das ja der gleichen Anregung entstammt, wohlbemerkt in Wendungen, die „Müllers Abschied“ nicht bietet:

Eichendorff:	Goethe:
Ich möcht als Spielmann reisen	Es stehet ein Regenbogen
Weit in die Welt hinaus,	Wol über jenem Haus,
Und singen meine Weisen,	Sie aber ist weggezogen
Und gehen von Haus zu Haus.	Und weit in das Land hinaus.

(Vgl. auch 3, 251: „Er aber ist gefahren weit übers Meer hinaus“ u. s. w.) Oder Eichendorff: „Ich weiß nicht was ich will“ und Goethe: „Und weiß doch selber nicht wie.“

[2]) Vgl. 3, 183: „Als er die Augen wieder aufschlug, sah er, wie soeben ein fremder Mann, mit langem weißen Bart und weitem faltigen Mantel von dem Jüngling fortschritt. Ihn graute fast, denn der Alte kam ihm bekannt vor, er glaubte den alten wahnsinnigen Harfner aus „Wilhelm Meister“ zu erkennen.“ 3, 210 schläft die ganze Gesellschaft bei Willibalds Erzählung ein, ebenso wie Mariane bei Wilhelm Meisters, Rosa bei Friedrichs Berichte; vgl. Donner Z. 171. Zuletzt (3, 202) tritt Eichendorff selbst in den Kreis seiner Gestalten und parodiert so ein Motiv von Jean Pauls „Hesperus“ und von Brentanos „Godwi“. 3, 196 eine Spitze gegen E. T. A. Hoffmann. 3, 202 Reminiscenzen von der Brockenfahrt verbunden mit Anspielungen auf Eichendorffs Naturbeseelung.

minchen mit den Beinchen in der Höh", wie Brentano (Steig S. 273) sagt, in der Litteratur sich spiegelt. Ich ziehe unbedenklich Leontins an Gräfin Romana gerichtetes Lied herzu (2, 177): „Lustig auf den Kopf, mein Liebchen, Stell dich, in die Luft die Bein'! Heisa! ich will sein dein Bübchen, Heute Nacht soll Hochzeit sein" ...

Von Jean Pauls Einwirkung will Krüger nichts wissen (S. 158); zu erwähnen wäre gewesen, wie scharf Eichendorff (2, 145) über das „Brittisirende eingefrorne Wesen, das er aus Jean Pauls Romanen bis zum Ekel kannte und jederzeit für die allerschändlichste Prahlerei hielt," urteilt. Gemeint sind Gestalten von der Art des Lord Horion im „Hesperus"; Fr. Schlegel rechnet sie zu Jean Pauls „falschen Tendenzen" (Athenäum-Fragment Nr. 421).

Erwähnt sei zuletzt noch, wie wenig Gunst Schiller in Eichendorffs Roman findet: einem Phrasenhelden fällt Schillers „Don Carlos" aus der Tasche (2, 208); Schillers „Reiterlied" wird von Vaterlandsverrätern gesungen; „noch niemals hatte Friedrich das fürchterliche Lied so widerlich und höllisch gurgelnd geklungen" (2, 247).

Neben all den Einwänden, Berichtigungen, Nachträgen ist vielleicht diese oder jene gute Bemerkung Krügers in meiner Besprechung nicht zur Geltung gekommen. Ich verweise nochmals auf die Kritiken Steigs und Pollacks und hebe noch die feinen Beobachtungen hervor, die (S. 70 ff.) den angehenden Romantiker Eichendorff an seinen Berichten über die Brockenfahrt studieren. Trefflich hebt Krüger hervor, wie der siebzehnjährige Eichendorff schon hier die später von ihm so gern ausgenutzten akustischen Wirkungen (Rauschen verschlafener Brunnen, Klappern der Mühlenräder, Fallen der Tropfen in den Höhlen u. s. w.) anbringt. Die von Krüger als prägnant und originell bestaunten Wendungen „lungensüchtige Steppe", „staubige Handwerksburschen-Attitude" sind allerdings nur Jean Paul und Brentano nachgesprochen (vgl. H. Keiter, H. Heine. Köln 1891, S. 44).

Bern. Oskar F. Walzel.

Ehrhard A., Le théâtre en Autriche. Franz Grillparzer. Paris. Société française d'imprimerie et de librairie 1900.

Von Jahr zu Jahr schwillt die Grillparzergemeinde mehr an, und es verbreiten sich der Name und der Ruhm des größten österreichischen Tragikers weit über die schwarzgelben Pfähle hinaus. Auch in Frankreich, wo Roustan neuerdings für Lenau Interesse zu erwecken suchte, ist der Dichter der Sappho jetzt nicht mehr ein Unbekannter, dank dem auf streng wissenschaftlichem Boden fußenden und mit Schmelz und sinnigem Feingefühl geschriebenen Buche des Universitätsprofessors Ehrhard, der sich bereits vor einigen Jahren durch eine gediegene Abhandlung

über Ibsens Dramen im weiteren Kreise der Gebildeten bekannt gemacht hat.

Das Buch zerfällt in zwei Teile. Der erste ist Grillparzer als Menschen und dem Zeitalter gewidmet, in dem er lebte und wirkte. Im zweiten kommen die dramatischen Werke des Dichters zur eingehenden Besprechung. Der erste Teil, der ein Ganzes für sich bildet, zerfällt wieder in folgende Abschnitte: Das Leben Franz Grillparzers (S. 1—52); Grillparzer als Oesterreicher (S. 52—100); Grillparzer als Ästhetiker (S. 100—141); Grillparzer und die Musik (S. 141—207). Was den zweiten Teil betrifft, so hat Ehrhard Grillparzers Dramen in fünf Gattungen oder vielmehr Abschnitte eingeordnet, ja vielleicht in gewisser Hinsicht eingezwängt. Auf die „Tragédie fataliste" (fatalistisches Drama) (S. 207—241) folgen die griechischen Tragödien (S. 241—311); die nationalen Dramen (S. 311—397); die unter dem Titel „Fantaisie et comédie" bezeichneten Stücke (Phantastische Stücke und Lustspiele) (S. 397—443); endlich Werke verschiedenen Inhaltes (S. 443—501) und Schluß (S. 501—506).

Dieser Plan faßt genau alle Fragen zusammen, die sich der Verfasser zu behandeln vorgenommen hatte. Vom Dichter und von seiner Zeit bleibt nichts Wichtiges unerwähnt, ja Ehrhard läßt es sich nicht entgehen, Parallelen mit anderen Dichtern und Zeiten zu ziehen, und man erkennt in ihm den tiefen, durch eigene Untersuchungen und persönliches Nachdenken geschulten Kenner der deutschen Litteratur im allgemeinen. — Nun frage ich mich aber, ob es nicht geratener gewesen wäre, den Menschen und den Dichter Grillparzer mit seinen eigenartigen seelischen Vorgängen allmählich und gleichsam Zug für Zug vor uns entstehen zu lassen — beide zu einem Ganzen verschmelzend; greifen ja doch das Leben und Dichten bei Grillparzer unausgesetzt ineinander, so daß sich das eine aus dem andern heraus erklären läßt. So hätten wir, wie mich dünkt, einen klareren Überblick über die ganze Persönlichkeit eines Mannes gewonnen, bei dem man auf Schritt und Tritt auf Rätselhaftes und sich scheinbar Widersprechendes stößt; sowie der Österreicher in ihm nicht vom Musikliebhaber zu trennen ist, so ist ja auch der Dichter der Melusine und des „Traum ein Leben" nicht bloß nach kurzen Zwischenzeiten, sondern zu gleicher Zeit der Dichter, der sich mit dem Plan eines Ottokar oder eines „Bruderzwists" trägt. Bei Grillparzer — und das ist vor allem hervorzuheben — sind die verschiedenen Strömungen und Gattungen, worauf sich seine Dramen zurückführen lassen, schon in den von den Kritikern nicht oft genug berücksichtigten und doch so kraftstrotzenden Jugendfragmenten alle im Keime vorhanden; die Libussa hat ihr Vorbild in der Drahomira, und manche Scenen des Treuen Dieners und der Jüdin von Toledo sind schon in der Blanka skizziert. Unsers Dichters Denken und Fühlen hat

sich immer nur um einige Hauptmotive gedreht, und es ist kein leeres Spiel, wenn einige Grillparzerforscher den mannigfaltigen Umwandlungen nachspüren, welche ein und derselbe Charakter in diesem oder jenem Stück erfahren hat.

Richten wir nun in diesem Buche unser Augenmerk auf die Schilderung Grillparzers als Menschen, so sehen wir, daß es ebenso, wie das Kapitel über Grillparzer als Tonkünstler, völlig gelungen ist. Warum hat aber Ehrhard hier den armen Spielmann nicht herangezogen, weniger zur Vergleichung denn als Element des Charakterbildes? Hat sich Grillparzer nicht in mancher Hinsicht in dem Helden dieser lebenswarmen, mit eigenem Herzblut geschriebenen Novelle ausgelebt?

Auch den ästhetischen Ansichten Grillparzers hat Ehrhard volle Geltung zu Teil werden lassen und gebührende Achtung gezollt. Hier ist alles sachgemäß und prägnant, und wie in den vorigen Abschnitten nach des Dichters eigenen Bekenntnissen und Aussagen entwickelt und auseinandergesetzt. Es wurde von einem Recensenten dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß Ehrhard keinen speziellen Abschnitt über Grillparzer als Denker und Philosophen geschrieben habe. Über diesen Mangel bin ich gern bereit hinwegzusehen, finden sich ja im ganzen zweiten Teile des Buches und gelegentlich der einzelnen Dramen des Dichters Weltanschauung, seine politische und religiöse Meinung scharf angedeutet; was ich aber eher vermissen würde, das ist, daß der Verfasser jenen so oft ver- und mißkannten Pessimismus Grillparzers nicht bis in seine innersten Bestandteile zerfasert hat. Bei näherer Betrachtung wäre ihm vielleicht aufgefallen, daß das ethische Ideal, das aus allen Dramen dieses Dichters hervorleuchtet, streng genommen auf das Ideal des Christentums hinausläuft; Grillparzer war gewiß jedem religiösen Kultus entfremdet, aber ihn für einen eingefleischten Freidenker (im modernen Sinne des Wortes, versteht sich) hinzustellen, scheint mir doch über das Ziel hinauszuschießen. Zugegeben, er haßte die Unduldsamkeit unter all ihren Formen; wer weiß aber bestimmt zu sagen, ob er in „seinen Träumen eines Lebendigen" oder in gewissen Augenblicken der „Sammlung" nicht Gott, oder das Ewige, oder das Unendliche aus den geheimnisvollen Stimmen der Natur oder gar aus seinem innersten Ich herausgefühlt hat? — Wie ist nun weiter seine etwas beschränkte Moral zu beurteilen? Wie ist es mit dem, was man ironisch die Backhändelidylle nannte, die uns seine Dramen angeblich vorzaubern sollen? In welchem Zusammenhange steht Grillparzers Moral mit „des Innern stillem Frieden"? Inwiefern darf man Grillparzer als einen Darsteller der „dem Leben nicht gewachsenen Innerlichkeit" betrachten? Bei all jenen Fragen wäre es interessant gewesen, länger zu verweilen.

Im zweiten Teile von Ehrhards Buch werden die verschiedenen Dramen einer ausführlichen Analyse unterzogen. In jedes Stück hat sich

der Verfasser mit vorurteilsfreier Einsicht und unbefangenem Herzen eingelebt. Seine Bewunderung für den seelenvollen, so durchaus realistisch individuellen und doch wieder so idealistisch angehauchten Dichter versteht er ganz wahr, sozusagen „frisch von der Leber weg" mitzuteilen. Sowie er aber die vorkommenden Schwächen oder besser: die Grenzen von Grillparzers dichterischem Genie eher mit feinen Zügen andeutet als bekrittelt, so verfällt er nie in systematisches, unbedingtes Lob. Das ist heutzutage, zu einer Zeit, wo das Koteriewesen überall Unheil stiftet, ein nie genug zu preisender Vorzug. Nur hie und da klafft eine Lücke oder gelangt eine Behauptung zum Ausdruck, gegen die sich Einspruch erheben läßt. Der Einfluß der Wiener Volksbühne auf Grillparzers dramatische Eigenart ist meiner Meinung nach nicht hinreichend hervorgehoben, sowie es sich überhaupt auch gelohnt hätte — und zwar im Kapitel über Grillparzer als Österreicher — das Milieu, in dem er aufwuchs, bis ins Einzelne zu charakterisieren, und dasselbe etwa der Denk- und Lebensweise in Preußen entgegenzusetzen. Ist es ferner nicht ein ganz bemerkenswerter Umstand, daß Wien zur Zeit von Grillparzers Kindheit die einzige deutsche Großstadt war, und unser Dichter der einzige deutsche Dichter in jener Zeit, der in einer Großstadt die Grundelemente seiner Bildung und seines geistigen und moralischen Wesens einsog und verarbeitete? Auf den vom Wiener Volksschauspiel ausgeübten Einfluß ist es zurückzuführen, daß unser Dichter sehr früh eine Vorliebe für äußerliche Ausstattung, für die Scenerie der Stücke — für bildlich plastische Aufführungen bekundete, und auch daß er zum „Symbolismus" hinneigte. Ist es nicht ein Widerspruch, wenn Grillparzer andererseits gegen das Volkslied ins Feld zog? — Woher stammt die derb kernige, bald in herben Satiren, bald in feinen, witzigen Späßen aufsprudelnde komische Ader bei ihm? Kommt da urwüchsiger eingeborener Wiener Humor mit ins Spiel, oder ist jenes Komische nur eine Ausgeburt, gleichsam ein Ausfluß des Pessimismus, ein potenzierter Groll? In welchem Grade haben Bauernfeld und Raimund da eingewirkt?

In rein formeller Beziehung, und was den Bau der Dramen selbst anlangt, hätte man gern näher zugesehen, wie Grillparzer dabei zu Werke geht. Da ist der Dichter wirklich unübertroffen. Wie er eine Fabel in einfacher, natürlicher Weise exponiert, wie er die verschlungenen Fäden eines Knotens zusammentreffen, dann sich wieder voneinander trennen läßt, wie sich endlich alles klar und ungezwungen wie im Leben selbst löst, so daß wir ausrufen müssen: „Das ist unseren innersten Irrungen und Wirrungen abgelauscht" — alles dies hätte in helleres Licht gestellt werden sollen. — Wie ist es nun mit dem Fatalismus und der Ahnfrau? Der Verfasser des Buches vermag es nicht, das Walten des Schicksals aus diesem Erstlingswerke hinwegzudenken und hinwegzudeuten, aber er vermindert, fürchte ich, allzusehr den Anteil, den das

„Außermenschliche" an der Handlung nimmt. Man mag noch so sehr an dem von dem französischen Kritiker Francisque Sarcey aufgestellten Prinzip festhalten, daß wir uns gar nicht um das vor dem Beginn des Stückes Geschehene zu bekümmern hätten — Eines ist sicher: durch dieses seltsame, ungewöhnliche Zusammentreffen von so vielen Ursachen des Unheils und des Untergangs hat uns Grillparzer zu viel zugemutet. Jaromir und Bertha, die gewissermaßen frei zu handeln glauben, werden gegen ihren Willen und ohne ihr Verschulden in einen Abgrund des Unglücks gestürzt. — Bei der Ahnfrau verweilt Ehrhard verhältnismäßig zu lange — hingegen vielleicht nicht lange genug bei der Libussa, die uns den Schlüssel zu Grillparzers ganzer Philosophie giebt und sozusagen sein Vermächtnis an die Nachwelt enthält. Wer dieses Stück gründlich durchdenkt und durchprüft, entdeckt in demselben den Inhalt aller übrigen. Grillparzer legt hier die für ihn und für viele anderen zartbesaiteten Menschenkinder unvermeidliche Inkongruenz bloß, an der er zeitlebens gelitten und zu Grunde gegangen ist. Was ist das Beste, das einzig Richtige und Ratsame hienieden, das stille, einfache, träumerische Leben im Schoße der segenspendenden Mutter Natur, die als einzige Gesetzgeberin, als einziges Muster gelten kann und muß — oder das Leben nach den Gesetzen der denkenden, forschenden, vergleichenden Vernunft mitten unter den thätigen, sich gegenseitig fördernden und nach immer größerem Wohlstand durch Gewerbe und Wissenschaft trachtenden Menschen? — Einerseits das idyllische Sichhineinversenken in das süße, immer treue Ich, andererseits das Überhandnehmen der kalt vor sich hinschreitenden, die zarten Blumen des Gemütes knickenden Civilisation. Zwischen beiden Wegen, die sich vor ihm öffneten, hat der Dichter immer geschwankt, und weil er es nie über sich bringen konnte, energisch Partei zu ergreifen, blieb er bis zum Tod innerlich gebrochen. Ehrhard meint, Libussa sei die Vertreterin des Ideals; die Tochter des Krokus vertritt vielmehr eine Weltepoche, und Primislaus eine andere — oder, wenn man will, jede der beiden Hauptfiguren des Dramas ist die Personifikation einer gewissen Menschengattung. Das goldene Zeitalter der einen war die Vergangenheit; dasjenige der andern ist die Gegenwart; aber beide haben historische Wirklichkeit, nur muß immer die eine der andern den Vorrang abtreten. Primislaus ist jetzt der Herrscher. Ist es aber ganz unsinnig, sich eine Zeit, eine späte Zeit in nebelhafter Zukunft zu denken, wo die von der Überfeinerung, den beständigen Lügen der Civilisation ermüdeten und besonders angeekelten Menschen zu Libussas Lebensweise ihre Zuflucht nehmen werden? Übrigens brauche ich nur auf den trefflichen Artikel Schlenthers in der Vossischen Zeitung (Sonntagsbeilage Nr. 51, 1897) zu verweisen, den Ehrhard nicht zu kennen scheint und der das Wesentliche über Grillparzers letztes und in mancher Hinsicht schönstes Drama in musterhafter Darstellung enthält. —

Nun zum Schluß möchte ich Herrn Ehrhard für den Genuß danken, den er mir bereitet hat, und den Wunsch aussprechen, daß seine Arbeit zu allen Fachgenossen dringen möge. Wenn auch sein Buch hie und da zum Disputieren, ja sogar zum Nörgeln Anlaß bot, so ist und bleibt es doch ein anregender, fördernder Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas in Österreich. Er liebt Grillparzer, sowie alle, die ihn lesen, wahr und tief, und zum Lohn hat ihm gleichsam der Genius des Dichters treu zur Seite gestanden. Der objektiv genauen und subjektiv anheimelnden Arbeit des Universitätsprofessors von Clermont werden deshalb alle Diejenigen neidlosen Beifall spenden, welche die feste Überzeugung hegen, Grillparzer habe die schönsten Blüten des so lebensfrischen, duftigen, harmoniereichen Österreichertums in sich vereinigt, verklärt und durch die hohe Weihe seines unnachahmlichen Genies veredelt.

Paris. C. Senil.

Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder. Vierte Auflage herausgegeben und neu bearbeitet von Karl Hermann Prahl. Leipzig, W. Engelmann 1900. 7 M.

Eine neue Auflage dieses wichtigen Nachschlagewerkes, das Hoffmann zuerst im Jahre 1856 veröffentlicht, 1859 neu aufgelegt und 1869 in 3. Auflage nicht neu bearbeitet, sondern nur mit Nachträgen zum alten Text versehen hat, war schon ein dringendes Bedürfnis. In den letzten Jahrzehnten sind viele neue Lieder mit schlichten Melodien versehen in weitere Kreise gedrungen und volkstümlich geworden. Außerdem hat die Forschung in Bezug auf die älteren Lieder so viele Ergebnisse zu Tage gefördert, daß Hoffmanns Zusammenstellung als durchaus veraltet gelten mußte. Nach beiden Richtungen hin hat Prahl die nötigen Besserungen und Ergänzungen angebracht, so daß nun das Buch den gegenwärtigen Anforderungen und dem heutigen Stande unseres Wissens durchaus entspricht.

Gegenüber den 1142 Liedern der letzten Auflage erhalten wir nun gegen 1400. Neu hinzugekommen sind z. B. „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht", „In Böhmen liegt ein Städtchen", Lieder aus den Kriegsjahren 1870/71, Lieder von Geibel, Baumbach, Klesheim, Koschat, Studentenlieder, Nationale Lieder aus Österreich und andere. Einige Lieder, die nur kurze Zeit über beliebt waren und inzwischen wieder vergessen worden sind, hat Prahl weggelassen.

Die Angaben über den Verfasser, über die Entstehung des einzelnen Liedes, die Geschichte seiner Verbreitung, seine Aufnahme in Sammlungen und in den Volksmund, die Komposition oder die Kompositionen, die ihm zuteil wurden, die Veränderungen und Zusätze, die sein Text erlitten hat, erhalten wir jetzt viel reichhaltiger und sorgfältiger, als es noch zu Hoffmanns Zeit möglich gewesen wäre. Die Lebensdaten zu den Dichtern und Komponisten sind von Prahl was sehr zu billigen ist) dem alphabetischen Namensverzeichnis beigegeben worden.

—n.

Bibliographie.[1])

1. Zeitschriften.

Bearbeitet von Adolf Hauffen in Prag.

Philologische und litterarhistorische Zeitschriften.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der **germanischen Philologie.** 21. Jahrgang 1899. Erste Abteilung.

I. Scheel W. und Luther J., Geschichte der germanischen Philologie. A. Biographie. B. Encyklopädie und Bibliographie. (Hier fehlt die Angabe der Bibliographie des Euphorion.) — II. B. Böttticher G., Vergleichende Litteraturgeschichte. — V. Deutsch in seiner Gesamtentwicklung. B. Saran F., Metrik. C. Boetticher G., Litteraturgeschichte. — VIII. Schayer S., Neuhochdeutsche Sprache. A. Grammatik. B. Wortkunde. C. Namenkunde. D. Geschichte der Schriftsprache und des Stils. E. Aussprache. Schrift, Rechtschreibung, Zeichensetzung. F. Unterricht. G. Metrik und Poetik. — IX. Bolte J. und Luther J. A. Litteraturgeschichte. B. Denkmäler 1450—1620. — X. Bleich C., Deutsche Mundartenforschung. A. Allgemeines. B. Einzelne ober- und mitteldeutsche Mundarten.

Jahresberichte für **neuere deutsche Litteraturgeschichte.** 8. Band. (1897.) 2. Abteilung.

I. Allgemeiner Teil. — I, 1. Muncker F., Litteraturgeschichte.

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. — II, 2. Wollan R., Lyrik. — II, 4. Creizenach W., Drama. — II, 5. Kück E., Didaktik. — II, 6. Cohrs F., Luther und die Reformation. — II, 7. Ellinger G., Humanisten und Neulateiner.

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — IV, 1. Allgemeines. b) Winter G., Politische Geschichte. — IV, 3. Fürst R., Epos. — IV, 4. Werner R. von, Drama und Theatergeschichte. — IV, 9. Müller E., Schiller.

Zeitschrift für **deutsches Altertum** und **deutsche Litteratur.** 44. Band. Heft 4.

Roethe G., Ein Tafeldruck des Münchener Paternosters.

Anzeiger für **deutsches Altertum** und **deutsche Litteratur.** XXVI. Heft 3. Roethe G., Vetter: Bächtolds kleine Schriften. — Mit einer bemerkenswerten Charakterisierung von Bächtolds Schweizerischer Litteraturgeschichte.

Ammann J. J., Heinzel: Beschreibung des geistlichen Schauspiels im Mittelalter.

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1900 zu ergänzen.

Werner R. M., Jacobs: Gerstenbergs Ugolino.

Alt C., Morris: Goethe-Studien. II.

Walzel O. F., Meißner: Novalis Sämtliche Werke. — Bezeichnet diese Ausgabe als „ein ganz dilettantisches Machwerk" und giebt eine ausführliche Entstehungsgeschichte der unkritischen und unvollständigen Ausgabe von F. Schlegel, Tieck und Bülow, auf der Meißner fußt.

Wilmanns W., Jellinek: Ein Kapitel aus der Geschichte der deutschen Grammatik.

Ridderhoff K., Behmer: Sterne und Wieland.

Werner R. M., Ammann: Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde.

Heft 4. Meyer H., Steiff: Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs.

Köster A., Koch: Hock, Schönes Blumenfeld. — Diese wichtige und umfängliche Besprechung kommt zu dem Schlusse, daß die Ergebnisse der Einleitung wertlos seien, weil Koch den ungereinigten Text des Originaldrucks mit all seinen Setzerfehlern und Mißverständnissen zur Grundlage philologischer Untersuchungen gemacht habe. Köster gewinnt auf Grund einer kritischen Betrachtung von Höcks Strophenbau, Sprachgebrauch u. s. w. zahllose einwandfreie Berichtigungen und viele überzeugende Konjekturen zum Texte des Dichters und erst dadurch die richtige Erkenntnis der metrischen Reformversuche und der Rhythmen Höcks. Er nimmt ferner einen schlesischen Druckort als wahrscheinlich an, zeigt gegen Kochs neue Annahme, daß doch die Namensform Höck berechtigt ist und deckt schließlich, nachdem er auch die litterarhistorischen Untersuchungen Kochs zum Teile als ungenau oder unrichtig erwiesen hat, eine große Reihe von Quellen zu Höcks Gedichten auf. Diesen Belegen füge ich hinzu, daß das Gedicht V „An den Leser" durch Fischarts Vorrede zur Geschichtklitterung, namentlich durch die Autorenliste (ed. Alsleben S. 6) beeinflußt worden ist.

Muncker F., Consentius: Freygeister, Naturalisten, Atheisten — ein Aufsatz Lessings im Wahrsager. — Muncker hält Lessing nicht für den Verfasser dieses Aufsatzes.

Pollak B., Roustan: Lenau et son temps. — Sehr anerkennend.

Wrede F., Berichte über Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reiches. — Gefallen. Heute.

Zeitschrift für **deutsche Philologie.** Band 32.

Heft 2. Kopp A., Das Akrostichon als kritisches Hilfsmittel.

Miscellen. Rubensohn M., Zu Wechselins poetischen Übersetzungen aus dem Griechischen.

Düntzer H., Goethes Werke. Weimarer Ausgabe. I. 21. 33. 49, 1. — Dazu Antwort von A. Schoene bezüglich des 33. Bandes.

Heft 3. Bolte J., Die Historia von Sancto, ein Schwank des 16. Jahrhunderts. — Abdruck aus einer Berliner Handschrift vom Jahre 1582.

Kluge F., Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. — Fordert ein Luther-Wörterbuch.

Jellinek M. H., Koch: Hock, Schönes Blumenfeld. — Vermutet als Geburtsdatum Hoecks den 10. August 1572 (statt 1573), weil nur auf dieses Jahr des Dichters astronomische Angaben passen, berichtigt in vielen Punkten Kochs Textabdruck und Quellenuntersuchungen. Erweist unter anderen als Hauptquelle: Aventins „Chronica von Ursprung ... der alten Teutschen" und kommt auf eigenen Wegen zu Ergebnissen, die zum Teil wörtlich mit Kösters gleichzeitig erschienener Besprechung übereinstimmen.

Geiger L., Litterarische Nachlese zum Goethetage. Eine kritische Übersicht. — Teilt S. 407 aus der Schlesischen Zeitung Verse an Ottilie von Goethe mit, die vielleicht von Goethe herrühren.

Meyer R. M., Liebich: Die Wortfamilien der hochdeutschen Sprache.

Christmann G., Steiff: Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs. — Mit Besserungsvorschlägen zum Text.

Zeitschrift für den **deutschen Unterricht.** 14. Jahrgang.

Heft 6. Lyon T., Der orthographische Jammer im deutschen Reiche.

Primer, Zum hundertsten Geburtstag Heinrich Heines.

Behaghel O., Noch einmal Schrift und Steinmetzzeichen.

Meuschel K., Naturgeschichtliche Volksmärchen. — Nachträge zu Dähnhardts Sammlung.

Heft 7. Kopp A., Hans Sachs und das Volkslied.

Schulze B., Der Kurfürst in Kleists „Prinzen von Homburg".

Passenge E., Ein neues Denkmal für Sachsens größten Dichter. — Borinski: Lessing.

Sprechzimmer: Kern K., Eine Erklärung zu Uhlands „Schäfers Sonntagslied". — Werzäcker P., Zu Schillers Siegesfest. — Arens E., Das Motto zu Schillers Glocke. — Kohrs H., Schiller als Jurist. — Schmertosch von Rosenthal, Ein deutsches Kirchenlied aus Böhmen.

Heft 8. 9. Reichau, Der deutsche Aufsatz in den oberen Klassen.

Heft 8. Kahl, Eine Methodik des deutschen Unterrichts aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Mendheim M., Wilhelm Hauff als Redakteur und Geschäftsmann. Nach einigen Briefen von ihm.

Unbescheid H., Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1899—1900.

Heft 9. Nagl J. W., Die Hebelwage in der deutschen Sprachlehre. Ein syntaktisches Gleichgewichtsgesetz für die Wortfolge.

Sprechzimmer: Sprenger K., Zu einigen Schulausgaben von Lessings Minna von Barnhelm. — Schmitz, Die im Mai geschlossenen Ehen.

Heft 10. Henkel H., Über Goethes Anteil an den Xenien des Schillerschen Musenalmanachs für 1797.

Schlag, Zum Text von Lessings Hamburgischer Dramaturgie.

Sprechzimmer: Tamköhter E., Zu Schillers Lied von der Glocke. — Sprenger K., Zu Hebbels Nibelungen. — Knaack G., Zu Hauffs Phantasien im Bremer Ratskeller. — Menge K., Ein Widerspruch in Lessings Nathan. — Dieter Th., Ein vergessenes Gedicht auf Buttmann von Joh. Mintwitz.

Zeitschrift für **deutsche Wortforschung.** 1. Band. Heft 2 3.

Bech F., Beispiele von der Abschleifung des deutschen Participium Präsentis und von seinem Ersatz durch den Infinitiv.

Mentz G., Friedrich der Große und die deutsche Sprache. I. Friedrichs Ansichten über die Sprache im Allgemeinen und sein Sprachverständnis. II. Friedrichs Urteil über fremde Sprachen. III. Friedrichs Ansichten über die deutsche Sprache. IV. Friedrichs Kenntnis der deutschen Sprache. Hierbei eine Zusammenstellung der Besonderheiten in Friedrichs Sprachgebrauch.

Weidling F., Auszüge aus Schaidenreißers Odyssee und Paradoxa.

Nerrlich G., Mathesiana.

Schmidt Erich, Galante Redensarten.

Kleemann E., Schüler und Studentensprache auf dem Hallischen Waisenhause. 1785.

Düntzer H., Die Auslassung der Hilfszeitwörter.

Wolman E., Reduplikation in der Kindersprache.

Behaghel O., Zur Namengebung.

Bolte J., Nach Sammlungen Reinhold Köhlers.

Kleine Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatz.

Zeitschrift für **hochdeutsche Mundarten.** Jahrgang 1. Heft 4/5.

Scheuf W., Die deutschen Verwandtschaftsnamen.

Bahder Karl von, Über die mundartliche Herkunft einiger von Luther gebrauchten Worte.

Reichhardt R., Aus Nordthüringen.

Schwend A., Lautlehre der Mundart von Oberschopfheim mit besonderer Berücksichtigung von K. Heimburgers „Grammatischer Darstellung der Mundart des Dorfes Ottenheim". — Mit Sagen und Kinderreimen.

Hintner V., Wortdeutungen.

Wintermantel R., Gereimte Volkssprüche gesammelt in und um St. Georgen im Schwarzwald.

Monatsblätter für **deutsche Litteratur.** IV.

Nr. 8. Reichel E., Gottsched.

Nr. 11. Kirchbach W., Zur Psychologie der Lyrik Goethes und Schillers.

The Journal of Germanic Philology. III. Volume. No. 1.

Allen Ph., Wilhelm Müller and the German Volkslied. II. Natur-Sense. Reminiscences on the Volkslied in Müller.

Klenze C. von, Road: Essay sur Goethe.

Hatfield J. T., Straßburger Goethe-Vorträge.

Günther O., Golz: Genovefa.

Litteraturblatt für **germanische** und **romanische Philologie.** 21. Jahrgang.

Nr. 7. Wetz W., Bruchmann: Poetik.

Nr. 8/9. Harnack O., Festschrift zu Goethes 150. Geburtstag.

Sulger-Gebing E., Bantwitz: Die religiöse Lyrik der Droste Hülshoff.

Sulger-Gebing E., Castle: Die Isolierten.

Nr. 10. Helm A., Geuther: Liederbuch der Hätzlerin.

Sulger-Gebing E., Langmesser: Sarasin.

Archiv für das **Studium** der **neueren Sprachen** und **Litteraturen.**

Band 104. Heft 3/4. Morris M., Goethes Pandora. II. (Schluß.)

Hoffmann-Krayer E., Zur Altweibermühle.

Meyer R. M., Der „böse Geist" in der Domscene.

Meyer R. M., Nagl-Zeidler: Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte.

Michels V., Heinzel: Beschreibung des geistlichen Schauspiels.

Haake P., Rubensohn: Griechische Epigramme in deutschen Übersetzungen.

Meyer R. M., Huch: Goethe.

Jantzen H., Petsch: Volksrätsel.

Petsch R., Zur Litteratur der Volksmärchen und Sagen.

Band 105. Heft 1/2. Bolte J., Nicholas Grimald und das Oberammergauer Passionsspiel.

Hauffen A., Das Bild vom Herzensschlüssel.

Herzfeld G., Zur Geschichte der deutschen Litteratur in England. — Nachträge zu der Einleitung seines Buches „Taylor von Norwich". Übersetzungen von Gedichten Gleims und Lichtwers vom Jahre 1759.

Jantzen H., Evers: Deutsche Sprach- und Stilgeschichte. — Ablehnend.

Kinzel K., Siebs: Deutsche Bühnenaussprache.

Hörmann L. von, Heyl: Volkssagen aus Tirol.

Petsch R., Bahlmann: Münsterländische Märchen.

Neuphilologische Mitteilungen. 15/4.—15/5.

Oehquist J., Neue Richtungen in der deutschen Lyrik.

Modern Language Notes. XV. 5.

Gerber, Some Notes on Pniowers Goethes Faust.

Robertson, The oldest scenes in Goethes Faust.

Englische Studien. 28. Band. Heft 1.

Kraeger H., Shakespeare-Verse auf der Wanderung in C. F. Meyers Gedichten.

Zeitschriften für Pädagogik und Schulgeschichte.

Neue Jahrbücher für das **klassische Altertum, Geschichte** und **deutsche Litteratur** und für **Pädagogik.** Dritter Jahrgang.

V. und VI. Bandes Heft 5. Schwabe E., Der Niedergang des Gelehrtenschulwesens im sächsischen Erzgebirge um das Jahr 1830.

Heft 6 7. 8. Meyer R. M., Das Alter einiger Schlagworte. I. Bis 1848. II. Von 1848 bis auf die Gegenwart. — Mit einem alphabetischen Verzeichnis der besprochenen Worte.

Heft 6 7. Fries C., Weltrich: Schiller.

Dilthey W. und Heubaum A., Urkundliche Beiträge zu Herbarts praktischer pädagogischer Wirksamkeit.

Wohlrab M., Über die Verwendung von Freytags Technik des Dramas im Unterrichte mit besonderer Berücksichtigung von Shakespeares Hamlet.

Clemen O., Ein Brief Johann Polianders an Mosellan.

Heft 8. Matthias Th., Der Politiker Herder nach der ursprünglichen Fassung seiner Humanitätsbriefe.

Seeliger K., Eine Stiftungsrede im Jubeljahre 1900. — Über die Entwicklung des deutschen Gymnasiums im 19. Jahrhundert.

Buchenau F., Die deutschen Pflanzennamen in der Schule und im Leben.

Stock O., Was ist Bildung?

Pädagogisches Archiv. Jahrgang 42.

Heft 8. 9. Knötel P., Kunstwissen und Kunstfühlen.

Heft 9. Graevell H., Völkerpsychologie und Pädagogik.

Heft 10. Horn E., Bemerkungen zu den Statuten der philosophischen Fakultät in Frankfurt a. O.

Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. 5. Band. 1. Heft.

Friedrich Joh., Geschichte der Lehre von dem Seelenvermögen bis zum Niedergange der Scholastik.

Pädagogische Zeit- und **Streitfragen.** Heft 56.

Bernheim Ernst, Geschichtsunterricht und Geschichtswissenschaft im Verhältnis zur kultur- und sozialgeschichtlichen Bewegung unseres Jahrhunderts. [Aus „Neue Bahnen".]

Zeitschrift für **Philosophie** und **Pädagogik.** Jahrgang 7.

Heft 3. 4. 5. Flügel O., Die Bedeutung der Metaphysik Herbarts für die Gegenwart.

Felsch, Die Psychologie bei Herbart und Wundt.

Beiträge zur **Lehrerbildung** und **Lehrerfortbildung.** Heft 17.

Rückert Oskar, Ulrich Zwinglis Ideen zur Erziehung und Bildung, im Zusammenhang mit seinen reformatorischen Tendenzen dargestellt.

Zeitschrift für das **Gymnasialwesen.** 54. Jahrgang.

Mai. Biese, Achelis: Lyrik Goethes.

Valentin V., Pniower: Goethes Faust.

Juni. Juli August. Weißenfels O., Der Bildungswert der Poesie.

Juli—August. Endemann K., Zur Behandlung der Bedingungssätze.

Valentin V., Schriften über und Ausgaben von Goethes Faust für die Schule.

Busse R., Zur Erinnerung an Ludwig Wiese.

September. Wetzel G., Matthias: Wegweiser durch die Schwierigkeiten des Sprachgebrauchs.

Das humanistische Gymnasium.

1. 2. Schwemer R., Zu Goethes Gedächtnis.

Holzinger K. von, Das Verhältnis der deutschen Universitäten zu den Bildungsbestrebungen der Gegenwart.

Neue Blätter aus **Süddeutschland** für **Erziehung** und **Unterricht.** 29. 2.

Haller J., Die Geschichte des Spruchbuchs in Württemberg.

Rheinische Blätter für **Erziehung** und **Unterricht.** 74.

3. 4. Hassel G. von, Psychologische Erörterungen in Schillers Gedichten.

5. Bornemann, Karl von Raumer.

Lehmann O., Goethesche Balladen.

Blätter für das **(bayerische) Gymnasial-Schulwesen.** 36. Band.

Heft 5 6. Köberlin K., Zur Geschichte des Gymnasiums bei St. Anna. — In Augsburg. Aktenstücke des 17. Jahrhunderts.

Heft 9 10. Gebhard F., Lebensfragen des humanistischen Gymnasiums. — Besprechung des gleichnamigen Buches von A. Römer.

Gebhard F., Reformbedürftiges an den humanistischen Gymnasien in Preußen.

Zeitschrift für die **österreichischen Gymnasien.** 51. Jahrgang.

Heft 6. Arnim H. von, Die Verwertbarkeit der sprachstatistischen Methode zu chronologischen Schlüssen.

Heft 8 9. Fuchs K., Martin Greif. — Persönlichkeit und Lebenslauf. Lyrik. Dramatik. Wertschätzung des Dichters in Hinsicht auf seine erziehliche Bedeutung und die moderne Kunstbewegung.

Streinz F., Zöllner: Die fruchtbringende Gesellschaft.

Arnold F., Castle: Die Isolierten. — Mit Ergänzungen.

Beiträge zur **österreichischen Erziehungs-** und **Schulgeschichte.** 2. Heft.

Endl P. Frdr., O. S. B., Geschichte des Gymnasiums der Piaristen zu Horn in Niederösterreich (1757—1872).

Schiffmann Konr., Magister Georg Calaminus, ein Schulmann des 16. Jahrhunderts in Linz.

Schrauf Karl, Zwei österreichische Schulordnungen aus dem 17. Jahrhundert.

Lehrproben und **Lehrgänge.** 63.

Biese A., Goethes „Tasso" ein Dichterbild, Goethes „Faust" ein Menschheitsbild.

Zeitschrift für das **Realschulwesen.** 25. Jahrgang. Heft 7.

Wanet A., Sauers Euphorion. Band 6.

Zeitschrift für **pädagogische Psychologie** und **Pathologie.** 2. Jahrgang. Heft 3.

Zimmer H., Drei ungedruckte Briefe von Johann Friedrich Herbart.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **deutsche Erziehungs-** und **Schulgeschichte.** Jahrgang 10. Heft 3.

Bülow von, Zur Geschichte der Schule von Pyritz. (1590—1757.)

Wehrmann M., Die Statuten des Pädagogiums in Stettin. 1587.

Lange E., Peter Ahlwardt und sein philosophischer Katechismus. 1. Leben, Persönlichkeit, Schriften. 2. Ahlwardts Standpunkt als Philosoph und sein Katechismus.

Bayer Th., Neustettiner Lehrpläne aus dem 18. Jahrhundert.

Altmann W., Zur Geschichte der Lese- und Industrieschule in Sanz, Kreis Greifswald. 1803—1819.

Beintker E., Die Schulordnungen der lateinischen Schule zu Anklam.

Philosophische Zeitschriften.

Vierteljahrsschrift für **wissenschaftliche Philosophie.** 24. Jahrgang. Heft 3.

Gießler C. M., Die Identifizierung von Persönlichkeiten.

Lindner Th., Beharrung und Veränderung als geschichtliche Kräfte.

Philosophisches Jahrbuch. 13. Jahrgang. 3. Heft.

Tonat J., Zur Frage über den Begriff des Schönen.

Philosophische Studien. 16. Band.

Heft 1. 2. Reiwer Smith Margarethe, Rhythmus und Arbeit.

Heft 3. Zeitler J., Tachistoskopische Untersuchungen beim Lesen.

Zeitschrift für **Psychologie** und **Physiologie** der Sinnesorgane. Band 24. Heft 3 4.

Ebenhaus Th., Über Verallgemeinerung der Gefühle.

Abhandlungen zur **Philosophie** und ihrer **Geschichte.** Heft 13.

Saiao Kumetaro, Prolegomena zur Bestimmung des Gottesbegriffes bei Kant.

Kantstudien. Band V.

Heft 1. Hartmann E. von, Kant und der Pessimismus.

Richter R., Ein ungedruckter Fichtebrief

Vaihinger H., Die neue Kantausgabe: Kants Briefwechsel. — S. 88 f. Mit Lavater. S. 90. Mit Hamann. S. 96 f Mit Mendelssohn.

Heft 2. Varia: Neue Nachrichten über Kants Großvater.

Theologische Zeitschriften.

Theologischer Jahresbericht.

18. Band. Ergänzung zur 2. Abteilung. Hegler Alfr., Kirchengeschichte von 1648 an.

19. Band, enthaltend die Litteratur des Jahres 1899. 2. Abteilung. Lüdemann, Preuschen, Ficker, Loesche, Kohlschmidt, Lehmann und Hegler, Historische Theologie.

Stimmen aus Maria Laach. Ergänzungshefte. Nr. 74.

Huonder Ant., S. J., Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Missionsgeschichte und zur deutschen Biographie.

Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung. 13.

Goethes Lebensweisheit in ihrem Verhältnis zum Christentum.

II. **Zeitschrift** für **katholische Theologie.** 24. Jahrgang.

3. 4. Quartalheft Nostitz Rieneck R. von, Das Triumvirat der Aufklärung. Ecrasez l'infâme. — Friedrich II., d'Alembert, Voltaire. III. Die Allianz der Fürsten und der Philosophen IV. Die Krisen des Triumvirats.

Paulus N., Protestantisches Bücherverbot im 16. Jahrhundert.

Der Katholik. 80. Jahrgang.

Max. Reich P. A., Melanchthons Brief an Camerarius über Luthers Heirat vom 16. Juni 1525.

Schäfer J., V. J. Hundhausen. (Schluß.)

Juli. August - September. Paulus N., Über Wessel Gansforts Leben und Lehre.

Juli. Paulus N., Hat Modestus 1521 einen offenen Brief an Luther gerichtet? — Hat den deutschen Franziskaner Apobolymäus für den Verfasser der Epistola ad Lutherum.

September. Paulus N., Wimpina ist nicht der Verfasser der Centuria scriptorum insignium.

Oktober. Paulus N., Zur Biographie des Polemikers Weislinger.

Beiträge zur Förderung **christlicher Theologie.** 4. Jahrgang. 2. Heft.

Galley Alfr., Die Bußlehre Luthers und ihre Darstellung in neuester Zeit.

Zeitschriften für Bibliothekswesen.

Centralblatt für **Bibliothekswesen.** 17. Jahrgang.

Heft 7. Chauvin V., Les sources des Palmblätter de Herder et Liebeskind.

Heft 7. 9. 10. Schubert A., Die ehemaligen Bibliotheken der von Kaiser Josef II. aufgehobenen Mönchsklöster in Mähren und Schlesien, sowie die der Exjesuiten zu Teschen und Troppau.

Heft 9. Sarnow E., Die typographische Ausstellung zur Gutenbergfeier in Mainz.

Heft 10. Falk F., Zu den Marienthaler Drucken.

Herzog H., Zur Geschichte der Bibliothek Albrecht von Hallers.

Beiblatt: **Blätter** für **Volksbibliotheken** und **Lesehallen.**

Jahrgang 1. Heft 7 8. Ebel K. und Noack K., Öffentliche Lesehallen und Volksbibliotheken im Großherzogtum Hessen.

Mitteilungen des **österreichischen Vereins** für **Bibliothekswesen.** IV. Nr. 3.

Ahn F., Joh. Manuels lateinische Drucke. (1575—1605.) Zur Bibliographie Österreich-Ungarns. Fortsetzung.

Zeitschrift für **Bücherfreunde.** IV. Jahrgang.

Heft 2/3. 5/6. Wolff E., Inwieweit stützt „Die Familie Schroffenstein" von Kleist her?

Heft 2/3. Hermann G., Die „Jugend" und ihr Künstlerkreis.

Wurzbach W. von, Aus Schillers Bibliothek.

Goebel Th., Die Verlagsanstalt F. Bruckmann in München.

Ebner Th., Krauß: Schwäbische Litteraturgeschichte. II.

Seliger P., Harnack: Essays und Studien zur Litteraturgeschichte.

Jellinek A. L., Verzeichnis der Berliner Universitätsschriften.

Heft 4. 5/6. 7. Schubert A., Einige unreproducierte Bücherfigueten.

Heft 4. Ehwald R., Der älteste Zeuge für Gutenberg. — W. Fichet 1472.

Ilgen J., Das Flugblatt des Theodoricus Ulsenius mit Dürers Bild des Pestkranken 1496.

Heft 5/6. Schnorrenberg J., Aus der Sammlung Heinrich Lemperts senior. — Die Kaiser aus dem Hause Habsburg. — Die Reformation. — Der dreißigjährige Krieg.

G., Zur Geschichte der englischen Komödianten.

Bruck J. G., Bemerkungen zu Schuberts Inkunabelfigueten.

Heft 7. Hermann G., Zur Geschichte der neueren deutschen Karikatur. I. Bis zur Napoleonischen Zeit.

Zobeltitz F. von, Festschriften zur Gutenbergfeier. I.

Leiningen-Westerburg K. E. Graf von, Eine neue Familiengeschichte. — Urkundenbuch der Familie von Zwehl.

Zeitschriften für Volkskunde.

Zeitschrift des **Vereins** für **Volkskunde.** Band 10. Heft 3.

Drechsler P., Schlesische Pfingstgebräuche.

Polívka G., Tom Tit Tot. Ein Beitrag zur vergleichenden Märchenkunde. — Nachträge dazu S. 325.

Mielke R., Verschwindende Erntegebräuche.

Kaindl R. F., Napoleons Gebete und Spottlieder.

Kaff Helene, Bayerische Geschichten.

Bünter J. R., Eine bearnische Bauernhochzeit.

Bacher J., Von dem deutschen Grenzposten Lusern im wälschen Südtirol. V. Geschichte in Luserner Mundart.

Höfler M., Der Klausenbaum. — Zur Geschichte des Weihnachtsfestes.

Kleine Mitteilungen: Meyer R. M., Ein Volkslied im Kindermunde. (O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt.) — Rehsener Maria, Der Tod von Basel, Spinnstubenlied in Pommern. — Bacher J., Die Prozession, mundartliches Gedicht aus dem Pintschgau. — Schütte O., Braunschweigische Dorfneckereien. — Müller Curt, Der Schlag mit der Lebensrute. — Strele R. von, Passionskomödien in Böhmen. — Schütte O., Braunschweigische Sprechübungen. Die Hornsprache im Volksmunde. Vernageln der Zahnschmerzen. — Weinhold K., Anfrage über Gebräuche und Aberglaube, die sich an den Anbau des Hirses knüpfen.

Das deutsche Volkslied. Jahrgang 2.

Heft 4. 5. 6. Poesie alten deutschen, noch jetzt fortbestehenden Volksglaubens, besonders in Bezug auf Brauch und Sitte. Gesammelt von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth.

Heft 5. Stibitz J., Volkskinderlieder.

Heft 6. Nagl J. W., Über die Sprache der echten Volksdichtungen.

Heft 7. Fraungruber H., Der Bachwirt. — Ein Volkssänger und Naturdichter in Aussee. Mit Proben.

Heft 8. Ditfurth L. von, Zur Lebensgeschichte des Volksliedforschers F. W. von Ditfurth.

Hauffen A., Ferdinand Raimund im Volksmunde.

Blätter für **Hessische Volkskunde.** 2. Jahrgang.

Nr. 1. Schulte O., Vom hessischen Osterhasen.

Strack A., Volkslieder.

Nr. 2. Dieterich A., Ein hessisches Zauberbuch.

Kraup, Allerlei Aberglauben.

Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde. 4. Jahrgang.

Nr. 3 4. 5. John A., Ein Egerländer Bauernhof vor 200 Jahren.

Ubl H., Absroth. — Bräuche. Aberglauben. Lieder, Tänze. Sagen, Schwänke.

John A., Egerländer Ackerbräuche. — Mit Benutzung handschriftlicher Aufzeichnungen von Mannhardt.

Huß K., Volksaberglaube.

Zeitschrift für **österreichische Volkskunde.**

Jahrgang 5. Heft 7 8. 11 12. Schwarzbach J. und Petak A., Todtendichtung. II.

Heft 7 8. Kleine Mitteilungen: Urban M., Ein Geleite-Brief und Geleite-Sprüche. — Englert A., Zu dem Kinderlied: „Zürnt und brummt der kleine Zwerg". — Meiße C., Zur Sage von der Habergeiß. — Schukowitz H., Altdeutsche Hausgeräthinschriften. —

Heft 9 10. Urban M., Volkshirtenlieder aus dem vorigen Jahrhundert.

Tiger F. K., Lied beim Pilotenschlagen.

Heft 11/12. Urban M., Alte deutsche Volkslieder. — Aus einem handschriftlichen Liederbuche des 18. Jahrhunderts in Plan in Westböhmen.

Hauffen A., Schiepek: Satzbau der Egerländer Mundart.

Jahrgang 6. Heft 1. Kleine Mitteilungen: John A., Die „Wilhelmine". (Viele Varianten dieses bekannten volkstümlichen Liedes.) — Ankert H., Glockensprüche aus der Leitmeritzer Gegend.

Heft 2. Kleine Mitteilungen: Urban M., Volkstümliches aus dem Planer Bezirke in Westböhmen.

Hittmair A., Bibliographie der oberösterreichischen Volkskunde 1898.

Heft 3. John A., Beiträge zum Volksaberglauben im Egerlande.

Hittmair A., Bibliographie der salzburgischen Volkskunde 1898.

Hauffen A., Volkskundliche Bibliographie der Deutschen in Böhmen 1898 und 1899.

Heft 4. Neuschel K., Das geistliche Kartenspiel.

Branky F., Das Bärentreiben. Jugendspiele.

Kleine Mitteilungen: Blümml E. K., Ein niederösterreichischer Hochzeitsbrauch des 18. Jahrhunderts. — Blümml E. K., Agrarische und Bienengebräuche aus Oberösterreich und Steiermark. — Ankert H., Bauopfer im nördlichen Böhmen.

Hittmair A., Bibliographie der tirolisch-vorarlbergischen Volkskunde 1898.

Blätter für **Pommersche Volkskunde.** Jahrgang 8. Nr. 9—12.

Haas A. und Knoop O., Neue Volkssagen aus Pommern.

Asmus F., Sitte, Brauch und Aberglaube bei Tod und Begräbnis im Kreise Colberg Cörlin.

Haas A., Beiträge zur Pommerschen Volksmedicin.

Haas A., Volksmärchen aus Pommern.

Haas A., Tiersagen, Tiergespräche und Deutungen von Tierstimmen.

Knoop O., Volkstümliches aus der Tierwelt. 17. Maus. 18. Ratte. 19. Haustiere. 20. Hecht.

Kufferow W., Hochzeitsbitterlied aus Jamund.

Mitteilungen der **Schlesischen** Gesellschaft für **Volkskunde.** VII.

Nr. 2. Weinhold K., Proben aus dem Schlesischen Wörterbuche.

Gusinde K., Über Totenbretter.

Scholz O., Das Gebote.

Drechsler P., Der Zippelpelz.

Nr. 3. Drechsler P., Das Rückwärtszaubern im Volksglauben.

Stibitz J., Die Weihnachtszeit einer deutschen Vorsängerfamilie.

Kühnau, Die Fenixmannla. — Zur Sage von den Venedigern.

Bauch B., 's Lied vum Zippelpelz.

Schweizerisches Archiv für **Volkskunde.** Jahrgang 4.

Heft 2. 3. Meier S., Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt.

Heft 2. Ringholz O., Die Ausbreitung der Verehrung des hel. Meinrad.

Rüttiman Ph., Volksglauben in Vals.

Heft 3. Zeiler A., Kirsche und Kirschbaum im Spiegel schweizerdeutscher Sprache und Sitte.

Liebenau Th. von, Der Ring des Gyges in der Schweiz. — Sagen und Aberglauben.

Reber B., Einige Sagen und Traditionen aus dem Freiamt im Aargau.

Miszellen: Tobler G., Zum Hexenwesen in Bern. — Landau A., Bemerkungen und Nachweise zum Wörterverzeichnis der Gaunersprache von 1735. — Küchler A. und Hoffmann-Krayer E., Brunnensuchen und Zauberrute.

Zeitschriften für Geschichte und Kulturgeschichte.

Zeitschrift für **Kulturgeschichte.** VII. Band.

Heft 5/6. Kohfeldt G., Zur Geschichte der Büchersammlungen und des Bücherbesitzes in Deutschland.

Tiefel Th., Zur Schandlitteratur kurz nach den Freiheitskriegen.

Petsch R., Krüger: Der junge Eichendorff.

3. Ergänzungsheft. Korp A., Eisenbart im Leben und im Liede.

Historische Zeitschrift. 85. Band. Heft 2.

Binz C., P. P. Laymann S. J. und die Hexenprozesse.

Historisches Jahrbuch. Band 21. Heft 2/3.

Duhr B., S. J., Neue Daten und Briefe zum Leben des P. Friedrich Spe. — Die eigenhändige Unterschrift des Dichters lautet immer Spe, die Zeitgenossen und die Ordensbibliographen schreiben meist ebenso und nur zuweilen Spee. Geboren ist er am 25. Februar 1591. Neue Einzelheiten zu seinem Leben, Briefe von, an und über Spe.

Schlecht J., Pirkheimers zweite Komödie gegen Eck.

Historische Vierteljahrschrift. Jahrgang 3. Heft 3.

Krebs J., Zur Beurteilung Holks und Aldringens.

Haake P., Die Jugenderinnerungen König Augusts des Starken.

Deutsche Geschichtsblätter. Band 1.

Heft 9. Hansen R., Zur landesgeschichtlichen Forschung in Schleswig-Holstein.

Historische Museen deutscher Städte. — Frankfurt a. M. Köln. Leipzig. Breslau.

Lippert W., Heinrich Theodor Flathe und seine Stellung in der sächsischen Geschichtschreibung.

Heft 10. Brunner K., Fünfzig Jahre oberrheinischer Geschichtsforschung. — Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 1850—1900.

Denkschrift von Paul Kalkoff über die Bearbeitung der politischen Korrespondenz Karls V.

Heft 11/12. Wäschke H., Ortsnamen-Forschung.

Sammlung von Reiseberichten und Tagebüchern.

Historische Monatsschrift. I. Nr. 1.

Funck H., Briefwechsel zwischen Merck und Lavater.

Historisch-politische Blätter. Band 126.

Heft 2. 3. Lauchert F., Pastors Neubearbeitung der deutschen Geschichte Janssens.

Heft 4. Arens E., Friedrich Wilhelm Weber. — Schwering: Weber.

Heft 6. 7. Walter F., Die moderne Kunst in der neueren sozialistischen Litteratur.

Erläuterungen und **Ergänzungen** zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. II. Band. 1. Heft.

Thurnhofer Frz. X., Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, Humanist und Luthers Freund (1457—1523). Ein Lebensbild aus der Zeit der beginnenden Kirchenspaltung in Deutschland.

Revue des **études historiques.** 66 Années.

Nr. 1. Curzon H. de, Bibliographie critique de Franz Schubert.

Nr. 5. Mirot L., Un humaniste et un reformateur catholique au XVI siècle. — Nach Paquier: Aléandre.

Geschichtsblätter des deutschen **Hugenotten-Vereins.**

VIII. Zehnt. Heft 9. Bonin T., Aktenmäßige Geschichte der Waldenser Siedelung Mörfelden-Gundhof.

Heft 10. Urkunden und Register.

IX. Zehnt. 1. Heft. Sauberschwarz Alfr., Schönenberg in Württemberg.

2. und 3. Heft. Illert, Neu Isenburg.

4. 5. Heft. Koch Rud., Geschichte der französisch deutsch reformierten Gemeinden zu Bützow in Mecklenburg-Schwerin.

6. 7. Heft. Neubauer, Geschichte der französisch-reformierten Gemeinde zu Zweibrücken.

8. 9. Heft. Villaret H., Die hugenottische Pfarrgemeinde zu Hameln. I.

10. Heft. Tollin P., Urkunden zur Geschichte hugenottischer Gemeinden in Deutschland und Register.

Mitteilungen der königl. **preußischen Archivverwaltung.**

Heft 1. Koser Rhold., Über den gegenwärtigen Stand der archivalischen Forschung in Preußen.

Heft 2. Bär Max, Geschichte des königl. Staatsarchivs zu Hannover.

Heft 3. Bär Max, Übersicht über die Bestände des königl. Staatsarchivs zu Hannover.

Heft 4. Hille Geo., Übersicht über die Bestände des königl. Staatsarchivs zu Schleswig.

Korrespondenzblatt des **Gesamtvereins** der **deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.** Jahrgang 48.

Nr. 2. Bloch H., Die geschichtliche Einheit des Elsaß.

Nr. 3/4. Lienhart H., Die Sprachkarte des Elsaß.

Nr. 5/6. Bohnenberger K., Zur Ortsnamenfrage.

Nr. 7/8. Schiber A., Zur Ortsnamenforschung. — Erwiderung auf Wittes Aufsatz in 47 Nr. 9/10. Dazu Erklärung von Witte in Nr. 9.

Mitteilungen der **Anthropologischen Gesellschaft** in **Wien.** Band 30. Heft 3.

Weißbach A., Die Deutschen Kärntens.

Zeitschrift für **Sozialwissenschaft.** 3. Jahrgang. Heft 7/8. 9.

Oppenheimer F., Nationalökonomie, Soziologie, Anthropologie.

Volkswirtschaftliche Abhandlungen der **badischen Hochschulen.** 4. Band. 3. Heft.

Weber Marianne, Fichtes Sozialismus und sein Verhältnis zur Marxschen Doktrin.

Anhang.

Schweizerische Zeitschriften.

Bearbeitet von E. Hoffmann-Krayer in Zürich.

Anzeiger für **schweizerische Geschichte.** Band 21. Nr. 3.

Farner A., Die zeitgenössischen Berichte über den Ittinger Sturm. (Schluß.)

Garofalo F. P., Sull' antica storia della Vallis Poenina.

Bernoulli A., Zur Sage von den drei Eidgenossen.

Jecklin F., Zur Geschichte der Wiedertäufer.

Dettling A., Zum Artikel: Redings Reformvorschläge betreffend die Neugestaltung des schweizerischen Heerwesens im Jahre 1797.

Schweizer Archiv für **Heraldik.** Band XIV. Nr. 3.

Ganz P., Das Wappenbuch des Stadtschreibers Rennward Cysat von Luzern 1581.

Archiv des **historischen Vereins** des Kantons **Bern.** XVI. Band. Heft 1.

Plüß A., Die Freiherren von Grünenberg in Kleinburgund.

Beiträge zur **vaterländischen Geschichte.** Herausgegeben vom historisch-antiquarischen Verein des Kantons **Schaffhausen.** Heft VII.

Wanner G., Frühgeschichtliche Altertümer des Kantons Schaffhausen. Mit einer Karte.

Bächtlin J. J., Ein Patrizierhaus.

Bächtold C. A., Die Schaffhauser Wiedertäufer in der Reformationszeit.

Schenkel J. J., Das Schweizervolk in seinem Essen und Trinken.

Schweizerische Lehrerzeitung. 45. Jahrgang.

Nr. 28. Die kulturhistorischen Stufen.

Nr. 32. J. Sch., Die Phantasie im Dienste des Sprachunterrichts.

Schweizerische pädagogische Zeitschrift. X. Jahrgang. S. 229 ff.

Walzel O. F., Von 1870—1900. Strömungen der neuesten deutschen Litteratur.

Pestalozziblätter. XXI. Jahrgang. S. 41 ff.

Hunziker R., J. J. Reithard über Pestalozzi.

Schweizerische theologische Zeitschrift. XVIII. 3.

Peters R., Der ungerechte Haushälter und die Gleichnisfrage.

Staub W., Religionsgemeinschaft und Individualität.

Hadorn W., Die Inspirierten des 18. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung ihrer Beziehungen zur Schweiz.

La **Liberté chrétienne.** Juniheft.

Grandjean A., Zinzendorf et l'origine des missions modernes.

Monod L., Un catholique évangélique. Pierre Rosegger, le poète styrien.

Revue de **Théologie** et de **Philosophie.**

Nr. 3. Comba E., Luther à Rome.

Nr. 4. Tissot D., La Dialectique de Schleiermacher.

Berner Studien zur **Philosophie.** Herausgegeben von L. Stein.

23. Heft. Roßig-Prochnik F., Zur soziologischen Methodenlehre mit besonderer Rücksicht auf Herbert Spencer.

24. Heft. Lichtenstein A., Lotze und Wundt.

Die Schweiz. Jahrgang IV.

Nr. 13. 15. 18. L. P. B., Unveröffentlichte Übersetzungen Heinr. Leutholds.

Nr. 22 23. Betz L. P., Heinrich Heine. Stimmungsbilder aus seinem Leben und aus seinen Liedern.

Schweizerische Rundschau. Band I. S. 1 ff.

Gisler A., Der Prophet des Übermenschen. (Skizze über Friedr. Nietzsche.)

La **Semaine littéraire.** Genève.

Nr. 354. Vallette G., Les comédies de Monsieur Fulda.

Nr. 356. Guilland A., Jacob Bächtold.

Nr. 358. Muret M., Le théâtre et le peuple.

Engadin Express. Samaden. Band I. Nr. 26.

Farner U., Das Baden in alter und neuer Zeit.

Sonntagsbeilage der **Allgemeinen Schweizer Zeitung.**

Nr. 44. Jacob Wackernagel, Max Müller.

Nr. 49. Bornemann W., David Friedr. Strauß' Stellung zu Religion und Christentum.

Der Bund.

G. E. H., Vom anakreontischen zum patriotischen Liede.

Sonntagsblatt des „Bund".

Nr. 33—36. Hügli E., Heinrich Heine als Philosoph.

S. 291 ff. Fränkel J., Hugo von Hofmannsthal.

Neue Zürcher Zeitung.

Nr. 239. Schott Sigm., Aus Ludwig Bambergers Erinnerungen.

Nr. 273. Schnorf K., Sprache und Ethik. (Referat eines Vortrages von Dr. Ed. Schwyzer.)

Nr. 241. Morf H., Deutsche und Romanen in der Schweiz.

Nr. 307. Schnorf K., Die Mundart und der Deutschunterricht. (Referat.)

Nr. 317. Hunziker R., J. J. Reithard, ein schweizerischer Balladendichter (1805—1857).

Nr. 339. Spitteler C., Meine poetischen Lehrjahre.

Nr. 349. Fränkel J., Ludwig Jacobowski.

Französische Zeitschriften.

Bearbeitet von Ch. Senil in Paris.

Revue des deux Mondes.

15 janvier. T. de Wyzewa, Cent ans de littérature allemande.

1er avril. C. Benoist, La morale de Bismarck.

15 avril. Ernest Seillière. L'influence française dans la littérature allemande contemporaine. — Arno Holz.

1er octobre. T. de Wyzewa, A propos de la mort de Nietzsche.

Revue universitaire.

15 juillet. H. Lichtenberger, Critique du livre de Ehrhard sur F. Grillparzer.

Revue de Paris.

1er juillet. Romain Rolland. Le roman comique d'un musicien allemand.

1er octobre. Henri Lichtenberger, La France et l'Allemagne jugées par Nietzsche.

Le correspondant.

25 mai. E. Keller, La cathédrale de Strasbourg.

10 juin. J. Delaporte, Comment Guillaume II renvoya Bismarck.

Revue Bleue.

11 août et 15 septembre. Masson-Forestier. Impressions d'Allemagne.

18 août. M. Wolff, Goethe, Napoléon et Talma.

8 septembre. Edouard Schuré, Nietzsche en France et la psychologie de l'athée.

13 octobre. Adolphe Boschot. Sur Mozart, sur la Poésie et la Beauté.

Enseignement secondaire.

8 octobre. Henri Bernès. Situation des professeurs de l'enseignement secondaire en Prusse.

Revue des Universités françaises et étrangères.
Octobre-décembre 1899. C. Joret, Mme de Staël et la cour littéraire de Weimar.

Revue critique de histoire et de littérature.
N° 8 (année 1900). Betz, La littérature comparée (A. C.).

Revue encyclopédique.
6 janvier. H. Lichtenberger, La littérature nietzschienne.
2 juin. J. de Gaultier, De Kant à Nietzsche.
23 juin. L. Vernols, La littérature en Allemagne.

Nouvelle Revue.
Octobre. Georges Grappe, La femme d'après Nietzsche.

Revue blanche.
1er février. M. Harden, Conversation sur l'Allemagne.

Revue des Revues.
1er février. J. Bainville. Les descendents des réfugiés et d'émigrés français dans l'Allemagne contemporaire.

Le Temps.
7 février. *·*·*, Un Allemand chez Victor Hugo.

Journal des débats politiques et littéraires.
15 décembre 1899. André Hallays. Le tombeau de Henri Heine.
17 janvier. H. Ficrères-Gevaert, Ulenspiegel en Flandre.
7 mars. Arvède Barine, Goethe et Bettina.
30 mars. Maurice Muret. Le mystère de la passion à Oberammergau.
23 mai. Henri Welschinger, Bismarck.
3 juillet. Maurice Muret, Napoléon et Goethe.
27 août. Maurice Muret, Les origines de la presse allemande.
29 août. Augustin Filon, Du „Prig" et de ses variétés.
10 février. Maurice Muret. La nouvelle pièce de Gérard Hauptmann.
5 octobre. Ernest Seillère. Un roman politique en Allemagne. (Die letzte Wahl von Rudolph Stratz.)
7 novembre. Michel Bréal, Max Müller.

Nachrichten.

Es hat sich eine internationale „Gesellschaft für Romanische Litteratur" gebildet, deren reiches Programm die germanischen Litterarhistoriker zur Nachahmung aneifern sollte. Der Beitrag für Mitglieder beträgt jährlich M. 20. Anmeldungen zum Beitritt sind zu richten an Professor Dr. Karl Vollmöller, Dresden-A., Wienerstraße 25.

In Hauffens „Beiträgen zur deutsch-böhmischen Volkskunde" wird Alois John im Laufe des Jahres 1901 die lange verschollene Handschrift „Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer", die Rat J. S. Grüner im Jahre 1824 für Goethe und unter dessen anregendem Einfluß niedergeschrieben hat, nach dem Exemplar des Weimarer Goethe-Archivs herausgeben. Auch die acht schönen Bilder zu Brauch und Volkstracht des Egerlandes, die Grüner gemalt und der Handschrift beigelegt hatte, sollen in dieser Ausgabe veröffentlicht werden.

Anton Schlossar in Graz giebt im Verlag der deutsch-österreichischen Litteratur-Gesellschaft in Wien Carl Gottfried Ritter von Leitners gesammelte Werke in drei Bänden heraus. Subskriptionspreis 6 Kronen.

Professor Dr. Heinrich Düntzer in Köln hat der dortigen städtischen Bibliothek 89 Originalbriefe von Goethe, Wilhelm und Alexander von Humboldt, sowie ein von Simrock eigenhändig geschriebenes Gedicht geschenkt.

Die Heidelberger Universitäts-Bibliothek hat aus Gervinus' Nachlaß 3157 Briefe erhalten; dieselbe Bibliothek hat zwei Tagebücher aus der Jugend des Historikers L. Häußer, in denen er unter anderem die Eindrücke einer Reise nach Paris niedergelegt hat, erworben.

Am 15. November starb in Innsbruck der greise Tiroler Dichter Adolf Pichler, dem unsere Zeitschrift als eine seiner letzten litterarischen Gaben die Ergänzung seines Briefwechsels mit Hebbel verdankt. Unser nächstes Heft enthält einen Nekrolog auf ihn von Julius Zung in Prag.

Am 16. Dezember, am Tage nach der Enthüllung des Wiener Goethe-Denkmals, für dessen Zustandekommen er die besten Kräfte seines Lebens eingesetzt hatte, verschied in Wien der Litterarhistoriker Karl Julius Schröer.

Am 24. Dezember starb in Frankfurt a. M. unser geschätzter Mitarbeiter Veit Valentin.

Von der dritten Auflage der Studien Adalbert Stifters (Pest 1850—1851 in 4 Bänden) haben sich bisher bloß die beiden ersten Bände (im Britischen Museum) auffinden lassen. Für den Nachweis eines vollständigen Exemplars wäre ich sehr dankbar.

A. Sauer.

In der Handschrift abgeschlossen am 15. Oktober 1900, im Satz am 6. Februar 1901.

Register.

Von Franz Spina in Mährisch-Neustadt.

Abeken H. 219.
Abraham a Sancta Clara 811.
Adermann aus Böhmen 392.
Adamberger Tom 202.
Adelmann von Adelmannsfelden Bern. 830.
Aelst van der, Paul 167.
Aesthetik, Socialpolitik und Entwicklungslehre 449—478.
Afrostichon 204. 821.
Albrecht Zovbie 349.
Alberus Er. 203. 431.
Aldrich H. 695.
Alexis Willibald 208. 215. 216. 440. 656.
Allmers Herm. 657.
Amerika. „Deutsche Litteratur" 195—202.
Amor und Psyche Stoff 683.
Andreae Wilhelmine („Laura") 348.
Annchen von Tharau 319—324.
Anzengruber Ludw. 214. 215. 220. 381. 404. 655. 660.
Arndt E. M. 615.
Arnim Achim von 159. 484 Anmerkung 3. 640. 530. 760 ff. 802 ff.
Arnim Bettina von 54—64 und Goethes Sonette). 657. 758 ff. 764 (Grabbe). 811.
Assing Rosa 403.
Auerbach Berth. 213. 214. 420.
Avancini Nic. 432.
Ayrer Friedrich (Silhouettensammlung) 424.
Ayrer Jakob 225—232.

Bächtold J. 402. 832.
Bacharach Jak. M. Salom. 79.
Bauernfeld E. von 205. 381. 404. 658.
Baumbach R. 819.
Beck Carl 651.
Behr Isachar Falkensohn 236—246 („Gedichte eines polnischen Juden").
Beireis B. Chr. 157.
Belisar-Stoff 428.
Bellum grammaticale 384.
Benda G. 243.
Béranger 205.
Bergmann Jos. von 406.
Bernays Mich. 203. 219.
Bertuch K. 395.
Bibliographie (s. auch: Zeitschriften). Bücher:
Allgemeines, Litteraturgeschichte, Ästhetik 397. 665.
Geschichte der Wissenschaften, Gelehrtengeschichte 405. 669.
Geschichte und Kulturgeschichte 407. 671.
Kirchengeschichte, Theologie 414. 675.
Buchdruck, Buchhandel 418. 678.
Bibliotheken, Archive 419. 679.
Bibliographie und Publicistik 419. 679.
Theater, Musikgeschichte 420. 678.
Kunstgeschichte 422. 679.
Geschichte der Philosophie 425. 680.
Geschichte des Unterrichts 426. 681.
Deutsche Litteratur in der Schule 427. 683.
Stoff- und Motivgeschichte 428. 683.
Volkskunde 428. 684.
Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten 430. 685.
15. und 16. Jahrhundert 431. 686.
17. Jahrhundert 432. 686.
18. Jahrhundert 433. 686.
19. Jahrhundert 440. 691.

Bidermann Jak. 686.
Binzer A. von 763.
Bismarck O. von 190 (als Redner). 218. 220. 385. 395. 413. 652. 674. 833. 834.
Bodmer J. J. 686.
Böhme Jak. 163.
Boie H. Chr. 236. 240. 347 Anmerkung.
Boileau-Despréaux N. 199. 602.
Boisserée Sulpiz 621.
Bonnet Charles de 351.
Börne Ludw. 358—366. 665.
Brahms Joh. 620.
Braun Fr. A. 640.
Brandes Joh. Chr. 219. 650. 654. 687.
Braunschweig Julius von 432.
Brentano Clem. 215. 760. 802 ff. 813.
Brinckmann John 440.
Brockes B. H. 433.
Bruckner A. 217.
„Bruder Rausch" 204.
Bruns Sophie 158.
Buchdruck 213.
Bühnensprache 203.
Bülow Otto von 610 f.
Bürger Gottfr. A. 112. 387. 639. 687.
Burckhardt J. 395.
Busch Wilh. 217.

Calaminus Georg 825.
Calderon de la Barca 163. 396.
Callenius 550.
Canitz F. R. von 199 f.
Carlyle Th. 205.
Chamisso A. von 384. 385. 440.
Charrière Mad. de 265.
Chodowiecki Dan. 18. 249 (Ramler, Goethe). 499 f.
Cochlaeus J. 395.
Constant H. Benjamin 521—526 (Goethe).
Cornelius P. 217.
Cramer K. Fr. 246. 255. 256 ff. 502.
Crotus Rubeanus 432.
Cuno Heinr. 208.

Dach Simon 319 ff.
Dacheröden Karoline von 348.
Daffinger-Smolenitz Marie 224.
Dalberg K. Th. von 348.
Defoe Dan. 392.
Deinhardstein J. L. 647.
Demetriusdramen 658. vgl. 205.
Denis Mich. 153.
Déry Julianne 691.
Dialektlitteratur, landschaftliches Princip 300. 398.
Dialog, im Roman des 18. Jahrhunderts 491.
Dickens Boz 509.
Diderot D. 272. 273.
Dingelstedt Fr. von 205. 215.
Ditters von Dittersdorf 219. 648.
Döbbelin 277.
Döbler Ludw. 215.
Dohna Christoph von 479.
Don Juan-Sage 384.
Döring Frau von 640.
Dorfgeschichte 641.
Droste-Hülshoff Anette von 440. 655. 657. 691. 823.
Duller 758.
Dumba Nic. 223.
Dusch J. J. 236.

Earles John 483.
Ebers G. 212. 396. 653.
Ebert Adolf 206.
Ebert K. E. 215. 646.
Ebner-Eschenbach Marie von 219. 220. 379. 382.
Eichendorff J. von 219. 220. 385. 640. 801—814 (Krüger). Vgl. 830.
Eichendorff Luise von 205.
Eichendorff Hermann von 802 ff.
Embden Charlotte 218.
Enderle von Ketsch 210.
Engel J. J. 266—291. 479—514 (Lorenz Stark). 433.
Enk von der Burg N. 381.
Eötvös 102.
Erasmus von Rotterdam 336. 390. 431.
„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht" 819.
Eschenburg J. J. 270. 512. 639.
Estherstoff 651.
Euphorion (Sauer) 205. 403. 404. 825.

Falk Joh. 687.
Fastnachtspiel 225. 383. 665.
Faust.
Faust Drama auf der Wiener Possenbühne 325—330.
Faust Aufführung in Komorn 328.
Faust Splitter des 16.—18. Jahrhunderts 683.

Feuerbach Ludw. 391.
Feuchtersleben E. von 218. 219.
Fichte J. G. 343. 389. 390. 680.
Fichhart Joh. 431. 709 f.
Fischer J. G. 185.
Fitger A. 404.
Flachsland Carol. 652.
Fleming Paul 432.
Flet Alwa 330.
Flir A. 98. 440.
Floia 686.
Fontane Th. 213. 216. 219. 396. 398. 651. 655. 656. 691.
Forster Remb. 347 Anmerkung.
Fouqué F. de la Motte 540.
Franz Robert 530.
Freiligrath F. 215. 216. 442. 642. 660.
Frey J. 214. 650. 691.
Freytag G. 217. 218. 385. 404. 413. 652. 658. 824.
Frischlin Nic. 211.
Fröhlich Katharina 316 (Brief Grillparzers).
Froschmeuseler, Neuer 386.
Fruchtbringende Gesellschaft 432. 825.
Fugger Fritz 594. 614. 625.

Gallmeyer Josephine 215.
Garve Chr. 512.
Gaudy F. von 213. 392. 657. 659.
Gebler Joh. Ph. von 178.
„Gedichte eines polnischen Juden" siehe Behr.
Geibel E. 213. 215. 641. 649. 819.
Gellert Chr. Fr. 266. 282. 289. 434. 486. 491. 498. 650.
Gemmingen O. H. von 272. 273 f.
Genlis, Gräfin von 301.
Genovefastoff 161 ff. 428. 823.
Gentz F. von 343. 646.
Gerhardt Paul 478—481.
German Theodor 621.
Gersdorff Henr. Kath. von 478.
Gerstenberg H. W. von 821.
Geßner Sal. 200.
Gieseke (Schauspieler) 173. 175. 180.
Grim H. von 404.
Gleim J. W. L. 220. 249. 434. 823.
Gluck C. W. von 234. 709.
Gluck Nanette 234.
Göchhausen Luise von 257. 395.
Göckingk L. F. G. von 249. 277.
Goethe August von 210. 654.
Goethe Elisabeth 254. 437.
Goethe Joh. Jakob 206. 386. 650.
Goethe Jak. Kaspar von 214. 435.
Goethe J. W. von.

Leben, Persönliches, Allgemeines.

191. 200 The Case against Goethe 212. 275. 436 Leipzig. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 384. 386. 387 (R. M. Meyer). 391. 392 Lempertz' Sammlung; vgl. 827. 396. 404 (Harnack). 421. 423. 426. 640. 641. 642. 645. 648. 650. 651. 652. 653. 655. 656. 657. 660. 661. 688 erste Weimarer Zeit. 689. 823.
Bilder 641.
Handschriften 435—436 (Brockhaus). 437.
Jahrbuch 204. 214. 640.
Chronik des Wiener Goethe Vereins 204. 641.
Weimarische Ausgabe 437. 688. 821.
Festschriften 434—438. 688.

Beziehungen, Äußerungen, Verkehr, Briefe.

Über: J. F. Behr 242. „Engels „Lor. Stark" 511. Platen 627. „Romant. Ödipus" 624 Ramler 248. Schulers „Räuber" 348. Schlözers Briefwechsel 252. Tiecks „Genovefa" 162. Über poetisches Schaffen an Schiller 234—235. Über Preußen und Berlin 250. 251. 253.
Einfluß von: Rousseaus „Pygmalion" 243. Schelling 404. Straßburg auf Goethes historische Anschauungen 396.
Einfluß auf: Eichendorff 812 ff. Th. Körner 253. 254. 255. Platen 612 f. 614. Schiller 351. Schopenhauer 201.
Beziehungen zu: Alexis 216. Bettina von Arnim 54—61 (Sonette). 834. 758 ff. (Briefwechsel mit einem Kinde). Béranger 205. Bismarck 688. Calderon 657. Chodowiecki 249 ff. Benj. Constant 521—526. Dante 688. W. von Diede 435. Gluck 234. Grillparzer 435. Minna Herzlieb 437. Kant 390. Knebel 437. Kolbe 437. Klopstock und Cramer 246—258 besonders 256.

Goethe.
Lavater 214. 501. Lenz 214. Rahel Levin 342. Henr. von Lüttwitz 403. Marianne Meyer 342. Napoléon I. 437. 715. 834. Niebuhr 437. Platen 609. 612 f. 614. 624. 627. Rautenstrauch 387. Nic. Rétif (Monsieur Nicola) 514—521. Ramberg 649. Crabb Robinson 255. Carol. von Sartorius 214. Frau von Staël 640. Voltaire 688 Zach. Werner 58.
Deutschböhmen 342. 643. England 656. Frankfurt 206. 435. 436. 643. Frankreich 215. Heidelberg 436. Italien 648. Wien 172 ff.
Antike 641. 657. 658. Archäologische Studien 386. Dramaturgie 435. Genealogie 688. Bildende Kunst 435. Rheinische Kunst 218. Medicin 688. Mathematik 653. Philosophie 390. 404. 645. Politik 250. 251. Religion 215. 390. 391. 402. 437. 650. 658. 688. 825. Romantik 437. 639. 658. Goethe und die Professoren 688. Volkskunde 393. 394. Wiener Zauberoper 172—181. Goethe als Naturforscher 435. 643. 688.
Äußerungen über Goethe von: Grabbe 547 ff. 758 ff. W. von Humboldt 341 f. E. C. Klüpfel 218. J. Paul 304. 312. Platen 609. 614. Wieland (1776) 708 ff. 712.
Gespräche mit: Benj. Constant 521—526. Frau von Seebeck und Grillparzer 435. 640.
Briefe: an J. Raabe 210. Karl August 159—160. 252. Kirms 715. Merck 250. Jacobi (über die „Vögel") 257. Frau von Stein 250. 252. Lavater 220. Neureuter 215. Sartorius 214. Christiane Vulpius 220. 435. Verschiedene Briefe 435—436. 437. 640.

Gedichte.
Goethe als Lyriker 219. 438. 640. 650. 823. 824. Balladen 388. 825.
An Schwager Kronos 640.
Erlkönig 640.
Euphrosyne 197. 217. 519.
Gott, Gemüt und Welt 640.
Heidenröslein 167—170.
Kleine Blumen, kleine Blätter 437.
Legende vom Hufeisen 640.
Musen und Grazien 253.

Goethe.
Paria 386.
Sonette 54—61 (Einfluß von Bettina). Sonett: „Die Liebende schreibt" 436.
Sträußchen, Das 206.
Vier Jahreszeiten 157—158.
Westöstlicher Divan 641.
Xenien 436. 640.

Dramen.
Brutusplan 715.
Clavigo 384.
Erwin und Elmire 21.
Falstaff-Fragment 640.
Faust. 197 (Calvin Thomas). 521 (B. Constant). 220. 387. 388. 402. 403. 404. 427. 438 Urfaust. 641 Verhältnis zur Antike. 642. 650. 823. 824 Pniower. 649. 656. 668. 683. 689 (Mystik). 823 Älteste Scenen. 834. 825.
I. Teil. Vorspiel (111—128) 197. „Verlassen hab' ich ...." 204. Böser Geist in der Domscene 387. 823. Erdgeist 435. 642. Walpurgisnacht 688.
II. Teil. Vers 106—108. 196 f. Pareen 197. Homunculus 198—199. Klassische Walpurgisnacht 199. Belehnungsscene 427. 436.
Paralipomena: Die beiden ersten 204. Elftes (Disputationsplan) 587—588. Neues Faust-Schema 713—716.
Anklänge in Grillparzers „Ahnfrau" 740.
Geschwister, Die 438.
Götz 387.
Jahrmarktsfest in Plundersweilern 248. 255. 258.
Iphigenie auf Tauris 170—172 (Recension). 427. 438. 689.
Mitschuldigen, Die 438.
Pandora 387. 823.
Stella 204.
Vögel, Die 242—258 („Schnabu").
Zauberflöte II. Teil. 172—181. 659.

Epen.
Ewiger Jude 253.
Hermann und Dorothea 196. 640.
Reineke Fuchs 427.

Proja.
Annalen 521.
Campagne in Frankreich 640.

Goethe.
Die guten Frauen 1.
Frankfurter Gelehrte Anzeigen 242.
Tagebücher 403.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten 278. 509. 510.
Wahlverwandtschaften 105 f.
Wahrheit und Dichtung 248.
Werthers Leiden 1—47 (philologische Betrachtungen von Seuffert). 105. 324—325 (Neues zur Urgeschichte). 482. 488. 491. 501. 502. 640.
Wilhelm Meister 105. 266. 484 Anmerkung 3. 511.

Sprache, Metrik ꝛc.
Alliteration 437.
Anatomiebild bei Goethe 248 f.
Familiengemälde bei Goethe 509. 510.
Reim 688.
Sprache im Alter 651.
Goethe Ottilie von 821.
Goldoni C. 274.
Görres J. 406.
Gotthelf Jer. (Bitzius) 188—189.
Gottsched J. Chr. 653. 656. 823.
Gottsched Luise A. 658.
Grabbe Chr. D. 399. 547—564 („Kosciusko"). 758—764 (Über Bettinas „Briefwechsel mit einem Kinde").
Graf 203. 216.
Grasberger H. 213. 396.
Gregorovius F. 204.
Greif M. 388. 825.
Grillparzer Fr. 314—316 (Ungedruckte). 541—547 (Treuer Diener). 724—758 (Quelle der „Ahnfrau"). 106 (Hero). 181. 205 (Jahrbuch, Ahnfrau, Jüdin, K. Ottokar). 210 (Bruderzwist). 220 (Anzengruber). 224. 310. 691 (Ahnfrau). 381. 399. 404. 651. 657. 660. 833. 691. 814—819 (Ehrhardt).
Grimm Jak. 207. 615. 642.
Grimm Wilh. 55. 670.
Grimmelshausen H. J. Chr. von 210. 383.
Groth Klaus 216. 217. 641.
Gruber Max von 603.
Grün Anast. 213. 404. 657.
Grüner J. E. 834.
Günderode Karol. von 403. 762.
Günther J. Chr. 641.
Gutenberg J. 677. 678. 827.
Gutzkow K. 217. 440. 691.

Hager Georg 231 Anmerkung 1.
Hahmann Frau 804 ff.
Haller A. von 662. 663. 827.
Halm Fr. 381.
Hamann J. G. 826.
Hammer-Purgstall J. von 661.
Hamerling Rob. 86 Anmerkung. 205. 647. 649. 660. 661. 691.
Hanswurst 173. 220.
Hardenberg K. A. Fürst von 358.
Hartenfels Ed. 548 f. 758.
Haschka L. L. 234.
Hätzlerin Klara 823.
Hauff W. 323. 440. 663. 822.
Haug Fr. 698.
Hauptmann Gerh. 200. 217. 388. 398. 649. 650. 653. 654. 691.
Haygarth John 695.
Hebbel Fr. 96—103 Briefwechsel mit A. Pichler. 162. 186—188. 387. 398. 399. 440. 648. 650. 651. 657. 665. 691. 693. 822.
Hebel J. P. 385. 665
Hefner-Alteneck J. H. von 220.
Heidenröslein 167—170.
Heine Heinr. 214. 215 (Briefe). 217. 218. 219. 220. 251. 359. 360. 440. 532. 534. 641. 649. 650. 652. 653. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 663. 668. 822. 832. 833. 834.
Heinse Wilh. 106. 216. 267. 491 f. 502. 657.
Hensler (Theaterdichter) 175.
Herbart J. F. 388. 389. 682. 824. 825.
Herbert M. 216.
Herder J. G. 2. 6. 7. 167 ff. (Heidenröslein). 204 (Kühnemann) 236 (Fragmente). 307. 308 ff. (Jean Paul). 319. 388 (Einfluß Kants). 427. 438 (Suphan, Grohmann). 643. 660. 682. 689. 710. 791 f. 824. 827.
Herloßsohn K. 219.
Hermann Nicol. 208.
Hermes J. H. 260. 267. 268. 298. 485 f. 488 f. 490. 491 f. 499. 501.
Hertz W. 651.
Herzlieb Minna 54.
Herwegh G. 661.
Heuß Stephan 414.
Heyden Friedr. von 613.
Heyse P. 108. 214. 220. 647. 648. 649. 651. 652. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661.
Heyse Theodor 204.

Hitzig Ed. 358.
Höck (Hock) Theob. 164 ff. 644. 651. 821.
Hölderlin Fr. 215. 649. 657. 689.
Hofer-Stoff 78—96. Vgl. 812.
Hoffmann E. T. A. 219. 440.
Hoffmann von Fallersleben F. 204. 819.
Hofmann von Hofmannswaldau Chr. 200. 686.
Hogarth 498. 500. 508.
Holtei K. 92. 551. 655. 661.
Hormayr J. von 79 ff.
Hottinger Jak. 160.
Howen Otto H. van der 207.
Huber Alf. 207. 212.
Huber L. F. 256—258 (Briefe an Schiller). 588.
Huber Therese 207. 259. 403. 588. 658.
Hübner Joh. 478. 438. 658.
Humanisten 210. 336 (Schülergespräche).
Humboldt W. von 208. 219 (Eichendorff). 270. 341—345 (Briefwechsel mit Schiller). 354 (über Th. Körner). 356—358 (Staatsmann). Vgl. 660. 387. 404 (Goethe). 512 („Lorenz Stark"). 519 (Rétif). 653. 716.
Hunnius Äg. 686.
Hutten U. von 431.

Iffland 276. 438. 689.
Immermann K. 78—96. 106. 107. 549. 658. 758. 759 ff. 812.
„In Böhmen liegt ein Städtchen" 819.
Inele- und Yarико-Stoff 174.
Iffel W. (Maler) 591 Anmerkung.

Jacobi Fr. Heinr. 246. 255. 257. 295. 305.
Jacobs Fr. 160.
Jagemann Karol. 395.
Jahn Fr. L. 218. 385.
Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte 203. 383.
Jesuitendrama 208. 209. 800.
Jonson Ben. 192.
Juden, russische 199.
Jung-Stilling J. H. 289. 489. 795.
Junges Deutschland 107. 184.

Kalb Charlotte von 307 f. 310. 519.
Kant J. 212. 221. 311. 351 (Schiller). 388. 389. 390. 420. 680. 826.
Karikatur, neuere deutsche 827.
Kaufmann Christ. 710.
Kausler Rudolf 186.
Kayser Ph. Chr. 709.
Keller Gottfr. 108. 189. 221. 441. 651. 658.
Kernell Ulrich 617.
Kerner J. 216. 384. 530. 532. 535. 641. 648.
Kestner Lotte 657.
Ketelsen J. H. 654.
Kettembeil 549. 550. 759.
Kind Friedr. 697.
Kinkel G. 214.
Király Jos. 657.
Kirchenlied, deutsch-protestantisches, in Amerika 199.
Kleist Chr. E. von 249. 257.
Kleist Heinr. von 84. 89 (Einfluß auf Immermann). 106. 187. 204 (Satzbau). 215. 218. 220. 355 (Mauerhof). 385 (Prinz von Homburg). 399. 441. 648. 650. 658. 683. 822. 827.
Klesheim A. Freiherr von 819.
Klettenberg Sus. von 652.
Klinger F. M. von 203. 216. 326. 438.
Klopstock Fr. G. 214. 235. 246 ff. 255. 256 (als Schubu in Goethes „Vögeln").
Klotz Chr. A. 233. 235—238.
Klüpfel E. C. 218.
Knebel K. L. von 240. 255. 257.
Knigge A. von 291. 491.
Komödianten, englische 639.
Kopisch A. 622 f.
Körner Gottfr. 259. 264. 277. 278. 511 f.
Körner Minna 260.
Körner Theodor 202. 303. 351. 354. 384. 441.
Kornthener J. F. 330.
Koschat Th. 819.
Kosciusko-Dramen 549. 550 ff.
Kotzebue A. von 174. 354.
Kriegslied, Württembergisches 153—157.
Krüdener Frau von 214.
Kruse Heinr. 219.
Kuhnau J. 438.
Kürnberger Ferd. 216.
Kurz-Bernardon 173.
Kurz Herm. 186. 641.
Kütner K. A. 241. 243.

Landschad Hans 131.
Lang A. H. von 207.
La Roche Sophie von 503.
Lafius Nol. 207.
Laube H. 100. 101. 213. 218. 661.
Lauer Jos. Carl 330.
Laurenberg J. 386.
Lavater J. K. 12 f. 210. 214. 220. 252. 392. 500. 501. 502 ff. 640. 663. 664. 665. 708 ff. 826. 830.
Leibnitz G. W. von 206. 209. 388.
Leitner Gottfr. von 404. 834.
Lenau Nic. 117. 393. 441. 532. 660. 691. 821.
Lenz J. M. R. 214. 487. 660. 708. 711.
Lenz Friedr. David 711.
Lessing Gotth. E. 2. 169. 214. 388. 439 Erich Schmidt. 318 über Dedekind Koromandel. 235. 236. 239 Anmerkung 1. 272. 497. 499 J. J. Engel. 402. 439 Verhältnis zur Antike. 650. 653 Borinski. 651 Muncker. 689 (Lachmann).
Emilia Galotti 343 (Ramdohr). 690.
Erziehung des Menschengeschlechts 351.
„Freigeister, Naturalisten, Atheisten" 219. 439. 821.
Hamburg. Dramaturgie 384. 499. 822.
Laokoon 439.
Minna von Barnhelm 198 (Drucke und Nachdrucke). 822.
Nathan 216. 402. 683.
Unbetannter Aufsatz 656.
Lessing Karl 238. 239 ff.
Leuthold Heinr. 832.
Levetzow Ulrike von 204. 220. 640. 652.
Levin Rahel 342.
Lewald Fanny 691.
Lichtenberg G. Chr. 216. 500. 502. 656.
Lichtwer 823.
Lieder, volkstümliche 819. aus den Kriegsjahren 1870/71 819. nationale aus Österreich 819.
Lingg H. 641. 649. 652. 691.
Liphard Ernst von 207.
Liscow Ch. L. 284.
Litteraturgeschichte, vergleichende 397. 796.
Loeben Graf 803 ff.
Löwen Joh. Friedr. 499.
Lucian 702.
Ludwig Otto 104—112 (Maria). 162 (Genovefa). 399 f. 484. 651. 692. 792.
Luther Martin 206. 385. 390. 402. 416. 431. 642. 648. 657. 658. 677. 683. 823. 826. 827. 830. 832.
Lüttwitz Henriette von 403.

Maccaronische Poesie 686.
Machiavelli N. 574.
Manuel Nic. 665.
Maria-Stoff 104—112. 792—795 (in der französischen Romantik).
Marlborough-Lieder 318 f.
Mathesius Joh. 208. 478. 586. 791.
Matthisson Fr. 242 f. 439. 621.
Maugis d'Aigremont 201.
Mayr Benitius 79 Anmerkung 3.
Medea-Stoff 683.
Meinhard Joh. Nic. 236.
Melanchthon Ph. 826.
Mencke B. (Philander von der Linde) 218.
Mendelssohn Moses 236. 239. 826.
Mengs Raf. 404.
Mercier Seb. 236 Anmerkung 3.
Merck J. H. 482 f. 711. 830.
Mertel F. 281.
Metzger Ambros (Meistersinger) 231.
Meyer Heinr. 404.
Meyer Konr. Ferd., Geschichte der Gedichte 112—139. 546—585. 764—791. 189 (französische). 218. 396. 441. 641. 648. 651. 653. 657. 659. 662. 664. 665. 824.
Meyer Mariamne 342.
Meyer Rich. M., 19. Jahrhundert 374—382.
Meysenbug Malv. von 221.
Miller Joh. Mart. 207.
Mimik und Physiognomik im Roman des 18. Jahrhunderts 497.
Minckwitz Joh. 822.
Mommsen Th. 217.
„Monate, litterarische 1776/7" 233—238.
Montanus Mart. 433.
Mörike E. 214. 402. 652.
Moritz K. Ph. 489. 503 f.
Moscherosch Joh. Mich. 699—702.
Moser G. H. 644.
Mozart W. A. 172—181 (Goethes Fortsetzung der „Zauberflöte").
Müllenhoff K. 393. 404.
Müller Friedrich (Kanzler) 762.
Müller Friedrich (Maler) 162.

Müller Johannes von 640.
Müller Wilhelm 195 f. 198. 201. 202. 205. 823.
Müller W. (Kapellmeister) 175.
Müllner Ad. 384. 591.
Mundt Th. 107. 111. 376.
Murner Th. 383. 683.
Musäus J. K. A. 206. 487. 502 f.
Mylius Christlob 689.

Napoléon I. 437. 715 (Goethe).
Naumann Balth. 210.
Neidhardt mit den Veilchen 428.
Nestroy J. 220
Neuber Karol. 658. 661.
Nicolai Fr. 235. 236. 251. 267. 268. 271 f. 275. 279 f. 283. 286. 291. 392. 482 f. 485. 490 f. 492.
„Niemand und Jemand" 647.
Nietzsche Fr. 215. 217. 681. 832. 833. 834.
Noë Heinr. 213.
Novalis Fr. von 214. 354. 402. 806 f. 824.

Oehlenschläger A. G. 653. 692.
Olearius Joh. 478.
Oper 170—172 (Wien).
Opitz M. 198. 431. 587. 646.
Ortsnamen, deutsche 333.

Pachler Faust 661.
Paoly Betty 647. 649.
Perinet 173. 174. 175.
Pestalozzi J. H. 604. 665. 832.
Pfizer Gust. 535.
Philander von der Linde (= Mencke B.) 218.
Picander 690.
Pichler Adolf 96—103 (Briefwechsel mit Hebbel). 215.
Pilarik J. G. 645.
Pirkheimer Wil. 699 f. 830.
Platen A. Graf von 88 Anmerkung. 442. 589—629 Tagebücher. 641. 659. 663. 683. 782 f. 788.
Polenlitteratur 428.
Pontanus G. 702.
Prechtler Otto 187.
Prehauser Gottfr. 220.
Preußen: Friedrich II. 206. 251. 387. 637. 644. 672. 822 und die deutsche Sprache. 826.
Preußen und Goethe 250 ff.
Prutz R. 376. 385.
Pseudo-Demetrius 205.
Pückler-Muskau Fürst 760.
Purcell Henry 698.
Putlitz G. H. G. von 213.
Pyra Imm. 702—707.
Pyrker Lad. 423.

Raabe W. 649.
Rachel Joach. 432. 686.
Raimund F. 181. 828.
Ramberg 649.
Ramler K. W. 239. 240. 243. 248—256 („Schuhu"). 697.
Raupach E. 162.
Rautenstrauch J. 387.
Rebhun Paul 646.
Recke J. F. 207.
Redwitz Osk. von 647.
Rehberg Fr. 343.
Reichardt J. Fr. 271. 512.
Reiske Ernestine 403.
Reithard J. F 833.
Rellstab L. 648.
Rétif (Réstif, Réctif) Nic. Edme de la Bretonne = Monsieur Nicola 514—521.
Reuter Fritz 217. 386. 692.
Richardson S. 167.
Richter Jean Paul: Nachlaß 61—78, 291—314. 389. 440. 443. 519 (Schiller). 612. 621. 643. 650. 658. 692. 814.
Riedel 234 ff. 236 ff
Riemer F. W. 27. 32. 714.
Rist Joh. 668.
Ritter Anna 649.
Rittershaus Emil 442.
Robert der Teufel-Stoff 684.
Robert Ludwig 355.
Robinion, Henry Crabb 255.
Robinson in der Weltlitteratur 216.
Roehn Kasp. von der 391.
Roman, siehe Engel J. J., des 19. Jahrhunderts 650. - Englischer 193—195.
Romantik, czechische 206.
Rosegger Petri R. 832.
Roquette Otto 403.
Rotenhan Herm. von 607.
Rousseau J. J. 234 (Pygmalion).
Rückert Fr. 204. 384. 612. 641. 661. 683. 695 Anmerkung. 697.
Ruge Arn. 376.

Saar Ferd. von 217. 651.
Sachs Hans 210. 231 Anmerkung. 391. 393. 431. 432. 650. 683. 822.
Sachsen-Weimar: Karl August 159—160 (Brief an Goethe). 234 f. 249. 256 (Klopstock). 255 ff. (über die „Vögel"). 388. 395. 517. 640.
Sackmann Jak. 641.
Sandrub Laz. 225.
Saratin Jak. 439. 650.
Sauter Ferd. 647.
Schad A. F. Graf von 412.
Schauenburg H. 692.
Schaumberger Heinr. 692.
Schede, Paulus Melissus 683.
Scheffel Joh. V. von 646.
Schelling F. W. J. von 609 f. 613. 617.
Schenk E. von 534.
Scherenberg E. 219.
Scherer Wilh. 376.
Schicksalsdrama 205.
Schikaneder Em. 172 ff. 325.
Schiller Fr. von.
341—345 Briefwechsel mit W. von Humboldt (Leitzmann). 348—349 Beziehungen zu Erfurt (Pick). 351—355 Einfluß auf Th. Körner. 355 Verhältnis zu H. von Kleist. 588 Briefwechsel mit Huber. 640 Brief an Goethe. 659 Brief 5. Juli 1798. — 2. 83 f. 87—90 Einfluß auf Immermanns „Trauerspiel in Tirol". 162 über Tiecks „Genovefa". 201 Revolution. 202. 205. 207. 212 in Lauchstädt 1803. 218. 219. 243 Rousseaus „Pygmalion". 277—279. 511 f. Beziehungen zu J. J. Engel. 337—356 Litteratur 1898, 1899. 342 Zeitungsplan 1792. 343 dichterische Individualität. 347 Tod. 345, 650 (Weltrich). 348 an Talberg. 350 Unsterblichkeitsglaube. 350 Kritiker. 389 in Gohlis. 399. 404. 421 Beziehungen zu Mannheim. 439 Philosophie, Musenalmanache. 690 Vergilstudien. 759, 761, 762 Grabbe. 790 Conr. Ferd. Meyer. 822 als Jurist. 824. 827.

Gedichte.
388. 683. 823. 824. 825.
Gang zum Eisenhammer 516 (Anregung Göthes).
Glocke 218. 220. 384. 822.

Schiller.
Siegesfest 822.
Xenien 278.

Dramen.
337—341 Kettner. (Schillers Planverzeichnis 339, vgl. 659). 439.
Braut von Messina 388.
Don Carlos 277 (Aufführung durch Engel). 404.
Fiesko 217. 683.
Jungfrau von Orléans 659. 683.
Macbeth 387.
Räuber 217 (Talbergs Bearbeitung). 349. 392 erste Drucke. 427. 660 Quellen.

Prosa.
Abfall der vereinigten Niederlande 683.
Geschichte des 30jährigen Krieges 387.
Horen 278.
Naive und sentimentalische Dichtung 350 (Gaede). 511.
Philosophische Briefe 344.
Sprache 388.
Schiller Friedr. (Pathe) 346 f.
Schiller Joh. Kasp. 150—153. 660.
Schlagworte 824.
Schlegel A. W. von 58. 310. 312. 403. 510. 532. 615. 639. 659. 692.
Schlegel Caroline 403. 811.
Schlegel Dorothea 403. 661. 810.
Schlegel Friedr. 403. 821.
Schmidt Julian 376.
Schönaich Chr. C. von 690.
„Schöne Seele" 652.
Schleiermacher F. D. 389. 390.
Schlosser J. G. 207. 210. 219.
Schlözer A. L. 251 ff.
Schmidt F. L. 276.
Schmidtlein Eduard 604 f. 607.
Schmolck Benj. 478
Schottelius 209.
Schramm 692.
Schreyvogel Jos. 205. 384. 404.
Schröder F. L. 266.
Schubart Chr. F. D. 647.
Schubert G. H. von 609.
Schücking Lewin 87 Anmerkung.
Schülergespräche, siehe Humanisten.
Schurz 532.
Schwab G. 535. 621.
Schwaben, Litteraturgeschichte 183—185 (Kraus). 185—186 (Fischer). 827.

Schwarzer Ernst von 102.
Schweizer A. 709.
Seracz Jac. 386.
Seckendorf Leo Freiherr von 395. 528.
Seidel (Goethes Schreiber) 6 ff.
Seidl J. G. 205.
Senn (Pfeifer) Joh. 661.
Seume J. G. 551. 659.
Seyler Abel 274.
Shaftesbury A. A. C. von 351.
Shakespeare W. 164 (Tieck). 190. 387. 639. 693.
Sickingen Fr. von 431.
Silvius Egranus (Wildenauer) 213.
Simrock Karl 697.
Sirmond Jaques 695.
Sleidanus 210.
Sokrates im 18. Jahrhundert 403.
Soldatensprache 204. 383. 386.
Sonnleithner Leop. von 326.
Spanien, Anteil an der deutschen Litteratur 640.
Spe Friedr. von 830.
Speckbacher 80.
Speculum humanae salvationis 196.
Spengler Lor. 212
Spielhagen Fr. 218.
Spieß Chn. Heinr. 177 Anmerkung 3.
Staël Anna Louise Germaine von 521. 640. 762.
Stägemann F. A. 410.
Stein Charlotte von 6. 250. 660.
Stelzhamer Franz 692.
Sterne Lawrence 199. 821.
Steub Ludwig 404.
Stieglitz Heinr. 763.
Stifter Ad. 205. 427. 644. 661.
Stoff- und Motivengeschichte siehe: Amor und Psyche, Belisar, Don Juan, Esther, Genovefa, Gral, Andr. Hofer, Jucle und Yarico, Kosciusko, Maria, Medea, Neidhart mit dem Veilchen, Robert der Teufel, Robinson, Böse Schwiegermutter 219, Sokrates, Tell, Tobias, Traum, Trinker, Tristan, Wallenstein
Stolberg F. L. von 654.
Storm Th. 213. 214. 217. 402.
Strauß Dav. Fr. 219. 402.
Sturm Jul. 647.
Sydow Josephine von 295.

Tannengesellschaft 432.
Tellsage 660.
Teuger Mariam (= Marie von Brussoczy) 205.
Terasson 172 f.
Theater (Schauspiel, Schauspieler) 399. 832.
Brünn 330 Anmerkung. 615 Mährische Censur.
Graz 420.
Mannheim 220. 420 f.
Nürnberg 210.
Wien: 170—172 Oper. 216. 218. 421 Hofburgtheater. 421 (Weilen). 654. Puppentheater 139—150. Zauberposse 172—181. Faustdrama 325—330.
Zrinyi-Aufführungen in Ungarn 209.
Thümmel A. W. von 284. 286. 289. 290. 291. 492.
Thun Leo Graf von 207.
Tieck L. 93. 106. 109 f. 162—165 (Genovefa). 182—183 (Novellen). 216. 313. 806 ff. 813. 821.
Tiedge Chr. A. 215.
Timme Chr. Fr. 349.
Titurel, jüngerer 198.
Tobias-Stoff im Drama 778—801.
Traum, in der Dichtung 219.
Treitschke H. von 216. 218. 221. 385. 413. 658.
„Trinkers fünf Gründe" 695—699.
Tristan und Isolde 387.
Truska Hel. 205.
Turczo Stan. 209.

Übersetzungen, Deutsche in Amerika 200.
Uechtritz F. von 101.
Uhland Emilie 527 ff.
Uhland Ludw. 202. 204. 214. 220. 383. 402. 404. 427. 442. 526—541. 621. 641. 683. 692. 716—724 („Speerwurf").
Umlauft Joh. 97.
Uz J. P. 220. 434.

Varnhagen von Ense K. A. 648.
Varnhagen Rahel von 442. 652.
Veit David 355.
Villers K. von 218.
Vischer Fr. 186. 192 (Shakespeare-Vorträge).
Vogl Joh. N. 442.
Vogl (Goethes Schreiber) 6 ff.

Volkslied 199. 200. 203. 207. 208. 209. 216. 218. 225. 334. 656. 685. 828. 829.
Volkstümliche Lieder 819.
Voll Matthäus 326. 327.
Vollstätter Konrad 201.
Voß Joh. H. 524. 615.
Voß Heinr. der Sohn 310.
Vulpius Christianne 181.

Wagner Chrin. 214.
Wagner Joh. Jak. 601.
Wagner Rich. 618. 649. 662.
Waiblinger W. 623.
Waldis Burk. 431.
Wallensteindramen 207. 209. Vgl. 388. 428. 650.
Walther von der Vogelweide 201.
Waser Pastor in Zürich 252.
Weber C. J. 696.
Weber C. M. von 214.
Weber Fr. W. 442. 692. 830.
Weckherlin Georg R. 48—54. 821.
Wedekind Chr. F. (= Koromandel) 317.
Weidmann Frz. 206. 330 Anmerkung.
Weidmann Josef 206.
Weidmann Paul 206. 326 Anmerkung 2.
Weise Christian 439. 686.
Weiße Chr. F. 167 ff. 656.
Weißenthurn Fr. von 212.
Welcker Frau von 531.
Werdum Ulrich von 2 8.
Werner Zach. 258. 354. 692.
Werthes Fr. A. Cl. 205.
Wessinger Anton 207.
Westenrieder L. 207.
Wezel J. K. 485.
Wieland Chr. M. 2. 160. 173. 174. 176 (Einfluß auf die Wiener Zauberoper). 179. 204 (Sixt und Klärchen). 218 (und Goethe). 234 f. 439 (Laur. Sterne). 267. 289. 492. 494 (Agathon). 298. 299. 327 (Nadine). 348 (über die „Räuber"). 484 Anmerkung 1. 522. 659 (Ungedruckter Brief). 665 (Bern). 691. 708—713 (Brief an Lavater). 821.
Wieland Ludw. 384.
Wigand P. 79 Anmerkung 3.
Winckelmann J. J. 237. 391.
Winnenburg Wilh. von 478 ff.
Winter Hans (Meistersinger) 231.
Wolf Ferdinand 206.
Wolf Friedr. Aug. 157.
Wordsworth W. 201.
Wörndle Kasp. 79 Anmerkung 3.

Zangenried Dan. 207.
Zauberposse siehe Theater.
Zedlitz J. Chr. von 393.
Zeißberg H. von 207.
Zeitschriften:
Philologische und litterarhistorische 203. 383. 639. 820.
Akademieschriften und Verwandtes 206. 642.
Historische Provincial- und Lokalzeitschriften 206. 643.
Belletristische und politische 213. 647.
Französische 221. 833.
Pädagogik. Schulgeschichte 387. 824.
Philosophie 389. 826.
Theologie 390. 826.
Kunst, Musikgeschichte 391.
Bibliothekswesen 391. 827.
Volkskunde 393. 828.
Geschichte. Geographie. Kulturgeschichte 395. 830.
Schweizerische Zeitschriften 661. 831.
Zeitungswesen 216. 419.
Zelter K. F. 355.
Zesen Ph. von 433. 651.
Zimmermann Rob. von 205. 396.
Zimmetshäuser Friedr. 153.
Zingg (Professor) 263.
Zinzendorf Nic. L. Graf von 440. 659. 664. 677. 832.
Zschocke H. 107. 207.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien

2980 4

BINDING SECT. APR 19 1971

PN
4
E8
Bd.7

Euphorion; Zeitschrift für
Literaturgeschichte

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY